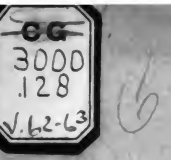
ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN




CG
3000
.128
V.62-63


Elizabeth Foundation,
LIBRARY
OF THE
College of New Jersey.

5 5

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIII. JAHRGANG, 62. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1879.

Inhalts-Verzeichniss des LXII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.



Programmenschau.

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Berichtigungen.

Zu den Sonetten Shakspere's.

Von

Hermann Isaac.

VI.

33—35. (XCVII—XCIX.)

Diese drei Sonette bilden ein Ganzes, dessen Theile zugleich selbstständig für sich bestehen können. Ueber ihre Zugehörigkeit zu dem bei Sonett 29 (Archiv, Band LXI, pg. 417) aufgestellten Cyclus ist bereits gesprochen worden. — Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber walten, dass ein Sonett wie 35 (XCIX) nicht an einen Mann gerichtet sein kann; Das dürfte höchstens H. Brown behaupten, der Alles als Satire auffassen will. Eine andre Frage wäre jedoch, ob sie nothwendig an die „dark Lady" gerichtet sein müssen, Gödeke — und mit ihm andere Kritiker (s. Elze, pg. 92) — meint z. B., Shakspere habe das XCVII. Sonett von London aus an seine Frau gerichtet, nachdem er den ersten Winter von ihr getrennt gewesen. Stricte zu beweisen, dass Das unmöglich ist, dürfte schwer halten. Ich glaube nun zwar, in dem XCIX. Sonett Beziehungen auf die Geliebte zu entdecken; indessen sind Diese keineswegs so offenbar, dass man sie als Beweis-Material verwerthen dürfte. Dagegen, die Gedichte in eine so frühe Zeit zu verlegen, möchte ihre innere und äussere Vollendung Einspruch erheben: man denke an die Venus-Adonis-Sonette des „Passionate Pilgrim". Dass Shakspere aber später noch zu

seiner fast 40jährigen Frau in dem Verhältniss eines galanten und eifersüchtig besorgten Liebhabers gestanden haben soll, wozu ihn diese Gedichte, mit jenem Cyclus in Verbindung gebracht, doch stempeln. Das scheint mir mit dem dunklen Liebes-Verhältniss ganz unvereinbar. Ich kann daher mit Gödeke nur seine autobiographische Auffassung dieser Sonette theilen.

Was den poetischen Werth der Sonette betrifft, so gehören sie zu dem Schönsten, was Shakspere gedichtet hat. Der Vergleich, den ich mir mit Bezug auf den dichterischen Charakter dieses Cyclus erlaubte, scheint mir auf diese Gedichte besonders zu passen. Die classische Schönheit, die den Gehalt dieser Gedichte bildet, ist die frische Naturempfindung, die tiefe Sehnsucht, die gewaltige Liebeskraft, die sie durchströmt. Das italienische Gewand ist die Bilderfülle, die Bilderpracht. Man kann die Ueppigkeit der dichterischen Phantasie, die in ihnen treibt, nur mit des Dichters eigenen Worten genügend bezeichnen: es ist „the wanton burden of the prime". Wir haben hier nicht etwa das blosse Spiel einer Phantasie, die sich daran ergötzt, die entferntesten und heterogensten Dinge zum Vergleiche heranzuziehen — wie wir es so häufig in den italienisirenden Gedichten finden: ein Bild wie das andere ist poetisch gerechtfertigt, aus der ganzen Fülle strebt Jedes für sich, die Stimmung des Dichterherzens zum energischen Ausdruck zu bringen. Und diese so gewaltig concentrirte Poesie entwickelt in der streng geschlossenen vierzehnzeiligen Form eine poetische Wirkung, wie sie eine freiere, weitere Form nie zu Wege bringen könnte. Ich möchte das XCVII. Sonett geradezu als den classischen Gipfelpunkt der in Italien erwachsenen Renaissance-Lyrik hinstellen. Grösseres konnte sie nicht leisten, und annähernd Grosses ist von Keinem der mir bekannten Lyriker, Michelangelo ausgenommen, geleistet worden. Wenn wir sehen, wie die meisten Dichter diese Form nur dazu benutzt haben, um ihre fernen Vergleiche, ihre gedrechselten Wortwitze, ihre unsinnigen Antithesen, ihre vor allzu grosser Schärfe stumpfen Concepte zur Schau zu stellen, um darin zu winseln und zu tänzeln: dann müssen wir Shakspere als Lyriker besonders hochhalten, der ihr mit seiner Gefühls- und Gedankenmacht einen Inhalt und eine Bedeutung

gegeben hat, wie sie vor und nach ihm nicht wieder gehabt hat. Wir dürfen dann auch nicht mehr in die Verketzerungen Derjenigen mit einstimmen, die das Sonett — diese Form, die zu lang und zu kurz zugleich, niemals aber lang oder kurz genug ist — als jeder tieferen poetischen Wirkung unfähig, womöglich aus der Literatur verbannen möchten. Das Studium dieser Form bei Shakspere lehrt uns, dass das Sonett nur albern geworden ist durch den albernen Inhalt, den Poetaster hineingossen, dass es aber, meisterhaft gehandhabt, zu lyrischen Kraft-Wirkungen sich eignet, wie sie keine andere poetische Form hervorbringen könnte. Freilich ist zu solchen Wirkungen vor Allem erforderlich ein grosser Dichter. — Es giebt eine kleine Anzahl von Sonetten, die ich noch höher stellen möchte, als XCVII. In ihnen zeigt sich uns die classische Dichternatur, befreit von allem italienischen Putz, in ihrer einfachen Erhabenheit. Diese Sonette, von denen wir Eins zu betrachten Gelegenheit haben werden, sind schön für jeden Geschmack, für alle Zeit, von ewiger Jugend.

Zur besseren Würdigung dieser drei Sonette werde ich Leistungen der hervorragendsten zeitgenössischen Dichter danebenstellen: gerade in dem Tone dieser Stimmung hat Shakspere recht ansehnliche Vorbilder gehabt.

Wenden wir uns nun zum ersten, dem bedeutendsten Sonette, so werden sich die mir nothwendig erscheinenden Bemerkungen am Besten im Anschluss an eine sinngemässe Uebersetzung machen lassen:

„Wie gleich dem Winter war die Zeit der Ferne von dir, der Maienlust* des flücht'gen Jahrs! Wie fühlt' ich Frost, wie trübe Tage sah ich! Decembers graue Oede** weit und breit! Und doch, die Trennungszeit*** war Sommerszeit,

* Das nur kann „pleasure (of the fleeting year)“ als Gegensatz zu „Winter“ heissen. Bodenstedt übersetzt etwas opernhaft: „mein Glück, mein Leben.“

** „old December's bareness“. Wenn Delius „bareness“ als Erklärung zu „old“ fasst und mit „Kahlköpfigkeit“ übersetzen will, so giebt er dem Worte eine Bedeutung, die es sonst nach dem Shakspere-Lexicon nicht hat und ersetzt zwei ausdrucksvolle Bilder durch ein wenig poetisches. Der December ist altersgrau und kahl, schmuckentblösst.

*** „time removed = time of absence“, wie „absent time“ (R. II, II, 3, 79) und „absent hours“ (Oth. III, 4, 174). Vergl. auch „imprison'd absence“ (S. 32 [LVIII]).

dann* kam der schwangre Herbst, geschwellt von üpp'gem Nachwuchs: nach seines Gatten Tod ein Witwenschoss, trug er des Frühlings Liebeslast.** Doch diese Segensfülle schien mir Nichts als Waisenhoffnung,*** vaterlose Frucht; bei Dir nur ist des Sommers Lust, und bist Du fort, sind selbst die Vöglein stumm, und singen sie, ist's solche Trauerweise, die bleich die Blätter macht, schauernd in Winterfurcht." †

---

* Die Quarto hat „The teeming autumn". Die Stelle muss wohl verderbt sein. Der bestimmte Artikel ist hier unpassend, und es fehlt die Verbindung mit dem Vorhergehenden. Der Fehler steckt also in „The". Schon Capell (MS.) setzte „And" dafür, welche Lesart indessen allgemein nicht anerkannt worden ist. Ich glaube, Shakspere sagte „Then", das er nach der Sitte jener Zeit „Thē" oder „Thē" schrieb. Durch flüchtige Abschrift mochte sich dafür schliesslich „The" eingebürgert haben, zumal da sich die Stelle mit dem bestimmten Artikel zur Noth lesen lässt. — Man findet in Schriften jener Zeit sehr häufig das Schluss-n oder -m besonders kurzer Silben durch einen Strich oder Circumflex über dem Vocal ersetzt. So liest man bei Gascoigne (Ausg. 1575): (*m*) cōmend, cōmodious, whō und whō, thē und thē (them), frō etc.; (*n*) thā, cā, gentlewomā, servāt, warrāt, hāgeth, strāge, whē, thē (then), gottē, ladē, brethrē, childrē, gentlemē, mēs, strēgth, offēces, impatiēt, studēt, peradvēture, upō, expectatiō, cōtinual, cōtroversie, lōg, tōgue, soūd. Diese Auslassung von m und n ist keineswegs Regel, sondern im Gegentheil ist die volle Schreibung der Worte viel häufiger. Gascoigne verführt dabei ganz willkürlich; so schreibt er in derselben Zeile „gentlewomā" und „gentlewoman", „thē" und „then". — Lodge (Phillis, Elstred etc. 1593) ist viel sparsamer mit der Auslassung von m und n.

** Gildemeister übersetzt:

> Und doch war Sommerszeit die Zeit des Bannes,
> Die schwangre Herbstzeit, die des Segens voll,
> Wie eine Witwe eines todten Mannes,
> Von Frühlings üpp'gen Leibesbürden schwoll.

Jordan ebenso originell wie original:

> Doch Sommer war die Zeit, die so vergangen,
> Und reicher Herbst, der in dem Wittwenrest (?)
> Der Blüthen (?) das zu Früchten schwellen lässt,
> Was sie vom todten Gatten Lenz empfangen.

Vielleicht wird diese schlechte Behandlung eines schönen Textes durch die sehr grosse Schwierigkeit der metrischen Uebersetzung etwas entschuldigt. — Vergl. übrigens M. N. D. II, 1, 112, wo von einem „childing autumn" gesprochen wird.

*** „hope of orphans Hoffnung auf Waisen". Dass wir hier einen objectiven, und nicht einen subjectiven Genitiv vor uns haben, wie die Mehrzahl der Uebersetzer annehmen, scheint mir nach dem erklärenden Zusatz „unfather'd fruit" ganz zweifellos.

† Jordan übersetzt:

> Und singt ein Vogel, ist's die Trauerweise:
> „Das Laub wird gelb, der Winter kommt, ich reise."

Man vergleiche nun mit diesem Sonette das 88. aus Sidney's „Astrophel and Stella".*

Bei dem XCVIII. Sonett habe ich nur darauf aufmerksam zu machen, dass V. 11. 12

They were but sweet, but figures of delight,
Drawn after you, you pattern of all these

wieder auf den im 29. (CXIII.) ausschliesslich behandelten Gedanken, dass der treue abwesende Liebhaber in Allem die Geliebte sieht, zurückgreifen; und ich glaube damit meine Ansicht von der Zusammengehörigkeit dieser Gedichte nach Zeit und Veranlassung zu stützen.**

Das Thema dieses Sonetts, die Trauer des Liebenden, während die ganze Natur im Frühlingsschmucke lacht, ist, wie von den Provençalen und den deutschen Minnesängern, auch von den Italienern und Engländern der Renaissance häufig behandelt worden. Und es wäre wunderbar, wenn wir in jenem gewaltigen Geistes-Frühling nicht auch auf diesem Felde wunderschöne Blumen finden sollten. Ich glaube daher, keinen

---

Diese etwas weit getriebene Personification scheint mir schon in das Gebiet der kindlich-frohen Märchen-Poesie überzugehen, passt aber herzlich schlecht zu der männlich-tiefen Wehmuth dieses wunderbaren Liedes.

* Lyke as the culver,[1] on the bared bough,
Sits mourning for the absence of her mate;
And, in her songs, sends many a wishful vow
For his returne that seemes to linger late:
So I alone, now left disconsolate,
Mourne to my selfe the absence of my Love;
And, wandering here and there all desolate,
Seek with my playnts to match that mournful dove:
Ne joy of ought, that under heaven doth hove,
Can comfort me, but her own joyous sight:
Whose sweet aspect both God and man can move,
In her unspotted plesauns to delight.
Dark is my day, whyles her faire light I mis,
And dead my life that wants such lively blis.

** Parallelstellen:

Such comfort as do lusty young men feel
When well-apparell'd April on the heel
Of limping winter treads, even such delight
Among fresh female buds shall you this night
Inherit at my house. Ro. I, 2, 26.

For even the spring is winter unto me.
Lodge, 1. Ekloge (Phillis etc.).

[1] dove.

Raum zu verschwenden, wenn ich mehrere Sonette der bedeutendsten Dichter anführe. *

* Das folgende Sonett Dante's (42 in der Uebersetzung von Kannegiesser und Witte, 2. Aufl., Brockhaus' Bibl. der Class. des Ausl., Leipzig 1842) entspricht nur in der Schluss-Wendung dem oben bezeichneten Thema nicht:

Anjetzo, wo Blumen sich und Blätter breiten
 Zum Schmuck der Welt ob Wies' und Bergeshang,
 Der Himmel abstreift Dunst und Eises Zwang,
 Und jedes Thier beginnet Festlichkeiten,
Sich Alles scheint zur Liebe zu bereiten,
 Die Vögel ihrer Lieder schönsten Klang,
 Von Klag' ablassend und von Wehgesang,
 Erheben durch der Höhn und Thäler Weiten;
In diesen Tagen, wo der Lenz mit neuen
 Hellgrünen Farben lieblich schmückt die Welt,
 Wird meine Hoffnung auch mit Glanz erhellt,
Gleich Dem, der Leben und der Ehr' erhält
 Vom hochgeliebten Herrn, dass seinen treuen
 Ergebnen Diener, mich, er werd' erfreuen.

Petrarca (Th. II, Son. 42):

Der weiche Zephyr bringt den Lenz zurücke
 Und Blatt und Blume, seine zarten Kleinen;
 Und Progne girrt bei Philomelens Weinen;
 Es eifert Weiss und Roth, was holder schmücke.
Den Fluren lacht der Himmel ohne Tücke,
 Zeus sieht mit Lust den Stern der Tochter scheinen;
 Es regt sich Gluth in Wassern, Lüften, Hainen,
 Und jed' Geschöpfe widmet sich dem Glücke.
Nur ich, unglücklicher, sah wiederkommen
 Nach Ihr des Sehnens Gram im tiefsten Herzen,
 Dess Schlüssel sie zum Himmel mitgenommen.
Und blüh'nde Flur mit Vogelsang und Scherzen
 Und schöne Frau'n, wie hold ihr Blick mich grüsste,
 Sie sind mir rauhe Schrecken einer Wüste.

Auch das bekannte und viel gepriesene Sonett Surrey's (Nott 19) mag hier seine Stelle finden, dessen frisches Naturgefühl sich sehr vortheilhaft von seinem mit klassischer Gelehrsamkeit prunkenden Muster abhebt, und das Nott nicht mit Unrecht „vielleicht das schönste Beispiel beschreibender Poesie in englischer Sprache“ nennt:

The soothe[1] season, that bud and bloom forth brings,
With green hath clad the hill, and eke the vale.
The nightingale with feathers new she sings;
 The turtle to her make[2] hath told her tale.
Summer[3] hath come, for every spray now springs,
 The hart hath hung his old head on the pale;
The buck in brake his winter coat he flings;
 The fishes flete[4] with new repaired scale;
The adder all her slough away she flings;
 The swift swallow pursueth the flies smale;[5]

[1] soft. [2] mate. [3] Hier Frühling (s. Nott 282). [4] float. [5] small.

Das XCIX. Sonett endlich mit seinen ganz im Zeitgeschmack gehaltenen Blumenvergleichen ist seinem absoluten

The busy bee her honey now she mings,[1]
  Winter is worn that was the flowers' bale,[2]
And thus I see among these pleasant things
Each care decays, and yet my sorrow springs.

Das folgende Sonett Sidney's (Sidera 7) soll nach Grosart in seiner Abwesenheit von Lady Rich gedichtet sein:

In wonted walks, since wonted fancies change,
  Some cause there is, which of strange cause doth rise;
For in each thing whereto mine eye doth range
  Part of my paine me-seemes engraved lyes.
The rockes, which were of constant mind the marke;
  In clyming steepe now hand refusall show;
The shading woods seeme now my sunne to dark;
  And stately hills disdaine to looke so low;
The restfull caues now restlesse visions giue;
  In dales I see each way a hard ascent;
Like late-mowne meades, late cut from joy I liue;
  Alas, sweete brookes do in my teares augment.
Rockes, woods, hilles, caues, dales, meads, brookes answer me:
Infected minds infect each thing they see.

Die folgende Ode von Thomas Lodge ist aus „Pleasant Historie of Glaucus and Scilla" 1610. (Ellis, Specimens of the Early English Poets. 4. Aufl. London 1811, II, 291.)

The earth, late choak'd with showers
  Is now array'd in green;
Her bosom springs with flowers,
  The air dissolves her teen,[3]
The heavens laugh at her glory;
Yet bide I sad and sorry!

The woods are deck'd with leaves,
  And trees are clothed gay,
And Flora, crown'd with sheaves,
  With oaken boughs doth play;
Where I am clad in black,
The token of my wrack.

The birds upon the trees
  Do sing with pleasant voices;
And chant, in their degrees,
  Their loves and lucky choices;
When I, whilst they are singing,
With sighs mine arms am wringing.

The thrushes seeke the shade,
  And I am fatal grave;
Their flight to heaven is made,
  My walk on earth I have:
They free, I thrall; they jolly,
I sad and pensive wholly.

[1] mingles. [2] destruction. [3] grief.

Werthe nach gewiss das Unbedeutendste.* Ich möchte es aber darum keineswegs mit einigen Kritikern abfällig beurtheilen. Es gewinnt bedeutend, wenn wir es als Glied des Trios betrachten: es löst die schwermüthigen Trennungs-Dissonanzen der beiden vorhergehenden Sonette in einen anmuthigen, liebeathmenden Schönheits-Preis auf. Der Schmerz der Sehnsucht kann den treuen Liebhaber nicht abhalten, der Geliebten diesen frischen poetischen Blumenstrauss aus der Ferne zu übersenden. — Es gewinnt ferner, wenn wir es mit ähnlichen zeitgenössischen Producten vergleichen. Halten wir z. B. das 64. Sonett von Spenser** daneben, das auch von Blumen-Ver-

Hinweisen möchte ich noch auf Rich. Edward's liebliches Mailied „When May is in his prime" im „Paradise of Dainty Devices, 1576 (Ellis II, 139)." Weniger gelungen, weil zu weit ausgesponnen, sind die Oden von einem unbekannten Verfasser (Campbell, Specimens of the Brit. Poets, Lond. 1819, II, 225) und von Daniel („Now each creature joys the other." Ellis II, 320).

* Parallelstellen:

The colour in thy face,
That even for anger makes the lily pale,
And the red rose blush at her own disgrace. Lu. 477.

Plantagenet. Meantime your cheeks do counterfeit our roses;
For pale they look with fear, as witnessing
The truth on our side.
Somerset. No, Plantagenet,
'Tis not for fear, but anger that thy cheeks
Blush for pure shame to counterfeit our roses,
And yet thy tongue will not confess thy error.
Plantagenet. Hath not thy rose the canker, Somerset?
Somerset. Hath not thy rose a thorn, Plantagenet?
Plantagenet. Ay, sharp and piercing, to maintain his truth
Whiles thy consuming canker eats his falsehood.
1 H. VI, II, 4, 62.

like a canker in a fragrant rose. S. XCV.
This canker, that eats up love's tender spring.
V. A. 656.
Full soon the canker death eats up that plant.
Ro. II, 3, 30.
hence,
Some to kill cankers in the musk-rose buds . . . .
(Aufforderung Titania's an ihre Feen) M. N. D. II, 2, 3.

** Comming to kisse her lyps, (such grace I found).
Me seemd, I smelt a gardin of sweet flowres,
That dainty odours from them threw around,
For damzels fit do deck their lovers bowres.
Her lips did smell lyke unto gillyflowers;
Her ruddy cheekes lyke unto roses red;

gleichen erfüllt ist, so macht es einen plumpen Eindruck neben diesem zart und graziös ausgeführten Shakspere'schen Product. Es erinnert an ein Herbarien-Verzeichniss und hat gewiss keinen grösseren poetischen Werth zu beanspruchen als etwa die gereimte Annonce eines Parfümerien-Händlers. Noch näher liegt uns aber ein Sonett aus Constable's Diana, dem es nachgeahmt ist.* So ausgiebig Shakspere dieses Sonett benutzt hat — wie ein Vergleich mit den bezeichneten Versen seines eignen lehrt — so ist doch das Seinige ein wesentlich verschiedenes Gedicht geworden: es fehlt nicht bloss der Schwulst, die thörichten Concepte, die dieses, wie jedes andere Sonett Constable's entstellen; der ganze Gedanke ist ein Anderer. Bei Constable bringt das Erscheinen der Geliebten die sonderbarsten Wirkungen auf die Blumen hervor; Shakspere findet die Blumen nur schön, insofern sie ihn in ihrer Lieblichkeit an die abwesende Geliebte erinnern. Die anmuthige Ausführung dieses sinnigen Einfalls würde man auch einem heutigen Lyriker nicht als Sünde anrechnen.

Dass Shakspere Constable in der Weise benutzt hat, dürfen wir nicht zu hart beurtheilen. Wir müssen auf die An-

---

Her snowy browes, lyke budded bellamours;
Her lovely eyes, lyke pinks but newly spred;
Her goodly bosome, lyke a strawberry bed;
Her neck, lyke to a bounch of cullambynes:
Her brest, like lillyes, ere their leaves be shed;
Her nipples, lyke young blossomd jessemynes:
Such fragrant flowres doe give most odorous smell;
But her sweet odour did them all excell.

* My ladie's presence makes the roses red,
XCIX. Because to see her lips they blush for shame:
8. 9. The lilies leaves, for envy, pale became,
6. And her white hands in them this envy bred.
[The marigold abroad the leaves doth spread,
Because the sun's and her power is the same];
3—5. The violet of purple colour came,
Dy'd with the [blood she made my heart so shed]
14. 15. In briefe — all flowers from her their virtue take:
From her sweet breath their sweet smells do proceed,
[The living heate which her eye-beames do make
Warmeth the ground, and quickeneth the seede.
The raine wherewith she watereth these flowers
Falls from mine eyes, which she dissolves in showers].

Das Urtheil Shakspere's über diese Art von Poesie zeigte sich sehr deutlich in Dem, was er nicht aufgenommen hat.

schauungen jener Zeit Rücksicht nehmen, die in Bezug auf alles Geschriebene oder Gedruckte communistischen Ideen gehuldigt zu haben scheint, und nicht vergessen, dass Constable damals gerade der gefeiertste Sonettist war. Eine gewisse Grösse können auch wir ihm zugestehen, die allerdings höchst zweifelhafter Art ist: man kann manches unbedeutende, schwülstige, läppische Gedicht von Dichtern jener Zeit lesen — eine so verzweifelte Ausbildung sämmtlicher Fehler des italienischen Stiles, wie bei Constable, wird man bei Keinem finden. Er hat für uns nur noch ein literaturhistorisches Interesse, insofern sein dichterischer Standpunkt die äusserste Grenze jener früher beschriebenen Geschmacks-Verirrung bezeichnet, und ein culturhistorisches, insofern die Bewunderung, welche ihm von seinen Zeitgenossen zu Theil wurde, die Geschmacksstufe jener Zeit kennzeichnet. — Seine Sonette erschienen 1592 unter dem Titel „Diana, or the excellent conceitful sonnets of H. C., augmented with divers quatorzains of honorable and learned personages, devided into VIII Decads“ (s. Drake 296). In diesen Sonetten sucht man vergeblich nach einem gesunden Gedanken, nach einem wirklich empfundenen Gefühl, das „conceitful“ des Titels enthält ihre vollkommene Charakterisirung: will man erfahren, wie weit die Thorheit der mit Wortspielereien, Antithesen und albernen Vergleichen herausgeputzten Concetti-Kunst gehen konnte, so muss man diese Gedichte lesen. In der Hyperbel ist Constable Meister: So — um nur ein Beispiel anzuführen — ist es Sitte der Sonettisten, in ihren gemalten Schmerzen viel Thränen zu vergiessen, und wir finden über die Masse des Wasser-Verlustes die erschrecklichsten Angaben. Constable übertrifft sie Alle. Der Regenschauer dieses Sonetts ist nur eine Bagatelle; ein ander Mal lässt er die Thränen einen Strom bilden; als aber der König von Schottland sich darüber beklagt, dass widrige Winde die Rückkehr seiner Gemahlin von Dänemark verhindern, da ermannt er sich zu einer ganz besonderen Leistung: er möchte einen Ocean von der Grösse der Nordsee weinen, und auf diesem seinem Thränenmeere dem Herrn die Königin zutragen, wenn nicht — seine Geliebte, deren Tigerherz sich jetzt gegen ihn erweicht hat, ihm solche erschöpfenden Uebungen nunmehr

verboten hätte. — Er ist auch Virtuos in der widrigsten Lobhudelei gegen die Grossen: Am Tollsten treibt er es in einem Sonette, in dem er Jacob als Ersten der Dichter preist: „mag sein Genius sich in seinem Fluge auch noch so unerreichbar hoch über alle andern Dichter erheben, der Ruhm wird ihn dennoch einzuholen wissen." — Bei ihm ist die italienische Stil-Verirrung zur Krankheit geworden, er kann — wenigstens in der Sonett-Form — nicht anders dichten als in Spitzfindigkeiten und Wortspielereien, selbst die ergreifendsten Veranlassungen können ihm kein natürliches, aus der Tiefe des Herzens kommendes Wort entringen. Beweis dafür ist ein Sonett, das er an die Fürstin von Oranien bei Gelegenheit der Ermordung ihres Gatten und Vaters (1584) zu richten wagte: die empörendste Leistung, die mir auf dem Gebiete gefälschter Poesie vorgekommen ist.*

Wenn nun wirklich englische Kritiker an diesem elenden Reimer noch Etwas zu rühmen finden — Fluss der Verse, Gewandtheit der Diction — so hat Das die gleiche Bedeutung, als wenn man bei einem Weingelage nur die zierlich geschliffenen Gläser zu preisen in der Lage ist. — Sehen wir solche Dichter von aller Welt erhoben, so können wir wohl begreifen, weshalb Shakspere Bedenken getragen haben mag, seine echten Juwelen diesem an Flitterkram gewöhnten Publicum preiszugeben; wir können uns erklären, wie er dazu kam, in so demüthiger Weise seine eigenen poetischen Leistungen seinem Freunde gegenüber zu verkleinern neben Denen eines obscuren Dichters, den zu entdecken man sich bisher erfolglos bemüht

* When murdring hands, to quench the thirst of tyrannie,
The world's most worthye, in thy sponse and father slew,
Wounding thy heart through theyres, a double well they drew,
A well of bloud from them, a well of teares from thee,
So in thyne eyes at once we fire and water see;
Fire doth of beautie spring, water of griefe ensue:
Whoe fire and water yet together ever knew,
And neyther water dry'd, nor fire quencht to be.
But wonder it is not, thy water and thy fire
Unlike to others be; thy water fire hath bred,
And thy fire water makes, for thyne eyes fire hath shed
Teares from a thousand hearts melted with love's desire;
And grief to see such eyes bathed in teares of woes,
A fire of revenge inflames against thy foes.

hat; wir finden dann die tiefe Unzufriedenheit mit seinem Schicksal, welche sich in Einigen seiner Gedichte ausspricht, gerechtfertigt unter einer Umgebung, die so wenig im Stande war, seine weltbewegende Bedeutung auch nur zu ahnen. Gewiss haben wir keinen Grund, die hierher gehörigen Gedichte für etwas Anderes als persönliche Bekenntnisse zu halten.

Eine Beziehung auf die „dark Lady" glaube ich in dem vielumstrittenen Vergleiche der Haare mit Majoran zu finden. H. Brown sieht das tertium comparationis in der Weichheit, da der behaarte Majoran sich sanft anfühlt; die Meisten meinen, das Gelock der Haare würde mit den Knospenbüscheln der Pflanze verglichen,* und Beides ist keineswegs unwahrscheinlich. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass die Blumen sämmtlich in Bezug auf Duft und Farbe verglichen werden; bei den Haaren kann es sich natürlich nur um die letztere handeln. Hätte nun Shakspere blondes Haar vergleichen wollen, so würde er sicher nicht eine so dunkelgrüne Pflanze, wie Majoran, gewählt haben. Für dunkles Haar aber lässt sich wohl überhaupt kein passender Vergleich aus dem Pflanzenreiche aufbringen, er musste sich daher mit diesem annähernden begnügen: es mag ja neben der Farbe des Majorans auch die Gestalt der Knospenbüschel und seine Weichheit mitgesprochen haben.

Unter den Uebersetzern gebührt die Palme unstreitig Bodenstedt, bei dem wir glücklicherweise nur einige mittelmässige Sonette mittelmässig wiedergegeben finden. Am Nächsten steht ihm Tschischwitz, der nicht bloss eine richtige und geschickte, sondern auch eine tief empfundene Uebersetzung geliefert hat.

36. (LVI.)

In Betreff der Bedeutung dieses Sonetts sind alle neueren Ordner darüber einig,** dass es ein Liebes- und kein Freundschafts-Sonett ist. Es genügt hier wieder an den Ton zu erinnern, der direct auf 19 (LXXV) hinweist, mit dem es Mas-

* Es war damals unter den Frauen Mode, die Haare „über der Stirn seltsam zu verschlingen und in die Höhe zu kämmen". (Moryson bei Drake 392.)

** In der Ausgabe von 1640 ist es ausgelassen.

sey passend zusammenstellt.* Eine weiter gehende Begründung wäre überflüssig, und wir müssten im Gegentheil von den Andersdenkenden einen Beweis dafür verlangen, dass die Freundschaft Shakspere's mit jener stürmischen Zärtlichkeit gepaart gewesen sei, welche die beiden Sonette aufweisen und die den Vergleich der Freunde mit zwei Neu-Verlobten (new-contracted) berechtigt habe.

In Bezug auf die Veranlassung verräth das Sonett gleich im 1. Verse („Sweet love, renew thy force"), dass es nach einer längeren Trennung von der Geliebten entstanden ist. Und dass das Liebesfeuer hier in frischen Flammen brennt, ist auf den ersten Blick erkennbar. Wir könnten es daher sehr gut mit jenen der „dark Lady" gewidmeten Trennungsliedern in Zusammenhang bringen — an welche speciell der Vergleich der Trennungszeit mit dem Winter erinnert — und annehmen, dass es mit LXXV nach der Rückkehr Shakspere's an sie gerichtet ist. Da aber keine bestimmten Beziehungen auf sie stattfinden, so lässt sich Das nicht als gewiss hinstellen.**

Den Vergleich (V. 9—12),*** der stilistisch nicht ganz in Ordnung und daher etwas unklar ist, erklärt Gildemeister treffend: „Das Interim der Liebe soll nur dazu dienen, den Genuss ihrer Wiederkehr desto köstlicher zu machen, wie das Meer, das zwei Verlobte trennt, bewirkt, dass beim Wiedersehen sie desto beseligter im gegenseitigen Anblicke sind."

Im vorletzten Verse ist das sinnlose „As" der Quarto von Tyrwhitt und Capell (MS.) in „Or" umgeändert worden. Diese Conjectur ist allgemein acceptirt, während zwei andere anonyme („Ah!" und „Else") unbeachtet geblieben sind.

---

* Beide sollen von Southampton an Miss Vernon gerichtet sein nach dem Eifersuchts-Conflict.

** Auf die Aehnlichkeit dieses Gedichtes mit einer Stelle aus A. Cl. ist bei S. 16 (Archiv, Bd. LX, pg. 60) hingewiesen worden.

*** . . . I a heavy interim shall support.
By his dear absence.
(Desdemona mit Bezug auf Othello) Oth. I, 3, 259.

Alas, their (der Frauen) love may be call'd appetite,
No motion of the liver, but of the palate;
That suffer surfeit, cloyment and revolt;
But mine is all as hungry as the sea,
And can digest as much. (Herzog) Tw. N. II, 4, 100.

37. (XCVI.) und 38. (XCV.)

Ueber die Bedeutung des ersten Sonettes, ob wir die Ermahnung eines Liebhabers oder eines Freundes vor uns haben, sind die Meinungen sehr getheilt. In der Ausgabe von 1640 ist es ausgelassen. Knight, Anonymus, Kreyssig entscheiden sich für das Letztere, Bodenstedt für das Erstere. Eigenthümlich ist die Stellung Massey's zu diesem Sonette. In der ersten Ausgabe seines Buches (1866)* ist es an Lady Rich gerichtet, und den Gründen, mit denen er es den dunklen Liebes-Sonetten anreiht, können wir wohl beipflichten. Er beruft sich auf die Stelle, in der die Fehler der angeredeten Person mit einem gemeinen Juwel am Finger einer Königin verglichen werden, und schliesst aus der vom Dichter gegebenen Charakteristik, dass die Adressatin Dieselbe sein müsse mit Der der übrigen Herbert-Rich-Sonette und mit — der „wrangling queen", der Kleopatra.** — Ganz gewiss! Das Sonett ist so angefüllt mit Personalitäten, dass es unmöglich an ein Phantasie-Bild gerichtet sein kann, sondern eben an die uns aus früheren Sonetten sehr wohl bekannte „dark Lady" gerichtet ist. Man lese doch nur die folgenden Verse:

> Thou mak'st faults graces that to thee resort.
> — — — — — — — — — — — — — — — —
> So are those errors that in thee are seen
> To truths translated — — — —

Sie könnten ebenso gut im 16. (CL.) Sonett stehen. Die Verse:

> How many gazers might'st thou lead away,
> If thou wouldst use the strength of all thy state.
> But do not so — — — —

weisen direct auf ihre häufig berührte Koketterie hin. — Massey ging aber noch weiter: er bestritt, dass das Sonett von Shakspere herrühre; er hätte nie einen Vers machen können, wie den ersten der citirten;*** er würde auch nie ein Schluss-

---

* Vergl. pg. 5—8. 337. 339. 344. 456. 483.

** Er schliesst sich damit also Denjenigen an, die in der Kleopatra ein aufgefrischtes Bild der Sonett-Dame sehen.

*** Consonantische Härten sind keineswegs so selten in den Shakspereschen Sonetten, in glattem Fluss der Verse mag ihn mancher obscure

Couplet in zwei Sonetten verwerthet haben.* Herbert sollte es gemacht, und als er über den 12. Vers nicht hinauskommen konnte, sich einen Schluss aus den Sonetten seines Freundes herausgesucht haben. — Nachträglich hat er seine Meinung gänzlich geändert. Krauss berichtet in der Vorrede zu seinen „Southampton-Sonetten“ (Leipz. 1872), dass Massey den von ihm gemachten Aenderungen in der Massey'schen Anordnung der Sonette beigepflichtet habe, und Krauss lässt Miss Vernon in diesem, dem folgenden und einigen anderen Sonetten Southampton Moral predigen.**

Wir können hieraus ersehen, in welcher glücklichen Lage die Vertreter dieser dramatischen Auffassungs-Weise sich befinden: sie sind um eine Deutung nie verlegen, gewiss liessen sich mit Leichtigkeit noch einige andere Deutungen von gleicher Wahrscheinlichkeit auffinden. Die persönliche Auffassungsweise ist nicht so günstig situirt, das Feld ihrer Möglichkeiten ist sehr beschränkt; sie kennt immer nur den einen Freund, die eine Geliebte; zwischen ihnen hat sie zu wählen, und die Wahl ist mitunter recht schwer, ich möchte sagen, sie bildet die Hauptschwierigkeit bei der Deutung der Sonette. Denn es giebt in der That eine Anzahl von Sonetten, die, an und für sich betrachtet, ebenso gut dem Freunde wie der Geliebten gelten könnten. Bei manchen ist die Entscheidung über den Adressaten von keinem Belang, bei andern wieder sprechen wir damit zugleich ein mehr oder weniger günstiges Urtheil über Shakspere's Charakter aus. Ich möchte nun hier ein Princip

---

Reimer übertroffen haben. Ich möchte aber behaupten, dass dieser Fehler schwerlich ganz zu vermeiden war für einen Dichter, der, wie Sh., immer in wenige Worte seine Gedankenfülle zusammenpresst, der fast nur aus Begriffswörtern seine Verse aufbaut, und der in einer Sprache dichtet, die fast sämmtliche Endungen abgestossen hat.

* In S. XXXVI kehren die beiden letzten Verse wieder.

** Sie greift Das allerdings sonderbar genug an, wenn sie diese urkräftige Männergestalt mit Versen anredet, wie

Wie lieblich und wie süss machst Du die Schande,
Die wie ein Wurm in duft'ger Rose steckt
Und deiner Schönheit Knospenruf befleckt.

Ich fürchte, der einzige Effect, den sie mit so gar zarten Ermahnungen hervorgebracht haben könnte, wäre doch wohl nur ein gewaltiges Gelächter ihres übermüthigen Geliebten gewesen.

aufstellen, das, obgleich es sehr nahe liegt und von allen Richtungen gewiss gebilligt werden wird, doch keineswegs immer mit der Festigkeit beobachtet worden ist, als es hätte geschehen sollen: Shakspere gegenüber haben wir die moralische Pflicht, in für die Interpretation zweifelhaften Fällen uns *immer für die mildere Auffassung zu entscheiden.* Wäre z. B. eine mit inneren Gründen zu stützende Möglichkeit vorhanden, die Liebes-Sonette nicht autobiographisch zu deuten, so müssten wir es thun; ich glaube aber, eine solche Möglichkeit giebt es nicht.

Wenden wir dieses Princip auf die Freundschafts-Sonette an, so müssen wir es ebenfalls als unsere moralische Pflicht erkennen, Alles von ihnen fernzuhalten, das an jene widrige, sinnliche Ausartung der Freundesliebe erinnert, wie sie das Alterthum leider gekannt hat. Und nicht bloss soll unsere pietätvolle Dankbarkeit uns dazu auffordern — unser in das Verständniss dieser Dichtungen tiefer eindringender Verstand gebietet es. Shakspere zeigt sich uns in den Freundschafts-Sonetten als Platoniker im höchsten Sinne des Wortes. Fragen wir nach der diese zahlreichen Sonette durchdringenden einen Idee, so ist es dieselbe, die Plato als das Ziel des ἔρως οὐράνιος hinstellt: in dem geliebten Gegenstande Seelen-Schönheit zu erzeugen. In diesen Sonetten legt daher Shakspere seine edelsten Gefühle, seine tiefsten Gedanken über Welt und Menschen nieder, dem Freunde zu Liebe, ihm zu Nutz und Frommen. Die wir aus den Dramen nur mittelbar erkennen können, seine ganze grosse Persönlichkeit, sie tritt uns hier unverhüllt entgegen, erfüllt von dem edelsten Geistes-Inhalt, den seine Zeit gewähren konnte, und hinausragend über sie. Die Freundschaft ist hier mit einer — übrigens für jenes jugendliche Zeitalter so charakteristischen — Idealität aufgefasst, für welche die Welt-Literatur vielleicht nur noch *ein* Beispiel aufzuweisen hat: die zweite Rede des Sokrates im Phädrus. — So wird denn auch die Schönheit des Freundes nicht als sinnlich reizend, sondern ideal-platonisch als die in die Erscheinung tretende innere Schönheit gefeiert. Es würde daher dem Tenor der Freundschafts-Sonette im Ganzen geradezu widersprechen, wollten wir unter ihnen einzelne Sonette bestehen lassen, die die Schön-

heit des Freundes in einem irdischeren, gemeineren Sinne behandelten.

Und es konnte wohl nur durch Unkenntniss oder Nichtbeachtung dieser erhaben platonischen Natur der Freundschafts-Sonette geschehen, dass Gedichte wie „The forward violet thus did I chide“ (XCIX) ihnen zugerechnet worden sind. Ebenso wenig aber ist dieses Sonett mit dem sonstigen Inhalt der Freundschafts-Sonette vereinbar. Denn, abgesehen von den offenkundigen Beziehungen auf die Geliebte, würde es ja doch direct an jene antiken Verirrungen erinnern, wenn Shakspere zu seinem Freunde sagen wollte: „Du könntest Viele, die Dich bewundernd anstaunen, verführen, wenn Du Deine ganze Macht gebrauchen wolltest.“ Es wäre thöricht, wenn wir ohne einen äusserst zwingenden Grund so Etwas Shakspere zutrauen sollten. Das Sonett enthält vielmehr eine Verwarnung an die kokette Geliebte, ihren guten Ruf zu wahren, die, dem liebevollen Tone nach zu urtheilen, in einer frühen Zeit des Verhältnisses ertheilt sein muss. Unmittelbar an dieses Sonett schliesst sich 60 (XXXVI), das nach dem gleichlautenden Schluss-Couplet dieselbe Tendenz verfolgt. Während dort ihr freies Benehmen gegen das männliche Geschlecht überhaupt getadelt wird, bittet der Dichter sie hier, ihre Liebe zu ihm nicht in der Oeffentlichkeit zu zeigen, ebenfalls damit ihr Ruf nicht leide.* Nur Massey theilt die Auffassung, dass auch dieses Sonett an eine Frau gerichtet ist: er lässt es Southampton nach 1595 zum Abschiede nach dem Eifersuchts-Conflict der Miss Vernon übersenden. Gödeke meint, Shakspere habe es nach seiner durch die Noth der Verhältnisse veranlassten Trennung von seiner Familie an seine Frau gerichtet.

* Mit Recht bemerkt Gildemeister, dass eine solche an den Freund gerichtete Aufforderung unverständlich sein würde, da die Grossen jener Zeit kein Bedenken trugen, Dichter und Schauspieler öffentlich auszuzeichnen, wie ja die zahlreichen, an Jene gerichteten Widmungen und Gedichte beweisen. Noch unverständlicher würden aber, auf den Freund bezogen, die Worte sein: „In our lives is a separable spite which steals sweet hours from love's delight.“ — Damit fällt denn auch der deprimirende Eindruck weg, den dieses Gedicht, an einen Freund gerichtet, machen müsste, und die uns ganz dunkle „bewailed guilt“, die der Dichter begangen haben will, schrumpft im Munde eines Liebhabers und Sonettisten jener Zeit zu irgend ein unbedeutendes Etwas zusammen.

Mit Recht zieht Bodenstedt auch XCV hierher, das auf ganz dieselben Charakter-Eigenschaften anspielt und ganz dieselbe Warnung enthält. Die folgenden Verse machen die Beziehung auf die Geliebte klar:

(Die Leute) making lascivious comments on thy sport.
O, what a mansion have those vices got,
Which for their habitation chose out thee,
Where beauty's veil doth cover every blot,
And all things turn to fair that eyes can see.

In Massey's erster Ausgabe ist das Gedicht von Southampton an Miss Vernon als Vorwurf wegen ihrer „flirtation" gerichtet; es wird nachzuweisen versucht, dass XCV u. XCVI sich nothwendig auf zwei verschiedene Personen beziehen müssen. Dann aber hat er Krauss nachgegeben und Beide von Miss Vernon an Southampton als Moral-Predigt richten lassen. — Die Ausgabe von 1640 fasst dieses und das XCIV. als Liebes-Sonette auf.* Nach Knight (XCIV bis XCVI „A friend's faults") und Anonymus wendet es sich an den Freund.

Sehen wir aber diese Sonette als Liebes-Sonette an, so versteht es sich fast von selbst, dass auch 153 (XCIV), 88 (LXIX) und 87 (LXX) hierher gehören, die ganz in demselben Tone gehalten sind, wie die folgenden Verse beweisen:

XCIV. Who, moving others, are themselves as stone,
Unmoved, cold, and to temptation slow; . . . .
The summer's flower is to the summer sweet, (XCVII, 11)
Though to itself it only live and die;
But if that flower with base infection meet, (XCIX, 11. 12)
The basest weed outbraves his dignity;
For sweetest things turn sourest by their deeds:
Lilies that fester smell far worse than weeds.

LXIX. (Die Beurtheiler)
To thy fair flower add the rank of weeds;
But why thy odour matcheth not thy show,
The soil is this — that thou dost common grow.

* Die Sonette XCII—XCV finden sich in ihr unter dem gemeinsamen Titel „A Lover's Affection, though his Love prove Unconstant".

LXX. For canker vice the sweetest buds doth love,
And thou present'st a pure unstained prime.
Thou hast pass'd by the ambush of young days,
Either not assail'd, or victor being charg'd.
If some suspect of ill mask'd not thy show,
Then thou alone kingdoms of hearts shouldst owe.
(XCVI, 11. 12.)

Die letzten vier Verse kann man doch wohl unmöglich auf den Freund beziehen, dagegen sehr passend mit den übrigen auf eine jugendliche, anziehende und vielumworbene Frau, deren kokettes Wesen ein gewisses Misstrauen in ihre Reinheit hervorgerufen hat. Auch dürfen wir nicht, an spätere Gedichte denkend, an dem „pure unstained prime“ Anstoss nehmen, Worte, die ja den Beginn des Verhältnisses nur in das denkbar günstigste Licht stellen können; ebenso wenig daran, dass die Geliebte hier immer schön genannt wird, während sie in späteren Gedichten geradezu hässlich erscheint. Diesen wohl nur in der Stimmung des Dichters begründeten Widerspruch, der auch bestehen bliebe, wenn wir diese Gedichte nicht in das Verhältniss hineinzögen,* erklärt wohl am Besten das 22. (CXXX.) Sonett.

Abgesehen von den äusseren Gründen, die jedes Einzelne dieser Sonette als Expectoration eines Liebhabers kenntlich machen, wird der ganze Cyclus postulirt von dem Inhalte der übrigen an die dunkle Schöne gerichteten Sonette. Sie theilen sich scharf in zwei Klassen, in solche, die die reinste Liebesseligkeit, ein uneingeschränktes Entzücken an den Reizen der Geliebten aussprechen, und in solche, die die Geliebte von der allerschwärzesten Seite darstellen und mitunter geradezu bis zur Schmähung hinabsinken. Es ist zwischen diesen beiden Reihen eine so auffallende Kluft, dass wir nothgedrungen nach Gedichten suchen müssen, die auch schon die erste glückliche Zeit des Verhältnisses als von kleinen Verstimmungen nicht ungetrübt hinstellen und somit die Möglichkeit jener finstern, an dieselbe Person gerichteten Gedichte erklären. Diesen

* Beweis S. 23 (CXXVII) und 24 (CXXXI).

Uebergang haben wir nun in den genannten sechs Gedichten gefunden.*

Das XCIV. Sonett gewährt einen Anhaltepunkt für das Datum seiner Abfassung. Der letzte Vers

Lilies that fester smell far worse than weeds

findet sich in dem Shakspere zugeschriebenen, 1596 gedruckten Drama „Edward III." (Act I, Scene 1) wieder in einer Rede, in welcher der Graf Warwick seine Tochter ermahnt, den unehrenhaften Anträgen des Königs zu widerstehen.** Auf dem Titel dieses Dramas ist bemerkt: „Sundry times played about the city of London." V. Friesen in seiner eingehenden Untersuchung über den etwaigen Autor dieses Stückes (Shakespeare-Jahrbuch II [1867], pg. 64—89) meint daher, dass es schon mehrere Jahre vor seinem Drucke entstanden sein muss, vielleicht schon 1593, und dass der Verfasser, nicht Shakspere selbst, sondern ein Freund des Dichters, den Vers aus dem ihm bekannten Sonette entlehnte. Die umgekehrte Annahme, dass Shakspere etwa den Vers aus dem bekannten Stücke hinübergenommen habe, wird von sämmtlichen Kritikern übereinstimmend zurückgewiesen und ist besonders aus dem Grunde unstatthaft, dass der Vers im Sonette ein organischer Theil des

* Die andern Ordner verhalten sich zu den drei letzten Sonetten folgendermassen. Die Ausgabe von 1640 macht ihre Auffassung der Sonette LXIX und LXX in ihren Ueberschriften („The Glory of Beauty" und „Nil magnis invidia") nicht kenntlich, das XCIV. ist, wie bemerkt, bei ihr Liebes-Sonett. Knight, Anonymus und Bodenstedt adressiren sie an den Freund. Nach Massey's ursprünglicher Ansicht sind sie von Shakspere mit Bezug auf Southampton (c. 1595) gedichtet, später hat er sich von Krauss dahin umstimmen lassen, XCIV und LXIX von Miss Vernon an Southampton als Moral-Predigt richten zu lassen.

** That sin doth ten times aggravate itself
That is committed in a holy place:
An evil deed done by authority
Is sin and subornation: Deck an ape
In tissue, and the beauty of the robe
Adds but the greater scorn unto the beast.
A spacious field of reasons could I urge
Between his glory, daughter, and thy shame:
That poison shows worst in a golden cup;
Dark night seems darker by the lightning flash;
Lilies that fester smell far worse than weeds;
And every glory that inclines to sin,
The shame is treble by the opposite.

Ganzen ist, wogegen er im Drama nur ganz lose angehängt ist und ebenso gut fehlen könnte. — So würde denn auch durch diesen Fingerzeig die Abfassung dieser Sonette wieder in die erste Hälfte der Neunziger verwiesen.*

Die platonische Idee, dass Körperschönheit nur eine Spiegelung der Seelenschönheit ist, begegnet uns in allen Dichtern jener Zeit: ein Beweis, wie allgemein seine Liebes-Philosophie bekannt gewesen sein muss.**

---

* Der nach König (a. a. O.) von Giordano Bruno entlehnte Gedanke „Corruptio optimi pessima“ findet sich wieder in Tw. N.:

But Oh! how vile an idol proves this god!
Thou hast, Sebastian, done good feature shame.
— — — — — — — — — — — — — — — —
None can be call'd deform'd but the unkind.
Virtue is beauty, but the beauteous evil
Are empty trunks o'er flourish'd by the devil.
(Antonio) III, 4, 399.

Most subject is the fattest soil to weeds;
And he, the noble image of my youth,
Is overspread with them. (König) 2 H. IV, IV, 4, 54.

** Wyatt (Ed. Nott, pg. 25. Odes):

O stony heart! who has thus framed thee
So cruel, that art cloked with beaulty!

Surrey (Ed. Nott, pg. 17, Sonett an Geraldine):

Where beauty so her perfect seed hath sown,
Of other graces follow needs there must.

Spenser (Amoretti, S. 31):

Ah! why hath Nature to so hard a hart
Given so goodly giftes of beauties' grace!
Whose pryde depraves each other better part,
And all those pretious ornaments deface!
Sith to all other beastes, of bloody race,
A dreadfull countenance she given hath . . . .

Am vollendetsten ist dieser Gedanke behandelt in „A Hymne in Honour of Beautie“, v. 127:

So every spirit, as it is most pure,
And hath in it the more of heavenly light,
So it the fairer bodie doth procure
To habit in, and it more fairely dight[1]
With chearfull grace and amiable sight;
For of the soule the bodie forme doth take;
For soule is forme, and doth the bodie make.
— — — — — — — — — — — — — —
Therefore where-ever that thou doest behold
A comely corpse, with beautie faire endewed,
Know this for certaine, that the same doth hold

[1] adorn.

39—43. (LXXXVIII—XC. CXXXIX. CXL.)

Ich glaube nicht, eines besonderen Beweises zu bedürfen dafür, dass diese Sonette zusammengehören und sämmtlich in der letzten Zeit des Verhältnisses an die „dark Lady" gerichtet sind. Wie von Bodenstedt, so werden sie auch von der

---

A beauteous soule, with fair conditions thewed,[1]
Fit to receive the seede of vertue strewed:
For all that faire is, is by nature good,
That is a sign to know the gentle blood.

Tasso (Auserlesene lyrische Gedichte übersetzt v. K. Förster, 2 Th. Brockhaus' Bibl. der Class. des Ausl. Leipz. 1844. — 1. Theil, Sonette, pg. 22):

Ist dieser seltne Reiz der Seel' entstiegen,
Die also schön euch macht und euch durchblinket,
Dass sie wie Licht in reinem Glas bedünket,
Der grösste er von allen ihren Siegen?
Schuf ihn Natur mit wundervollem Fügen?
Ist er ein Strahl, der aus der Höhe sinket,
Zu seinem Quell, der wahren Sonne, winket
Und keiner Erdenbürde kann erliegen?

Nott (Ed. Surrey, pg. 276) führt sogar Parallelstellen aus Chaucer's Troil. Cress. (I, 102, V, 829) und Lydgate's Fall of Princes (Fol. 60) an. — Bei Shakspere kehrt der Gedanke in den Dramen wieder:

O nature, what hadst thou to do in hell,
When thou didst bower the spirit of a fiend
In mortal paradise of such sweet flesh?
Was ever book containing such vile matter
So fairly bound? O that deceit should dwell
In such a gorgeous palace!
(Julia in Bezug auf Romeo nach Tybalt's Tode)
Ro. III, 2, 80.

— and 'tis much pride
For fair without the fair within to hide. Ro. I, 3, 90.

An evil soul producing holy witness
Is like a villain with a smiling cheek,
A goodly apple rotten at the heart;
O what a goodly outside falsehood hath! M. V. I, 3, 100.

An diese Sonette anklingende Gedanken:

„Where an unclean mind carries virtuous qualities, there commendation go with pity, they are virtues and traitors too." All's W. I, 1, 48.

Thought and affliction, passion, hell itself,
She turns to favour and to prettiness.
(Laertes in Bezug auf die wahnsinnige Ophelia)
H. IV, 5, 88.

[1] endowed.

Ausgabe von 1640* und Massey** für Liebesgedichte gehalten, während Knight, Anonymus und Kreyssig die ersten drei für Freundschafts-Sonette ansehen. — Abgesehen davon aber, dass die ersten beiden denselben Gedanken aussprechen, wie 15 (CXLIX) und 85 (XLIX)*** und mit demselben Rechte Liebesgedichte sein können; abgesehen davon ferner, dass V. 4 in LXXXVIII

I'll prove thee virtuous, though thou art forsworn

doch wohl nur auf eine Frau und zwar auf die Eidbrecherin des 11. (CLII.) Sonettes sich beziehen kann: handeln wir gewiss im Interesse Shakspere's, wenn wir dieser Auffassung beitreten. Die äusserste Selbstverleugnung dieser Sonette, die einem hochgestellten Freunde gegenüber würdelos erscheinen müsste, kann einem verzweifelnden Liebhaber — „in the distraction of this madding fever" — immer noch verziehen werden.† Die beiden letzten scheinen in einem wirklichen Liebes-Delirium gedichtet zu sein, und es scheint mir ebenso unbillig, aus ihnen nachtheilige Schlüsse auf die Handlungsweise und den Charakter Shakspere's zu ziehen, als es unmöglich ist, die den Wahnsinn streifende Gemüths-Aufregung des Dichters für dramatisch concipirt, für gemacht zu halten. Wir gewinnen wiederum Nichts mit dieser Auffassung. Man lasse die furchtbare Wirkung des 43. (CXL.) Sonetts über sich ergehen. Wer könnte sich für einen dem Publicum diese wilden Phantasien vorführenden Poeten begeistern? Wer aber könnte dem so unendlich hoch schwebenden Dichtergenius, den wir hier so menschlich schwer erkrankt sehen, ein anderes Gefühl entgegen bringen, als tiefste Ergriffenheit?

Wer es nicht über sich gewinnen kann, an jene stürmische

---

* LXXXVIII—XCI „A Request to his Scornfull Love".

** LXXXVIII—XC sind von Southampton an Miss Vernon gerichtet, das erstere nach ihrer Treulosigkeit, die letzteren beiden, nachdem er (1597 98) wegen eines thätlichen Streites vom Hofe verwiesen ist. CXXXIX und CXL wenden sich an Lady Rich.

*** In allen Dreien nimmt der Dichter gegen sich selbst Partei.

† Massey bemerkt zu Sonett 41 (XC): „The poetry is quick with the feeling of a wronged, heroic soul; written in the very life-blood that runs from wounds unjustly given, and having the pathetic force of a strong man in tears."

Jugendzeit einer aus tausendjährigem Traumdasein endlich zum wirklichen Leben erwachenden Menschheit einen andern sittlichen Massstab zu legen, als Den unseres heutigen gesetzten Alters; wer es nicht zugeben kann, dass die Herrschaft ruhiger Besonnenheit, eines sittlich bewussten Willens, die wir heutigen Menschen auch in Herzens-Angelegenheiten überall anerkannt wissen wollen und unter der derartige Ausbrüche der Leidenschaft gewiss viel seltener vorkommen, eben auch erst eine Errungenschaft fortschreitender Gesittung ist: der halte sich bei den Shakspere'schen Liebes-Sonetten an die gezwungene, kalte fictive Auffassung, die diesen saft- und kraftvollen Organismen so recht eigentlich das Lebensmark aussaugt, aus lebhaft, heiss pulsirenden, jugendfrischen Geschöpfen finstere, unheimliche Nachtgespenster macht. — Wer es aber kann, der erkenne in Shakspere das Kind einer genusskräftigen, üppigen und nicht sehr sittenreinen Zeit, in dieser stürmischen Liebe einen Tribut, den er ihr entrichtet; der bedenke, dass ein Mensch ohne grosse Leidenschaften auch wohl nie der gewaltige Dichter der Leidenschaft geworden sein könnte; der werde sich in Bescheidenheit bewusst, dass Shakspere sich aus dieser jugendlichen Herzens-Krankheit zu einer moralischen Gesundheit erhoben hat, die den Besten unserer sittenstrengeren Zeit doch nur ein unerreichbares Muster ist. Der möge sich dann auch rückhaltlos dem Genusse hingeben, den es unter allen Umständen gewährt, mit dem Dichter eine an überschwänglichem Glück und furchtbaren Leiden gleich reiche Zeit seines Lebens durchzuleben.

Wir sind jetzt am Ende des Liebesdramas angelangt, womit jedoch nicht ausgesprochen sein soll, dass dieses etwa die zeitlich letzten Gedichte seien, die das Verhältniss behandeln. S. 20 (CXLVII) mag um dieselbe Zeit, 11 (CLII) noch später entstanden sein, und gewiss hat Shakspere auch nach der definitiv eingetretenen Entfremdung, wie schon früher (Archiv, Bd. LIX, pg. 257 ff.) zu entwickeln versucht wurde, in unbewachten Augenblicken, des gewesenen Glückes gedenkend, sein neuentflammendes Liebesfeuer erstickt in Sonetten, die zum Theil erfüllt sind von schmerzlich-liebevollen Gefühlen, ähnlich Denen, wie sie der Geist des alten Hamlet seiner ungetreuen

Königin bewahrt hat, zum Theil von Selbstvorwürfen. Es sind Das diejenigen Gedichte, die, nicht als blosse Stimmungsbilder, sondern als Begleiter von entsprechenden Handlungen aufgefasst, die moralischen Anschauungen unseres Dichters in einem höchst bedenklichen Lichte erscheinen lassen müssten und in einen offenbaren Widerspruch brächten mit Allem, was uns seine übrigen Werke von seinem Charakter enthüllen. Wir wollen deshalb einer viel wahrscheinlicheren, weil edleren Auffassung folgen, und sie für eine Art von Nachruf ansehen.

Nur ein Gedicht bleibt noch für die Betrachtung übrig, das, vielleicht viel später entstanden, dennoch von Bodenstedt dem ganzen Cyclus der Liebes-Sonette als Schluss angereiht ist. Wir können den ethischen und ästhetischen Tact dieses Arrangements nur anerkennen: es zieht aus den erotischen Erfahrungen des Dichters ein moralisches Facit, das unsere etwaigen Bedenken über die eigentliche Herzensmeinung des Dichters auf diesem Gebiete vollkommen zu beruhigen geeignet ist.

Der sehr klare Text dieser fünf Sonette bietet an sich zu keinerlei Bemerkungen Anlass. Nur mögen noch einige falsche Deutungen erwähnt werden, die man gewissen Stellen gegeben hat.

Dahin gehört Gervinus' Ansicht, dass Shakspere in S. XC, wo er von einem bestimmten Kummer spricht („when my heart hath scap'd this sorrow"), auf den 1596 erfolgten Tod seines Sohnes Hamnet angespielt habe. Das ist nicht gut möglich, weil er denselben Kummer in einem folgenden Verse mit „petty grief" bezeichnet. Das Gedicht ist gewiss früher entstanden.

Ferner muss wohl die Ansicht von der Lahmheit Shakspere's erwähnt werden, die, wenn man ihr überhaupt irgend eine Berechtigung zugestehen will, durch das LXXXIX. Sonett auf das Entschiedenste widerlegt wird: Der Erfinder dieser Lahmheit ist schon Capell gewesen, er hat sie in den Versen

So I, made lame by fortune's dearest spite,
Take all my comfort of thy worth and truth . . . .
So then I am not lame, poor, nor despis'd . . . .

entdeckt. So unwahrscheinlich es ist, dass Shakspere, selbst wenn er lahm gewesen wäre, einen so kläglichen Gedanken

ausgesprochen haben sollte, so hat doch selbst Scott sich nicht gescheut, in seinem Roman „Kenilworth" Shakspere als stumme Figur unter der Beschreibung „a halting fellow" einzuführen. Ein anderer Kritiker ist sogar so weit gegangen, die Lahmheit Shakspere's von einem Unfalle während seines Kriegsdienstes in den Niederlanden (!) herzuleiten.* Und auch Simpson (a. a. O.) führt obige Stelle, in der sich Shakspere als lahm darstelle, als Beweis für die theilweise Fingirtheit der Sonette an. — S. LXXXIX zeigt die Unmöglichkeit dieser Annahme auf's Klarste: „Ich thue Alles, was Du von mir haben willst," sagt Shakspere, „verlange, dass ich lahm sei, und gleich will ich hinken" (Speak of my lameness, and I straight will halt). — Das Shakspere-Lexicon bietet verschiedene Stellen für die an jener andern Stelle** vorkommende übertragene Bedeutung von „lame = disabled in any manner."

An trefflichen Uebersetzungen dieser in ihrer Art schönen Sonette haben wir eine Fülle. Gleichmässig gut gelungen ist die von Bodenstedt, aber auch die andern lassen wenig zu wünschen übrig, man lese z. B. das CXL. Sonett bei Gildemeister, oder CXXXIX und CXL bei Tschischwitz, Das sind bedeutende Leistungen. Auch Jordan tritt mit seiner dichterischen Originalität hier weniger hervor als sonst; die Uebersetzung des CXXXIX. Sonetts ist eine Classische zu nennen.***

* Vergl. Elze, pg. 39.

** H. Brown hat es verstanden, sogar moralische und intellectuelle Bedenken gegen jene Auffassung geltend zu machen: „What excuse would the friend have for leaving him if he was lame? To sever friendship on that account would indeed be folly."

*** Parallelstellen:

Zu LXXXVIII, 6 7: „But yet I could accuse me of such faults, that it were better, my mother had not borne me." H. III, 1, 124.

Zu CXXXIX, 3: „he's already dead; stabb'd with a white wench's black eye." Ro. II, 4, 14.

Ah, kill me with thy weapons, not thy words.
3 H. VI, V, 6, 26.

Zu V. 14:

Thy looks with me, thy heart in other place.
S. XCIII.

Ganz im Tone der beiden letzten Sonette sind die Worte des Silvius zu Phebe (As Y. III, 5, 1):

44. (CXXIX.)

Ein eigenthümliches Sonett, so eigenartig, dass ihm von den übrigen wohl nur Eins an die Seite gestellt werden kann: 61 (LXVI).* Ob vor oder nach Shakspere ein Dichter einmal etwas Aehnliches in dieser Form geleistet hat, kann ich nicht sagen, ich möchte es fast bezweifeln; von seinen Zeitgenossen hat Keiner ein annähernd grossartiges Sonett componirt.

Man fragt sich hier staunend: Ist denn Das wirklich ein Sonett? jene tändelnde, zierliche, schmuckreiche, und doch so steife, unbequeme Form, in der die Dichter einherzuschreiten pflegen wie in einem ungetragenen, kostbaren Festtagskleide, das jede freie Bewegung, jede unvorsichtige Berührung zu schädigen droht? jene unglückliche Form, in welcher die Dichter den einen Gedanken strecken und dehnen müssen, damit er 14 Zeilen lang werde, weil der andere nicht mehr ganz hineinpasst? Wo ist hier der behutsame, gleichmässige Sonett-Schritt? Wo sind die Schranken geblieben, in die sich sonst der Gedanke hier eingezwängt sieht? — Das eine Sonett giebt eine erschöpfende Schilderung der finstersten Leidenschaft, das andere malt uns das gesammte Welt-Elend. Was soll's hier mit einem oder mehreren Gedanken? eine Fluth von Gedanken ergiesst sich über uns, jedes Wort ein Gedanke, jede Zeile ein moralischer Keulenschlag. Der Dichter kennt keine Schranken, er schüttet uns sein ganzes Herz aus. Und doch ist Nichts übersehen oder geändert, was das Gesetz dieser strengen Form ausmacht, ein festgefügter Bau steht das Sonett in seinen drei Quatrains mit Schluss-Couplet vor uns. Man muss einen

---

Sweet Phebe, do not scorn me; do not, Phebe;
Say that you love me not, but say not so
In bitterness. The common executioner,
Whose heart the accustom'd sight of death makes hard,
Falls not the axe upon the humbled neck
But first begs pardon: will you sterner be
Than he that dies and lives by bloody drops?

Vergl. die Stelle aus As Y. zu S. 6 (CXLIII), Archiv, Bd. LIX, pg. 264.

* Nahe heran reichen die Sonette 57 (XXIX), 19 (LXXV), 124 (LXIV), 142 (CXVI).



kleinen, den besseren Theil der damaligen Sonett-Literatur gelesen haben, um zu erkennen, wie hoch sich Shakspere in diesen Gedichten als Lyriker über seine hervorragendsten Zeitgenossen erhebt; wie er mit souveräner Kraft hier der Form einen ganz besonderen Charakter, seinen Charakter aufdrückt. Bei den andern Dichtern ist sie weichlich und schwächlich bis zur Ermüdung, bei ihm wird sie zum Ausdruck concentrirtester Kraft. Fast sollte man meinen, der gewaltige Inhalt gerade in dieser Form müsste die Wirkung eines komischen Contrastes hervorbringen. Thatsächlich ist aber nichts Widersprechendes zwischen Form und Inhalt: wir erfahren hier eben, dass die Form mehr werth ist, als man gewöhnlich aus ihr gemacht hat. Sie ist dieser poetischen Kraft-Production gerade genau angemessen, und keine andere könnte sie mit gleichem Erfolge vertreten: ausgefüllt mit so wuchtigem Material, hat sie in ihrem festen Gefüge etwas der Vergänglichkeit Trotzendes, Ehernes. Die Sonette prägen sich in unauslöschlichen Zügen dem empfangenden Geiste ein; einmal erfasst, kann man sie ebenso wenig wieder vergessen, wie den Anblick jener uralten colossalen Denkmäler, die das Werk einer längst verschwundenen titanischen Kraft zu sein scheinen. Aber sie sind Mehr als Das: sie sind classisch vom ästhetischen Standpunkt aus betrachtet. Ohne alles zeitliche Beiwerk enthüllt sich in ihnen die ideale Wahrheit eines das All umfassenden Genius: Es wird nie ein Dichter die Wollust in den ihr gehörenden furchtbaren Zügen vollendeter zeichnen, nie ein Dichter einen besseren Ausdruck des begründeten, gesunden* Pessimismus finden.

So dichterisch original das CXXIX. Sonett ist, so finden wir doch sehr ähnliche Gedanken über die sinnliche Leidenschaft wieder bei Plato (vergl. die erste Rede des Sokrates im Phädrus, pg. 140. 141). In Shakspere's andern Dichtungen, besonders den früheren, begegnen wir mehrfach Stellen, die

---

* Die Gesundheit dieses Pessimismus zeigt sich in den letzten Zeilen:

Tired with all these, from these would I be gone,
Save that, to die, I leave my love alone.

sich in analoger Weise über die Verderblichkeit der Sinnlichkeit äussern.*

Die Uebertragung dieses Sonettes von Bodenstedt verdient ein uneingeschränktes Lob:** man vergleiche sie Wort für Wort mit dem Original und womöglich mit anderen Uebersetzungen. — Ueberhaupt müssen wir hier zum Schlusse eingestehen — ohne die vielen tüchtigen Leistungen anderer Uebersetzer, die sich gewiss um die Werthschätzung der Shakspere-

* So Lu. 48.

O rash false heat, wrapp'd in repentant cold,
Thy hasty spring still blasts, and ne'er grows old.

Ferner die hübsche Unterscheidung von „love" und „lust" (V. A. 799):

Love comforteth like sunshine after rain,
But Lust's effect is tempest after sun;
Love's gentle spring doth always fresh remain,
Lust's winter comes ere summer half be done;
Love surfeits not, Lust like a glutton dies;
Love is all truth, Lust full of forged lies.

Hierher gehört auch der Fluch der Venus auf die Liebe (V. A. 1136):

Sorrow on love hereafter shall attend:
It shall be waited on with jealousy,
Find sweet beginning, but unsavouring end,
Ne'er settled equally, but high or low,
That all love's pleasure shall not match his woe.
It shall be fickle, false and full of fraud,
Bud and be blasted in a breathing-while;
The bottom poison, and the top o'erstraw'd
With sweets that shall the truest sight beguile.
— — — — — — — — — — — — — —
It shall be raging-mad and silly-mild,
Make the young old, the old become a child.
It shall suspect where is no cause of fear;
It shall not fear where it should most mistrust;
It shall be merciful and too severe,
And most deceiving when it seems most just.

Vergl. auch M. W. V, 5, 97; All's W. III, 5, 20. Per. I, 1, 138:

Murder's as near to lust as smoke to flame.

Worte, die an dieses Sonett erinnern, freilich mit einer ganz andern Tendenz, spricht Cressida in einem kurzen Monologe (I, 2, 312):

Women are angels, wooing:
Things won are done; joy's soul lies in the doing.
That she beloved know nought that knows not this:
Men prize the thing ungain'd more than it is:
That she was never yet that ever knew
Love got so sweet as when desire did sue.

** Die eigenthümliche Kraft des Originals auch in den durchgehend männlichen Reimen zu erreichen, dürfte wohl einem deutschen Uebersetzer versagt sein.

schen Sonette in Deutschland verdient gemacht haben, discreditiren zu wollen — dass Bodenstedt doch zweifellos Derjenige ist, der am Vollkommensten den Geist dieser Gedichte in sich aufgenommen und aus sich heraus nachgestaltet hat. Wir haben gesehen, dass sich einige Fehler in seiner Uebersetzung finden, deren Ausmerzung der Werth des Gegenstandes und der ganze bedeutende Charakter seiner Bearbeitung verlangten. Das kann uns aber nicht hindern, auszusprechen, dass Bodenstedt mit dieser Uebersetzung der deutschen Nation einen wahren Schatz geschenkt hat, der ihr wie Alles, was von Shakspere kommt, nur zur Quelle dauernden Segens werden kann.*

* In einer Schluss-Betrachtung folgt das Résumé der in dieser Untersuchung über die Liebes-Sonette gewonnenen Resultate.

Voltaire als Historiker.

Von

R. Mahrenholtz, Dr. phil.

D. Strauss in seiner trefflichen Biographie Voltaire's hat nur den Dichter und Philosophen gewürdigt, über den Historiker Voltaire geht er kurz hinweg. Er begnügt sich, Schlosser's Urtheil zu reproduciren und hebt mit Recht hervor, wie sehr Voltaire die Bedeutung Luther's und der Reformation unterschätzt habe. Nicht eingehender ist die Kritik von Arnd, Hettner u. a. Ersterer unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von früheren Kritikern, dass er die hergebrachte Ansicht über Voltaire's Charles douze umzustossen sucht, ein Versuch, der nach den Arbeiten von Bässler und Hage als gescheitert betrachtet werden muss. Am dürftigsten und voll von Irrthümern ist das, was Kreyssig über Voltaire's Geschichtswerke bemerkt hat. Er stellt seiner absprechenden Kritik, wahrscheinlich um ihr einen höheren Werth zu geben, ein Urtheil Montesquieu's voran, das sich zunächst nur auf Voltaire's Siècle de Louis XIV bezog, hier aber auf alle historischen Schriften Voltaire's willkürlich ausgedehnt wird. Aus sich selbst fügt er nur einzelne allgemeine Bemerkungen hinzu, in denen Wahres mit Falschem gemischt ist. Wir werden diese im Verlauf der Arbeit berücksichtigen. Doch sollte bei einem Historiker, der nicht immer das sine ira et studio geübt, gerade dieses die erste Pflicht sein.

Auch diejenigen, welche Voltaire kaum den Namen und Rang eines Historikers zugestehen, haben den Abstand zwischen ihm und der Geschichtschreibung des XVII. Jahrhunderts nicht übersehen. Und doch schrieb im XVII. Jahrhundert ein Geist ersten Ranges, Bossuet, den vielgefeierten Discours, doch beherrschte Rollin's kindlich-naive Auffassung des

Alterthums die Kreise der Gebildeten, doch brachten Mezeray's fleissige Forschungen die Vergangenheit der Gegenwart nahe. Aber jene Historiker sahen nur, was hinter der Binde religiöser, nationaler und traditioneller Vorurtheile zu sehen war. Niemanden wird Bossuet's bezaubernde Darstellung, der Glanz der Bilder, die Fülle der Worte, die sinnberauschende Rhetorik über die Einseitigkeit der Auffassung, die Armuth der Ideen, die Abhängigkeit von der Tradition, den Mangel der Kritik täuschen. Ebenso wenig vermag Rollin's gläubig nachbetende Vorstellungsweise den reiferen Denker und schärferen Forscher zu befriedigen. Mezeray endlich zeigt in der Darstellung der älteren fränkischen Geschichte und in einzelnen Partien der Geschichte von Clodwig bis Heinrich IV. meist ein kritikloses, compilatorisches Verfahren.

Als Bossuet's Hauptfehler ist die Stellung bezeichnet worden, die er der jüdischen Nation im Verhältniss zu Orientalen, Griechen und Römern einräumt. Mich hat seine Geschichtsauffassung immer an die geographischen Vorstellungen der Chinesen erinnert. Wie das „himmlische“ Reich China der Mittelpunkt der Erdkugel, die andern Länder nur kleine Streifen am Rande derselben, so ist das jüdische Volk hier der Mittelpunkt der antiken Cultur und die ganze Entwicklung der heidnischen Culturvölker strebt nur diesem Mittelpunkte zu. Orientalen, Griechen, Römer existiren nach Bossuet nur, um das Volk Gottes zu strafen, zu züchtigen, zu belohnen. Eine Verkennung der heidnischen Religionen, die ausschliesslich vom moralischen Standpunkt beurtheilt werden, eine verkehrte Auffassung der „Idolatrie“, der Voltaire mit Schärfe entgegentrat und einseitige Ueberschätzung der jüdischen Religion ist damit vereint. Und doch ist der Feind aller „Idolatrie“ von den Berichten der heidnischen Götzendiener in sehr unselbständiger Weise abhängig. So ist für die auffallend günstige Beurtheilung der Egypter Herodot's Darstellung von massgebender Bedeutung, einzelne Urtheile über den griechischen, namentlich attischen, Volkscharakter sind von Platon's Rigorismus beeinflusst worden; getreu nach Livius werden endlich die früheren Zeiten Roms zu günstig, die späteren Zeiten, namentlich die demokratischen Bestrebungen, in einseitiger Verkennung geschildert.

Es hiesse kritiklos sein, wollte man von einem Schriftsteller des „Siècle de Louis XIV" Quellenkritik verlangen. Aber charakteristisch für Bossuet's Zeitalter ist der pharisäische Hochmuth gegenüber dem Heidenthum neben jener Abhängigkeit von heidnischen Berichten und Traditionen. Ebenso wenig wird man eine kritische Beurtheilung der alt- und neutestamentlichen Schriften, eine vorurtheilslose Würdigung der Häresie in Bossuet's Discours suchen wollen. Und doch zeigt der Versuch, den Bossuet hie und da macht, auch auf dem Wege der Kritik die Authentität und Autorität der canonischen Schriften zu erweisen, wie sehr der naive Glaube bereits der kirchlichen Rhetorik abhanden gekommen. So gelten ihm die schwachen Einwürfe einzelner Häretiker als Beweise für die Echtheit der Evangelien, ja selbst die „mit allen Nebenumständen" erzählten Wunder müssen die Glaubwürdigkeit der biblischen Schriften erhöhen.* Wie wenig die ältere christliche Kirche die Vorstellung hatte, dass die synoptischen Evangelien von Jüngern des Herrn verfasst seien, wie sehr die Authentität neutestamentlicher Schriften den ersten Jahrhunderten zweifelhaft war, scheint der vielbelesene Bischof nicht zu wissen.

Doch als philosophirender, wenn auch nicht philosophischer Kopf, begnügt sich Bossuet nicht mit einer gedankenlosen Zusammenstellung des in der Bibel Ueberlieferten, er sucht überall die Idee der göttlichen Weltregierung hervorzuheben. Schon seine Auffassung der mosaischen Legenden, namentlich der Erzählung von der Sündfluth, ist durch die Vorstellung einer unablässigen, planvollen Weltregierung beeinflusst. Die Zeit vor der Sündfluth ist auch die Zeit der Cultur, erst nach der Sündfluth brechen wilde Leidenschaften über das Menschengeschlecht herein. Dass es vor der Sündfluth einen Brudermörder Kain gab, stört die kritiklose Rhetorik Bossuet's nicht.** Die

* Parceque des livres pleins de tant de faits miraculeux, qu'on y voit revêtus de leurs circonstances les plus particulières avancés non seulement comme publics, mais comme présents, s'ils eussent pû être démentis, auraient parté avec eux leur condamnation et au lieu qu'ils se sontiennent de leur propre poids ils seraient tombés par eux-mêmes.

** Il est vrai, qu'avant le déluge Cain avait sacrifié son frère à la jalousie, mais les guerres n'étaient pas encore inventées, u. ebds.:

Fleischnahrung an Stelle der Pflanzenkost bezeichnet den Eintritt der sündhaften Verwilderung.* Nun vertilgt die Sündfluth die Menschheit fast gänzlich, aber von Neuem tragen menschliche Leidenschaften den Sieg über die gottesfürchtige Ergebenheit davon, und so sind neue Schickungen und Strafen der Inhalt der kommenden Jahrhunderte. Nachdem Chaldäer, Griechen und Römer als Zuchtmeister des von Jehovah abgefallenen Volkes gewirkt, nachdem die Propheten als mahnende und strafende Erzieher thätig gewesen, naht endlich die Erlösung des vielgeplagten Volkes. Und hier nun wird an einer glanzvollen Stelle des Bossuet'schen Discours der Gegensatz der christlichen Ideen zu den jüdischen Ueberlieferungen mit tiefem Verständniss hervorgehoben, hier hebt der paulinische Geist, den Bossuet's Rhetorik athmet, die Schrift über den Rang eines Erbauungsbuches empor.

Man wird nicht leugnen, dass der Weltplan, der hier dem allmächtigen Gotte untergeschoben wird, an inneren Widersprüchen, an äusserer Unzweckmässigkeit in hohem Grade leidet. Gott gleicht hier einem Pädagogen, der bei jedem Schritt vorwärts einen Schritt zurückthut. Wäre auch der Zweck der ganzen Weltregierung der gewesen, auf die messianische Erlösung vorzubereiten, so gab es einen einfacheren Plan und gerechtere Mittel. Warum mussten in den Verfolgungen, die Gott über das jüdische Volk verhängte, Gerechte wie Ungerechte leiden, warum musste der Allmächtige in den Völkern des Heidenthums gewissermassen pädagogische Assistenten suchen, um seine auserwählten Zöglinge zu belohnen und zu strafen! Und inmitten dieser sündhaften Verderbniss erschuf der Menschengeist jene unvergänglichen Formen der Kunst, Dichtung, Philosophie und gerade unter den Völkern, die nach Bossuet's Ansicht am meisten in Sünde und Laster lebten! Diese Umwege, diese Widersprüche, diese Unbilden, damit der grösste Theil der Menschheit, ja selbst ein Theil des auser-

Depuis ce temps l'ambition s'est jouée sans aucune borne de la vie des hommes, ils en sont venus à ce point de s'entretuer, sans se haïr. etc.

* Avant le temps du Déluge, la nourriture, que les hommes prenaient dans les fruits, était sans doute quelque reste de la première innocence. Maintenant pour nous nourrir il faut repandre du son y malgré l'horreur qu'il nous cause naturellement.

wählten Volkes nicht durch den Messias erlöst wurde, auf ewig in Sünde und Laster blieb?

Noch andere Vorwürfe dürfen der Darstellung Bossuet's nicht erspart werden. Es fehlt seiner historischen Auffassung das Bewusstsein von Sittlichkeit und Recht, der Sinn für Menschenwürde und Menschengrösse. Cyrus, das Urbild eines plan- und ziellosen Eroberers, ist ganz ein Mann in Bossuet's Sinne. Ein ähnlicher Charakter, der macedonische Alexander, wird besonders gerühmt. Und was sind Menschen und Völker in Bossuet's Vorstellung! Der Herr, so sagt er ausdrücklich, nimmt und giebt die Herrschaft — um seine Allmacht zu zeigen. Wohl haben menschliche Grösse und Ohnmacht „ihre besonderen Ursachen", aber am letzten Ende ist es nur der unerforschliche Rathschluss Gottes, der den Menschen stürzt und erhebt.* Der Mensch in seinem Thun und Handeln ist ein Spielzeug des göttlichen Willens, er handelt, ohne die Folgen des Handelns vorauszusehen, er glaubt für sich zu wirken und nützt Anderen. So habe Brutus nur der Tyrannei in die Hände gearbeitet, Alexander unwissentlich für die Diadochen gewirkt.

Auffassungen, die, wie sehr sie auch Zeugen einer ethisch-religiösen Weltanschauung sind, die Unfähigkeit für geschichtliche Anschauung bekunden. Ein Eindringen in Vorstellungen und Formen, die jenseits der Bibel und des Dogma liegen, wird unmöglich, und die gesammte Geschichte erstarrt zu einer Crystallisation biblisch-dogmatischer Begriffe.

Die Abhängigkeit von den Ueberlieferungen antiker Schriftsteller, die wir bei Bossuet beobachteten, tritt weit unverhüllter bei Mezeray und Rollin hervor. Der erstere schildert in zwei verschiedenen Werken die fränkische Geschichte vom ersten Beginn bis zur ersten Blüthe Frankreichs unter Heinrich IV. Oft glauben wir nur eine Uebersetzung der Alten wiederzufinden, namentlich in der Darstellung der ersten Jahrhunderte tritt seine Unselbständigkeit hervor. In der Schilderung der römischen Kaiserzeit ist die engste Anlehnung an Tacitus nicht zu verkennen, das

* Mais, souvenez vous, que ce long enchainement des causes particulières, qui font et défont les empires, dépend des ordres secrets de la divine providence. — Heureux (sc. dieu) qui donne, qui ôte la puissance, pour montrer, qu'ils ne l'ont tous que par emprunt, et qu'il est le seul, en qui elle réside naturellement.

Verhältniss des Germanicus zu Tiberius wird ebenso, wie in den Taciteischen Annalen beurtheilt. Dieser Copirung der römischen Historiker, und nicht einem universellen Streben ist es wohl zuzuschreiben, dass Mezeray die fränkische Geschichte in unauflöslicher Verkettung mit den Weltbegebenheiten vorführt, und so seine Specialgeschichte zu einer Art Universalgeschichte erweitert. Doch gewährt uns dies den Vortheil, auch die inneren Verhältnisse berücksichtigt zu finden, besonders die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren in detaillirtester Weise geschildert zu sehen. Wenn die ursprünglichen Berichte abweichen, so stellt der urtheilslose, aber ehrliche Mann friedlich neben einander, was er nicht zu vereinen weiss. Besonders streitige Etymologien werden ohne jede kritische Sichtung vorgeführt. Wo die Gewährsmänner verwirren, weiss auch Mezeray nicht zu scheiden. Kelten und Germanen, diese und die Gallier erscheinen hier in urbreiartiger Auflösung.

In ebenso zuversichtlichem Glauben überlässt sich Mezeray der Leitung der kirchlichen Schriftsteller. Mit ihnen wüthet er gegen Ketzer und Sectirer, mit ihren Augen schaut er die äusseren und inneren Verhältnisse der ersten Christen. In dem zweiten, mehr bekannten, Werke Mezeray's contrastirt die offene Wahrheitsliebe und sittliche Biederkeit mit der unselbständigen Gebundenheit an die Ueberlieferung der mittelalterlichen Chroniken, ja selbst an mönchische Lügen und Legenden.

Keiner aber hat die gläubige Nachbetung des Ueberlieferten so zu kindischer Nachstammelung verzerrt, wie Rollin, der einst vielgefeierte Verfasser einer römischen Geschichte, ausgewählter Biographien aus dem Alterthume und anderer Werke. Der Bericht eines griechischen oder römischen Autors ist ihm heilig, wie Bibel und Dogma, und seine gesunde Vernunft schweigt, wo die Alten reden. In den „Hommes illustres de l'antiquité" bemerkt er einmal, dass die Erzählung von Solon und Krösus sich schlecht mit der Chronologie vertrüge, aber — so urtheilt schliesslich seine kindliche Einfalt — was ein Plutarch für wahr hält, ist ja sicherer, als alle Chronologie.

Die moralisirenden Reflexionen, die man oft als Vorzug der Rollin'schen Schriften gerühmt hat, sind ebenso in der Regel auf griechisch-römische Autoren zurückzuführen.

So der Stand der Historiographie Frankreichs in den bedeutendsten Geschichtschreibern des XVII. Jahrhunderts. Mit den ersten Decennien des folgenden Jahrhunderts tritt auch auf dem Gebiete der Historik eine veränderte Richtung hervor. Montesquieu's Considérations und mehr noch sein Esprit des lois bekunden den Bruch mit den überlieferten Vorstellungen und Meinungen, aber in ihrer Ueberschätzung der physischen Verhältnisse drohten sie die Geschichtschreibung auf die Abwege des Materialismus und Naturalismus zu führen. Rousseau's Verherrlichung eines erträumten Naturzustandes stellte endlich jede historische Auffassung in Frage.

Zu diesen Vorgängern musste Voltaire Stellung nehmen, als er seinen Essai sur les moeurs et l'esprit des nations und die später geschriebene Einleitung veröffentlichte. Diese Einleitung ist die reifste Frucht seiner historisch-philosophischen Studien, bis in das Greisenalter hinein hat ihn ihre Ausarbeitung beschäftigt.* Sie giebt einen kritischen Ueberblick über die antike Geschichte, behandelt also denselben Gegenstand, wie Bossuet's Discours. Hier musste es Voltaire's Aufgabe sein, den priesterlichen Auffassungen Bossuet's die Ideen seines eigenen philosophischen Systems gegenüberzustellen. Ich möchte darum nicht mit Kreyssig behaupten, „dass die Einleitung als Voltaire's Geschichtsphilosophie betrachtet werden könne". Schon die sehr bescheidene Aeusserung Voltaire's im Beginne der Introduction „tâchons de nous éclairer ensemble, essayons de déterrer quelques monuments précieux sans les ruines des siècles", muss uns sagen, dass wir hier nur in sehr eingeschränktem Sinne seine Geschichtsphilosophie zu suchen haben. Ueberdies konnte die Geschichtsphilosophie eines Mannes, der bei allem Scepticismus doch einem ausgesprochenen Deismus huldigte, der neben das „je doute de tout" jenes „Si dieu n'existait pas il faudrait l'inventer" stellte, nicht in einer lediglich zersetzenden Kritik, in rein sceptischen Reflexionen, die durch wohlberechnete Ironie leicht verhüllt werden, bestehen. Ebenso muss ich im Gegensatz zu Kreyssig in

---

* Et ce qui est plus admirable, c'est qu'en 1770, temps auquel nous écrivons. etc.

dieser Einleitung, nicht in dem Essai selbst eine „Antwort auf Bossuet's Discours“ sehen. Den Essai bezeichnet Voltaire in der Vorrede ausdrücklich als eine Fortführung und Ergänzung von Bossuet's Discours — ich komme darauf zurück — er behandelt also ganz andere Gegenstände, als der Discours. Nun wäre es doch recht seltsam, in einer Antwort gar nicht auf den Inhalt des zu Beantwortenden einzugehen! Wohl aber ist in der Einleitung Punkt für Punkt eine Entgegnung auf Bossuet's Behauptungen zu finden. Freilich ist es eine Antwort ohne Adresse — Bossuet's Name und Schrift wird erst in der Vorrede zum Essai genannt — in Chiffern, die nur dem Kundigen und Eingeweihten verständlich waren. Und so hatte es der schlaue Hof- und Weltmann mit gutem Grunde eingerichtet. Das grössere Publicum, auf das Voltaire mit einer Verachtung herabsah, wie sie bei einem Professor der Hegelschen Philosophie nicht grösser sein könnte, verstand den Sinn dieser Hieroglyphen nicht, mancher fromme Kleriker liess sich durch die devote Maske täuschen, oder übersah, was er nicht sehen wollte. So blieb Voltaire's intimes Verhältniss zur Genfer Orthodoxie ungestört und ungetrübt, so wurde der grössere Haufe in jener blöden Dummheit gehalten, die nach Voltaire's Meinung sein Erbtheil war, und doch konnte er der vornehmen Gesellschaft Aufklärung predigen, sie durch Witz und Spott fesseln. Eigenthümlichkeiten in Voltaire's Charakter und geschichtlicher Stellung, die von D. Strauss mit gewohntem Scharfsinn hervorgehoben sind, während Hettner einzelnen demokratischen Aeusserungen Voltaire'scher Laune zu hohen Werth beilegt, die auch den bitteren Unwillen eines Zeitgenossen, des ehrlichen Rousseau, erregten und jene giftige Stelle in den „Lettres écrites de la Montagne“ veranlassten.

Ich säume nicht, diesen wohlbewussten und wohlverhüllten Gegensatz zu Bossuet's Discours im Einzelnen hervorzuheben. Wenn Bossuet seine Darstellung mit den alttestamentlichen Legenden eröffnet, so beginnt Voltaire damit, die Veränderungen der Erdkugel, Verschiedenheit und Alter der Menschenracen auseinanderzusetzen. Dem theologischen Standpunkt des Bischofs tritt der naturwissenschaftliche des Philosophen gegenüber. Wenn ferner Bossuet den jüdischen Monotheismus in

schroffen Gegensatz zu dem heidnischen Polytheismus stellt, so kehrt Voltaire die Uebereinstimmungen zwischen der jüdischen und den heidnischen Religionen hervor. Recht geflissentlich weist er darauf hin, dass der jüdische Jehovah nur eine Art Localgottheit, wie die anderswo verehrten Götter, nicht der ewige, allmächtige Gott sei. Die Schattenseiten der von Bossuet hochgepriesenen Theokratie werden in einem folgenden Abschnitt einer grellen Beleuchtung ausgesetzt. Bossuet preist von den orientalischen Heidenvölkern vor Allem die Egypter und stellt sie in chronologischer Folge den anderen Völkern voran; Voltaire weist auf das höhere Alter der anderen Nationen hin und beurtheilt den egyptischen Volkscharakter mit sichtlicher Antipathie. Vor Allem tritt der Gegensatz zu Bossuet in dem hervor, was über Moses, die ältere jüdische Geschichte, die Art des Jehovahcultus gesagt wird. Wenn auch Voltaire mit der Miene äusserer Devotion die schlimmste Kritik übt, wenn er seine blinde Ergebenheit gegen die alttestamentlichen Schriften versichert und nur „vom menschlichen Standpunkt“ (humainement parlé) zu urtheilen vorgiebt, so wird Niemand über Tragweite und Absicht dieser Kritik sich täuschen. Wo die Widersprüche der mosaischen Ueberlieferung von der Prüfungszeit in Egypten, die Unwahrscheinlichkeiten der Flucht über das rothe Meer, der Irrfahrten durch die Wüste, wo die plan- und ziellose Leitung des Moses, seine staatsmännische Unfähigkeit, seine grausame Härte in herbster Weise hervorgehoben wird, da kehrt Voltaire alle Waffen des beissenden Spottes, sceptischen Scharfsinnes, schalkhafter Ironie hervor. Und, wo er die brutalen Metzeleien in den Kriegen gegen die Heidenvölker, die herzlose Grausamkeit gegen die eigenen Stammesgenossen, den frevelhaften Missbrauch des göttlichen Namens geisselt, da mischt sich glühender Hass gegen den Fanatismus mit eisig kaltem Spotte. Jenes „brûlez ce que vous adorez“ könnte das Motto dieser Abschnitte sein.

Von jüdischer Cultur hat Voltaire äusserst geringe Vorstellungen, überall sucht er hervorzuheben, wie die Israeliten durch die überlegene Cultur der anderen orientalischen Völker beeinflusst worden sind. Wieder ein Gegensatz zu Bossuet, dem der Jehovahanbeter auch als Culturträger erschien. Feine Beobachtungs-

gabe zeigt es, wenn Voltaire die sinnlich-materielle Richtung des jüdischen Volkes auch in seinen Gebeten ausgeprägt findet.

Bewusste Opposition gegen Bossuet zeigt sich in der Beurtheilung der heidnischen Religionen. Bossuet vermag zwischen der äusserlichen Anbetung der Götzenbilder und den inneren Seelenvorgängen, die dieser Anbetung zu Grunde liegen, kaum zu scheiden; Voltaire hebt mit Schärfe die Verschiedenheit des Wesens der heidnischen Religionen und ihrer äusseren Formen hervor. Für eine Zeit, die noch so sehr in hierarchischen Traditionen lebte, mochte der Nachweis, dass jene Götzenbilder nur sinnliche Darstellungen göttlicher Wesen, nicht diese Wesen selbst seien, dringend nothwendig erscheinen. Selbstverständlich ist es, dass Voltaire die Aussenwerke dieser heidnischen Religionen ebenso mit unerbittlicher Logik zerstört wie die des Judenthums. Der Glaube an Dämonen, Engel und Genien, an Prophezeiungen, Orakel, Todtenerweckungen, an Propheten und Gesetzgeber, die im Namen Gottes gesprochen und gehandelt, mag er in heidnischen oder jüdischen Schriften hervortreten, kann vor Voltaire's klarem Verstande nicht bestehen. Wie anders der kirchlich-gläubige Bossuet, dem Wundererzählungen ein Beweis für die Glaubwürdigkeit biblischer Schriften waren!

In Voltaire's historischer Darstellung treten Menschen und Völker in die Rechte wieder ein, die ihnen Bossuet's geistlicher Hochmuth entrissen. Da ist von einem unabänderlichen Plane einer göttlichen Regierung, dem Geschick und Glück der Menschen widerstandslos unterworfen sind, nirgends die Rede. Die Völker selbst sind die Urheber ihrer Geschicke, sie entwickeln sich nach ihren natürlichen Anlagen, nach örtlichen und ethnographischen Bedingungen. Dieser Gegensatz zu Bossuet's Auffassung ist schon von Arnd hervorgehoben worden, nur möchte ich nicht mit ihm behaupten, dass Voltaire's Standpunkt „noch viel verkehrter“ sei, als der Bossuet's. Voltaire hebt Ideen und Anschauungen, denen kein vorurtheilsfreier Denker sich verschliessen darf, mit einseitiger Schärfe hervor, Bossuet trägt Voraussetzungen einer anderen Wissenschaft willkürlich in die Geschichte hinein. Nur in einem Punkte nähern sich Bossuet und Voltaire. Das römische Weltreich, das beiden

als Urbild der Monarchie Ludwig XIV. erschien, wird in gleicher Weise hier wie dort verherrlicht, und ausdrücklich rühmt Voltaire, dass Bossuet in dem, was er über das römische Reich sage, „den Geist der Geschichte ergriffen habe“. Doch während dem kühlen Verstande des Philosophen das Römerthum als Träger der Cultur erschien, ist es dem gläubigen Gemüthe des Priesters nur ein Werkzeug in Gottes Hand, um den Erziehungsplan und das Erlösungswerk durchzuführen. Darum leitet Voltaire den Verfall und Untergang Roms aus sehr speciellen Ursachen her, für Bossuet haben diese nur eine untergeordnete Bedeutung, der unbegreifliche Wille Gottes ist ihm der letzte, entscheidende Grund.

Wie gegen die kirchlich-gläubige Seite der voraufgehenden Geschichtschreibung, so richtet sich Voltaire's Kritik auch gegen die hergebrachte Ueberschätzung der griechisch-römischen Geschichtschreiber. Nicht immer ist seine Kritik eine glückliche. So erzählt einmal Herodot, dass die babylonischen Jungfrauen ihre Keuschheit im Tempel der Mylitta opferten. Ein Herkommen, das Kenner des orientalischen Alterthums nie bezweifelt haben, das aber Voltaire's frivoler Spott ins Absurde zu ziehen sucht. Der Hieb, welcher hier und an anderen Stellen gegen Herodot's Fabelsucht und Leichtgläubigkeit geführt wird, trifft auch seine Nachbeter, unter ihnen Rollin. Wie an Herodot, so wird an Diodor, Livius, Josephus eine Kritik von schneidender Schärfe geübt, überhaupt die Anfänge der Geschichtschreibung vom Standpunkt der philosophischen Aufklärung beurtheilt.

War Voltaire wirklich ein Kritiker? Ranke sagt einmal, die Kritik solle „die Spreu vom Weizen sammeln“; in Voltaire's Kritik sehen wir viel Spreu auffliegen, die darunter liegenden Weizenkörner werden wir kaum gewahr.

In dem Essai selbst tritt der naturgemässe Gegensatz zu Bossuet's Ideen hervor, ohne dass von einer Widerlegung im Einzelnen, wie in der Introduction, die Rede ist. In der Vorrede spricht sich Voltaire über sein Verhältniss zu Bossuet's Discours sehr charakteristisch aus. Er beginnt mit einem Compliment mephistophelischer Art. „Der berühmte (l'illustre) Bossuet hat den Geist der Geschichte ergriffen, wenigstens in

dem, was er über das römische Reich sagt.“ Das heisst mit schmucklosen Worten: In dem bei weitem grössten Theile des Discours hat Bossuet den Geist der Geschichte missverstanden; nur in dem allergeringsten, ungefähr neunten Theile seiner Schrift ist er von diesem Fehler frei. Selbst dieses echt Voltaire'sche Compliment wird noch modificirt. Nach Bossuet, heisst es weiter, habe Gott die Römer gesandt, um die Juden zu strafen. „Das kann sein, aber Grösse und Fall der Römer haben noch andere Ursachen, und Bossuet hat sie nicht vergessen, wo er von dem Geiste der Nationen spricht.“ Wieder in unverhüllten Worten: Bossuet weiss, was die Römer erhoben und gestürzt, und spricht es aus, aber seine richtige Erkenntniss wird in die Schranken des theologischen Systems gezwängt. Andere Fehler des Discours werden nicht übergangen. Bossuet habe angenommen, dass „Alles der Juden wegen geschehen sei“; von den Arabern spreche er, wie von einer Herde Barbaren, alte Culturvölker, wie Chinesen und Inder, übergehe er. Mit diesen beiden Völkern beginnt Voltaire's Essai. Sein Streben ist es, die Lücken des Discours zu ergänzen, und die Schrift bis auf die neueren Zeiten fortzuführen. Mit sichtlicher Sympathie beurtheilt er Cultur und Literatur dieser beiden Völker. Da, wo er von der Religion der Chinesen spricht, ist eine versteckte Seitenwendung gegen das Christenthum nicht zu verkennen. Und doch urtheilt er hier weit massvoller als in einem Artikel des Dictionnaire philos., wo er die chinesische Religion im Gegensatz zu Juden- und Christenthum in den Himmel hebt. Wo er den Despotismus der chinesischen Regierung zu beschönigen sucht, richtet sich seine Politik gegen den bitteren Feind alles Despotismus, gegen Montesquieu. Mehr noch, als die Vorliebe für chinesische Religion und Cultur, muss eine übertriebene Sympathie für den Muhamedanismus auffallen. Ich möchte nicht glauben, dass Voltaire hier ausspräche, was er wirklich denke. Mag auch die Kunstliebe der muhamedanischen Fürsten, die Blüthe der Cultur an den arabischen Höfen Voltaire's Urtheil einigermassen erklären, nimmermehr konnte der Fanatismus einer Religion, die Eroberungssucht eines Volkes den Beifall des glühenden Gegners alles Fanatismus, des begeisterten Verkün-

digers der Humanität haben. Die grundverschiedene Auffassung Muhamed's im Essai und in Voltaire's Tragödie ist ohnehin kaum zu erklären. Es ist bekannt, wie sehr Voltaire Worte und Gedanken nach den besonderen Zwecken einrichtet, die er verfolgt. Hier ist es aber seine unverkennbare Tendenz, die Lichtseiten des Muhamedanismus den Schattenseiten des Christenthums gegenüberzustellen. Während die Araber vor und zur Zeit Muhamed's als edelmüthig und gastfrei, als Freunde der Wissenschaft und Kunst, als Förderer der europäischen Cultur, ja als Muster der Toleranz gepriesen werden, erscheinen die Christen der ersten Jahrhunderte als fanatisch, als verfolgungssüchtig, sobald sie zur Herrschaft gelangen, als Fälscher von Schriftstücken, als berechnende Erfinder zahlreicher Legenden.* Während Muhamed wegen seines Muthes und Hochsinnes dem Alexander gleichgestellt und um seiner Mässigung willen noch über den macedonischen Helden erhoben wird, ist Constantin I. ein berechnender Heuchler, ein kalter Despot. Auch seiner Indignation gegen den Fanatismus und die Brutalität des jüdischen Volkes giebt Voltaire hier den beredtesten Ausdruck.

Wie die Araber, so werden auch die Türken gepriesen. Die Grausamkeiten, welche sie, dem Berichte der christlichen Schriftsteller zufolge, bei der Eroberung Constantinopels begangen haben, hält Voltaire für erdichtet: mit besonderer Wärme und Entschiedenheit hebt er die Toleranz und Bildung Mahomed's II. hervor. Den Despotismus der türkischen Sultane sucht er, wie den chinesischen, zu beschönigen. Mit aller Schärfe wird dagegen auf die Verkommenheit der Griechen und ihrer Regenten hingewiesen.

Wie die Zeit, in welcher der Muhamedanismus siegreich vordrang, in Voltaire's Darstellung als die glückliche Periode der Cultur und Aufklärung erscheint, so ist ihm das Uebergewicht des Papstthums, die weltbeherrschende Macht der katholischen Kirche der Grund aller Unwissenheit, Heuchelei, Grausamkeit und Rohheit. Und doch ist Voltaire's Urtheil über das Mittelalter an einzelnen Stellen des Essai weit mass-

* Mit noch einseitigerer Uebertreibung urtheilt Voltaire in einem Artikel des Dict. philos.

voller als in einem mit schonungsloser Schärfe geschriebenen Artikel des Dictionnaire philos. Das Schlimmste, was von den mittelalterlichen Päpsten gesagt worden ist, hat nächst den Reformatoren des XVI. Jahrhunderts der Katholik Voltaire gesagt. Die Päpste in der Zeit des Schisma sind elende Heuchler und Intriganten, Aeneas Sylvius ein grober Betrüger, Bonifaz VIII. gar ein Giftmischer. Bitterer Spott muss die Wirkung dieser vom sittlichen Unwillen eingegebenen Kritik verstärken. Höhnisch bemerkt er: „Die Päpste sprachen als Herren der Welt, und konnten nicht Herren im eigenen Hause sein.“ Doch wird seine Kritik zuweilen durch nüchterne Reflexionen und verständige Folgerungen ermässigt. So hält er es für unmöglich, dass Bonifaz VIII. in Gegenwart vieler Zeugen die kirchliche Tradition als „Fabel“ verspottet, dass er die Wunder des Christenthums offen geleugnet habe; denn wie hätte er vor 12 Zeugen sagen sollen, was man nicht einem sagt. Der Hass gegen das Papstthum richtet sich auch gegen die Schützer und Förderer desselben. Darum die einseitige Kritik, die an dem vielgefeierten „Charlemagne“ geübt wird. Denn, wenn auch Voltaire zugleich bemerkt, dass Karl der Grosse nur von denen gerühmt werde, welche den Erfolg anbeteten, so war es doch sonst nicht seine Sache, weltliche Erfolge gering zu schätzen. Derselbe Hass macht ihn zum beredten Anwalt der Opfer päpstlicher und kirchlicher Willkür. Darum die günstige Beurtheilung der Ketzer, die Vertheidigung der Templer, die Bewunderung der einst von ihm in den Staub gezogenen Jeanne d'Arc.

Andere Herrscher, die mit dem Papstthum auf Tod und Leben rangen, wie die Ottonen und Heinrich IV. werden mit befremdender Kühle beurtheilt. Denn, wohl wusste es Voltaire, jene Herrscher tobten gegen die Ketten, die sie nicht zu brechen vermochten. Nur wo ein kirchenfeindlicher Staatsmann zugleich als fortschreitender Aufklärer erscheint, stellt sich Voltaire ihm zur Seite. So wird die politische Thätigkeit Friedrich's II. in Neapel und Sicilien, so die Neuerungen und staatlichen Umwälzungen Philipp des Schönen gerühmt. Politische Gesichtspunkte bestimmen häufig sein Urtheil. Die päpstliche Herrschaft gilt ihm auch als Feindin der staatlichen und

bürgerlichen Ordnung. Nur in den Händen Alexander's III., dem Befreier der Leibeigenen, sei sie die Vorkämpferin der bürgerlichen Freiheit gewesen. Darum ist Alexander III. einer der wenigen Päpste, die vor Voltaire's Kritik Gnade finden. Wie der Fanatismus, der in den Religionskriegen und Ketzerverfolgungen des Mittelalters und der Neuzeit wüthete, aufs Schärfste verurtheilt wird, so gilt er auch da als Feind der Aufklärung und Cultur, wo er die religiöse Hülle abwirft. So werden einmal die Grausamkeiten der Kriege zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen mit sichtlicher Entrüstung geschildert.

Die Verbreitung der Humanität und Aufklärung, der Liebe zur Kunst und Wissenschaft ist in Voltaire's Geiste das Endziel aller geschichtlichen Entwicklung. Interessen, welche diesem Ziele entgegenstreben, scheinen ihm kein Bürgerrecht in der Geschichte zu haben. Die mittelalterlichen Zeiten, bemerkt er, müsse man nur kennen, um sie verachten zu lernen, das Interesse, welches sie einflössten, sei die einzige Entschuldigung für die, welche sie studirten.* Die vorangehenden Zeiten haben somit zum grossen Theile für ihn nur ein negatives Interesse, ihr Studium nur eine relative Berechtigung.

Und doch war dieser freie Geist, der die Traditionen und Vorurtheile der Jahrhunderte abwarf, den kirchlichen und nationalen Vorurtheilen unterworfen. Es fällt auf, wie sehr in dem Essai die deutsche Geschichte hinter der französischen zurücktritt, mehr noch, wie wenig die Bedeutung der kirchlichen Reformation verstanden wird. Befremden muss es weiter, wie einzelne unwürdige Päpste des XVI. Jahrhunderts gepriesen, wie die Werkzeuge der päpstlichen Herrschsucht, die Männer vom Orden Jesu, gegen die schlimmen Anschuldigungen ihrer Feinde in Schutz genommen werden. Gewiss waren hier die Einwirkungen der jesuitischen Erziehung, welche die Jugendzeit Voltaire's geleitet, dauernder und fester, als die späteren Eindrücke, auch mochte der persönliche Verkehr mit katholischen Geistlichen Voltaire's Urtheil missleiten. Namentlich

* Il ne faut connaître ces temps, que pour les mépriser. Si les princes et les particuliers, n'avaient quelque intérêt à s'instruire des révolutions de tant de barbares gouvernements, on ne pourrait plus mal employer son temps, qu'en lisant l'histoire.

das Urtheil über die kirchliche Reformation glaube ich auf jesuitischen Einfluss zurückführen zu müssen. In der Fortsetzung des Bossuet'schen Discours (800—1688), die von einem Freunde der Jesuiten herrührt, wird die Reformation Luther's als eine Privatfehde zwischen Augustinern und Dominicanern, die dann weitere Dimensionen angenommen, — ebenso demnach wie in Voltaire's Essai — hingestellt. Wäre es ein zu kühner Schluss, dass jene Verdrehung der wahren Sachlage ein jesuitischer Kunstgriff gewesen sei, der das zu verkleinern suchte, was nicht völlig wegzuleugnen war?

Zeigt der Essai in diesen Punkten die Kennzeichen der Einseitigkeit und Beschränkung, so lässt er im Ganzen betrachtet Voltaire's vielseitiges Interesse und universelles Streben hervortreten. Da werden Kunst und Literatur, Verfassung, Recht und Politik ebenso berücksichtigt, wie Kriege und äussere Verhältnisse. Mit gewisser Beschränkung mag man Hettner's Urtheil, dass die ganze neuere Geschichtschreibung von Voltaire's Essai ausgehe, adoptiren. Wohl fehlt es an Ungenauigkeit und Flüchtigkeit im Einzelnen nicht, und schon Lessing bemerkt, Voltaire möge die falschen Daten seiner Universalgeschichte „verificiren", bevor er historische Irrthümer in dramatischen Werken bemängele. Auf der Höhe der philosophischen Bildung sah Voltaire geringschätzig auf die Einzelheiten der Geschichte herab. Minima non curat praetor!

Wie Voltaire an den Berichten der antiken Schriftsteller eine Kritik übt, die oft mehr aus sceptischer Laune, als aus positiven Grundsätzen hervorgeht, so zeigt er auch den mittelalterlichen Schriftstellern gegenüber denselben Scepticismus. So wird der Bericht des fränkischen Geschichtschreibers Fredegar über das grässliche Ende der Brunhilde als Erfindung mönchischer Einfalt hingestellt. Doch nicht zu leugnen ist, dass hier, wie in der Vorrede zur vierten Ausgabe des Charles douze 1748, in den Remarques und Nouvelles considérations sur l'histoire manches Fabelhafte und Legendenartige bei Seite geschoben, manches Unhaltbare zerstört wird. Wie die Nachbeter der griechisch-römischen Geschichtschreiber in den genannten Schriften mit schonungsloser Schärfe beurtheilt werden, so trifft auch die kritiklosen Darsteller mittelalterlicher

Geschichte Voltaire's Spott und Hohn. Mezeray's Anekdoten- und Märchensucht wird in jener Vorrede zum Charles XII in drastischer Weise verspottet, an seine Adresse ist auch die Charakteristik gerichtet, die Voltaire in der Vorrede zum Essai von den alten Galliern und Germanen entwirft, ein Ausdruck jener stolzen Verachtung, mit der die fortgeschrittene Cultur gern auf naturwüchsige Rohheit herabsieht. Wie Mezeray, ergeht es seinem jesuitischen Gegner, dem Pater Daniel.

Aber wenn die Berichte über frühere Zeiten so unzuverlässig, wie können wir ein sicheres Wissen von diesen Zeiten haben, welchem Zwecke kann das Studium derselben dienen? Voltaire giebt uns in den Remarques und den Nouvelles considérations die Antwort. „Wenn man die Jetztzeit studirte, würde man nicht sein Leben damit zubringen, sich durch die alten Fabeln bethören zu lassen.“ Von der Jugend verlangt er, dass sie leicht von antiken Eindrücken angehaucht sei (d'avoir une légère teinture), aber dass sie ihr ernstes Studium nur der neueren Geschichte zuwende. Die alte Geschichte sei uns nur in der Weise nützlich, wie die Fabel; die Thaten Alexander's müsse man kennen, wie man die Arbeiten des Hercules kenne. Die unmittelbare Bedeutung der modernen Verhältnisse wird dem nur mittelbaren Einflusse der antiken und mittelalterlichen Geschichte gegenübergestellt. Nicht, als ob Voltaire in eine directe Opposition gegen die antikisirende Richtung seiner Zeit einträte; zu eng war das Römisch-Griechische mit der französischen Literatur und Cultur verwachsen. Aber die hergebrachte Ueberschätzung des Antiken treibt ihn zu sceptischer Herabwürdigung. Die Kritik, die er übt, ist rein zerstörender Art, eine Kritik, die gewissermassen alle Kritik hinwegkritisirt, die an das Bild vom Chronos gemahnt, der seine eigenen Kinder verzehrt.

Wie die Einleitung zum Essai gegen Bossuet's Discours gerichtet, so zeigt der Essai selbst Beziehungen auf Montesquieu's Esprit des lois und selbst auf Rousseau's früheste Schriften. Wenn neben der Hervorhebung der physischen Einwirkungen doch die geschichtliche Entwicklung vor Allem aus ethisch-socialen Ursachen hergeleitet wird, so wäre der Gegensatz zu Montesquieu nicht zu verkennen, auch wenn ihn Vol-

taire am Schluss des Essai nicht selbst andeutete. An derselben Stelle wird eine unhaltbare Behauptung der Lettres persanes mit zugespitzter Schärfe zurückgewiesen. Und wenn Voltaire in der Cultur das Glück der Menschheit, in Kunst und Wissenschaft ihre höchsten Güter erblickt, wenn er dem Despotismus, sobald er diese Güter schirmt, seine Huldigung darbringt, ist da nicht principielle Opposition gegen Rousseau's Discours sur les arts et les sciences, sur l'inégalité parmi les hommes, Schriften, die wenige Jahre vor dem Drucke des Essai (1754—56) erschienen, zu erkennen? Mit Namen wird Rousseau allerdings nicht genannt, zu unbedeutend musste damals der enthusiastische Schwärmer dem gefeierten Voltaire erscheinen. Erst später (1762) erfuhr Voltaire, dass der „Narr" auch boshaft und gefährlich sein könne, da erfolgte jener hämische Angriff in der Histoire de Russie sous Pierre le Grand (1763). *

Diese beiden ausführlicher betrachteten Schriften, der Essai und die voraufgehende Introduction, lassen den unermesslichen Fortschritt gegen die höfisch-kirchliche Geschichtschreibung des siebzehnten Jahrhunderts erkennen. Nicht, dass Voltaire auf den Höhen der Historiographie stände; er gleicht dem Vergil in der göttlichen Komödie, der uns sicher durch das Fegefeuer und Hölle führt, um am Eingange des Paradieses einem Höheren Platz zu machen. Wie dem Dichter und Philosophen, so fehlt auch dem Historiker Voltaire jener allumfassende Sinn, jene ungetrübte Klarheit, die alle Bestrebungen und Interessen zu würdigen wissen, die für das Sympathische wie das Antipathische einen objectiven Ausdruck finden. Und vor Allem seine Geschichtschreibung gleicht einem Bau, dem das Fundament fehlt; dieses hatte seine allzu sceptische und willkürliche Kritik unbewusst niedergerissen.

Andere Geschichtswerke sind dagegen im Tone des Hofmannes geschrieben, ohne die Kennzeichen des Voltaire'schen

---

* 1762 schrieb Rousseau den Contrat social, bald darauf den Emil, und wies im Juni d. J. Voltaire's gastliche Einladung in verletzender Weise zurück. Die Stelle über Rousseau in der Histoire de Pierre I ist zugleich mit dem zweiten Theile des Werkes veröffentlicht, wie die Anführung des Contrat social beweist.

Genius zu verleugnen. Man darf eine Eigenthümlichkeit in Voltaire's Anschauungsweise, eine Schwäche seines Charakters nicht übersehen, um dies zu begreifen. Wie unser Goethe, huldigte er dem Despotismus, der Cultur und Bildung förderte, sei es auch auf Kosten des Völkerglückes und der Völkerfreiheit. Mit vornehmer Gleichgültigkeit und Kälte sah der Liebling der vornehmen Gesellschaft auf die grosse Masse herab. Wer den Despotismus der türkischen Sultane geleugnet oder beschönigt hatte, der konnte überdies vor dem Absolutismus der französischen Herrscher nicht zurückschrecken. Das Zeitalter Ludwig's XIV. insbesondere war ihm die Blüthe der Kunst, Dichtung, Wissenschaft, die Wiederkehr des mediceischen Zeitalters, das er so hoch preist und bewundert. Der Glanz der Siege, der Ruhm der Waffen, mochte das Urtheil dessen blenden und bethören, der selbst nach Glanz und Ruhm vor Allem gestrebt hatte. Der dringende Wunsch Voltaire's, nach Paris aus der Fremde zurückzukehren, war ein persönlicher Antrieb, dem französischen Regenten in der Person seines grossen Vorfahren zu schmeicheln.

Der Charakter der Apotheose kann somit dem Siècle de Louis quatorze nicht abgesprochen werden. Er zeigt sich mehr noch in dem, was Voltaire verschweigt, als in dem, was er sagt. Die Charakterschwächen Ludwig's XIV., seine politischen Fehler werden in tiefes Dunkel gehüllt, seine kirchliche Richtung, die zur Aufhebung des Edicts von Nantes führte, ist von dem Glanze militärischer Macht, höfischer Pracht und Kunstliebe überstrahlt. Mit gewandter Hand weiss Voltaire auf Ludwig's Haupte alle Lorbeeren aneinanderzureihen, die seine Staatsmänner und Generäle mühevoll unter Dornen gebrochen. Und doch geht zuweilen ein kühler objectiver Ton durch die Schrift; die Kriege Ludwig's, ihre äusseren Veranlassungen sind mit rhetorischem Schmuck, aber ohne nationale Voreingenommenheit erzählt. Den Gegnern Ludwig's, selbst einem Oranien, wird Voltaire's Darstellung durchaus gerecht.

Der Hauptvorzug des Siècle de Louis XIV ist die übersichtliche Betrachtung der inneren Veränderungen, der Fortschritte der Cultur und Literatur. Schlosser sagt einmal, das Siècle de Louis XIV sei das einzige von Voltaire's Geschichts-

werken, dem man mit Vorsicht Thatsachen entnehmen dürfe, und Kreyssig wiederholt, was Schlosser gesagt. Doch man sollte nicht wiederholen, was man nicht geprüft hat. Denn lassen sich nicht auch dem Siècle de Louis XV, das Voltaire als Zeitgenosse schrieb, der den bestunterrichteten Kreisen so nahe stand, mit Vorsicht Thatsachen entnehmen?

Dieses Siècle de Louis XV ist in ähnlicher Tendenz, aus gleichen persönlichen Motiven, wie das Siècle de Louis XIV verfasst. Die Person des Herrschers wird auch hier zum Mittelpunkt dessen, was geschieht, ihre Schwächen sind noch mehr, als die Louis XIV. verhüllt. Dennoch ist Voltaire's wahre Meinung nicht überall verdeckt. Da, wo er die Vertreibung der Jesuiten erzählt, macht er aus seiner Sympathie für den Orden kein Hehl, gleiche Sympathie legt er für das Parlament, wiewohl er in dessen Verbannung eine Strafe für das den Jesuiten geschehene Unrecht erblickt, an den Tag.

Doch die ganze Schrift ist mit innerem Unbehagen geschrieben und trägt die Spuren des Alters, nur in dem Hasse gegen kirchliche Anmassung und dogmatische Zänkereien erkennen wir den ganzen Voltaire wieder.

Kreyssig fertigt diese Schrift als „schwache Compilation“ ab. Doch ich meine, die meisterhafte Gruppirung der Thatsachen, der rhetorische Glanz einzelner Schilderungen, z. B. der der Schlacht bei Fontenoy, verrathen mehr als eine „schwache Compilation“.

Die im Anschluss an das Siècle de Louis XV geschriebene Histoire du Parlement de Paris zeigt Voltaire's politischen Sinn. Hier wirft er sich zum Anwalt ständischer Vorrechte gegenüber der fürstlichen Autokratie auf. Nicht, als ob er den demokratischen Ideen huldigte, wie sie später die französische Revolution bewegten; das Parlament vertrat nur die Vorrechte der Klassen, in deren Gunst und Anschauung Voltaire lebte. Die Schrift ist oft nur eine Wiederholung dessen, was Voltaire in früheren Schriften erörtert, aber die logische Schärfe einzelner Stellen, besonders die klare Hervorhebung des Unterschiedes der alten Volksparlamente und der einer späteren Zeit, zeigt, wie wenig das Greisenalter seinen Geist abgestumpft hatte.

Zwei andere Schriften sind der Betrachtung der nordischen

Verhältnisse gewidmet; die Geschichte Karl's XII. und Peter des Grossen. Die erste Schrift ist die früheste und sicher die schwächste von Voltaire's historischen Arbeiten. Die Vorliebe für Anekdoten und drastische Uebertreibungen, das Uebermass in der Charakteristik des nordischen Helden, die Flüchtigkeit und Ungenauigkeit im Einzelnen deuten nicht eben einen besonderen Beruf für die Geschichtschreibung an. Der Hass gegen Kirche und Geistlichkeit, und eine Vorliebe für republikanische Freiheit, die dem späteren Voltaire so fern lag, kennzeichnen einzelne Stellen der Schrift. Seitdem Hage (Progr. der Fürstenwalder h. B. 1875) den Nachweis geführt hat, dass die ersten Bücher des Charles XII meist eine unselbständige und ungenaue Compilation des Werkes von Limiers seien, muss der historische Werth des Buches noch geringer erscheinen. Während Voltaire anfänglich als Bewunderer des Schwedenkönigs schrieb, änderte sich im Laufe der Zeit das Verhältniss des Autors zu seiner Schrift. Im „Discours sur l'histoire de Charles XII“ sagt Voltaire, er habe das Leben Karl's XII. als warnendes Beispiel für eroberungssüchtige Fürsten beschrieben. Die gehässige Polemik gegen Norberg und Motraye, bezeichnend für Voltaire's verletzte Eitelkeit, ist für seine Stellung als Historiker ohne Bedeutung.

Als Gegenstück zu dem eroberungssüchtigen Karl XII. wird in Peter dem Grossen der friedliebende, nur auf das Wohl seiner Unterthanen bedachte Regent gefeiert. Ich möchte nicht mit Kreyssig behaupten, dass Voltaire „seine Bewunderung für den nordischen Helden bis zur verdächtigen Schmeichelei steigert“. Welchen Zweck hätte diese Schmeichelei, an wessen Adresse wäre sie gerichtet? Mochte es auch Voltaire's Streben sein, sich in der Gunst der Czarinnen Elisabeth und Katharina zu befestigen, so hatte er diesem Streben schon in sehr directen Schmeicheleien an einzelnen Stellen des Essai Ausdruck gegeben. Die Verherrlichung des Czaren wäre ein unnöthiger Umweg gewesen, welcher bei der mehr deutschen, als russischen Katharina nicht einmal recht zum Ziele geführt hätte. Gewiss war die Bewunderung Voltaire's für den nordischen Czar eine aufrichtige. Unter der Menge der Duodezfürsten erhob sich Peter's Gestalt um so imponi-

render; wie ein Meteor mochte er den Zeitgenossen erscheinen. Zudem war ein neuerungssüchtiger Reformator, der sein Volk aus der Barbarei zu reissen, der Cultur zuzuführen strebte, der mit den kirchlichen Traditionen brach, und die Anmassungen der Geistlichkeit kraftvoll zurückwies, ein Mann im Sinne Voltaire's. Freilich erscheint Peter's Regierung, wie sie Voltaire darstellt, in einseitigem, fast blendendem Lichte. Die Schattenseiten seines Charakters und seiner Regierung, der gewaltthätige Despotismus, die wilde Leidenschaft, die barbarische Rohheit treten hinter der segensreichen reformatorischen Thätigkeit fast ganz zurück. Doch, wo Voltaire den Apologeten des Czaren macht, ist es mit Glück und Geschick. So ist der Abschnitt über die Verurtheilung Alexeis mit kritischer Schärfe und überzeugender Kraft geschrieben.

Nicht ohne Bedeutung war die Geschichte Peter's des Grossen für Voltaire's Zeit durch das sorgfältige Eingehen auf die inneren Zustände und Umwälzungen im russischen Reiche. Besondern historischen Werth hat sie durch Publicirung mehrerer Actenstücke, welche die Verurtheilung Alexeis, den Frieden zu Neustadt und die Krönung Katharina's I. betreffen.

Der Geschichte selbst geht eine „kritisch-historische Vorrede“ voran, in der Voltaire seinen aus dem Essai, den Remarques und den Nouvelles considérations schon bekannten sceptischen Standpunkt mit weniger Schärfe und Uebertreibung vertritt, allein so sehr er hier den überlegenen Kritiker spielt, jene Vorrede ist eine schlecht verhüllte oratio pro domo.

Der Gegensatz jener höfischen Geschichtswerke zu dem Essai und den früheren kritischen Abhandlungen bezeichnet doch nur die Zweiseitigkeit in Voltaire's innerstem Wesen. Als Prophet der kommenden Zeit und zugleich als Schmeichler und Bewunderer des „alten Regimes“ muss jener widerspruchsvolle Charakter erscheinen.

Citate habe ich im Interesse der Raumersparniss möglichst vermieden, der Kenner der französischen Geschichtschreibung wird leicht die Stellen herausfinden, welche Ausgangspunkte der Kritik waren.

Untersuchungen
über das Leben Mathurin Régnier's
und die Abfassungszeit seiner Satiren.

An der Schwelle des siebzehnten Jahrhunderts war die Ronsard'sche Schule, welche seit einem halben Jahrhundert die französische Literatur beherrscht hatte, im Verscheiden; da trat, als schon Malherbe seinen Vernichtungskampf gegen dieselbe begann, ein Mann auf, der alle Vorzüge seiner Vorgänger in sich vereinigte; eine lebhafte Phantasie, eine tiefe Menschenkenntniss, einen echt gallischen Humor, der ihn zum Geistesverwandten eines Rabelais und Villon machte, und einen durch das Studium der Alten geläuterten Sinn für die Form, der die wunderlichen Einfälle einer übersprudelnden Einbildungskraft in ein schönes Gewand zu kleiden verstand. Dieser Dichter war Mathurin Régnier, der letzte und edelste Spross der Ronsard'schen Schule, den Neigung und Studium zur Nachahmung der römischen Satire trieben. Wie seine Vorgänger die Ode und das Epos cultivirt hatten, so begründete er die Gattung der schulgemässen Satire und dies Werk gelang ihm besser als jenen; denn er wusste mit feinem Gefühl die Abgeschmacktheiten einer knechtischen Nachahmung zu vermeiden.

Dass dennoch sein Erscheinen seiner Partei keine neue Lebenskraft mehr geben konnte, hat mehrere Gründe. Ronsard, Desportes und ihre Anhänger waren von ihrer Zeit mit einer Bewunderung verehrt worden, von der die Literatur anderer Völker kaum ein Beispiel hat; es lag in der Natur der

Sache, dass diesem Uebermass des Beifalls, der überdies einer unfranzösischen, aufgedrängten Geistesarbeit gezollt wurde, eine Abspannung und Entnüchterung folgte, welche sich von den hochgepriesenen Gegenständen gleichgültig abwandte. Ferner war Régnier nicht der Mann, der einen Kampf auszufechten den Willen oder die Kraft hatte; er ist „der gute Régnier", wie seine Zeitgenossen ihn nennen, immer schlagfertig mit Geist und beissendem Witz, aber nicht energisch genug, um einen dauernden Kampf aufzunehmen oder der Mittelpunkt einer Partei zu werden.

Doch wenn es Régnier auch nicht gelang, der Schule, zu der er sich bekannte, neue Kraft einzuflössen, so wird er doch immer als ein würdiges Mitglied der grossen Familie betrachtet werden, auf welche der „esprit gaulois", wie die französischen Literarhistoriker es nennen, sich ausgegossen hat, zu welcher Villon, Rabelais, Lafontaine und Molière zählen. Er ist, wie sie, ein Lieblingsdichter der Franzosen geworden; einen Beweis dafür geben die zahlreichen Ausgaben, die von seinen Werken erschienen sind. Selbst Malherbe spendet ihm, wenn auch beschränktes Lob, später Boiteau. Der Kreis seiner Verehrer hat sich besonders seit dem Erscheinen des Tableau de la Poésie française au XVIe siècle und dem Entstehen der romantischen Schule bedeutend erweitert.

Und doch wissen wir von dem Leben dieses Mannes, dessen Muse im Dienste Heinrich's IV. stand, sehr wenig; er theilt hierin das Schicksal seines grossen Zeitgenossen Shakspere. Nur ist der Mangel von Nachrichten in Bezug auf Régnier schwerer zu erklären. Die Werke des grossen brittischen Dichters waren eine Zeit lang fast vergessen; Régnier's Gedichte gewannen durch die Länge der Zeit an Bewunderern; die ununterbrochene Reihe von Ausgaben beweist, dass er immer gelesen wurde, im Gegensatz zu seinen Vorgängern Ronsard und Desportes, die in Vergessenheit geriethen. Was ist also der Grund dieser Lücke? Er ist in Régnier's Charakter selbst zu suchen. Aus seinen Werken tritt uns das Bild eines leichtsinnigen, gutmüthigen Mannes entgegen, welcher lebt „sans nul pensement", unbekümmert um die Zukunft; er spricht von sich selbst nur, wenn die Noth ihn treibt; daher

kommt es, dass die Satiren aus der ersten Periode, in der das Glück ihm wenig günstig war, manche Mittheilungen über sein Leben enthalten; in der letzten Zeit, als sein Loos sich besser gestaltete, werden diese Andeutungen immer seltener.

Wenn Régnier wenig über sich selbst sagt, so sind seine Zeitgenossen in dieser Beziehung noch schweigsamer. Sein Name wird in gleichzeitigen Schriften äusserst selten erwähnt. Der Erste, der einige Daten über sein Leben zusammenstellte, war Brossette, in seiner 1733 erschienenen Ausgabe der Régnier'schen Satiren. Jedoch sind, wie wir später nachweisen werden, nicht alle seine Angaben richtig.

Im Folgenden wollen wir nun, besonders von seinen Satiren selbst ausgehend, einiges Licht über Régnier's Leben zu verbreiten suchen,* und hieran knüpft sich von selbst eine andere Frage, die Frage der Abfassungszeit seiner Satiren. Man kann das Leben des Dichters nicht behandeln, ohne zu versuchen, seine Satiren chronologisch zu ordnen, und umgekehrt führt eine chronologische Anordnung seiner Satiren immer wieder auf die Biographie des Dichters zurück. Wenn wir beide Gegenstände zugleich behandeln, werden wir nicht nur einen tieferen Einblick in seine Lebensverhältnisse, sondern auch ein sichereres Urtheil über die Entwickelung seines dichterischen Talents gewinnen.

Was Brossette über Régnier's Biographie berichtet, beschränkt sich auf folgende wenige Daten. Mathurin Régnier wurde am 21. December 1573 in Chartres geboren. Er war der älteste Sohn Jacques Régnier's und der Simone Desportes, der Schwester des berühmten Dichters. Sein Vater zählte zu den angesehensten Bürgern von Chartres. Dieser starb 1597 in Paris, wohin er gegangen war, um als Abgesandter die Interessen seiner Stadt zu vertreten. Régnier's Mutter starb 1629. Er erhielt die Tonsur am 31. März 1582** von dem

---

* Dies scheint um so weniger überflüssig, als in mehreren Literaturgeschichten irrige Daten angeführt sind. Kreissig lässt ihn in seiner Jugend in Paris studiren, erst 1598 in den Dienst des Cardinals Joyeuse treten und schon 1604 sein Canonicat in Besitz nehmen.

** Lucien Merlet (archiviste du département d'Eure-et-Loir) hat in der Zeitschrift Le Beauceron bewiesen, dass dies am 31. März 1584 geschah.

Bischof von Chartres, Nicolas de Thou. Einige Jahre später erhielt er par dévolut ein Canonicat an der Kirche von Notre Dame in Chartres, das er erst am 30. Juli 1604* in Besitz nahm. Er erhielt noch andere Pfründen, und ein Jahrgehalt von 2000 livres, welche ihm Heinrich IV. auf die Abtei von Vaux de Cernay gab, nach dem Tode Desportes', der dieselbe besessen hatte. Régnier starb in Folge seiner Ausschweifungen in Rouen am 22. October 1613.

Wir erfahren hier wenig mehr, als das Datum seiner Geburt, seines Todes und seiner Belehnung mit Pfründen. Von seiner Thätigkeit als Dichter, seiner abenteuerlichen Jugend, seinen Reisen, seinem Leben am Hofe wird nichts berichtet. Wir müssen versuchen, das Bild aus seinen Werken selbst zu vervollständigen.

Die Satire, die uns zuerst einen Einblick in seine Lebensverhältnisse thun lässt, ist die zweite. Die Stelle, die wir als Ausgangspunkt nehmen müssen, befindet sich dort im 59.—78. Verse und hat ungefähr folgenden Inhalt. „Ich verliess noch ganz jung Frankreich, sagt Régnier, voll von Hoffnungen und folgte dem Hofe eines Prälaten; wie ein Höfling musste ich meine Natur ändern, unter vielen Gefahren und Entbehrungen ihn begleiten. Doch hielt ich tapfer aus und glaube ihm sogar öfters gute Dienste geleistet zu haben. Ich opferte meine Freiheit und erschien an seiner Seite in der Oeffentlichkeit, in der Kirche, im Zimmer, bei Tafel, und glaube ihm manchmal angenehm gewesen zu sein. Aber zuletzt habe ich erkannt, dass Treue wenig Früchte trägt; denn für die verflossenen zehn Jahre ist mir kein anderer Lohn geworden, als der Gedanke, dass ich sie ohne Bedauern verschwendet habe.

N'ayant autre intérêt de dix ans jà passéz
Sinon que sans regret, je les ai despassez.

Wer ist dieser Prälat? Es kann nur, wie Brossette richtig vermuthet hat, der Cardinal von Joyeuse gewesen sein. Denn die Reisen fanden, wie in der dritten Satire erwähnt

* Lucien Merlet hat in den Archiven entdeckt, dass er dies Canoniact erst am 30. Juli 1609 erhielt. Seltsamer Weise erwähnt Régnier das Canonicat an keiner Stelle.

wird, nach Italien statt. Die Bezeichnung „cour“ in dieser und „prince“ in der folgenden Satire kann sich nur auf einen so hervorragenden Kirchenfürsten, wie der Cardinal von Joyeuse war, beziehen. Hierin hat Brossette Recht; er und Pierre Jannet,* der sich mit allzu grosser Genauigkeit an seinen Vorgänger hält, begehen aber einen Irrthum in der Zeitbestimmung dieser Reisen. Sie nehmen an, Régnier habe den Cardinal von 1593 an begleitet. Er müsste also, da, wie er selbst sagt, seine Begleitung zehn Jahre lang dauerte, bis 1603 seinem Herrn gefolgt sein. Dies ist aber unmöglich, da er 1603 mit einem neuen Herrn, Philippe von Béthune, dem Bruder des Herzogs von Sully, in Rom war. Um diesen Widerspruch zu lösen, müssen wir also die Reise früher legen. Jedoch lässt sich diese Verschiebung mit dem, was wir über Régnier's Jugend und die Wirksamkeit des Cardinal von Joyeuse wissen, vereinigen? Gehen wir zunächst auf Régnier's Jugendzeit ein.

Wie Brossette erwähnt, war Régnier's Vater ein angesehener Bürger von Chartres; doch scheint derselbe wenig Einfluss auf ihn gehabt zu haben. Er erwähnt ihn nur zweimal, in der vierten und zwölften Satire, und an beiden Stellen scheint ihn weniger die Pietät, als die Neigung zur Nachahmung römischer Vorbilder dazu bewogen zu haben. Dagegen spricht er wiederholt und mit der grössten Begeisterung von seinem Oheim Desportes, dem Liebling Heinrich's III., dem gefeierten und einflussreichen Dichter, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Desportes wohnte bis zum Jahre 1591 in Chartres und versammelte um sich einen Kreis von Bewunderern; er war durch die Freigebigkeit Heinrich's III. und der Günstlinge desselben mit weltlichen Gütern reichlich bedacht worden. Seine Stellung war um so beneidenswerther, als er durch seine Freundschaft mit den höchsten Persönlichkeiten und seine diplomatische Geschicklichkeit auch politischen Einfluss besass. Für den Neffen musste dieser Glanz etwas Verlockendes haben, und der Wunsch lag nahe, es dem Oheim gleich zu thun, und dieser, der seine dichterische Begabung auf den Neffen vererbt

* Oeuvres complètes de Régnier avec préface, notes et glossaire par P. Jannet. Paris 1869.

sah, musste ihn in diesem Wunsche um so mehr bestärken, als er durch seine Verbindungen die Laufbahn ihm ebnen konnte.

Aber diese glänzenden Hoffnungen, mit denen der Jüngling sich schmeicheln mochte, wurden zerstört durch ein grosses politisches Ereigniss, die Ermordung Heinrich's III., welches nicht nur Frankreichs Geschichte, sondern auch Régnier's Leben eine andere Wendung gab. Auch in Chartres entstanden politische Spaltungen; der grösste Theil der Bürger bekannte sich zur Ligue, auch Régnier's Vater und Desportes. Der Letztere begann nun eine nicht unbedeutende politische Rolle zu spielen. Als bevorzugter Günstling Heinrich's III. war er mit dem Herzog von Joyeuse, der in der Schlacht bei Coutras fiel, bekannt geworden und durch diesen mit dessen Vetter, dem Admiral von Villars, der jetzt als Gegner Heinrich's IV. auftrat. An diesen mächtigen Liguisten schloss sich Desportes jetzt an und wurde sein diplomatischer Rathgeber. Wir finden ihn zusammen mit dem Admiral in Rouen, dem Hort der Ligue, welcher noch widerstand, als die Schlacht von Ivry geschlagen und Chartres erobert war. Welche angesehene Stellung er in dieser Zeit einnahm, geht daraus hervor, dass in einer kurzen Geschichte Rouens (aus dem Jahre 1591) in einem Widmungsgedichte an Villars Desportes' Name neben dem des Admirals erscheint.

Tu as
Comme un bon pilote empoigne l'aviron
Au plus fort du danger, conseillé de Tiron *
Pour défendre Rouen.

In den darauf folgenden Unterhandlungen mit Heinrich IV. spielt er den diplomatischen Vermittler. Sully sagt von ihm: Il eut une grande part dans toutes ces affaires: sa conduite fut pleine de sincérité et de droiture, wie denn überhaupt der Herzog von Sully mit grosser Achtung von ihm spricht.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass Desportes seinen Einfluss zu Gunsten seines Neffen geltend machte. Wir wissen nicht, ob Régnier, der damals 17 Jahr alt war, ihm nach Rouen

* l'abbé de Tiron, Desportes.

folgte; höchst wahrscheinlich ist es, da auch sein Vater als Liguist ins Gefängniss geworfen worden war. Verschiedene Gründe lassen ferner vermuthen, dass Régnier von Desportes dem Cardinal von Joyeuse empfohlen wurde. Erstens war er mit dieser Familie bekannt, wie wir schon erwähnt haben; ferner konnte er in dieser Angelegenheit auf die Unterstützung des Admirals Villars rechnen, der ein empfehlendes Wort bei dem Cardinal, seinem Vetter, gewiss gern einlegte. Desportes wollte offenbar seinen Neffen die Vortheile der Laufbahn geniessen lassen, die er selbst durchschritten hatte. Er selbst war als junger Mann mit einem Bischof nach Italien gereist; vielleicht konnte sein Neffe mit einem Cardinal auch sein Glück machen. Desportes hatte an der Quelle selbst die Poesie der Italiener kennen gelernt, die damals neben den antiken Vorbildern in Frankreich massgebend war; so ergriff er gern die Gelegenheit, den Jüngling, dessen dichterisches Talent sich jetzt zu entfalten begann, in dieselbe Schule zu schicken, der er so viel zu verdanken hatte. Welchen Schutz hätte er auch dem Neffen in Frankreich gewähren können, welches von blutigen Bürgerkriegen zerrissen war?

Wir kommen nun auf jene oben erwähnte Stelle der zweiten Satire zurück. Wir hatten dargethan, dass die Reise mit dem Cardinal vor 1593 begonnen haben muss. Es fragt sich, hat der Cardinal schon früher Reisen nach Italien gemacht. In einer Geschichte der Päpste* und der Gallia purpurata von Pierre Frizon findet sich die Notiz, dass Joyeuse allerdings im Jahre 1591 nach Italien ging und Ende Januar 1592 in Rom eintraf, um den Papst Clemens VIII. zu wählen. In diesem Jahre (1591) also muss Régnier in die Dienste des Cardinals getreten sein, und dieses Datum lässt sich auch mit den anderen Zeitbestimmungen und Thatsachen vereinigen.

Régnier begleitete also den Cardinal von Joyeuse 10 Jahre lang, von 1591 bis 1601. Ueber seine Erlebnisse in dieser Zeit wissen wir so gut wie Nichts, er spricht sich darüber nur ganz kurz in der zweiten Satire aus. Aus dem Journal de l'Estoile

* Histoire des Papes depuis St. Pierre jusqu'à Benoit XIII. A la Haye, chez Scheurleer, 1734.

ersehen wir, dass der Cardinal eine zweite Reise nach Rom unternahm im Auftrage des Herzogs von Mayenne. Es ist die, welche Brossette im Sinne hat. Im November 1600 erscheint er in Marseille, in der glänzenden Versammlung, welche die aus Italien angekommene Marie von Medici begrüsst; auch bei den Vermählungsfeierlichkeiten in Lyon war er zugegen. Von Lyon ging dann der ganze Hof gegen Ende des Jahres nach Paris.

Wie Régnier selbst berichtet, sah er nach der Rückkehr nach Frankreich seine Hoffnungen nicht erfüllt. Der Cardinal von Joyeuse, dem es leicht geweeen wäre, ihm durch seine Verbindungen nützlich zu sein, belohnte seine Dienste nicht. Régnier schwankte eine Zeit lang, ob er ihm ferner folgen oder einen andern Herrn suchen sollte. In dieser bedrängten Zeit war er, sei es, dass seine Erstlingswerke ihm schon Ruf verschafft hatten oder dass Desportes sich für ihn verwandte, mit den angesehensten Höflingen bekannt geworden, dem Grafen von Cramail, einem Schöngeist, der selbst Dichter war, und dem Marquis von Coeuvres, dem Bruder der schönen Gabrielle d'Estrées, der Geliebten Heinrich's IV. An diese beiden Gönner richtete Régnier zwei Satiren. Ehe wir jedoch das Leben des Dichters weiter verfolgen, müssen wir einen Blick auf seine Werke und die verschiedenen Ausgaben derselben werfen.

Die erste Ausgabe der Régnier'schen Satiren erschien in Paris 1608. Sie enthielt die Widmung an den König, die Ode Motin's und zehn Satiren, nach der Ausgabe von Brossette die ersten neun und die zwölfte, und ausserdem den Discours au Roi. In der zweiten Ausgabe (1609) erschienen zwei neue Satiren, die zehnte und elfte der Brossette'schen Ausgabe. Die dritte Ausgabe (1612) enthielt die dreizehnte Satire (Macette). In der vierten Ausgabe (1613) erschien die vierzehnte Satire (J'ai pris cent fois), die fünfzehnte (Oui, j'écris rarement), die an Fourquevaux gerichtete (in Brossette die II. Epistel), das Gedicht Non non, j'ai trop de coeur, für Heinrich IV. verfasst (in Brossette die erste Elegie), zwei Elegies zélotypiques, Impuissance, imitation d'Ovide und andere kleinere Gedichte. In einer späteren Ausgabe (Leiden, Elzévir

1652) erschienen noch zwei neue Satiren, N'avoir crainte de rien und Perclus d'une jambe.

Das Princip, nach welchem die Satiren in diesen Ausgaben geordnet sind, ist nicht das chronologische. So musste z. B. die an den König gerichtete Satire am Anfange stehen. In der zweiten Ausgabe wurde die zehnte und elfte Satire vor die zwölfte gestellt, obgleich diese schon in der ersten Ausgabe vorhanden war.

Die dichterischen Erstlingsversuche Régnier's sind uns nicht erhalten worden. Von den durch den Druck überlieferten Satiren ist die an den Grafen von Caramain oder Cramail (Satire II) der Zeit nach die erste. Sie muss im Jahre 1601 gedichtet sein. Régnier erwähnt darin die zehn Jahre, die er nutzlos in der Begleitung des Cardinals von Joyeuse zugebracht hat. Er beabsichtigt zwar noch, ihm weiter zu dienen (J'irai revoir mon maistre et lui dire bonjour). Dieser Entschluss ist aber in der dritten Satire (an den Marquis von Coeuvres gerichtet), welche sich chronologisch an die zweite eng anschliesst, schon wankend geworden.

Marquis, que doy-je faire en ceste incertitude?
Dois-je, las de courir, me remettre à l'estude . . .
Ou si, continuant à courtiser mon maistre
Je me doy jusqu'au bout d'esperance repaistre
Courtisan morfondu, frenetique et resoeur
Portrait de la disgrace et de la defaveur;
Puis, sans avoir du bien, troublé de resverie
Mourir dessus un coffre, en une hostellerie
En Thoscane, en Savoye, ou dans quelque autre lieu
Sans pouvoir faire paix ou trefve avec Dieu?

Der Marquis, welcher sich, wie die Memoiren Sully's und Bassompierre's erwähnen, stets in der Nähe des Königs befand, hatte Régnier, mit dem er dem Ton der Satire nach auf freundschaftlichem Fusse stand, aufgefordert, sein Glück am Hofe zu versuchen. Der Dichter verspricht sich wenig davon; er hält sich für zu wenig gewandt, trop rustique et mélancolique. Er habe keine Anlagen, sich zu verstellen, zu schmeicheln. Jedoch war diese ablehnende Haltung nicht ernst gemeint. Sie erklärt sich durch die Verstimmung, die sein bisher verfehltes Leben in ihm erregt hat.

Ungefähr in dieselbe Zeit, auch in das Jahr 1601, fällt die vierte Satire. Sie ist an den Dichter Motin gerichtet, der später die erste Ausgabe seiner Satiren mit einer panegyrischen Ode begleitete. In dieser Satire behandelt Régnier dasselbe Thema, wie in der zweiten und dritten. Ich hätte, ruft er aus, besser gethan zu studiren, um Arzt oder Jurist zu werden, als der Dichtkunst mich zu widmen, die jetzt verachtet ist und keinen Gewinn bringt. Dieser Gedanke ist hier fast mit denselben Worten ausgedrückt wie in Sat. III.

Sat. III, 53. 54:

Si la science pauvre, affreuse et mesprisée
Sert au peuple de fable, aux plus grands de risée.

Sat. IV, 101. 2:

Inutile science, ingrate et mesprisée
Qui sert de fable au peuple et aux grands de risée.

eine Uebereinstimmung, welche die nahe Aufeinanderfolge der beiden Satiren sehr wahrscheinlich macht.

Hier tritt ein wichtiger Wendepunkt in Régnier's Leben ein; das Glück begann ihm zu lächeln. Er wurde, vielleicht durch Desportes' Vermittelung, der bei dem Herzog von Sully in hohem Ansehen stand, mit dessen Bruder, dem Grafen Philippe von Béthune bekannt und trat in dessen Dienste. Der Graf wurde Ende September oder Anfang October 1601, wie Sully in seinen Memoiren berichtet, zum französischen Gesandten in Rom ernannt und blieb dort bis zur Mitte November 1605.* Dass Régnier ihn dorthin begleitete, wissen wir bestimmt aus der vierten Satire, die dem Grafen gewidmet und in Rom gedichtet ist. Ueber seine Thätigkeit in Rom ist nichts bekannt. Sein neuer Herr muss jedenfalls mit ihm zufrieden gewesen sein; denn nach seiner zweiten Rückkehr aus Rom, die Ende 1605 oder Anfang 1606 erfolgte, klagt der Dichter nicht mehr über die geringen Erfolge seiner Arbeit. Was er in seiner dritten Satire so sehnlich gewünscht hatte,

un simple bénéfice, et quelque peu de nom

* Nicht bis zum 6. Juni, wie Brossette behauptet.

wurde ihm jetzt zu Theil. Er erfreute sich sogar der Ehre, dem Könige vorgestellt zu werden, der ihn huldvoll aufgenommen haben muss; denn der Dichter empfing nicht nur Beweise seiner königlichen Freigebigkeit, sondern auch die Erlaubniss, einige Gedichte ihm zu widmen. Dadurch war er in die Zahl der ersten Dichter Frankreichs aufgenommen.

Es ist hier die Stelle, zu untersuchen, in welche Zeit die erste Satire zu verlegen ist. In der in Prosa abgefassten Dedication an den König sagt Régnier: Je m'étais jusques ici résolu de témoigner par le silence le respect que je dois à Votre Majesté. Die folgende Satire ist also das erste Gedicht, das er an den König richtet. Die erste Satire muss demnach vor dem Discours au Roi entstanden sein. Wenn wir also die Entstehungszeit des Discours gefunden haben, wissen wir den Termin, vor welchem die erste Satire gedichtet ist. Der Discours ist ein Lobgedicht auf Heinrich IV., welches in schönen Versen seine Heldenthaten feiert. Der Dichter preist Frankreich glücklich, dass es jetzt die Wohlthaten des Friedens geniesst, und wendet sich dann an einen aufständischen Grossen, der allein des Friedens überdrüssig ist. Régnier lässt Frankreich, das er in das allegorische Gewand einer Nymphe kleidet, strafende Worte an ihn richten: Was hoffest Du durch den Widerstand gegen Deinen eigenen Fürsten zu gewinnen? Erwartest Du vielleicht, dass Dir der junge König von Spanien eine Provinz in der neuen Welt giebt? Wenn Dein Blut, das, wie Du sagst, von Ogier oder Roland abstammt, zu heiss ist und Dein Muth zu unbändig, um im Frieden zu rosten, so gehe nach Flandern und Deutschland, um dort zu kämpfen. Nirgend wirst Du einen König finden, der dem unserigen gleicht. Welche Heldenthaten hat der junge König von Spanien ausgeführt, dass Du für seine Sache ein Verräther an Deinem Vaterlande werden willst?

Wer ist dieser Empörer? Brossette meint, es sei der Herzog von Mercoeur. Doch war dessen Widerstand nicht von grosser Bedeutung und schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts gebrochen. Während des Processes und der Hinrichtung Biron's, an den man wohl zunächst denken könnte, war Régnier in Rom. Es bleibt nur übrig, das Gedicht auf

den Herzog von Bouillon zu beziehen, das Haupt der protestantischen Partei, der dem Dichter, einem guten Katholiken, schon aus diesem Grunde verhasst war. Auf den Herzog, dessen Betragen am Hofe schweren Verdacht erregte, würden die erwähnten Anspielungen passen, besonders die Beziehungen zu Spanien. Auf Anrathen Sully's, der über diese Angelegenheit im 23. Buch seiner Memoiren genau berichtet, unternahm Heinrich IV. Ende März 1606 einen förmlichen Feldzug gegen den Empörer, dessen Residenz und Feldlager in Sedan war. Die Sache wurde zwar gütlich beigelegt; jedoch war ganz Frankreich mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Expedition gefolgt, die leicht das Vorspiel verhängnissvoller Ereignisse hätte werden können.

Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir den Discours au Roi in den März 1606 verlegen. Das stimmt auch damit überein, was Racan im Leben Malherbe's über dieses Gedicht berichtet. Malherbe habe Régnier wegen der allegorischen Darstellung Frankreichs als einer Nymphe, die von einer Hydra verfolgt und vom Könige gerettet wird, getadelt und ihn gefragt, wo dies Alles geschehen sei; er wohne schon 50 Jahre in Frankreich, habe aber Nichts davon gesehen. Da Malherbe 1556 geboren ist, würde somit unsere oben aufgestellte Annahme bestätigt werden.

Da die erste Satire vor dem Discours au Roi entstanden ist, muss sie vor dem März 1606 geschrieben sein. Es fragt sich nun, ist sie vor seinem zweiten Aufenthalt in Rom verfasst oder nachher. In der Anrede an den König findet sich die Bemerkung, maintenant que le roi m'a fait du bien, die darauf hinweist, dass sie nach der Rückkehr aus Rom mit dem Grafen Béthune zu verlegen ist. Denn im Jahre 1601 konnte ihm der König noch keine Beweise seiner Gunst gegeben haben; wäre es der Fall gewesen, so würde Régnier kaum den Entschluss gefasst haben, eine zweite beschwerliche Reise nach Rom zu unternehmen, nachdem die erste so wenig befriedigend ausgefallen war. Er verstand sich gewiss nur aus Noth dazu. Wir müssen die erste Satire also in den Anfang des Jahres 1606 legen.

Da nun aber die gedruckte Ausgabe erst 1608 erschien,

so ist ferner anzunehmen, dass Régnier eine ganz andere Ausgabe dem König dedicirte. Dies wird unzweifelhaft, wenn wir den Inhalt der ersten Satire näher ins Auge fassen. Régnier bittet darin den König, die folgenden Verse zu lesen, in denen er seine noch junge Kraft übe, wie die Pagen in den Fechtstunden.* Er spricht also von sich wie ein Schriftsteller, der seine Laufbahn erst beginnt. Zu diesen Erstlingswerken hätte Régnier aber unmöglich auch bei der grössten Bescheidenheit eine Satire wie die neunte rechnen können, in welcher er die Schule Ronsard's und Desportes' mit einer Begeisterung vertheidigt, welche dieses Gedicht den besten Erzeugnissen der französischen Literatur an die Seite stellt. Ebenso wenig hätte er als Anfänger über den Erfolg seiner dichterischen Thätigkeit sagen können (Sat. XII):

Chacun taille, rogne, glose sur mes vers.

Régnier muss also vor dem Erscheinen der gedruckten Ausgabe dem Könige als Zeichen seiner Dankbarkeit ein geschriebenes Exemplar, in dem er ausgesuchte Satiren aufnahm, vielleicht auch andere als die, welche er später durch den Druck veröffentlichte, dedicirt haben. Diese Annahme ist um so berechtigter, als die Sitte, die Werke im Manuscript herauszugeben und circuliren zu lassen, damals ganz gebräuchlich war. Es war dies eine Art von Feuerprobe, durch welche das edle Metall von den Schlacken gesondert wurde, gleichsam eine Prüfung, in welcher das Publicum als Richter darüber entschied, ob ein Werk des Druckes werth war oder nicht.

Vom Jahre 1606 an beginnt für Régnier eine glücklichere Zeit, die fruchtbarste seiner dichterischen Laufbahn. Er wird vom Könige und den Höflingen begünstigt, er erhält ein Jahrgehalt, nach Desportes' Tode (October 1606) eine Abtei (Vaux de Cernay). Jetzt hatte er Musse, sich eingehender mit den römischen Vorbildern, besonders mit Horaz, zu beschäftigen. Er hatte zwar vor einigen Jahren gesagt

* Dies bezieht sich wahrscheinlich auf die Fechtübungen, welche die jungen Edelleute im Arsenal unter Sully's Leitung vornahmen.

Il faut recognoistre la trace
du libre Juvenal; trop discret est Horace
Pour un homme picqué.

Doch werden seine Nachahmungen des Juvenal immer seltener. Dagegen zeigen seine späteren Satiren ein fleissiges Studium des Horaz. Er erkannte, dass seine Neigung und seine Begabung grundverschieden waren von dem bittern Ernst und dem beissenden Spott Juvénal's; ihm entsprach mehr die leichte, scherzende Art des Horaz und Ovid.

Eine Frucht seiner Beschäftigung mit dem ersteren ist seine achte Satire, welche der neunten Satire (1. Buch) des Horaz nachgebildet ist. Die Abfassungszeit dieses Gedichts lässt sich ziemlich genau bestimmen. Sie muss vor dem Tode Desportes' geschrieben sein. Der Schwätzer erwähnt, dass der Pont-Neuf seiner Vollendung entgegengeht. Dies war um die Mitte des Jahres 1606. Einen noch sichereren Anhalt würde das in der Satire erwähnte Edit contre les Clinquant bieten. Brossette giebt den November 1606 an. Doch scheint dieses Datum wieder irrig, da es sich mit Desportes' Todesdatum nicht vereinigen lässt. Leider giebt weder das Journal de l'Estoile, noch der Mercure français, noch die gleichzeitigen Memoiren Auskunft über dieses Edict.

Eine andere Satire, in der Régnier mit grossem Geschick einen Abschnitt aus der Ars poetica des Horaz nachbildet, ist die fünfte. Die Bestimmung der Entstehungszeit dieses Gedichts ist sehr schwierig, da sich keinerlei Anspielung auf gleichzeitige Verhältnisse darin vorfindet. Es ist an den Dichter Bertaut gerichtet. Die Ueberschrift A Monsieur Bertaut, evesque de Sées lässt vermuthen, dass es während oder nach dem Jahre 1606 abgefasst wurde, da der König in diesem Jahre Bertaut zum Bischof von Sées machte. Man könnte zwar einwenden, dass die Satire früher entstanden und dass der Titel erst in der gedruckten Ausgabe hinzugefügt worden sei. Jedoch ist Form und Inhalt derselben zu vollendet, als dass man sie mit seinen drei ersten Satiren auf eine Stufe stellen könnte.

Ebenso schwer lässt sich eine genaue Zeitbestimmung der neunten Satire finden, in welcher Régnier gegen Malherbe und

seine Schule auftritt. In dem Leben Malherbe's von Racan wird erzählt, Malherbe sei mit Régnier bei Desportes zu Gaste gewesen; vor der Mahlzeit habe Desportes dem gefürchteten Kritiker ein Exemplar seiner Psalmenübersetzung überreichen wollen. Darauf habe Malherbe erwidert, er solle sich nicht bemühen, sie sei ihm schon bekannt. Seine Suppe sei besser als seine Psalmen. Man habe sich dann zu Tische gesetzt; die Unterhaltung sei aber sehr einsilbig gewesen. Seit jener Zeit sei Desportes ein erbitterter Feind Malherbe's geworden und Régnier habe, um ihn zu rächen, die neunte Satire geschrieben. Diese anekdotenhafte Erzählung ist nicht verbürgt; es ist nicht glaublich, dass zwischen Desportes, dem populärsten der Ronsard'schen Schule, und Malherbe, der bekannt war wegen seiner rücksichtslosen Kritik, ein freundschaftliches Verhältniss gewaltet hat. Sainte-Beuve erwähnt ein noch existirendes Exemplar von Desportes, welches von Malherbe's kritischer Hand corrigirt war. Er bemerkt darüber: Nous aurions peine à rendre la fâcheuse impression qu'a produite sur notre esprit le rigorisme, la malveillance et la mauvaise foi de ces notes. Malherbe n'était certainement pas de sang-froid en les écrivant. — Bei dieser Gesinnung ist eine Annäherung kaum denkbar. Wie es sich aber auch mit der Wahrheit des ersten Theils jener Anekdote verhalten mag, man wird mit vollem Rechte an der des zweiten Theils, welcher die Entstehung der neunten Satire erklärt, zweifeln. Eine aufmerksame Lecture dieses Gedichts macht es vollständig unwahrscheinlich, dass Régnier lediglich in Folge einer tactlosen Aeusserung Malherbe's die satirische Geissel geschwungen und so eine kleinliche Rache ausgeübt habe. Er sollte vor jener peinlichen Scene an Desportes' Tafel das anmassende Gebahren der kritischen Schule ruhig angesehen, und dann plötzlich in Folge eines vorschnellen, verletzenden Wortes seiner Galle Luft gemacht haben? Der Grund dieser erbitterten Feindschaft lag tiefer; der Zorn des Satirikers kam zum Ausbruch, weil er selbst persönlich beleidigt war. Régnier deutet das Wort Malherbe's, das ihn so tief gekränkt hatte, an. Es befindet sich im 15. Verse (Sat. IX):

Si j'eus l'esprit d'ignorance abbattu
Je l'eus au moins si bon, que j'aymai ta vertu

Contraire à ces resveurs dont la Muse insolente
Censurant les plus vieux, arrogamment se vante
De reformer les vers.

Fast mit denselben Worten beklagt er sich über das harte Urtheil Malherbe's in der XII. Sat.:

Un resveur insolent, d'ignorance m'accuse
Que je ne suis pas net, que trop simple est ma Muse
Que, j'ai l'humeur bizarre, inesgal le cerveau.

Wenn nun aber der in der Erzählung aus dem Leben Malherbe's erwähnte Entstehungsgrund der Satire in das Bereich der Fabel zu verweisen ist, so dürfen wir uns auch bei der Zeitbestimmung derselben nicht von jener Anekdote leiten lassen. Es ist in der ganzen Satire keine einzige Andeutung, welche darauf hinwiese, dass sie noch zu Desportes' Lebzeiten entstanden ist, wie Pierre Jannet es annimmt. Man wird der Wahrheit gewiss nahe kommen, wenn man sie nicht lange vor das Erscheinen der ersten Ausgabe legt, also in das Jahr 1607, nicht weit vor die zwölfte, in der, wie wir gesehen haben, seines Verhältnisses zu Malherbe fast mit denselben Worten Erwähnung gethan wird.

Mit der Feindschaft Régnier's gegen Malherbe scheint das spasshafte Duell des Dichters mit Maynard, dem Lieblingsschüler Malherbe's, in Beziehung zu stehen; freilich sind die Historietten von Tallemant, der darüber berichtet, wenig zuverlässig. Jedoch liegt es nahe, bei den Versen 123—28 (Sat. XII) an einen ähnlichen Vorfall zu denken.

Celuy m'obliger a qui voudra m'excuser;
A son goust toutesfois chacun en peut user.
Quant à ceux du mestier, ils ont de quoy s'ébatre:
Sans aller sur le pré nous nous pouvons combatre
Nous monstrant seulement de la plume ennemis
En ce cas là, du Roy les duels sont permis.

Die zehnte und elfte Satire sind, wie Régnier am Ende der zehnten bemerkt, kurz nach einander entstanden. Sie erschienen zum ersten Mal in der Ausgabe von 1609 und erhielten hier, wir wissen nicht aus welchem Grunde, ihren Platz vor der Satire an Freminet (XII). Jannet wünscht sie in eine frühere Periode zu verlegen, wahrscheinlich im Hinblick auf den jugendlich freien Ton, der in der zehnten Satire herrscht,

und das cynische Thema der elften Satire, in der Régnier in unumwundener Schilderung unsauberer Scenen Rabelais nichts nachgiebt. Doch ist diese Annahme Jannet's falsch. Eine Stelle der zehnten Satire giebt uns einen festen Anhalt, um die Entstehungszeit beider Gedichte zu fixiren. Régnier spricht von einem Höfling, der ihn, ähnlich dem Importun der achten Satire, mit seiner Unterhaltung belästigt. Sie sprechen zuerst von gleichgültigen Dingen und dann von einem gewissen Dom Pedro, der am Hofe angekommen sei und der nun wieder abreisen könne. Brossette bemerkt hierzu, dieser Mann sei Manriquez, Connétable von Castilien, der im Jahre 1603 nach Frankreich kam, und Jannet druckt diese Anmerkung ab, ohne zu bedenken, dass Régnier 1603 in Rom war. Es ist unzweifelhaft kein Anderer gemeint, als Dom Pedro von Toledo, dessen Aufenthalt am französischen Hofe nicht nur in den Memoiren Sully's (25.-Buch), sondern auch in dem zuverlässigen Journal de l'Estoile erwähnt wird. Er kam im Juli 1608 als Gesandter Philipp's von Spanien an den französischen Hof. Diese beiden Gedichte sind also im Juli 1608 entstanden; sie werden dann erst im Manuscript circulirt haben und dann, als das Publicum sie günstig aufnahm, gedruckt worden sein. Höchst wahrscheinlich bezieht sich auf die zehnte und elfte Satire die Bemerkung in dem Registre-journal de Henri IV von l'Estoile (édition Champollion t. II, p. 494) vom 15. Januar 1609:

Le jeudi 15, M. D. P. (Du Puy) m'a presté deux satyres de Régnier, plaisantes et bien faites, comme aussi ce poete excelle en ceste manière d'escrire, mais je me suis contenté de lire, pour ce qu'il est après à les faire imprimer.

Ueber die näheren Lebensumstände Régnier's während dieser Zeit ist wenig bekannt. Aus seinen Satiren geht nur hervor, dass er viel am Hofe und mit Hofleuten verkehrte. Nach Brossette's Bericht beehrte ihn Heinrich IV. zweimal mit dem Auftrage, ein Liebesgedicht zu verfassen, in welchem der König einer angebeteten Schönheit seine zärtliche Zuneigung ausdrückte. Auch mit dem Herzog von Sully war er bekannt; er widmete ihm später eine Satire, deren Ton ein vertrautes Verhältniss voraussetzt. Seine äusseren Verhältnisse hatten

sich so gestaltet, dass er sich sorgenfrei dem Dienst der Muse und dem Studium der Alten, besonders des Horaz, Ovid und Properz hingeben konnte. In seinen Werken kehrt eine Klage über seine Dürftigkeit nicht wieder. Aber das Glück hatte für den Dichter grosse Gefahren, denen er sich nicht zu entziehen vermochte; er ergab sich einem zügellosen, ausschweifenden Lebenswandel, der ihn frühzeitig ins Grab brachte. Er hätte bei regelmässigerer Thätigkeit und andauerndem Studium Bedeutenderes leisten können; aber seine grosse Genusssucht liess ihn zu keiner ruhigen Entwickelung gelangen. Sein unstetes Wesen zeigte sich auch Malherbe gegenüber; er liess es mit dem geistreichen Protest, den er in der neunten Satire gegen die neue Schule eingelegt hatte, bewenden und überliess das Feld einem Gegner, der bei viel geringerer Begabung und trotz der Saumseligkeit seiner Production durch energisches und bewusstes Streben sein Ziel erreichte, der französischen Dichtung neue Bahnen vorzuzeichnen.

Hier ist das Gedicht le Combat de Régnier et de Berthelot (von einem unbekannten Dichter) zu erwähnen. Der dichterische Werth desselben ist gering. Aber da die Nachrichten der gleichzeitigen Literatur so spärlich fliessen, so dürfen wir es, zumal da es über die Person des Dichters interessante Mittheilungen macht, nicht übergehen. Berthelot war, wie Régnier, ein satirischer Dichter, aber von geringerer Bedeutung. Er verkehrte auch am Hofe Heinrich's IV. Seine scharfe Zunge machte ihn aber so verhasst, dass er gezwungen wurde, den Hof zu verlassen. Er erzählt dies in einem Gedichte l'éloignement de la cour, welches sich im Cabinet satyrique befindet. Auch Régnier muss von ihm beleidigt worden sein; es kam zwischen beiden Dichtern auf offener Strasse zu einer lebhaften Scene, in welcher der starke Régnier dem kleinen Berthelot eine unzarte Züchtigung zu Theil werden liess. Ueber diesen Kampf berichtet nun das oben erwähnte Gedicht des unbekannten Verfassers; aber auch Berthelot kommt in seinem Gedicht l'éloignement de la cour darauf zu sprechen. Er nennt zwar Régnier's Namen nicht; allein es kann in den folgenden Versen kein anderer als Régnier gemeint sein:

L'autre jour, j'allai par la rue . . . .
Lorsqu'un grand bougre, mal habile
Qui ne croit point en l'Evangile
Me dit qu'au Louvre, tous les jours
Je faisais de mauvais discours
Et fort à son désavantage.
Je lui respons, comme homme sage:
Monsieur, vous me prenez sans vert --
Alors faisant du furibond
Il me mit le poing sur la joue.
Aussitôt luy faisant la moue
Je fis si bien, qu'il fut batu . . .

Die Uebereinstimmung mit der Schilderung im Combat de Régnier et de Berthelot ist offenbar.

En la saison que les cerises
Combattant la liqueur des vins
Régnier et luy vinrent aux prises
Vers le quartier des Quinze-Vingts
Pour vuider une noise antique
Vaillamment en place publique.

Régnier, ayant sur les espaules
Satin, velours et taffetas,
Méditait pour les bien des Gaules
D'estre envoyé dans les Estats
Et mériter de la Couronne
La pension, qu'elle luy donne;

Il voit d'un oeil plein de rudesse
Semblable à celui d'un jaloux
Regardant l'amant qui caresse
La femme dont il est espoux
Bertelot, de qui l'equipage
Est moindre que celuy d'un page.

Sur luy de fureur il s'advance
Ainsi qu'un Pan vers un Oyson,
Ayant beaucoup plus de fiance
En sa valeur qu'en sa raison,
Et d'abord luy dict plus d'injures
Qu'un Greffier ne faict d'escritures.

Bertelot avec patience,
Souffre ce discours effronté
Soit qu'il le fit par conscience
Ou de crainte d'estre frotté;

Mais à la fin Regnier se joue
D'approcher la main de sa joue.

Aussitost, de colère blesme
Bertelot le charge en ce lieu . . . u. s. w.

Beide Stellen sind wichtig nicht nur der Aufschlüsse wegen, die sie über das Aeussere Régnier's geben, seine ungewöhnliche Grösse, sein heftiges Temperament; die erste weist auch darauf hin, dass das wüste Leben den Dichter in den Ruf der Gottlosigkeit gebracht hatte; die zweite bestätigt, was wir oben behauptet haben, dass Régnier in dieser Zeit* in einer günstigen äusseren Lage sich befunden und mit dem Hofe auf gutem Fusse gestanden haben muss, da er sich Hoffnungen auf die Stelle eines Gesandtschaftssecretairs machen konnte.

Die Ermordung Heinrich's IV. bewirkte in den äusseren Lebensumständen des Dichters insofern keine Aenderung, als er im Genusse seiner Pension blieb, wenn man sie ihm auch, wie er in einer erst 1652 veröffentlichten, aber echten Satire bemerkt, zu verkürzen suchte. Jedoch scheinen seine Beziehungen zum Hofe nicht dieselben geblieben zu sein. Es liegt nahe zu glauben, dass, da die meisten Gönner des Dichters, der Herzog von Sully, der Graf von Cramail, der Marquis von Coeuvres in Folge des Emporkommens neuer Günstlinge sich zurückzogen, auch er dem Hofe sich entfremdete. Ungefähr in diese Zeit fällt die vierzehnte Satire, erst 1613 erschienen. Sie ist zwar ohne Ueberschrift; doch lässt sich nicht daran zweifeln, dass sie an den Herzog von Sully gerichtet ist. Die folgenden Verse können nur auf ihn gedeutet werden:

Pour moy, je n'ay point veu, parmi tant d'avancez
Soit de ce temps icy, soit des siècles passez,
Homme que la fortune ayt tasché d'introduire,
Qui durant le bon veut ait sceu se bien conduire.
Or d'estre cinquante ans aux honneurs eslevé
Des grands et des petits dignement approuvé,

* 1606 oder 1607; in diesen Jahren gingen öfters Gesandte nach den Generalstaaten (les Etats), wie Sully im 24. und 25. Buch seiner Memoiren berichtet; zuerst Buzenval, später Jeannin. Einen von diesen Beiden hoffte vielleicht Régnier zu begleiten.

Et de sa vertu propre aux malheurs faire obstacle,
Je n'ay point vu de sots avoir fait ce miracle.
Aussi, pour discerner et le bien et le mal,
Voir tout, congnoistre tout, d'un oeil tousjours égal:
Manier dextrement les desseins de nos Princes;
Respondre à tant de gens de diverses provinces;
Estre des estrangers pour oracle tenu;
Prevoir tout accident avant qu'estre advenu;
Destourner par prudence une mauvaise affaire,
Ce n'est pas chose aysée on trop facile à faire
Voylà comme ou conserve avecq' le jugement
Ce qu'un autre dissipe et perd imprudemment.

Der Plural „de nos Princes" weist darauf hin, dass die Satire entstand, als Sully unter Ludwig XIII. noch die Staatsgeschäfte leitete, Ende 1610 oder Anfang 1611; zu dieser Zeit zog sich Sully in das Privatleben zurück. Das Gedicht lässt auf das freundschaftliche Verhältniss schliessen, das zwischen dem Herzog und Régnier bestand; das Lob, das der Dichter dem Staatsmann spendet, ist sehr tactvoll. In der ganzen Satire, die einen glänzenden Beweis von den Fortschritten ablegt, die er seit der ersten Satire (1606) bis zu dieser gemacht hat, tritt ein gewisses Selbstgefühl hervor; hier spricht nicht, wie in jener Satire, der Anfänger, den die mangelnde Sicherheit zu Uebertreibungen hinreisst, sondern ein Mann, dessen Ruf begründet ist und der wohl weiss, dass sein Lob etwas gilt.

Im Jahre 1612 erschien die dritte Ausgabe der Satiren, vermehrt um die dreizehnte, die mit Recht als sein Meisterwerk angesehen wird. Es findet sich in ihr keine Andeutung, kein Name, der auf die Zeit der Abfassung einen Schluss zu machen erlaubte. Doch liegt, zumal wenn man die schöne Form und den gediegenen Inhalt in Betracht zieht, kein Grund vor, sie viel vor 1612 zu verlegen. Wir sahen schon, dass, wenn ein Gedicht im Manuscript Beifall fand (wie die zehnte und elfte Satire), es bald durch den Druck veröffentlicht wurde. Man wird nicht fehl gehen, wenn man die Entstehung dieses Gedichts und die Veröffentlichung durch den Druck nicht weit von einander legt.

Die vierte Ausgabe der Satiren erschien 1613, dem Jahre seines Todes (22. October). Aus mehreren Gründen müssen

wir annehmen, dass dieselbe erst nach seinem Tode erfolgte. Wir haben nachgewiesen, dass die vierzehnte Satire, die jetzt erst erschien, schon 1611 gedichtet war. Weshalb veröffentlichte er diese Satire nicht schon in der Ausgabe von 1612? Er hatte sie offenbar nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Auffallend ist ferner, dass die Gedichte (mit Ausnahme der Satire an Fourquevaux) ohne Ueberschriften sind; die früheren tragen alle den Namen der Personen, denen sie dedicirt sind. Die Redaction dieser Ausgabe ist nachlässiger und mangelhafter als die der vorhergehenden.

Die Erfahrung lehrt, dass der Ruf eines bedeutenden Schriftstellers durch seinen Tod um das Doppelte wächst; so wird auch der Tod des Satirikers das Interesse des Publicums erhöht und eine neue Ausgabe wünschenswerth gemacht haben. Die Freunde des Dichters werden, um diesem Interesse neue Nahrung zu bieten, diese Satiren und kleineren Gedichte discreterer Natur, die Régnier vielleicht nie veröffentlicht hätte, edirt haben. Ein sehr schätzenswerther Zuwachs ist die fünfzehnte Satire, die an Philippe Hurault de Chiverny, Abt von Royaumont, Bischof von Chartres, gerichtet ist. Wir möchten dies Gedicht vor 1610 legen. Régnier spricht darin wiederholt von seinem Leben am Hofe, von seinem Verkehr mit den Höflingen; es ist nicht glaublich, dass er nach dem Tode Heinrich's IV., der Alles veränderte, dieselben Beziehungen zum Hofe unterhielt.

Einige Jahre nach Régnier's Tode erschienen zwei vermehrte Ausgaben seiner Werke (1616. 1617). Man fügte besonders kleinere Stücke hinzu, meist piquanten Inhalts. Dieses Genre schlüpfriger Poesie war damals sehr beliebt und einige Dichter, z. B. Motin, Sigognes, Berthelot haben es darin zu einer hohen Virtuosität gebracht. Auch Régnier versuchte sich in dieser Gattung, nach dem damaligen Geschmack jedenfalls mit Erfolg. Eine Untersuchung darüber, ob die vielen Gedichte dieser Art, welche unter seinem Namen das Cabinet satyrique zieren, echt sind, würde erfolglos sein und noch dazu sehr unerquicklich; je negativer das Resultat ausfiele, um so ehrenvoller würde es für den Dichter sein.

Zwei neue Satiren erschienen 1652 bei Elzévir in Leiden.

Die erste (Perclus d'une jambe), welche in der Art der Marotschen coq-à-l'âne nur flüchtig hingeworfen ist, muss echt sein, da alle Anspielungen sich auf Régnier beziehen lassen. Die Abfassungszeit des Gedichts lässt sich nicht genau fixiren; jedenfalls ist es nach 1610 entstanden. Es ist das einzige seiner Gedichte, in welchem er den Tod Heinrich's IV. erwähnt. Die Satire ist an einen Freund gerichtet, dessen Name aber nicht genannt wird; vielleicht ist es während seiner letzten Krankheit in Rouen entstanden. Die andere Satire N'avoir crainte de rien ist zwar nach Form und Inhalt gediegen; aber mehrere Gründe sprechen dafür, dass sie nicht von Régnier ist. Unser Dichter nennt nie die Personen bei Namen, die er zum Gegenstande seines Spottes macht. In diesem Gedichte sind zwei Emporkömmlinge erwähnt, Montauban, der, wie das Journal de l'Estoile unter dem März 1604 berichtet, vom Schneider zum reichen Finanzpächter sich emporarbeitete, und Chalange, dessen Name ebenfalls im Journal (Juli 1609) genannt wird. Die folgenden Verse:

En courtisant pourquoy perdrois je tout mon temps
Si de bien et d'honneur mes esprits sont contents?
Pourquoi d'ame et de corps faut-il que je me peine,
Et qu'estant hors du sens aussi bien que d'haleine,
Je suive un financier, soir, matin, froid et chaud,
Si j'ai du bien pour vivre autant comme il m'en faut?
Qui n'a point de procès au Palais n'a que faire.
Un President pour moy n'est non plus qu'un notaire,

lassen sich in keiner Weise auf Régnier beziehen. Wie sollte der Dichter dazu kommen, einem financier zu folgen? Befremdend ist auch die wiederholte Erwähnung des Président, der partisans (Finanzpächter), der Maîtres des requêtes; das sind Kreise, welche unserem Dichter ganz fern lagen. Den besten Beweis der Unechtheit liefert aber der Schluss:

Voilà le vray chemin, franc de crainte et d'envie
Qui doucement nous meine à cette heureuse vie
Que parmi les rochers et les bois desertez
Jeusne, veille, oraison et tant d'austeritez
Ces hermites jadis, ayant l'Esprit pour guide
Cherchèrent si longtemps dedans la Thébaïde.

Dieser fromme Erguss kann aus der Feder eines Régnier nicht geflossen sein. Sainte-Beuve bemerkt mit Recht: Die Poesie Régnier's war „déserte du côté du ciel.“

Fassen wir das Resultat unserer Untersuchungen noch einmal zusammen, so erhalten wir folgende chronologische Anordnung der Régnier'schen Satiren. Die erste Gruppe, Sat. II, III und IV, entstand 1601, Sat. VI zwischen 1601 und 1605, Sat. I, der Discours au Roi und Sat. VIII 1606, Sat. IX und XII 1607, Sat. X und XI 1608, Sat. V und VII zwischen 1606 und 1608, Sat. XV vor 1610, Sat. XIV 1611, Sat. XIII 1612. Die letzte würde die 1652 bei Elzévir erschienene (Perclus d'une jambe) sein.

Gotha. Dr. G. Felgner.

Ueber die Etymologie des Wortes Sorge.

Vortrag, gehalten in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Das Wort *Sorge*, über dessen Ableitung ich Ihnen einige Vermuthungen vorzutragen mir erlauben will, gehört zu denjenigen unserer Sprache, welche, so häufig sie sich uns zum täglichen Gebrauch im Leben leider! aufdringen, ebenso hartnäckig über ihre Herkunft und Familie Aufklärung zu geben sich weigern. Unsere bewährtesten sprachlichen Genealogen, alias Lexikographen genannt, haben sich in älterer ebenso wie in neuester Zeit vergeblich bemüht, uns darüber genügende Auskunft zu verschaffen. Graff in seinem Althochdeutschen Sprachschatze VI, 274 tappt darüber noch völlig im Dunklen. „Sorga, goth. saurga, angels. sorg, cura, sollicitudo — gehört es," fragt er, „zu einer Wurzel sur? Oder zu swar? oder sër? Vielleicht ist auch das lateinische cura zu bedenken!" Derselben interrogativen und hypothetischen Sprechweise befleissigt sich in diesem Artikel noch die neueste, dritte Auflage des Weigand'schen Wörterbuches, eines in etymologischer Hinsicht sonst so sichern Gewährsmannes. „Sorge", heisst es bei ihm, „mhd. die sorge, ahd. die soraga, eig. soraka (?) sorga — kommt von dem Plur. des Präteriti eines *vorauszusetzenden* goth. Wurzelverbums sairgan, ahd. sërkan, serakan (?) = bekümmert sein (?), welches sich mit ableitendem g, ahd. k, auf den Plural eines, ebenfalls *vorauszusetzenden* älteren goth. Wurzelverbums seiran = „Schmerzempfindung haben" (?) zurückführen lässt, dessen Singularis

goth. das Subst. sair, ahd. sêr = Schmerz entsprossen sein könnte!" Lexer, unser trefflicher neuester mittelhochdeutscher Lexikograph, schweigt sich über die Ableitung des Wortes vollständig aus. Frommann, in seiner Bearbeitung von Schmeller's „Bayerischem Wörterbuche", verweist hinsichtlich der Ableitung des Wortes Sorge seinerseits auf Weigand, und zwar noch auf die zweite Ausgabe von dessen Wörterbuche.

In demselben Dunkel oder Halbdunkel wie der Stammbaum von Mutter Sorge, um mit Sheridan zu personificiren, befinden sich die Personalverhältnisse ihrer zahlreichen Kinder. Ja eines derselben, das Compositum versorgen, tritt in einer der uns geläufigsten und bekanntesten Schriften, nämlich in Luther's „Bibelübersetzung", in einer Bedeutung auf, welche einem der sorgsamsten Erklärer dieser Uebersetzung vom sprachlichen Standpunkte aus, dem ehrwürdigen Professor Teller, einen tiefen Seufzer über die „fast undurchdringliche Dunkelheit" derselben auspresst. (In seiner Schrift: „Vollständige Darstellung und Beurtheilung der deutschen Sprache in L.'s Bibelübersetzung." Berlin 1794.) Nichtsdestoweniger dient vielleicht gerade das Erscheinen dieses Sprösslings versorgen an der betreffenden Stelle dazu, der Herkunft der ganzen räthselhaften Familie überhaupt auf die Spur zu kommen.

Jene Stelle, — ich habe sie schon vor Jahren einmal in einem Aufsatze über die Archaismen in Luther's Bibelübersetzung in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen" (Bd. XVIII, Hft. 9) besprochen, — findet sich im 2. Buch der Chronica, im 6. Verse des 2. Cap., in dem Schreiben, durch welches König Salomo dem Könige Hiram von Tyrus seine Absicht zu erkennen giebt, seinem Gotte einen Tempel zu bauen, nicht zwar, dass derselbe darin wohne. „Wer vermag's," heisst es in diesem Sinne, „dass er jm ein Haus bawe? Denn der Himel vnd aller Himel Himel mügen jn nicht versorgen, wer solt ich denn sein, das ich ein Haus bawete, sondern das man fur jm reuchere." Denselben Ausdruck wiederholt der König in der nach Vollendung des Baues gehaltenen Rede: „Der Himel vnd aller Himel Himel kan dich nicht versorgen." Cap. 6, V. 18. Schlechterdings kann, wie Teller mit Recht bemerkt, „versorgen" hier nicht die sonst gewöhnliche Bedeutung „mit dem nöthigen Unterhalte versehen" haben, sondern der Zusammenhang ebenso wie der Text fordern unbedingt,

dass es hier lediglich bedeute „umfassen, einschliessen". Das hebräische Wort ist כָּלָא, die Vulgata übersetzt: „Caelum et caeli caelorum capere eum nequeunt"; die vorlutherische deutsche Bibelübersetzung hat, in dem ältesten Druck vom J. 1466: „ob der hymel vn̄ die hymel d'hymel ī nit entpfachē mugē" (entpfachen = umfangen), in dem überarbeiteten und modernisirten Druck vom J. 1474: „So d'hymel vn̄ die hymel der hymel yn nit mugent begriffen." v. Meyer u. Stier setzen in ihrer berichtigten Lutherübersetzung: „Der Himmel und aller Himmel Himmel mögen ihn nicht fassen"; ebenso de Wette in seiner Bibelübersetzung. Text und Zusammenhang lassen, wie gesagt, eine andere Auffassung nicht zu.

Die nächste Frage ist nun: Wie kommt das Wort versorgen zu der Bedeutung umschliessen und wird es sonst noch in derselben gebraucht? Es finden sich, zwar nicht aus frühster, aber doch aus der Zeit vom Ende des 15. und aus dem 16. Jahrh. dafür allerdings einige Beispiele. Geiler von Keisersberg lässt in seiner Postille (Ausgabe von 1522, Thl. III, Bl. LXXIX rw) die Reichen sich gegen die Mahnung des Evangeliums, dass ihre Schätze ihnen von Dieben geraubt werden könnten, mit folgendem Raisonnement trösten: „So hond wir gewelb zuo dem gelt, die seind mit schlossen vnd starken riglen wol versorgt, das die dieb nitt dozuo moegen kummen vnd vns den schatz stelen." Man könnte zwar hier mit der gewöhnlichen Bedeutung von versorgen = versehen auch auskommen, doch empfiehlt sich die Bedeutung verschliessen offenbar mehr. Noch viel mehr ist dies der Fall in einer Stelle bei Hans Sachs, in dem Drama: Fortunatus mit dem Wunschseckel (Ausg. v. J. Tittmann. 3. Thl., S. 154): „Wann das alt sprichwort sagt verborgen, wer vil hab der müss vil versorgen," heisst es hier von den Beschwerden, welche der Besitz vielen Geldes verursache. Wenn vom Besitze lebender Wesen die Rede wäre, könnte wohl versorgen die gewöhnliche Bedeutung haben. Aber hier, da es sich ums Geld handelt, kann versorgen doch nur die Bedeutung „verschliessen", nicht die gewöhnliche „mit dem nöthigen Unterhalte versehen" haben. Es giebt zwar auch fressende Capitale, aber, dass man für den Unterhalt des Geldes sorgen müsse, hat man doch noch nicht gehört. Dagegen hatte man zu Hans Sachsens Zeit wie zu der unserigen sehr wohl nöthig, es zu verschliessen. Und merkwürdiger Weise taucht, wie zu Hans Sachsens Zeit oder vielmehr vor dessen Zeit, denn er sagt ausdrücklich, dass er ein altes Sprüchwort an-

führe, merkwürdiger Weise taucht, sage ich, derselbe Ausdruck: Geld versorgen, oder Geld in Versorgung, d. h. in Verschluss haben, auch in neuester Zeit wieder auf, und zwar im Oesterreichischen. In einer Wiener Correspondenz der „Nationalzeitung“ vom 11. Mai 1873 fand ich die Stelle: „Die Bänkchen und die Banken jüngster Creation, die selbst bei den Banken und wahrhaften Bankiers ihre Millionen Effecten in Versorgung haben, drängten die Rückmänner wegen Zuschüsse, die bei der rapiden Entwerthung aller Papiere gar nicht zu beschaffen sind.“

Nun hat noch Niemand von seinem Bankier verlangt, dass er das bei ihm deponirte Geld hege und pflege oder sonst wie unterhalte im gewöhnlichen Sinne des Versorgens, wohl aber verlangt man von den Banken, besonders in einer Zeit, wo die Buchhalter à la Piltz so zu sagen aus der Erde wachsen, dass sie die deponirten Gelder ordentlich verschliessen. Jener österreichische Ausdruck „in Versorgung“ kann also ebenfalls nur heissen „in Verschluss“, und verstärkt wird diese Annahme durch den Umstand, dass das Wort versorgen im Oesterreichischen auch anderweitig noch bis in die neueste Zeit in diesem Sinne gebraucht wird. So sagen die österreichischen Soldaten, wenn sie die Bajonette von den Gewehren abnehmen: „das Bajonett im Bandelier versorgen“, ein Ausdruck, welchen ich beispielsweise zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges in einer Correspondenz der Augsb. Allg. Ztg. aus Kölding vom 31. März 1864 gefunden habe. „Ein Huhn versorgen“ für verschlingen kommt bei K. E. Franzos, Halbasien, Bd. II, S. 203 vor.

Aber nicht nur das Compositum versorgen, auch noch ein anderer Sprössling des Substantivums Sorge, nämlich das Compositum besorgen wird ganz deutlich in dem Sinne von umfassen, umschliessen, festhalten gebraucht, und zwar von einem der mittelhochdeutschen Classiker, nämlich Gottfried von Strassburg, in einem seiner Minnelieder, wo es (bei v. d. Hagen Bd. II, S. 119, Nr. 5) heisst:

„Gelükke daz gêt wunderliche an und abe
Wan vindet ez vil lihter, danne manz behabe
Ez venket, dâ man ez niht wol besorget.“

Das Glück, sagt der Dichter, hat einen unstäten Charakter, es geht bald da, bald dort hin; es ist noch leichter zu erlangen, als festzuhalten, und schwankt hin und her, wenn man es nicht fest umschliesst.

Besorgen ist offenbar hier synonym mit dem parallelen behaben und kann also auch nur dessen Bedeutung, d. h. die des Festhaltens, Einschliessens haben.

Wenn wir also in den Derivatis von Sorge deutlich und wiederholt der Bedeutung des Umschliessens begegnen, sollte dieselbe nicht auch dem Stammwort Sorge selbst zukommen, Sorge demnach etwas Umschliessendes, Einfassendes bedeuten? In der That finden sich deutliche Spuren für diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes. Teller erinnert in seiner Besprechung der oben angeführten Stelle aus Luther's Bibelübersetzung an das Compositum Feuersorge, d. h. ein Behältniss für brennende Kohlen. Adelung führt dieses Wort in seinem Wörterbuche ebenfalls an, nennt es identisch mit Feuergieke und giebt die Bedeutung beider an als „ein Gehäuse um einen Feuertopf, mit welchem das andere Geschlecht im Winter die Füsse zu wärmen pfleget.“ Im Grimm'schen Wörterbuche wird Feuersorge nach dem Onomastikon des Golius vom J. 1582 als „Glutpfanne“ bezeichnet, „so man zur speis über tisch brauchet.“ Zugleich wird eine Stelle aus Droysen's Uebersetzung der Acharner von Aristophanes citirt, in welcher das griech. *ἐσχάρα*, d. h. also das Kohlenbecken, der Rost, mit Feuersorge übertragen wird. In Stieler's „Teutschem Sprachschatz“ findet sich Sp. 1997 ein Substantivum Sorks, in der Bedeutung: „eng anschliessendes Mieder“ verzeichnet, capitium, quod capiat vel captivet humeros et mammas, ne promineant.“ Noch merkwürdiger ist ein Sorken, latinisirt sorcia, welches in dem Glossarium mediae et infimae latinitatis von Du Cange vorkommt. Die betreffende Stelle, den Chartul. Johannis Angeriac. pg. 428 entnommen, lautet: „Item quod sorcia sive arcas parochianorum dictae villae, qui apud ipsos elegerint sepulturam, quas cum corporibus non contigerit subterrari, infirmario dicti monasterii reddant.“ Es wird darin also bestimmt, dass die Kästen oder Sorken der Eingepfarrten einer bestimmten Stadt von denen, die dort ihre Beerdigungsstelle haben, so fern dieselben nicht mit zugeschüttet werden, dem Siechenhause des Klosters zurückgestellt werden sollen. Du Cange erklärt das Wort mit feretrum, Bahre, eine Erklärung, die aber offenbar nicht passt. Denn eine Bahre ist erstens kein Kasten, sorcia sive arcas heisst es ausdrücklich; und dann werden auch die Bahren niemals mit in das Grab hinabgenommen. Wohl aber ist dies mit den Särgen der Fall, und dies ist offenbar hier die Bedeutung jener Sorken, ja es ist augenscheinlich dasselbe

Wort, und damit auch die allein richtige Ableitung und Erklärung des Wortes Sarg gefunden. Schon Adelung weist auf die ganz nahe Verwandtschaft von Sarg und jenem obigen Sorge hin, und es ist eigentlich ganz unbegreiflich, dass unsere jüngsten Lexikographen, selbst Lexer und Schade, immer an die alte, ganz unhaltbare Ableitung des Wortes Sarg von dem griechischen σαρκοφάγος denken, ein gelehrter, allegorischer Ausdruck, von dem ein so altes und volksthümliches Wort wie Sarg niemals hergeleitet werden konnte. Lexer verzeichnet selbst eine ganze Menge Stellen, in denen Sarg in dem Sinne von Behältniss überhaupt gebraucht wird, nur dass er dies als die zweite, abgeleitete, jene erste, als Behältniss für die Todten, aber als die ursprüngliche annimmt. „Umgekehrt wird ein Schuh" daraus, — in dem Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts darf man sich wohl populärer Ausdrucksweisen bedienen. Sarg ist, ebenso wie Sorge, ursprünglich das einschliessende Behältniss überhaupt, und jene Bedeutung, wonach es dem Menschen die letzte enge Behausung bezeichnet, ist die spätere und speciellere. Es giebt dafür, abgesehen von den natürlichen Gesetzen der Derivation überhaupt, noch einen ganz unzweideutigen Beweis. Ich bin an sich nicht ganz so von dem feinen Geschmack unserer mittelhochdeutschen Poeten, selbst eines Gottfried von Strassburg oder Wolfram von Eschenbach, bezaubert, wie es ein schulgerechter Germanist sein soll. Eine solche Geschmacklosigkeit aber würde ich keinem mittelhochdeutschen Dichter, ja keinem Dichter überhaupt beimessen, dass er eine junge Frau, oder den Leib einer jungen Frau einen Sarg in der jetzt üblichen Bedeutung des Wortes nennen könnte. Dies würde aber der Fall sein, wenn man an der bisher geläufigen Ableitung unseres Sarg von σαρκοφάγος festhalten wollte. Denn das Wort Sarg wird in dem obigen Sinne, d. h. von dem Leibe einer in interessanten Umständen befindlichen Frau oder von dieser selbst von den geistlichen Dichtern des Mittelalters, besonders des späteren Mittelalters, überaus häufig angewendet und zwar in Bezug auf die der höchsten Verehrung gewürdigten Frauen. „Die in ir lîbes sarke den grôzen got ûf ertriche trûch" heisst es von der Jungfrau Maria im Passional, Ausg. v. Hahn 135, 16. — „In îrem (d. h. Mariens) sarc er sich barc" heisst es in einem in das Liederbuch der Klara Hätzler gerathenen geistlichen Liede (Ausg. v. K. Haltaus 1, 126, 75.). „Bis grüst, der ruot ein edel archk, der muoter gotz ein richer sarchk" redet Heinrich von Laufenberg die heilige Anna, die

Mutter der Jungfrau Maria an (bei Ph. Wackernagel, Deutsches Kirchenlied 1841, S. 639). Und solcher Beispiele giebt es noch viele. Es erhellt daraus unwidersprechlich, dass die Bedeutung von Sarg die von etwas Umschliessendem, Einfassendem überhaupt ist, und in diesem Sinne findet es sich auch sonst häufig. „Diz buoch ein sach und ein sarc ist al der wâren schrifte“ heisst es in der Martina von Hugo von Langenstein, Ausg. v. Keller 211, 80. Lexer führt aus der Schrift: „Der Mainzer Hof in Erfurt am Ausgange des Mittelalters“, herausgeg. von Michelsen, eine Stelle an, in der Sarg Badewanne bedeutet: „So man baden will, sal der heimknecht holz zů tragen und wasser in den sarck und kessel schöpfen.“ Ja in dem Compositum Regensarg ist das Wort noch, besonders am Rhein, bis auf den heutigen Tag in dem Sinne von „umschliessendes Behältniss“ üblich. Die „Elberf. Ztg.“ vom 5. Dcbr. 1866 berichtete aus Elberfeld: „Hinter dem Hause Nr. 77 auf der Auerstrasse wurde heute Vormittag der Maurer J., aus dem Hessischen, in einem zu ebener Erde angebrachten Regensarg ertrunken gefunden und die Leiche bald nachher ins Todtenhaus zum Neuenteich geschafft.“ Also ein, dem obigen Feuersorge ganz parallel laufender Ausdruck, welcher uns von Neuem die enge Verwandtschaft, ja Identität von Sarg und Sorge, in dem Sinne von „einschliessendes Behältniss“ nahe legt. Erinnern will ich an dieser Stelle an das jetzt veraltete Wort Zarge, niederd. Sarge, welches eine Einfassung, einen Rand im Allgemeinen bedeutet, z. B. von der Einfassung einer Thür, eines Fensters, von dem Gerinne einer Mühle, von den Seiten einer Schachtel u. s. w. gebraucht wird, und auf dessen nahe Verwandtschaft mit Sarg schon Adelung hingewiesen hat. Ich halte dieses Zarge mit unserm mehr besprochenen Sorge durchaus für homogen: auch laufen die Formen Zarge und Sorge in dem Sinne von Einfassung durcheinander. Schmeller-Frommann führt II, 1149 den Ausdruck: Sorgmehl, für Zargmehl an, d. h. Mehl, welches in den Zargen um den Mühlstein beim Mahlen sitzen oder hängen geblieben ist und nach einer alten bayrischen Mühlordnung dem Müller gehörte. Ein viel gebräuchlicheres, noch jetzt in Aller Munde befindliches Wort, in welchem Sorge gleichbedeutend mit Zarge gebraucht wird, ist unser allgemein beliebter — Sorgenstuhl. Es ist lediglich ein guter oder auch schlechter Witz der Volksetymologie, das Wort damit zu erklären, als sei ein Sorgenstuhl ein Stuhl, in welchem der Mensch sich seinen Sorgen, im gewöhnlichen Sinne des

Wortes, hingeben könne. In Wahrheit dient der Sorgenstuhl ja vielmehr zum behaglichen, gemüthlichen Ausruhen nach des Tages Last und Arbeit, als dass er gerade aufgesucht würde, wenn man sich mit Sorgen quälen wollte. Die Sorge, mit der dieser Stuhl etwas zu thun hat, ist weiter nichts, als das alte Zarge, Einfassung, hier Lehne, und ein Sorgenstuhl ist ganz simpel nichts mehr und nichts weniger, als ein Stuhl mit einer bequemen Einfassung, d. h. Arm- und Rückenlehne. Noch Stieler erklärt Sp. 2177 Sorgstul oder Sorgestul (so und nicht Sorgenstuhl heisst bei ihm die Form) ohne Umschweife als: „sella arcuata vel reclinatoria, alias Lehnstuhl."

Ausser in der Bedeutung von „umschliessendes Behältniss" kommt Sorge ferner geradezu in der Bedeutung von Fessel oder Band vor. Bekanntlich ist es kirchliche Lehre und Vorstellung, dass die Menschheit vor der Erscheinung Christi auf Erden von den Banden der Sünde umstrickt gewesen sei. Demgemäss reimt schon Otfried I, 11, 61, 62:

„Uuir uuarun in gibentin in uuidaruuerten hentin,
thu uns helpha druhtin dati ze thero oberostun noti!"

d. h. also: „Wir waren in Banden, in den Händen des Teufels; du, Herr, erzeigtest uns Hilfe in der höchsten Noth." Und entsprechend wird in einem späteren Osterliede gesungen: „Welt lag in Banden, Christ ist erstanden, freue dich, freue dich Christenheit!"

Genau so heisst es nun in einem alten in des „Knaben Wunderhorn" (Berliner Ausg. von 1846. Bd. I, 150) mitgetheilten geistlichen Liede:

„Die Welt, die stand in Sorgen
Mehr denn fünftausend Jahr,
In Höllengrund verborgen:
Da kam der Helfer klar!"

In diesem Verse, der sonst Wort für Wort den obigen Stellen entspricht, kann also: „in Sorgen" ebenfalls nur: in den Banden und Umschlingungen der Sünde bedeuten. Die Welt war, mit den Worten des Goethe'schen Faust zu reden, „von den schleichenden erblichen Mängeln umwunden", und die Sendung des Erlösers bestand dem eigentlichsten Wortsinne gemäss darin, sie davon los zu machen.

Aber nicht nur für die Fesseln der Sünde und des Todes, auch für die Bande, in welche der Schlaf uns schlägt, wird das Wort Sorge gebraucht. Gleich in dem ersten sogenannten Tagelied, welches uns das Liederbuch der Klara Hätzler mittheilt, heisst es, da der Wächter das Mädchen auffordert, ihren Geliebten zu wecken, weil der Morgen tage: „Diern, hör vnd verste den gesellen, der in sorgen ligt verporgen.“ Gewiss werden es nun nicht Sorgen in dem gewöhnlichen Sinne sein, welche den jungen Mann bedrücken, der nach einer süssen Nacht in den Armen seiner Geliebten eingeschlafen ist, es sind vielmehr nur die Bande zu verstehen, in welche ihn der Schlaf gelegt hat. Dass diese Auffassung in der That die richtige sei, dafür zeugt ein sehr merkwürdiges Compositum von sorgen, welches uns in Schmeller-Frommann's Bayerischem Wörterbuche II, 326 mitgetheilt wird, nämlich das Compositum aufsorgen. Dieses aufsorgen bedeutet geradezu aus dem Schlafe aufwecken, und war im Zillerthale das Geschäft der sogenannten Baudirne, „welche“, ich citire wörtlich nach Schmeller-Frommann, „im Winter die Leute zur Arbeit wecken und aufsorgen muss.“

Endlich tritt die Bedeutung von Umschliessung, Umzingelung für das Wort Sorge noch in einer von Haltaus in seinem Glossarium germanicum medii aevi angeführten und dort mit mehreren Beispielen belegten Phrase aus der Rechts- oder Polizeisprache auf. Wenn ein Verbrecher sein Verbrechen gesühnt, der Todtschläger z. B. sich mit den Verwandten des Erschlagenen abgefunden hatte, so wurde er von der Obrigkeit rechtlich und förmlich „aus Sorgen und Far entlassen“. So citirt Haltaus beispielsweise aus einer juristischen Dissertation vom J. 1712 folgende Stelle: „Anno 1504 hat Berthold Moringer in einem geübten Hader Cuntzen Weber entleibt, derohalben er dann eine Zeitlang gegen E. Rath, auch des Entleibten Freundschafft in Fahr und Sorgen gestanden, nachdem er aber mit gem. Freundschafft von solchen ergangenen Todtschlag vertragen ist, hat ein E. Rath ihn aus Sorgen gelassen u. s. w.“

Die Sorgen, welche dem Uebelthäter sein eigenes Gewissen wegen der verübten Unthat gemacht haben wird, konnte ihm sicherlich kein Magistrat und kein Amtmann nehmen. Wenn er also von diesen aus Sorgen und Far förmlich entlassen wird, so kann das nur heissen, der über ihn verhängte Bann und die damit verbundenen

Nachstellungen, das ist die Bedeutung des alten Far, werden nun aufgehoben.

Sehr merkwürdig ist die Uebereinstimmung des S o r g e in dem letztangeführten Sinne mit dem Worte Kummer, welches, jetzt und in der gewöhnlichen Bedeutung eine Beängstigung oder Bedrückung des Gemüths bedeutend, ursprünglich in der alten Gerichtssprache ebenfalls so viel als Beschlagnahme, Arrest hiess. Im 5., von Hildebrand bearbeiteten Bande des „deutschen Wörterbuches“ sind dafür, zum Theil nach Haltaus, zahlreiche Beispiele angeführt, so: „Die Herrn sollen das guht in c u m m e r legen lassen, bis so lange sie die Herren bezahlen“ u. s. w. Die ursprüngliche Bedeutung von Kummer ist nach Hildebrand: herumgelegter, eine Sache umgebender Schutt (Hildebrand zieht zum Vergleiche das französische encombrer heran). Genau also, wie in unserem mehrbesprochenen Sorge, wie ferner bei dem naheliegenden und sich von selbst darbietenden A n g s t, aus lat. angustus, ist auch bei Kummer der Uebergang zu der jetzigen gewöhnlichen abstracten Bedeutung: Gemüthsdruck, Beängstigung, aus einer ursprünglichen Bedeutung des rein sinnlichen Umgebens, Umschliessens vor sich gegangen.

Ich glaube für diese ursprüngliche sinnliche Bedeutung sowohl des Substantivums S o r g e als der davon abgeleiteten Verbalcompositionen v e r s o r g e n und b e s o r g e n eine genügende Anzahl von Belegen verzeichnet zu haben, um auf Grund derselben nun den weiteren Schritt in das Gebiet der vergleichenden Sprachforschung zu thun, welches wir mit der Hildebrand'schen Heranziehung des franz. encombrer für die ursprüngliche Bedeutung des deutschen Kummer schon betreten haben. Da bietet sich nun für unser deutsches Sorge, sorgen in der Bedeutung von umschliessen nach den einfachsten und strictesten Gesetzen der Etymologie das Griechische *εἵργνυμι*, *ἕργω* oder *ἔργω* einschliessen dar. Der Uebergang des Spiritus asper in unser deutsches s ist der regelmässige und ganz gewöhnliche, wie in *ἅλς* zu Salz, wie in *ἕπτα* zu septem, sieben und in zahlreichen anderen Fällen; der Uebergang des *ε* und *ει* zu o wie in dem griech. *ὅρκος* selbst aus *εἵργω*, dem lat. sors aus *εἵρω* und ebenfalls vielfachen anderen Fällen. Ja das griech. *ὅρκος* der Eid, d. h. die den Menschen bindende, fesselnde Verpflichtung ist offenbar mit unserm deutschen Sorke, Sorge geradezu identisch. Schon Passow sagt: „*ὅρκος* ist ursprünglich gleichbedeutend

mit ἕρκος, das Gehege, wie ὀρκάνη mit ἑρκάνη, ὀρκοῦρος mit ἕρκουρος, von ἔργω, εἴργω, also eigentlich ein Pferch, eine Schranke, durch die man gehalten ist, etwas zu thun oder nicht zu thun." Aber auch die weiteren griechischen Substantiva σορός das Gefäss, das Behältniss, um die Gebeine eines Todten darin zu sammeln, der Sarg, sowie σώρακος, Kiste oder Korb verrathen mit den oben besprochenen deutschen Substantiven Sorke und Sarg ihre ganz unzweideutige Verwandtschaft.

Doch gehen wir einen Schritt weiter. Schon Grimm weist in seiner Grammatik II, 287 darauf hin, dass der Consonant g oder k in Sorga, Sorke lediglich ableitend sei, ebenso wie z. B. Burg, goth. baurgs, von bur oder bauer, Behältniss, Haus vermittelst des Ableitungsconsonanten g herzuleiten ist. Auch im Griechischen laufen die Formen εἴρω u. εἴργω, σορός u. σώρακος promiscue durch einander. Der nackte Stamm unseres Sorge ist also Sor, Ser, eine Ableitung, auf welche, wie ich im Anfange meines Vortrags bemerkte, auch schon Graff und Weigand hingewiesen haben, nur dass sie die ursprüngliche Bedeutung dieses sêr, verbum s ê r e n verkannten, indem sie dieselbe als Schmerz, schmerzen bezeichnen. Dieses sêr, sêren bedeutet vielmehr ebenfalls nur das Umschliessen, der umschliessende Druck, und es findet sich dafür in Gottfried's Tristan ein ganz deutlicher, bisher noch durchaus nicht genügend und verständlich erklärter Beleg. Es heisst daselbst v. 11765 in der Ausgabe von v. d. Hagen:

„Der getriuwe (nämlich Tristan) haete
Zwei nâhe gêndiu ungemach.
Swenn er ir (nämlich seiner Isolde) under ougen sach,
unde im diu süeze minne
sîn herz und sîne sinne
mit ir begunde s ê r e n,
so gedaht er ie der êren,
diu nam in danne dervan."

Es wird hier die fatale Situation geschildert, in welche Tristan nach dem Genusse des bekannten Liebestrankes gerathen war. Sobald er Isolden ansah, vereinigte oder schloss die süsse Minne sein Herz und seine Sinne mit ihr zusammen. Gedachte er aber seiner Pflichten gegen König Marke, so riss ihn dieser Gedanke von ihr wieder hinweg. Die Bedeutung des Umschliessens für „mit ir sêren", ebenso wie der Gegensatz zu dem „dervan nemen" ist hier so klar und unzweifelhaft, dass es mir unbegreiflich ist, wie man an dieser Stelle bisher mit der

Bedeutung Schmerz verursachen für sêren überhaupt hat auskommen können. Allerdings bekommt sêren später diese abgeleitete Bedeutung, d. h. durch festes Anschliessen einen Schmerz verursachen, aber das Ursprüngliche ist eben dieses Umschliessen selbst, ebenso wie in dem Substantivum sêr der Begriff Schmerz der abgeleitete, der des Drückens, Zusammenpressens aber der eigentliche, ursprüngliche ist. Für die letztere Thatsache liegt ein besonderer Beweis darin, dass das ahd. sêr, ebenso wie das goth. sair vorzugsweise und in den ältesten Stellen, in denen es vorkommt, für den durch die Geburtswehen verursachten Schmerz gebraucht wird. So heisst es bei Ulfilas 1 Thessalon. 5, 3: „Thanuh unveniggo ins blissoth fralusts suasve sair qithubaftons", dann überkommt sie plötzlich das Verderben, wie der Schmerz eine Schwangere. Die gedruckte vorlutherische deutsche Bibelübersetzung hat: „Denn kumpt vber sie der gechtod, als das ser in dem leib der habenden." In den, in Diemer's deutschen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts abgedruckten Büchern Mosis spricht Gott zu Eva, nach dem Apfelgenuss, die bekannte Strafe aus (S. 9, V. 14 fg.): „Si wirt gewisse muter uon seregen mûte — von sêre ze sêre gebirst tu imer mêre." Ich will auf dieses delicate Gebiet nicht weiter eingehen, wie allgemein versichert wird, entsteht der Geburtsschmerz aber in der That eben durch das Zusammendrücken, Zusammenpressen, also läge auch hierin eine Hindeutung für den ursprünglichen Begriff des sêr und des sêren.

Als ein viel zwingenderer Beweis dafür ist es aber anzusehen, dass in allen verwandten Sprachen der Stamm sar, ser übereinstimmend für den Begriff des Umschliessens, Bindens gebraucht wird. Im Sanskrit heisst sar knüpfen, verbinden. Das Griechische εἴρειν, erweitert in ἕργω, εἵργνυμι, habe ich oben schon besprochen. Im Lateinischen ist es serere, zusammenfügen, zusammenreihen, sera, Querriegel zum Verschliessen, im Englischen to serr zusammendrücken, zusammenzwingen u. s. w.

Jetzt erst, nachdem wir auf dem Gipfel unserer Untersuchung angelangt sind, lässt sich von diesem Höhenpunkte aus die ganze Reihe von Wörterfamilien übersehen, welche sich von diesem Stamm herleiten. Es sind nämlich nicht allein die bisher besprochenen sêr und sêren, sorgen, besorgen, versorgen, welche sich aus jenem sar, ser, dem Stammvater der ganzen Familie, entwickelt haben. Gleich

Abraham hat er noch eine ganze Anzahl von Wortgeschlechtern, zahlreich wie die Sterne am Himmel, aus sich erzeugt. Bekannt ist der leichte Uebergang des S-laut in den C- oder K-laut der stammverwandten Sprachen; so ist das griech. *σάρξ* zum latein. caro geworden u. A. m. Genau so hat sich aus unserem Stamme sar das ahd. char, kara, umschliessendes Behältniss, entwickelt, welches in zahlreichen Compositis bîakar, Bienenkorb, hantkar, Handkorb, lîhkar, Fleischbehältniss, d. h. Sarg, liohtkar, Leuchter, rauhkar, Rauchfass, sulzikar, Salzfass und anderen wiederkehrt. Genau so aber wie das abgeleitete Sorge nicht nur die sinnliche Bedeutung: umschliessendes Behältniss, sondern auch die geistige: Bedrängniss, Druck des Gemüths, erhalten hat, hat sich neben dem ursprünglicheren kar, kara, das Gefäss, ein kara, Kummer, Sorge bedeutendes Substantivum hervorgethan, welches mit dem lateinischen cura identisch ist.

Ebenso häufig wie der Uebergang des s in k ist endlich der völlige Wegfall desselben an der Spitze der Wörter. Also die ganze Wörterfamilie der mit ork—, arc— beginnenden Wörter, wie griech. *ὅρκος* die einschliessende Unterwelt, lat. orca der Kasten, altnord. orkr, orca, goth. aurki leitet sich mit dem Begriff des Einschliessens von dem Stamme sar her.

Ich habe die Geduld der geehrten Gesellschaft mit meinen Ausführungen schon allzulange in Anspruch genommen, als dass ich sie mit einem genaueren Eingehen auf die einzelnen Glieder der hier gekennzeichneten Wörterreihen noch weiter anspannen möchte. Nur auf drei vereinzelte Thatsachen möchte ich mir zum Schlusse noch erlauben hinzuweisen. Die eine betrifft das Vorkommen der ahd. Form suorg, suuorga st. sorga, bei Tatian und in der Stelle II, 4, 81 in der Freisinger Handschrift bei Otfried, sowie der Verbalform suuorgen ebenfalls bei dem letzteren I, 11, 20, gleichfalls in der Freisinger Handschrift. Man hat in diesen alten Formen suuorga und suuorgente eine Andeutung des Ursprungs des Wortes von swêr, schwer finden wollen. Ganz im Gegentheil sind aber auch diese Formen mit anlautendem sw gerade ein Beweis für die Richtigkeit meiner oben gegebenen Ableitung. An und für sich ist der Uebergang des griechischen *ἑ*, lateinischen he in deutsches sw oder schw ein gewöhnlicher. So ist aus dem Griechischen *ἕκυρος* das deutsche Schwieger, in: Schwiegervater, Schwiegersohn, aus dem lateinischen heluo das deutsche

Schwelger, aus heluari schwelgen entstanden. In den deutschen, mit sw, schw anlautenden Wörtern selbst ist aber der Wegfall des s ein nicht unhäufiger. So ist swëlken und welken, schlaff, welk sein, identisch. Genau so verhalten sich die Formen suuorga, suuorgen zu worgen, würgen, suffocare, ersticken, eigentlich: fest und bis zum Erdrücken eng umschliessen. So dass also auch, wie schliesslich alle Wege nach Rom führen, durch jene Formen wieder auf den Urbegriff des Einschliessens für unser: Sorge und sorgen hingewiesen wird.

Meine zweite Schlussbemerkung betrifft das Substantivum beysorge, welches im Glossarium germanicum von Haltaus und im Teutschlateinischen Wörterbuche von Frisch im Sinne von Concubine, meretrix, angeführt wird. Grimm, welcher das Wort Beisorge im deutschen Wörterbuche gleichfalls verzeichnet, erklärt es für: Bei- oder Nebensorge, „weil durch eine Concubine dem Manne, der als Vormund schon für Frau und Kinder zu sorgen hat, Nebensorgen zuwachsen.“ Allen Respect vor des grossen Forschers sprachlichem Spürsinne! Aber in diesem Falle, scheint mir, hat ihn sein, ich möchte sagen, unschuldiger Sinn die rechte Fährte verfehlen lassen. Der Sinn und Ursprung jenes Beisorge, meretrix ist ein viel sinnlicherer, so zu sagen, gemeinerer, als J. Grimm annimmt. Zunächst ist Beisorge so viel als Besorge, ebenso wie die Formen Beisorge, Beisorger, beisorgen und Besorge, Besorger, besorgen sonst unterschiedlos durcheinander laufen. Eine Besorge ist aber just eben das, was man sonst in einem wenigstens in der Prov. Sachsen häufigen, von Grimm im Wörterbuche allerdings in diesem Sinne nicht aufgeführten Worte Besteck bezeichnet. So wie Besteck, ursprünglich Futteral oder Scheide, überhaupt res, in quam aliquid infigitur, bedeutend, dann als Bezeichnung für gemeine Dirne, meretrix angewendet wird, ebenso hat Besorge ursprünglich die Bedeutung: um- oder einschliessende Sache, und ist dann erst in jene Bedeutung: Concubine, übergangen. Es ist eine alte Thatsache, dass man die sprachlichen Bezeichnungen von derartigen Persönlichkeiten stets vom ganz sinnlichen Standpunkte erklären muss. Auch Aristophanes braucht das Wort *σορός*, Behältniss in den Wespen V. 1365 in demselben Sinne, in dem er einem Wüstling zurufen lässt:

„ὦ οὗτος τυφεδανὲ καὶ χοιροθλίψ
ποθεῖν ἐρᾶν τ᾽ἔοικας ὡραίας σοροῦ!“

„O du geiler Windbeutel, du scheinst nach einem alten Besteck liebend zu verlangen.“

Neuere Uebersetzer, wie Schintzer, übertragen: „Du bist, so scheint's, in einen hübschen Sarg verliebt.“ Besorge, wenn wir den alten Ausdruck noch hätten, wäre passender gewesen.

Doch ich beeile mich, die geehrte Gesellschaft aus diesen niederen Regionen hinweg in höhere, ja in die höchsten tragischen zu führen, indem ich endlich zuletzt noch auf eine Stelle am Ende des Nibelungenliedes hinweise, welche mir durch die obige Richtigstellung der Etymologie und Bedeutung des Wortes Sorge ein helleres Licht zu empfangen scheint. Das ist ja eben die Probe für die Richtigkeit derartiger Etymologieen, wenn uns durch sie, wie durch eine Fackel, allerlei bis dahin dunkel gebliebene oder ungenügend erklärte Stellen erst deutlicher, uneigentlich scheinende Ausdrücke erst als recht eigentliche hervortreten. Die Strophe des Nibelungenliedes, welche ich im Sinne habe, — es ist die 2313. — lautet:

„Hildebrant der alte ze Kriemhilde spranc,
er sluog der küniginne eines swertes swanc,
jâ tet ir diu sorge von Hildebrande wê,
waz maht si gehelfen daz si vil groezlichen schrê?“

Was soll das heissen: „Die Sorge von Hildebrand that der fallenden Kriemhild weh?“ Braunfels übersetzt: „Wohl ward ihr angst und wehe vor Hildebrandens Groll!“, was offenbar ganz unbestimmt gesagt und nichtsbedeutend ist. Simrock: „Wohl schmerzten solche Dienste von Hildebranden sie!“, was ebenfalls einen äusserst leeren und frostigen Sinn giebt und noch dazu durch den Text kaum gestattet ist, da es dann heissen müsste: jâ tet ir diu sorge Hildebrandes wê.“ Mir scheint vielmehr in diesem: „diu sorge von Hildebrande tât ir wê“ noch einmal, wie dies zu geschehen pflegt, die uralte Bedeutung von sorge: Ansichdrücken, Umschliessen, besonders auch liebendes Umschliessen, gleichsam wieder aufzublitzen und der Dichter mit jenem bittern ironischen Humor, den wir, wie dies ja auch bei den griechischen und Shakespeare'schen Tragödien der Fall ist, oft noch in dem Moment hervortreten sehen, wo die grause Tragik der Situation ihre höchste Höhe erreicht hat, sagen zu wollen: „Ja die Umarmung, dieser Liebesdruck vom alten Hildebrand that der Königin weh! Was half sie's, dass sie so fürchterlich schrie?“

Doch es ist Zeit, dass ich mit meinen Vermuthungen zu Ende komme. Als Vermuthungen, das bitte ich wiederholt zu berücksich-

tigen, will ich die vorgetragenen Bemerkungen lediglich gelten lassen, und werde ich den, vom Standpunkte einer grösseren Sprachkenntniss und umfassenderen Belesenheit, als sie mir zu Gebote stehen, mir darüber zu Theil werdenden Berichtigungen mit Vergnügen entgegensehen.

Karl Biltz.

Ueber Nasalirung und Brechung der Vokale im Französischen.

Eine sprachphysiologische Studie.

Die französische Vokalisation ist schon vielfach zum Gegenstand des Studiums gemacht worden, und man hat schon eine Menge von zutreffenden Beobachtungen darüber veröffentlicht, sich jedoch bis jetzt darauf beschränkt, nur Tatsachen aufzusuchen und zu registriren, ohne viel darnach zu fragen, durch welche Ursachen die einzelnen sprachlichen Erscheinungen hervorgebracht worden sind. So sagt Dietz* über den Konsonanten N: „Von weit gröfserem Belang ist ein anderes Ereignis, vermöge dessen diese Liquida als articulirter Laut verschwindet, aber nicht ohne dem vorhergehenden Vokal etwas von ihrer Natur mitzuteilen, ihn nasal zu machen. Dieses Phänomen kommt im Süd- und Nordwesten sowie im Osten vor, überall aber nur partiell: in Portugal, nicht in Spanien, in Frankreich, nicht in Provence, in einem Teile von Oberitalien, nicht in den übrigen Gegenden, nicht in der Walachei. Nach dem Grunde desselben wird man nicht fragen."

Warum nicht? Ist es doch möglich, beim Suchen einer Antwort auf diese Frage wenn nicht sofort das Richtige zu finden, so doch wenigstens die richtige Beantwortung anbahnen zu helfen. Sollte der in dem Folgenden gemachte Versuch nicht sogleich in allen Einzelheiten glücken, da er nicht von einem Romanisten ausgeht, sollten

---

* Grammatik I, S. 204 f, 2. Ausg.

namentlich einige zu Beweis gestellte Spracherscheinungen sich auch anders und besser erklären lassen, so wollen die Fachmänner, deren geneigter Beurteilung ich diese Zeilen vorlege, mehr darin eine Aufforderung zur Hilfsleistung beim weiteren Ausbau als zum Einreifsen des Gebäudes erblicken.

Zuerst wurde ich auf meinen Gegenstand aufmerksam gemacht durch die Wörter vingt und trente. Warum konnte nicht aus viginti und triginta ebenso gut vengt resp. trinte hervorgehen? Daran reihten sich andere Fragen:

Warum wird aus imbarbatus embarbé, aber warum wird aus imberbis imberbe?

Es fragt sich: kann dieser Wechsel nach den Gesetzen der lateinischen Vokalisation erklärt werden? Ich glaube, dass das unmöglich ist. — Ist die Vokalveränderung willkürlich oder zufällig? Diese Frage mit Ja zu beantworten würden wir uns doch nur dann entschliefsen können, wenn jeder andere Versuch einer Erklärung missglückte; bis jetzt ist aber noch keine Erklärung aufgestellt worden. Gehen wir also ans Werk selbst für den nicht unmöglichen Fall, dass ein glücklicherer Forscher nicht nur unseren Versuch widerlegt, sondern auch selbst eine richtigere Lösung findet.

Im Lateinischen gab es keine nasalirten Vokale, und daher sind auch die romanischen Sprachen im Grofsen und Ganzen frei davon. Wenn sie sich dessenungeachtet im Französischen finden (vom Portugiesischen und den oberitalischen Dialekten sehe ich vorläufig ab), so fragt sich, wie sind sie hineingekommen? Als folgerichtige Weiterentwickelung des Lateinischen nicht, denn sonst müssten alle romanischen Sprachen Nasal-Vokale haben. — Etwa durch das Celtische? — Ob das Celtische nasalirte Vokale hatte, wissen wir nicht. — Vom Bretonischen wissen wir's allerdings; es lässt sich jedoch schwer begreifen, wie sich durch diese verhältnismäfsig schwache, räumlich sehr beschränkte und politisch einflusslose Einwanderung ein weitreichender Einfluss auf räumlich entfernt liegende Gebiete habe erstrecken können. — Viel eher konnte ein derartiger Einfluss ausgeübt werden durch die Franken, deren Einwanderung eine numerisch sehr starke war, die mit der ganzen sesshaften Bevölkerung in Berührung traten und als das herrschende Volk sehr wohl in der Lage waren, auf die Gestaltung der Sprache bestimmend einzuwirken. Wenn etwa der Hof die Nasalirung der Vokale bevorzugte, konnte es da nicht leicht Modesache

werden, diese Aussprache nachzuahmen, namentlich wenn sämmtliche Franken * als Vertreter dieser Hofsprache gelten konnten? Doppelt leicht musste dies in einem Lande geschehen, wo die Mode von jeher einen bedeutenden Einfluss ausgeübt hat. Dass die Franken Veranlassung zu dieser Aussprache gegeben, lässt sich mit um so gröfserer Wahrscheinlichkeit vermuten, als ja heutigen Tages noch ihre Stammesgenossen in der bairischen Rheinpfalz dieselbe Lautbildung zu erkennen geben. Ob dies damals wirklich so geschehen, dürfte sich schwerlich beweisen lassen; schwerlich aber dürfte sich eine Ansicht aufstellen lassen, die mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätte; noch weniger aber wird je bewiesen werden können, dass sie unrichtig sei.

Für das Französische dürfte somit der Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür geführt sein, dass die nasale Aussprache der Vokale auf fränkischen Einfluss zurückzuführen sei, und dem widerstreitet auch nicht das Vorkommen derselben Erscheinung an anderen Orten des romanischen Sprachgebiets. Dass sie sich in Südfrankreich und Spanien nicht findet, wohl aber in Portugal, lässt sich so erklären, dass das Gothische nachweisbar keine nasalirten Vokale gehabt hat, daher finden sie sich in dem ganzen Gebiete, welches sie besetzten, nicht; sehr wohl möglich dagegen ist, dass die Alanen, ein scythischer Stamm, welcher durch die Westgothen nach Lusitanien gedrängt wurde, die Veranlassung dazu gegeben haben. Dass einige Dialekte Oberitaliens (von Mailand bis Bologna) nasalirte Vokale haben, andere, wie der von Bergamo, dagegen nicht, wird vielleicht dadurch erklärlich, dass die Langobarden das nördliche Italien nur mit Unterstützung grofser Schaaren aus anderen Völkern erobern konnten, der Pannonier, Bulgaren, Sarmaten, Noriker, Sueven, welche sämmtlich von Alboin gezwungen wurden, wenigstens das Volksrecht der Langobarden, wenn nicht damit zugleich auch Einiges aus deren Sprache, anzunehmen. Jedenfalls hat in Oberitalien eine sehr starke Einwanderung fremder Völkerschaften stattgefunden, durch welche die Nasalirung in die Vokale gekommen sein kann. Wissen wir auch nicht, ob die Langobarden selbst Nasal-Vokale gehabt haben, so wird es doch immer

* Wie die Franken zu ihren nasalirten Vokalen gekommen seien, das zu beantworten gehört nicht mehr hierher; ich bemerke nur, dass sich physiologische Gründe dafür ausfindig machen lassen, weshalb bei einem Dialekte, der zwischen dem vollen härteren Oberdeutsch und dem breiten weicheren Niederdeutsch in der Mitte stand, gerade diese Vokalisation sich entwickeln konnte.

wahrscheinlicher bleiben, dass die Nasalirung durch fremde Völkerelemente in das Romanische hineingebracht, als dass sie durch folgerechte Entwickelung aus dem Lateinischen entstanden sei. Giebt man das Letztere zu, so hat man keinen Grund, für das Französische den fränkischen Einfluss zu bezweifeln.

Wie mag es aber zugehen, dass in allen Sprachen, welche diese Laute entwickelt haben, nur die Vokale **a**, **ä** (**e**), **o**, **ö** nasalirt werden, niemals aber **i**, **ü** und **u**?*

Es hängt dies zusammen mit der Stellung der Sprechorgane beim Hervorbringen der Nasal-Vokale. — Der beim Sprechen durch den Kehlkopf gehende Luftstrom kann überhaupt nur drei Wege einschlagen:

1) Er kann wie bei den reinen Vokalen ganz und voll in die Mundhöhle geleitet werden — dies geschieht dadurch, dass das Gaumensegel gehoben wird und dadurch die beiden Choanen (die weiten hinteren Nasenöffnungen) verdeckt werden. Wer einen reinen Vokal von langer Dauer spricht, lässt dabei keine Luft durch die Nase entweichen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man ein brennendes Licht so vor das teilweise verdeckte Gesicht hält, dass die Flamme vom etwa vorhandenen Hauch der Nase, nicht von dem des Mundes, getroffen werden könnte.**

2) Wer den einfachen palatalen Nasen-Laut ausspricht, welcher in deutschen Wörtern (z. B. in lange) durch die beiden Buchstaben ng dargestellt wird, sperrt durch das Gaumensegel die Mundhöhle vollkommen ab, so dass der ganze Luftstrom in die Nase geleitet wird. Durch abwechselndes Verdecken der äufseren Mund- oder Nasenöffnung vor einer Lichtflamme kann man sich leicht davon überzeugen.

3) Wer endlich die französischen nasalirten Vokale ausspricht, lässt das Gaumensegel schlaff herunterhängen, so dass **weder Mund- noch Nasenhöhle dadurch geschlossen** werden. Man erkennt dies daran, dass die Lichtflamme sowohl vor der Mund- wie vor der Nasenöffnung flackert, wenn sie beim Herausbringen dieser Laute vor das Gesicht

* Man wende mir nicht dagegen ein, dass ja im Französischen *in* den I-Nasal habe; das ist unrichtig: der Vokal wird als nasalirtes *ä* (ä) gesprochen. Ebenso ist der Aussprache nach in *un* kein nasalirtes *u*, sondern ein *ö*. Ein nasalirt gesprochenes *i*, *ü* oder *u* kommt im Französischen nicht vor.

** Vgl. Brücke, Physiol. d. Sprachl., S. 28.

gehalten wird. Die hierzu erforderliche Teilung des Luftstroms wird durch das Gaumensegel bewirkt. Dieses findet bei Nasalirung der Vokale von mittlerer Tonhöhe (a, ä, o, ö) hinreichenden Raum für seine Function; versucht man dagegen ein nasales I hervorzubringen, so wird man leicht fühlen, dass die hintere Mundpartie zu eng ist, um eine mühelose Hervorbringung des Lautes zu gestatten; denn beim Sprechen des reinen I-Vokals gleicht die Mundhöhle einer Flasche mit langem engem Halse und kurzem Bauch. Sehr eng ist namentlich die Stelle, wo diese Flasche angeblasen wird, d. h. der Weg, welchen der Luftstrom zwischen Zunge und oberem Gaumen nehmen muss. Zur Hervorbringung des Nasal-Vokals, des I, muss an dieser schmalen Stelle noch das Gaumensegel herabgelassen werden, um den Luftstrom zu teilen; es muss noch Platz für die zur Nase gehende Luft geschaffen werden, und das gelingt nur unter zerrender Spannung der Sprechorgane, die sich auch für das Auge durch Hinaufziehen der Nasenflügel bemerkbar machen kann. Dasselbe findet bei Hervorbringung des Ü-Nasals statt.

Anders ist es beim U. Spricht man den reinen U-Vokal, so gleicht die Mundhöhle einer weiten bauchigen Flasche mit sehr kurzem Halse.* Das reine U erfordert also eine verhältnismäfsige Weitung und Wölbung der hinteren Mundhöhle. Will man diesem U die nasale Klangfarbe verleihen, so muss wiederum das Gaumensegel herabgelassen werden, um den Luftstrom zu teilen. Dann wird aber die Wölbung beeinträchtigt: die Sprechorgane nehmen, abgesehen von den geöffneten Choanen, fast die O-Stellung an, so dass es nur mit grofser Mühe gelingt, noch allenfalls einen leidlichen U-Nasal hervorzubringen; bei geringerer Anstrengung aber nehmen die Sprechorgane die bequemere Stellung des O-Nasals an, der des U-Nasals nächster Nachbar ist. So erklärt es sich, dass in den bekannteren Sprachen nur *a*, *ä*, *o*, *ö* als Nasenvokale vorkommen. „Ellis schreibt den Portugiesen nach den Mitteilungen eines Spaniers vermutungsweise ein i nasale zu“;** mir ist dies jedoch höchst unwahrscheinlich; sagt ja doch Dietz (Gramm. I, S. 376), dass die portugiesischen Nasalvokale auch konsonantisches Element enthalten. Das portugiesische ruim lautet also

* Bläst man eine solche Flasche an, so hat der Ton allerdings die Klangfarbe des U, während man auf einer engen Röhre, z. B. einem Hohlschlüssel, nur einen Ton mit I-Klang hervorbringen kann.

** Vgl. Brücke, Phys. d. Spr., S. 29.

wohl nicht wie ruĩ sondern wie ruing'. Eine durchaus zuverlässige Auskunft könnte nur von einem des Portugiesischen kundigen Sprachphysiologen gegeben werden.

Da am bequemsten sich die Vokale a und o nasaliren lassen, so ist es leicht erklärlich, dass nur die Lautverbindungen an und on aus dem Lateinischen ohne grofse Veränderung ins Französische übergingen. Allzu hohe Vokale dagegen mussten sich eine Herabsetzung auf einen tieferen Vokal gefallen lassen: so wurde, wie auch aus der Schreibweise ersichtlich ist, lateinisches in auf französisches ein (die Bezeichnung des Ä-Nasals), herabgesetzt, z. B. pingere — peindre, cingere — ceindre, vincere — vaincre; in vielen Wörtern behielt man auch die lateinische Schreibweise bei, sprach aber in wie den Ä-Nasal, z. B. fin, gespr. fä̃. Lateinisches en erhielt sich zwar der Schreibweise nach im Französischen, nahm aber die tiefere Aussprache des A-Nasals an: en = ã, vgl. noch genre, gendre, gentil, femme. Aus lingua wurde zuerst laingue (Liv. d. rois, p. 41) mit Ä-Nasal, schliefslich langue, dessen A-Nasal sogar geschrieben wurde. Dasselbe wiederholte sich bei cingulum, aus welchem sich das nfrz. sangle nur durch die Mittelstufe ceingle oder saingle entwickelt haben kann.

Auch der Ü-Nasal musste sich in eine Herabsetzung auf ö̃ fügen. Ginge jedes lateinische ū im Französischen in ü über, so müsste man das Masc. zu une auch ü̃ sprechen, da aber ü̃ zu wenig Raum für das Herabsenken des Gaumensegels gestattet, so geht es in das nächst benachbarte ö̃ über.

Umgekehrt musste lateinisches kurzes **u**, das weniger Neigung hatte, in den verwandten Umlaut **ü** überzugehen, sich auf **o** erhöhen, sobald es nasalirt wurde. So wird aus tuum, plumbum, numerus, de unde, ungula, renuntiare ganz regelrecht im Französischen: ton, plomb, nombre, dont, ongle, renoncer; doch bildete man zu den älteren Wörtern nombre und humble (õ und ö̃) die neueren numéro und humilier ohne Nasal.

Durch die bisherige Betrachtung wird begreiflich, aus welchen Gründen die französische Vokalisation so vielfach von der der anderen romanischen Sprachen verschieden ist. Fränkischer Einfluss war es, der die besiegten Romanocelten dahin brachte, die nasale Aussprache der Vokale anzunehmen. Sobald diese einmal Platz gegriffen, muss-

ten die weiteren Veränderungen der Vokalisation nach physiologischen Sprachgesetzen von selbst erfolgen.

Aber alles das genügt noch nicht, um den Vokalwechsel in vingt, trente, embarbé und imberbe zu erklären, denn hier sind ja die verschiedenen Vokale alle aus dem lat. in entstanden. Von einer Entwickelung nach lateinischen oder romanischen Lautgesetzen kann hierbei nicht die Rede sein, namentlich wenn man Beispiele ähnlichen Vokalwechsels zur Vergleichung herbeizieht,

dass z. B. dignus übergeht in digne,
aber dignari „ „ daigner;
dass ille „ „ il,
aber illa „ „ elle.

Vielleicht lässt sich dieser Vokalwechsel nach deutschen Lautgesetzen erklären und zwar in folgender Weise:

In meiner Schrift „Die Musik in der deutschen Sprache"* habe ich gezeigt, dass jeder Vokal seinen musikalisch genau bestimmbaren Eigenton hat, welchen man leicht bemerken kann, wenn man flüsternd die Silben bi — be — ba — bo — bu spricht. Man wird dann leicht eine absteigende Tonfolge wahrnehmen, während umgekehrt beim flüsternden Sprechen der Silben bu — bo — ba — be — bi eine aufsteigende Tonfolge sich vernehmen lässt. Der Vokal **a** entspricht seiner Tonhöhe nach genau dem musikalischen *d'''*, und **i** entspricht dem *d''''*. Die musikalische Differenz dieser Vokale beträgt also genau eine Octave. Unsere Vorfahren, begabt mit einer grofsen Empfindlichkeit für die Wahrnehmung derartiger Tondifferenzen, mussten wohl bemerken, dass eine Octave weniger geeignet ist, eine Melodie fortzuspinnen, als sie zu schliefsen; darum milderten sie diese Tonfolge, indem sie das **i** der Wurzelsilbe in ein niederes **ë** verwandelten, wenn in der nächsten Silbe ein **a** folgte, z. B.

anstatt (wir) hilfames sagte man hëlfames = wir helfen,
„ (ihr) hilfat „ „ hëlfat = ihr helfet,
„ (sie) hilfant „ „ hëlfant = sie helfen,

während du hilfist, er hilfit unverändert in das nhd. du hilfst, er hilft überging. — Folgte dagegen auf **a** der Stammsilbe ein **i**, so wurde das **a** dem **i** angenähert durch Erhebung desselben zu **ä** (e), z. B.

* Leipzig, Otto Wigand 1879, S. 15 ff.

aus kraft adj. kraftic wurde kräftig,
„ hant pl. hanti „ Hände,
„ hant adv. pihanti „ behende.

In welcher Reihenfolge also die Vokale *a* und *i* auch aufeinander folgen mögen, immer wird der zuerst stehende durch den folgenden beeinflusst, indem sein Eigenton durch Heraufziehen oder Herabsetzen der Lautstufe des regierenden Endvokals angepasst wird.

Die Vokalabstufung findet sich namentlich bei deutschen ablautfähigen Wortstämmen, ist jedoch nicht lediglich darauf beschränkt, sondern erstreckt sich auch wohl ausnahmsweise auf Fremdwörter: so wird aus lat. missa das ahd. mëssa, nhd. Messe (also *e* = ursp. *i*); aus lat. matutina scil. hora, ahd. mattine (Notker Ps. 88. 52), mhd. mettine, nhd. Mette (also *e* = ursp. *a*). Durch J. Grimm ist die erstere Erscheinung (hëlfant, mëssa) Brechung genannt worden, die letztere (behende, Mette) Umlaut.* Beide sind meines Wissens im Französischen noch nicht nachgewiesen worden, obwohl eine grofse Anzahl von Wörtern vorhanden ist, deren Vokalisation sie zur Erklärung zu fordern scheint. Dietz sagt Gramm. I, S. 180:

„Bei den vielfachen Veränderungen, welchen der Tonvokal namentlich im Französischen unterworfen ist, darf man wohl die Frage aufwerfen: hat sich der Umlaut im Sinne der deutschen Grammatik eingefunden, wornach dieser Vorgang in der Trübung der Vokale *a*, *o*, *u* durch Einwirkung eines *i* oder *u* der folgenden Silbe besteht? So aufgefasst lässt er sich hier nicht nachweisen. Seine Stelle vertritt ein ähnlicher Vorgang, die Attraction, die sich auf *i* (*e*) und *u* erstreckt und offenbar von gewissen Konsonanten (l, n, r, s) Begünstigung erfährt: jene Vokale werden von dem Tonvokal angezogen und verschmelzen mit ihm zu einem Laute; Bedingung aber ist, dass der tonlose Vokal im Verhältnisse des Hiatus stehe. Im Französischen bedarf es freilich auch dieser Bedingung nicht, damit *a* zu *e* werde: p r e m i e r aus p r i m a r i ist hier anders zu beurteilen als m e r aus m a r e oder gar als nhd. m e e r aus m a r i; in p r e m i e r waltete Attraction,** in m e r Vorliebe für *e*, in m e e r Umlaut.“

---

* Ich beschränke mich der Kürze wegen nur auf diese beiden Vokalveränderungen, obwohl auch die Verwandlung eines *u* (durch ein darauf folgendes a) in o mit Recht Brechung genannt wird (z. B. holfaner statt hulfaner), und die Verwandlung eines *o*, *u* oder au (durch ein folgendes i) in ö, ü oder äu eine Umlauts-Erscheinung ist. Vgl. Musik i. d. d. Spr., S. 20.

** Ob das, was man bisher für Attraction hielt, nicht vielmehr in

Dietz hat, wie man sich leicht überzeugen kann, das Gesetz der Vokalbrechung gar nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen, und doch giebt es eine grofse Anzahl von Wörtern, deren Vokalisation durch diese Lautveränderung leicht erklärt werden kann, andere sogar, welche sie zu ihrer Erklärung gebieterisch zu fordern scheinen. Selbstverständlich ist, dass die Vokalabstufung im Französischen nicht zu so allgemeiner Geltung gekommen ist, wie im Deutschen; konnte sich doch der Einfluss des fränkischen Idioms nicht auf alle Wörter erstrecken; musste er doch, wenn er in der ältesten Zeit auch stärker gewesen sein mochte, im Lauf der Jahrhunderte immer schwächer werden. So zeigen in der Tat die Wörter neuer Bildung eine mit dem Lateinischen mehr übereinstimmende Vokalisation, während entsprechende ältere Wortbildungen mehr gebrochene Vokale zeigen. Man vergleiche 1) mit Lautfolge i (e) — a:

lat.	infans,	neueres	infantile,	älteres	enfant,
„	Britannia,	„	britannique,	„	Brétagne,
„	firmare,	„	affirmatif,	„	fermer,
„	virtus,	„	virtuel,	„	vertu,
„	littera,	„	littérature	„	lettre.

2) Mit Lautfolge a (e) — i:

lat.	qualis,	neueres	qualité,	älteres	quel,
„	captivus,	„	captif,	„	chétif,
„	clavis,	„	clavicule,	„	clef,
„	navis,	„	naviguer,	„	nef,
„	minax,			„	menace.

An diesen Beispielen sehen wir, dass die Annahme nicht durchaus unwahrscheinlich ist, es sei in einigen französischen Wörtern die Veränderung ihrer Vokale durch Abstufung derselben (Brechung oder Umlaut) entstanden. Ebenso gut, wie aus dem lat. missa das nhd. Messe durch Brechung hervorgegangen ist, kann ja auch das E in dem franz. messe auf dieselbe Weise entstanden sein. Auffallen muss es wenigstens, dass Dietz Gr. I, 145 zwar als allgemeine Regel aufstellt, lat. i gehe in allen romanischen Sprachen, sobald es in der Position stehe, in e über, dann aber S. 146 sagt, von dieser Regel gebe es im Ital., Span., Wall. viele Ausnahmen, nur im Prov. und Franz.

---

vielen Fällen als Vokalabstufung aufzufassen sei, müsste erst noch genauer untersucht werden; jedenfalls ist die Attraction bis jetzt auch noch nicht wissenschaftlich bewiesen.

sind es der Fälle mit i weniger. Warum gerade in diesen? Möglich ist es ja, dass „der altertümliche Zug der lat. Sprache, *e* für kurzes i zu setzen, in historischem Zusammenhange mit der romanischen Vokalveränderung stehe“ (Dietz I, S. 147), aber es ist doch kein Grund vorhanden, die deutschen Lautgesetze vollkommen unberücksichtigt zu lassen und lieber anzunehmen, dass die Vokale durch Willkür oder Zufall verändert worden sind, als durch die Lautgesetze einer Sprache, deren grosser Einfluss auf das Französische namentlich in Bezug auf Bereicherung des Wortschatzes längst allgemein anerkannt ist. Vorsichtiger ist es allerdings, wenn die Frage aufgeworfen wird, warum aus ille — il, aber aus illa — elle geworden ist, zu antworten: „das weiss „man“ noch nicht, und ich will mit meiner Meinung zurückhalten.“ Aber wenn alle Menschen bei allen wissenschaftlichen Fragen so dächten, würden wir nicht weit kommen. Dass der Vokalwechsel zufällig entstanden sei, zu dieser Behauptung wird man sich doch nur dann entschliefsen, wenn jede sonstige Erklärung sich als unzutreffend erwiesen hat; die Erklärung der Vokale in il und elle hat bisher aber noch Niemand versucht. Ich wage es daher, meine Hypothese, dass illa durch Brechung in elle verwandelt worden sei (gerade so wie lat. missa in deutsch und franz. messe), der Prüfung Sachverständiger vorzulegen.

Einfluss desselben Lautgesetzes glaube ich wahrzunehmen
in v*i*gint*i* — vingt,
aber tr*i*gint*a* — tr*e*nte;
in d*i*gn*i*tas — d*i*gn*i*té und dignus — digne;
aber d*i*gn*a*ri — d*ai*gner (*ai* anstatt *e*).

Dieser Vokalwechsel kann nicht zufällig sein, man hätte ja sonst ebenso gut die beiden Wörter daigne (dignus) und digner (dignari) bilden können.

Auf dieselbe Weise dürfte sich auch der Vokalwechsel in
lat. imberbis, franz. imberbe
„ imbarbatus, „ embarbé
erklären lassen. Die französische Sprache hat von der lateinischen die beiden Wörter mit demselben Lautbestande in der ersten Silbe geerbt. Woher kommt nun der Unterschied des im und em? Leicht genug ist es zu sagen, dass das Praefix in im Lat. einen doppelten Sinn hat, einen praepositionalen und einen negativen, und dass man in Rücksicht darauf die beiden Begriffe differenzirt habe, indem man

den ersteren übergehen liess in en (em), den andern in in (im). Aber das hat nicht durchgehende Giltigkeit: es giebt genug Wörter, deren Praefix in (im) nicht negativen, sondern praepositionalen Sinn hat, z. B.

incarnat, incision, incliner, inclus, incruster, inventer, imbiber, immanent, imminent, impératif, importer, irrigation, irriter u. s. w.;

es giebt andere, die, mit en (em) beginnend, doch nicht den Sinn der lat. Praeposition in haben, z. B.

enfuir, enlever, emmener, emporter, entrainer, wo en dem lat. inde entspricht;

und es giebt sogar einige, wo en statt der praepositionalen geradezu negative Bedeutung hat:

ennemi = in neg. + amicus;
entier von integer = in neg. + TAG (tango);
engoncer von inconsus = inconditus (vgl. Scheler Dict.).

Hiernach dürfte die Vermutung nicht von der Hand zu weisen sein, dass in imberbe das I der ersten Silbe sich gehalten habe, weil ein E in der zweiten Silbe folgte, dass dagegen in embarbé das I in E verwandelt worden sei in Rücksicht auf das A der folgenden Silbe, ähnlich wie in den Ableitungen vom lat. imbuere und imbibere: in emboire, imbu und imbiber die Praeposition den Vokal wechselt, ohne den Sinn zu differenziren, wo auch vielleicht die erste Silbe im sich gehalten hat, weil der hohe I- resp. Ü-Laut darauf folgt, dagegen vor dem tiefen O in em übergegangen ist. *

Ein anderes differenzirtes Praefix ist inter — entre. In den Wörterbüchern wird gewöhnlich bei entre die Ableitung von lat. inter angegeben, obwohl es Gründe genug dafür giebt, um eine andere annehmbarer erscheinen zu lassen, nämlich die von intra. Für diese Ableitung lassen sich folgende Gründe anführen:

1) Das Verb entrer hat seine gegenwärtige Gestalt durch Vokal-Abstufung (Brechung) erhalten aus dem lat. intrare.

Die Praeposition entre kann nach derselben Analogie von intra abgeleitet sein.

2) Der Unterschied in der Bedeutung der beiden Praep. inter und intra ist nicht grofs, denn intra ist abgeleitet von intera, scil.

---

* Wäre die Vokalabstufung im Franz. vollständig durchgedrungen, so würde emboire conjugirt werden: j'embois, nous imbuvons, ils emboivent, j'emboirai, j'imbus, j'ai imbu.

parte, und darum wenden wir es namentlich an, um dadurch auszudrücken die Ruhe, den Aufenthalt oder das Sichbefinden inmitten eines oder mehrerer Dinge; inter fügt derselben Bedeutung den Begriff hinzu: sich nach einem inneren Orte hinbegeben. Vergleichen wir nun alle die Wörter, welche mit beiden Praepositionen, inter und entre, zusammengesetzt sind, wie interdire und entredire, so finden wir den Unterschied der Bedeutung genau übereinstimmend mit dem von lat. inter und intra, denn

entre-céder bezeichnet die Situation, wo zwei Menschen sich an den Grenzen ihres Besitztums befinden und sich gegenseitig davon etwas gewähren;

intercéder bezeichnet das Einschreiten d. h. das Sichbegeben an einen Ort und den Fortgang einer Sache hemmen.

Aehnlich ist der Unterschied bei

s'entre-dire colloqui; interdire interdicere, vetare

s'entre-mettre de qc. conciliare; intermission dilatio.

entre-poser in horreis collocare; s'interposer intercedere pro alq.

Bei allen diesen Wörtern steht entre auf die Frage Wo? inter auf die Frage Wohin?

3) Es giebt kein mit inter zusammengesetztes Wort, welches an der Commissur ein trait d'union hätte, während fast alle Zusammensetzungen mit entre (entr') stets mit trait d'union geschrieben werden, ein Beweis dafür, dass die Verbindungen mit entre weniger fest sind (uneigentliche Zusammensetzungen etwa wie im Deutschen heruntergehen), die mit inter dagegen engere (eigentliche Zusammensetzungen etwa wie unterdrücken). Hiernach hat entre die mehr adverbiale Bedeutung des intra, inter aber die praepositionale des gleichlautenden lateinischen Wortes.

Nach allem diesem möchte es scheinen, als ob entre besser vom lat. intra als von inter abzuleiten sei.

Aufser den bis jetzt aufgeführten Wörtern dürften u. a. die folgenden Vokalabstufung erfahren haben:

A. Lateinische Wörter.

I. Brechung [i (e) — a].

lat. crista	fr. crête
„ firmare	„ fermer

lat.	siccare	fr.	sécher
„	siccus	„	sec, aber siccitas — siccité
„	circulus	„	cercle
„	virga	„	verge
„	piscator	„	pécheur, aber piscina — piscine
„	sinapis	„	sinapi und sénevé
„	giga(nt)s	„	géant
„	sinistratus	„	sénestré, aber sinister — sinistre.

II. Umlaut [a (e) — i].

Aufser den S. 101 aufgeführten: quel, chétif, clef, nef, menace müssten von Fachmännern genauer geprüft werden die folgenden:

1) lat. caput, Wurzel capit-, franz. chef;

2) die Endung -alis, welche in einigen Wörtern unverändert bleibt, z. B. in naval, annal, canal, natal, fatal, vénal, général; in anderen aber sich ändert in -el, z. B. tel, annuel, réel (réalité), mortel (mortalité), formel (formalité), spirituel, mutuel, naturel;

3) die Endung -arius und -aris, welche sich in aire oder ier verwandeln:

lat.	primarius	fr.	primaire und premier
„	voluntarius	„	volontaire „ volontiers
„	statuarius	„	statuaire;

aufserdem légionnaire, argentier, sicaire, capillaire, militaire, vulgaire, articulaire.

B. Deutsche Wörter.

I. Brechung.

frais, fraiche — frisch,
berner — ahd. pirnan,
guinder (Ä-Nasal) — winden,
sénéchal — ahd. sini-scalh.

II. Umlaut.

Die ältesten deutschen Sprachdenkmäler, welche bis zum achten, vielleicht bis zum siebenten Jahrhundert p. Chr. hinaufgehen, zeigen nicht mehr durchgehend die Vokalfolge a — i, wie sie ehemals bestanden haben muss, sondern in einigen Wörtern hat sich das *a* schon in *e* verwandelt (Grimm Gr. I, 76 ff.). In dieser Uebergangszeit brauchte man z. B. im Franz. noch die folgenden Wörter:

alise sorbus torminalis,
aliberge (alberge, auberge für hariperga) deversorium,
chamois (gamz) ibex,
harban (hariban) convocatio populi,
sarquel (saruhc) sarcophagus,
garer (wahren) servare,
garir (warjan, wehren) defendere u. a. m.

Einige dieser Wörter sind unverändert geblieben, wie garer, weil kein I vorhanden war, welches Vokalabstufung bewirken konnte; — andere, wie alise, chamois, haben gleichfalls die alte Form bewahrt, obwohl im Deutschen später Vokal-Abstufung eintrat: Else, Gemse; — noch andere aber haben die ursprüngliche Vokalfolge a — i verwandelt in e — i, gerade wie die entsprechenden deutschen Wörter:

sarquel: cercueil = Sarg: Särgel,
garir: guérir = ahd. warjan: nhd. wehren,
renard = ragin-hart: Reinhard.

Mag auch erwiesen werden können, dass die Vokalisation einer grofsen Anzahl der hier angeführten Wörter auf andere Weise besser erklärt werden kann, so wird immer noch eine genügende Anzahl übrig bleiben, bei denen die von mir gegebene Erklärung sich als stichhaltig erweisen wird. Bei der Nasalirung der Vokale und deren Abstufung gemäfs der vokalischen Tonhöhe treten offenbar Lautgesetze in die Erscheinung, welche, auf der natürlichen Beschaffenheit aller menschlichen Sprechorgane beruhend, auf die Gestaltung aller Sprachen einen tiefgreifenden Einfluss ausgeübt haben müssen. Die in der Philologie herrschenden Richtungen nehmen zwar bis jetzt noch zu derartigen physiologischen Untersuchungen eine äufserst zurückhaltende Stellung ein; da sich jedoch durchaus zuverlässige Beurteiler meiner oben genannten Schrift, wie Max Müller u. A., mit den Grundgedanken meiner Forschungen einverstanden erklärt haben, so sollten diese Lautgesetze, welche nachweisbar im Deutschen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen eine Harmonie zwischen Vokalhöhe und Wortbedeutung, zwischen sinnlichem Eindruck und sinnigem Ausdruck, zwischen der äufseren Welt des Seins und der inneren des Gedankens bewirkt haben, nunmehr auch in ihren Beziehungen zum Vokalismus der französischen Sprache einer eingehenden Untersuchung gewürdigt werden.

Oppeln. Dr. Aug. Grabow.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Lessing's Hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Classe höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von Dr. Friedrich Schröter und Dr. Richard Thiele. CXXXVI u. 630 S. Halle 1877/78. Waisenhaus. Lex.-8°.

Eine commentirte Ausgabe der Hamburgischen Dramaturgie war längst ein Bedürfniss, das jeder empfand, der dies Meisterwerk ernstlich studiren wollte. Galt es doch viele, oft minutiöse Beziehungen klar zu legen und Anspielungen aufzuhellen, welche der Lauf der Zeit den Epigonen verdunkelt hatte. Was an der Hamburger Bühne vor reichlich hundert Jahren zur Darstellung gelangte, ist längst vom Repertoire verschwunden; selbst zur Lectüre dienen heut nur wenige jener Stücke, so dass uns der Stoff, an dem Lessing seine Kritik übte, von dem er ewig geltende Kunstgesetze abstrahirte, fremd und veraltet erscheint.

Ihn aus Schutt und Trümmern hervorgegraben zu haben, ist das Verdienst der Herren Schröter und Thiele. Sie bieten den Lachmann-Maltzahn'schen Text, dessen Zeitenzahlen zu bequemer Orientirung am Rande verzeichnet wurden, und erläutern ihn in höchst sorgfältiger, gewissenhafter Weise, indem sie sich über die verschiedensten Dinge verbreiten und stets die besten Quellen zu Rathe ziehen. So ist es ihnen gelungen ein Buch herzustellen, welches für das Studium der Literatur des vorigen Jahrhunderts überhaupt wichtig ist, da nicht nur über die Dramaturgie Licht verbreitet wird, sondern die Bemühungen der Herausgeber, besonders in der umfangreichen Einleitung, auch vielen anderen, oft sehr interessanten Erscheinungen zu Gute kommen. In erster Linie erscheinen biographische Angaben und die Analysen der von Lessing besprochenen Dramen: so der Hautontimoroumenos, die Aulularia, Richard III, Cronegk's Olint und Sophronia, sein Codrus, Molière's l'Avare, l'Ecole des Femmes, Voltaire's Semiramis, Zaïre, l'Ecossaise, Regnard's Démocrite, Gresset's Sidney, Weisse's Amalia u. v. a. Leider gelang es nicht, ein Exemplar von Pfeffel's „der Schatz" (Frankfurt a. M. 1761. 8°) aufzufinden, obgleich auf 31 deutschen Bibliotheken Nachfrage gehalten wurde. Neben diese werthvollen Analysen treten culturhistorische Notizen und sachliche Erläuterungen: so spricht sich eine Anmerkung zum siebenten Stück über die in Lessing's Tagen herrschende absprechende Auffassung der Kreuzzüge aus; zu Stück 22 wird die Andrienne (nicht

Adrienne) historisch erklärt; eine andere Stelle behandelt den Namen Lucifer = Teufel; über Lessing's Auffassung der Aristotelischen Definition der Tragödie wird mit Benutzung der ziemlich umfangreichen einschlägigen Literatur ausführlich gesprochen.

Dem Sprachgebrauch Lessing's ist mancherlei Rücksicht zu Theil geworden; veraltete Ausdrücke wie bekleiben, dialogiren, unversiegene, ausfenstern u. a. sind meist mit Hilfe des deutschen Wörterbuches dem modernen Leser verständlich gemacht. Endlich ist auch die strenge, gewissenhafte Art hervorzuheben, in der die Herausgeber ihren Schriftsteller controlliren; dank derselben sind sie mehrfach in der Lage, irrthümliche Angaben zu verbessern. Wir erfahren, dass die Aufführung von Weisse's Amalia auf einen Montag, nicht, wie L. schrieb, auf einen Freitag fiel (Stück 20), und dass der St. 28 erwähnte Uebersetzer eines Lustspiels von Marivaux Krüger, nicht Krieger hiess. Garnier's Bradamante ist von 1582 u. s. w. Vgl. XXI, 23; XXXII, 7; LXXVII, 10.

Freilich dürfen wir bei diesem Lobe nicht verhehlen, dass die Herausgeber im Eifer des Erklärens mitunter zu weit gehen. Gern hätten wir auf die Erläuterungen von Ausdrücken verzichtet, die dem weiteren Kreise der Gebildeten und den Schülern der obersten Classe geläufig sind; z. B. Polytheismus, Contenance halten, Antithese, Gestus, Maxime, abstrahiren. Themis, Kothurn (beide dem Schüler aus Schiller's Balladen bekannt), chicaniren, skeptisch. Ungern dagegen vermissen wir die Stellen, die L. in fremder Sprache seinem Werke einzuverleiben für gut befand, in diesem ihrem hergebrachten Gewande. Die Dramaturgie hat durch die Uebersetzung dieser Stellen ein ungewohntes Ansehen gewonnen, und das lieben wir nicht an alten Freunden.

Aber diese Ausstellungen sind doch sehr geringfügig und keineswegs geeignet, das Lob, das dem Buche zukommt, im mindesten zu schmälern. Wir sind den Herren Schröter und Thiele zu grossem Danke verpflichtet, sowohl für die Anmerkungen als besonders für die Einleitung, welche die Geschichte des deutschen Theaters, Lessing's Hamburger Aufenthalt, das Hamburger Unternehmen mit kurzen und scharfen Strichen zeichnet und die bei demselben wirkenden Schauspieler auf Grund eines umfangreichen Materials charakterisirt. Ein zweiter Abschnitt beschäftigt sich speciell mit der Dramaturgie.

Altdeutsche Predigten aus dem Benedictinerstifte St. Paul in Kärnthen, herausgegeben von Adalbert Zeitteles. Innsbruck 1878. XLIII, 188 S. 8°. Auch unter dem Titel: Altdeutsche Handschriften aus Oesterreich, herausgegeben von Ad. Zeitteles. I. Band.

Schon als erstes Glied einer Reihe von Publicationen, die hoffentlich nicht das Schicksal anderer Mittheilungen aus Handschriften theilen werden, wäre das vorliegende Buch höchst willkommen. Es ist es indessen um so mehr, als wir in ihm einen neuen wichtigen Beitrag zur homiletischen Literatur des deutschen Mittelalters empfangen und in dem ungenannten Verfasser einen stilgewandten, mit theologischen Kenntnissen ausgerüsteten, charaktervollen Mann kennen lernen, der mit seiner ganzen Person, seiner vollen Subjectivität bei der Sache ist.

Die Predigten theilen sich in Sermones de tempore und de sanctis. Die Reihenfolge der kirchlichen Festtage ist nicht eingehalten; mehrere Stücke charakterisiren sich als Entwürfe oder als blosse Festansprachen; mancher Festtag ist mehrfach behandelt. Es fehlt ihnen der Blick für das tägliche Leben, welches Berthold's Reden auszeichnet, der durchweg asketische Ton, die vielen mystischen Deutungen lassen die Erbauung der Cleriker als ihren

Zweck erscheinen. Dennoch wird der Leser seine Freude haben an den oft kühnen Constructionen, an den vielen polysyndetischen und asyndetischen Fügungen, an mancher wirksamen Anafora und manchem gewagten Zeugma. Rhetorische Fragen, Ausrufe, Steigerungen werden nicht vermieden, auf Bilder und Gleichnisse legt der Verf. offenbar Werth. So sagt er, um anzudeuten, dass glücklicher Ausgang die Mühen vergessen macht: Vert ein man ûf dem mere, chumt er wol ûz, wer sol in chlagen? vindet er di rehten porte, sô hât er schiere vergezen sîner arbeite. Oder an einer anderen Stelle: „Als uns die bluomen, di ûf der erde springent, zeigent den nâhen sumer, beidiu liehten und warmen, und wunnechlichiu zît, also zeiget uns diu. græwe (canities) di bluomen des tôdes und siehtuom und huosten und ach und ach und wê und wê und leit.“ So fehlt es auch nicht an schönen sinnlichen Ausdrücken: Anme jungisten geriht wird ûf getân diu pfalnze mîner wunne, daz hûs mîner hêrschefte, diu burch der êwigen gnâden. — Dô er (Christus) durh uns arme mennisch wolde vehten ein volchwîch mit unserm veinde . . . dô gurt er sich mit flîze und mit grôzem wîstuome und leget an sîn brust ein brunne fleisches und mennischlicher wesunge.

Mehrfach berührt sich der Ausdruck mit geistlicher Dichtung, dem Melker Marienlied, der Sequenz von Muri; auch an Spervogel's geistliche Sprüche wird wohl erinnert. Aber auch Anklänge an die volksthümliche weltliche Dichtung fehlen nicht: degenchint, dietvasten rôtez golt, er geheizt miete und lôn sînen trûten burge und lehen. Paulus reitet, wie der Ritter des Epos, der nicht zu Fusse wandern darf, hoch zu Ross gen Damascus, und als die göttliche Stimme erschallt, fällt das Thier mit ihm zu Boden. Die Apostel singen und sagen von Gottes Geburt, Taufe, Fasten.

Obgleich in der Sprache sich die Neigung zum Apokopiren sehr breit macht, obgleich î meist ei geworden, verweiset der Herausgeber das Denkmal auf die Grenzscheide des 13., höchstens ins erste Viertel des 14. Jahrhunderts. Es bestimmen ihn dazu viele alterthümliche Verbalformen auf -ôt, die oft vorkommenden Formen birn birt als 1. 2 plur. praes. von sin, die weitverbreiteten *i* für *e* in Endungen und Ableitungen und Aehnliches. Mangel des Umlauts von *u* und *uo*, Schwächung des letzteren zu *ue*, häufiger *ei* neben *î*, *ch* für *k*, die Form dou weisen das Denkmal nach Oesterreich oder Bayern.

Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert von Gregor Kutschera von Aichbergen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Wien 1876. VI u. 142 S. gr. 8°.

Diese Monographie entrollt zunächst ein Bild von Leisewitz' Leben und interessirt in diesem Abschnitt besonders durch den Nachweis seiner Beziehungen zu den Dichtern des Göttinger Kreises und durch eingehende Schilderung seiner Reise nach Weimar und Gotha. Der Julius von Tarent erfährt specielle Würdigung; durch dieses Drama gewann Leisewitz auf die Zeitgenossen einen Einfluss, der im Einzelnen verfolgt wird. Die Frage: „warum hat Leisewitz nach dem Julius kein Werk mehr veröffentlicht?“ wird nicht wie gewöhnlich damit beantwortet, dass die Verstimmung über das Urtheil der Hamburger Preisrichter die Schuld daran trägt, sondern „Mangel an Ausdauer und Concentrirung der Arbeitskraft, ein zarter körperlicher Organismus und die immer wachsende, jede Arbeit störende Hypochondrie liessen die Blüthe nicht zu voller Entfaltung kommen und vernichteten die auf Leisewitz gesetzten Hoffnungen.“

Der Nibelungenmythos in Sage und Literatur von Hans von Wolzogen. Berlin, Weber 1876. XVI u. 143 S. 8°.

Wohl demselben Anlass, wie Rehorn's im Archiv LX, 225 angezeigte Schrift, dankt die vorliegende ihren Ursprung. Verf. bespricht zuerst den Nibelungenmythos in den germanischen Sagen, dann denselben in der deutschen Literatur. Im zweiten Abschnitt behandelt er, der Preisaufgabe des Wagnervereins entsprechend, denselben Stoff wie Rehorn; der erste Abschnitt bietet weder etwas Neues, noch ist er besonders geschickt dargestellt. — S. 3 begegnet die Unform Menglada, die schmückfrohe, S. 34 gar Menglada (Goldfreude); sie heisst, wie Fjölsvinnsmâl 8 hätte zeigen können, Menglöd. Menglada steht auch bei Bratuscheck S. 62.

Strzemcha, Paul: Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Brünn, Knauthe 1877. 126 S. 8°.

Die allgemeine Signatur der jährlich immer massenhafter entstehenden Leitfäden „zum Gebrauche an höheren Lehranstalten" wird auch in diesem Buche nicht verleugnet. Sie besteht in den „beiden Cardinaltugenden eines Lehrbuches: Kürze und Deutlichkeit" — nicht minder aber im Cardinallaster solcher Compilationen: Oberflächlichkeit. Diese macht sich gewöhnlich auf dem Gebiete unserer älteren Literatur am meisten breit.

„Die eingehendere Kenntniss der ahd. und mhd. Literatur ist einer höheren Unterrichtsstufe vorbehalten, das vorliegende Werkchen aber ist für den Anfänger bestimmt." Diesem Passus der Vorrede sind wir schon in mancherlei Variationen begegnet: niemals aber hat er uns bestimmen können, Unkenntniss und Uebereilung zu entschuldigen. Für beide liefert unser Buch anerkennenswerthe Beispiele, z. B.: Die Alliteration beruht in (sic!) der Uebereinstimmung der die betonten Silben anfangenden Mitlaute" (S. 3). Das Nibelungenlied „ist in einer vom Dichter erfundenen Strophe (Nibelungenstrophe, aus 4 Verszeilen bestehend, von denen die drei ersten je sieben Hebungen oder betonte Silben haben, während die vierte deren acht besitzt) verfasst" (S. 8). Die Kudrunstrophe „unterscheidet sich von der Nibelungenstrophe dadurch, dass die vierte Zeile neun Hebungen besitzt" u. s. w. (S. 9). Die „vorzüglichsten unter den ältesten Minnesängern sind der Kürenberger, Spervogel" u. s. w. (S. 14). „Beachtenswerth sind (in der Zeit der Reformation 1500—1624) die Fabeldichtungen des Ulrich Boner, Erasmus Alberus" u. s. w. (S. 19). Eine Bearbeitung der Thiersage „heisst Reinardus, woraus Reinhart . . . . entstand" (S. 6). — Neben solchen Früchten literarhistorischen Studiums dürfen Kleinigkeiten kaum berührt werden. Eine eigenthümliche Vorliebe hat der Verf., der doch selbst an seinem Buche die Kürze rühmt, für alte, längst abgethane Hypothesen. Ganz überflüssig ist es, Wilh. Grimm's Ansicht vom Dichter des Freidank oder die Annahme zu erwähnen, dass der Verf. der drei Lieder von der Magd mit Wernher von Tegernsee identisch ist; auch dass der Stricker seine Fabeln unter dem Titel „Die Welt" gesammelt, ist eine Meinung, die zwar noch im Vilmar zu lesen, besser aber in die Rumpelkammer zu versetzen ist. Wir müssen endlich anerkennen, dass Pfeiffer's Kürenberghypothese noch nie mit so kategorischer Dreistigkeit vorgetragen wurde, wie hier auf S. 8.

Mit grösserer Gewissenhaftigkeit ist die Neuzeit behandelt, und mancher Abschnitt, z. B. der über Wieland, kann als wohl gelungen bezeichnet werden. Dass den österreichischen Dichtern verhältnissmässig viel Platz eingeräumt wird, ist nur zu billigen.

Gerling, Karl F. A.: Der deutsche Aufsatz, ein Hand- und Hilfsbuch für den Unterricht an Bürger-, Mittel-, Fortbildungs- und höheren Töchterschulen, sowie zum Selbstgebrauch. Wiesbaden, Gestewitz 1878. 496 S. 8°.

Dass dies Buch in der Schule entstanden ist, glauben wir dem Verf. vollkommen. Trägt doch jede Seite den Stempel des Schulmeisterlichen. Sogar die Unterredungen zwischen Lehrer und Schülern, welche den Aufsatz vorbereiten, werden mitgetheilt. In des Verf. eigenem Interesse wünschen wir, dass seine Zöglinge über den Musteraufsatz Nr. 69 b, welcher in 20 Zeilen nur 18 Deminutivformen aufweist, kein „Wohlgefallen zu äussern" vermögen.

Das Buch beruht auf anerkennenswerthen Principien, ist streng systematisch angelegt und wird bei seinem Reichthum an Material gewiss recht nützlich werden.

Gerhard von Minden, von W. Seelmann. Bremen, Kühtmann 1878. XLVIII u. 206 S. gr. 8°. Auch unter dem Titel: Niederdeutsche Denkmäler, herausgegeben vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung. Band II.

Dem unermüdlichen Eifer des Vereins für nd. Sprachforschung, der alljährlich ein stattliches Jahrbuch und daneben in zahlreichen Lieferungen sein Correspondenzblatt erscheinen lässt, verdanken wir bereits die Publication zweier umfangreichen Denkmäler der nd. Literatur. Schon im Jahre 1876 erschien das Seebuch, ein praktisches Handbuch für Steuerleute aus dem 15. Jahrhundert; es wurde von Karl Koppmann herausgegeben, eine nautische Einleitung lieferte die sachkundige Feder Arthur Breusing's, das Glossar Chr. Walther. Vgl. Anz. f. d. deutsche Alterth. III, 29. Das oben genannte Buch bildet den zweiten Band der nd. Denkmäler.

Mit seinem Erscheinen wird ein Wunsch erfüllt, den Jacob Grimm wiederholt ausgesprochen hat und der um so berechtigter erscheint, wenn man erwägt, dass das vorliegende Fabelwerk auf dem Gebiete der nd. erzählenden Poesie neben dem Reineke Vos von 1498 allein Bedeutung beanspruchen darf. Wiggert in Magdeburg gab einzelne Fabeln heraus und bereitete eine Gesammtausgabe vor, als ihn der Tod ereilte. Wilh. Seelmann war es vorbehalten, sämmtliche (113) Fabeln aus der Magdeburger Hs. in einem lesbaren Text zu veröffentlichen.

Die Einleitung (S. IX bis XLVIII) giebt zunächst eine Skizze von der Entstehung der mnd. Literatur, um dann die Frage zu behandeln, ob Gerhard von Minden der Verfasser des Fabelwerks ist. Sie wird mit Hilfe einiger Argumente verneint, die auf den ersten Blick recht unwesentlich erscheinen; doch muss man anerkennen, dass in Ermangelung stärkerer Stützen auch diese ausreichen, um die Worte des Prologs, welche melden, dass Gerhard, Decan zu Minden, im Jahre 1370 Fabeln verdeutschte, nicht auf das vorliegende Werk zu beziehen. Dasselbe wird dem Anfange des folgenden Jahrhunderts zugewiesen. Wenn aber nach des Herausgebers Meinung Gerhard's Autorschaft umgestossen ist, so hätte er im Verlauf seiner Untersuchung diesen Namen wirklich aufgeben sollen, statt ihn beizubehalten, mit ihm zu operiren und so beim Leser mancherlei Verwirrung zu veranlassen.

Die Untersuchung dehnt sich dann auf die lateinischen Fabelbücher, Gerhard's Quellen, Heimat, Alter und Stand des Verf., Handschrift u. s. w. aus und wird mit Fleiss und Umsicht geführt. Schwankender ist der Boden in dem Abschnitte, welcher den Versbau behandelt. Hier hätte manche Aufstellung an dem metrischen Gebrauche anderer nd. Denkmäler geprüft

werden müssen; anderes erscheint auch ohne dies nicht stichhaltig. Z. B. S. XLVIII: „d) die dreisilbigen Feminina auf —inne sind auf der zweiten, die viersilbigen auf der ersten und vierten (soll heissen dritten) betont: vrundínne 10,15. apínne 85, 27. 38." u. s. w. Der als Beispiel angezogene Vers 10, 15. lautet: Nu segget mi sote vrundinne: hirinne; gewiss kann er nur so gelesen werden, dass das Substantiv auf der Stammsilbe den Hochton, auf der Ableitungssilbe den Tiefton trägt. Ebenso: 40, 45. Vruwe apin, gi sîn ein ducke.

9, 42. de gastinnen mit guder truwe

Nur den Hochton hat das Substantiv:

85, 8. Do de apinne dat gesach.
10, 14. 61. Der gast to der werdinne sprak.
40, 1. Ein apinne echt an sinnen blint.
40, 23. Der rede ward de apinne unvrô.

Mit dem letzten Beispiel stimmt R. V. 6283 De apinne vormande Reinken der wôrt. Vgl. ferner R. V. 5858: he sprikt nu van der apinnen. 6163 Do sprak to Reinken de apinne. 1106 mit der | wulvinnen bolaye drêf. 1121 Do sprak de wulvinne also vôrt. 6117 gy hebben myn wyf, de wulvinnen etc. Im Reime erscheint apinne Gh. 85, 27. vrouwe apinne: vorsinne, dsgl. 40, 29.; 85, 37. desse apinne, jedesmal mit vorangehender Senkung. (Vgl. 53, 40.)

Die vom Herausgeber aufgestellte metrische Regel dürfte also zu modificiren sein. Dem Texte folgen Lesarten und Anmerkungen, sowie eine „Wortlese", welche wenig zum Verständnisse desselben beiträgt.

Die Alterthümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache von Reinhold Bechstein. Rostock 1878. 48 S. gr. 8⁰.

Diese Herrn Geh. Rath Bartsch zum fünfundzwanzigjährigen Doctorjubiläum überreichte Schrift beschäftigt sich mit denjenigen Elementen unserer heutigen Sprache, welche den gewöhnlichen Regeln der Umbildung irgendwie widersprechen. In ganz populärer Weise werden die Wörter mit voller Endung, die noch nicht apocopirten auslautenden e, volltönend gebliebene Vorsatzsilben, mangelnder Umlaut und ähnliche Erscheinungen behandelt.

Grundzüge einer Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache. Cöthen, Schettler. (o. J.) 32 S. 8⁰.

Für Seminaristen. Den Paradigmen folgen Lesestücke und zwar, um vom geistlichen Leben des Mittelalters Anschauung zu geben, ein Theil des Lobgesanges auf Christus und Maria von Meister Gottfried von Strassburg (noch immer!!), einige Sprüche Vrîdanc's, ein Stück aus einer Predigt Berthold's und eine Predigt Tauler's.

Einführung in die Literatur. Zwölf Vorträge zur ersten Orientirung in unserer poetischen National-Literatur bis auf Lessing. Dargeboten von F. A. Block. Mit 2 lithographirten Beilagen. Dresden, Ehlermann. IV u. 114 S. 8⁰.

Wer gründlich angeführt sein will, lasse sich diese Einführung „darbieten". Folgendes ist hier zu lesen: S. 6 Derselbe Otfried hat im 9. Jahrhundert das sogenannte Ludwigslied gedichtet. S. 11 wird ahd. declinirt: zunka, zunkun, zunkun, z u n k a, mhd. acc. zunge; ebenda: Ein auslautendes

t oder c oder k verwandelt sich bei der Verlängerung des Wortes stets in d und g: tac = tages u. s. w. (diu marc, licht?) S. 21 u. 45 erscheint Heinrich de Glichesäre. S. 27 Wir besitzen von Wolfram ausser einer Reihe von Leichen- und Minneliedern drei epische Dichtungen. S. 32 ist Konrad von Würzburg um 1287 im Dominicanerkloster zu Freiburg gestorben. S. 36 Derselbe Stoff (der a. Heinrich) ist von Chamisso in einem Liede behandelt. S. 39 sind Heinrich (!) Hadloub und Frauenlob identisch. Nach S. 40 hat Thomasin den w. Gast um 1220 gedichtet, während die Dichtung volle vier Jahre früher entstand; u. v. a.

Ausser diesen groben Fehlern ist die Auffassung meist so trivial und absurd, dass wir den Verf. schon im Interesse seines sonst wohlbeleumdeten Verlegers bitten, des grausamen Spieles mit diesem Heft genug sein zu lassen.

Berlin. Hans Löschhorn.

Das Studium des Italienischen. Die Entwicklung der Litterärsprache. Bibliographie der Hülfsmittel des Studiums. Von H. Breitinger, Professor der neueren Sprachen an der Universität Zürich. Zürich, Schulthess.

Jeder, der sich eingehender mit dem Studium der italienischen Sprache und Literatur befasst hat, wird die Erfahrung gemacht haben, dass unter den in Deutschland erschienenen Hülfsmitteln desselben das Fehlen eines encyklopädischen Leitfadens, wie wir ihn für das Französische und Englische in der Encyklopädie von Bernh. Schmitz besitzen, eine sehr empfindliche Lücke ist. Die Mittheilungen, welche Blanc in dem 1847 geschriebenen Artikel über italienische Sprache in der Encyklopädie von Ersch und Gruber und in der Einleitung seiner 1847 erschienenen (und nicht wieder aufgelegten) italienischen Grammatik macht, orientiren nur über die älteren Werke. Für die ganze ausserordentlich reiche Literatur von Hülfsmitteln, deutschen sowohl, als besonders italienischen, welche in den letzten Jahrzehnten das Licht der Welt erblickt haben, sieht man sich vergebens nach einem Wegweiser um. Man muss daher, wenn man nicht stets in alten ausgetretenen Pfaden wandeln will, oft ausserordentlich hohes Lehrgeld zahlen, und ist, wofern man nicht das Glück hat, mit einem erfahrenen Fachmanne, wo möglich einem Italiener, bekannt zu sein, dem blinden Zufall preisgegeben. Dass nun Herr Prof. Breitinger sich der schwierigen und sicherlich auch kostspieligen Aufgabe unterzogen hat, durch das oben genannte Buch diesem Mangel abzuhelfen, dafür kann man nicht dankbar genug sein. Er ist, wie aus seinem Leitfaden hervorgeht, durch seine eigenen eingehenden Studien der bedeutenderen Werke und Zeitschriften der Gegenwart, wie durch seine mannigfachen Verbindungen in die glückliche Lage versetzt, besonders über die in Italien selbst erschienene Literatur der Hülfsmittel uns die willkommensten Aufschlüsse zu geben.

Das Buch behandelt in der ersten Hälfte (S. 1—60) die „Entwicklung der italienischen Literärsprache“ mit Benutzung der neuesten italienischen Forschungen, von der ältesten Dichtersprache an bis auf Proposta Manzoriana und auf die epochemachende lexikographische Leistung Rigutini's. Dankenswerth sind darin die bündigen Analysen von Dante's Buch: „De vulgari eloquentia“, von Bembo's „Prose“ und Cesarotti's „Dell' uso e dei pregi della lingua italiana“, vor allem aber die Zusammenstellung der Texte der heutigen Lingua parlata. In der zweiten Hälfte (S. 61—114) giebt der Verfasser eine bis ins Jahr 1878 reichende bibliographische Uebersicht der Hilfsmittel des Studiums nach folgenden Rubriken: 1) Sprachgeschichte, 2) Lexika, 3) Grammatik, 4) Phraseologie, 5) Anthologien und Lesebücher,

6) Rhetorik und Poetik, 7) Bibliographie der Literatur, 8) Literaturgeschichte (sehr eingehend!), 9) Uebersetzungen (d. h. italienische), 10) Geschichte, 11) Geographie, Statistik, 12) Sitten und Cultur. Der Hauptnachdruck ist, wie schon angedeutet, auf die in Italien erschienenen Publicationen gelegt. Die meisten Werke sind mit kurzem, energischem Urtheil gewürdigt. Geeigneten Orts ist auch auf den Preis aufmerksam gemacht.

Somit können wir das genannte Buch allen Fachmännern aufs wärmste empfehlen und sind überzeugt, dass sie nach Anschaffung desselben sich bei Vermehrung ihrer italienischen Bibliothek manche unnützen Ausgaben ersparen werden.

Paderborn. Dr. Vockeradt.

Storia generale della litteratura tedesca von Giacomo Parmendero.

Diese Arbeit ist die erste deutsche Literaturgeschichte, welche den Italienern geboten wird; und wenn der Deutsche mit seiner Gründlichkeit und dem Empfänglichen für alles Fremde seit einem Jahrhundert und darüber schon sich mit der italienischen Literatur beschäftigte, so war besonders die deutsche ältere Literaturgeschichte den Italienern eine absolute terra incognita.

Parmendero nennt seine Literaturgeschichte eine allgemeine, weil er von der Absicht geleitet worden ist, eine Geschichte von der Entwicklung des deutschen Wesens bis auf unsere Zeiten zu geben, ohne weiter viel bibliographische Quellen anzuführen. Er selbst hat mit grossem Eifer und vielem Fleisse die Werke von Koberstein, Gervinus, Vilmar u. s. w. studirt und aus denselben mit feinem Geschmack und grossem Verständniss das herausgezogen, was für den Italiener nöthig ist, um sich eine übersichtliche Anschauung von der deutschen Literatur zu verschaffen.

Er hat den, sie anlangenden, ersten Theil, der von den Uranfängen bis zum Jahre 1724 ohngefähr geht, in 18 Lectionen oder Abschnitte getheilt, von denen jeder vielleicht die Zeit einer Stunde zum Vortrage beansprucht.

In seiner Vorrede sagt er, er habe sich besonders der Klarheit, der Ordnung, des richtigen Verhältnisses und zugleich des Interessanten beflеissigt, und man kann ihm zustimmen, dass er das vorgesteckte Ziel erreicht hat.

Er geht von dem Grundsatze aus, dass die Literaturgeschichte der leuchtende Focus ist, in dem sich alle zerstreuten Strahlen des intellectuellen Lebens sammeln, und daher den ersten Rang unter den Geschichtsschreibungen aller übrigen Zweige menschlichen Wissens und Denkens einnehmen.

Energisch wie die Nation, sagt er, war auch ihre Sprache, jedoch kann die Härte der Aussprache, die durch einen Ueberfluss von Consonanten verursacht wird, durch gutes Sprechen gemildert werden, und findet überdies einen reichen Ausgleich in ihren besonderen Eigenthümlichkeiten. Der ausserordentliche Wortreichthum, die Leichtigkeit denselben zu erweitern, sei es indem man neue Wörter aus fremden Sprachen entlehnt, oder ganz andere aus denen, die bisher gebräuchlich waren, bildet; eine Syntax, die mit der Elasticität der griechischen Constructionen grösstentheils die analytische Anordnung der neu-lateinischen Sprachen verbindet — dies sind (nach seiner Meinung) die hervorragendsten Vorzüge des deutschen Idioms.

Diese Vortheile erklären daher auch die eigenthümliche Leichtigkeit, mit der die deutschen Schriftsteller die Meisterwerke anderer Nationen in ihre Sprache übertragen können, und wenn es ein unbestreitbares Factum

ist, dass die Sprache das treueste Abbild des Volksgeistes ist, so offenbart die deutsche Sprache zugleich mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln den reflectirenden und nachdenklichen Charakter und die idealistische Richtung eines Volkes, das gewöhnt ist, die höchsten Aufgaben des Lebens mehr im Gedanken als in den Handlungen zu suchen.

„Die Präcision und Klarheit der neu-lateinischen Sprachen sind gewissermassen wie ein Gewand, das die natürliche Gestalt und Form des Gedankens hervortreten lässt, während die deutsche Sprache einem Mantel gleicht, der in seinen bauschigen Falten die oft dunklen und verwischten Gedanken in der Gewaltigkeit seiner Tiefe verbirgt. Unbekümmert um die Form und die Kunstmittel der Schule, ein seltener und misstrauischer Bewunderer der blossen Eleganz und einer blumenreichen Rhetorik, kämpft der deutsche Denker, zu sehr und ausschliesslich mit der Idee beschäftigt, — selten mit den Schwierigkeiten, dieselbe in schönen Formen auszudrücken; es scheint sogar oft, dass er der Idee allein die Sorge überlässt, sich eine entsprechende und materielle Form der Sprache zu suchen. Goethe, meint der Verf., sei vielleicht der Einzige gewesen, dem es gelungen ist, einen festen und durchsichtigen Styl in dem beweglichen Getriebe einer so biegsamen und idealen Sprache zu bilden, die eben sowohl geeignet erscheint, die Phantasie auf ihrem höchsten Fluge zu begleiten, als sie im Stande ist, die zartesten Bewegungen der Seele, wie die eigenthümlichsten Operationen des Verstandes zu beschreiben; auch stimmt er im Ganzen mit dem Urtheile der Frau von Staël überein: dass die deutsche Sprache sich mehr für die Poesie, als für die Prosa, und für die geschriebene Prosa mehr als für die gesprochene Prosa eigne."

Die zahllosen Schriften der Poeten und Prosaiker, sagt der Verf., legen ein Zeugniss von den geistigen und moralischen Anstrengungen der Nation ab, die mit ernster Sammlung in hundertjähriger Arbeit ihrer kühnen Meditationen das ganze Gebiet menschlichen Denkens nach allen Richtungen hin durchlaufen, und dort eine reichliche Ernte segensreicher Früchte eingesammelt hat, welche der ganzen civilisirten Welt zu Gute kommen.

„Tiefe der Anschauungen, die sich weder mit der Aeusserlichkeit der Dinge begnügt, noch sich blind den herrschenden Gewohnheiten oder den Ueberlieferungen der Vergangenheit hingiebt; Reichthum der Kenntnisse, die Folgen eines ausgezeichneten Unterrichtes und einer Geistesarbeit ohne Gleichen, sowie einer mannhaften Ausdauer im Studium und in der Beobachtung der Thatsachen; eine Originalität des Fühlens, die eng mit der Unabhängigkeit des Charakters, mit der allgemeinen Freiheit des Studiums und des Unterrichts verbunden ist; religiöse und philosophische Bestrebungen, die wie ein natürlicher Zug zu einem innerlichen und beschaulichen Leben in der Enge der Wohnungsräume, schon durch das Klima, bedingt werden, treiben den Deutschen zu unaufhörlicher Lösung von Problemen des Verstandes für die Geschicke der gesammten Menschheit an. — Ein gewisser unbestimmter Universalismus, der Alles in sich aufnimmt, verarbeitet und sich assimilirt, ohne nationalen Eigendünkel, mit dem grossmüthigen Vorsatz, im Verein mit den übrigen Nationen den Fortschritt der Menschheit zu heben, — dies sind die charakteristischen Merkmale der deutschen Literatur."

„Die Eleganz der Form, die Harmonie und Abrundung der Perioden, die künstlerische Vollkommenheit des Styles, welches freilich köstliche, doch schliesslich nur nebensächliche Eigenschaften der Sprache sind, wurden nur wenigen Erwählten zu Theil, deren Namen in den Annalen der deutschen Literatur verzeichnet sind."

Und nicht wenig, sagt der Verf., können die Deutschen auf ihre Literaturgeschichte stolz sein, da sie innerhalb einiger Jahrhunderte zweimal zu classischem Glanze gelangte, zuerst unter den Hohenstaufen, als die Minnesänger die Frauen und Ritter mit ihrem köstlichen Gesange erfreuten, — und

sodann, als eine auserlesene Schaar von Schriftstellern dem Jahrhunderte hindurch gereiften Sinne der Nation Ausdruck brachten.

Dies ist ohngefähr das Wesentliche der Einleitung. Der vorliegende erste Theil der Literaturgeschichte geht dann von der ältesten Zeit bis zum Jahre 1724, dem Ende der zweiten schlesischen Schule.

Mit besonderer Vorliebe und grosser Klarheit hat Verf. es verstanden, seinen Landsleuten jene alten Sagen des Artushofes, des heiligen Grals mit ihrem mystischen Hintergrunde darzulegen, eine nicht leichte Aufgabe, da der Italiener für dergleichen gar kein Verständniss hat. Bei Gudrun und dem Nibelungenliede hat sich der Verf. des Längeren und mit sichtlichem Wohlgefallen aufgehalten, und es ist ihm gelungen, ein recht anschauliches Bild dem Leser vorzuführen. Der Periode der Minnesänger, der Reformation, und besonders der schlesischen Schule widmet er eine besondere Aufmerksamkeit und hat auch einige Lieder von Opitz in italienische Verse übersetzt.

Das Ganze giebt ein wohlabgeschlossenes Bild der deutschen Literatur, und man kann nur wünschen, dass der zweite Theil sich dem ersten ebenso würdig anschliesse.

Berlin. Giovanoly.

Letture Italiane tratte da autori recenti e annotate da Sofia Heim. Zurigo, Schulthess 1879. 170 S. 8°.

„Die Zahl der italienischen Lehrbücher mehrt sich“, sagt die Vorrede dieses beachtenswerthen Lesebuches, „aber an guten Lehrmitteln dieser Art ist keineswegs Ueberfluss vorhanden.“ Das Buch will durch anerkannte Muster aus der heutigen italienischen Literatur vor allem dem praktischen Bedürfnisse entgegenkommen. Dabei sind aber die ästhetischen Zwecke keineswegs vernachlässigt; denn die Auswahl ist mit ebensoviel Geschmack als Umsicht getroffen worden. Auf die „Jugenderinnerungen“ des toscanischen Novellisten Mario Pratesi und eine sicilianische Dorfgeschichte aus der Feder Verga's folgen zwei Capitel aus De Amicis' „Soldatenleben“, sodann eine norditalienische Dorfnovelle von der einfach-schönen Erzählerin Caterina Percoto, endlich eine Reihe von Gesprächen aus Franceschi's mit Recht berühmt gewordenem Buche: „Stadt und Land“, welches seinen Doppelzweck, die italienische Jugend in die Florentiner Conversation und die Ausländer in die Kenntniss des Florentiner Familienlebens einzuführen, so schön erreicht hat. — Unser Lesebuch ist mit zahlreichen Anmerkungen versehen, welche theils zum unmittelbaren Verständnisse des Textes, theils zur Erklärung des italienischen Lebens und der italienischen Sprache dienen. Es scheinen uns dieselben mit Sorgfalt und Liebe zur Sache geschrieben zu sein. Zum unmittelbaren Verständniss des Textes sind sie zwar nicht immer nöthig, dafür bilden sie, was man den philologischen und culturhistorischen Hintergrund des Buches nennen könnte. Verglichen mit anderen Leistungen ähnlicher Art zeichnet sich unser Buch durch einen klaren, sehr correcten Druck, durch seinen ausführlichen Commentar, besonders aber durch den Geschmack und die Neuheit der Auswahl aus.

Port-Royal, eine Erziehungsschule aus dem 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik von Julius Gutersohn, Prof. der engl. und franz. Sprache am Gymnasium in Schaffhausen, 1879.

Diese 59 Octavseiten beschlagende Programmarbeit ist nicht etwa bloss ein Auszug aus Sainte-Beuve's bekannter Monographie über Port-Royal,

sondern das Resultat einlässlicher an Ort und Stelle, d. h. in den Pariser Bibliotheken gemachter Studien, deren Resultate namentlich in der Analyse der jansenistischen Erziehungs- und Schulschriften zu Tage treten. Bei Sainte-Beuve fand der Verf. die Notiz, dass die älteste Form des Namens Port-Royal die Ortsbezeichnung „le Porrois" ist. Aus Ducange fügt er bei: borra, oder porra sei „cavus dumetis plenus ubi stagnat aqua", also ein Moorland. Die Untertitel der Abhandlung lauten: Geschichte der Schulen. — Schulleben und Erziehung. — Lehrer und Schüler. — Lehrbücher und Unterricht: 1) grammatische Werke für den Unterricht in den fremden Sprachen, 2) Uebersetzungen aus classischen Autoren, 3) die zwei Hauptwerke (die allgemeine Grammatik und die Logik) und eine Zugabe (Elemente der Geometrie). Die Arbeit schliesst mit Bemerkungen über das pädagogische System der Jansenisten und citirt im Besondern Coustel's „Règles de l'éducation des enfants." — Das Ganze, für weitere Leserkreise berechnet, ist anziehend geschrieben und dürfte der Aufmerksamkeit jedes Pädagogen empfohlen werden. Nur will uns scheinen, dass die Besprechung der einzelnen Werke, ohne die Arbeit ungebührlich auszudehnen, etwas eingehender hätte werden dürfen.

B.

Anglia. Zeitschrift für englische Philologie von Richard Karl Wülcker und Moritz Trautmann. II. Band, 1. Heft. Halle a. S. Max Niemeyer, 1878.

Rüstig schreitet diese neugegründete Zeitschrift vorwärts und auch dieses erste Heft des zweiten Bandes ist eben so inhaltreich wie seine Vorgänger und übertrifft sie an Umfang. Die drei Hauptarbeiten darin sind: 1) die äusserst fleissige Abhandlung über „Philip Massinger" von J. Phelan, einem jungen Amerikaner aus Memphis, der in Leipzig seine Studien unter den Herausgebern absolvirt hat; 2) W. Sattler's „Beiträge zur Präpositionslehre im Neuenglischen", diesmal die allerdings wichtigen „(IV) in — at, on, auf" und „(V) to part from — to part with" behandelnd. Ich möchte dem fleissigen Forscher „to claim to" und „on" zur Berücksichtigung empfehlen, falls er sie bisher noch nicht seiner Aufmerksamkeit unterzogen hat; und endlich 3) M. Trautmann's eingehende Studie: „Ueber den Vers Layamon's." Er gelangt zu dem Schluss, Layamon's Vers habe, wie derjenige Otfrid's, seinen Ursprung in dem Verse der rhythmischen Ambrosianischen Hymne. Wülcker theilt einen von Ch. Grein nachgelassenen Textabdruck „Otfrid's Buch der Richter" mit. Kleinere Beiträge sind: „Die angels. Uebers. der Dialoge Gregor's" von H. Krebs, „zum Gedichte ‚Long Life'" von H. Varnhagen; „zu Chaucer's Milleres Tale" von R. Köhler; „der Mann im Monde" von demselben; „zu Dryden" von K. Elze, „zu den Beiträgen zur englischen Lautlehre" von B. ten Brink und „zu Marlowe" von W. Wagner. Letzterer berichtigt sich hier selbst in Bezug auf eine Anmerkung in seiner Ausg. des „Faustus", wo er die Redensart „to take any one a blow" als unenglisch bezweifelt hat und bezieht sich dabei auf Skeat und Halliwell und Shakespeare, bei welch Ersterem to take als auch to give bedeutend angegeben und bei Letzterem in diesem Sinne auch noch gebraucht wird. Wagner hätte auch Wülcker's Glossar zu seinem Altenglischen Lesebuche, I. Theil, 1874 mit anführen können, was ich bloss deshalb erwähne, weil ich bei dieser Gelegenheit, wie der Mundschenk Pharao's, meine eigene Sünde gegen den Herausgeber bekennen muss, indem auch ich in meiner Besprechung seines Lesebuches (im Archiv) diese Neben- oder vielmehr entgegengesetzte Bedeutung des to take angezweifelt hatte, trotzdem auch mir wenigstens Shakespeare, A. Schmidt und Halliwell vorlagen. Freilich stehen

take und wear, welches letztere z. B. ebenfalls einen scheinbar entgegengesetzten Sinn (tragen, abtragen) in sich einschliesst, nicht auf gleichem Fusse; allein schon die Redensart to take pains für das deutsche sich Mühe geben hätte mich darauf führen sollen, dass die Begriffe sich in diesem Worte vertauschen, wäre nicht im Leben ein so grosser Unterschied zwischen to take und to give. Uebrigens glaube ich aber doch, dass die von Skeat angeführten Ausdrücke der Schuljugend, welche mit den bei Shakespeare vorkommenden ähnlich sind, sich etwa so erklären lassen, wie wenn eine ihren Sohn in der Pension besuchende Mutter z. B. sagt: „I will take him a cake", „ich will ihm einen Kuchen mitnehmen", also entsprechend dem deutschen bringen, wofür es ja im Englischen, wenn die Richtung von der Person weg nach einem andern Orte oder zu einer andern Person hin dabei gemeint ist, to take (oder carry) heisst.

Es folgen den Abhandlungen Recensionen und Anzeigen über die neue Ausgabe des „Mucedorus" von Warncke und Kroeschold vom Schreiber dieses, über „Shakesp. Coriolanus, herausg. von Al. Schmitt", von W. Hertzberg, über A. Tanner's Dissertation „über die Sage von Guy von Warwick" von G. Zupitza und über ten Brink's „Geschichte der engl. Literatur" I. Band von R. Wülcker. Den Schluss des Heftes bildet eine sorgfältig zusammengestellte ausführliche „Bibliographie" oder „Uebersicht der im Jahre 1876 auf dem Gebiete der engl. Philologie erschienenen Bücher und Aufsätze von M. Trautmann."

Der Vollständigkeit wegen sei hier noch die als Broschüre erschienene „Kritik einer Kritik, Vademecum für Herrn Dr. Julius Zupitza, ausserordentl. Professor an der Universität Berlin", von Karl Körner (Heilbronn, in Commission bei Gebr. Henninger 1878) erwähnt. Wenn die Pflege der in Deutschland noch so jungen Wissenschaft der englischen Philologie schon jetzt zu solch unerquicklicher Polemik führt, so wäre es fast zu wünschen, man liesse das Gebiet lieber unangebaut. Es soll sich wohl jeder seiner Haut wehren, es kann jedoch meines Erachtens in einem andern Tone geschehen, als es hier der Fall ist.

Leipzig. Dr. David Asher.

Miscellen.

Ueber die Legende und Geschichte der Marseillaise bringt der Figaro nachstehende interessante Mittheilung:

Tout le monde sait que, vers la fin d'avril 1792, lorsque parvint à Strasbourg la nouvelle de la déclaration de guerre à l'Autriche — le 24 avril — M. Frédérik de Dietrich, maire de cette ville, ayant réuni de nombreux convives à sa table, engagea l'un d'eux, officier du génie, musicien et poète, à composer un chant de guerre pour le départ de nos armées allant à l'ennemi: cet officier, âgé alors de trente-deux ans, c'était Rouget de l'Isle. On sait encore que, le lendemain, le jeune officier fit exécuter au piano, par la nièce de M. de Dietrich, l'hymne qu'il avait écrit, paroles et musique, pendant la nuit.

Ce chant ayant excité un grand enthousiasme parmi les auditeurs, l'auteur le fit imprimer immédiatement, paroles et musique, en une demi-feuille, *inquarto* oblong, sous le titre: *Chant de guerre de l'armée du Rhin.* L'éditeur fut Th. de Dannebach, imprimeur à Strasbourg, et, par la suite, ce premier tirage, dont on a conservé des exemplaires, est venu confondre ceux qui disputèrent, plus tard, à Rouget de l'Isle, la paternité de la *Marseillaise.* L'œuvre imprimée, l'auteur l'adressa au maréchal Luckner, puis, il l'envoya à Paris à Grétry, ainsi que l'a révélé, dans ses *Mémoires*, le grand musicien. Dans un de ses recueils de poésies, publié en 1796, *Essais en vers et en prose*, Rouget de l'Isle donne, ainsi, le titre de la *Marseillaise: Le chant des combats, vulgairement l'hymne des Marseillois*, avec cette dédicace: *aux mânes de Sylvain Bailly, premier maire de Paris.* Mis, aussitôt, entre les mains des chefs de musique de la garde nationale de Strasbourg, le nouveau chant fut exécuté le dimanche suivant, 29 avril, à la parade de la place d'Armes. Imprimé dans le *Journal des départements méridionaux* — le 26 juin 1792 — il se répandit à Montpellier, puis à Marseille où un exemplaire séparé en fut remis à chacun de ceux qu'on a appelés les Marseillais. Qu'étaient ces Marseillais? Les contemporains nous ont appris que c'étaient „des brigands, sans patrie, écume des prisons de Gênes, du Piémont, de l'Italie et de l'Archipel, parmi lesquels figuraient fort peu de Marseillais."

C'est sous ce patronage que le chant de Rouget de l'Isle arriva à Paris, le 30 juillet 1792. Il y prit, dès ce moment, le nom de *Marseillaise* qu'il ne devait plus quitter. Le premier événement auquel il fut accolé fut

la journée du 10 août: nous verrons, tout à l'heure, ce que Rouget de l'Isle pensait de cette journée. Son hymne n'avait, dans l'origine, que six couplets: on en ajouta un septième — *Nous entrerons dans la carrière*, — que des enfants chantèrent dans une fête révolutionnaire du 14 octobre 1792, à l'imitation des fêtes de Lycurgue, à Sparte. On attribua longtemps ce couplet à Marie-Joseph Chénier, jusqu'au jour où, en 1848, un poète, nommé Louis Dubois, le revendiqua, à tort ou à raison, comme étant son œuvre.

Qu'était devenu, pendant ce temps, le jeune officier à qui la patrie devait ce chant de guerre? L'avait-on honoré, distingué, enrichi? L'avait-on placé à la tête de ses troupes, lui officier, pour qu'il les conduisit à la victoire, au son de ce rhythme entraînant qui avait jailli de son cœur de Français, un jour d'inspiration sublime? L'avait-on conduit au Capitole, comme Pétrarque, pour ceindre son front de lauriers? Lui avait-on, en un mot, décerné la récompense civile et militaire qu'il avait méritée? — Non. — Ce jeune officier, ce noble soldat, en apprenant le décret qui prononçait la déchéance du Roi, avait refusé d'adhérer à ce décret. La France entière partageait ce sentiment. Suspendu, puis révoqué de ses fonctions de capitaine commandant la place de Huningue, l'auteur de la *Marseillaise* était obligé de se dérober aux poursuites. Pendant deux mois, il erra en Alsace, se cachant le jour, ne sortant que la nuit, proscrit, fugitif, sans asile, sans ressources. Il apprit alors, dans ses tristes retraites, l'usage abominable que l'on faisait de son chant de guerre.

Après la proclamation de la République, Rouget de l'Isle crut qu'il pouvait cacher sa douleur, sous les plis du drapeau de la France. Grâce à la protection du général Valence qui l'avait apprécié sous la monarchie, il put se faire réintégrer, comme *volontaire*, dans l'armée des Ardennes, vers le mois d'octobre, c'est-à-dire après sept mois d'angoisses et d'exil à l'intérieur. Mais, ses illusions d'honnête homme ne tardèrent pas à se dissiper, et, dès 1793, — sans doute après la mort du roi, — il fut arrêté, à titre de suspect, et jeté dans la prison de Saint-Germain-en-Laye, où il demeura un an et sept mois, c'est-à-dire jusqu'au 12 thermidor, après la mort de Robespierre.

Pendant que le pauvre officier royaliste errait en proscrit ou pourrissait sur la paille humide d'une de ces mille Bastilles républicaines dont on avait couvert la France, son chef-d'œuvre, par le plus triste des contrastes, était exploité et exécuté au profit de la Révolution. Non-seulement, il était exécuté partout, mais encore il était *joué* sur les théâtres. En effet, et notamment à l'Opéra, dès le 20 octobre 1792, un mois après la proclamation de la République, on s'en servait comme d'une machine républicaine; elle avait été mise en scène par Gardel et Gossec, sous le titre: *Offrande à la liberté, scène religieuse sur la chanson des Marseillais.* C'était un mimodrame militaire. Le théâtre était plein de soldats, de cavaliers à cheval, de gens du peuple, le tout chantant et hurlant. — Quand on arrivait au dernier couplet: *Amour sacré de la Patrie*, tout le monde, acteurs et spectateurs, étaient tenus de se mettre à genoux. On s'agenouillait, aussi, devant Mlle Maillart représentant la *Liberté*, et placée sur une petite montagne, symbole obligé des cérémonies républicaines. A ce moment, on faisait courber la tête et fléchir les genoux, même aux chevaux. L'acteur Lainez, chargé d'entonner le refrain, était costumé en sans-culotte, le bonnet rouge sur la tête. Après avoir chanté chaque couplet, il recevait l'accolade que lui donnaient Mlle Duchamp, figurant l'*Egalité*, et Mlle Florigny figurant la *Fraternité*.

Kotzebue's „Pachter Feldkümmel" eine Nachahmung von Molière's „Monsieur de Pourceaugnac".

Gervinus, der einmal den Kotzebue mit Molière vergleicht, mag dabei nur an den populären, derbkomischen Ton gedacht haben, in den die Komödien Molière's in den späteren Jahren seines Lebens verfallen; indessen es lassen sich auch ganz bestimmte Spuren einer directen Nachahmung aufweisen. So zeigt eine Posse Kotzebue's „Pachter Feldkümmel" in Idee, Inhalt, Charakteristik unverkennbar das Vorbild des Molière'schen „Monsieur de Pourceaugnac".

Der Grundgedanke, Verspottung der ländlichen Einfalt und Unerfahrenheit, ist in beiden Stücken derselbe, nur wird der Charakter jenes Landtölpels von Kotzebue weit mehr auf das Niveau plattester Komik herabgedrückt. Molière's Monsieur de Porceaugnac ist ein Rechtsgelehrter und somit nicht ohne Bildung, während Kotzebue's Pächter ein Mensch ohne Bildung, Sitte, Anstand, ja selbst ohne gesunden Menschenverstand ist, eben nur ein wuchtvolles Stück Fleisch, dessen einzige Lebensregung ein unersättlicher Appetit nach consistenten Speisen ist. Während beide sich darin gleichen, dass eine sehr äusserliche Neigung sie zu einer städtischen Schönen zieht, sie aber mit allen städtischen Verhältnissen unbekannt, durch grossstädtische Schurkerei düpirt und eingeschüchtert werden, und schliesslich froh sind, die Grossstadt sammt der Schönen ungehindert verlassen zu können, bleibt es doch in dem französischen Stücke unwahrscheinlich, wie ein Advocat in so plumpe Fallen geht, wie namentlich die Scheu vor einem fingirten Process ihn so besinnungslos macht.

Die Intrigue in beiden Stücken zeigt manche Verwandtschaft. Die Furcht, von einem albernen Arzte als irrsinnig eingesperrt zu werden, die Scheu vor einem zudringlichen Frauenzimmer, das sehr bestimmte Rechte auf Herz und Hand des unglücklichen Opfers vorgiebt, werden hier wie dort wirksame Mittel, den ländlichen Eindringling zu vertreiben. Auch drohende polizeiliche und gerichtliche Einmischung trägt das Ihrige bei. Wie sehr aber auch in jener flüchtig gearbeiteten Posse Molière dem deutschen Scribenten überlegen ist, zeigt die Durchführung der Intrigue. Die Hauptintrigue, deren Ziel die Entfernung des Nebenbuhlers ist, concentrirt sich in einer Person, der Liebhaber selbst bleibt hier fast ganz fern; im deutschen Stücke muss auch er als verkleideter Statuenhändler wirksam secundiren. Ungleich fesselnder und wirkungsvoller ist auch die Komik der Intriguenscenen. Wie überwältigend für die Lachlust des Zuschauers muss es sein, wenn dem biederen Landmann gleich eine Escorte unehelicher Kinder angedichtet und in persona vorgeführt wird, wenn gleich zwei Dirnen sich seine Hand streitig machen! Wie platt und matt sind dagegen die Züge Kotzebue'scher Komik! Da wird einmal der Pachter von einem Kellner verfolgt, weil er kostbare Leckerbissen nur „auf Probe" gegessen zu haben meint, ein andermal raubt er den Leuten im Theater vermöge seiner Corpulenz die Aussicht, dann stösst er einem Statuenhändler die Büsten vom Kopf und will den Schaden nicht ersetzen, endlich zerquetscht er ein Pensionatsschosshündchen, und verspricht der erzürnten Pensionsmutter, ihr einen grossen Feldköter zum Ersatz zu geben u. a.

Ebenso zeigen die burlesken Scenen, in denen die Schulweisheit der Aerzte und Advocaten lächerlich gemacht wird, eine Komik, mit der die Scene im Narrenhaus keineswegs zu wetteifern vermag!

Der Intrigant im Kotzebue'schen Stücke ist ein gewöhnlicher grossstädtischer Bummler, sein Weib eine ordinäre Dirne, bei Molière werden Sbrigani und die ihm secundirende Nérine zu Verbrechern der schlimmsten Art, die mit blauem Auge dem Galgen entgangen sind. So haben sie ein ganz anderes dramatisches Interesse, und das meisterhafte Geschick

Molière's weiss zu hindern, dass der sittliche Unwille nicht die komische Wirkung überwältigt.

Die Intrigue im „Pachter Feldkümmel“ wird dadurch vereinfacht, dass die Geliebte noch ein unreifer Backfisch ohne selbständigen Willen ist, und darum in die Handlung nicht eingreift, auch die Rechte des Vaters nicht hindernd entgegenstehen. Im Molière'schen Stücke wird durch eine Intrigue, die planvoll sich in die Hauptintrigue einreiht, zuerst Zwist zwischen dem Vater der Geliebten und ihrem ländlichen Bewerber erregt, dann durch eine kunstvolle Täuschung, zu der der raffinirte Liebhaber wie die coquette Tochter sich vereinen, die Einwilligung des anfänglich abgeneigten Alten erschwindelt. Kotzebue, indem er diese Scenen der Molière'schen Dichtung unberücksichtigt liess, raubte seinem Stücke ein gut Theil der komischen Wirkung.

Vergleicht man die Art, wie Molière Andere nachahmte, mit der, wie er hier nachgeahmt wird, so muss man dem Urtheil Lessing's beistimmen, dass nur das Genie verschönert, indem es nachahmt.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Ein sprachliches Curiosum.

Es handelt sich im Folgenden um eine Erscheinung, die wohl manchem meiner Herren Collegen schon bei der Correctur deutscher Schüler-Aufsätze vorgekommen sein mag und die deshalb merkwürdig ist, weil sie, bei aller Fehlerhaftigkeit, doch in gewissem Sinne Zeugniss giebt von einem richtigen Sprachgefühl — nur dass dieses Sprachgefühl, indem es Befriedigung sucht, auf einen sonderbaren Irrweg geräth. In einem Schüler-Aufsatze fand ich einst folgende Stelle: „Der Verwundete, desse*m* Bruder ich den Brief übergeben hatte, war bald darauf seinen Leiden erlegen.“ Es muss natürlich heissen „desse*n* Bruder“ (cujus fratri). Woher das sonderbare Dativzeichen an dem Genitiv-Pronomen „dessen“? Offenbar daher, weil der Schüler durch sein grammatisches Sprachgefühl instinctmässig getrieben wird, den Dativ bei dem Verbum „geben“ auf irgend eine Weise zum Ausdruck zu bringen, und da dies bei dem Substant. „Bruder“ nicht möglich ist, so muss das Pronomen „dessen“ sich die oben angegebene kleine Aenderung gefallen lassen. Denken wir uns in dem angeführten Beispiele statt des Bruders etwa den „Freund“ oder auch die „Brüder“ in der Mehrheit — kurz nehmen wir ein Substantiv, bei welchem der Dativ schon der Form nach deutlich erkennbar ist, so wird der Schüler auf den Irrweg nicht gerathen, sondern er wird richtig schreiben: „dessen Brüder, dessen Freunde“ etc. etc. Indess diese letzte Behauptung bedarf doch noch einer kleinen Berichtigung. Denn ich muss sogleich hinzufügen, dass ich das „dessem“ einmal selbst da gefunden habe, wo ein Grund der oben angedeuteten Art nicht vorlag. Man vergleiche den Artikel über Le Bourget von Lüders in der Sonntagsbeilage zur Norddeutsch. Allg. Zeitung vom 20. October 1878, S. 166, wo wir Folgendes lesen: „Ein Garten, in desse*m* Mittelgange ich einst einem von unsern Kugeln getödteten Marinecapitain den Degen abschnallte etc. etc.“ — Ein Druckfehler scheint hier nicht vorzuliegen. — Als Seitenstück zu der eben besprochenen Erscheinung sei es uns gestattet, hier noch einer andern Form kurz zu gedenken, die offenbar auf einen ähnlichen Ursprung wie jene zurückzuführen ist. Es ist dies die Form „derer“ statt „deren“, als Gen. Plur. des Relativpronomens (quorum, quarum, quorum). So sagt man z. B. „Die Befehle, vermöge derer er das Dorf besetzt hielt etc. etc.“ Ein auffallendes Beispiel dieser Art fand ich vor Jahren in dem bekannten und früher viel gelesenen „Morgenblatt für gebildete Leser“,

Jahrg. 1859, No. 33: „Die bunten Bildungen, mittelst derer . .“ statt „mittelst deren“. Auch hier kann von einem Druckfehler wohl kaum die Rede sein. —

Ldsb. a. d. W. A. W.

In eigner Angelegenheit.

Für diejenigen Herren Collegen, die mein „Schulbuch für den deutschen Unterricht (Berlin bei F. A. Herbig)“ benutzen, sei es mir gestattet, hier eine kurze Bemerkung zu machen in Betreff des Abschnittes über die Verhältnisswörter. Wenn in diesem Abschnitte die verschiedenen Bedeutungen jeder einzelnen Präposition durch Beispiele aus bekannten, im Gesichtskreise des Schülers liegenden Gedichten erläutert werden, so wird sicherlich kein verständiger Mensch verlangen, dass der Schüler alle diese Beispiele der Reihe nach gedankenlos auswendig lerne; wohl aber soll der Lehrer die Beispiele in der Art benutzen, dass er durch Fragen nach den Gedichten, aus denen die Beispiele entnommen sind, nach dem Inhalte derselben, nach dem Zusammenhange, in welchem die einzelne Stelle vorkommt, nach dem Dichter selbst und seinen sonstigen bedeutenderen Gedichten u. s. w. die Bekanntschaft mit der poetischen Literatur unseres Volkes, soweit sie hierher gehört, allmälich immer mehr erweitert und befestigt und das einmal Gelernte zu einem sicheren Eigenthum des Schülers macht. Auf diesem Wege wird erst das lebendige Material und ein fester Boden für den späteren Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte gewonnen.

Ldsb. a. d. W. A. Wagler.

Eine Anfrage.

Unter den neueren Erzählungen von „Ouida“ (Louise de la Ramé) befindet sich eine kleine Geschichte, die in der Gegend von Antwerpen, sowie in dieser Stadt selbst spielt und „A Dog of Flanders“ betitelt ist. Die Verfasserin zeigt in dieser, wie in anderen ähnlichen Erzählungen eine sehr genaue Localkenntniss, wie sie in der Regel nur durch eigene Anschauung gewonnen werden kann, und so ist denn auch die Gegend zwischen den Städten Antwerpen und Löwen mit grosser Naturtreue geschildert. Mitten in diesen Schilderungen nun erscheint plötzlich (in den Ardennen) der Name einer Stadt, die man sonst nur in Burgund zu suchen gewohnt ist, nämlich der Name einer Stadt „Dijon“. Man vgl. p. 32 (— in the green country of the Ardennes, where the Meuse washes the old walls of Dijon) und weiterhin p. 42 (— whilst in the mill-house all the children of the village sang and laughed, and ate the big round cakes of Dijon and the almond gingerbread of Brabant), eine Stelle, in der dem ganzen Zusammenhange nach auch nur von einer Nachbarstadt die Rede sein kann. —

Zunächst wird man natürlich geneigt sein, an irgend eine kleine, wenig bekannte Provinzialstadt dieses Namens in der Nähe der französisch-belgischen Grenze zu denken; aber eine solche wird man an der Maas vergeblich suchen. Uebrigens deutet die Erwähnung der „alten Mauern“ von Dijon offenbar nicht auf eine kleine, unbedeutende Stadt hin, sondern auf eine alte, wohlbekannte Festung.

Nun findet sich im südlichen Theile von Belgien an der Maas die alte Festung Dinant, auf welche jene Beschreibung vortrefflich passen würde.

Denn die Stadt, die freilich sonst wenig bedeutend ist, liegt in einem engen Felsthale, und ihre Mauern werden im eigentlichsten Sinne des Wortes von den Fluthen der Maas bespült. Es fragt sich also, ob hier vielleicht eine Verwechslung der beiden Städte Dijon und Dinant vorliegt, die bei der Aehnlichkeit der Namen ja leicht genug zu erklären wäre. Mit der Annahme einer solchen Verwechslung würde, nebenbei bemerkt, auch die Erwähnung der cakes of Dijon ganz gut stimmen, insofern die „Honigkuchen“ von Dinant, wie bei uns die Thorner Pfefferkuchen, sich eines gewissen Rufes zu erfreuen scheinen. —

Oder weiss ein sachkundiger College vielleicht eine andere und bessere Auskunft zu geben?

Ldsb. a. d. W. A. W.

Longfellow erwähnt in seiner Evangeline II, IV. 8 eine Fontaine-qui-bout. Dass damit die von Chateaubriand „Les Natchez“ Livre X erwähnte Quelle, auf die Ahn in seiner Ausgabe der Evangeline hinweist, nicht gemeint sein kann, habe ich bereits in der ersten Auflage meiner Bearbeitung des Gedichtes (Berlin, Weidmann 1874) zu dieser Stelle bemerkt. Ein anderer Herausgeber, Herr C. F. Lüders, bemerkt: „Wohl ein warmer Quell in den Felsengebirgen.“ Um über die Sache mich genau zu informiren, wandte ich mich an meinen Freund Professor K. Knortz in Johnstown Pa., doch gelang es auch seinen Nachforschungen nicht Genaueres zu erfahren. Longfellow selber, der manche meiner Fragen in liebenswürdigster Weise beantwortete, liess mich in Stich. In der zweiten Auflage meiner Bearbeitung (1879) glaubte ich mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass die F.-q.-b. keine andere ist, als die Bear-spring, am Nordende der Bear-Mountains, nördlich vom grossen Salzsee. Dieselbe ist lange berühmt wegen ihres übergrossen Gehalts an Kohlensäure, deren Entweichen den Anschein des Kochens giebt. Auf der grossen Auswandererstrasse nach Californien gelegen, ist sie in Amerika allgemein bekannt. Es ist nicht unmöglich, dass die Quelle anfangs einen französischen Namen gehabt hat, deren in jener Region sich mehrere finden. — Aber auch diese Annahme trifft nicht zu, wie ich soeben aus einem höchst interessanten Werke „Nord-Amerika von E. v. Hesse-Wartegg“, II. 202 erfahre. „Südlich von Denver City, der Hauptstadt des Staates Colorado, ungefähr im Centrum, liegt das kleine etwa 3000 Einwohner zählende Städtchen Colorado Springs. Fünf Meilen von Colorado westlich liegt der berühmte Curort der Felsengebirge Manitou Springs. Es liegt in dem herrlichen Thal eines hellschäumenden Wildbachs, der von Pikes Peak herabkommt. Sein Name ist seines sprudelnden, mineralhaltigen Wassers wegen Fontaine-qui-bouille. Unter dieser Benennung findet man den Wildbach auf allen Landkarten verzeichnet, das giebt uns aber den Beweis, dass es mit der französischen Sprache bei den Amerikanern nicht weit her ist. Die richtige Benennung ist Fontaine-qui-bout.“ Die geographische Lage passt zu der angegebenen Stelle.

Dr. Otto Dickmann.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Max Müller and the Philosophy of language. Translated from the German of Prof. L. Noiré. (London, Longmans & Co.)
Archibald Henry Sayce, Introduction to the science of Language. 2 vols. (London, J. Murray.)

Lexicographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 6. Bd 3. Lfrg. bearb. v. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
D. Sanders, Wörterbuch der Zeitwörter mit starker oder unregelmässiger Abwandelung. (Berlin, Langenscheidt.) 50 Pf.
H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten 5. Heft. (Brandenburg, Müller.) 1 Mk. 50 Pf.
Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 7. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
Sachs, Wörterbuch der franz. u. deutschen Sprache. II. Thl. 20. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Peschek, Grosses Wörterbuch der modernen europäischen Sprachen. 84.—86. Lfrg. (Budapest, Peschek.) à 1 Mk.

Grammatik.

A. Fischer, di Ortografireform. Eine flugschrift. (Prag, André.) 30 Pf.
H. Paul, Untersuchungen über den germanischen Vokalismus. (Halle, Niemeyer.) 10 Mk.
H. Hirschberg, Auslassung u. Stellvertretung im Altfranzösischen. (Göttingen, Vandenhoeck.) 1 Mk.
G. Wiedmayer, L'étude des mots du point de vue de l'étymologie comparée. (Tübingen, Fues.) 1 Mk. 20 Pf.
C. Chabaneau, Histoire et théorie de la conjugaison française. (Paris, Vieweg.) 3 fr.
A. M. Clairefond, Une nouvelle explication de l'A-B-C. Etude physiologique sur les origines du langage. (Paris, Vieweg.) 4 fr.

Changements orthographiques apportés au Dictionnaire de l'Académie. (Paris, Boyer.) 1 fr.
A. Luchaire, Etudes sur les idiomes pyrénéens de la région française. (Paris, Maisonneuve.) 8 fr.
O. Knuth, Sull' uso del pronome personale nelle lingue francese ed italiana. (Mailand, Bufleb.) 80 Pf.
The advanced English grammar; showing its historical growth etc. (Central School Depot, London.) 2 s.
E. Windisch, Kurzgefasste irische Grammatik mit Lesestücken. (Leipzig, Hirzel.) 4 Mk.

Literatur.

E. Kölbing, Die nordische und englische Version der Tristan-Sage. 1. Thl. (Heilbronn, Henninger.) 12 Mk.
R. v. Muth, Untersuchungen und Excurse zur Gesch. und Kritik der deutschen Heldensage und Volksepik. (Wien, Gerold.) 50 Pf.
E. Steinmeyer u. E. Sievers, Die althochdeutschen Glossen gesammelt und bearbeitet. I. Bd. (Berlin, Weidmann.) 15 Mk.
O. v. Leixner, Illustrirte Lit.-Geschichte in volksthümlicher Darstellung. 1. Lfrg. (Leipzig, Spamer.) 50 Pf.
H. Menge, Geschichte der deutschen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der modernen Kulturbestrebungen. Schlusslieferung. (Wolfenbüttel, Zwissler.) 50 Pf.
O. Vilmar, Zum Verständniss Goethe's. (Marburg, Elwert.) 2 Mk. 40 Pf.
Goethe's Aufsätze zur Literatur m. Anmerkungen v. Biedermann. (Berlin, Hempel.) 3 Mk. 50 Pf.
Herder's Fragmente über die neuere deutsche Literatur, mit Anmerkungen von H. Düntzer. (Berlin, Hempel.) 2 Mk.
Herder, Kritische Wälder; mit Anmerkungen herausgegeben von H. Düntzer. (Berlin, Hempel.) 2 Mk. 50 Pf.
P. v. Radics, Anastasius Grün. Verschollenes und Vergilbtes aus dessen Leben und Wirken. (Leipzig, Foltz.) 4 Mk.
A. Sauer, Ueber den fünffüssigen Iambus von Lessing's Nathan. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 50 Pf.
H. Schärf, Heinrich Heine und sein Vaterland. (Czernowitz, Pardini.) 40 Pf.
E. Lehmann, Lessing in seiner Bedeutung für die Juden. (Dresden, Salomon.) 75 Pf.
E. Filtsch, Goethe's Stellung zur Religion. (Leipzig, Beyer.) 1 Mk. 60 Pf.
Faust p. Goethe. Trad. littérale avec notes p. A. Massenet. (Paris, Leroy.) 6 fr.
Edmund W. Gosse, Studies in the literature of Northern Europe. (London, C. Kegan Paul.)
W. Pollock, Lectures on french authors, delivered at the Royal Institution. (London, C. Kegan Paul.)
A. Stimming, Bertran de Born. Sein Leben und seine Werke. Mit Anmerkungen und Glossar. (Halle, Niemeyer.) 10 Mk.
Ch. Aubertin, Histoire de la langue et de la littérature française au moyen-âge. Tome II. (Paris, Belin.) 7 fr. 50 ct.
Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace à la fin du quinzième et du seizième siècle. 2 vols. (Paris, Fischbacher.) 25 fr.
E. Koschwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranz. Gedichts von Karl d. Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. (Heilbronn, Henninger.) 5 Mk. 50 Pf.

The theatre français in the reign of Louis XV. by Alexander Baillie Cochrane. (London, Hurst & Blackett.) 15 s.
A. S. Vögelin, Herder's Cid, die französische und spanische Quelle zusammengestellt. (Heilbronn, Henninger.) 8 Mk.
H. Pratsch, Biographie des Troubadours Folquet v. Marseille. (Göttingen, Vandenhoeck.) 1 Mk.
L. Moreau, Joseph de Maistre. (Paris, Palmé.) 4 fr.
V. Knapp, Etude comparative sur la composition et le développement des caractères dans l'Andromaque d'Euripide et de Racine. (Wetzlar, Bourguet.) 80 Pf.
The Ormulum; with the notes and glossary of Dr. White, ed. by Rob. Holt. 2 vols. (London, Macmillan.) 21 s.
The Poets Laureate of England, by W. Hamilton. (London, E. Stock.) 7 s. 6 d.
L. Dépret, Chez les Anglais. Shakespeare, Ch. Dickens etc. (Paris, Hachette.) 3 fr.
E. St. Pearson, Translations from the german poets. (Dresden, Pierson.) 6 Mk.
H. Taine, Gesch. der engl. Literatur. Deutsch bearb. v. G. Gerth. 16. Lfrg. (Leipzig, Günther.) 1 Mk. 50 Pf.
Fr. Bouillier, L'Institut et les académies de province. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 ct.
E. Drumont, Mon vieux Paris, hommes et choses. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 ct.
Dante: an Essay, by R. W. Church. (London, Macmillan.) 6 s.
Les sonnets de Petrarque. Traduction complète avec introduction et commentaire p. Philibert Le Duc. T. II. (Paris, Willem.) 8 fr.
Dante. L'Enfer; mis en vieux langage françois et en vers, accompagné du texte italien et contenant des notes et un glossaire, par E. Littré. (Paris, Hachette.) 4 fr.
G. Frapporti, Studi sopra alcuni luoghi della prima cantica della divina Commedia. (Görz, Wokulat.) 1 Mk. 60 Pf.
K. Witte, Dante-Forschungen. 2. Bd. (Heilbronn, Henninger.) 15 Mk.

Hilfsbücher.

D. Sanders, Deutsche Sprachbriefe. (Berlin, Langenscheidt.) 20 Pf.
E. Bardey, Prakt. Lehrb. der deutschen Sprache f. d. Hand der Schüler. 1. Theil. (Leipzig, Teubner.) 70 Pf.
Th. Wittstock, Altklassisches Lesebuch. (Halle, Waisenhausbuchhandlung.) 5 Mk. 40 Pf.
E. Riha, Lehrb. der franz. Sprache. 2. Stufe. (Prag, Tempsky.) 80 Pf.
Ampère, Voyages et littérature, erkl. v. Graesser. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
Voltaire, poésies philosophiques, erklärt v. E. v. Sallwürk. (Berlin, Weidmann.) 60 Pf.
F. Marcillac, Manuel d'histoire de la littérature française. 4. Ed. (Basel, Georg.) 2 Mk.
C. Ayer, Grammaire usuelle de la langue française. (Basel, Georg.) 2 Mk. 80 Pf.
A. Benecke, Franz. Schulgrammatik. 2. Thl. 7. Aufl. (Potsdam, Stein.) 3 Mk.
J. Festu, The french construction, with annotations and remarks on french prose composition. (London, Simpkin.) 5 s.

K. Meurer, Shakspere-Lesebuch m. Wörterbuch u. Grammatik. (Köln, Römke.) 1 Mk. 60 Pf.

Dickens, Pictures from Italy, erklärt v. Th. Weischer. (Leipzig, Reissner.) 1 Mk. 25 Pf.

Macaulay's Hist. of England, erklärt v. Schwalbach. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.

W. Irving, Bracebridge Hall erklärt von Lion. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 10 Pf.

Lady Montagu's Letters, erklärt v. Lambeck. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 10 Pf.

J. B. Melzi, Prakt. Handbuch der englischen Correspondenz. (Altenburg, Pierer.) 2 Mk.

O. Petry, Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der engl. Grammatik für obere Klassen. 2. Aufl. (Remscheid, Krumm.) 1 Mk. 20 Pf.

Chr. Rauch, English Repetitionalgrammar. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk.

A. Hoppe, Lehrbuch der englischen Sprache. (Berlin, Langenscheidt.) 2 Mk. 40 Pf.

R. Rosenthal, Das Meisterschafts-System z. prakt. Erlernung der engl. Sprache. Lect. 13. (Berlin, Rosenthal.) 1 Mk.

G. Bonaventura & A. Schmidt, Italienische Unterrichtsbriefe. (Leipzig, Verl. des Hausfreundes.) à Brief 60 Pf.

C. v. Samarjah, Prakt. Anleitung zur Erlernung der ungarischen Sprache. 1. Curs. (Budapest, Lauffer.) 70 Pf.

L. Nagy, Prakt. Lehrgang z. Erlernung der ungarischen Sprache. (Budapest, Tettey.) 80 Pf.

G. Zuñarates u. A. Schmidt, Spanische Unterrichtsbriefe. 1. Brief. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) 60 Pf.

Zu den Sonetten Shakspere's.

Von

Hermann Isaac.

(Schluss.)

Nachdem ich im Laufe der Untersuchung durch eine Reihe isolirter Bemerkungen zu den einzelnen Liebes-Sonetten meine Auffassung im Ganzen und im Einzelnen zu begründen versucht habe, scheint es mir trotz des Umfanges, den die Arbeit bereits erreicht, doch dringend nothwendig, denjenigen Theil, der sich mit dem autobiographischen Gehalt der Sonette beschäftigt, noch einmal zusammenzufassen. Es handelt sich jetzt darum, die Principien, die mich bei Feststellung der persönlichen Sonette geleitet haben, zu formuliren; die Resultate, die ich gewonnen zu haben glaube, fest zu umgrenzen; um schliesslich dasjenige moralische Urtheil zu fällen, das mir auf Grund des Sonett-Materials, mit Berücksichtigung der Persönlichkeit und der Lebens-Verhältnisse des Dichters, sowie seiner Zeit, das einzig Zulässige zu sein scheint.

Autobiographischer Gehalt der Liebes-Sonette.

Wenn wir uns die augenblicklich neben einander bestehenden Auffassungen der Sonette, wie sie in der einleitenden Abhandlung geschildert wurden, wieder vergegenwärtigen, so müssen wir zugeben, dass in der Mehrzahl derselben die Pietät gegen den grossen Dichter die Kritik in zu hohem Grade be-

einflusst und eine allgemeine und dauernde Anerkennung derselben wohl unmöglich gemacht hat. Wir müssen ferner zugeben, dass das anerkennenswerthe Ziel einer allseitigen moralischen Reinigung des Dichters trotzdem nicht erreicht ist.

Wollten wir die Möglichkeit einer durchgängigen Fiction einräumen, so werden die Sonette 11 (CLII), 18 (CXLII), 13 (CLI), 12 (CXXXVII), und auch 39 (LXXXVIII), 40 (LXXXIX), 42 (CXXXIX), 43 (CXL) moralisch — wenn man so sagen darf — erst recht unbegreiflich. Denn erstens: Was konnte den Dichter zu derartigen Fictionen reizen, in denen doch, von diesem Standpunkte aus, kein anderer Zweck als die Darstellung eines absolut Hässlichen ersichtlich ist. Zweitens: Wenn der Dichter nicht Ereignisse seines Lebens schildert, so wird er doch jedenfalls diejenigen persönlichen Anschauungen schildern müssen, nach denen er in den supponirten Fällen gehandelt haben würde.*

Wollten wir ferner die Möglichkeit einer dramatischen Lyrik zugeben, so müssten wir, indem wir mit der einen Hand einen Flecken tilgen, mit der andern dem Dichter einen wohl noch dunkleren aufheften, wenn wir ihn mit Massey als den poetischen Vermittler der Herbert-Rich-Liaison hinstellen.

Beide Auffassungen sind aber ausserdem so ganz einzig in ihrer Art, so ganz speciell durch diesen einzelnen Fall der Shakspere'schen Sonette angeregt, dass sie vielleicht eine gewisse Zeit hindurch vermöge der Bedeutung der Namen, welche sie stützen, sich Anhänger erwerben, für die Dauer aber sich nicht halten können. — Weil lyrische Dichter nicht immer in ihren Gedichten selbsterlebte Situationen schildern, deshalb sollten wir in Shakspere's Sonetten nie subjective Erfahrungen und die daraus resultirenden persönlichen Stimmungen niedergelegt finden? Oder weil Dichter mitunter für andere Personen Gedichte machen, deshalb sollte Shakspere fast alle Gedichte für Fremde geschaffen haben? Ich glaube,

* „In these sonnets Shakespeare is telling us what he should be if, remaining what he was, he were placed in certain imaginary relations with others," sagt Simpson (Philosophy of Sh.'s Sonn. pg. 2), auch ein Anhänger der fictiven Auffassung.

dass diese Folgerungen, absolut betrachtet, wenig Ueberzeugendes haben können.

Die allegorische Deutungsweise, die einen Theil der H. Brown'schen Auffassung ausmacht, ist zwar in ihrer Anwendung auf Dichtungen mit persönlichem Gehalt nicht so vereinzelt — ich erinnere an die „Vita nuova" Dante's. Indessen, sie ausschliesslich auf Shakspere's Sonette anzuwenden, hat auch H. Brown* nicht gewagt; er hat sie mit satirischen und persönlichen Tendenzen in origineller Weise verquickt. Mir ist bisher nicht bekannt geworden, dass Jemand seiner Erklärungsweise eine Berechtigung zugestanden hat; ich glaube deshalb überhaupt, dass es ihm schwer werden dürfte, Menschen zu finden, die das an seine Auffassung nothwendig sich knüpfende geringschätzige Urtheil über des Dichters Verständigkeit unterschreiben wollen.

So werden wir denn schon durch die Unfindbarkeit einer plausiblen andern Deutung auf die autobiographische hingedrängt, wie durch eine Art apagogischen Beweises. Wir brauchen aber auch den ostensiven Beweis nach keiner Richtung hin zu scheuen: sei es dass wir nach den inneren Merkmalen der persönlichen Lyrik fragen; sei es dass wir einen Vergleich mit andern nachweislich autobiographischen Dichtungen eingehen; sei es endlich dass wir die Autorität berufenster Fachmänner zur Stütze unseres Urtheils heranziehen.

Wenden wir uns zu dem ersten Punkte, so scheint es auf den ersten Blick schwierig, ja unmöglich, Kriterien aufzustellen, nach denen man objective von subjectiver** Lyrik mit Sicherheit unterscheiden kann. Und in der That, für eine grosse Anzahl von lyrischen Producten werden wir auf die Entschei-

* Ich erwähne nur ihn, als gründlichen Kenner der Sonette und der zeitgenössischen Literatur. Andere mir bekannte ähnliche Versuche glaube ich, als bloss in das Gebiet — nun — geistreicher Gedanken-Spielereien gehörig, nicht berücksichtigen zu dürfen.

** Es sei mir der Kürze wegen gestattet, die aus subjectiven Erlebnissen und die aus andern Veranlassungen hervorgegangene Lyrik mit diesen allerdings nicht prägnanten Bezeichnungen zu unterscheiden.

dung, ob sie auf bestimmte Ereignisse im Leben des Dichters sich beziehen oder nicht, vollständig verzichten müssen — für eine grosse Anzahl, aber nicht für alle.

Greifen wir frisch in die Praxis des Sonett-Materials hinein: Da ist z. B. jenes Liebes-Sonett par excellence, 19 (LXXV), das mit so lebhafter Anschaulichkeit, mit so leidenschaftlichem Feuer die qualvolle Seligkeit der Liebe schildert, dass es einem in hellen Flammen brennenden Herzen entsprungen zu sein scheint. Und wer wollte leugnen, dass es so sein kann? Wer aber wollte aus dem lebhaften, natürlichen Gefühls-Ausdruck als nothwendig den Schluss ziehen, dass es so ist? Das Gedicht kann sehr wohl entstanden sein in einem Momente, wo die Idee der Liebe, durch eine von Aussen kommende Anregung oder auch aus der Erinnerung heraus, in der Phantasie des Dichters greifbare Gestalt gewann, und es ihn unwiderstehlich trieb, ihr eine bleibende Existenz zu geben. Das einzige Persönliche, das aus diesem Gedichte zu entnehmen erlaubt ist, kann nur sein, dass Shakspere zu irgend einer Zeit die Liebe in dieser Art empfunden haben wird; nicht aber, dass er in dem Augenblicke wirklich liebte, als er das Gedicht verfasste, oder gar, dass er es an den dunkeln Gegenstand vieler anderer Sonette richtete — obgleich Das sehr wohl möglich ist.

Ganz derselbe Fall liegt in Sonett 7 (XXIII) vor; die überwältigende Macht der Leidenschaft, die in Gegenwart der Geliebten dem Geiste die Gedanken, der Zunge die Worte nimmt, braucht nur lebhaft angeschaut, nicht aber zur Zeit der Composition einer bestimmten Frau gegenüber wirklich empfunden zu sein.

Einen Schritt weiter führen uns Sonett 2 (CXXVIII) und 3 (P. P. VIII); hier liegt jedenfalls eine wirkliche Thatsache aus des Dichters Leben vor: die Thatsache, dass ihn das Spinett-Spiel einer gewissen Frau einmal entzückt hat. Wollten wir aber weiter aus diesen Sonetten schliessen, dass er diese Frau nicht bloss wegen ihres Spiels bewundert, sondern auch geliebt habe; oder anders, dass die „dark Lady“ eine bedeutende musikalische Bildung besessen habe — was ja die Worte sehr wohl zulassen — so wäre Das zu weit gegangen. Sich

zu dieser Frau in das Verhältniss eines Liebhabers zu stellen, mochte dem Dichter zum Ausdruck seiner Bewunderung für diese specielle Eigenschaft wirksamer geschienen haben.

Einen sehr passenden Uebergang zu den autobiographischen Sonetten scheint mir wegen der Aehnlichkeit der Situation jene Ode des Horaz zu bieten, in der er eine Phyllis zur Feier der Iden des April einladet: er bittet sie, ihren Telephus, den eine Andere, reicher und schöner als sie, gefesselt hält, aufzugeben, ihre vermessenen Wünsche nach Unerreichbarem fahren zu lassen, und sich ihm, dem älteren Manne, als seine letzte Geliebte zu widmen. — Dass hier ein wirkliches Verhältniss zu Grunde gelegen haben kann, wer wollte das kategorisch in Abrede stellen? Nur darf man aus diesem einzelnen Gedichte es nicht als eine unbestreitbare Thatsache hinstellen wollen. Als persönlich können wir nur entnehmen, welchen Lebensgenuss Horaz auch in späteren Jahren noch für erlaubt hielt; es mochte seiner Bescheidenheit nur widerstreben, sich als glücklichen Liebhaber hinzustellen. Die nothwendige factische Grundlage des Gedichts bleibt natürlich die Feier der Iden des April, die ja sicher nicht fingirt sein wird.

Alle diese Gedichte könnten Ausflüsse persönlicher Erlebnisse sein, sind es aber nicht nothwendig.

Die aus diesen Beobachtungen der Praxis abstrahirte Theorie ist nun: Erstens: der lyrische Dichter kann Gefühle, oder Situationen, die ihm für gemüthvolle Betrachtung geeignet, poetisch anregend und wirksam erscheinen, in der ersten Person schildern, ohne momentan selbst, auf eine factische, persönliche Veranlassung hin jene Gefühle zu empfinden, ohne selbst sich in der betreffenden Situation zu befinden. — Beispiele Son. 19 und 17.

Zweitens: der lyrische Dichter kann zur besseren Darstellung seiner Objecte, ob sie reale Existenz haben oder fingirt sind, Handlungen und Verhältnisse erfinden. — So kann Shakspere im 2. und 3. Sonett das Liebes-Verhältniss fingirt haben, um seine Begeisterung als Dichter für die Schwesterkunst der Musik wirksamer zu schildern. So kann Horaz seine Ode nur scheinbar an eine bestimmte Frau gerichtet haben, um seine Verehrung weiblicher Schönheit anschaulicher darzustellen;

so kann er diese imaginäre Frau ihm abgeneigt gezeichnet haben aus Bescheidenheit und Wahrheitsliebe.

Aus diesen beiden Sätzen folgt aber durch Umkehrung drittens: Wenn der lyrische Dichter Gegenstände in seinen Gedichten behandelt, die ihrer Natur nach nicht geeignet sind, ein allgemeines ästhetisches Interesse zu erregen, oder Nebenumstände hineinzieht, die in keinem organischen Verhältniss zum Hauptgegenstande stehen, an und für sich ohne jede poetische Zweckmässigkeit sind, so werden wir im Allgemeinen annehmen können, dass diese Gegenstände nur dem persönlichen Interesse des Dichters ihr Dasein verdanken, von ihm selbst erlebt sind, und entweder als factische Anregung oder als factische Nebenumstände wahrheitsgemäss berichtet werden. — So werden wir das Spinett-Spiel einer Frau und die Feier der Iden des April als thatsächliche Veranlassungen der beiden Gedichte von Shakspere und Horaz auffassen können: denn Beides sind gleichgültige Nebenumstände, von nur persönlichem Interesse für den Dichter selbst; es sind ferner keineswegs organisch nothwendige oder nützliche Züge, die zu einer besseren Darstellung der Musikliebe Shakspere's und der Lebenslust des Horaz beitragen; es sind einfache sachliche Angaben der Veranlassung.

Ein schlagendes Beispiel dafür, wie mitunter solch ein einzelner Umstand, der nur für den Dichter ein persönliches Interesse haben kann, den subjectiven Charakter einer Gedichtreihe entscheidet, gewähren Spenser's Sonette, die „Amoretti". Im Grossen und Ganzen bieten diese Sonette nicht den geringsten festen Anhaltepunkt für die Annahme einer persönlichen Schilderung; der Gegenstand ist durchaus Derselbe, wie er sich in den hundert und aberhundert Sonett-Cyklen jener Zeit wiederfindet: Eine Geliebte, mit allen äusseren und inneren Vorzügen geschmückt, mit einem Teint von Rosen und Lilien, mit Haaren von Gold und nur mit dem einen Fehler eines „diamant"-harten, „tiger"-grausamen Herzens behaftet. So sind sie Alle. Die Sonette enthalten die bekannten Schönheits-Preise in Kostbarkeits-Vergleichen, fortgesetzte Klagen über ihre Kälte, Trennungs-Seufzer, endlich Erhörung. Das ist Alles. Dass einige Sonette wirklich von echtem Feuer durchwärmt erschei-

nen, dass er ihre stolze und zugleich demuthsvolle Haltung schildert, dürfte doch wohl kein ausreichender Grund für die Annahme sein, dass hier ein thatsächliches Liebes-Verhältniss dargestellt wäre. Ein Sonett (74) indessen macht Das vollkommen zweifellos; hier erklärt der Dichter, dass er drei Frauen mit dem Namen Elisabeth besonders verehre, seine Mutter, seine Königin und — seine Geliebte.

Betrachten wir nun die Sonette Shakspere's auf dieses Kriterium hin, so finden wir gerade in dem gravirenden Theil derselben eine Fülle von immer wiederholten Einzelheiten, die nicht ästhetisch unzweckmässig, sondern vielmehr zweckwidrig sind. — Was um Alles in der Welt! sollte denn den Dichter bewegen, wenn er objectiv, ohne persönliche Betroffenheit Liebe und Eifersucht singen will, sich wiederholt als Ehemann einzuführen und seine Liebe fort und fort als eine schuldige zu bezeichnen? — Was hätte ihn veranlassen können, die Geliebte ebenfalls wiederholt als verheirathete Frau hinzustellen?* — Und vor Allem die Schilderung der Persönlichkeit! Unter den mir bekannten autobiographischen Sonett-Cyklen giebt es Keinen, aus dem uns die angesungene Dame in so greifbarer Gestalt entgegenträte. Stände das 22. (CXXX.) Sonett, in welchem er seine Geliebte als den vollkommenen Gegensatz zu den sonst gepriesenen Schönheiten und dennoch als schön schildert, vereinzelt da, so könnte man vielleicht annehmen, dass das Gedicht ohne persönliche Beziehungen einen rein satirischen Zweck verfolge; dass ihn der ewige Preis der roth-weiss-goldnen Mode-Schönheiten ebenso gelangweilt habe wie uns und dass es ihm eine Genugthuung gewährt, einmal ein schwarz-gelbes Liebchen reizend zu finden. Nun handeln aber vier Sonette ausschliesslich von dieser Aeusserlichkeit; er hebt hervor, dass die brünette Schönheit seiner Geliebten doch wenigstens echt wäre; er gesteht, dass Andere nicht so günstig über ihr Aeusseres urtheilten, wie er; und durch die ganze

* Selbst bei der Annahme, dass Sh. in sich einen Antrieb gefunden haben sollte, in einer Reihe von Sonetten ungesetzliche Liebe in grasser, nackter Naturwahrheit zu zeichnen — eine Annahme, die etwas unsäglich Trostloses hat — bleibt es ganz unmotivirt, weshalb er den Liebhaber verheirathet sein lässt.

Reihe der Liebes-Sonette kehrt der Gegensatz von „dark“ oder „black“ und „fair“ oder „bright“, bald im eigentlichen, bald im übertragenen Sinne gebraucht, immer und immer wieder. Schliesslich verwandeln sich dem so schlecht behandelten und empörten Dichter ihre sonst so gepriesenen, berückenden Reize in abschreckende Hässlichkeit. — Ich meine, so weit könnte eine Fiction nie gegangen sein. — Ebenso ihre Charaktereigenschaften: ihre Koketterie, ihr Wankelmuth, der eigenthümliche Zauber, den sie durch die Grazie und Gewandheit, die freie Sicherheit ihres Wesens trotz ihrer Fehler ausübt — ist das beständige Thema einer Reihe von Sonetten. Wenn wir hier keine persönliche Betheiligung des Dichters finden wollen, dann mögen wir nur getrost das Paradoxon aussprechen: lyrische Dichter legen nie etwas von ihren persönlichen Leiden und Freuden in ihre Gedichte nieder. — Thatsächlich liegt hier aber die Realität der besungenen Persönlichkeit so eclatant zu Tage, dass selbst die Anhänger der Fictions-Theorie nicht umhin gekonnt haben, eine bestimmte wirkliche Frau als Gegenstand anzunehmen, die allerdings nicht entfernt in dem geschilderten Verhältniss zu dem Dichter gestanden haben soll. Wir wollen diese Deutung verehren, aber nicht für richtig halten.

Und nun darf man auch nicht jenes Kriterium übergehen, das, wenn es auch vorsichtig angewendet werden muss, doch gewiss am Häufigsten zur Feststellung subjectiver Lyrik benutzt worden ist: ich meine die eigenthümliche Verve, welche die aus dem augenblicklichen Drange mächtiger Gefühle hervorgegangenen Dichtungen vor jener ohne persönliche Erregung geschaffenen oder durch die Reflexion abgekühlten Lyrik voraus zu haben pflegen; jene Verve, die, sobald sie sich nicht in der Schilderung allgemeiner Gefühle, sondern im Anschluss an eine ganz bestimmte Situation zeigt, uns unmittelbar in den Stand setzt, zu erklären: Dieser Stoff kann nicht bloss dichterisch vorgestellt, er muss erlebt sein.* Dass dieses urwüchsige, unmittelbare Leben sich in den Shakspere'schen Liebes-Sonetten in auffallender Weise vorfindet, ist noch nie bestritten worden. Es ist von den Anhängern der fictiven Deutung durch das

* Vergleiche Goethe's Gedichte an Friederike und Lili.

dramatische Talent des Dichters erklärt worden. Indessen Das reicht nicht aus. Man könnte zugeben, dass Shakspere in einem oder mehreren Sonetten die Eifersucht geschildert hätte mit derselben packenden und erschütternden Anschaulichkeit, mit der er in einem Sonett die edle Leidenschaft der Liebe, in einem andern die niedere der Wollust nicht malt, sondern in ein wirkliches Leben ruft. Durch die gesammten Liebes-Sonette wuchert aber diese lebendige Eifersucht in so vielfarbigen, feinen Nüancen, die sich so genau an die jedesmalige Phase des Verhältnisses anschliessen, dass sie nicht ausgeklügelt, sondern erlebt sein muss. Sie erscheint zuerst, kaum wahrnehmbar, in beschönigendem Scherz über die Ausgelassenheit der Geliebten; dann in zartesten Zurechtweisungen; in den ernsten, wehmüthigen Bedenken eines in der Ferne gedichteten Sonetts; in Liebes-Betheuerungen trotz der gefährlichen Freiheiten, die sich die Geliebte nimmt; in den Versicherungen seines vollsten Vertrauens in Alles, was sie in seiner Abwesenheit thut; dann, als der Argwohn sich zur Ueberzeugung zu gestalten beginnt, lesen wir Bekenntnisse, erfüllt von Selbstironie, Schmerz und Verzweiflung; wir sehen den Dichter sich in demüthig-flehenden Beschwörungen an sie wenden, bis dann endlich die lange beherrschte entsetzliche Leidenschaft mit ihrer ganzen, wahnsinnigen Gewalt in tollen Reden, in furchtbaren Schmähungen hervorbricht. — All das soll aus kaltblütiger Ueberlegung des poetischen Effects hervorgegangen sein? — Es ist unmöglich. — Wer nicht zugeben mag, dass Gedichte, wie 43 (CXL) und 11 (CLII), von einem thatsächlich vor Eifersucht Rasenden geschrieben sind, der muss überhaupt darauf verzichten, in lyrischen Gedichten nach der Persönlichkeit des Dichters zu forschen: persönlichere Gedichte kann er nicht finden.

Wir kommen somit zu dem Schluss: dass zwar nicht alle in den dunkeln Liebes-Sonetten enthaltenen Umstände nothwendig der Wirklichkeit zu entsprechen brauchen; dass aber durch gewisse Einzelheiten, die als poetische Zuthaten überflüssig und unzweckmässig sein würden, sowie durch die durchgehende Lebhaftigkeit des Tones die Thatsächlichkeit des Verhältnisses verbürgt erscheint.

Ein Vergleich der Sonette Shakspere's in Bezug auf ihre autobiographischen Merkmale mit den lyrischen Gedichten anderer hervorragender früherer und zeitgenössischer Dichter wird ebenfalls ein für unsere Auffassung günstiges Resultat ergeben.

Diejenigen beiden englischen Sonettisten, deren Lyrik am Meisten den Eindruck des Erlebten macht, sind Surrey und vor Allen Sidney. Surrey's Geraldine hat gelebt, es war die Lady Elisabeth Fitzgerald, Tochter des Earl of Kildare, in die sich der bereits verheirathete Dichter verliebte, als sie in noch sehr jugendlichem Alter stand. Er selbst berichtet in einem Sonett über ihre Familie und Herkunft.*

Sidney's Liebe zu Lady Rich — Beide waren verheirathet — war bereits in jener Zeit eine bekannte Thatsache.**

Von den Italienern tritt besonders Michelangelo durch das Feuer einer echten Begeisterung hervor. Er besang, schon ein älterer Mann, die ebenfalls nicht mehr jugendliche, aber noch immer schöne und wegen ihres hohen Geistes allgemein gefeierte Dichterin Vittoria Colonna. Diese wirklich empfundene, von allen irdischen Schlacken befreite, himmlischreine Liebe ist es, welche den Sonetten Michelangelo's, neben den Freundschafts-Sonetten Shakspere's, ihren Platz über der gesammten Renaissance-Lyrik anweist.

Es giebt dann Dichter, deren Liebesgedichte nur zum Theil den Eindruck des wirklich Erlebten machen. Hierher gehört Petrarca, der unter einer überwuchernden Fülle kalter, gedrechselter Lyrik eine Anzahl tiefster, schönster Liebeslieder geborgen hat; verhältnissmässig zahlreich sind die Letzteren in den von einem wirklich empfundenen Schmerze dictirten Sonetten nach dem Tode Laura's. Dass diese Laura wirklich einmal gelebt hat, wird in letzter Zeit wohl kaum mehr bezweifelt. Er hat es selbst einmal in einem Briefe an

* Das Ausführlichste und Gediegenste darüber bei Nott (Ed. Surrey), Surrey's Leben. Vergl. auch Hallam, Introduction to the Lit. of Europe in the 15., 16., and 17. centuries (I, 591).

** Das Beste bei Grosart (Ed. Sidney) in seinem dem Text vorangehenden Essay. Vergl. ferner die Werke von Massey und H. Brown.

seinen Freund Giacomo Colonna, der wegen der Uebertreibungen mancher Gedichte scherzend an der wirklichen Existenz Laura's gezweifelt haben mochte, ausgesprochen.* Körting folgert, nach De Sade's Vorgange, aus den Anspielungen in den Sonetten 144, 167, nach denen die Eifersucht eines Andern ihn ihres Anblicks beraube, und auch aus der mehr versteckten des 162. Sonetts, dass Laura verheirathet war** — wie ja natürlich von den Auslegern der Dichter aus factischen Anspielungen immer auf Facten geschlossen worden ist, mit der einen Ausnahme Shakspere's.

Denselben Doppel-Charakter zeigen die Sonette Tasso's; die Einen sind im schwülstigsten, frostigsten Concetti-Stil verfasst, die Andern stellen Tasso durch die ungekünstelte Darstellung tiefer, wahrer Empfindung in die Reihe der vorzüglichsten Lyriker. Ruth (Gesch. der italienischen Poesie) sieht sich daher zu dem Schlusse berechtigt, dass die vielumschriebene Liebe Tasso's zu Eleonore von Este, die ja nach Einigen das Unglück seines Lebens gewesen sein soll, gar nicht existirt habe; denn die an sie gerichteten Sonette glühen nur in einem künstlichen und — man könnte mit Petrarca sagen — kalten Feuer, während die Sonette an Eleonore von Sanvitale und Andere von wirklicher Leidenschaft erfüllt sind.

Ueber Spenser, der in einigen Sonetten sich auch erwärmt, ist bereits gesprochen worden.

Bei andern Dichtern endlich hält sich die Lyrik in so gleichmässig mattem Tone, dass man kaum an persönliche Ergriffenheit zu denken wagt, und trotzdem finden wir auch in ihnen mitunter eine wirkliche Liebe geschildert. Ueber den eventuellen Gegenstand der Drayton'schen „Ideas" habe ich nirgend eine Andeutung entdecken können. Vielleicht sollte der Name sie als lyrische Luftgebilde kennzeichnen. Die Lauheit der Poesie spricht nicht dagegen.

Aehnlich verhält es sich mit Lodge's „Phillis".

Dass die „Diana" Constable's ein Wesen von Fleisch

* Vergl. Körting, Petrarca's Leben und Werke (Leipzig 1878), pg. 687; und Uebersetzung von Kekule und Bingeleben, pg. 45 f.

** Shakspere spricht das von seiner Geliebten zweimal unzweideutig aus, und wir sollen nicht einmal an die Existenz der Geliebten glauben.

und Blut gewesen sei, scheint historisch nicht beglaubigt, und ergiebt sich aus dem durchgängig faden Tone der Sonette erst recht nicht. Es liegt übrigens etwas Beruhigendes in dem Gedanken, dass es eine solche Unglückliche, die mit diesen Sonetten angesungen worden, gar nicht gegeben habe.*

Die Wyatt'schen Gedichte rühren ebenso wenig, als der Verfasser in ihnen gerührt erscheint, und doch wird angenommen, dass ein Theil von ihnen sich auf ein Verhältniss mit Anna Boleyn beziehe, das vor ihrer Verheirathung mit Heinrich VIII. bestanden haben soll.** — Wyatt war ebenfalls zur Zeit dieses Verhältnisses verheirathet.

Die merkwürdigste und zugleich die für die vorliegende Frage lehrreichste Erscheinung sind die Gedichte der „Vita nuova" Dante's. Sie ist eine köstliche Fundgrube für Jeden, der erfahren will, wie lyrische Gedichte, und speciell Sonette, entstehen können, und was sie bedeuten: der Dichter führt uns selbst in seine Werkstatt. — Lesen wir die Gedichte in der Witte-Kannegiesser'schen Uebersetzung, losgelöst von dem Commentar, den Dante dazu gegeben, so würden wir grosse Bedenken tragen, sie als Gemälde wirklicher Liebes-Erlebnisse zu betrachten. Wir könnten sogar, was ja auch von einigen Auslegern geschehen ist,*** geneigt sein, sie symbolisch zu deuten, wie die Canzonen des „Convito" zum Theil von Dante selbst so gedeutet werden. — Eine fast gleichmässige Kälte durchzieht sie, die blasse Reflexion herrscht durchweg, nur in wenigen Sonetten tritt uns eine herzliche Betheiligung des Dichters entgegen. Von factischen Motiven können wir nur äusserst wenige entdecken. Und doch trügt hier der äussere Schein vollständig. Wir staunen, wenn wir den Commentar

* Ueber einen der berühmtesten Sonett-Cyklen, Daniel's „Delia", der vielfach als Vorbild für die Sonette Shakspere's hingestellt wird, bin ich nicht in der Lage, ein Urtheil abgeben zu können. Es ist mir trotz fortgesetzter Bemühungen nicht möglich gewesen, das Buch aufzutreiben. Die wenigen Sonette, die sich im Ellis finden, zeigen auffallende Aehnlichkeiten mit einigen Freundschafts-Sonetten.

** Vergl. das Leben Wyatt's in der Ausgabe von Nott, und Hallam (Introduction etc. I, 590). — Die in einem Gedichte vorkommenden Worte „Noli me tangere: I Caesar's am" (auf dem Halsbande eines Rehes zu lesen) werden auf den Abbruch des Verhältnisses gedeutet.

*** Rossetti z. B. sieht in diesen Liebesgedichten nur die politischen Ideen Dante's versteckt.

lesen, in dem der Dichter den Vorhang lüftet und Entstehung und Bedeutung der Gedichte enthüllt. Sie behandeln in fortlaufender Reihe die Liebe Dante's zu Beatrice — und kein Wort des Commentars deutet die Möglichkeit einer symbolischen Tendenz an. Jedes Gedicht hat seine thatsächliche Veranlassung, die Dante auf den Gedanken bringt, ein Sonett oder eine Canzone zu machen; was denn — wie er gewöhnlich bemerkt — nach reiflicher Ueberlegung alles Dessen, was über den Gegenstand zu sagen ist, geschieht. Ein Theil von diesen Gedichten ist reine Gedanken-Arbeit, der Dichter philosophirt über einen gegebenen Fall. Aus solchen Gedichten die reale Veranlassung zu erkennen, ist ganz unmöglich; einige sind so vollkommen dunkel, dass sie ohne den Commentar ganz unverständlich sein würden, und haben dennoch ein ganz bestimmtes Ereigniss zur Grundlage. Andere, nur wenige Gedichte, zu denen den Dichter eine starke Gemüths-Aufregung veranlasste, durch gewisse Facten, wie Beatricens Krankheit, die Vision von ihrem Tode, ihren Tod selbst hervorgerufen, sind durchsichtiger, inniger, ja von ergreifender Schönheit. — Wir erfahren ferner aus diesem Commentar, wie der Dichter mehrfach die Wirklichkeit abändert zu Gunsten des poetischen Effects. — Sie sind nun auch nach einer andern Seite hin lehrreich: gewiss rührt die Kälte und Dunkelheit der Gedichte zum Theil davon her, dass der Dichter seine Empfindung vorher objectivirt, dass er den Kopf mehr als das Herz hat dichten lassen; zum Theil aber auch von der Form, die allerdings für die Behandlung thatsächlicher Vorgänge ganz ungeeignet ist.

Wir haben hier einen praktischen Beweis vor uns für die Richtigkeit der Schilderung, die Gervinus von dem Sonett giebt: er nennt es „eine quadratisch ausgeeckte Form, die alles Scharfe und Besondere verwischt, die einen dämmerigen Nebel über jeden greifbarsten Inhalt breitet.“ — „Der Mangel des Realistischen in diesen verschwommenen Gedichten,“ so fährt er fort, „soll dann durch Geist und poetischen Glanz ersetzt werden; das Verhältniss zwischen Mittel und Zweck, zwischen Sache und Ausdruck schwindet; weit ausholende Gedanken und Ausdrücke legen sich um gewöhnliche Gegenstände an, seltsame

übertriebene Bilder und hyperbolische Wendungen führen das Verständniss irre, tiefsinnige Concepte und epigrammatische Einfälle, die um ihrer selbst willen glänzen, werfen eben dadurch den Gegenstand, um den es sich handelt, in Schatten." — Diese Schilderung charakterisirt ganz genau die Art, wie das Sonett meistentheils während der Renaissance gehandhabt worden ist.* Sie erlaubt uns die Folgerung, dass die Verdunkelung thatsächlicher Verhältnisse, die stereotype Wiederholung derselben Gefühle, und noch mehr der vielfach uniforme Ausdruck dieser Gefühle bei den verschiedensten Sonettisten uns nicht berechtigen, auf eine Fiction der behandelten Verhältnisse zu schliessen. Es ist vielmehr viel wahrscheinlicher, dass die überwiegende Mehrzahl dieser Dichter wirklich Erlebtes behandelt haben, obgleich ihre persönliche Betheiligung selten aus Ton und Farbe der Gedichte kenntlich wird.

Wir schreiten daher weiter zu dem Schluss, zu dem uns diese Vergleichung des realen Eindrucks der Gedichte mit ihrer

* Dass diese Mängel sämmtlich aus der Unfähigkeit des Sonetts, reale Verhältnisse zu behandeln, nothwendig hervorgegangen seien, also zum Wesen dieser Form gehören, Das möchte ich allerdings bestreiten. Gervinus scheint zu weit zu gehen, wenn er die gewöhnliche Erscheinungsart der Form einfach als ihr Wesen auffasst. Wir dürfen doch nicht vergessen, dass die Macht der Tradition, die alleingültige Autorität der Petrarkischen Manier auf diesen Literatur-Zweig die traurigste Wirkung ausgeübt hat. Man hat eben Alles von ihm nachgeahmt, auch die krankhaften, sentimentalen Uebertreibungen, zu denen ihn eine durch ewig ungestillte Sehnsucht überreizte Phantasie so oft verleitet. Die Concepte, die Art der Bilder, die Antithesen, die Umschreibungen sind ebenfalls solche nachgeahmten Aeusserlichkeiten, die keineswegs zum Wesen der Form gehören, deren Vermeidung ihr immer zum Vortheil gereicht hat. Man darf ferner nicht vergessen, dass die Erscheinungs-Form der Renaissance-Lyrik wesentlich bedingt worden ist durch die derzeitigen überschwänglichen transscendentalen Liebes-Anschauungen, die mir aus einer Befruchtung des ritterlichen Ideals mit platonischen Ideen hervorgegangen scheinen. Man darf schliesslich nicht vergessen, dass das Sonett eine äusserst schwierige Form ist, deren effectvolle Behandlung bei der kräftigsten Phantasie- und Gemüths-Anlage die vollkommenste Beherrschung der Sprache und Verskunst, kurz einen grossen Lyriker verlangt; und dass nicht bloss Dichterlinge, sondern Menschen ohne die geringste poetische Disposition, die es über eine ganz äusserliche Nachäffung ihrer Vorbilder nicht hinausbringen konnten, aus Mode-Thorheit darin gedichtet haben. — Die Form ist, wenn auch nicht zur Darstellung realer Verhältnisse, doch zu einem concentrirten, plastisch-abgerundeten Gefühls-Ausdruck hervorragend befähigt. Das beweisen uns die meisten Sonette von Shakspere und Michelangelo, und manche Sonette von Petrarca, Tasso und Sidney.

thatsächlichen Grundlage führt: dass wir überall, wo die Realität sich durch die Hindernisse der Form hindurch drängt, mit ziemlicher Sicherheit wirkliche Erlebnisse des Dichters annehmen können. Wenn also in den Shakspere'schen Liebes-Sonetten der reale Gehalt, wie in keinen andern, zu Tage tritt, so hat er nicht trotzdem die behandelten Verhältnisse fingirt, sondern er hat sie eben deshalb wirklich erlebt.

Wir wollen nun schliesslich auch die Stimmen der massgebendsten Beurtheiler — als solche möchte ich die Literatur-Historiker von Fach bezeichnen — nicht unberücksichtigt lassen. Unter den mir bekannten herrscht über die autobiographische Grundlage der Sonette eine vollkommene principielle Uebereinstimmung. Von Gervinus, Kreyssig, Gödeke ist bereits in der Einleitung die Rede gewesen. Ich füge hinzu, dass Taine in seiner Geschichte der englischen Literatur mehrere Liebes-Verhältnisse in den Sonetten Shakspere's geschildert findet. Eine gewichtige Stimme ist die von Carriere, der in seiner Geschichte der geistigen Cultur* eine bedeutende Belesenheit auch in diesem Literaturkreise entwickelt. Er erklärt unumwunden, dass Shakspere sich zu so herrlichen Gestalten, wie Portia, an den eigenen herben Erfahrungen auf dem Gebiete der Liebe hinaufgeläutert habe. Auch er sieht in den Liebes-Sonetten ein Selbstgericht, das uns das Fundament der ganzen Shakspere'schen Sittlichkeit blosslegt, „die Urbedingung der Geistesgrösse", den Grundsatz unverbrüchlichster Wahrhaftigkeit gegen die Welt und gegen sich selbst. Er findet (IV, 229) die hervorragende Bedeutung Shakspere's als Lyriker gerade darin, dass er im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen anstatt der eintönigen Mode-Redensarten, ebenso wie Michelangelo, Bruno, Campanella, seine Gemüths-Erlebnisse, seine Gedanken in den Sonetten niederlegte.

Derjenige Mann, der auf diesem Felde gewiss das massgebendste Urtheil hat, ist Hallam. Mit einer in ihrer Gründ-

---

* Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit (IV, 479).

lichkeit einzig dastehenden Kenntniss der europäischen Literatur dieser Periode* verbindet er das feinsinnigste Urtheil. Er ist sich sehr wohl bewusst, dass die Liebesschmerzen der Sonettisten oft wohl nur erheuchelte seien (II, 255). In Bezug auf Shakspere giebt er die schwerwiegende Erklärung ab: „No one can doubt, that they express not only real, but intense emotions of the heart“ (III, 500). —

Und in der That müssen wohl die Literatur-Historiker gegen die fictive Behandlung so authentischer Lebensnachrichten ein energisches Veto einlegen. Wieviel Züge müssten aus der Charakter-Schilderung eines Dichters, ja wieviel Daten müssten aus der Literatur-Geschichte verschwinden, wenn wir dieser Art von Auffassung persönlicher Aeusserungen sämmtlichen andern Dichtern gegenüber ein Recht zugestehen wollten.

Somit wenden wir denn der fictiven und der dramatischen Richtung definitiv den Rücken und betreten den autobiographischen Standpunkt, über dessen Schwierigkeiten wir uns nicht leichtfertig hinwegsetzen wollen. Wir haben von diesem Standpunkte aus die verschiedenartigsten Pflichten zu erfüllen, deren Collision es zu vermeiden gilt.

Zunächst — Das ist natürlich die erste Forderung dieses Standpunktes — müssen wir Besitz ergreifen von dem autobiographischen Material, das uns in den Liebes-Sonetten so offenbar geboten wird, ohne ängstliche Bedenken. Denn was es auch sei, es betrifft Shakspere, es ist werthvoll. — Zugleich aber müssen wir die Lehren, die wir von den Vertretern der andern Richtungen empfangen haben, beherzigen. Wir dürfen nicht jedes beliebige Gedicht, weil es von Liebe handelt und in einem lebhaften Tone geschrieben ist, als biographisches Material betrachten und etwa — wie es geschehen ist — aus den zarteren, reineren Liebes-Sonetten auf ein

* Wohl nur ein Deutscher kommt ihm in der Beherrschung dieser Literatur-Periode nahe: es ist Bouterwek. Er macht in seiner „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit etc.“ nur einige abgerissene, nicht sehr günstige Bemerkungen über den poetischen Werth der Sonette. Ueber die vorliegende Frage äussert er sich gar nicht.

zweites Verhältniss schliessen; wir müssen Jenes nach den entwickelten Principien fest begrenzen. Wir dürfen ferner nicht jeden beliebigen Nebenumstand als biographische Thatsache fassen; wir müssen hier an die möglichen poetischen Zuthaten aus Darstellungs-Rücksichten denken. — Andererseits müssen wir Fehler vermeiden, welche die autobiographischen Ausleger trotz der Richtigkeit ihres Princips doch in der Detail-Ausführung begangen, und die ihren Gegnern Waffen in die Hände gegeben haben. Ein solcher Fehler scheint mir Der zu sein, dass sie überall in ihrer Auslegung dem Wortlaute zu viel Gewicht eingeräumt, zu wenig zwischen den Zeilen gelesen, zu selten nach andern Auffassungen, welche die auf den ersten Blick besonders gravirenden Sonette und Stellen zuliessen, gefragt haben. Den Vertretern anderer Richtungen konnte diese absolut wörtliche Deutung nur äusserst genehm sein; denn Das war ja immer der Weg, auf welchem sie die Unmöglichkeit gewisser selbsterlebter Situationen zu beweisen suchten. Alles buchstäblich nehmend, bemühten sie sich, Widersprüche zwischen den einzelnen Sonetten aufzufinden und, was schlimmer, Widersprüche mit dem uns aus seinen übrigen Schöpfungen bekannten Charakter Shakspere's, an dessen Grösse zu zweifeln ja erbärmlich wäre. Und es gelang ihnen auf diesem Wege allerdings, Bedenken geltend zu machen, über die man — wohl verstanden bei Anerkennung dieser wörtlichen Auslegung — trotz noch so grosser Concessionen an die Sitten und Anschauungen jener Zeit, an die gesellschaftlichen und persönlichen Verhältnisse des Dichters doch nur mit Mühe hinwegkommen konnte. Diesen Fehler zu vermeiden, muss uns ein Gefühl helfen, das uns zwar bei Bestimmung unseres principiellen Standpunktes nicht in erster Linie leiten durfte, das aber bei einer Auslegung im Einzelnen als die vornehmste Forderung an uns herantritt: Es ist die Pietät, die wir dem grossen Menschen schuldig sind, von welcher Seite wir ihm auch nahen. Ich habe diese Forderung im Einzelnen an Stellen, Sonetten und Sonett-Reihen zu erfüllen gesucht in der Bethätigung des früher ausgesprochenen Princips, dass in Fällen, wo mehrere Auffassungen möglich sind, immer die mildeste anzunehmen ist. Ob wir damit in jedem Falle

das Richtige treffen, können wir nicht wissen; trotzdem müssen wir es thun, denn ein anderes Handeln wäre ein offenbares, schweres Unrecht.

Wir gehen von den gravirenden Sonetten aus, die auf einem andern als dem autobiographischen Wege unerklärlich sind. In 11 (CLII) sehen wir Shakspere in einem Verhältniss zu einer verheiratheten Frau, die ihm untreu geworden ist; der Dichter schmäht sie in harten Worten. Es scheint nach Aufgabe des Verhältnisses gedichtet zu sein. Daran schliesst sich 18 (CXLII), das von demselben ungesetzlichen Verhältniss spricht und der Geliebten bittere Vorwürfe über ihren Wankelmuth macht und sie beschwört, ihm ihre Liebe zu bewahren. Dasselbe Thema behandeln 39—41 (LXXXVIII—XC) und 42, 43 (CXXXIX, CXL), die einen Cyklus bilden und zeitlich noch etwas weiter zurückgreifen. In dieselbe Zeit fällt seinem Tone nach wohl auch 20 (CXLVII), in welchem der Dichter seine Liebe mit dem Fieber vergleicht. Diesen in hellster Verzweiflung geschriebenen Beschwörungen entsprechend enthalten die Sonette 16 (CL), 17 (CXLI), 21 (CXLVIII), 26 (CXXXVIII), die als Selbstgespräche zu fassen sind, das Geständniss seines Argwohns und Selbstvorwürfe darüber, dass er noch immer nicht glauben will, was sein Herz ihm schon längst zuflüsterte. CL ist besonders beachtenswerth: es entdeckt uns, welches die Eigenschaften der Geliebten sind, die den Dichter bestricken, obgleich sein Vertrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Liebe bereits erschüttert ist. Die erste dunkle Ahnung ihres Wankelmuths enthalten die Sonette 146, 147, 90 (XCI—XCIII) und 85 (XLIX), die ebenfalls die in CL genannten Charaktereigenschaften berühren. In ihnen macht sich der Dichter Gedanken über den eventuellen Eintritt der Entfremdung. In die Zeit der ersten Unruhe des Dichters muss auch 15 (CXLIX) fallen, das auf einen kleinen Zwist der Liebenden hinweist: der Dichter mag ein leises Bedenken über ihr Verhalten ihm gegenüber ausgesprochen haben, worauf sie ihm Lieblosigkeit vorwirft. — Noch einen Schritt weiter zurück und wir erfahren die Ursache von Shakspere's Unruhe: 31, 32 (LVII, LVIII) versichern die Geliebte des vollkommenen Vertrauens ihres Liebhabers, wie oft sie auch fern von ihm sei,

wo sie auch weile; sprechen aber zugleich die Schmerzen aus, die ihm ihre Abwesenheit bereitet. — Diese gesammten Sonette bilden eine grosse Abtheilung der autobiographischen Liebes-Sonette; sie stellen die Zeit von den ersten Störungen des Einvernehmens bis zum Abbruch des Verhältnisses dar.

Aus einem Theil dieser Sonette und andern, die ebenfalls das Liebes-Unglück zum Gegenstande haben, über die wir aber vorläufig noch hinwegsehen, erfahren wir, dass die Geliebte nicht Das ist, was man schön nennt, sondern nur bezaubernd durch ihr interessantes Aeussere und ihre Anmuth. Sie ist Keine von den gepriesenen Blondinen, sondern eine Brünette. Nach diesen Andeutungen reihen sich eine kleine Anzahl Sonette diesem ganzen Cyklus an, die den Preis einer brünetten Schönheit enthalten. Zunächst S. 25 (CXXXI), in dem der Dichter gesteht, dass er sie für die Schönste hält, obgleich Andere anderer Meinung sind. Dann 24 (CXXXII) und 23 (CXXVII). Alle drei gehören in die Zeit der Annäherung. Der Dichter ist ihrer Liebe noch nicht sicher („Thou art as tyrannous so as thou art"). Dieselbe Schönheit wird begeistert gepriesen, aber als definitive Geliebte in 22 (CXXX). Jedoch unterscheidet sich dieses Gedicht wesentlich dem Tone nach von jenen Dreien (s. Archiv Bd. LXI, S. 393), es gehört in eine spätere Zeit. Eng zusammen mit diesem Sonette gehört 117 (XXI),* das genau dasselbe Thema in anderer Fassung behandelt.

Durch diese beiden Sonett-Reihen, in deren Einer der Beginn des Verhältnisses und reines Liebesglück geschildert wird, in deren Anderer aber von vornherein die schwersten Zweifel an dem Charakter der Geliebten ausgesprochen werden, wird eine dritte gefordert (vergl. Archiv Bd. LXII, S. 14). Es sind die Sonette 153 (XCIV), 86 (LXIX), 87 (LXX), 38 (XCV), 37 (XCVI), 60 (XXXVI). In ihnen erscheint der Dichter bezaubert von den Eigenschaften der Geliebten, wie sie die spä-

* Das Gedicht ist bei der Betrachtung im Einzelnen übersehen worden. In den Versen 10—12 findet sich die Wiederholung des Schlusses von S. 22 und eine Anspielung auf die Person der Geliebten („not so bright"). Es bedarf wohl kaum dieses Hinweises; auch ohne ihn ist die Zusammengehörigkeit auf den ersten Blick klar.

teren Sonette (CLII) schildern; er fasst sie hier ganz harmlos auf. Andererseits finden sich aber in ihnen bereits liebevolle Ermahnungen in Bezug auf ihr freies Wesen. Ihrem Tone nach gehören sie in eine frühere Zeit des Verhältnisses.

Betrachten wir diese Sonette vom moralischen Gesichtspunkte aus, so stellen sie allerdings das ungesetzliche Liebes-Verhältniss unleugbar fest. Alles aber, was das Verhalten des Dichters im Einzelnen betrifft, wird nur dann gravirend, wenn man die möglichst buchstäbliche, die möglichst rigoristische Auffassung damit verbindet; wenn man Alles möglichst unbillig, und damit auch sicher unrichtig deutet. Wenn man z. B. sich vorstellen sollte, dass sämmtliche hierhergehörigen Sonette an die Geliebte gesendet wären, auch die von mir als Selbstgespräche bezeichneten CL, CXLI, CXLVIII, CXXXVIII, dann würde damit dem Verhältniss der Charakter einer unerträglichen Niedrigkeit aufgedrückt — so plump wird ja aber wohl kaum Jemand verfahren. — Wollte man diese Selbstgespräche auf Grund einer Ueberzeugung, eines Wissens von der Untreue der Geliebten entstanden denken, während sie in Wirklichkeit doch nur einen schweren Argwohn zu enthalten und finsteren Stimmungen entsprungen zu sein brauchen — so würde damit der Dichter in eine Stellung gebracht, die jedes feinere Gefühl empören müsste. Wer aber wollte wagen, Das zu thun? Wer wollte in den starken Ausdrücken durchaus eine Spiegelung der Wirklichkeit finden, wenn sie ohne Zwang als Ausfluss der Stimmung des Dichters aufzufassen sind. Ebenso unbesonnen würde es sein, aus S. LXXXVIII—XC, CXXXIX, CXL, die offenbar in der leidenschaftlichsten Aufregung geschrieben sind, und nur dieser augenblicklichen Stimmung ihr Dasein verdanken, den Schluss zu ziehen, Shakspere hätte nun thatsächlich gestrebt, jene ihm abgeneigte Frau an sich zu fesseln. — Wenn man solche Abscheulichkeiten nicht herauslesen will, einen inneren zwingenden Grund giebt es dafür nicht.

Es bleiben nun noch vier Gedichte übrig, die sich ebenfalls ausschliesslich auf jene Frau beziehen. Zunächst 6 (CXLIII), das ebenso, wie die oben genannten, eine Bitte um Liebesgewähr an die ungetreue Geliebte enthält, aber in einem von

Jenen ganz verschiedenen, äusserst innigen Ton gehalten ist. Hält man sich nun für genöthigt zu glauben, dass die den Worten entsprechenden thatsächlichen Schritte geschehen wären, oder auch nur, dass der ausgesprochene Wunsch ein Ernstlicher gewesen wäre, dann wird das Sonett höchst gravirend. Fassen wir es dagegen als die blosse Fixirung einer augenblicklichen Stimmung, die ja natürlich für die Handlungsweise und den Charakter des Dichters nicht von der geringsten Consequenz sein kann, dann reducirt sich das Verbrechen des Dichters auf einen schwachen Augenblick,* in dem die vergangene Liebe noch einmal hell aufflackerte. — Von unserer Auffassung aus haben wir es nicht nöthig, auf Widersprüche in den einzelnen Sonetten hinzuweisen — dass die Stimmungen wechseln, ist an und für sich verständlich — sonst würden wir auf den Inhalt des CLII. Sonetts hinweisen, das ja ein thatsächliches Vorgehen des Dichters im Sinne des CXLIII. Sonetts ausschliesst.

Einem solchen Augenblick wahrscheinlich nach der Entfremdung gehört denn auch wohl das viel ruhiger gehaltene S. 20 (CXXXVII) an, in dem der Dichter gegen seine noch nicht ganz unterdrückte Liebe ankämpft.** — S. 4, 5 (CXXXV, CXXXVI), die sich offenbar auf die vielumworbene Schöne beziehen, möchte ich ihrer abgeschmackten Künsteleien wegen

---

* Wie wenig unwahrscheinlich diese Annahme ist, zeigt uns Gascoigne's autobiographische Erzählung „Dan Bartholmew of Bathe" (vergl. Ed. Hazlitt, Pref. XIX). In der Klage, die hier der getäuschte Liebhaber in Bath, wohin er sich zurückgezogen hat, anstimmt, kommen Stellen vor, die an den Ton dieses Sonetts erinnern, z. B. (Vol. I, 115):

Lo, here the cause for why I take this payne!
Lo, how I love the wight which me doth hate!
Lo, thus I lye, and restlesse rest in Bathe,
Whereas I bathe not now in blisse, pardie
But boyle in Bale and skamble thus in skathe
Bycause I thinke on thine unconstancie!

Gascoigne ist während dieses Verhältnisses entweder verheirathet, oder, was Hazlitt für wahrscheinlich hält, von seiner Frau getrennt. Er schildert sich als einen dem Alter sich nähernden Mann.

** Dahin modificire ich meine (Archiv LX, pg. 42) ausgesprochene Ansicht. Ebenso sehe ich mich veranlasst, die beiden folgenden Sonette, die ich früher (Archiv LIX, pg. 255) aus einem äusserlichen Grunde mit CXLIII zusammengehörig glaubte, trotz der damals schon anerkannten totalen Verschiedenheit des Tones, der Abfassungszeit nach von ihm zu trennen.

in die erste Zeit der Bekanntschaft verlegen und als scherzhafte Liebeswerbung betrachten.

Das wären diejenigen Liebes-Sonette, die ich ihrem Inhalte nach als nothwendig autobiographisch hinstellen möchte. — Von denjengen Gedichten, welche den Freund mit in das Verhältniss ziehen, sind die Meisten an Diesen gerichtet; nur drei wenden sich an die Geliebte, 45—47 (CXXXIII/IV, CXLIV). Diese gesammten Gedichte* können hier ohne vorgängige Betrachtung des Freundschafts-Verhältnisses nicht behandelt werden. Bemerken will ich nur, dass ich ihnen ebenfalls biographische Bedeutung zuschreibe; dass ich sie, mit Ausnahme des 47., sämmtlich nach, und z. Th. lange nach der Entfremdung abgefasst denke; und dass in ihnen erst recht Alles zu Gunsten Shakspere's berücksichtigt werden muss, was als blosser Ausfluss der Stimmung, als poetische Zuthat, resp. Uebertreibung der Eifersucht anzusehen ist. Im Rahmen der Freundschafts-Sonette, vom Standpunkte jener Zeit aus betrachtet, verlieren sie Viel von dem Gravirenden, was sie auf den ersten Blick zu haben scheinen.

Die (Archiv Bd. LXI, S. 417) zusammengestellten Trennungslieder** scheinen mir nach den dort angegebenen Anspielungen an dieselbe Geliebte gerichtet. Da jedoch diese Anspielungen keineswegs so zahlreich und offenkundig, wie in den bisher behandelten Sonetten, sind, so sehe ich mich nicht in der Lage, sie als zweifellos zu ihnen gehörig hinzustellen.

Die übrigen Liebes-Sonette weisen ihrem Inhalte nach nicht auf dieses bestimmte Verhältniss hin, sie enthalten Keins von seinen charakteristischen Merkmalen; womit jedoch keineswegs ausgesprochen sein soll, dass sie thatsächlich sich nicht doch auf dasselbe beziehen könnten. Die Frage ist eben nicht zu entscheiden.

Ordnung der Liebes-Sonette.

Jeder, der den Shakspere'schen Sonetten, zumal den Liebes-Sonetten zum ersten Male näher tritt, befindet sich in Bezug

---

* Es gehören hierher noch 48—53 (XXXIII—XXXV, XL—XLII).
** S. unter Sonett-Ordnung 4.

auf Verständniss und Genuss in einer misslichen Lage. Es sind verhältnissmässig nur wenige Gedichte unter den Letzteren, die als Ausdruck einer allgemein-menschlichen Empfindung an und für sich verständlich sind. Die Mehrzahl ist offenbar auf ganz bestimmte Veranlassungen, Ereignisse und Personen berechnet, die nicht immer klar hervorschimmern, wenn sie auch nicht so tief verschleiert sind, wie Die der Gedichte der „Vita nuova". Dieser eigenthümliche Charakter der Shakspere'schen Sonette tritt besonders klar hervor, wenn man sie mit irgend einem andern Sonett-Cyklus vergleicht — vielleicht „Astrophel and Stella" ausgenommen. Die Gedichte Dieser sind meist so allgemein gehalten, dass man selten eines Commentars bedarf; während die Jenen offenbar zu Grunde liegende, halbverhüllte Realität uns fortgesetzt Räthsel aufgiebt. Wären nun diese Ereignisse von einander isolirt, sich fremd; so könnte man bei jedem Gedicht erklären: dieses scheint die oder die Veranlassung zu haben, jenes ist unverständlich, und sich dabei beruhigen. Das ist aber nicht der Fall; Jedem wird vielmehr auf den ersten Blick klar, dass es sich in einer grossen Anzahl der Sonette um eine fortlaufende Reihe von Ereignissen, um eine ganze Geschichte handelt. Und Jeder sucht, so gewiss wie er verstehen und geniessen will, diese Geschichte herauszulesen. Nun sind die Sonette in einem so wirren Durcheinander der Nachwelt überliefert, dass es häufig nicht einmal klar ist, ob wir in dem vorliegenden Sonett ein Liebes- oder Freundschafts-Gedicht sehen sollen. Man bringe nun schliesslich auch die trübe, unheimliche Atmosphäre mit in Anschlag, die gewisse Sonette über die ganze Sammlung zu verbreiten geeignet sind, und die natürliche Wirkung dieser Atmosphäre auf unser Urtheil — und dann denke man sich einen unkritischen Shakspere-Freund den Sonetten gegenüber. Was können ihm die so überlieferten sein? Ein wüster Garten, in dem scheinbar Unkraut und Rosen wild durcheinander wachsen; einige der Rosen sieht man auch hier in ihrer ganzen Pracht entfaltet; viele aber werden von dem Unkraut nicht nur verdeckt und überwuchert, es entzieht ihnen ihre Lebenskraft, sie sehen bleich und welk aus. Oder, wenn wir das Bild fallen lassen: Sobald es sich nicht um einzelne lyrische Gedichte han-

delt, sondern um einen Cyklus von zusammenhängenden Gedichten, empfängt jedes seine Bedeutung und seinen Werth nicht bloss von seiner speciellen Individualität, sondern auch von dem Verhältniss, in das man es zu den übrigen Gliedern des Cyklus setzt, von seiner Stellung.

Wir befinden uns hier in ganz derselben Lage, in der Grosart den Sidney'schen Sonetten gegenüber war; er beklagt sich, dass auf Grund der ungeordneten überlieferten Reihenfolge höchst nachtheilige Schlüsse für die Sidney-Rich-Liaison gezogen wurden, und meint mit Recht, dass seine Neuordnung vieles Gravirende darin aufhebt. — Sobald wir von der autobiographischen Auffassung ausgehen, wird es daher für uns eine unabweisbare moralische Pflicht, eine taktvolle Reihenfolge der Sonette herauszufinden. Eine Pflicht bleibt es aber auch für jede andere Auffassung, besonders wenn die Sonette nicht in einer gelehrten Ausgabe, sondern in einer für das grosse Publicum berechneten Uebersetzung erscheinen — und zwar schon deshalb, damit Menschen, die Shakspere aus den Sonetten erst kennen lernen wollen, nicht zu den abenteuerlichsten Combinationen, zu den unzutreffendsten Urtheilen über des Dichters Charakter Gelegenheit gegeben werde. Eine Pflicht bleibt es auch bloss von rein ästhetischem Standpunkte, eine Ordnung herzustellen, die diese Gedichte im Zusammenhange lesbar macht, d. h. dem Leser eine fortlaufende, natürliche Entwickelung vor Augen führt.

Ohne eine solche Ordnung müssen wir eine Menge von Sonetten in eine Gattung der Lyrik verweisen, die ich eine todtgeborne nennen möchte, die an sich unverständlich und daher jedes Eindrucks unfähig ist. Es ist ja doch mit der Lyrik nicht, wie mit der Musik. Im Reiche der Töne können wir ergriffen werden und geniessen, auch wenn wir nicht in die Tiefen des künstlerischen Verständnisses einzudringen vermögen. Worte wollen vor allen Dingen verstanden sein; die musikalische Seite der Lyrik unterstützt das Verständniss, ist aber an und für sich, ohne dasselbe wirkungslos.

Jedes Sonett muss also möglichst auf den Platz gestellt werden, von dem aus es am Wirkungsvollsten, am Verständlichsten ist. Die dem Tone, dem Inhalte, der Ten-

denz nach zusammengehörigen Gedichte müssen vereinigt werden. Dies ist das eine Princip, auf das eine Neuordnung sich gründen muss; das andere ist das historische, das sich in doppeltem Sinne zu bethätigen hat. Einmal muss es wieder den Inhalt berücksichtigen, um ein glaubwürdiges Bild von dem Verlaufe des Verhältnisses zu geben; dann die Form, um die dichterische Entwickelung des Lyrikers Shakspere zu veranschaulichen. Das erstere Princip muss vorzugsweise seine Wirksamkeit in der Ordnung der einzelnen Sonette zu Gruppen entfalten, das zweite vorzugsweise in der Ordnung der Gruppen zum Ganzen; beide aber müssen fortgesetzt zusammenwirken. Der Weg zu diesem Ziele führt wohl nur durch eine ins Einzelne gehende philologische Betrachtung und Vergleichung.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die bisherigen Leistungen in dieser Richtung.

Dass einige Ausleger, wie A. Brown, Gervinus, Simpson, H. Brown den wüsten Garten für einen planvoll angelegten Park erklärt haben, sei hier eben nur erwähnt. Ein solcher Gewaltact konnte von keinen günstigen Resultaten begleitet sein, ob er nun vom autobiographischen, philosophischen* oder mystischen Standpunkte aus unternommen wurde.

Der Anonymus begeht schon damit einen grossen Fehler, dass er die bisher als Freundschafts-Sonette aufgefassten Liebes-Sonette von den andern (CXXVII—CLIV) abgesondert ordnet.**

Die übrigen Auffassungen haben schon ihrer Richtung nach nicht schöpferisch wirken können. Massey zweigt einen Theil der Sonette in einen im Voraus componirten historischen

* Simpson findet in den Freundschafts-Sonetten (bis CXXVI) und den Liebes-Sonetten zusammenhängende Darstellungen der platonischen Liebes-Philosophie, des *ἔρως οὐράνιος* und des *ἔρως πάνδημος*, jede nach den von der italienischen Liebes-Philosophie aufgestellten sechs Stufen fortschreitend.

** Die arabischen Ziffern bezeichnen in den folgenden Angaben ausnahmsweise die Nummern der überlieferten Ordnung: 21—24. 27. 28. 61. 43—47. 75. 56—58. 97—99. 113—115 — 153. 154. 128. 145. 130. 127. 131. 132. 135. 136. 143. 139. 140. 149. 137. 138. 141. 142. 147. 148. 150—152. 144. 133. 134. 146 — 49 Sonette, 129 fehlt bei ihm.

Roman, einen andern in einen ebenfalls zuvor ersonnenen Roman von originaler Erfindung ab.*

Die Vertreter der fictiven Richtung scheint bei ihren Ordnungen vorzugsweise das Verlangen geleitet zu haben, die inhaltlich zusammengehörigen Sonette zusammenzustellen, in Gruppen zu ordnen. Ueber den inneren Zusammenhang der Gruppen haben sie sich, wie erklärlich, keine Gedanken gemacht. So kann denn auch die Ordnung von Knight** den zu stellenden Anforderungen nicht genügen.

Auch Bodenstedt kann in seiner vortrefflichen Uebersetzung nach dieser Seite hin noch Manches zum Vortheil ändern. Wenn er z. B. Gedichte wie CLII, die das Verhältniss von seiner hässlichsten Seite darstellen, andern offenbar an dieselbe Frau gerichteten vorausgehen lässt, die ihren Preis begeistert singen, und diese dann wieder solchen, die das tiefste Misstrauen, die acuteste Eifersucht erzeugt hat, Platz machen: so mag das Kaleidoskop der Kreuz- und Quer-Fictionen des Dichters so vielleicht am Buntesten werden, einen angenehmen Effect bringt dieses Arrangement aber unter keinem Gesichtspunkte hervor. Dass Bodenstedt mitunter offenbar zusammengehörige Gedichte, ebenso wie andere Ordner, nicht bloss örtlich getrennt, sondern ihnen auch verschiedene Adressaten gegeben hat, darauf habe ich in der Untersuchung im Einzelnen mehrfach hingewiesen.

Die folgende Neuordnung möchte ich nun nicht etwa als das einzig Richtige und Wahre hinstellen. Der Anmassung englischer Sonett-Kritiker, die jedes Mal, wenn sie den Sonetten von Neuem Gewalt angethan haben, mit einer unsere

---

* Die Reihenfolge der Herbert-Rich-Sonette bei Massey ist: 127. 132. 128. 138. 130. 131. 96. 135. 136. 142. 143. 57. 58. 139. 140. 149. 137. 148. 141. 150. 147. 152. 151. 129. 146 — 25 Sonette.

** Pictorial Edition VI, Poems: Will (135. 136. 143). Black eyes (127. 131. 132). The virginal (128). False compare (130. 21). Tyranny (139. 140. 149). Slavery (57. 58). Coldness (56). I hate not you (145). The little love-god (153. 154). Love and hatred (129. 137. 138. 141. 142. 147. 148. 150. 151. 152 nach der alten Reihenfolge gegeben). Infidelity (133. 134. 144). Injury (33—35. 40—42). A friend's faults (94—96). Forgiveness (118—120) — 43 Sonette.

Lachlust reizenden — soll man bloss sagen, Ueberzeugungs-Festigkeit? versichern, dass nun endlich der Stein der Weisen gefunden, dass nun die Sonett-Kritik ein für alle Mal ihren Abschluss erreicht habe — dieser komischen Anmassung möchte ich mich nicht schuldig machen. Ich bin vielmehr der Ueberzeugung, dass die Sonett-Frage in gewissem Sinne immer eine offene bleiben wird, da wir über die Veranlassung und Bedeutung vieler Sonette nie ins Reine kommen können. Ich halte es sogar nicht für möglich, dass die Sonette nach dem historischen Gesichtspunkte unzweifelhaft richtig geordnet werden können. Im Allgemeinen wird man ja ihrem formellen Charakter nach zwei Classen unterscheiden können: solche, in denen die italienischen Formalien besonders hervortreten, meistens auf Kosten der geistigen Bedeutung und des poetischen Gehalts, und andere, in denen tiefe Empfindungen und hohe Gedanken in reinerer Form dargestellt werden. Jene wird man im Allgemeinen für frühere, diese für spätere Producte halten können. Unterstützt werden wir in dieser Annahme durch den Umstand, dass es einen Zeitpunkt in Shakspere's Leben gegeben hat, in dem er die Uebertreibungen des italienischen Stiles erkannt, und von dem ab er sich mit Bewusstsein mehr und mehr von ihnen frei zu machen gesucht hat. Dieser Umschwung zeigt sich in dem Tendenz-Stück „Love's Labour's Lost“, und einige Sonette weisen bestimmt auf ihn hin (22 [CXXX], 117 [XXI]), die also wohl auch das ungefähre Datum dieses Stückes (1593/4) tragen werden. Wir können daher im Allgemeinen annehmen, dass diejenigen Gedichte, die in der Form verkommen, in eine frühere, die poetisch gehaltvolleren in diese oder eine spätere Zeit gehören. — Aber damit ist im Einzelnen kein sicheres Kriterium gegeben. Denn erstens ist es nicht immer leicht, in 14 Zeilen einen bestimmten poetischen Charakter zu entdecken; und zweitens — weshalb sollte Shakspere nicht einmal in früherer Zeit ein bedeutendes, in späterer ein unbedeutendes Sonett gemacht haben? Kommen doch in „Venus and Adonis“ Stellen reinster, höchster Poesie vor, und in späteren Dramen Wortspielereien, Witzhaschereien, die nicht vom Charakter des Sprechenden bedingt werden. — Die folgende Anordnung ist also nur als Anregung aufzufassen zu

einem Streben, das mir im Interesse Shakspere's dringend geboten erscheint.

Die Grundlage dieser Ordnung bilden für mich diejenigen Sonette, die ich für autobiographische halte, und die gruppenweise schon im vorigen Abschnitte geordnet wurden.

1) Annäherung (7 Sonette).

An den Anfang gehören die 5 Sonette, welche einen Schönheits-Preis und eine Werbung im Concettistil enthalten:

4. 5. 25. 24. 23.
CXXXV/VI. CXXXI/II. CXXVII.

Diese autobiographischen Gedichte cooptiren zwanglos der Form und dem Inhalt nach jene zweifelhaften beiden Schluss-Sonette.

9. 10. (CLIII/IV).

2) Liebe (7 Sonette).

Daran schliessen sich eine Reihe von Liebesgedichten ohne persönliche Beziehungen, die meist in tändelnder Form abgefasst sind, und ihrem Inhalte nach in die erste ungetrübte Zeit eines Verhältnisses passen:

56. 27. 28. 7. 2. 3. 14.
XXIV. XLVI/VII. XXIII. CXXVIII. P. P. VIII. CXLV.

3) Leichte Schatten (9 Sonette).

Es wird natürlich erscheinen, dass wir die sechs autobiographischen Gedichte, die liebevolle Ermahnungen und Warnungen enthalten und offenbar an die dunkle Geliebte gerichtet sind, in eine intimere Zeit des Verhältnisses versetzen. — Sie kann durch die beiden unpersönlichen schönen Liebes-Sonette (65. 19), die wir daran knüpfen, als charakterisirt betrachtet werden. Zwischen diese beiden Theile, aus denen reine Liebe spricht, im ersteren einem leicht bewölkten, im zweiten einem wolkenlos blauen Himmel vergleichbar, und speciell zwischen die beiden Sonette 60, in dem Shakspere die Geliebte bittet, vorsichtig zu sein mit ihren Liebesbeweisen in der Oeffentlich-

keit, und 65, das von dem Glück seltener Zusammenkünfte spricht, schiebt sich wohl am Besten jenes räthselhafte Sonett 8, das ohne erkennbare Beziehungen von der Lästersucht der Menschen spricht.

153. 86. 87. 38. 37. 60.
XCIV. LXIX. LXX. XCV/VI. XXXVI.

8. 65. 19.
CXXI. LII. LXXV.

4) Trennung (11 Sonette).

Die Trennungslieder, die den zwar nicht zahlreichen persönlichen Beziehungen nach mit grosser Wahrscheinlichkeit an die Geliebte gerichtet sind, gehören als Gipfel- und Wendepunkt des Verhältnisses in die Mitte. Der Wechsel im Verhalten der Geliebten wird in gewissem Sinne durch eine längere Abwesenheit des Liebhabers motivirt.

66. 67. 29. 30. 68. 69. 71. 70.
L. LI. CXIII/IV. XXVII/VIII. XLIII. LXI.

64. 72. 73.
XLVIII. XLIV/V.

5) Wiedersehen. Neue Liebe (7 Sonette).

Die Sonette 33—35 schliessen sich an die vorigen nothwendig an, sie weisen auf einen Abschluss der Abwesenheit des Dichters hin. Man kann sie als kurz vor oder während oder kurz nach der Rückkehr gedichtet denken. Nun wiederholt sich der Preis ihrer Schönheit in verändertem Tone (117. 22), und das reinste Liebesglück äussert sich noch einmal in den beiden schönen unpersönlichen Sonetten 36 und 141.

33—35. 117. 22. 36. 141.
XCVII—XCIX. XXI. CXXX. LVI. CXV.

6) Störungen. Resignation (7 Sonette).

Der Dichter wird gewahr, dass die Interessen der Geliebten sich nicht mehr auf ihn concentriren; er ist oft zur Ein-

samkeit verurtheilt, wenn ihre geselligen Neigungen sie von ihm entfernen. Gegenseitige Vorwürfe (15). Den Dichter beschleichen trübe Gedanken an ein mögliches Zerwürfniss.

31. 32. 15. 146. 147. 90. 85.
CVII/VIII. CXLIX. XCI/II/III. XLIX.

7) Eifersucht (4 Sonette).

Der Dichter kann sich nicht länger verhehlen, dass diese Gedanken durch das Verhalten der Geliebten vollständig berechtigt sind. Daher die Selbstgespräche:

16. 17. 21. 26.
CL. CXLI. CXLVIII. CXXXVIII.

8) Entfremdung (6 Sonette).

Unter furchtbaren inneren Erschütterungen werden die Zweifel des Dichters zur Gewissheit. Er giebt die Geliebte auf.

39—41. 20. 42. 43.
LXXXVIII—XC. CXLVII. CXXXIX. CXL.

9) Rückblicke (8 Sonette).

In unbewachten Augenblicken wird seine Liebe in der Erinnerung wieder lebendig; sie macht sich in den verschiedenartigsten Tönen je nach der Beschaffenheit seiner Stimmung Luft.

18. 11. 6. 47. 45. 46.
CXLII. CLII. CXLIII. CXLIV. CXXXIII/IV.

12. 44.
CXXXVII. CXXIX.

Es scheint mir, dass die vorstehenden 66 Liebes-Sonette in dieser Anordnung und Auffassung ein ganz anderes, vortheilhafteres Bild von dem Verhältnisse geben, als es die Folgerungen und Schlüsse zuliessen, die sich auf einzelne aus dem wirren Knäuel herausgerissene Sonette gründeten. Dieser Glaube schliesst aber die Ueberzeugung nicht aus, dass durch kritische Ausstellungen und Besserungs-Vorschläge diese Ord-

nung wohl zu vervollkommnen ist. — Es wäre eine schöne Entschädigung für die verwandte Mühe, wenn ich mit ihr Etwas dazu beigetragen hätte, die Liebes-Sonette Shakspere's — in jedem Sinne — lesbar zu machen.

Charakter Shakspere's mit Rücksicht auf den autobiographischen Gehalt der Liebes-Sonette.

Ich darf eine Arbeit, die den autobiographischen Gehalt der Liebes-Sonette nachzuweisen sucht, nicht beschliessen, ohne den nachtheiligen Folgerungen, die einige, vorzugsweise englische, Kritiker aus einem so beschaffenen Gehalt auf den Charakter Shakspere's ziehen zu müssen geglaubt haben, entgegenzutreten. Die Beantwortung der Frage: Welchen Einfluss kann das in den Sonetten geschilderte Verhältniss auf unser Urtheil über den Charakter des Dichters haben? — scheint mir vielmehr die schönste Pflicht zu sein, die dieser Arbeit vorbehalten ist.

Derjenige bedeutendere Shakspere-Forscher, der sich durch die autobiographische Auffassung der Sonette zu den sonderbarsten Urtheilen über des Dichters Charakter verleiten lassen hat, ist unzweifelhaft Kenny in seinem Werke „Life and Genius of Shakespeare“ (London 1864). Er stellt ihn geradezu als einen schwächlichen, moralisch unbedeutenden Menschen hin. „We can trace in them (the Sonnets),“ heisst es pg. 81, „some natural direction of the poet's own taste, and some habitual condition of his own character. They are filled with love, unrequited, ardent, longing, lingering, agitating, helplessly consuming love. — They bear throughout the marks of a nature strangely impressionable, swayed by vague and subtle impulses, without any proud reserve, without any immovable, all-controlling self-dominion.“ — (pg. 101) „The poems reflect the vague and unimposing conditions of his personality.“ — (pg. 57) „Shakespeare in his private life was, most probably, no very rigid moralist.“

Wäre Kenny ein Moral-Zelot, so könnte man ihn unbe-

achtet lassen. Denn wie könnte ein Zelot von seinem einseitigen Standpunkt ein würdiges und werthvolles Urtheil fällen über diesen erhabenen Geist, von dem er gerade jene höchste Tugend, die ihm abgeht und die Jener besessen hat, wie wenige Sterbliche, erst noch lernen müsste: reine, edle Menschlichkeit, deren wesentliches Attribut Milde gegen die Mitmenschen ist.

Kenny ist kein Zelot; sein Buch erscheint überall als das Werk eines feinen, geistreichen Kopfes und eines charaktervollen, ehrlichen Mannes, der in ernstem Denken sich seine Ueberzeugung bildet und diese Ueberzeugung, ohne ängstliche Bedenken über den Eindruck, den sie machen könnte, ausspricht. Ich möchte daher sein Verfahren als eine bedauerliche Verirrung bezeichnen, die seinem in vieler Hinsicht trefflichen Werke nicht zum Vortheil gereicht.

Mag das Sonett-Material beschaffen sein, wie es wolle, der Charakter Shakspere's ist durch den moralischen Gehalt seiner Dramen ein für alle Mal festgestellt. Er steht für immer unerschütterlich fest. Kenny sagt vom dramatischen Dichter (pg. 86), dass er zwar nicht hinter jeder Einzelheit seiner Dramen stehe, aber in ihnen nothwendig „die allgemeine Richtung seines Denkens und Empfindens" zeige. Wenden wir diesen Grundsatz auf Shakspere's Dramen an, so zeigt sich in ihnen eine für alles Grosse und Schöne begeisterte Natur, ein unbegreiflich klar und tief blickender Geist, der das gesammte Welt- und Menschen-Leben in sich aufgenommen hat, ein wirklicher „μυριόνους" — und dabei nicht ein Geist, der philosophisch theilnahmlos über ihm steht, sondern der das für menschliche Augen fast zu helle Licht, das er über alle Gegenstände verbreitet, dämpft und erträglich macht durch die allumfassende Menschenliebe, mit der er die Dinge beurtheilt. So steht er für alle Zeiten da, nicht bloss ein geistig, sondern ein sittlich Gewaltiger, der die für Menschen erreichbare Höhe der Humanität erstiegen hat. Von diesem seinem schönsten Ruhme kann ihm kein Jugendfehltritt auch nur ein Titelchen nehmen.

Ueber die Art der Bethätigung seiner hohen Gesinnung im Leben wissen wir eben nicht mehr, als dass er sich die Liebe

seiner Mitmenschen in hohem Grade zu erwerben fähig war. Wir können aber auf Grund der aus den Dramen hervortretenden sittlichen Vorzüge getrost die Behauptung formuliren, dass die Principien edelster Menschlichkeit wohl immer für sein Handeln massgebend gewesen sein müssen; womit nicht gesagt sein soll, dass er in übermenschlicher, halbgöttlicher Reinheit durch's Leben gegangen sei.

Mit Recht wird jenen trüben Anschauungen Kenny's von Elze Dasjenige entgegengehalten, was von seinem materiellen Verhalten im Leben historisch beglaubigt ist, und was ihn neben seiner geistigen und moralischen Bedeutung zugleich als einen das Leben beherrschenden, praktischen, soliden Mann kennzeichnet: sein stetiges und auffallend schnelles Vorwärtskommen im bürgerlichen Sinne, als Besitzer. Gegen die Thatsache dieser praktischen, männlichen Tüchtigkeit können vereinzelte pessimistische Stimmungen, wie sie wenige Sonette in berechtigten Klagen über sein Los zum Ausdruck bringen, nicht etwa als Zeichen unmännlicher Schwäche in die Wagschale fallen. Diese Thatsache schliesst ihn von einer Klasse von Menschen, wie sie Kenny schildert, die, Sklaven ihrer Leidenschaften, unberechenbar von ihnen hin- und hergetrieben werden, von der Klasse der Greene und Marlowe, unwiderleglich aus.

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Charakterschilderung des grossen Menschen zu versuchen — es wäre eine Solche für uns Deutsche überflüssig; man braucht ja nur zu verweisen auf die Werke von Ulrici, Gervinus und Kreyssig, Männer, die Alle mit der autobiographischen Deutung der Sonette eine würdige Auffassung des Shakspere'schen Charakters vereinigen können. — Es handelt sich für uns nur darum, denjenigen Standpunkt zu bezeichnen, von dem aus die Liebes-Erlebnisse Shakspere's unter der richtigen Beleuchtung erscheinen. Und diesen scheint mir v. Friesen in seiner in der Einleitung besprochenen bewundernswerthen Abhandlung einzunehmen, wenn er uns auffordert, die Sache von der Person zu trennen, und nicht das Urtheil über eine einzelne Handlung auf die ganze Persönlichkeit zu übertragen. Das ist es, worauf es ankommt.

Das Urtheil über die Sache lässt keinerlei Erwägungen und Bedenken zu: es muss ein einfach verwerfendes sein. Wollen wir nun aber dieses verwerfende Urtheil zugleich auf den Gesammt-Charakter des Menschen ausdehnen, so begehen wir damit einen moralischen und einen logischen Fehler. Fällen wir ein Urtheil, wie wir es bei allen englischen Kritikern, die einen autobiographischen Gehalt der Sonette leugnen, finden können: „Wenn Shakspere in einem solchen Verhältniss gelebt haben sollte, dann müssten wir ihn . . . .“ (nun kommt das moralische Todes-Urtheil, das ich nicht wiederholen mag) — so behandeln wir ihn, als wenn er heute mitten unter uns lebte. Wir lassen ihm, wie einem Lebenden, jene irdische Gerechtigkeit zu Theil werden, die verlangt, dass jeder bewusst handelnde Mensch die Folgen seiner Handlungen, so wie sie die sittlichen Anschauungen seiner Zeit bedingen, trage. Die persönlichen Schädigungen, die heute gerade ein geistig hervorragender Mensch von einem solchen Fehltritt davontragen würde, lassen wir dem längst Dahingeschiedenen widerfahren. Wir vergessen ganz und gar, dass diese unvollkommene irdische Gerechtigkeit, die einfach nach den Thaten urtheilt, nur an den Lebenden ihren Lauf haben soll; dass die Todten aber jener höheren anheimfallen, die nicht auf die einzelne That, sondern ins Herz sieht; die nicht einen Fehler für das Schicksal des Einzelnen verhängnissvoll werden lässt, sondern die Summe aller Eigenschaften zieht, Gutes und Böses abwägt. Mit einem Wort: wir fällen ein persönliches Urtheil, wo wir ein historisches fällen sollten. Zu jener höheren Gerechtigkeit aber, die neben der Bibel Shakspere vor Allen lehrt, muss der Kritiker sich aufzuschwingen suchen, wenn sein Urtheil über Shakspere von Bedeutung sein soll.

Stellen wir uns auf den Standpunkt dieser compensirenden, historischen Gerechtigkeit: was kann dann eine einzelne sinnliche Ausschreitung, wie sie in jener Zeit nur zu gewöhnlich war, für ein Gewicht haben gegenüber der erhabenen sittlichen Grösse, die aus seinen Werken zu uns spricht, und die also nothwendig in seiner Persönlichkeit begründet gewesen sein muss? Wie könnte es Jemand ernstlich wagen wollen, an

dieser Grösse mit einem kleinlichen Aber, das ihm die jugendlichen Liebes-Sonette an die Hand geben, zu rütteln?

— Urtheile, welche gerade mit der in den Dramen entwickelten Charaktergrösse die Unmöglichkeit solcher persönlichen Erlebnisse beweisen wollen, haben kein festes logisches Fundament: sie bestreiten ja geradezu die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommnung des Dichters. —

Speciell wir Deutschen sollten uns vor dem eifernden Ton der Engländer hüten, in den wir nicht einstimmen könnten, ohne uns in die seltsamsten Widersprüche zu verwickeln. Wir müssten dann vollständig vergessen, dass wir bei unseren eigenen Geistesheroen ähnliche Vergehen milder zu beurtheilen pflegen, dass wir ihre moralische Persönlichkeit nicht unter dem Odium gewisser Verhältnisse leiden lassen; wir würden also — wie ungerecht! — Shakspere, das Kind der Renaissance, mit einem viel strengeren Massstabe messen, wie die Repräsentanten einer weit fortgeschritteneren Cultur-Periode. —

Wie müssten wir denn nach unseren heutigen sittlichen Begriffen über Frau von Stein, auch bei der mildesten Düntzerschen Auffassung ihres Verhältnisses, urtheilen? Wir müssten doch wohl sagen: Wenn eine verheirathete Frau nicht umhin kann, den Schwerpunkt ihres Interesses von ihrem Gatten und ihren Kindern hinweg auf einen ausserhalb der Familie stehenden Mann zu verlegen, so kann sie ihrer Bestimmung, die sie zur Hauptstütze des Familienglückes macht, nicht mehr genügen, sie sollte die Entbindung von einem Schwure anstreben, den sie zu halten unfähig ist. Und sollten wir auch rein geistige Freundschaften zwischen verheiratheten Frauen und unverheiratheten Männern in gewissen Fällen für zulässig halten, so müssten wir doch ein Freundschafts-Verhältniss, das durch die leidenschaftlichsten Liebesbriefe genährt wird, heute für unsittlich erklären.

Wenn wir nun dennoch nicht die moralische Persönlichkeit Goethe's unter einem solchen Verhältnisse leiden lassen, so kann Das doch nur auf Grund eines historischen Urtheils geschehen. Derartige Vergehen verlieren eben an Gewicht seiner Gesammt-Persönlichkeit gegenüber. Wenn wir bedenken, dass Goethe trotz Alledem das deutsche Volk auf der Bahn geistiger

und sittlicher Entwickelung mit starker Hand eine bedeutende Strecke vorwärts geführt hat, dass er ihm noch auf Jahrhunderte hinaus nach der einen und nach der andern Seite ein Leitstern sein wird; so kann Niemand ein verwerfendes Urtheil über seinen Charakter fällen, dem noch ein Gefühl für nationale Grösse im Herzen lebt, dem der Fortschritt der Menschheit nach dem Humanitäts-Ideale hin eine heilige Sache ist.

Sollen nun die Worte Goethe's

> Alle menschlichen Gebrechen
> Sühnet reine Menschlichkeit

für Shakspere, der doch auch zu den Heilanden der Menschheit gehört, keine Geltung haben?

Wir werden unseren Geistesheroen noch nach einer andern Seite hin historisch gerecht. Wir sehen in dem sittlichen Standpunkt ihrer Zeit, die derartige Verhältnisse ohne nachtheilige Folgen für die Interessirten gewähren liess, einen mildernden Umstand für diese Vergehen. Und Das geschieht mit vollem Recht. Denn jeder Mensch ist im Guten wie im Bösen ein Kind seiner Zeit, und wir würden zu den absonderlichsten Urtheilen über Menschen älterer und ältester Zeiten gelangen, wenn wir sie mit demselben sittlichen Massstabe messen würden, den wir an heutige Menschen unter unsern Erziehungs- und Bildungs-Voraussetzungen zu legen berechtigt sind.

Wie wir also einen von Shakspere möglicherweise verübten Wilddiebstahl, wie wir seine Neigung zu obscönen Spässen nicht nach unseren heutigen Begriffen, sondern aus seiner Zeit heraus, historisch d. h. richtig zu beurtheilen pflegen, so dürfen wir auch das Verhältniss der Liebes-Sonette ohne logischen Widerspruch nicht anders behandeln. Und es ist dann klar, dass die Zeit der Renaissance ein ungleich gewichtigerer Milderungs-Grund für ein solches Vergehen ist, als das 18. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert dachte man, besonders in gewissen Gesellschafts-Kreisen, sicher weniger rigoristisch über die Heiligkeit des ehelichen Verhältnisses, als es heute in den massgebenden gebildeten Kreisen geschieht. Vergleichen wir aber jene Zeit in dieser Beziehung mit der Renaissance, so könnte man sie eine sittenstrenge nennen.

Wenn man Urtheile über Menschen jener Zeit liest, die so wenig auf die herrschenden — sittlichen Anschauungen, kann man kaum sagen, sondern Anschauungen in Betreff Dessen, was sittlich oder unsittlich ist, Rücksicht nehmen: so scheint es fast, als wenn die glänzenden Eigenschaften des Geistes und der Phantasie, die uns aus allen ihren Schöpfungen entgegenleuchten, uns blind machten für die sittlichen Defecte der Gesellschaft, die die Literatur und Kunst zwar nicht so handgreiflich aufweisen, die aber doch im wirklichen Leben erschreckend stark ausgeprägt gewesen sein müssen.

Wenn im Grunde jede Geschichts-Epoche eine Uebergangszeit ist, insofern die Gegensätze des Alten und Neuen überall auf einander stossen, so giebt es doch Epochen, die mehr als andere diesen Namen verdienen, in denen eine neue Cultur sich schnell und machtvoll entfaltet, während die alte nach dem Gesetze der Trägheit in ihren Wirkungen eine Weile neben ihr fortdauert und erst sehr allmälig abstirbt; in denen daher die neben einander bestehenden Gegensätze schroffer, schwerer vereinbar sind. Eine solche Zeit ist die Renaissance.

In der Geschichte des Geistes giebt es kaum eine glänzendere: Wie ein Frühling, gleichsam über Nacht bricht der neue, klassische Geist über Italien herein und verbreitet sich von da aus, alle inneren Kräfte der Menschheit befruchtend, über ganz Europa. In verhältnissmässig kurzer Zeit entfalten sich Kunst und Wissenschaft zu einer auffallend üppigen Blüthe. Staunenswerth ist nicht bloss die Menge und Bedeutung des auf allen Gebieten Geleisteten, sondern auch die Kraft, mit welcher der klassische Geist alle Kreise: Hoch und Niedrig, Männer und Frauen durchdringt. Wonneberauscht scheint die verjüngte Menschheit dahinzustürmen, um alles Schöne und Edle zu erringen, zu besitzen, was nach der langen Winternacht der befreiende, beglückende Frühlingsmorgen verheisst. In keiner Zeit ist der Wissenseifer intensiver, die Pflege der Kunst begeisterter gewesen. Das Leben der Menschen erscheint bewegt und gehoben von grossen Ideen, für die der Einzelne Alles zu opfern bereit ist. Die geselligen Formen entwickeln sich zur Ueberfeinheit. Bei den Männern tritt an die Stelle roher Waffenbruderschaft der edelste Freundschafts-

Cultus. Und in diesem geistig erfüllten Dasein gelangen die Sinne wieder zu ihrem vollen Rechte: die Erde, jenes Jammerthal des sinnenstumpfen Mittelalters, wird zum Paradiese; die Schönheit der Natur, der Menschen, nun ein Abglanz göttlicher Vollkommenheit, geniesst göttliche Verehrung. Der Lebensgenuss wird nicht nur als erlaubt, sondern als begehrenswerth betrachtet. — Ein Blick in jene grosse Zeit, ein Sichversenken in jene von körperlicher und geistiger Gesundheit und Kraft strotzenden, lebensfreudigen, jugendfrischen Voll-Menschen hat für uns altgeborene, einseitig gebildete Viertel- und Achtel-Menschen des 19. Jahrhunderts etwas ungemein Erquickendes, Belebendes.

Und dennoch — wir dürfen unser nüchternes Urtheil nicht berücken lassen von der Farbenpracht im Vordergrunde des Gemäldes, der Hintergrund ist recht dunkel. Denken wir an die blutigen Satiren, die gerade diese Zeit in allen Ländern hervorruft, an die herzerschütternden Klagen über das Elend der Menschen, in denen sich die meisten Dichter ergehen.* Das Mittelalter lebt fort in jenen robusten, wilden Percy-Naturen, deren Begehren so gross ist wie ihre Körperkraft, die vom Gelüst direct zur That stürmen, die kein Gesetz als ihren Willen und ihre Macht kennen. Es lebt fort in der geringen Achtung vor fremdem Besitz, in der Geringschätzung des fremden, wie des eigenen Lebens. Es lebt fort in den gesellschaftlichen und Standes-Verhältnissen, in der Sitte, durch Macht und Reichthum hervorragende Menschen für höhere Wesen zu halten, vor ihnen um Gunst und Vortheil im Staube zu kriechen; einer Sitte, von der auch die geistig bedeutendsten Menschen sich nicht zu emancipiren vermögen. Das Mittelalter lebt endlich fort — trotz aller verhimmelnden Sonett-Poesie — in der rohen Auffassung der Bestimmung des Weibes, in der gänzlichen Missachtung, ja in der Verhöhnung der Heiligkeit der Ehe.

* Es ist Das ein Gebiet der sonst so spärlich vertretenen Gedanken-Lyrik, das von vielen Dichtern angebaut wird. Vergl. das unübertreffliche LXVI. (61.) Sonett von Shakspere; das Sonett von Giord. Bruno bei Carriere (Die Kunst etc. IV, 220); Wyatt, 2. Satire (Ed. Nott, pg. 87); Gascoigne „Flowers“ (Ed. Hazlitt I, 71).

Dass diese Gegensätze — auf der einen Seite kraftvolles, begeistertes Ringen nach dem Ideal, auf der anderen diese sittliche Haltlosigkeit — neben einander existiren konnten, ist unschwer zu erklären. Das Mittelalter hatte den Menschen nicht jene allgemein gültigen, ethischen Grundsätze von der Achtung fremden Eigenthums, von der Würde und Freiheit des Individuums, von der sittlichen Bedeutung der Familie u. s. w. mittheilen können, wie sie unser heutiges sociales Leben beherrschen, nach denen der Einzelne seine Lebensführung einzurichten hat, gegen die er nicht verstossen darf ohne schwere, oft unreparirbare Schädigung seines persönlichen Wohlergehens. Die oberflächliche Kirchlichkeit jener Zeit, in der ein Papst, Leo X., von der „einträglichen Fabel des Christenthums“ sprechen konnte, war nicht entfernt im Stande, das Fehlende zu ergänzen. Und so mangelte denn dem glänzenden Geistesbau der Renaissance das feste ethische Fundament.

Ein für die sittliche Indifferenz dieser ganzen Zeit charakteristisches Beispiel bietet uns Pietro Aretino in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Einer der verworfensten Menschen, die je die Welt gesehen; der im Laster lebte und starb, wie er im Laster erzeugt wurde; der nie ein höheres Ziel als die Befriedigung seiner verthierten Sinnlichkeit kannte, der Zotigste aller Schriftsteller — aber genial beanlagt, von zermalmendem Witz und schneidiger Feder, geniesst er die allgemeinste, man kann sagen, eine europäische Anerkennung. Sein Volk nennt ihn „il divino“; mit sämmtlichen bedeutenden Monarchen steht er in brieflichem Verkehr; der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Sultan Soliman überhäufen ihn mit Geschenken — ja, Julius III. verehrt ihm Einen seiner allerheiligsten Küsse.*

Diese sittliche Indifferenz zeigt sich nun auch in der Auffassung der Ehe. Ich habe absichtlich vorher bei Besprechung der von den Sonettisten geschilderten Liebes-Verhältnisse erwähnt, ob die Interessirten verheirathet waren oder nicht. In

* Vergl. Carriere a. a. O. IV, 273; Lübke, Cultur der Hohrenaissance (Nord und Süd; Bd. VIII, Heft 22).

all diesen Gedicht-Sammlungen von Petrarca bis Sidney frappirt uns eine höchst auffallende Erscheinung: Keiner der ungesetzlich Liebenden äussert jemals ein Gefühl der Reue über die Ungesetzlichkeit des Verhältnisses. Der Liebhaber macht sich wohl Vorwürfe über seine Charakterschwäche, mit der er eine fortgesetzt grausam Widerstrebende nicht aufhört zu umwerben, oder er bereut auch, wie Gascoigne, die in solchen Liebschaften ungenützt vertändelte Zeit, leichtsinnig verbrauchte Jugendkraft. Dass er aber als verheiratheter Liebhaber oder als Liebhaber einer verheiratheten Frau ein unsittliches Verhältniss unterhält, scheint Keiner zu wissen. Der sehr vorsichtig und mild urtheilende Nott sagt mit Bezug auf die Verhältnisse seiner Dichter Wyatt und Surrey (Wyatt, pg. XXVI), dass jene Zeit in derartigen Liebschaften nicht nur Nichts fand, sondern sie sogar für lobenswerth hielt. Mag man nun mit ihm von dem Platonismus dieser beiden und mancher anderen Verhältnisse überzeugt sein; dass die meisten jedoch nicht platonisch verlaufen sind, dafür sprechen mehrere sehr gewichtige Umstände.

Zunächst der Nichts weniger als platonische Ton, mit dem die delicatesten das Verhältniss der beiden Geschlechter betreffenden Dinge behandelt werden, der häufig geradezu eine Freude an der Zote verräth. Es ist unnöthig, hier etwa an die Erzählungen der Königin Margaretha von Navarra und an die Unzahl von schlüpferigen Novellen, von denen das damalige Lese-Publicum lebte, zu erinnern. Es ist ein bekannter Zug jener Zeit, allen, auch den hervorragendsten Geistern klebt er an; selbst der ernste, tiefe Denker Macchiavelli kann ihm zu Zeiten nicht widerstehen; das Lied der „Zauberer“ unter seinen Fastnachts-Liedern verdankt nur jener Freude sein Dasein.

Noch auffallender ist der naïve Cynismus, mit dem man seine Erlebnisse auf dem Gebiet ungesetzlicher Liebe vor aller Welt enthüllt, und der es unannehmbar macht, dass Schreiber oder Leser eine der heutigen ähnliche Auffassung in diesen Dingen gehabt haben könnten. Die Schreiber hätten es eben gescheut, sich derartig blosszustellen, wenn sie gewusst hätten, dass es ihnen bei ihren Lesern Unehre einbringen würde.

So finden wir denn die abscheulichsten Dinge, nicht etwa in der raffinirten Absicht moderner Sudelschriften, sondern in vollster Naïvität authentisch berichtet. Man denke an Benvenuto Cellini's Selbstbiographie, oder an Greene's „A Groats worth of Wit bought with a million of repentance“. Weniger bekannt sind Gascoigne's Leistungen auf diesem Felde. Wie er in „Dan Bartholmew of Bathe“ ohne Bedenken bekennt, dass er auch in späteren Jahren vor den Pfeilen des Liebesgottes nicht sicher gewesen sei, so schildert er uns in den „Flowers“ mit gleicher Harmlosigkeit ein, wie es scheint, jugendlicheres Verhältniss mit einer Ehefrau. Er benutzt eine trostlos charakteristische Situation daraus zu einer komischen Wirkung (Ed. Hazlitt I, 45 ff.). Er verliebt sich in eine Frau, setzt sie durch ein Gedicht davon in Kenntniss und soupirt eines Abends in ihrem Hause in Gesellschaft ihres Mannes, ihres Bruders und — ihres früheren Liebhabers. Er schildert nun in launiger Weise, wie sie Fünf zusammensitzen und statt der Worte, die sie nicht sprechen dürfen, eine bedeutsame Unterhaltung in Blicken führen. Der Dichter wirft verliebte Blicke auf die Frau, welche Diese erwidert; der alte Liebhaber beobachtet sie argwöhnisch; der Bruder winkt ihr mit den Augen, dass sie vorsichtig sein solle; und der Mann, der eine unbestimmte Ahnung hat, dass etwas Ungehöriges vorgeht, aber nicht weiss, was es ist, schaut sehr griesgrämisch drein. Der Dichter macht nun zum Ueberfluss auf dieses Augengefecht ein Räthsel, das nur sie versteht. — Er wird übrigens ebenso bald, wie er angenommen war, wieder abgedankt, und zwar auf symbolischem Wege, indem die Frau ihn einen Brief ihres früheren Liebhabers finden lässt.

Dieser Sittenlosigkeit in Wort und That entspricht denn auch die unwürdige Darstellung des ehelichen Verhältnisses, wie sie in Novellen und Komödien zu Tage tritt. Wenn Carriere (IV, 269) als die wirksamsten Mittel der italienischen Komödie „Spott über den Ehebruch, Ueppigkeit und Gemeinheit, Zoten“ anführt und hinzufügt: „Nichts wird mehr belacht und beklatscht, als jene Listen, mit welchen junge Frauen alte Männer täuschen, junge Männer hier die Unschuld verführen, dort verbotenen Genuss erjagen“ — so kann man diese

Schilderung, vielleicht in etwas beschränktem Masse, auch für die englische gelten lassen (Vergl. v. Friesen's Abhandlung, Shakespeare-Jahrbuch IV, pg. 115). Es ist nun natürlich undenkbar, dass das Institut der Ehe zugleich auf der Bühne lächerlich gemacht und in Wirklichkeit streng in Ehren gehalten sein sollte.

Wir haben ja auch in der Einleitung selbst einige Beispiele von der sündlichen Toleranz kennen gelernt, mit der hohe und höchste Kreise solche ungesetzlichen Verhältnisse behandelten. Die Königin Elisabeth selbst scheint nach Dem, was ihre Höflinge und ihre sonstigen Unterthanen von ihr sprachen und schrieben, die triftigsten Gründe für diese Toleranz gehabt zu haben.* Dass aber eine laxe Sittlichkeit nur in diesen Kreisen geherrscht haben sollte, wird schon durch die vorausgehende Entwickelung unhaltbar gemacht.**

Nach Allem müssen wir annehmen, dass der entsetzliche Artikel des Codex Amoris „Causa conjugii ab amore non est excusatio recta" auch im 16. Jahrhundert noch in ziemlich ungeschwächter Kraft bestanden habe.

Man denke sich nun einen jungen Mann, wie ihn jene Zeit so gänzlich verschieden von der Unserigen herausbildet: körperlich vorzüglich entwickelt, von bedeutender sinnlicher Beanlagung, wie sie ein Dichter braucht, mit dem frisch pulsirenden Blut, dem strammen Willen, dem ungestümen Begehren der Renaissance, eintretend in eine Gesellschaft, die in jeder Art von Genuss, sinnlichem wie geistigem, den wahren Inhalt des Lebens findet und sich die sinnlichen Freuden durch keinerlei sittliche Bedenken verkümmern lässt — wäre es nicht äusserst ungerecht, sinnliche Ausschreitungen eines solchen ganz anders gearteten Geschöpfes einer ganz anders denkenden Zeit mit heutigem sittlichen Massstabe messen zu wollen?

---

* Vergl. Massey 575—79 und Elze, der Shakespeare-Dilettantismus, Shaksp.-Jahrb. IX, pg. 248.

** Zwei Anekdoten, die auf Sh. Bezug haben, sind immerhin für die Zeit höchst charakteristisch, wenn ihre Glaubwürdigkeit auch nicht verbürgt ist. Es ist die Anekdote von William Davenant, jenem Oxforder Gastwirths-Sohne, in dessen Hause Shakspere auf seinen Reisen nach Stratford zu übernachten pflegte: er soll sich „gerühmt" haben, Shakspere's natürlicher Sohn zu sein. Die andere ist die bekannte von „Wilhelm dem Eroberer" und „Richard III." Elze, Shakespeare, pg. 199 ff.

Die Vertheidiger Shakspere's führen manche Milderungs-Gründe für eine jugendliche Sturm- und Drang-Periode des Dichters an; von allen der gewichtigste und, wie ich meine, an und für sich ein sehr starker ist das Zeitalter der Renaissance.

Scheint es mir nun, als ob auf diesen Milderungs-Grund bisher nicht das genügende Gewicht gelegt worden sei; so ist ein anderer Umstand fast übersehen worden, der hier energisch hervorgehoben werden muss. Es mag paradox klingen, und doch ist es so: In der Schilderung dieses Verhältnisses, das für seine sittliche Persönlichkeit bei der Nachwelt so verhängnissvolle Folgen gehabt hat, zeigt Shakspere sich, wie überall, als sittlich über seiner Zeit stehend und an heutige Anschauungen heranreichend.

Wir finden in dieser Schilderung Nichts von der moralischen Indifferenz seiner Zeit; in der tiefen sittlichen Aufregung, in dem Bewusstsein von dem Unrecht des Verhältnisses, in dem anhaltenden, schmerzlichen Ringen gegen den bösen Dämon der Leidenschaft steht er unter seinen Zeitgenossen vereinzelt da.

Ferner: Man hat die Offenheit, mit der er die tiefsten Falten seines Herzens herauskehrt und die uns heute oft peinlich berührt, Cynismus genannt. Diese Bezeichnung ist falsch. Denn einerseits würde diese Eigenschaft mit jenen vorher genannten, die doch nicht wegzuleugnen sind, in Widerspruch stehen, und andererseits giebt es Nichts in seinem Verhalten diesen Selbstbekenntnissen gegenüber, was einen solchen Vorwurf rechtfertigen könnte. Es ist uns nur berichtet, dass Sonette von Shakspere im Kreise seiner Freunde circulirt haben. Es steht nicht fest, welche er circuliren liess. Es kann also nicht einmal behauptet werden, dass er auch die verfänglichsten, jene Monologe, in denen er zu seinem Herzen spricht, jedem Beliebigen seiner Freunde zu lesen gegeben habe — obgleich Das in jener Zeit nichts Auffälliges gehabt hätte. Es ist denkbar, dass diese durch die Indiscretion eines intimsten Freundes, oder vielleicht des einen Freundes zur Veröffentlichung gelangt seien. Dass er selbst nicht ihren Druck veranlasst habe, darf nach den begleitenden Umständen wohl als sicher

angenommen werden. Somit existirt also thatsächlich Nichts, das auf jenen naïven Cynismus, mit dem Gascoigne und manche andere Zeitgenossen ihre Bekenntnisse selbst herausgaben, auch bei Shakspere schliessen liesse. Erkennen wir dagegen in diesen Gedichten die unverbrüchliche, bis zur Härte gegen sich selbst gehende Wahrheits- und Gerechtigkeits-Liebe des Dichters, so haben wir damit diejenige Eigenschaft gefunden, die mit seiner hohen Gesinnung, wie sie die Dramen zweifellos hinstellen, und speciell mit jenem oben bezeichneten moralischen Charakter seiner Liebes-Lyrik in keinem Widerspruche steht. Wir haben eine Eigenschaft gefunden, die wir verehren müssen.

So können wir denn diese Betrachtung schliessen mit der Behauptung: Shakspere bleibt immer er selbst, immer gross, auch wenn er in seinen Liebes-Gedichten in erhabener Einfalt zu uns spricht: homo sum.

Molière's Précieuses ridicules und Ecole des Femmes

im Lichte der zeitgenössischen Kritik.

Von den Komödien des grössten französischen Dichters haben ausser Don Juan und Tartuffe wohl die Précieuses und die Ecole des Femmes den Widerspruch der Zeitgenossen am meisten hervorgerufen. Die erstere Dichtung, wie sie die Uebertreibungen und Nachäffungen einer verkehrten Zeitrichtung, die in den hochgebildeten Kreisen der Hauptstadt zahlreiche Anhänger und Verehrer fand, mit unerbittlichem Spott geisselte, trug den Anlass zu boshaften Entgegnungen und persönlichen Invectiven in sich selbst. Die zweite der beiden Komödien berührte jedoch nirgends in directer Weise persönliche Interessen und Neigungen und kann daher an sich betrachtet auf keine Weise die niedrige Leidenschaftlichkeit und raffinirte Gemeinheit des allgemeinen Zetergeschreis erklären, das sich gleich nach ihrer ersten Aufführung gegen Molière erhob. Der Neid über den wachsenden Ruhm Molière's, die finanzielle Rivalität und persönliche Antipathie zwischen der Truppe des Dichters und denen der beiden anderen Theater der Hauptstadt, sind nur äussere Motive für die besondere Verbissenheit dieser Angriffe. Der eigentliche Grund liegt tiefer und wird von den Gegnern Molière's so geschickt verschwiegen, dass er nur gelegentlich und andeutungsweise Ausdruck findet. Er liegt in dem richtigen Bewusstsein, dass mit dieser Dichtung das hergebrachte künstlerische Schema, das den Ruhm der bedeutendsten Dichter und der hervorragendsten Schauspieler begründet

hatte, bei Seite geschoben würde.* Eine Dichtung, welche den Sieg der lauteren, ungeschminkten Natur über alle künstlichen Mittel der Erziehung schildert, welche in dem Charakter der Hauptperson die wahre Natur verherrlicht, musste allzusehr gegen die Tradition der französischen Kunstdichtung verstossen, auch wenn sie die äusserlich gewahrte Regel der heiligen drei Einheiten nicht thatsächlich übersprang.** Es mag gegründetem Zweifel unterliegen, ob der Sturmangriff auf Molière's Dichtung ein so heftiger und eifriger geworden, ja ob er überhaupt erfolgt wäre, wenn nicht Molière selbst durch seine am 1. Juni 1663 aufgeführte Critique de l'Ecole des Femmes auch die gegnerische Kritik in die Waffen gerufen hätte.*** Denn noch hatte, von de Visé's ziemlich gemässigter und das persönliche Bewusstsein Molière's wenig berührender Kritik in den Nouvelles nouvelles abgesehen,† Niemand das Stück offen angegriffen, möchten auch spöttische Bemerkungen und abfällige Urtheile geflissentlich unter den Gegnern Molière's umhergetragen werden (s. u.), als der Dichter selbst von der Vertheidigung des Stückes zu einem Angriff auf seine persönlichen Feinde, wie auf die Vertreter der tragischen Dichtkunst überging.††

Wenngleich nun erst der bittere Spott dieser Kritik die Gegner aus ihrer Ruhe aufstörte, die glimmenden Funken ihres

* Darum der in dem Panégyrique de l'Ecole des Femmes und dem Guerre comique gegen Molière gerichtete Vorwurf, dass er Zerstörer der „belle comédie" sei. Ueber die manierirte Weise der damaligen Schauspielkunst, die dem Charakter der dargestellten Stücke allerdings entsprach, vgl. Despois' Bemerkung (Oeuvres de Molière ch. Hachette III, 373 u. 374).

** Das Stück spielt bekanntlich auf der Strasse vor Arnolphe's Hause, aber die Handlung selbst macht eine Veränderung des Schauplatzes nothwendig. Gegen diesen Mangel des Stückes richtet sich schon die Kritik der ersten Schmähschrift des de Visé, Zélinde betitelt (s. u.).

*** Despois' Bemerkung a. a. O. 111: les libelles contre l'Ecole des Femmes n'avaient guère eu le temps de se produire" trifft nicht zu. Die Zeit vom 26. Dec. 1662, dem Tage der ersten Aufführung der Ecole, bis zum 1. Juni 1663 war lang genug, um ein Druckprivilegium zu erlangen und den Druck zu bewerkstelligen. Genügte doch später der Zeitraum vom 1. Juni 1663 bis August desselben Jahres, um die „veritable critique" des de Visé erscheinen zu lassen.

† Wenn de Visé dem Molière ein Plagiat vorwirft, so konnte das den nicht besonders kränken, der selbst den Ausspruch gethan: „Je prends mon bien, où je le trouve." Sonst wird das Stück nicht unbedingt getadelt (vgl. Despois a. a. O. 114).

†† s. Sc. VI, Hachette III, 351 u. 52, u. Sc. VI, ebd. 355 u. 356.

Neides zur hellen Flamme auflodern liess, und nach de Visé's ausdrücklicher Versicherung den directen Anlass zur ersten dieser Schmähschriften, der Zélinde gab,* so ist doch aus der Kritik selbst ersichtlich, dass die Mehrzahl der später vorgebrachten Einwände schon vorher öffentlich ausgesprochen und zu Molière's Kenntniss gelangt waren.** Es kann kaum ein Zufall sein, dass Molière gerade diejenigen Stellen des Stückes vertheidigt, gegen welche sich später immer von Neuem die Kritik der Gegner richtet, dass er selbst Einzelheiten der später erschienenen Gegenkritiken hier anticipirt und zurückweist. Molière hätte sonst eine mehr als menschliche Divinationsgabe besitzen, über die schwachen, leicht angreifbaren Stellen der Komödie ein unbefangeneres Urtheil haben müssen, als mit dem Selbstbewusstsein eines Autors vereinbar ist. Wenn hier der Dichter seine Dichtung gegen den Vorwurf der Obscönität, der Verletzung des sittlichen Anstandes vertheidigt, wenn er sich gegen die Insinuation wehrt, dass er das Weib herabsetze und profanire, so hatte er seinem Gegner de Visé die Hauptwaffe aus der Hand geschlagen.*** Wenn er ferner den Beifall des Hofes zu Gunsten seines Stückes ausbeutet, wenn er auch das Urtheil der Menge als das des gesunden Menschenverstandes hinstellt, so war damit der von Boursault in crassester Weise ausgesprochene Vorwurf, dass Molière's Dichtungen nur für die Hefe des Volkes geschrieben seien,† ebenso zurückgewiesen, wie der Versuch de Visé's, die Marquis gegen den Dichter aufzuhetzen. Der von den Gegnern mehrfach hingeworfene Gedanke, dass das Interesse für die „ernstere Dich-

* Ce qui fut cause, que je fis ensuite ma Zélinde, voyant qu'il (Molière) avait agi en père, et qu'il avait eu trop de complaisance pour ses propres enfants. Dass die Schrift ohne genügende Gründe dem Visé abund dem Villiers zugesprochen, zeigt Despois' Erörterung (Hachette 112. Anm.).

** Dies auch Despois' Meinung a. a. O. III, 115, der aber jeden näheren Beweis schuldig bleibt. Moland stellt aus einzelnen Stellen der späteren Schmähschriften eine Kritik a priori zusammen, ohne den Nachweis zu führen, dass sie schon damals und gerade ebenso an dem Stücke geübt worden ist (Oeuvres III, S. 4—6).

*** In der Zélinde s. u.

† Portrait du Peintre letzte Scene, Zélinde (s. u.). Auch im Impromptu de l'hôtel de Condé (Fournel I, 246) derselbe Vorwurf: „On rit dans le comique et dans le sérieux," Worte, die zunächst von dem Schauspieler Molière gelten, doch auch den Charakter seiner Stücke berühren.

tung" schwände, weil Alle den Molière'schen Stücken nachliefen,* wird an einer anderen Stelle der Critique gebührend kritisirt. Die für jene Zeit so gefährliche Insinuation, dass die von Arnolphe der unschuldigen Agnès ertheilten Gebote eine Verspottung des Decalogs seien,** war ebenfalls dem Verfasser der Critique de l'Ecole des Femmes schon bekannt. Wenn die Verletzung der Regeln des Aristoteles in der Zélinde als besonders schweres Vergehen gerügt wird, so erwidert darauf schon eine Stelle der Kritik, dass aller Regelkram das Genie nicht fesseln dürfe und dass überdies keine dieser Regeln in dem Stück verletzt sei. Auch detaillirte Einzelheiten der späteren Pasquille werden bereits hier angedeutet. So der Spott über das ominöse „le" (A. I, Sc. IV), über den Vergleich des Weibes mit einer „potage de l'homme" (A. I, Sc. 3), über die komische Unterredung des Arnolphe mit seinen saumseligen Bediensteten (A. I, Sc. 6). (Hachette 362 u. 66.)*** Selbst der naheliegende Einwand, die Marquis möchten aus dem Spotte Molière's Anlass zu ihrer Besserung nehmen, wie ihn später ein Marquis in den Amours de Calotin den Verächtern Molière's entgegenstellt,† wird in der Critique anticipirt.

Leicht begreiflich ist es, warum gerade de Visé, der schreibfertige Verkleinerer Molière's, durch diese Critique zuerst und so schnell auf den Kampfplatz geführt wurde. Ihn, der den Ruhm der tragischen Dichtkunst und die verblichenen Lorbeeren des greisen Corneille noch jüngst so eifrig vertheidigt, musste jener Angriff auf die Bedeutung der Tragödie, dessen Spitze sich unzweideutig gegen Corneille†† richtete, aufs persönlichste berühren. Ihm musste es ebenso als Eingriff in die eigenen Rechte und als sträfliche Ueberhebung er-

---

* s. Panégyrique, Guerre comique.

** Zélinde, Portrait du Peintre. s. u.

*** Vor Allem in Zélinde. Das le wird auch im Portrait du Peintre in verschiedenen Tonarten ventilirt.

† Abgedr. bei Fournel, Molière et ses contemporains, Bd. II.

†† Auf ihn vor Allem gehen die Worte: Je trouve, qu'il est bien plus aisé, de se guinder sur de grands sentiments, de braver en vers la Fortune, accuser les destins, de dire des injures aux Dieux, que d'entrer . . . und ebds. Lorsque vous peignez des héros vous n'avez qu'à suivre les traits d'une imagination, qui se donne l'essor et qui souvent laisse le vrai pour attraper le merveilleux. Dass auch „der grosse Corneille" ein Gegner der Ecole des Femmes war, zeigt Despois a. a. O. 136, 37.

scheinen, wenn derselbe Molière, der schon den gefeierten tragischen Meisterwerken eine so gefährliche Concurrenz machte, auch mit ihm, dem selbstgefälligen Kritiker und Journalisten zu wetteifern versuchte. Zudem waren die offenen Blössen der Molière'schen Kritik* willkommene Zielpunkte für die Pfeile seiner boshaften Spottsucht.

Zélinde, ou la véritable critique de l'Ecole des Femmes,** die bald nach der ersten Aufführung der Critique de l'Ecole des Femmes erscheinende Gegenkritik, verleugnet neben aller persönlichen Eingenommenheit doch nicht die Zeichen der kritischen Routine. Alles ist in der Schrift wohl berechnet, um Molière's Dichtung herabzusetzen und doch den Schein einer sachgemässen Beurtheilung zu wahren. Schon die Einführungsscene der eigentlichen Kritik ist so eingerichtet, dass die Molière'sche Komödie als ein Stück nach dem Geschmacke des hauptstädtischen Pöbels erscheinen muss. Ein Kaufmann kündigt sich in derselben als Bewunderer und fleissiger Besucher des Molière'schen Theaters an, deutet auch Applausscenen an, die er und seine gleichgestimmten Freunde ins Werk setzen. Als dann aber das Gespräch auf die Ecole des Femmes und die Molière'sche Critique kommt, und jeder sein Theil zur Herabsetzung beider Stücke giebt, ist die Lust am Schlechtmachen und Verkleinern in ihm grösser, als seine anfängliche Vorliebe für den Dichter. Die in der eigentlichen Kritik gegen das Molière'sche Stück vorgebrachten Einwände lassen sich auf zwölf verschiedene Punkte von grösserer oder geringerer Bedeutung zurückführen.

In erster Linie wird die Komödie als eine Schmähschrift hingestellt, die das ganze weibliche Geschlecht beleidige. Die Damen der Hauptstadt mit ihren weitreichenden Verbindungen und oft verhängnissvollem Einfluss sollten also gegen das Stück, wie gegen die Person des Dichters in Waffen gerufen werden.

* z. B. jener Grundsatz: Le grand art est de plaire, auch die Bemerkungen über die Scene zwischen Arnolphe, Georgette und Alain, wie anderes.

** Zuerst erschienen: Paris 1663 ch. Guill. de Luyne. Kgl. Bibl. zu Dresden L. G. A. 2021. Ueber die Autorschaft de Visé's s. Nr. 6. Zur Chronologie dieser und der folgenden Pamphlete: Fournel a. a. O. I, 97 u. f., u. Oeuvres (ch. Hachette) III, 126, A. 1.

Aber nicht nur die Achtung vor dem weiblichen Geschlecht soll der Dichter unbeachtet lassen, sein Spott treffe auch die Religion, denn was seien Arnolphe's zehn „Maximes du mariage“ anders, als eine Persiflirung des Decalogs. Doch mehr noch; Molière, dem nichts heilig ist, hat selbst vor dem Gebote der heiligen* „drei Einheiten“ keine Scheu, namentlich das Dogma von der Einheit des Ortes verletzt er in frevelndem Uebermuth. Wie er so die Theorien des Aristoteles bei Seite wirft, so spottet er auch der dramatischen Theorie eines anderen Kritikers, eines Aristoteles des XVII. Jahrhunderts, des — d'Aubignac.** Wie die Religion durch Molière's Spott beschimpft ist, so sind auch nicht nur die Marquis, sondern der erlauchte Adel des Königreichs, der Hof, vielleicht die Person des allmächtigen Monarchen selbst*** durch Molière's Kritik in den Staub gezogen. Alle Stände — so war de Visé's wohlberechnete Politik — der Priesterstand, der Adel, die zahlreiche Schaar der Hofdamen und hauptstädtischen Schönen, die ehrfurchtvollen Vertreter Aristotelischer Theorien sollten demnach in geschlossener Phalanx gegen den verwegenen Neuerer ins Feld geführt werden. Ganz insbesondere werden noch die auserkorenen Lieblinge Molière'scher Satire, die höfischen Marquis, bearbeitet. „Sie umarmten“ den, so heisst es ausdrücklich, der sie dem Spott preisgebe, weil er ihnen Gelegenheit schaffe — „sich gegenseitig auszulachen“. Sie bemerkten nicht, dass Molière sie bei jeder Begegnung stumm und schweigsam beobachte, um so ganz unbemerkt ihr Porträt zu entwerfen.

Andere boshafte Bemerkungen richten sich gegen Einzelheiten der Ecole. So wird es ins Lächerliche gezogen, dass Alain und Georgette vor ihrem erzürnten Herrn wiederholt aufs Knie fallen,† dass Alain in natürlicher Derbheit die Frau als „potage de l'homme“ bezeichne, dass Agnès einen Stein aus

---

* Die noch vor zwei Decennien von Nisard, hist. de lit. fr. IV, mit glühender Begeisterung vertheidigt wurden.

** Ueber ihn s. Oeuvres III, 357, Nr. 1.

*** Wie de Visé später in seinem bei Hachette III, 146—148 abgedruckten „Briefe über Theaterangelegenheiten“ näher ausführt.

† de Visé lässt beide sechs oder sieben mal auf die Kniee fallen, während sie doch (nach dem Text der Ausg. von 1734 s. Hachette III, 189, Nr. 2, 3; 190, Nr. 2) dies in dem Stücke nur dreimal thun. Also eine absichtliche Uebertreibung der Sache!

dem Fenster werfe, um ihr Liebeszeichen an Horace gelangen zu lassen, denn der Stein hätte ja Vorübergehende treffen können.* Das ominöse „le“ wird natürlich ins Frivole gezogen, und die dumme Unschuld des Horace, der der Agnès nur ein Band entreisse, ohne sein Glück „weiter auszunutzen“, bespöttelt. Endlich wird das komische Intermezzo zwischen Arnolphe, der in vermeinter Einsamkeit ein Selbstgespräch führt, und dem Notar, der auf ihn losspricht und sich einredet, dass der Andere ihn höre und ihm antworte, natürlich von unserem Kritiker nicht vergessen.

Vergleichen wir diese sog. Kritik mit jener Notiz in den „neuesten Neuigkeiten“, deren wir oben gedacht haben, so dürfen wir nicht verkennen, dass de Visé von einer ästhetisch-principiellen Kritik zu persönlichen Verdächtigungen vorgegangen ist. Die Hauptpunkte seiner Auseinandersetzungen treffen mehr den Menschen Molière, als den Dichter, und sind weniger geeignet, die Dichtung in ihrem Werthe herabzusetzen, als dem Verfasser derselben ernstliche Feindschaften und gehässige Antipathien in der vornehmen Welt zu erregen. Doch der Ton der Schrift geht nicht über die Schranken des geselligen Anstandes hinaus, und unterscheidet sich merklich von den pöbelhaften und gemeinen Wendungen, die wir in der folgenden Schmähschrift, dem „Portrait du Peintre“ des Boursault, antreffen.

Boursault, Theaterkritiker und zugleich dramatischer Dichter, kann in seiner literarischen Stellung mit unserem Kotzebue verglichen werden.** Ein unversöhnlicher Hass und ein verzehrender Neid richtet ihn gegen Alle, die an Genie, Bedeutung und Ruhm ihm überlegen sind. Wie ihn die schon verwelkten Lorbeeren des grossen Corneille nicht ruhen lassen, so stachelt Molière's zunehmender Ruhm sein Selbstgefühl als

* Noch weiter wird dieser Punkt in dem Guerre comique ausgeführt. Agnès, heisst es dort, müsse mit dem Polizeicommissar gut gestanden haben, um ungestraft ein solches Steinbombardement am hellen Tage sich gestatten zu dürfen.

** Nähere Notizen über sein Leben, Charakter und dramatische Werke bei Fournier a. a. O. Einleitung. Die Einleitung der 1746 erschienenen (Pariser) Ausgabe der Werke Boursault's leidet an starker Ueberschätzung seiner literarischen Bedeutung. Dem Herausgeber erscheint B. als ein Dichter, der sich getrost dem Molière an die Seite stellen könnte.

Autor. Es gab nichts Grosses, nichts Bedeutendes im damaligen literarischen Frankreich, das Boursault's Feder nicht ebenso besudelt hätte, wie es die noch gemeinere Feder Kotzebue's gethan. Auch ihm hatte Molière's Critique de l'Ecole einen willkommenen Vorwand zur Veröffentlichung seiner bereits früher aufgeführten Schmähschrift gegeben. Hatte doch Molière in diesem Stück einen Dichter Lysidas auftreten lassen, der in seiner Sucht, alles Grosse zu verkleinern, stark an Boursault erinnerte. Hatte doch derselbe Molière im Impromptu de Versailles ihm, dem eingebildeten Dichter, die Autorschaft des Portrait du Peintre abgesprochen, dieses Machwerk für eine Collectivarbeit aller Dichter und Schauspieler aus dem feindlichen Lager erklärt und zum Ueberfluss den selbstbewussten Dichterling für einen „Schriftsteller ohne Ruf" ausgegeben.*

Gleich in der Vorrede zum „Portrait" giebt daher Boursault seinem gereizten Ehrgefühl einen unzweideutigen Ausdruck. Er weist die Andeutung Molière's, als ob sein „Portrait du Peintre" nicht von ihm allein verfasst sei, mit vornehmer Geringschätzung zurück, indem er dabei seine eigene Mittelmässigkeit hoch über das Genie des gefeierten Dichters hebt. Die Vorzüge seiner satirischen Dichtung säumt er natürlich nicht, in ein möglichst helles Licht zu stellen.

Das Stück selbst ist übrigens in Bezug auf Handlung und Charakterzeichnung nur ein Abklatsch der Molière'schen Critique de l'Ec. des F. Es spielt in der höfischen Gesellschaft, in dem Salon einer blasirten Modedame, Amaranthe genannt. Dort tritt ein Comte auf, der zu dem Marquis in der Critique sich wie die Carricatur zum Original verhält, ein fader Patron, der vor Allem sich amüsiren, lachen und witzeln will. Ihm steht Damis gegenüber, ein durchaus natürlicher Mensch, von unverdorbenen Sitten und gesundem Verstande, dem Dorante der Critique in mancher Hinsicht verwandt. Lizidor** ist ein Zerrbild des Molière'schen Lysidas; Oriane, die Précieuse des Stückes, hat manche Aehnlichkeit mit der affectirten Climène.

* v. L'Impromptu de Versailles sc. V. Hachette III, 420 u. 21.

** Ob Boursault sich selbst im Lizidor habe porträtiren wollen, um dadurch seiner Erbitterung über die anzügliche Figur des Lysidas (s. o.) Ausdruck zu geben, wie Despois vermuthet, ist doch mindestens zweifelhaft.

Der Abschluss des Stückes ist das einfache Gegenbild der letzten Scene der Critique. Wie man hier über eine Komödie zu Gunsten Molière's sich berieth, so wird dort ein Rachestückchen gegen Molière geschmiedet.

Während alle Personen des „Portrait du Peintre" auf das Molière'sche Stück losschlagen, und Damis allein sich ziemlich passiv verhält, muss Lizidor gerade die schwachen Stellen der Ecole mit persiflirenden Lobeserhebungen überschütten. Dieser eine Zug beweist schon, dass es dem Satiriker Boursault nicht „am Wollen" des Bösen, wohl aber „am Vollbringen" fehlte. Lizidor tischt nun eine Anzahl von Einwänden auf, die uns aus Zélinde bereits hinreichend bekannt sind,* und überbietet nur darin die frivole Witzelei de Visé's, dass er auch die „pouces de la nuit", die Agnès Nachtruhe plagen, ins Obscöne zieht. Neu sind nur die Urtheile über den reizend naiven Brief der Agnès an Horace, von dem Boursault mit wohlfeilem Spott bemerkt, dass Agnès „in einer Stunde vollende, woran Molière mehr als einen Tag gearbeitet habe", und über den undramatischen Schluss des Stückes. Ein anderer unberufener Kritiker in dem Boursault'schen Stücke, Dorante, bezeichnet die Ec. des F. als eine Tragödie — weil darin eine Katze sterbe. Endlich wird die dem Molière insinuirte Verspottung des Decalogs mit der ironischen Bemerkung entschuldigt, dass der Dichter „die Katechese mit der Erregung der Lachlust, das Nützliche mit dem Angenehmen" vereine. Zwei Witzchen, die wohl genügend Boursault's Geistesrichtung bekunden. Der ärgste Trumpf wird am Ende des Stückes ausgespielt — um mit einer unbewussten Glorificirung Molière's das eigene Spiel zu verlieren. Molière, so heisst es, sei ja als Schauspieler, wie als Dichter unangreifbar, denn wage es Einer, ihn auf der Bühne zu verspotten, so regne es faule Aepfel auf ihn aus den Händen von Molière's Lieblingen, der Parterrebesucher. Derselbe Molière, den so Niemand ungestraft lächerlich machen dürfte, mache selbst alle Anderen ungestraft lächerlich — weil Niemand es merke und Jeder über seine Mitmenschen zu lachen

* Der Spott über das „le", die Persiflirung der Scene mit dem Notar und mit dem Bedienten, die angebliche Verspottung des Decalogs durch die Maximes du mariage.

meine, während er selbst Zielpunkt der Satire sei. Der grösste Vorzug, den man einem komischen Dichter nachrühmen kann, dass er das Individuelle zum Allgemeingültigen und Typischen erweitere, wird in Boursault's ebenso boshafter, wie ungeschickter Satire zum schwersten Vorwurf gestempelt. Dieses indirecte Bekenntniss der eigenen Geistesohnmacht ist die beste Kritik des Boursault'schen Pamphlets.

Inmitten des ärgsten Tumultes der Pamphletschreiber suchte ein ruhiger, gemässigt denkender Mann sich Gehör zu schaffen. Es war der Journalist Robinet, der in einem kritischen Resumé, dessen Spitze sich gegen Boursault's elendes Machwerk richtet, die für und gegen das Stück vorgebrachten Argumente zusammenzufassen suchte. Die eigene Meinung des Autors ist, vorsichtiger Weise, verhüllt und das Gewicht der vorgebrachten Argumente neigt sich mehr auf die Seite der Gegner Molière's.* Wenn am Ende dieser Schrift sich die beiden Anwälte Molière's zu den Gegnern des Dichters gesellen, „um die Gunst der Damen nicht zu verlieren", so ist übrigens darin eine Verspottung des von de Visé in der Zélinde vorgebrachten Argumentes und eine indirecte Parteinahme für Molière kaum zu verkennen. Auch die höhnische Kritik des Boursault'schen „Portrait du Peintre", die Drohung mit einer empfindlichen Rache Molière's lässt eher einen Freund als einen Gegner erkennen.

Molière, nachdem er im Impromptu de Versailles die Personen seiner Gegner dem sicher wirkenden Spotte preisgegeben, handelte im Interesse der Selbstachtung, wenn er sich nicht mehr in einen Streit einliess, der seit Boursault's Portrait du Peintre immer mehr in zügellose Grobheit und gesuchteste Gemeinheit ausartete. Schon die nächste Schmähschrift „La Vengeance des marquis", von de Visé verfasst, den wir schon zweimal als Vorkämpfer der Feinde Molière's antrafen, erscheint stellenweis wie aus tiefster sittlicher Kloake aufgefischt. Sie richtet sich fast ausschliesslich gegen den Dichter und

* So wenigstens nach Fournel's (a. a. O. I, 100) Ansicht, der sich Despois a. a. O. 145 anschliesst. Ich kenne die Schrift nur aus den Citaten bei Moland, der Hachette'schen Ausgabe und aus der Inhaltsangabe Fournel's.

seine nächste Umgebung, nicht gegen die Dichtung. Denn das Wenige, was an ästhetischen Einwänden gegen die Ecole vorgebracht wird, ist nur ein dünner Aufguss auf den stark gebrauten Gifttrank in der Zélinde.* Daneben aber finden wir eine bunte Auswahl der schlimmsten Vorwürfe, die je von böswilligen Zungen gegen Molière's Charakter ausgesprochen waren. Molière sei ein Plagiator, er variire dasselbe Thema, er lese seine Stücke den Reichen vor, ehe er sie aufführe, arbeite lange Zeit im Geheimen an Komödien, die er schnell hinzuwerfen vorgebe. Neu sind alle diese Insinuationen natürlich nicht. Sie tauchen zuerst in den gegen die Précieuses gerichteten Stücken Somaize's auf, und werden zum Theil schon in den Nouvelles nouvelles und Zélinde proclamirt.

Noch einmal macht auch hier de Visé den Versuch, die Marquis und die Frommen gegen Molière in den Harnisch zu bringen. Eine Zier- und Modedame, Orphise genannt, muss ihrem Unwillen über die Verspottung der „galanten" Marquis Ausdruck geben, und anderswo wird höhnisch bemerkt, dass die Marquis sich des Spottes noch freuten. Selbst die Lakaien müssen hier ihren öffentlich carrikirten Herren den Gehorsam aufkündigen, und ein Lakai, in getreuer Consequenz des Molière'schen Dictums: N'est il pas vrai, que les marquis prissent la place des valets, sich als Marquis kleiden und geberden. Eine hauptstädtische Fromme, Clarice, lässt sich herbei, die sündliche Stätte des Molière'schen Theaters zu betreten, um ihre „Sündlichkeit zu tödten" (se mortifier) und dem Dichter in christlicher Demuth Vorwürfe über sein unmoralisches Stück zu machen. Im geistlichen Hochmuth wundert sich die Fromme, wie die verderbte Menge über „so armselige Dinge" (si peu de chose) lachen könne.

Den Haupttheil seines Witzes verschwendet de Visé an den Damen des Molière'schen Theaters. Die Duparc wird kurzweg als altes Weib bezeichnet** und Madeleine Béjart mit

* So wird der Vorwurf wiederholt, dass das Stück die Achtung vor dem Adel, der Kirche und der Moral untergrabe.

** Sehr jung und reizend kann sie allerdings nicht mehr gewesen sein, da M. bald darauf ihr „die ersten Rollen" abnahm und diese durch seine Gemahlin spielen liess. S. die Notiz der über Theaterklatsch wohlunterrich-

ihrer Neigung, in jugendlichen Rollen trotz der vorgerückten Jahre aufzutreten, lächerlich gemacht. Damit Molière selbst nicht leer ausgehe, wird sein häusliches Missgeschick, das schon damals stadtbekannt gewesen zu sein scheint,* in handgreiflicher Weise angedeutet, auch sein schauspielerisches Talent in herbster Form geschmäht. Die Boursault'sche Schmähschrift wird ihm hier mit viel Bosheit und wenig Witz zu Gemüthe geführt. Molière soll bei Anhörung dieses Pamphlets** scheinbar erfreut gewesen sein, weil er sich vor allen Dingen gern loben höre, sei es auch in ironischer Weise.

Der rücksichtslose Spott über die dem Molière nahestehenden Damen mag übrigens beweisen, wie wenig sich gerade de Visé zum galanten Ritter des weiblichen Geschlechts eignete, den er in der Zélinde zu spielen suchte.

Die directe Antwort auf die Carrikirung der Schauspieler des Hôtel de Bourgogne im Impromptu de V. war Montfleury's Impromptu de l'hôtel de Condé (1664). Montfleury selbst giebt die Verspottung seines Vaters in Molière's Impromptu als Beweggrund seiner Satire an.*** Das Stück ist ebenso sehr eine Copie des Molière'schen Impromptu, wie Boursault's Portrait ein Abklatsch der Critique de l'Ecole des Femmes war. Der Haupttheil desselben beschäftigt sich mit dem Schauspieler Molière, und nur im Anfange werden die altbekannten Vorwürfe des Plagiats, der Recitation dramatischer Werke zum Zwecke des Gelderwerbs noch einmal gegen den Dichter erhoben. Besonders wird Molière als t r a g i s c h e r Schauspieler lächerlich gemacht. Wie einst Paris aus sicherem Hinterhalt seinen Pfeil in die Ferse des Achilles schoss, so zielt auch Montfleury immer wieder auf diese Achillesferse des grossen Mannes.

---

teten Schmähschrift „La Fameuse comédienne", ed. Bonassies, S. 10. Nähere Angaben über ihr Alter fehlen.

* Nach der oben citirten Schmähschrift beginnen allerdings Armande Béjart's Ausschreitungen bald nach der Heirath mit Molière, und schon „e i n i g e M o n a t e" vor der Aufführung der „Princesse d'Elide". Ebds.

** Der Bericht über Molière's Gegenwart und Benehmen bei dieser Aufführung ist auch durch die Stellung des jedesmaligen Berichterstatters beeinflusst. Nach den „Amours de Calotin" (s. u.) soll Molière in höhnischer Weise seine Bewunderung zu erkennen gegeben haben.

*** S. über Montfleury Fournel's Einl. (a. a. O. Bd. I), woselbst auch das Stück abgedruckt ist.

Als einziger Anwalt wird dem vielgeschmähten Dichter und Schauspieler ein alberner Marquis beigegeben, der nur Molière lesen, hören und kaufen will und alle anderen dramatischen Autoren, auch den „grossen" Corneille, mit geistlosen Bemerkungen kritisirt. Grund dieser seltsamen Vorliebe für den schlimmsten Feind aller Marquis ist seine unbesiegbare Lachlust. Im Hôtel Bourbon, so erörtert der fade Hofmann, gebe es immer etwas zu lachen, sei es nun über das Stück selbst oder über die unfreiwillige Komik der Schauspielkunst Molière's. Sei Molière unter zwei Darstellern, so lache man über das Ernste, wie über das Lächerliche, bemerkt eine andere Stelle des Stückes.* Der Sturm auf das Bollwerk der Molière'schen Dichtung hatte Monate lang gewährt (Aug. 1663 bis Ende Januar 1664), alle Hebel waren in Bewegung gesetzt, um den Dichter, den Menschen, den Schauspieler Molière zu vernichten, als der kampffertige de Visé noch einmal mit scharfgeschliffener Waffe vor die Reihen der Kämpfer trat. In dem „Briefe über Theaterangelegenheiten"** sucht er dem Gegner auch das streitig zu machen, was bisher als unangreifbar galt. Niemand hatte wohl vor de Visé den Ruhm der naturgetreuen Charakterschilderung, der unübertroffenen Beobachtungsgabe dem grossen Komiker abzustreiten versucht, Niemand hatte auch an die feste Stütze der königlichen Gnade gerührt. Doch de Visé überrascht uns hier mit der Bemerkung, dass Molière nicht „nach der Natur, sondern nach seiner Fantasie" zeichne, dass die Eifersucht das einzige Motiv seiner Helden sei. Es ist eben die Eigenthümlichkeit gewisser Kritiker, dass sie ihren Gegner nicht zu tadeln vermögen, ohne ihm unfreiwilliges Lob zu spenden. Denn was lässt sich dem Komödiendichter Höheres nachrühmen, als dass er nicht die rohe Wirklichkeit schildere, sondern mit idealer Dichterphantasie das Reale verschönere und erhebe? Während diese Art der Kritik mehr eines Boursault, als eines de Visé würdig ist, so verräth das deutliche Streben, auch die Person des allmächtigen Monarchen in die unlauteren Intriguen hineinzuziehen,

* Mais au palais Bourbon, quand Molière est des deux, on rit dans le comique et dans le serieux.

** Abgedr. bei Hachette III, 146—149.

ganz den Verfasser der Zélinde. Der Spott über die Marquis, so erörtert de Visé in breiter, selbstgefälliger Rede, berühre auch den König, in dessen Gunst und Umgebung jene Hofleute lebten. Offener liess sich eine servile Kammerdienerlogik, die sonst den Schein einer höheren politischen Weisheit zu bergen wusste, wohl nicht aussprechen.

Das sichere Bewusstsein, dass Molière's Critique de l'Ecole des Femmes und sein Impromptu doch den Angriff der Gegner siegreich abgeschlagen, hatte inzwischen einem Verehrer des grossen Dichters den Muth gegeben, sich offen für Molière auszusprechen. Chevalier sucht in den „Amours de Calotin", die am Ende des ablaufenden Jahres 1663 oder spätestens in den ersten Wochen des folgenden veröffentlicht sind,* ein Bild von den Parteiungen zu geben, die Molière's Ecole des Femmes in der Hauptstadt hervorrufe, um offen den Triumph des Dichters zu verkünden. Ein Marquis ist auch hier Molière's Anwalt. Er räth seinen Standesgenossen, sich Molière's Kritik zur Lehre zu nehmen, zumal sie in so anmuthvoller Weise vorgetragen werde und nicht aus krankhafter Gemüthsstimmung hervorgehe.** Ebenso ist ein Comte Molière's Bewunderer. Ihm gegenüber erörtert ein hochmüthig stolzer Chevalier, dass Molière's Satire es zwar nur auf die Goldstücke der vornehmen Herren absehe, aber doch die Gegner in vollste Verwirrung bringe.*** In vollem Gegensatz zu Boursault, der Molière zum Lieblingsdichter der Menge herabzudrücken sucht, bemüht sich Chevalier, den Dichter als Liebling der vornehmen Gesellschaft hinzustellen. Am Schluss des Actes treten viele hochgestellte Herren auf, die alle Molière's Dichtung zu sehen wünschen. Im März desselben Jahres, nachdem der Streit schon längst zu Gunsten des Dichters entschieden war, und die zahl-

* Hierüber, wie über Chevalier's Person und Dichtung siehe die Vorrede von Fournel a. a. O. II. Ebds. das Stück, soweit es für die Beurtheilung Molière's von Interesse ist.

** Auf dieser Annahme beruht eine boshafte Schmähschrift, die unter dem Titel Elomine hypocondre später gegen Molière gerichtet wurde (abgedruckt bei Moland V).

*** So heisst es von den Gegnern, die bei Aufführung der Critique de l'Ecole des Femmes im Theater waren: „Ne scavoient, s'ils devaient se fascher, ou rire."

reichen Aufführungen der Ecole des Femmes am besten die Zwecklosigkeit aller jener Pamphlete bewiesen, liess ein Anhänger* Molière's das endgültige Urtheil in der Streitfrage durch den Dichterfürsten Apollo verkünden. In einem Stücke, „Guerre comique" betitelt, treten Kläger aller Art, Hofleute, ein Hofdichter, ein Schauspieler, ein eifersüchtiger Liebender vor den Thron Apollo's und der Musen, um mit Scheingründen, wie sie ihnen Boursault's und de Visé's Gegenkritiken an die Hand gaben,** gegen Molière zu plädiren. Apollo verkündet darauf das Recht der guten Sache. Dieselbe Idee ist übrigens später, nach Molière's Tode, von Brécourt in seinem „Ombre de Molière" *** weiter ausgeführt worden.

Ich habe die Schmähschriften, welche sich an Molière's Ecole des Femmes reihen, denen vorangestellt, welche der Angriff auf das Précieusenthum drei Jahre früher hervorrief, weil sie am besten die Urtheilslosigkeit der zeitgenössischen Kritiker kennzeichnen. Denn neben kleinlicher Scheelsucht und böswilligem Hasse zeigen alle jene Pamphletschreiber die grösste Unklarheit in ästhetischen Fragen, die völligste Unfähigkeit, Werke eines genialen Dichters zu würdigen. Ihre Waffen kehren sich zuletzt gegen sie selbst, und die Bankerutterklärung ihrer Kritik, wie sie für jeden Aesthetiker offen daliegt, kennzeichnet den unkritischen Sinn einer Zeit, der eine mechanische Befolgung der Aristotelischen Regeln und servile Verherrlichung des höfischen Wesens für das Merkmal dramatischer Poesie galt.

Auf einem gleich niedrigen Niveau stehen die Dichtungen und Satiren, welche Somaize als Antwort auf Molière's Précieuses ridicules gegen den Dichter richtete.†

Seit Despois' Untersuchungen wird man die Annahme fallen lassen, dass Molière in den Précieuses ridicules nur die

---

* Ueber seinen Namen: Philippe de la Croix und seine Person siehe Despois' Erörterung (Hachette III, 148. Anm. 2).

** Auch wird der schon in der Critique de l'Ecole des Femmes beseitigte Einwand, dass Arnolphe dem Horace allzu bereitwillig seine Gelder leihe, hier erneuert.

*** Abgedr. bei Fournel a. a. O. III.

† Sämmtlich mit Einleitung edirt in „Oeuvres de Somaize", 1661, I. und neuerdings in Livet's unten citirtem Werke.

Carricaturen der wahren Précieuses angegriffen habe.* Man wird vielmehr in der Préface, die Molière später dem Stücke vorausschickte, nur einen Versuch der Lebensklugheit sehen, sich durch Unterscheidung der wahren und falschen Précieusen** vor der gefährlichen Feindschaft des Hôtel Rambouillet zu schützen. In der That, Molière's Précieuses haben wohl eine andere Tragweite, als die satirischen Spöttereien, welche längst vor Molière ein d'Aubigné, Cotin und Scarron gegen das nachgeäffte Précieusenthum richteten. Man wird sogar die Annahme einer absichtlichen Verspottung der Madeleine de Scudéry und Cathérine de Rambouillet durch die Namen „Madelon und Cathos" nicht unbedingt abweisen wollen.*** Wenigstens spricht die Angabe, dass Molière's Ecoles de maris drei Jahre später im Hôtel Rambouillet aufgeführt sei, keineswegs dagegen. In drei Jahren lässt sich manches vergessen, und die Neigung der Preziösen, sich an alle namhaften Grössen der Hauptstadt heranzuwerfen, lässt jene liebenswürdige Rücksicht für den schon gefeierten Dichter sehr begreiflich erscheinen. Somaize nun, der dem Hôtel Rambouillet und den hauptstädtischen Précieusen so nahe stehende Dichterling, hat das eigentliche Ziel der Molière'schen Satire gleich von Anfang erkannt. Das Streben allein, den Eindruck des von Molière gezeichneten Bildes zu mildern und abzuschwächen, kann die Dichtung seiner „véritables Précieuses" veranlasst haben. In der Vorrede zu diesem höchst unbedeutenden Stücke spricht er es direct aus, dass die „Précieuses" (und dabei lässt sich nur an die Précieuses des Hôtel Rambouillet und der hauptstädtischen Cirkel denken) zu hoch über der Satire ständen, um von ihr getroffen zu werden.

Freilich dieses Stück selbst beweist nur das Gegentheil dessen, was es beweisen soll. Alle Züge, welche Somaize's Dichtung den „véritables Précieuses" leiht, finden sich auch in dem Bilde, das Molière von den Précieuses ridicules ent-

* Einer Ansicht, der noch Bret, der für seine Zeit verdienstvolle Herausgeber der Molière'schen Werke, huldigte. S. I, 395.

** S. Préf. Hachette III, 51.

*** Wie Despois III, 4 behauptet. Dagegen stimmen Tiburtius (Molière und das Précieusenthum, Jena 1875, S. 21) und Fritzsche Einl. S. 21, dieser Angabe des des Reaux bei.

worfen. Auch hier werden ja die gezierten Ausdrücke der Sprachmodelei verspottet,* auch hier werden die affectirten und übertreibenden Wendungen der Liebesgedichte ins Lächerliche gezogen. Der ganze Jargon des Précieusenthums enthüllt sich in ungeschmücktesten Farben durch jene Komödie „Nopces de Pantagruel" und durch zwei Gedichte nach dem Zuschnitt der italiänischen Concetti. Auch in diesem Stücke ahmt ein Farceur und sein Bedienter die Précieusensprache bis zur Täuschung nach, ebenso wird hier die Klage ausgesprochen, dass die Précieuses bereits allzu „populaires" geworden. Und mehr noch als diese Komödie mag der „Procès des Précieuses", dessen wir im Verlaufe der Darstellung gedenken wollen, und das von demselben Somaize herausgegebene Grand dict. des Préc. den Beweis geben, wie sehr das von Molière gezeichnete Gemälde auch den wahren, echten Précieuses glich.

Der eigentliche Zweck der Dichtung Somaize's ist weniger die treue Schilderung des Précieusenthums, als die geflissentliche Herabsetzung der Molière'schen Dichtung. Die Vorrede spottet der vielen Anlehen, die Molière bei den Italiänern mache, und sucht das Gerücht zu verbreiten, dass die Précieuses nur eine Copie der italiänischen Bearbeitung des de Pure'schen Romanes „le Mystère des Ruelles" seien.** Auch die ganz willkürliche Verläumdung, dass Molière seinen Ruhm den hinterlassenen Werken des Guillot-Gorgeu verdanke, die er von dessen Wittwe gekauft und für die seinigen ausgebe, wird hier schmucklos in die Welt gesandt.

Weniger scharf ist Somaize's Sprache in der Vorrede zu der versificirten Uebersetzung der Molière'schen Préc. ridic. (1660). Hier wird doch zugegeben, dass die Dichtung eine originelle Erweiterung und Verbesserung der italiänischen Farce sei, und dass Molière, wenn auch ein „schlecher Komödiendichter", so doch „ein guter Possendichter" sei.*** Und in

* So heisse der pot de chambre: l'urinal virginal, und se marier sei: donner dans l'amour permis etc.

** Auf die Abweichungen des Inhaltes beider Stücke weist Despois a. a. O. 21 hin. Dass Molière den Cercle des Femmes von Chapuzeau nicht benutzt habe, wie noch Moland II, 10 zuzugeben scheint, ist von Fournel und Despois (S. 25 u. f. a. a. O.) sehr wahrscheinlich gemacht worden.

*** Il vaut mieux estre le premier d'un village, que le dernier d'une ville, bon Farceur, que méchant comédien.

einem an „Marie de Marcini" gerichteten Widmungsbriefe urtheilt Somaize über Molière's Précieuses: „qui doit sa plus grande réusite à certain courant des choses, qui les fait recevoir, de quelque nature, qu'elles soient, et que nous appelons la mode." Wieder haben wir hier jene unfreiwillige und unbewusste Anerkennung der richtigen Beobachtungsgabe und naturgetreuen Darstellungsweise des grossen Komödiendichters, wie wir sie später durch Boursault's und de Visé's Schmähschriften hindurchblicken sehen. Es ist begreiflich, dass Somaize Alles aufbietet, um nicht nur den Dichter, sondern auch den Menschen Molière herabzusetzen, und dessen persönliches Selbstbewusstsein durch übertreibende Hervorhebung der mit ihm rivalisirenden Dichter zu verletzen. So wird denn in den Véritables Précieuses der Vorwurf zuerst ausgesprochen, dass Molière seine Dichtungen bei den Grossen vorlese, bevor er sie aufführen lasse. Diese Dichtungen selbst werden noch einmal als Entlehnungen aus dem Italiänischen, die Molière sorgsam zu verhüllen suche, charakterisirt, und die einzige Dichtung Molière's, deren italiänisches Original damals wohl nicht bekannt war, der „Don Garcie de Navarre", wird als eine verfehlte „Tragödie" bezeichnet. Dem Molière gegenüber werden Bois-Robert und der jüngere Corneille in den Himmel gehoben.

Die zweite Komödie des Somaize, „Procès des Précieuses" betitelt, war schon in den véritables Précieuses angedeutet. Hier streiten sich zwei Précieusen, ob es noch ein Ruhm sei, länger Précieuse zu heissen und zu bleiben, und die eine der Damen weist in ihrer Selbstvertheidigung auf den Unterschied der véritables und ridicules Précieuses hin, wie ihn der Procès des Préc. schildere.

Wie es also der scheinbare Zweck der ersten Dichtung war, die verletzenden Schroffheiten der Molière'schen Komödie zu mildern, so will die zweite Dichtung durch eine weitere Verzerrung der angeblich von Molière gezeichneten Carricatur dem hauptstädtischen Publikum die Augen öffnen über den wahren Werth der vielbewunderten Satire. *

* Aehnlich unterscheidet sich das Grand dictionnaire historique des Somaize (1661) von dem 1659 veröffentlichten Grand dictionnaire. In dem

Ein bäurischer Landedelmann, der über das Eindringen des Précieusenthums in die altfränkischen Sitten der Provinz voll moralischer Entrüstung ist, will hier die Précieusen bei den Pariser Gerichten verklagen. Ein Scheingerichtshof geht auf die Laune des Bauern ein, verurtheilt auch die hauptstädtischen Précieusen, bis am Schluss des Stückes sich herausstellt, dass der Kläger und sein alberner, schwatzhafter Diener gründlich düpirt sind. Mit dieser matten Glorificirung des Précieusenthums glaubte also Somaize den nachhaltigen Eindruck der Molière'schen Dichtung auszulöschen. Der Diener des Herrn de Roquespine — so ist der Name des Landedelmannes — entwirft von dem Précieusenthum der Hauptstadt eine Schilderung, die zur Molière'schen Satire sich wie die verzerrende Carricatur zum treuesten Original verhält. So heisst es: die Précieuses schlössen bei Tage die Fenster, um nicht durch das eindringende Sonnenlicht in ihren poetischen Träumereien gestört zu werden, sie überzögen den Thürklopfer mit Wäschstücken, damit kein Wort ihrer gezierten Unterhaltungen verloren ginge. Auch ihre Tracht, die Empfangsscenen in ihren Salons, ihre poetischen Stylübungen werden möglichst carrikirt. Dieser entstellende Spott trifft auch die Vertheidiger und Anhänger jener Zeitrichtung. Ein Professeur de la langue précieuse kennt den schwierigen Précieusenjargon nur aus dem Lexicon. Er gleicht dem Teufel in jener Parodie des Gounodschen Faust, der auch nur zaubern kann, wenn er vorher die Paragraphen einstudirt hat. Die eigenen Schüler spotten dieses Ignoranten. Eine Schülerin verlangt ihr Lehrgeld wieder, weil die Précieusensprache schon veraltet sei.

Es liegt in der Tendenz des Stückes, dass die Ankläger des Précieusenthums entweder fade, urtheillose Menschen sein müssen, oder von selbstsüchtigen Motiven getrieben werden. Jener Diener, der so der Précieusen spottet, ist zugleich der

ersten behandelt Somaize die Sitten, Manieren, Redeweisen der wahren Précieusen nicht minder, als die der falschen, wie schon Bret (Oeuvr. de Mol. I, 395) hervorhebt. Ob Somaize damit die Absicht hatte, dem Gegner auch die Feindschaft der nachäffenden Précieusen zuzuziehen, wie gleichfalls Bret andeutet, ist wohl zweifelhaft. Die falschen Préc. verachtete der vornehme Somaize gewiss ebenso, wie Molière. Die beiden Dictionnäre sind neuerdings in Livet's „le dict. des Préc. etc.“, Paris 1856, abgedruckt.

lernbegierige Schüler und getreue Nachäffer alles Preciösen. Ein anderer Gegner der Précieusen verlangt die gerichtliche Verurtheilung dieser Zeitrichtung, weil der preciöse Jargon seinem Unterricht in romanischen Sprachen gefährliche Concurrenz mache. Dagegen sind die Vertheidigerinnen des Précieusenthums respectable, intelligente Damen. Mit vieler Wärme und Beredsamkeit werfen sie die gegnerischen Argumente nieder, ohne doch die Schwäche ihres Hauptarguments, dass sie das unbestreitbare Recht hätten, eine neue Sprache gleich der italiänischen und spanischen zu erfinden, verdecken zu können. Die Schwächen dieser zweiten Somaize'schen Dichtung bedürfen kaum einer Kritik. Von einer Widerlegung der gegen das Précieusenthum gerichteten Kritik, von einer Abschwächung oder Vernichtung des Einflusses der Molière'schen Dichtung kann kaum die Rede sein.

Der Précieusenstreit ging nicht zu Ende, ohne dass auch Molière's Partei zu Wort gekommen wäre. Ein fast unbekannter Anhänger des Dichters, „la Forgé", schildert kurze Zeit nach der Veröffentlichung der Précieuses ridicules die verhängnissvollen Wirkungen dieser zermalmenden Satire.* Die Précieuses, einst geehrt, gefeiert und besungen, werden hier von dem Dichter, den Anbetern und der Liebe verlassen, die in feierlichem Liede für immer von den Geächteten Abschied nehmen. Die Dichtung, sonst ohne ästhetischen und dramatischen Werth, spiegelt doch die längst vorbereitete Umwälzung einer ganzen Zeitrichtung, den Uebergang von Cotin, M. Scudéry, Somaize zu Boileau, Fénelon, Molière wieder.

* La déroute des Précieuses, abgedruckt in Fournel's oben citirtem Werke.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Ein orthografifches Ungeheuer.

Unfere fchulen bringen die Rechtfchreibung mechanifch durch Lefe- und fchreibübungen bei und unfere herkömmlichen Lehrbücher der Orthografie lassen jede wissenfchaftliche fystematik vermissen. fo kommt es dass die weit überwiegende Mehrheit der Gebildeten, auch derjenigen welche, wie Lehrer, fetzer und Korrektoren, der Orthografie eine ganz befondere Aufmerkfamkeit widmen müssen, in Betreff der Gefetze auf welchen fie beruht, die gröbste Unwissenheit verrät und nicht im Stande ist zwifchen Regel und Ausnahme, zwifchen Richtigem und Verkehrtem zu unterfcheiden. Der besste Beweis dafür find die Vorfchläge der Konferenz welche im Januar 1876 vom Minister Falk nach Berlin zur Regelung unferer Orthografie zufammenberufen wurde; diefelben wimmeln von fchroffsten felbstwidersprüchen, welche man im LVI. Bande des Archives für neuere Sprachen aufgezählt findet und welche deutlich zeigen dass diefe Herrn, die für die bessten fachverständigen galten, wohl an unferer Orthografie herumflicken und stückeln konnten, aber diefelbe niemals im Ganzen überblickt und fystematifch durchgearbeitet hatten.

Kein Wunder darum dass alle Verfuche unfere fchreibung von ihren groben Inkonfequenzen und fowohl unfere Jugend als deren Lehrer von einem fchweren fchulkreuz zu befreien, vergeblich gewefen find. Ehe man das Herkommen antastet, forge man für allgemeine Verbreitung orthografifcher Einficht; wer anders verfährt, will den zweiten fchritt vor dem ersten machen.

Nicht genug. Der Mangel an Erkenntniss verhindert nicht blos die Besserung, er begünstigt geradezu die Verfchlimmerung; man fügt

neue Fehler zu den alten hinzu! — Es ist z. B. ein Fundamentalprinzip unferer Orthografie dass jeder etymologifche Bestandtheil eines Wortes immer auf eine und diefelbe Weife gefchrieben wird, fo lange er im Laute unverändert bleibt. Das von Fall abgeleitete jedenfalls fchreibt man mit LL, obgleich ein L diefelben Dienste thun würde, wie man aus als, alfo, Hals, Fels erfieht. Ebenfo TS in Nachts, brätst wegen Nacht, braten, nicht Nachz, bräzt mit Z wie ächzen, lechzen, krächzt. Ebenfo KS in Werks, weckst wegen Werk, wecke, nicht Werx, wext mit X wie Hexe, Nixe, Axt. Diefes Streben nach Gleichförmigkeit geht fo weit dass wegen Grabes, halbe, Räder, Wälder, fchneidender auch Grab, halb, Rädchen, Wäldchen, fchneidendste üblich ist, obgleich kein Deutfcher dies sprechen kann, fondern immer nur Grap, halp, Rätchen, Wältchen, fchneidenzte hören lässt. Diefer in taufend und aber taufend Fällen streng durchgeführte Grundfatz verlangt auch dass man entweder Königin, Königinen, — Finsternis, Finsternise, — Kibiz, Kibize, — fchif, fchiffahrt, — ro, Roheit, oder aber Königinn, Königinnen, — Finsterniss, Finsternisse, — Kibitz, Kibitze, — fchiff, fchifffahrt, — roh, Rohheit fchreibe. Gleichwohl ist in Folge der herfchenden Unwissenheit -in neben -innen feit etwa fechzig Jahren fester Gebrauch geworden und wird von Leuten die mit den Grundgefetzen unferer Orthografie unbekannt find, -is, -isse, — fchiff, fchiffahrt, — roh, Roheit empfohlen. fo find denn die ererbten fchrullen glücklich um einige neue vermehrt. Es kennzeichnet fo recht die in orthografifchen Dingen beliebte kopflofe Willkür dass die Berliner Konferenz in fchifffahrt, Brennnessel das dreifache Nebeneinander eines Buchstaben verwarf, in feeen, Feeen, Alleeen es aber vorfchrieb, ferner -is, -isse neben -itz, -itze für richtig erklärte.

Damit ist aber unfere Orthografie in den Augen vieler Leute noch immer nicht hinreichend verpfufcht. Es werden neue Opfer gefordert.

Was würde man von einem Manne denken welcher fchlawpfen, Sprajkche statt fchlafen, Sprache fchriebe um die Länge des A zu bezeichnen? Genau diefelbe Verkehrtheit bietet das ß, denn das weiche, tönende f entspricht dem w und j, das z (= ts) hingegen dem pf und kch. Überdies ist ß nicht das gewöhnliche

Zeichen für den harten, stimmloſen S-Laut, denn wenn man von dem offenbar missbräuchlichen und launenhaften ß für ss in Haß (neben Haſſe) u. ſ. w. abſieht, ſo kommt es nur in etwa fünfzig Stammwörtern vor, während s (s), welches, wie ganz allgemein anerkannt wird, immer wie ß lautet, in zahlloſen Fällen Verwendung findet (Glas, Haus, Hals, Vers, Gans, Gemsbock, längs, aus, es, was, er rast, braust, bläst, liest, löst, Israel, Atmosfäre, Espe, Islam, Dresden, Katechismus, Muskete, Disziplin u. ſ. w.). Hingegen den weichen, tönenden ſ-Laut stellt man immer und überall durch ſ (ſ) dar (Gläſer, Hauſe, Hälſe, Verſe, Gänſe, Gemſe, Gemengſel, u. ſ. w.).

Darum ſind alle ſachverständigen darin einig dass in einer berichtigten ſchreibung stäts langes ſ (ſ) für den weichen, und stäts rundes s (s) für den harten Laut zu stehn hat. Alſo muss man für die Antiqua fordern: Roſe, Buſen, Raſen, leſe, ſauſen, ſingen, ſorgen, ſilbern, ſonst, ſaust, stehst, springst, Atmosfäre, las, Mäuschen, Miszelle, slawiſch, sklaviſch, Rosse, Hass, Rasse, Masse, Mase (Maße), Buse, grose, füse u. ſ. w.

Der Vorwand hinter welchen man ſich ſonst immer verkriecht um den Forderungen der Wissenſchaft nicht in der Praxis gerecht werden zu müssen, verſagt hier völlig den Dienst: da ſeit etwa zwanzig Jahren die noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts üblichen Antiqua-ſ durch eine alterthümelnde Laune unſerer ſchriftſchneider wieder vielfach in Gebrauch gekommen, ſind die allermeisten der obigen Wortbilder dem Auge durchaus nicht fremd und ungewohnt; nur Mase, Buse, grose, füse u. ſ. w. verletzen es, ein Übelstand, dem man übrigens leicht und einfach dadurch abhelfen kann dass man ſich dieſelben täglich mehrmals beim Leſen und ſchreiben vorführt; hat man dies mehrere Wochen hindurch gethan, ſo werden ſie nicht mehr im mindesten ſeltſam und auffallend erſcheinen.

Mag man aber auch der hergebrachten Gewohnheit zu lieb bei den alten ſchreibungen Masse, Busse, grosse, füsse u. ſ. w. bleiben, ſo hindert doch nichts im Übrigen die von der Wissenſchaft geforderte Unterſcheidung zwiſchen ſ und s streng durchzuführen, d. h. ſ vor Vokalen immer zu ſetzen erstens im Anlaut (ſo, ſage), zweitens im Inlaut nach Vokalen und L, R, M, N, NG (Hauſe, Halſe, Verſe, Gemſe, Gänſe, Gemengſel), ſonst immer s (spät, stehst, häuslich, Hals, Vers, Krebse, Füchse, Israel, Islam, Kosmos, Asbest, Dresden, Respekt, Reskript, Proszenium, Disziplin, Deszendenz). Wie

man die noch im letzten Jahrhundert übliche Verdopplung in ruffen (rufen), greiffen (greifen), lauffen (laufen), fchlaffen (fchlafen) u. f. w. aufgegeben hat, fo wird man fie bald auch in Masse (für Mase), Busse (für Buse) u. f. w. unleidlich finden, wenn man fich einmal daran gewöhnt hat das s auf das strengste von f zu unterfcheiden und als ausfchliesliches Zeichen für den stimmlofen S-Laut zu betrachten.

Genau dasselbe wie von der Antiqua gilt auch von den fog. gotifchen und angelfächsifchen Alfabeten, in welchen fich je nach der Laune des Stempelfchneiders neben s bald ein langes ſ findet, bald nicht, fo dass unfer an beides gewöhntes Auge weder an ſauſe, noch an stehst, lassen Anstos nimmt. Auch in der fchwabacher fchrift, welche neuerdings Mode geworden, wäre die richtige Unterfcheidung zwifchen ſ und s unbedenklich.

Nun fagen Viele: „Was kümmert uns die Wissenfchaft! Wir bleiben beim Althergebrachten, mag es noch fo albern fein, noch fo fehr das Lefen- und fchreibenlernen erfchweren!“ — Mit ihnen ist nicht zu rechten; fie haben die überwiegende Mehrheit für fich, in deren Augen das Herkommen jeden Unfinn heiligt. Gut. Nur müssen fie dann auch wirklich beim Alten bleiben; fie müssen sause, Rose, stehst, Rosse, grosse, Busse beibehalten wie es noch jetzt allgemein üblich ist.

Aber Manche führen das ß unter irgend einer Gestalt in die Antiqua ein und drängen ihr alfo einen groben Fehler auf von welchem fie der herfchende Gebrauch frei gehalten hat! Die gute Neuerung faufe, Rofe, stehst, Rosse, grose (oder vorläufig grosse) weifen fie ohne den geringsten Grund von fich; die verkehrte Neuerung große, oder grofse, oder gar grosze (!!) aber nehmen fie mit offenen Armen auf!

Was zur Befchönigung diefes aller Vernunft spottenden Verfahrens vorgebracht wird, ist ganz haltlos.

Man wisse nicht ob Masse als Maße oder als Masse zu verstehn fei? — Man fchreibe richtig Mase, Masse (neben Rofe, faufe). Übrigens ist eine Verwechslung nur in den allerfeltensten Fällen möglich und auch dann durch die einfachsten stilistifchen Mittel leicht zu befeitigen. Es wäre auch haarsträubend wenn man eines Wortes wegen unfere fchreibung noch mehr verderben wollte.

Wenn auch nicht der finn, fo fei doch die Profodie verdunkelt?

— Länge und Kürze wird für das Auge genau unterſchieden, wenn man ſ und s richtig verwendet und die verkehrte Verdopplung des s nach langen ſelbstlautern und nach ſog. Difthongen unterlässt (Buſen, Busen, Russen). Will man Rückſicht auf die Sprache nehmen, ſo führe man die richtige ſchreibung ein, aber benutze jene nicht als Vorwand um Falſches einzuſchmuggeln.

Antiqua und Fraktur ständen nicht in Übereinstimmung mit einander? — Es ist doch eine merkwürdige Zumutung dass ſich das Bessere nach dem ſchlechteren richten ſolle! Ferner wird die Übereinstimmung durch Einführen des verwerflichen ſs doch nicht erreicht: ſs entspricht einem ſs, nicht einem ß; auserdem wären wegen Flüſſe, ſtehſt noch Flüſſe, ſtehſt und viele andern unzulässigen ſchreibungen nötig. Endlich ist es um ſo bedenklicher die Fraktur zum Vorbild zu nehmen, da deren völlige Abſchaffung nur eine Frage der Zeit ist; ſchon jetzt herſcht die Antiqua ausſchlieslich oder vorwiegend in wissenſchaftlichen und techniſchen Büchern und Zeitſchriften, in gestochenen und lithografirten Muſik- und Bilderwerken, auf Denkmälern, Firmenſchildern, Münzen u. ſ. w.; nur gerade die politiſchen Zeitungen, die Unterhaltungsſchriften und die ſchulbücher halten mit einer durch nichts gerechtfertigten Hartnäckigkeit an der von allen nichtdeutſchen Völkern wieder aufgegebenen verſchnörkelten Mönchsſchrift fest, welche von Unwissenden, ebenſo wie die ſog. gotiſche Baukunst, für „deutſch“ ausgegeben wird. Will man einem Stadtrat nachahmen welcher alle breiten und ſchönen Strasen verengern und entstellen lässt, damit ſie mit einem hässlichen Viertel übereinstimmen das überdies gänzlich geſchleift werden ſoll?*

Wollte man ſich begnügen das ungeheuerliche Eszet nur nach langen ſelbstlautern und mitlautenden Vokalen in die Antiqua hinein zu pfuſchen, ſo wäre das ſchon übel genug. Aber damit käme unſere ſchreibung zu leichten Kaufes weg. — Es wird allgemein anerkannt wie unvernünftig und wie verwirrend für den Anfänger es ist wenn ſich ss im Auslaut und vor Konſonanten in ß verwandeln ſoll; ſo unſinnig wie ſchiwpf, triwpfst, ſchlafv, Geripb, Gotd für ſchiff, triffst, ſchlaff, Geripp, Gott ist auch Haß, haßt für Hass, hasst; Heyſe, der Verfasser der bekannten Grammatik,

* Anmerkung. Weiteres über die Eszet-Frage findet man in Herrig's Archiv, Bd. LVI, S. 327 ff.

hat Haſs, haſst gefchrieben, was z. B. in den östreichifchen fchulen eingeführt ist. Nun fehn wir aber diefes abgefchmackte ß statt ss auch in die Antiqua eindringen (Rosse, Rofs)!

Wie weit die gedankenlofe Stümperei gehn kann, zeigt die Berliner orthografifche Konferenz, welche eine und diefelbe Zeichenverbindung fs (ſs) in der Fraktur für die felbstlauterkürze (laſs, daſs), in der Antiqua für die felbstlauterlänge (Mafs, grofse) dekretirt hat!

Das find die Folgen des vollständigen Mangels an fystematik im orthografifchen Unterrichte!

Für Jeden aber der nicht für launenhafteste Willkür fchwärmt, giebt es nur zwei Möglichkeiten: entweder hält er an dem alten Fehler **grosse** fest, oder er nimmt die Verbesserung **grose** (nebst **faufe** u. f. w.) an; von Einführung des neuen Fehlers **grosze, grofse** oder **große** kann keine Rede fein.

faargemünd. J. F. Kräuter.

Zur französischen Schulgrammatik.

Die nachfolgenden Bemerkungen schliessen sich an eine unter obiger Aufschrift im Jahresbericht des Kgl. Realgymnasiums zu Wiesbaden 1879 veröffentlichte Abhandlung an. Dieselben sollen nicht eine zusammenhängende Behandlung des jeweiligen Gegenstandes bieten, sondern werden sich an Einzelnes halten und allgemein Feststehendes nur berühren, wo Beibringung weiterer Beispiele aus dem neueren Sprachgebrauch von Werth sein kann.

Persönliches Fürwort.

1) Tu und vous. Der Gebrauch der 2. sing. in der Anrede ist im Französischen nicht so häufig wie im Deutschen, hat aber nach Chassang (nouv. grammaire française, cours sup. § 231) gegen frühere Zeit bedeutend zugenommen: „C'est seulement depuis la révolution de 1789 que l'usage du tutoiement s'est répandu dans la société française, et, par suite, dans la littérature.“ — Bei der Uebersetzung aus den classischen Sprachen wird jetzt nur tu gebraucht, während man früher tu und vous nach französ. Weise abwechselnd gebrauchte. (Littré, tu, Rem. 9.)

„Duzen, mit du anreden“ ausser tutoyer auch dire tu: Si vous pensiez ce que vous me dites là, Fanchon, vous me diriez tu et non pas vous. (George Sand.) Vous me disiez „tu“ tout à l'heure, et même, je crois, un peu légèrement. (A. de Musset.)

Der Uebergang von tu zu vous und umgekehrt ist bei der Lebhaftigkeit der Umgangssprache häufig und kann aus den verschiedenartigsten Intentionen erfolgen, bedingt jedenfalls nicht beleidigende Absicht: Vous perdez le respect, mon pauvre Grignan; viens donc un peu jouer dans mon mail, je t'en conjure; il y fait si beau, j'ai

tant d'envie de vous voir jouer, vous avez si bonne grâce, vous faites de si jolis coups! (Mme. de Sévigné.) Je devine, mais je savais que tu avais été un mauvais sujet, lorsque je consentis à vous épouser, monsieur. Votre affreuse réputation était venue jusqu'à moi. (A. Matthey.) — Nöthig wird dies bei Einflechtung einer stehenden Redensart: Et moi, pour qui me comptes-tu, s'il vous plaît? (Soulié.)

2) Nous für je. Findet sich bekanntlich in der Sprache regierender Fürsten (doch moi le roi bei Uebersetzung aus dem Span.) und wird auch in den Erlassen von Behörden verwandt. Nach der Grammaire nationale ist dieser Gebrauch beschränkt auf „les actes émanés d'un chef suprême". Indessen kann dieses nous auch recht wohl von einem Maire in amtlicher Sprache gebraucht werden, wie einzelne bei Eugène Rendu, de la loi de l'enseignement angeführte Verfügungen beweisen.

Statt des auch der Sprache der Schriftsteller angehörigen nous findet sich on, welches hauptsächlich durch die Anhänger von Port-Royal Aufnahme gefunden haben soll. — Auch sonst kann on für die 1. Person stehen: Vous m'avez dit tant de bien du Président dont il est question, qu'on se ferait honneur de le servir, si on avait quelque voix en chapitre. (Mme. de Sévigné.)

Nöthig wird der Gebrauch des Plurals für die 1. Person bei dem Imperativ: Asseyons-nous, car je suis las. (Cas. Delavigne.) Ah! restons maître de l'émotion qui m'agite. (Ders.) Attention! mesurons mon discours et soyons à mon rôle de vertueux imbécile. (Mme. de Girardin.)

In familiärer Sprache steht nous für die 2. Person: Eh bien! mon luron, les palmes de la chicane ne nous suffisent donc plus? Nous voulons y joindre quelques brins de myrte cueillis dans les bosquets d'Amathonte? (Sandeau.)

3) Vous als Ersatz für das unbestimmte on. Theilweise findet dieser Gebrauch von vous seine Erklärung in dem mehr dramatischen Charakter der französ. Umgangssprache. Hauptsächlich aber wurde er veranlasst durch die Nothwendigkeit, einen Ersatz für die mangelnden casus obliqui von on zu schaffen, wie auch votre zur Aushülfe für das dem Indefinitum fehlende Possessiv herbeigezogen wurde. Der Engländer gebraucht sein unbestimmtes one nicht blos für den Nominativ und fand in one's auch ein zugehöriges Possessiv; auch der Deutsche bildet mundartlich: einem, einen, einem sein; das

französ. on kann nur Subjekt sein: En quittant Prades on entre dans des gorges étroites et majestueuses, qui vous conduisent par une route de vingt ou vingt-cinq lieues dans le bassin de la Cerdagne. (Thiers.) On a beau prévoir tous les événements, celui qui vous arrive est toujours le seul auquel on n'ait pas songé. (Cas. Delavigne.)

Für dieses vous kann niemals tu eintreten. Dass aber dabei das Gefühl der Anrede noch lebendig ist, zeigt der als schreckendes Beispiel für ungehörige Verwendung dieses vous typisch gewordene Satz: Quand vous volez sur les grands chemins, et que vous tombez entre les mains d'un prévôt, on vous juge et on vous pend en vingt-quatre heures. Wenn man ein solches vous z. B. in Casimir Delavigne, Louis XI (III. 3) zu allgemein fasst, so kann man eine Intention des Dichters völlig verwischen: Aussi bien, quoi qu'on fasse, Il faut que tôt ou tard votre fils vous remplace. — Noch deutlicher zeigt sich dies in der Verwendung des Imperativs im gleichen Sinne: Faites donc votre fils avocat! (A. de Bernard.) Und da lasse noch einer seinen Sohn Advokat werden, oder: das hat man davon, wenn ... Faites donc le Discours sur l'histoire universelle et les Oraisons funèbres, pour qu'on dise que vous avez prêchoté dès l'âge de douze ans! (A. Dumas in Bezug auf eine Bemerkung von Tallemant des Réaux über Bossuet.)

Seltener findet sich nous in dieser Weise gebraucht: Les populations les plus voisines des frontières de l'Écosse, les hommes du Cumberland, du Westmoreland, et de toutes les vallées où coulent les rivières qui vont grossir les eaux de la Tweed, poussés par le simple instinct qui nous porte à saisir avidement tous les moyens de salut, reçurent les Écossais comme des amis, et se joignirent à eux. (Aug. Thierry.)

4) Stellung des Pronomens bei dem zweiten Imperativ. Die früher übliche Voranstellung der persönl. Fürwörter bei dem letzten von zwei verbundenen Imperativen war durch Wohllautsrücksichten veranlasst, und es ist unverkennbar, dass der Rhythmus des Satzbaues auf diese Weise gefälliger wird. In der Umgangssprache ist diese Umstellung völlig unüblich, aber als rhetorisches Mittel findet sie sich noch bei neueren Schriftstellern: Rétrécissons cette comédie et la mettons en vers, alors on verra comme quoi Molière s'est trompé en donnant cette vaste étendue à son drame. (Jules Janin.) Allons, çà, faisons place à une autre, ton nez nous déplaît, la belle; sors d'ici et t'en va chercher fortune ailleurs. (Ders.) Mettez ce jeune homme

sur notre liste funèbre et *le plaçons* au premier rang. (Ders.) Braves gens, voyez-les souffrir avec tant de constance, et *les voyez* mourir avec tant de courage. (Ders.) An dem letzten Beispiel ist sichtbar, wie die Kreuzstellung (Chiasmus), welche in der ganzen Lehre von der französ. Wortstellung eine bedeutende Rolle spielt, auch hier eingewirkt hat. Zugleich zeigen obige Beispiele, dass diese Verschränkung, wenn auch in modernem Französisch nicht unmöglich, doch Sache persönlicher Liebhaberei ist.

5) *Stellung des Pronomens bei dem Infinitiv.* Die Freiheit, das persönl. Fürwort vor das Verbum finitum statt vor den Infinitiv zu stellen, hat sich für manche Verben erhalten. Noch häufig bei *vouloir* und *pouvoir*: Vous nous avez chanté, à table, une jolie chanson tout à l'heure. . . . *Me la voulez-vous* donner par écrit? (A. de Musset.) On eût dit que le temps lui-même, épris de sa beauté, *l'avait voulu* respecter. (Féval.) Si la puissance d'opinion avait subi un affaiblissement incontestable, un retour à la sagesse, des succès futurs, *la pouvaient* aisément rétablir. (Benazet.) Je n'étais pas comme ceux qui font des projets d'avenir pour être heureux ensemble: c'eût été penser hors de ce que j'éprouvais, et je ne *le pouvais* faire. . . . O mon Léon! je t'ai aimé, aimé comme tu ne *peux le* croire. . . . Ce qui se passa entre moi et Léon durant un mois que je fus ainsi, je ne *le pourrais* dire. (Soulié.) Nur das Ohr kann hier entscheiden, aber man sieht, dass dasselbe die Häufung des klanglosen *e* eher sucht als meidet.

Noch zahlreicher sind die Fälle der Voranstellung in den Verbindungen der Verben *aller*, *venir*, *envoyer* mit einem Infinitiv, theils wegen der engen Verbindung beider Verben, theils weil das Verb der Bewegung zum blossen Füllwort herabgesunken ist: Le bonheur est si rare sur terre, qu'on ne sait où *l'aller* chercher. (Th. Gautier.) Il resta dans l'île jusqu'à ce qu'un officier de confiance, nommé Saint-Mars . . . *l'alla* prendre dans l'île Sainte-Marguerite. Doch: Le marquis de Louvois *alla le* voir dans cette île avant la translation. (Voltaire.) Il y a là-bas, tenez, à cent toises, un bateau dans les saules, je le vois; si j'étais un homme, je *l'irais* chercher à la nage. (A. Dumas.) Si, une fois de retour, et le cœur raffermi, vous ne me *veniez* plus voir . . . il est impossible de continuer l'affreuse vie que je mène. (A. de Musset.) Il arrive à ce moment que le roi Balan, à qui l'on a inspiré des soupçons sur les intentions de sa fille, *l'envoie* chercher par un seigneur sarrasin. (E. Aroux.) Manche

Verbindungen dieser Art (z. B. je l'irai dire à Rome) lassen keine andere Stellung zu; in anderen Fällen muss das Ohr entscheiden, denn während je l'irai voir völlig correct ist, wäre je vous irai voir sehr bedenklich.

Am meisten neigen en und y zur Voranstellung: On a autant de faux témoins qu'on en veut avoir. (Janin.) La réaction française . . . n'eut malheureusement pas les résultats qu'on en pouvait attendre. (Henri Martin.) Voici, autant qu'on en peut juger par des monuments fort incomplets, comment se passait, au moins dans les premiers temps, le gouvernement dans l'intérieur d'une commune. (Guizot.) Aussi voit-on germer et prévaloir de bonne heure cette idée . . . qu'en aucune façon les laïques n'y* doivent intervenir. (Ders.) Si elle** y*** veut monter trop vite . . . la chance d'erreur et de chute est incalculable. (Ders.) Rodrigue, après avoir tué le comte, défendant son action devant Chimène qui n'en peut détester le motif, puisque c'est le même qui l'anime contre Rodrigue. (Nisard.) Ses deux amis, Ségur et la Rochefoucauld, ne sachant pas pourquoi il était allé s'y planter, le crurent fou, et l'y vinrent chercher au péril de leur propre vie. (A. Dumas.)

Wo die Voranstellung der Pronomina erlaubt ist, sind selbstverständlich nur die gewöhnlichen Combinationen erlaubt: La diète se prononça pour l'annulation de la combourgeoisie; mais les villes de Fribourg et de Genève y persistèrent, malgré toutes les tentatives du duc pour les y faire renoncer. (Mignet.) Dagegen: Cela n'a fait que me faire vous aimer davantage. (Soulié.) Soit qu'elle ne devinât pas un sentiment que je ne pouvais moi-même comprendre, soit que son amitié si dévouée lui fît me pardonner mes injustes caprices, elle ne fut jamais si affectueuse, si bonne. (Ders.)

Das Reflexivpronomen hat seine Stelle unmittelbar vor dem Infinitiv. Von der alten freieren Stellung (il s'est voulu tuer) haben sich jedoch einzelne Reste erhalten. In der Redensart s'achever de peindre ist die alte Art der Stellung noch verbindlich, und Littré (peindre, Rem.) verwirft die Ausdrucksweise J. J. Rousseau's (et pour achever de me peindre), weil hier eine stehende Redensart vorliegt. Häufig findet sich die freiere Stellung auch bei aller und pouvoir: Il n'est pas homme, lui,† à tenir, comme faisait Molière, une petite maison d'Auteuil, pour ne boire que de l'eau pendant que Chapelle

* dans les questions religieuses. ** la pensée. *** à l'ensemble des faits. † Regnard.

vide sa cave, et pour s'aller coucher, à dix heures, pendant que sa femme, mademoiselle Molière se promène avec Baron sous les charmilles de son jardin. (Janin.) C'est bien la peine de s'aller cacher, lorsque, pour vaincre, on n'a qu'à paraître. (A. de Musset.) Si le fourbe commit alors de nouvelles hypocrisies, ce fut à huis-clos, car une seule passion publique avait absorbé toutes les autres: la passion de la gloire militaire, et celle-là du moins ne se peut feindre. (Desnoyers.) C'est la plus horrible caricature qui se puisse voir. (Mérimée.) Si, pour leur importance, les églises de Saumur ne se peuvent comparer à celles d'Angers, plusieurs d'entre elles ne laissent pas d'offrir un intérêt véritable. (Ders.) Während cela se peut faire und cela peut se faire neben einander stehen, ist an den Ausdrücken si faire se peut, autant que faire se peut nichts zu ändern: La définition et les divers sens classés et appuyés, autant que faire se peut, d'exemples empruntés aux auteurs des dix-septième, dix-huitième et dix-neuvième siècles. (Sainte-Beuve.) Cela oblige, quand on veut figurer cette prononciation, autant que cela se peut faire par l'écriture, de recourir à certaines conventions qui ramènent à des types connus les discordances orthographiques. (Ders.)

6) Stellung des Pronomens bei dem verneinten Infinitiv. Einfach gestaltet sich dieselbe, wenn die Negation vor und nach dem Infinitiv vertheilt ist: Je crois que je vous écrivais dans le temps que vous me faisiez de très justes reproches de ne vous écrire pas. (Mme. de Sévigné.) Le vieux renard! je l'ai vu hier encore, rôdant à l'entour du château de Vaubert, guettant votre retour, furieux de ne vous avoir pas rencontrée. (Sandeau.) Diese Stellung ist bei dem einfachen Infinitiv veraltet oder doch selten, aber bei dem zusammengesetzten Infinitiv sowie bei avoir und être so häufig, dass sie hier noch für die regelmässigere gelten kann; to be, or not to be wird ebensowohl mit être ou n'être pas als mit être ou ne pas être übersetzt.

Wenn dagegen die Negation vor dem Infinitiv ihren Platz findet, so sind zwei Stellungsarten für das Pronomen möglich und zulässig. Es kann zwischen die beiden Theile der Negation treten: On s'étonnait de ne le point voir. (George Sand.) Le second,* le meilleur incontestablement, c'est de n'y pas prendre garde. (A. de Musset.) Qu'il** daigne ne vous pas demander, au jour du jugement univer-

* moyen. ** Dieu.

sel, un compte rigoureux de votre cruauté envers moi! (Dargaud.) L'Angleterre et la France . . . contraignirent le czar à ne se point prévaloir des avantages arrachés par cette convention à la faiblesse du sultan. (E. Bonnechose.) Vous imaginez-vous que je me contente du premier prétexte venu, parce qu'il vous plait de n'en pas chercher d'autre. (A. de Musset.) Il en fut touché et même attendri, et me recommanda de ne les* pas publier par la crainte de vous compromettre. (Villemain.) — Oder das Pronomen tritt zwischen Negation und Infinitiv: Lacenaire, faisant ses premiers pas dans le crime, tâtonna, comme il est impossible de ne pas le faire dans les routes sombres et tortueuses. (Bonnellier.) Quel homme! disait-il à demi-voix; quelles grandes idées! quels rêves! Où est le garde-fou de ce génie? C'est à ne pas y croire. (Villemain.) Faites-moi la grâce de ne pas me le dire du tout, ce sera tout aussitôt fait. (A. de Musset.) Je ne te dis pas de combattre à présent ta tristesse, mais de ne pas t'attacher à elle. (Ders.) Elle** autorisa même le membre d'une famille à se séparer d'elle en rejetant son héritage, à ne pas la défendre et à ne pas en être défendu, à ne pas payer pour elle et à n'être pas racheté par elle. (Mignet.) Vous ne trouverez nullement étrange de ne point me voir dans le bateau. (Mme. de Sévigné.) On pouvait ne pas lui*** payer ses pensions: il gardait les revenus de ses vastes domaines, le Bourbonnais, la moitié de l'Auvergne, la Marche, le Beaujolais, le Forez, la Dombe, Clermont en Beauvoisis, d'autres fiefs encore. (Henri Martin.)

7) En von Personen: Quand j'ai paru devant Votre Majesté, à Carlsbad, je puis dire que je n'avais pas le bonheur d'en être connu. (Chateaubriand.) La servitude abaisse les hommes au point de s'en faire aimer. (Vauvenargues.) Je ne saurais entendre prononcer ce mot-là,† sans m'imaginer voir un ramas d'athées, de songe-creux à faire pitié, de séditieux et de révolutionnaires. Je ne conçois pas, parole d'honneur, comment le roi n'en fait pas justice. (Bouilly.) A l'avènement d'Édouard VI, Thomas Seymour eut l'idée d'épouser la princesse Élisabeth. Il s'en fit aimer. (Dargaud.) Besonders häufig bei faire statt des doppelten Accusativs: Trois Normands, Roger Bigot, Richard de Saint-Clair, et Guillaume des Noyers, s'emparèrent de leurs personnes et en firent des serfs tributaires. (Aug. Thierry.) Le prestige religieux et militaire dont la vie de Gustave-

* les lettres. ** la société. *** au connétable de Bourbon. † francs-maçons.

Adolphe a été entourée, et qui faisait désirer, dit-on, à Schiller d'en faire le sujet d'une épopée, a peut-être soustrait cette grande existence à l'analyse, et elle a été considérée comme le passage d'un météore brillant à travers l'histoire. (Parieu.) Son titre d'étranger qui rendait plus piquantes ses manières toutes françaises, cet art de plaire qui lui était si facile, tout contribua à en* faire le héros de la ville et de la cour. (Topin.) Sa grande taille, sa noble figure, . . . son intelligence prompte et sûre en** faisaient sur les champs de bataille le plus imposant des capitaines. (Thiers.) Il faudrait, Dieu me pardonne, en*** faire un ministre. (Scribe.)

8) Soi. Manchmal noch von bestimmten Personen: Il† allait chaque jour, accomplissant sa corvée infamante, et traînant, après soi, une odeur nauséabonde, une traînée horrible de loques, de trous, de taches, de fantastiques haillons arrangés, comptés et disposés avec un art abominable. (Janin.) Nur soi erscheint zulässig in folgendem Beispiel: Élisabeth, douée de l'âpre volonté de son père avec bien plus de jugement et de possession de soi-même, débuta en politique consommée. (Henri Martin.)

Chacun verlangt soi, auch wenn von einer bestimmten Anzahl bestimmter Personen die Rede ist: En 92, au moment de la dévastation des couvents, les Chartreux abandonnèrent la France, emportant chacun avec soi un des portraits. (A. Dumas.) Chacune†† le voulait pour soi seule, et il n'y avait pas moyen qu'il en fût ainsi, sans que les six autres y consentissent. (A. Matthey.)

Von Sachen und Abstrakten im fém. neben elle auch soi: Sa pauvre âme qui, par indignation de telles avances, avait voulu fuir ce vilain monde, y revenait malgré soi. (Léo.) Si on substitue le fracas à l'harmonie et l'enluminure à la couleur, c'est que la pensée elle-même n'est pas saine, et que, n'ayant en soi ni l'ordre véritable ni la vraie force, elle ne peut se représenter que dans une image violente et déréglée. (Geruzez.) Et voici la vache qui part comme un éclair, traînant après soi le malheureux sénéchal. (Laboulaye.) On comprend par là comment, jusqu'au IXe siècle, l'Église, absorbant en soi toute la société, ancienne et moderne, romaine et barbare, eut seule une expression, une langue écrite, une littérature, en un mot. (Baron.) Elle††† a le temps bien moins encore de relever et de rappeler à soi

* Buckingham. ** Kléber. *** Babiéça. † Chodruc-Duclos. †† des sept sœurs. ††† l'armée.

quelques-unes de ces nombreuses garnisons, sentinelles perdues des anciennes conquêtes, restées inutilement en arrière. (Villemain.)

Soi auf einen Plural bezogen: La douleur de voir son pays déchiré par des luttes si longues et si cruelles lui* inspira la pensée d'exposer à ses concitoyens quels maux traînent après soi les guerres civiles. (Baron.)

Statt des einfachen soi-même (lui-même etc.) steht par soi-même nach voir, juger, régner u. a. Verben: Je m'arrêterais tout simplement à une femme . . . qui fût en état de conduire le royaume et sa famille, si je laissais en mourant un dauphin trop jeune pour régner par lui-même. (A. Dumas.) Si le danger augmente, qu'on m'avertisse . . . ou plutôt . . . je reviendrai tantôt, savoir par moi-même . . . (Scribe.) Sur le parement on voit encore quelques restes de fresques que je crois du treizième siècle d'après les dessins que l'on m'en a montrés; car je n'ai pu examiner par moi-même que quelques têtes à demi effacées. (Mérimée.) L'ancienne dynastie . . . n'était donc plus qu'un nom sans autorité . . . trop faible pour lutter par lui-même contre le drapeau de l'empire. (Villemain.) Dès qu'il** saurait voir par ses propres yeux, il voudrait bientôt régner par lui-même. (Ch. Lacretelle.) Comme elle*** était fort instruite, elle prit soin par elle-même de son† éducation. (Ders.) François I[er] ne poursuivit point par lui-même les hérétiques, mais il les laissa torturer et brûler par les parlements et les officialités. (Ders.) Je veux en juger par moi-même. (Cas. Delavigne.) On ne compte que sur l'éducation que l'on nous donne, et l'on ne nous fait pas l'honneur de croire que nous puissions penser, réfléchir, observer par nous-mêmes. (Jouy.) Vgl. damit: Quelque chose qu'il pût me tenir pour m'en détourner, je voulus voir, par mes yeux, des objets pour lesquels il témoignait tant d'aversion. (Ders.) Sowie anderseits: Les moines irlandais qui avaient colonisé, par eux ou par leurs disciples, les Vosges, l'Helvétie, l'Alsace, tous les pays entre Seine et Meuse, continuèrent leurs expéditions après Colomban. (Mignet.)

9) Emphatisches Pronom absolu. Das zur nachdrücklichen Hervorhebung dienende moi kann seinerseits durch qui vous parle verstärkt werden: Adieu, comte, écrivons-nous, et prenons courage contre nos ennemis. Pensez-vous que je n'en aie pas, moi qui vous parle? (Mme. de Sévigné.) Moi qui vous parle, j'ai

* Garnier. ** Charles IX. *** Jeanne d'Albret. † Henri IV.

senti le roussi bien souvent, et je ne suis pas sûr de n'avoir pas été deux ou trois fois dépendu. (Victor Hugo.) — Aehnlich für vous: C'est* le moins lâche et le moins bas courtisan que j'aie jamais vu; vous aimeriez bien son style dans de certains endroits, vous qui parlez. (Mme. de Sévigné.)

10) Pronom absolu in grammatischen Erklärungen. Zur schärferen Kennzeichnung des grammatischen Verhältnisses wird oft das Pronom absolu in unfranzösischer Weise gebraucht: Dans cette phrase de Diderot: moi, je ne tue pas un chien qui m'aboie, aboyer peut être transitif direct ou indirect: il aboie moi ou il aboie à moi. (Littré, aboyer.)

11) Pronom absolu mit Adjektiv. Ausdrücke wie moi présent, moi vivant, moi sûr que u. a. (dem lat. abl. abs. entsprechend) sind dem Französischen geläufig. Dagegen findet sich für den Ausruf me miserum! im Französischen keine entsprechende Ausdrucksweise (Diez, Gramm. III, 124). Doch findet sich pauvre moi! ziemlich häufig und scheint andere Auffassung nicht zuzulassen: Ton semblant d'amour, alors, n'était qu'une surprise arrachée par mes ruses et mes mensonges . . . Pauvre moi! (A. Matthey.) Pauvre Fernand! Pauvre moi! (A. Houssaye.)

12) Pronom absolu in Vertretung des Possessivs. Das persönliche Fürwort mit de zur Bezeichnung eines Besitzverhältnisses ist unerlaubt. Wie aber bei einer Gegenüberstellung oder Anknüpfung das conjoint durch das absolu vertreten werden kann (Charlemagne offrit à eux la paix, et à Witikind sa grâce), so kann auch dieser Ersatz für das Possessiv nöthig werden: Dans cette faiblesse physique et avec cette préoccupation morale, il** était d'autant moins en mesure et en disposition de consacrer le 29, le 30 et le 31 août aux services funèbres de sa femme, de son père, de sa mère et de lui-même, qu'il avait déjà célébré celui de l'Impératrice le 1er mai, anniversaire, de sa mort, et que, le 31 août, jour assigné au sien, il était depuis vingt-quatre heures retenu dans sa chambre par la maladie. (Mignet.) — Auch mit dem alten à: Ces précoces dispositions ne laissèrent pas que de scandaliser une bonne vieille tante à moi. (Chassaing.) — Ganz correct, aber uns auffällig: c'est affaire à lui.

*) M. de Lavardin. **) Charles-Quint.

Wiesbaden. Dr. Plattner.

Der Accusativus cum Infinitivo mit for
im Englischen.

Der Accusativus cum Infinitivo kann in den klassischen Sprachen unter gewissen Umständen als Subject auftreten. Madvig, Lateinische Sprachlehre, Holländisch bearbeitet von Boot, § 423 a, sagt: „Wenn das Prädicat durch utile est, fas est, magna laus est, oder durch oportet, decet, expedit etc. ausgedrückt wird, kann der Acc. c. Inf. Subject sein, wenn irgend ein Gedanke als Subject eines Urtheils auftritt, ohne dass die wirkliche Existenz dieses Gedankens ausgesprochen wird"; also ein sogenanntes Dictum de omni et nullo. Accusatores multos esse in civitate utile est. Omnibus bonis expedit salvam esse rempublicam. Facinus est civem Romanum vinciri (Madvig, p. 334).

Ein ähnliches Verhältniss findet sich im Griechischen: „Der Acc. c. Inf. steht als Subject eines unpersönlich ausgedrückten Urtheils (*καλόν ἐστι*, *χρή* etc. Pluygers, Grieksche Spraakleer, § 158)."

„In Anglo-Saxon the Latin and Greek Accusative + Infinitive is generally represented by a clause with thaet (March, Anglo-Saxon Grammar, § 286 b). — Cases of the Acc. c. Inf. are not found in Sanskrit, have a wide range in Greek and Latin, and are rare in Anglo-Saxon" (id. § 293).

„Selten wird im Ags. der Accusativ mit dem (reinen) Infinitiv als Subject in unpersönlichen Sätzen gefunden: thâ licade tham ârfaestan foresceónde ûre haelo **hyre thâ hâlgan sâvle mid longre untrumnesse lichaman âdêmde and âsodene beón** (Thorpe, Ana-

lecta, p. 52). Gewöhnlich steht hier ein Nebensatz mit thaet, welcher in der Bibelübersetzung auch da erscheint, wo das Gothische den Accusativ mit dem Infinitiv hat, wie Luc. 16, 17: Eáthre ys thaet heofon and eorthe geviton.

Ulfilas:

Ith azetizo ist himin ja airtha hindarleithan.“ (Mätzner II, 2, p. 21.)

Der Acc. c. Inf. findet sich im Gothischen in den nämlichen Fällen, in welchen man ihn im Lateinischen findet:

„(Ebenso) nach es geschieht, gefällt, geziemt sich, es ist leicht, besser, Zeit, Luc. 4, 36: jah varth afslauthnan allans (Stamm's Ulfilas bearbeitet von Heyne, p. 276).

Wir schliessen also dass der Acc. c. Inf. als Subject eines Satzes, in welchem ein unpersönliches Verbum (utile est, oportet, fas est, etc.) als Prädicat vorkommt, im Gothischen ebensowohl als im Lateinischen und Griechischen gefunden wird, aber im Angelsächsischen sehr selten ist.

Nun findet sich merkwürdiger Weise im Mittelenglischen eine Construction, die mit der oben berührten eine überraschende Aehnlichkeit zeigt; schade nur, dass der Casus nicht mehr als Accusativ constatirt werden kann. Folgende Beispiele sind sämmtlich Mätzner's Englischer Grammatik entnommen. So findet man bei Chaucer:

It is ful fair a man to bere him evene.

(Cant. Tales, 1525.)

No wondur is a lewid man to ruste. (id. 504.)

It had ben necessarie mo counsellours to performe your emprise. (Tale of Meliboeus.)

It is a woodnesse a man to strive with a stronger. (id.)

If that it be a foul thing a man to waste his catel on wommen. (id.)

It is shame you to bete him.

(Towneley Mysteries, p. 198.)

A carpenter to be a knyght
That was ever ageyne ryght.

(Halliwell, Nugae Poeticae, p. 17.)

A madyn to bere a child, iwys, without man's ayde, that were ferly. (id. p. 158.)

It is not convenient a man to be
Ther women gon in travalynge.
(Coventry Mysteries, p. 149.)

It is a straunge thynge an old man to take a yonge wyff.
(id. p. 95.)

Loo, what it is a man to haue connynge.
(Skelton I, 36.)

It spedith one man for to die for the puple.
(Wiclyffe, Joh. 18, 14.)

In der letzten Stelle scheint Ulfilas mir auch Acc. c. Inf. als Subject zu haben:

batizo ist **ainana mannan fraqistjan** faur managein; oder ist fraqistjan nur transitiv, und ainana mannan **Object** von fraqistjan? Das Angelsächsische hat hier auch ein intransitives Zeitwort, aber setzt wie gewöhnlich einen Nebensatz mit thaet an die Stelle des Acc. c. Inf.: thaet hit betere vaere thaet ân man svulte for folce.

So auch bei Shakespeare:

It is the lesser fault, modesty finds,
Women to change their shapes than men their minds.
(Two Gentlemen of Verona V, 4, 109.)

(This) is all as monstrous to our human reason
As my Antigonus to break his grave.
(Winter's Tale V, 1, 42.)

Die Prädicate sind in obigen Stellen: is fair, is no wonder, is necessary, is madness, is a foul thing, is shame, is against right, is wonderful, is convenient, is a strange thing, what it is! is fitting, is the lesser fault, is monstrous, also übereinstimmend mit den Fällen, in welchen man im Lateinischen, Griechischen und Gothischen den Acc. c. Inf. als Subject antrifft.

Nun findet sich schon im Gothischen in diesem Falle bisweilen ein Dativ anstatt des Accusativs: „Wo sich in einigen Fällen statt des Accusativs der Dativ findet, da ist dieser zum Prädicate des Hauptsatzes gezogen, und der Infinitiv steht allein“ (Stamm's Ulfilas von Heyne, p. 276) z. B. Luc. 6, 1: varth in sabbato antharamma gaggan imma = varth imma, gaggan. Marc. 9, 45:

goth thus ist galeithan in libain haltamma = thus haltamma goth ist, galeithan.

Dieser Uebergang vom Accusativ zum Dativ ist leicht zu erklären: die Prädicate geschah, ist besser lassen einen Dativ zu, und statt zu sagen

ihn zu gehen geschah

sagt man

zu gehen geschah ihm.

Die zweite Stelle lässt sich auf ganz ähnliche Weise erklären.

Es kann also nicht Wunder nehmen, wenn dieser Uebergang vom Accusativ zum Dativ auch im Mittel-Englischen bei den oben verzeichneten Prädicaten stattgefunden: die Mehrzahl dieser Prädicate wie necessary, convenient, fitting, monstrous, better, worse wurden im Angelsächsischen mit dem Dativ construirt. Dieser ursprüngliche Dativ wurde aber schon im Mittel-Englischen bei der Mehrzahl der genannten Adjective, die Geziemendes, Leichtes, Schweres, Mögliches, Unmögliches u. s. w. ausdrücken, mit der Präposition for umschrieben; und so geschah es, dass wir an der Stelle eines ursprünglichen Acc. c. Inf. als Subject, einen einfachen Infinitiv antreffen; zugleich hat der Accusativ, der ursprünglich das Subject des Infinitivs war, die Präposition for vor sich genommen und wird, logisch, zum Prädicats-Adjectiv oder zum Verbum gezogen. Wo also das Mittel-Englische sagte: It is a strange thing an old man to take a young wife, fing man später an zu sagen: It is a strange thing **for** an old man to take a young wife. Im letzten Satze ist also to take a young wife das logische Subject, und for an old man muss zum Prädicate is a strange thing gezogen werden.

Ich lasse hier einige Beispiele folgen, in welchen das ältere Englisch wahrscheinlich den Acc. c. Inf. als Subject gebraucht haben würde, und in welchen for steht als Umschreibung eines Dativs, der allmählich unter dem Einflusse des Prädicats-Adjectivs den ursprünglichen Accusativ verdrängt hat.

It is difficult for me to believe you.

It is necessary for you to go through the whole chapter.

Is it lawful for a man to put away his wife for every cause? (Matth. 19, 3.)

For man to tell how human life began — is hard (Milton, P. L. 8, 250).

It is impossible for us to believe it to be impossible. (Carlyle, Past and Present 1, 3.)

Später scheint die enge Beziehung, die ursprünglich zwischen dem Prädicats-Adjectiv und dem mit for umschriebenen persönlichen Dativ obwaltete, dem Sprachbewusstsein dunkel geworden zu sein; denn gegenwärtig findet man for + Persönlichen Casus + Infinitiv als Subject auch in denjenigen Fällen, in welchen das Prädicats-Adjectiv oder das Verbum kaum einen mit for umschriebenen Dativ zu sich nehmen könnte.

Einen ursprünglichen Dativ könnte man im Nothfall noch voraussetzen in den folgenden Stellen:

For Captain Jorgan to sit anywhere in his long-shirted blue coat and blue trousers, without holding converse with everybody within speaking distance, was a sheer impossibility. (Dickens, A Message from the sea, 86.)

For a tutor to give his pupils hints to work up into an essay is an excellent way of teaching. (Latham, Examinations, p. 271.)

Aber in den folgenden Stellen tritt der Dativ-Begriff ganz und gar in den Hintergrund; for ist hier ganz überflüssig, gleichsam rudimentär geworden, wie ein Naturhistoriker sich ausdrücken würde; diese Sätze sind verwechselt worden mit denjenigen, in welchen for als Stellvertreter eines ursprünglichen Dativs wirklich nothwendig ist, und ein theoretischer (hypothetischer) Acc. c. Inf. hat for vor sich bekommen, weil er über denselben Kamm geschoren wurde mit anderen Fällen, worin das Prädicats-Adjectiv oder das Verbum die Remplacirung eines ursprünglichen Accusativs durch einen mit for umschriebenen Dativ veranlasste.

For me to put him to his purgation would perhaps plunge him into far more choler. (Hamlet III, 2, 317.)

What I like best is for a nobleman to marry a miller's daughter, as Lord Flowerdale did — and what I like next best is for a poor fellow to run away with a rich girl. (Thackeray, Vanity Fair I, 110.)

There is nothing so rare as for a man to ride his hobby without molestation. (Washington Irving, Bracebridge Hall II, 22.)

Die Einschiebung von as zwischen rare und for, statt hinter

man, beweist deutlich, dass for nicht länger als Umschreibung eines ursprünglichen Dativs gefühlt wird.

For the teacher to perform the process while the student looks on, is a very different thing, especially if the latter does not expect to be called on to perform the experiment for himself. (Latham, Examinations, 371.)

For her son to have opposed himself to danger from living foes would have been nothing so dreadful in her eyes as to dare alone the terrors of the Haunted House. (Washington Irving, Bracebr. Hall II, 272.)

For the Lilliputians think nothing can be more unjust than for people, in subservience to their own appetites, to bring children into the world, and leave the burden of supporting them upon the public. (Swift, Gulliver, Lilliput, Chap. VI.)

Diese unorganische Einschiebung von for vor einen ursprünglichen Acc. c. Inf., von welcher wir im Obigen eine Erklärung zu geben versucht haben, hat aber noch in viel weiterer Ausdehnung um sich gegriffen. So findet man im heutigen Englisch for auch vor einem Acc. c. Inf., der als Object vorkommt:

Now, in such unfortunate quarrels among the component parts of a great political union of communities, I can scarcely conceive anything more completely imprudent than for the head of the empire to insist that, if any privilege is pleaded against his will or his acts, his whole authority is denied. (Burke, speech on Conciliation with America, March 22, 1775.)

I don't know anything more painful than for a man to marry his superior in age or his inferior in station. (Thackeray, Pendennis I, 7.)

Auch in diesen Stellen beweist die Stellung von than zwischen imprudent und for the head, und zwischen painful und for a man, statt hinter empire und hinter man, dass for entschieden nicht als Umschreibung des Dativs gebraucht wird; I don't know anything more painful for a man than to marry etc. bedeutet freilich etwas ganz anderes.

Ein Acc. c. Inf. kann im Englischen auch vorkommen abhängig von einer Präposition; z. B.

I look upon foxes to be the most blessed dispensation of a benign Providence. (Bourcicault, London Assurance, 3.)

Verona brags of him — Tobe a virtuous and well-governed youth. (Romeo and Juliet I, 5, 70.)

In diesen Stellen ist es das Verbum, das die Präposition erfordert. Beispiele von einem Acc. c. Inf. mit vorangehender Präposition, welche von einem vorhergehenden Adjectiv gefordert wird, sind im modernen Englisch vielfach vertreten. Hier treffen wir in erster Reihe das Adjectiv necessary, welches den Namen einer Sache mit for als nähere Bestimmung zu sich nimmt.

It is not necessary, however, that a sound should be distasteful to a people, for it to undergo such changes as these (Peile, Primer of Philology, 33) = The aversion of a people to a sound is not necessary for its undergoing etc.

In dieser Stelle ist for, meiner Meinung nach, nicht die Umschreibung eines ursprünglichen Dativs, und noch viel weniger unorganisch eingeschoben: „Bei Sachnamen färbt sich der Begriff von for bei Adjectiven verschieden nach dem Zusammenhange. Es steht, wo die Bestimmung und Bereitschaft, die Angemessenheit oder Unangemessenheit für eine Sache oder zu einem Zwecke in Betracht kommt.“ (Mätzner, Englische Grammatik II, 1, 439.)

Als Vertreter eines ursprünglichen Dativs möchte ich hingegen das for auffassen, das wir im modernen Englischen hinter einem Adjectiv finden, dem das Wort too vorangeht. Auch hinter diesem for treffen wir vielfach einen Acc. c. Inf. an; z. B.

The night is too dark for us to move in. (Cooper, Spy 14.)

He was too much accustomed to deeds of violence for the agitation he had at first expressed, to be of long continuance. (Scott, Rob Roy, 34.)

Der Begriff von necessary wird öfters durch ein Modalzeitwort, wie should, must, ought ausgedrückt; den Fällen mit necessary analog, findet man hinter should, must, ought etc. auch einen Acc. c. Inf. mit vorangehendem for, zur Bezeichnung der Sache, für deren Existenz oder Verwirklichung etwas nothwendig ist:

For us to carry a subject in our minds it must form a whole (Latham, Examinations, 368) = That a subject should form

a whole is necessary for our carrying it in our minds. For the knowledge to have borne as its result a power of doing something, it must have been assimilated (id. p. 364) = That the knowledge should have been assimilated is necessary for its having borne as its result a power of doing something.

So, if we learn any science, we must get beyond the information stage for it to rest in our minds (id. p. 369).

But in the evolution of institutions circumstances constantly demand that for national capacities to be seized on by what may be called national selection, they should be directed by a single mind. (Westminster Review, April 1875, p. 343.)

In allen diesen Fällen erfüllt die Präposition for vor dem Acc. c. Inf. irgend eine ihrer legitimen Functionen. Aber auch in diesem Falle hat die Präposition for sich fremdes Gebiet erbeutet.

Wie necessary eine Bestimmung mit for erfordert, so folgt den Adjectiven glad und afraid eine Bestimmung mit of. Diese Bestimmung kann wie bei necessary die Gestalt eines Acc. c. Inf. annehmen; z. B. I shall be glad of him to recover, anstatt: I shall be glad of his recovering. Nun ist aber in diesem und in dergleichen Sätzen die Präposition for häufig an die Stelle von of getreten, und so finden wir im modernen Englischen hinter glad und afraid einen Acc. c. Inf. mit vorangehendem for:

I should be glad for our existing students to feel their obligations to those of whose foregone care and thought they are the inheritors (Latham, Examinations, 196) = I should be glad of our existing students' feeling etc.

I am not afraid for them to see it (Dickens, Christmas Carol, IV) = I am not afraid of their seeing it.

Amsterdam. C. Stoffel.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Dr. Rudolf Sonnenburg. Grammatik der Englischen Sprache nebst methodischem Uebungsbuche. 6. Auflage. Berlin 1878. Verlag von Julius Springer.

Sonnenburg's Grammatik ist bereits in der 6. Auflage erschienen und in vielen Anstalten eingeführt. Das Werk ist seiner Anlage nach für den ersten Unterricht bis zum Abschluss des Schulunterrichtes etwa eines drei- oder vierjährigen Cursus im Englischen eingerichtet. Es ist ein einheitliches Buch, welches den ganzen grammatischen Stoff enthält und vom Leichteren zum Schwereren fortschreitet, erst die Formenlehre und dann die Grammatik absolvirt, zugleich zweckdienliche Uebungen über alle Theile der Sprachlehre enthält, beim Unterrichte in Schulen bei Weitem den Werken vorzuziehen, welche, wenn auch sonst sehr schätzenswerth und methodisch gearbeitet, in zwei oder gar drei Theile zerfallen und so gewöhnlich nicht absolvirt werden können.

Wie wenig aber Sonnenburg's Buch weder in Beziehung auf die grammatischen Auseinandersetzungen, noch in Beziehung auf die Vollständigkeit der grammatischen Regeln, noch auf die Zweckmässigkeit der Uebungen, noch auf Correctheit des Ausdrucks in den von dem Autor selbstgemachten englischen Sätzen empfehlenswerth, oder die Denkkraft des Schülers, worauf der Autor in seinem Vorworte mit Recht ein so grosses Gewicht legt, fördert, werde ich durch eine genaue Erörterung der ganzen Grammatik mit Anführung der Worte des Autors zur Evidenz darthun.

Die vielfache Empfehlung dieses Buches und der Umstand, dass das Buch in vielen höheren Anstalten schon seit Jahren in Gebrauch ist, liess mich mit dem festen Vertrauen an die Prüfung des Buches herangehen, indem ich glaubte ein durchaus brauchbares und seinem Zwecke entsprechendes Buch zu finden, und hierin bestärkte mich noch die pomphafte so viel versprechende Vorrede, welche aber nach Durchsicht des Buches leider nur das Parturiunt montes entlocken kann.

Ein Hauptvorzug des Buches, wenn dies etwa ein Vorzug genannt werden kann, denn auch hierüber könnte man anderer Ansicht sein, ist die eingehende, fast durch das ganze Buch sich erstreckende Behandlung und Erörterung der Aussprache, und selbst hier finden sich Fehler und unlogische Erklärungen.

Gleich im Eingange in der Lehre von der Aussprache heisst es:

§ 1. „Die englischen Laute der Vocale sind folgende: *a* eh u. s. w.“

„Die englischen Laute der Consonanten sind *b* bih u. s. w.“

Hier findet sich ein grosser logischer Fehler: Laute statt Benennungen der Buchstaben.

§ 2. „Die Aussprache des Englischen beruht auf denselben Grundsätzen wie die des Deutschen“, ist unklar und nicht wahr. Im Deutschen giebt es weder stumme Vocale noch stumme Consonanten, die Vocale werden ganz verschieden ausgesprochen. Welche Grundsätze sind das also?

§ 3 wird als Beispiel und zwar als einziges Beispiel für das lange *a* der stets kurz ausgesprochene unbestimmte Artikel *a* aufgeführt.

§ 4. „Wenige einsilbige Wörter endigen auf *o*, meistens wird ein stummes *e* hinzugefügt.“ Das meistens ist falsch. Auf *o* endigen to, do, go, lo (Interject.), no, so, wo (Weh); auf oe nur foe, hoe, doe, roe.

§ 5. „*o* lautet wie ein kurzes *o* (konnte).“ Unter den Beispielen ist angeführt: for, or, form, storm, nor, horn.

§ 6. Vor *d* und *k* lautet *oo* meistens wie kurzes deutsches *u*.“ Auch hier ist das meistens verkehrt. brood, brook, food, hook, mood, nook, crook etc. sind die Majorität.

§ 7. „Das Englische ist in der Umwandlung der Dehnungszeichen weit consequenter als das Deutsche“ u. s. w. Die ganze Auseinandersetzung von der Dehnung im Englischen und Deutschen ist durchaus unrichtig und stimmt am allerwenigsten mit der bereits angeführten unsinnigen Bemerkung von § 2.

§ 9. „Anm. Durch Verschiedenheit der Dehnungszeichen bei gleichlautenden Wörtern wird die Verschiedenheit der Bedeutung bezeichnet.“ Diese Worte können nur so verstanden werden, als wenn z. B. see zur Unterscheidung von sea anders geschrieben würde, während die Orthographie doch durch die Ableitung entstanden ist und die Uebereinstimmung der Aussprache eine zufällige ist.

§ 12. „*u* wird gedehnt durch ein vorgesetztes *e*, z. B. feud.“ Warum es nicht besser heisst. *eu* und *ew* werden gewöhnlich wie lang *u* ausgesprochen, kann ich nicht verstehen.

§ 13. „i vor *nd* und *ld* lautet lang wie in einer offenen Silbe.“ Der Zusatz wie in einer offenen Silbe ist hier ganz überflüssig.

§ 15. „are wird auch mit demselben kurzen *a*-Laute gesprochen.“ Der Laut ist nicht kurz, sondern lang.

§ 23. „*ch* lautet in einer Anzahl von Wörtern wie *k*.“ Erstens sollte hier gesagt sein: in allen Wörtern, welche griechischen Ursprungs sind, zweitens ist das zu dieser Regel gewählte Beispiel school nicht passend, weil *sch* immer *sk* gesprochen wird. Dass *ch* in einigen Wörtern wie machine auch wie *sh* lautet, ist nicht angegeben.

§ 24. Anm. 3. „Wenn *g* vor *e* und *i* den harten Laut haben soll, so wird ein *u* eingeschoben. Dies *u* ist stumm.“ Auch dies ist eine verkehrte Erklärung. *ge* und *gi* wird bald *g* hart, bald *g* weich gesprochen. Vgl. get und gest, give und gin. *gue* und *gui* ist *g* immer hart.

Anm. 5. „*gn* in der Mitte eines Wortes wird regelmässig gesprochen.“ Was bedeutet der Ausdruck „regelmässig gesprochen“?

§ 25. „*h* ist in einigen Wörtern stumm, man merke besonders etc.“ Sollte heissen: *h* ist in romanischen Wörtern gewöhnlich stumm, in germanischen ausgesprochen.

§ 32. 4) „In drei Wörtern ist *a* kurz und lautet wie in far: heart, hearth, hearken.“ Ist dies kurz? Welche gewaltige Unrichtigkeiten?

§ 35. „*o* lautet ausnahmsweise: 1) wie *oo* (langes *u*). Als erstes Beispiel steht das kurz ausgesprochene to; auch wolf ist als Beispiel für diese Aussprache aufgeführt.

§ 37. „*u* ist meistens lang in allen Silben.“ Unverständlich und unrichtig!

Soweit gehen die Regeln über die Aussprache im ersten Theil. Obschon dies die starke Seite des Buches ist, so ergebt doch aus dem Vorhergehenden, dass kaum ein Paragraph frei von groben Fehlern ist.

Noch verfehlter ist II. die Formenlehre und besonders III. die Syntax. Hier sind nicht nur die meisten Regeln falsch gegeben, sondern, was ebenso sehr zur Unbrauchbarkeit des Buches beiträgt, es ist vieles Wichtige und Hauptsächliche entweder ganz übergangen oder als nebensächlich behandelt.

Die Formenlehre geht von § 39 bis § 47.

§ 39. 1) Bei place und bridge sollte die Aussprache des *e* im Plural bemerkt sein.

6) „Brethren Brüder einer Gesellschaft" — besser wäre die Erklärung Mitbrüder, Mitmenschen.

Anm. 1. „Cattle Vieh ist Plural." Diese ganze Regel ist sehr ungenau. Cattle ist kein Plural, sondern gehört zu den Collectiven, wie family, army etc., die mit dem Sing. und Plural verbunden werden können. Peoples in der Bedeutung Völker wird gar nicht gebraucht, man sagt dafür nations.

Anm. 4. „Zwei Substantive in Apposition werden beide pluralisirt." Unrichtig; die Mehrzahl von maid-servant heisst maid-servants, von fellowman — fellow-men. Nach der angegebenen Regel müsste es maids-servants und fellows-men heissen.

§ 41. Anm. 5. „Einige Adjective werden zugleich als Adverbien gebraucht." Wie ungenau und unvollständig Alles in dieser Grammatik behandelt ist, ist hier wiederum zu ersehen; kein Wort von den unveränderten und veränderten Adverbien, wie just — justly; late — lately; hard — hardly u. s. w.

3) Hier fehlt bei der Steigerung die Regel über zweisilbige Adjective, wenn dieselben die deutsche oder französische Steigerung haben.

5) Bei elder und eldest ist das Wesentlichste nicht erwähnt, dass sie nur attributiv gebraucht werden. Bei next ist der temporale Gebrauch (z. B. next week) ganz übergangen. Zu farther und further ist bemerkt in dem Anhang S. 330, 10: „In einigen Grammatiken wird ein Unterschied zwischen farther und further gemacht; dieser Unterschied existirt nicht und ist völlig aus der Luft gegriffen." Also in: he walks farther up und the further details ist kein Unterschied?

Anm. 3. „Einige Superlative sind auf most gebildet, z. B. utmost u. s. w." Eine ganz oberflächliche Angabe von Formen wie inner, innermost, upper, uppermost etc.

§ 44. 2) Dass *eth* als Endung der 3. Person zuerst angegeben ist, könnte den Schüler irreleiten, diese Endung als die gewöhnliche zu gebrauchen.

§ 46. Bei den unregelmässigen Verben wird delay (franz. delayer) als Zusammensetzung von lay aufgeführt, sonst gehört dieser Theil zum Besten der Grammatik.

Bei Weitem am mangelhaftesten ist der jetzt folgende 3. Theil, die Syntax.

§ 48. Soll eine Trennung zwischen Formenlehre und Grammatik sein, wie in dem vorliegenden Buche, so ist schon der erste § 48, 1 hier nicht an seiner Stelle. Ob *a* oder *an* gesetzt wird, gehört nicht in die Syntax, sondern in die Formenlehre.

2) Die einfachsten Regeln giebt der Autor auf unlogische und unverständliche Weise. Indem er von der Weglassung des Artikels bei allgemeinen Begriffen (Abstracten oder Stoffnamen) spricht, sagt er: „Wenn ein Begriff in seiner Allgemeinheit und ohne Beziehung auf einen besonderen Fall gedacht werden soll, so steht im Englischen kein Artikel," und dann heisst es weiter: „Der bestimmte Artikel bezeichnet, dass ein Begriff in Beziehung auf einen bestimmten Fall gedacht werden soll, z. B. we admire

the wisdom of the man." Wenn wir die ausgedrückte Regel auf diesen Satz anwenden, so ist also der Begriff wisdom nach dem Wortlaute auf einen bestimmten Fall ! zu beziehen. Es konnte kein unpassenderer Ausdruck als der Fall gewählt werden. Das Beispiel mit man, welches hier angeführt ist, gehört zu 3 und nicht zu 2.

6) „Vor Substantiven, welche einen Stand bezeichnen, steht gewöhnlich der unbestimmte Artikel." Was soll man mit dieser Erklärung anfangen? So wie das dasteht, ist es rein unverständlich. Es sollte heissen: Die Wörter, welche eine Nation, Religion, Stand u. s. w. (In der Regel wird blos von Stand gesprochen) als Prädicat bezeichnen und im Deutschen meist keinen Artikel haben, haben im Englischen den unbestimmten Artikel. Auch hier sind Lücken. Der Gebrauch des Artikels vor Eigennamen wie the East-Indies und namentlich die Weglassung bei Ländernamen wie Switzerland, Turkey, wo er im Deutschen steht, Weglassung vor den Mahlzeiten: breakfast u. s. w. sind nicht aufgeführt.

§ 49. Bei dem Genus ist die weibliche Endung *ess* (lion — lioness) gar nicht erwähnt. Die Regel über das Geschlecht der Thiernamen ganz ungenau. Von der Vorsetzung von male und female, man und maid oder woman, he und she bei Thieren oder Personen wie he-wolf und she-wolf keine Silbe. Die ganze Sache wird mit folgender Anmerkung zu § 49 abgefertigt.

„Anm. Man hüte sich vor dem lächerlichen Fehler, Cousine, Freundin und ähnliche Wörter durch she-cousin etc. zu übersetzen."

Citiren wir hierüber Mätzner I, p. 268. Als dritte Art der Unterscheidung des Geschlechts bei Personen und Thiernamen, die nicht durch Endung oder durch ein besonderes Wort unterschieden sind, giebt Mätzner an: „γ durch die Fürwörter he und she, welche den Namen von Thieren, seltener von Menschen vorangesetzt werden u. s. w."

§ 50. Von diesem § 50, dem alle systematische Ordnung fehlt, seien nur folgende unrichtige Erklärungen angeführt:

„Die Pluralformen dieser Substantive (fish, fowl, trout u. s. w.) werden gebraucht, wenn der Zahlbegriff besonders hervortritt, z. B. die Fische sind Thiere mit kaltem Blute, fishes are cold-blooded animals." Vorher steht das Beispiel: Fish live in water. Warum in dem letzteren Beispiel der Zahlbegriff weniger hervortritt, ist nicht ersichtlich

3) „Substantiva, welche eine bestimmte Quantität etc. bezeichnen, werden nach vorangehenden Zahlbestimmungen häufig im Singular statt im Plural gebraucht" Sollte heissen, nehmen im Plural kein Pluralzeichen an, sie stehen aber im Plural.

Was soll aber das Darauffolgende heissen?

„In Zusammensetzungen, wie a five pound note, a four inch board, müssen die Wörter (welche Wörter?) im Singular bleiben."

6) „Riches, Reichthum, ist eigentlich Singular, wird aber als Plural angesehen." Riches ist ein Plurale tantum und hat als Einzahl nur das Adjectiv rich, analog ist z. B. goods Waaren, blinds Rouleaux und andere.

§ 51. 1) Die Casuslehre beginnt mit der Participialconstruction und die ganze Regel über den Nominat. absolutus gehört durchaus nicht hierher, sondern in die Regeln über das Gerundium.

2) Das non plus ultra aller grammatischen Kenntniss ist Folgendes in dem Abschnitte über den Nominativ:

„Die Apposition, welche im Deutschen in demselben Casus steht, wie das Substantiv, auf welches sie sich bezieht, steht im Englischen im Nominativ, z. B. I bought the book at Murray's, a respectable bookseller."

Also weil Herr S. dem Worte bookseller hier kein 's anhängt, ist es bei ihm ein Nominativ. Demnach wäre z. B. I have seen Mr. Murray,

a respectable bookseller, Letzteres auch ein Nominativ oder gerade so im Französischen J'ai acheté ce livre chez Mr. Murray, un libraire respectable. Demnach ist un l. r. Nominativ. Vgl. Plötz, Schulgr. Lect. 60. Welche Begriffe vom Casus!

Als Beispiel für den sächsischen Genitiv steht hier „England and France's army.“ Bei Ländernamen kann nur dann der sächsische Genitiv gesetzt werden, wenn sie, wie öfter bei Shakespeare, für den König des Landes gebraucht werden.

§ 53. 1) Der Ausdruck „näheres und entfernteres Object“ statt Personen(Dativ)object und Sach(Accusativ)object ist unrichtig. Auch ist hier kein Unterschied gemacht zwischen den Verben, wo das to nie wegbleiben darf (wie to relate, to impart u. s. w.) und den anderen, wie to give, to send etc.

3) Wenn beide Objecte persönliche Fürwörter, so steht der Accusativ nicht, wie es hier heisst, „stets vor dem Dativ“; nur it steht immer davor. Sonst heisst es z. B. give me them etc.

5) „Einige Adjective stehen mit und ohne to.“ Die wenigen Ausnahmen opposite, like und near sind hier als Hauptregel gegeben. Es sollte heissen: bei Adjectiven, welche den Dativ der Person nach sich haben, darf to nicht wegbleiben, z. B. it was impossible to us. Davon steht aber kein Wort da.

§ 54. 1) „Viele Verben regieren im Englischen abweichend vom Deutschen den Accusativ.“ Dabei wird angeführt to allow a person (!). Person ist hier Dativ und dies gehört in das Capitel von der Weglassung des to bei dem Personenobject. Ebenso wird hier und an einer anderen Stelle des Buches auch to tell als Beispiel dafür angeführt, so dass nach Sonnenburg in he told me das Pronomen me Accusativ wäre.

Auch stehen hier eine Anzahl Verba, welche gar nicht hierhin gehören, da sie im Deutschen ebenfalls den Acc. regieren, wie to head anführen, to cross durchkreuzen, to fight bekämpfen, to trace aufspüren.

2) „Alle diese Verben werden im Perfectum (sic!) mit have verbunden.“ Warum gerade im Perfectum? heisst es nicht besser: haben als Hülfsverb in den zusammengesetzten Zeiten to have.

3) „Alle diese Verben können im Passivum gebraucht werden“ sollte heissen: haben im Deutschen nur ein unpersönliches, im Englischen auch persönliches Passiv.

§ 55. 4) Hier fehlt bei to become der Gebrauch des selbständigen Verbs **werden**.

§ 59. In den Regeln vom Gerundium oder Participium fehlt einiges äusserst Wichtige. Das Particip nach Präpositionen, nach transitiven Verben, die umschriebene Conjugation sind gar nicht erklärt. Der ganze Paragraph giebt dem Schüler durchaus keinen genügenden Aufschluss über die so äusserst wichtige Construction.

§ 61. „One half etc. are related to have died“ sollte heissen: are said to have died. To relate kann durchaus nicht so gebraucht werden.

§ 64. Es fehlt hier der Gebrauch von to do bei whose.

§ 66. c) „In der Schriftsprache ist must als Imperfectum durchaus gebräuchlich, s. Macaul. fast auf jeder Seite.“ — Allerdings wird must, wo keine Zweideutigkeit entsteht, auch für das Imperfect gebraucht. Letztere Behauptung: „**s. Macaul. fast auf jeder Seite**“ ist lächerlich.

3) „I will und besonders I would bedeuten nicht selten **pflegt** etc.“ Hiesse es: will und would in der dritten Person, so wäre es richtig. In der ersten Person kommt es fast nie vor, indem die erste Person eine Zweideutigkeit nur zu leicht hervorbringt. Man wird nicht sagen: I would take a walk every morning für: Ich pflegte etc. Selbst wenn man die erste Person so gebraucht, so ist die Regel jedenfalls unlogisch ausgedrückt.

Anm. 1. „Will im Infinitiv etc. wird jetzt nur noch in der Bedeutung von testamentarisch etwas festsetzen gebraucht.“ Ebenso unlogisch wie die vorhergehende Erklärung. Warum heisst es nicht: will als selbständiges regelmässiges Zeitwort? Wie passt ferner das Beispiel: thus hath custom willed it zu der Erklärung „testamentarisch festsetzen“. Warum ist nicht das analoge „gewillt“ im Deutschen hier angeführt.

§ 66. 5) Die hier aufgeführten Regeln über die Uebersetzung des deutschen es gehören nicht hierher, sondern in das Capitel über das Fürwort. Welch sonderbare Erklärung von Ausdrücken wie It is I. „Dient es zur Feststellung der Identität einer Person, so sagt man It is I etc.“

§ 67. b) „Das substantivische Adjectiv ist der Plural im Masculinum, z. B. the poor, die Armen, the rich, die Reichen.“ Warum im Masculinum? Gehören die armen und reichen Frauen nicht auch dazu? Oder hat etwa das Femininum eine besondere Endung? Es sollte nur heissen: Der Plural im Allgemeinen ohne nähere Bestimmung, wie the poor women, the poor girls.

§ 67. „One, Plur. ones vertritt häufig die Stelle eines Substantivs.“ Ist dieses „häufig“ etwa eine grammatische Erklärung. Hier fehlt auch das Hauptsächliche, z. B. dass one nicht gesetzt werden darf, wenn ein Stoffname zu ergänzen ist, ferner nicht nach Zahlwörtern, nach unbestimmten Fürwörtern etc.

5) Anm. „Very dient auch zur Verstärkung des Superlativs, der allerbeste, the very best. Very in dieser Bedeutung ist Adjectiv, z. B. a very pearl etc.“ In the very best ist very kein Adjectiv, sondern ein Adverb, wörtlich: der sehr beste.

10) Stellung des Adjectivs. Hier fehlt vielerlei, z. B. der poetische Sprachgebrauch, das von Adverbien, z. B. so, begleitete Adjectiv, mehrere attributive Adjective, die sich auf ein Substantiv beziehen u. s. w.

§ 68. 1) „Das persönliche Fürwort es muss häufig durch he, she, they übersetzt werden.“ Mit dem Worte häufig, welches hier wiederum statt einer Erklärung steht, wird nicht gesagt, was in jeder Elementargrammatik zu finden ist. Wenn es weiter heisst: „Das Pronomen muss sich im Englischen nach dem folgenden Substantiv richten“, so kann der Schüler nicht wissen, warum man z. B. sagt: Who is at the door? It is a poor woman. Who is she? She is the wife of the gardener. —

2) Ebenso oberflächlich und wenig ausreichend ist die Regel über den Gebrauch von there für das deutsche es, wenn dasselbe auf das folgende Subject hindeutet. Sie lautet: „wenn es ist, es sind den Sinn hat von es giebt, es sind vorhanden, so muss es durch there übersetzt werden.“ Das Wesentliche ist auch hier nicht erwähnt, dass das deutsche es als formelles Subject durch there ausgedrückt wird.

§ 68. Eine der wichtigsten Regeln, wogegen am meisten von den Schülern gesündigt wird und worauf die Grammatik ein grosses Gewicht zu legen hat, ist der Gebrauch von one'self bei den transitiven Verben und die Weglassung des reflexiven Fürwortes bei Zeitwörtern wie to wonder, to complain etc. Diese Regeln werden in folgenden wenigen Worten in einer Anmerkung abgefertigt:

„Anm. Sich ist ausser durch one another oder each other zu übersetzen durch himself etc.“

Dies ist alles, was sich darüber vorfindet; kein Verzeichniss von den Verben, die im Deutschen reflexiv sind und im Englischen nicht, keine Erklärung des Unterschieds: they know themselves und they know each other, keine Angabe, wann das persönliche Fürwort statt des reflexiven steht, wie he had all his friends about him.

§ 69. Die Lehre von den demonstrativen Fürwörtern beginnt folgendermassen: „yonder jener, jene etc. wird nur dann gebraucht, wenn auf einen Gegenstand hingewiesen wird, der in Sicht ist.“ Mit dem meist veralteten

yonder (das gewöhnlichere yon ist gar nicht erwähnt) beginnt die Lehre von den Demonstrativen!

§ 70. 2) Bei der Trennung des relativen that von der Präposition wird bemerkt: „That mit nachgestellter Präposition ist im gewöhnlichen Leben häufig" (Es ist mehr in der Schriftsprache üblich.); „beim Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische gebrauche man diese Ausdrucksweise nicht, da sie nicht überall passt." Ich glaube, der Schüler soll lernen, wo sie passt. Dieses bequeme Abfindungsmittel stimmt ebenso wie alles Uebrige mit dem in dem Vorworte so betonten Grundsatze überein: „durch die Grammatik die Denkfähigkeit des Schülers zu üben."

§ 71. „Mit who fragt man nach dem Namen einer Person?" Was hat der Name hier zu thun?

In Anm. 1 findet sich der Sprachfehler what is it made from statt of. Derselbe Fehler kommt 4 Mal in den Uebungen vor.

§ 72. Wunderliche Erklärung von some! „Some bezeichnet einen unbestimmten Theil eines grösseren Ganzen."

Anm. 1. „Some kann auch in Fragen gebraucht werden, z. B. can you give me some paper? Ein solcher Satz ist zwar in der Form eine Frage, doch nicht dem Sinne nach."

Eine widersinnige Behauptung, die keiner Widerlegung bedarf.

Anm. 5. „Several heisst ursprünglich einzeln, z. B. they sailed severally." Was hat das Adverb severally als Beispiel zu several zu thun?

6) Bei a great many fehlt a good many, a great deal und a good deal.

§ 73. 7) Bei den Zahlwörtern sind a score und teens aufgeführt; es ist aber nicht angegeben, dass dies Substantive mit Zahlbegriffen sind, wie unser Schock. A dozen, welches doch ebenso gut dahin gehört, ist gar nicht aufgeführt.

§ 75. Keinem Theile der Sprachlehre ist eine grössere Aufmerksamkeit zuzuwenden, als den Präpositionen, und besonders aus dem Grunde, weil hier die verschiedenen Sprachen am meisten divergiren und kaum eine Präposition immer durch eine entsprechende in der anderen Sprache übersetzt werden kann. In den meisten englischen Grammatiken findet sich daher auch ein Verzeichniss der Verben mit den Präpositionen, die dieselben erfordern. Von allem dem ist hier nichts zu finden. Unter den dürftigen Bemerkungen über die Präpositionen findet sich folgender ergötzliche Passus:

12) „Ueber in senkrechter Richtung (?) over, z. B. die Wolke steht über der See, the cloud hovers over the sea" (hovers heisst auch nicht steht, sondern schwebt). 14) „Unter, in senkrechter Richtung (?) under, besser (?) under the table." Was die senkrechte Richtung und was besser hier zu thun hat, ist unverständlich und sinnlos.

§ 76. Bei der Wortstellung steht statt aller genauen Regeln über die Stellung der Adverbien:

„Subject und Verbum werden sehr häufig (wieder das beliebte häufig!) durch Adverbien getrennt" und in der Anmerkung steht die unrichtige Behauptung: „das Adverb kann an jeder Stelle des Satzes stehen."

7) Ganz aus der Luft gegriffen und daher auch durch kein Beispiel erläutert ist: „Wenn das Subject länger ist als das Verb, tritt auch im Englischen Inversion ein."

§ 77. Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben.

Wenn es auch selbstverständlich ist, dass im Anfang eines Satzes u. s. w. ein grosser Anfangsbuchstabe steht, so darf doch bei Aufzählung von 5 Fällen, die hier stehen, dieses nicht wegbleiben und der erste Fall nicht lauten:

„1) Im Anfange der einzelnen Verse in Gedichten." Weggelassen ist unter anderen auch der Gebrauch der grossen Anfangsbuchstaben bei Tagen und Monaten.

Soweit die Besprechung des eigentlichen grammatischen Theiles. Wir glauben uns aller weiteren Bemerkungen nach dieser eingehenden Auseinandersetzung enthalten zu können. Der Curiosität halber sei jedoch folgender Passus aus dem Vorworte noch angeführt:

„Der kundige und strebsame Lehrer, welcher bemüht ist dem Unterrichtsstoffe so viel wie möglich bildende Elemente abzugewinnen, wird bei näherer Betrachtung des Buches bald sehen, mit welcher Berechnung überall verfahren worden ist. Er wird sich überzeugen, dass die hier befolgte Methode und die Anordnung und Darstellung des Sprachmaterials auf wahrer begrifflicher Anschaulichkeit beruht, durch welche dem Lernenden Alles zur geistigen Klarheit und zum begriffsmässigen Verständniss gebracht werden soll" etc. etc.

Der zweite Theil, das Uebungsbuch, enthält nebst einem ziemlichen Vorrath von geeigneten Lesestücken und Stücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen auch viel Ueberflüssiges und Unzweckmässiges. Ueberflüssig sind viele Regeln und Beispiele über die Aussprache, die fast mit denselben Worten, wie im ersten Theile, gegeben sind. Ebenso werden Regeln der Grammatik, aber nicht etwa erweitert, sondern noch flüchtiger und mangelhafter als im ersten Theile wieder aufgeführt.

Ganz unzweckmässig sind die vielen Sätze aus der englischen Bibel, die bereits mit der 10. Lection des Uebungsbuches beginnen. Auf der Stufe, wo der Schüler noch mit den Elementen der Sprache zu kämpfen hat, wird er mit veralteten Formen und nicht mehr gebräuchlichen Wörtern bekannt gemacht. Wie sehr die Erlernung der grammatischen Regeln darunter leiden kann, sei nur an einem Beispiele erläutert. In der 15. Lection findet sich folgender Satz aus dem Evangelium Lucae: „Every tree is known by his own fruit. For of thorns men do not gather figs, nor of a bramble bush gather they grapes." Hier sind nach dem heutigen Sprachgebrauche drei grobe grammatische Schnitzer, die der Lehrer jedem Schüler in einem Exercitium anrechnen müsste. His statt its, of statt from und gather they statt they gather. Wäre es nicht ganz verkehrt, wenn der Ausländer die deutsche Sprache etwa aus der lutherischen Bibelübersetzung kennen lernen sollte. Denn nicht weniger ist die Sprache der englischen Bibel aus der Zeit Jacob's I. verschieden von der modernen englischen Sprache als Luther's Deutsch von dem Unserigen. Ebenso ungeeignet sind die zahlreichen Stellen aus Shakespeare, die mit der 26. Lection beginnen. Ehe der Schüler diesen Dichterfürsten kennen lernt, muss er eine gewisse Fertigkeit erlangt haben, damit er ein ganzes Drama mit vollem Genusse und wahrer Erhebung in sich aufzunehmen im Stande ist und mit einigen losgerissenen Fetzen sich abzuarbeiten hat.

Auch in dem Anhange (S. 328—332 der 6. Auflage) findet sich noch Mancherlei, was einer Berichtigung bedürfte. Ich erwähne nur die Behauptung Nr. 10, „dass der Unterschied zwischen further und farther aus der Luft gegriffen sei" und die Bemerkung Nr. 14, dass „Herr durch gentleman zu übersetzen ist, wenn von Abwesenden die Rede ist." Indessen ist das Buch zur Genüge beleuchtet und in Beziehung auf seinen in dem pomphaften Vorworte gegen die selbstgemachten Sätze gerichteten Ausspruch verweise ich zum Schlusse dieses Referats auf die 22 ersten Lectionen des Uebungsbuches, wo sich es glänzend bewahrheitet, dass in den „selbstgemachten Sätzen viel Fades vorkommt" und „dass sie oft incorrect und gegen den Geist der Sprache sind".

Frankfurt a. M. Dr. Bernhard Lehmann.

Handbuch zur Erlernung der franz. Sprache für praktische Anwendung von Dr. L. Däumler, Lehrer an der Handelsschule zu Gotha. Gotha, E. F. Thienemann.

Der Verfasser dieses Handbuches bemerkt in dem Vorworte: „Beim oberflächlichen Durchblättern des vorliegenden Werkchens wird vielleicht mancher von meinen geehrten Berufsgenossen dasselbe als eine unnöthige Bereicherung der schon vorhandenen franz. Schulbücher betrachten, indem er sich dabei die grosse Menge schon vorhandener Chrestomathien und Lehrbücher in ähnlicher Form vergegenwärtigt. Bei genauer Durchsicht jedoch kann es keinem Fachmann entgehen, dass der gegebene Stoff keineswegs nach den Grundsätzen, die bei Herstellung der meisten Lesebücher beobachtet sind, ausgewählt wurde." — Welche Grundsätze den Verf. bei Herstellung des Handbuches leiteten, giebt er nicht weiter an. Sehen wir uns daher seine Arbeit näher an. Das Inhaltsverzeichniss bringt folgende Ueberschriften: Notices sur les auteurs dont on trouve des morceaux dans ce recueil. I. Anecdotes. II. Anecdotes incomplètes. III. Lettres etc. IV. Correspondance commerciale. V. Gedichte (warum nicht poèmes?). VI. Traits d'histoire naturelle. VII. Traits d'histoire. VIII. Caractères littéraires. IX. Descriptions. X. Modèles de différents genres de composition. Lyrische Gedichte zu Declamationsübungen. Wörterbuch. Geographisches Register. Das Angeführte ist uns Alles aus anderen Chrestomathien bekannt. Neues vermögen wir beim besten Willen nicht zu entdecken. Im Gegentheil vermissen wir hier zum Unterschiede von Werken ähnlicher Art eine Auswahl von Gesprächen, Auszüge aus modernen Theaterstücken u. dergl. Die Conversation bildet einen so wesentlichen Bestandtheil der franz. Sprache und des nationalen Geistes, dass ein Buch betitelt „Handbuch zur Erlernung der franz. Sprache für praktische Anwendung" in erster Linie Proben dieser Gattung hätte bringen müssen.

Auch in der Anordnung der Stücke und in den Principien, nach denen dieselben gewählt wurden, vermögen wir nichts Neues zu entdecken. Das Werkchen soll einem doppelten Zwecke dienen; es soll sowohl zur Lectüre als auch besonders zur Uebung im schriftlichen Gedankenausdruck in der franz. Sprache verwendet werden. Die Anekdoten sollen zuerst zergliedert werden; Verf. giebt selbst einige solcher Analysen, die allerdings eigene Arbeit sind. Ist das aber eine neue Idee? Wird nicht jeder Lehrer eine solche Zergliederung mit seinen Schülern vorgenommen haben? Oder lassen sich die Stücke gerade aus diesem Buche besser zergliedern oder schriftlich bearbeiten als die aus anderen, aus Lüdecking, Plötz u. s. w.? Die Stücke selbst sind aus anderen Chrestomathien zusammengeschrieben. Als Muster scheint dem Verf. besonders Marelle's Manuel vorgeschwebt zu haben. Hätte er seinem Buche einen höheren Werth verleihen wollen, so hätte er nicht bloss aus Chrestomathien schöpfen, sondern wenigstens theilweise aus den Schriftstellern selbst neue, seinem Zwecke dienende, seinem pädagogischen Tacte und literarischen Geschmacke entsprechende Stücke aufsuchen müssen. Durch solche selbständige Arbeit gewönne das Buch mehr Berechtigung seiner Existenz. Im Grunde hat Verf. nur zweierlei Arten von Chrestomathien in ein Handbuch zusammengedrängt, nämlich die rein literarische und die praktische, für den Kaufmann berechnete Chrestomathie, und den gegebenen Stoff von diesem Standpunkte aus geordnet. Dem Kaufmanne dürfte p. 19—58 genügen. Was soll derselbe aber mit 58—170 beginnen? Auf der anderen Seite ist der Primaner einer Realschule, für welchen das Buch auch bestimmt ist, gewöhnt, das Material für seine historischen Arbeiten in seinen Lesebüchern reichlicher vorzufinden.

In Bezug auf den Druck bedauern wir noch, dass die in Deutschland

so häufige, ganz unfranz. Schreibung von boeuf, coeur, oeil, oeuvre etc., die doch endlich einmal aus Schulbüchern verschwinden sollte, durchweg beibehalten worden ist.

Reichenbach i. Schl. Dr. Winkler.

Synchronistische Tabelle zur politischen und Literär-Geschichte Frankreichs und Englands. Nebst Anhang. Zum Gebrauch in den oberen Klassen der Schulen zusammengestellt von Professor Dr. Sachs, an der Realschule I. Ordnung zu Brandenburg a/H. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung 1879.

Ein sehr nützliches und allen Schülern zu empfehlendes Büchelchen, dessen Einrichtung nicht praktischer und übersichtlicher sein könnte. Die Tabellen enthalten in französischer, beziehungsweise in englischer Sprache: 1) die Daten, mit einschlägigen literarischen Nachweisungen; 2) die wesentlichsten hierauf bezüglichen Notizen aus der allgemeinen Culturgeschichte. Der Anhang stellt die hauptsächlichsten Sagen des Alterthums zusammen, so weit sie zu den bedeutendsten französischen und englischen klassischen Dramen in Beziehung stehen, und giebt von den letzteren kurz den Inhalt an zur Recapitulation nach der Lectüre. Meiner Gewohnheit gemäss lasse ich einige Winke folgen, die der Verfasser bei einer künftigen Auflage der Beachtung werth halten dürfte.

Auf dem Titel fehlt nach England: und Amerikas, da ja auch die amerikanische Literatur mit berücksichtigt ist. Auffallend mangelhaft für das Jahr 1879 sind die Hinweise (S. 1) auf englische Geschichte und Literatur behandelnde Werke. „Macpherson's work on the History of England" und „A Child's History of England by Dickens" sind doch wohl nicht als Autoritäten anzuführen; der erstere Titel auch zu ungenau, um Schülern zu nützen. Noch weniger sind die nachher erwähnten Spenser, B. Jonson und selbst Macaulay hier am Platze. Statt aller dieser hätte J. R. Green's „A Short History of the English People" in 2 Bänden 1878 und seine „History" in 4 Bänden angeführt werden müssen. Ebenso unter Literature nicht blos Warton oder die blos skizzenhaften Chambers, Spalding und Craik, sondern vor Allen Morley Early English Writers und B. ten Brink's Geschichte der englischen Literatur, Bd. I. S. 2 unter Arthur vermisse ich Hinweis auf Tennyson's und Bulwer's Dichtungen auf diesen Sagenhelden. Ebenso unter Harold (S. 3) auf des Ersteren Drama desselben Titels. Bei Secotus Erigena (S. 2) und Anselm of Canterbury (S. 3) die neuesten Biographieen, deren Titel mir im Augenblick nicht gegenwärtig sind. Bei Friar (Roger) Bacon fehlt Angabe der Monographie über denselben von G. Schneider. „Geffrey" mehrere mal sollte Geoffrey heissen. Chaucer heute noch „the father of English Poetry" zu nennen, ist kaum zu rechtfertigen. Bei dessen Troilus (eigentlich Troilus and Cresseide) hätten Shakespeare's und Dryden's Dramen gleichen Titels erwähnt werden können. Ebenso wieder bei (Bloody) Mary (S. 8) Tennyson's Drama. Bei Sidney (S. 9) ist nur Arcadia angegeben, während seine bedeutendere Leistung „Defense of Poesie" unerwähnt bleibt. Bei „English Comedians in Germany" fehlt Hinweis auf A. Cohn's erschöpfendes Werk über diesen Gegenstand. Das „confer" (Molière's Précieuses) auf derselben Seite ist wohl nur Versehen des Druckers für das lateinische conf. (confera)? Sonst müsste es compare heissen. Bei Molière (S. 11) hätte entschieden auf Humbert's grösseres Werk über diesen Dichter hingewiesen werden müssen, und bei Th. Strafford hätte

P. Lohmann's Drama Erwähnung verdient. Bei John Locke (S. 12) vermisse ich Angabe der neueren Biographie dieses Philosophen von Fox, ebenso bei David Hume (S. 13). Bei Anne (S. 12) hätte es statt Mahon, History 1701—13 (nicht wie dort 83) besser Earl Stanhope geheissen, was Mahon's jetziger Titel ist und unter welchem das Werk auch in der Tauchnitzausgabe erschienen ist. Bei Byron (S. 15) und Shelley (ibid.) sind die literarhistorischen Angaben auffällig mangelhaft. Bei Ersterem findet man nicht einmal Elze's oder irgend eine englische Biographie erwähnt, und ebenso fehlt geradezu Alles bei Shelley und W. Scott. Ueberhaupt scheint der Verfasser gegen Ende ermüdet zu sein, denn hier wird Alles schrecklich lückenhaft und oberflächlich abgethan. Bei Lord Mahon (S. 17) heisst es jetzt blos History 1836—53; das sieht aus, als ob die Periode von 1836 bis 1853 darin behandelt wäre, während dies die Jahre sind, in welchen die einzelnen Bände (From the Peace of Utrecht bis Versailles sich erstreckend) erschienen sind. Bei A. Tennyson (ibid.) ist blos eine Uebersetzung seiner „Gedichte“ von „Fischer“ (?) erwähnt. Bei Dickens „French Translation by A. Pichol.“ Desinet in pisces möchte man da sagen. Hoffentlich werden diese Lücken und Mängel in der nächsten Auflage ergänzt und beseitigt werden. Für das Geleistete aber auch schon verdient der Verfasser immerhin den Dank der Schule, denn er hat damit den Weg nicht blos vorgezeichnet, sondern selbst schon Bahn gebrochen.

A New Manual of the German Language of Conversation by A. Schlessing. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1879. Neues Handbuch der englischen Conversationssprache von A. Schlessing. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1879.

Der Verfasser dieser beiden äusserst nützlichen Handbücher für Deutsche und Engländer hat sich erfolgreich bemüht, solchen von beiden Nationalitäten, die ohne Vorkenntnisse in eines der beiden Länder reisen oder sich in denselben aufhalten, ein zum Verkehr mit den beziehungsweisen Bewohnern des Landes geeignetes Hilfsmittel an die Hand zu geben. Die Angabe der Aussprache ausgenommen, ist alles Nöthige zur Verständigung im Lande und zwar in recht hübsch geordneter Weise hier zu finden. Zunächst enthält nämlich die „Einführung in die englische (resp. German) Sprache“ die Elemente der Grammatik als Anmerkung zu den gebräuchlichsten Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörtern mit ihren Abwandlungen, untermengt mit kleineren Sätzen und Redensarten; dann folgen „Vocabeln und Uebungssätze“ und zwar wiederum über die wichtigsten Gegenstände, ferner „Sammlung gewöhnlicher Redensarten im gesellschaftlichen Verkehr“, „Gespräche“ von der Kinderstube an u. s. w., wie sie im Leben mit seinen mannigfachen Bedürfnissen vorkommen; endlich ein „Anhang“, die Titulaturen, Briefanfänge, Briefschlüsse, Billete und Briefe, Geschäftsbriefe, Wechselformulare und Quittungen, Tabelle von Münzen, Mass und Gewicht in England und Amerika und die gebräuchlichsten Abkürzungen.“ Beide schön ausgestattete und handliche Bändchen sind sich, wie ersichtlich, ganz ähnlich, nur dass im Handbuche der engl. Conversationssprache das Deutsche links und im Manual of the German Language das Englische diesen Platz einnimmt. Natürlich auch enthält das Erstere die Anfänge der englischen und das Letztere die der deutschen Grammatik. Wenige andere Gesprächbücher, deren es eine Legion giebt, dürften diesen an Brauchbarkeit gleichkommen und wir können sie daher Allen, welche eine der beiden Sprachen blos zu praktischen Zwecken nöthig haben, aufs beste empfehlen.

Dr. David Asher.

---

1. Histoire de la première croisade par J. F. Michaud, erklärt von Dr. F. Lamprecht.
2. Discours de la Méthode par Descartes, erklärt von F. C. Schwalbach. Berlin, Weidmann.

In der Weidmann'schen Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen, deren einzelne Hefte bekanntlich von sehr verschiedenem Werthe sind, erhalten wir soeben die beiden oben genannten Ausgaben, welche die wärmste Empfehlung verdienen. Hr. Lamprecht bietet uns einen ganz vorzüglichen Text aus den fünf ersten Büchern von Michaud's erstem Kreuzzuge und hat zum Zwecke der praktischen Benutzung beim Unterrichte das Ganze in acht Abschnitte zerlegt, nämlich: I. Geschichte des heiligen Landes bis 1094, Peter's Pilgerfahrt und Kreuzpredigt; II. Aufbruch und Untergang der untergeordneten Haufen. III. Marsch der grossen Heere bis Constantinopel. IV. Zug durch Klein-Asien bis Antiochien. V. Belagerung und Eroberung dieser Stadt. VI. Sieg über Kerboga und die einzelnen Züge bis Ende des Jahres 1098. VII. Marsch nach Jerusalem und Eroberung desselben. VIII. Wahl Gottfried's zum König; sein Sieg über die Aegypter bei Ascalon und sein Tod.

Die sprachlichen Bemerkungen beschränken sich mit Recht auf das Nothwendige, und der Herausgeber hat sich durch das Beispiel mancher seiner Vorgänger nicht etwa verleiten lassen, grammatische und synonymische Lehrbücher auszuschreiben und dadurch einen ganzen Haufen völlig überflüssiger Noten zusammenzustoppeln. Die sachlichen Bemerkungen, welche die Ausgabe bietet, sind ganz vortrefflich, und die nach den Anmerkungen von Hrn. Lamprecht gefertigte Karte ist eine besondere Zierde des Buches, welche das Verständniss wesentlich erleichtert.

Ebenso kann Ref. auch die Schwalbach'sche Arbeit bestens empfehlen, welche in gleich angemessener Weise das Verständniss des ziemlich schwierigen Aufsatzes vermittelt und denselben somit erfreulicher Weise einem grösseren Kreise von Lesern zugänglich macht. Beide Herausgeber bringen als Einleitung einen kurzen Bericht über das Leben und die Werke der betreffenden Schriftsteller.

Schulausgaben französischer Classiker mit Einleitung, Wort- und Sacherklärung von J. Adelmann und G. Zeiss. Landshut, Krüll.

Das erste Heft dieser Sammlung bringt den Alexandre le grand, tragédie par J. Racine, ein Werk, von dem die Herausgeber in der Vorrede selbst bemerken, dieses Drama gehöre allerdings nicht zu den besten des Dichters; es biete darum (?) aber auch für die Lectüre weniger Schwierigkeiten als andere. Nach einer kurzen Einleitung, welche das Leben des Dichters und den Inhalt des Stückes bespricht, sowie Einiges über den franz. Versbau beibringt, folgt dann die Tragödie selbst, der sich merkwürdiger Weise ein besonderes Wörterbuch anschliesst; „dadurch soll, wie das Vorwort sagt, den Schülern die Anschaffung von Wörterbüchern erspart werden, die viel Geld kosten und doch oft den gewünschten Aufschluss nicht geben.“ — Dieses Dictionnaire ad hoc enthält ganz bekannte Wörter, und man ersieht nicht recht, nach welchem Grundsatze es überhaupt angefertigt ist. Die beigefügten Noten enthalten viel Gutes, aber auch mancherlei recht Ueberflüssiges.

A Book of English Poetry for the use of schools, by Dr. F. W. Gesenius. Halle, Gesenius.

Der Herausgeber dieser hübschen Sammlung, welcher sich bereits durch manche schätzbare Arbeit um den Unterricht in der englischen Sprache ein nicht geringes Verdienst erworben hat, bietet in der vorliegenden Schrift hundert reizende kleine Gedichte, die er für die verschiedenen Stufen der Schule wohl geordnet und mit kurzen erklärenden Noten und biographischen Skizzen der Verfasser versehen hat. Die Auswahl ist äusserst geschmackvoll, enthält nichts, was dem betr. Alter nicht angemessen wäre und wird sich sicherlich in kurzer Zeit sehr viel Freunde erwerben. Ref. empfiehlt das Büchlein angelegentlichst und hofft, dass es mit dazu beitragen werde, die Memorirübungen guter angemessener Poesie in den Schulen zu fördern.

Shakespere-Lesebuch. Als erste Stufe der Shakspere-Lectüre für höhere Anstalten von Dr. Karl Meurer. Köln, Römke & Co.

Der Herausgeber dieses Lesebuches will in die Lectüre Shakespeare's einrühren und giebt in dem ersten Theile des Büchleins eine ziemliche Anzahl der Sentenzen und Sprüche der Weisheit; eine zweite Abtheilung bietet sodann grössere zusammenhängende Stellen, die für sich ein Ganzes ausmachen, und den Schluss bildet eine Reihe von Scenen aus Julius Caesar und dem Merchant of Venice, deren Verständniss durch Inhaltsangabe des ganzen Stückes ermöglicht wird. Die beigefügten Noten erklären vorzugsweise das Sachliche und schliessen sich den Erläuterungen von Delius an. Ausser einer kurzen Biographie des Dichters bringt der Herausgeber auch noch Einiges über den Blank-Verse bei und das Wichtigste aus der Grammatik des Dichters. In Beziehung auf die Folge des Lesestoffs ist ein Fortschritt vom Leichteren zum Schwierigeren unverkennbar, und die ganze Auswahl bekundet Geschmack und pädagogischen Tact. Dem Lesebuche ist noch ein besonderes Wörterbuch beigegeben, welches auffallender Weise eine Anzahl von Wörtern enthält, die Jeder wissen sollte, wenn er mit der Lectüre Shakespeare's beginnt.

Der Herausgeber will sein Buch schon „in Secunda" benutzen (doch nicht wohl gar schon in Unter-Secunda?); da nun aber für den Unterricht das Beste gerade gut genug ist, so möchte Referent doch die Frage aufwerfen, ob es nicht richtiger wäre, den Lernenden zuvörderst mit der modernen Sprache recht tüchtig bekannt zu machen und die Lectüre Shakespeare's einer späteren Zeit (für Prima) zu überlassen. In England hört man nicht selten, dass junge Leute, die etwa 4 Wochen lang nach Ollendorf'scher Methode das Deutsche betrieben haben, ihrem Lehrer den Wunsch aussprechen, nun doch auch die Lectüre des Faust von Goethe zu beginnen; ebenso könnte Referent auch manches Gymnasium namhaft machen, in welchem Shakespeare im Originale tractirt wird, obwohl die Zöglinge kaum mit den Elementen der englischen Sprache vertraut sind. Aber die qu. Angabe macht sich doch gut im Programme und verleiht dem Unterrichte den Schein des Klassischen!

Thomas Babington Macaulay, History of England. Ein Abschnitt aus dem ersten Capitel bearbeitet von F. C. Schwalbach. Leipzig, Teubner.

Referent muss der Ansicht des Herausgebers ganz beipflichten, dass es sich bei Aufstellung eines Canons englischer Schullectüre empfiehlt, demjenigen Abschnitte aus Macaulay den Vorzug zu geben, der in grossen

Zügen die Geschichte Karl's I. und der Republik bis zur Restoration zum Gegenstande hat. Ebenso glücklich wie die Wahl des Stoffes für die Schullectüre, ebenso geeignet und zweckmässig erscheint nun aber auch die Erklärungsmethode des Herausgebers, der den Collegen ein wirklich sehr brauchbares Schulbuch bietet, welches gewiss recht viel Freunde gewinnen wird. H.

H. Moulin, Molière et les Registres de l'Etat civil, étude (?). Paris 1878. (15 S.)

In der vorliegenden kleinen Schrift wird uns der authentische Beweis geliefert, dass Molière in den Jahren 1650—1673 neunmal Pathe gewesen, auch eine von Molière mitunterzeichnete Taufurkunde im Facsimile beigebracht. Auf den letzten vier Seiten stimmt der Verf. ein wehmüthiges Klagelied darüber an, dass autographe Aufzeichnungen Molière's so überaus selten seien, während doch Deutschland, England, Italien handschriftliche Aufzeichnungen grosser Dichter besässe. Die Klagelieder helfen leider nichts, so lange die Sache einmal nicht zu ändern! Im Uebrigen enthält die Schrift nichts Neues — ausser der Angabe, dass Le Beauval und Gemahlin auf ausdrücklichen Befehl Ludwig's XIV. in die Molière'sche Truppe übergetreten seien. So lange noch wichtige Fragen der Molièrekritik ungelöst sind, sollte man mit dergleichen mikrologischen Untersuchungen nicht sich und Andere ermüden. Dr. Mahrenholtz.

Programmenschau.

Es besteht eine weitverbreitete Voreingenommenheit, um nicht zu sagen ein Vorurtheil, gegen wissenschaftliche Arbeiten, die in Schulprogrammen veröffentlicht werden. Man hört häufig behaupten, dass sie zum grössten Theil das Papier nicht werth seien, auf welchem sie gedruckt sind. Es ist nicht zu bestreiten, dass diese Aussprüche eine gewisse Berechtigung haben. Es ist in Schulprogrammen, besonders zu der Zeit, als die Beigabe einer Abhandlung noch obligatorisch war, sehr viel Unnützes und Werthloses, oder wenigstens Nebensächliches und Unbedeutendes veröffentlicht worden. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht einzusehen. Wer seiner Arbeit eine gewisse wissenschaftliche Bedeutung beimass und sie demgemäss der gelehrten Welt möglichst bekannt gemacht zu sehen wünschte, konnte sich nicht gern dazu verstehen, die Frucht seiner Studien in den selten oder nie aufgerührten Staub der Programmabtheilung einer Schulbibliothek zu vergraben. Es wäre aber ungerecht, in ein solches abfälliges Urtheil alle derartigen Veröffentlichungen einzuschliessen; es haben sich unter der Menge der Spreu immer einige Weizenkörner vorgefunden, deren Zahl sich in erfreulicher Weise gemehrt hat, seit die Beigabe einer Abhandlung zu dem Programm freiem Ermessen anheimgestellt ist. Es scheint nun aber auch um so mehr geboten, auf solche werthvollere Arbeiten aufmerksam zu machen und sie dem Dunkel einer unverdienten Vergessenheit zu entziehen. Dies soll im Folgenden mit einigen in neuerer Zeit veröffentlichen Programmabhandlungen geschehen, ohne dass jedoch eine Gewähr dafür übernommen werden kann, dass auch wirklich alle hervorragenderen Leistungen auf diesem Gebiete berücksichtigt sind.

Die Composition des Beovulf, von Dr. Hornburg. Im Programm des Kaiserlichen Lyceums zu Metz 1877. 4. pp. 40.

In der Einleitung wird kurz die Bevölkerung Britanniens durch sächsische Einwanderer und die Entstehung des Beovulfliedes aus schwedischen, dänischen und deutschen Sagenelementen angeführt. Es folgen einige Bemerkungen über das Alter und den poetischen Werth des Gedichtes, historische Notizen über die Auffindung desselben und die Bemühungen zur Herstellung eines brauchbaren Textes nebst Anführung der bisher erschienenen Ausgaben und Uebersetzungen. — Zuerst von Ettmüller, dann von Köhler und in umfassenderer Weise von Müllenhoff ist die Liedertheorie auf das Beovulflied angewendet worden. Da jedoch an diesen Untersuchungen, besonders an denen Ettmüller's, mannigfache Ausstellungen zu machen sind, so nimmt Verf. die Frage noch einmal auf: „Wie ist die Entstehungsweise

des uns vorliegenden Textes des Beovulfliedes zu denken?" Zunächst stellt er die Grundsätze für die kritische Behandlung auf. Dieselben sind für den ganzen Charakter der Untersuchung so wichtig und bestimmend, dass es wohl nöthig ist, sie vollständig wiederzugeben.

„1) Können äussere Zeugnisse geltend gemacht werden, um eine Mehrheit von Verfassern festzustellen?

2) Welche inneren Gründe können ein literarisches Product, wie das vorliegende Lied, mehreren Verfassern und mehreren Interpolatoren zuweisen? Im letzten Grunde müssen sich dieselben auf das Princip des Widerspruchs zurückführen lassen. Ausgehend von Stellen, die mit der Tendenz des Stückes unauflöslich verbunden, die also unzweifelhaft echt sind, würde man die Frage aufzuwerfen haben: giebt es Stellen im Gedicht, die jenen nach Inhalt und Form widersprechen?

a) In Bezug auf den Inhalt würde für unser Gedicht wieder viererlei in Betracht kommen:

α) Bleibt sich der religiöse Grundgedanke überall gleich?

β) Finden sich in der Darstellung der Thaten, in der Schilderung des Charakters der Helden Widersprüche?

γ) Finden sich Widersprüche in Einzelheiten der Erzählung?

δ) Finden sich Stellen, die nicht zum Zwecke des Ganzen passen (Wiederholungen und überflüssige Mittheilungen)?

b) In Bezug auf die Form fragt es sich: Findet zwischen den einzelnen Theilen des Gedichtes eine Verschiedenheit statt, was

α) den Gebrauch einzelner Wörter oder ganzer Redensarten betrifft?

β) was Grammatik,

γ) metrische Behandlung,

δ) Stil und Darstellung angeht?"

Nun folgt an der Hand dieser Grundsätze im nächsten Abschnitt eine ausführliche „allgemeine Beurtheilung des Standpunktes, den die Kritiken Müllenhoff's und Köhler's einnehmen", wobei der Verfasser schon an den einzelnen Punkten seine Einwendungen geltend macht, die, wenn sie auch einige Male etwas subjectiver Natur sind, doch im Ganzen als wohlberechtigt angesehen werden müssen. Es folgt nun in Abschnitt III eine sehr eingehende und genaue „Untersuchung über die einzelnen Abschnitte". In diesem Theile geht der Verf. die Aufstellungen, welche von den Anhängern der Liedertheorie gemacht worden sind, einzeln durch. Die meisten derselben weist er zurück und erklärt und vertheidigt die angefochtenen Stellen aus dem Gedichte selbst und aus dem Wesen des Stoffes und der Darstellung. Nur einige wenige Stellen, besonders des zweiten Theils, hält auch der Verf. für interpolirt. — Es liegt in der Natur einer derartigen Untersuchung, dass nicht alle Punkte in stricter Weise durch sachliche Anführungen erwiesen werden können; es steht öfter Ansicht gegen Ansicht. Aber im Ganzen ist die Untersuchung so genau und sorgfältig durchgeführt und die Gründe sind in ihrer weit überwiegenden Mehrheit so triftig und zwingend, dass sich Ref. lediglich dem Resultate anschliessen muss, zu dem der Verf. gelangt: „Die Anwendung der Liedertheorie auf das Beovulflied muss abgewiesen werden. Nur einige wenige Stellen und namentlich des Theils, der von zweiter Hand geschrieben ist, waren als unecht zu bezeichnen. Das Gedicht giebt sich somit als eine einheitliche Arbeit, nicht als eine lose Aneinanderreihung einzelner Lieder, die von späteren Verfassern noch Zusätze, Umänderungen und Verbindungen erhalten haben, zu erkennen. . . . Mag es auch Verschiedenheiten in unserem Gedichte geben, sie reichen nicht hin, um eine Mehrheit von Verfassern anzunehmen. In Cynevulf's Christ hat man früher auch unzusammenhängende Hymnen gefunden; jetzt steht wohl dessen einheitliche Abfassung allgemein fest. Von etwaigen sprachlichen Verschiedenheiten in Cynevulf's Werken bemerkt Dietrich (Haupt, Zeitschr. IX, 210): solche müssen sich bei jedem guten Dichter zwischen verschiedenen Werken

neben dem Gleichen vorfinden; sie sind stark bei Cynevulf, aber auch zwischen Dichtungen, die sicher ihm angehören, wie Elene und Juliane, und sie sind noch lange nicht so gross als die Ornamente an einem einzigen Säulenbündel deutscher Baukunst. — Aehnliches gilt vom Beovulflied.“

Barlaam und Josaphat, eine Prosaversion aus Ms. Egerton 876 fol. 301. Von Dr. Horstmann. Im Programm des Gymnasiums zu Sagan 1877. 4. pp. 17.

In der Einleitung wird entwickelt, wie die Stoffe der altengl. Dichtung vorwiegend religiöse waren. Die ersten Keime einer eigenartigen nationalen Dichtung scheinen in den nördlichen Landschaften Mittelenglands zu liegen; von da scheint der Lauf der Dichtung nach Norden und dann wieder nach Süden gegangen zu sein. Die meisten Legenden des 14. Jahrhunderts sind im mittelländischen Dialect abgefasst, auch die Kunstdichter der Blüthezeit, wie Chaucer, cultiviren die Legende, und am Ende des Mittelalters findet sich eine grosse Prosasammlung von Legenden, aus welcher der Barlaam entnommen ist. Es folgt eine kurze Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses der drei Mss., welche diese Prosasammlung enthalten, ein Index der im Ms. Harl. 4775 enthaltenen Stücke, endlich eine Anführung der graphischen und lautlichen Verschiedenheiten, die sich im Ms. Egerton 876 und im Ms. Harl. 4775 finden. Hiernach ist der Text der Legende Barlaam und Josaphat nach dem Ms. Egerton mit den wichtigeren Varianten des Ms. Harl. abgedruckt; am Schluss ist noch eine kurze Probe des Ms. Harl. beigefügt.

An inquiry into the Phonetic peculiarities of Barbour's Bruce. Von Dr. Ernst Regel. Beigabe zum Programm der Realschule I. O. zu Gera 1877. 4. pp. 22.

Die Einleitung stellt zunächst das Ziel der Abhandlung auf: „zu untersuchen, in wie weit das moderne schottische Idiom, wie es sich z. B. in der Sprache Burns' darstellt, demjenigen der älteren Zeit ähnlich ist, und ob ein Fortschritt bemerkbar ist in der Vermehrung oder Verminderung der Beziehungen zwischen dem Englischen und dem Schottischen in einer früheren Periode und auf dem gegenwärtigen Stande seiner Entwickelung.“ Es folgt nun an der Hand der historischen Einleitung zu Murray's „Lowland Scottish dialects“ eine gedrängte Darlegung des Vorganges, wie sich der Ausdruck „schottisch“ aus einer blos geographischen Bezeichnung allmälig zu einer solchen des Volkes und seiner Sprache entwickelte. Dann folgen historische Notizen über die Abfassungszeit, die Handschriften und die Ausgaben des Bruce, von dem bei der vorliegenden Untersuchung nur die ersten zehn Bücher in Betracht gezogen sind. In dem Haupttheil der Arbeit giebt der Verf. unter steter Bezugnahme auf Koch und Mätzner eine sehr eingehende und genaue Vergleichung zwischen den phonetischen Eigenthümlichkeiten des Bruce und des Cursor Mundi einerseits und der Sprache von Robert Burns und dem jetzigen Englisch andererseits, indem er erst die Vocale und dann die Consonanten unter Zurückgreifung auf das Ags. und Anführung zahlreicher Beispiele einzeln durchgeht. Als Resultat der Untersuchung ergeben sich folgende drei Punkte (p. 22):

„1) Im schottischen Dialecte ist das phonetische System des Ags. in grösster Reinheit erhalten.

2) Der schottische Dialect trägt von den ältesten Zeiten bis herab zur Gegenwart dasselbe eigenthümliche Gepräge und zeigt verhältnissmässig sehr wenig Unterschiede.

3) Das Englische, im nördlichen Dialect ursprünglich fast identisch mit dem Schottischen, ist heut zu Tage wesentlich verschieden davon.“

La farce du maistre Pathelin. Grammatische Abhandlung von Dr. Ludwig Schäffer. Beilage zum Programm der Grossherzogl. Realschule zu Darmstadt 1877. 4. pp. 38.

In der Einleitung wird zunächst die Zeit, in welcher das Stück spielt, aus Angaben des Stückes selbst als in die Jahre von 1353—1356 fallend bestimmt. Dies ist aber nicht auch die Zeit der Abfassung des Stückes, vielmehr ist dasselbe wahrscheinlich gegen Ende des 15. Jahrh. entstanden. Als Verfasser ist nach den Untersuchungen Génin's mit grösster Wahrscheinlichkeit Antoine de la Sale anzunehmen, da unsere Farce eine ganz unverkennbare, deutlich ausgeprägte Familienähnlichkeit mit drei anderen Stücken zeigt, die diesem Dichter nachweisbar zugehören. Der Pathelin hat verschiedene Bearbeitungen erfahren. Der berühmte J. Reuchlin bearbeitete ihn in lateinischen Versen und liess ihn 1497 aufführen; im Jahre 1512 wurde er von Alex. Connibert ins Lateinische übersetzt. Ferner wurde das Stück in Italien und in Frankreich selbst nachgeahmt und kam in einer Uebersetzung auch auf die deutsche Bühne. Lessing erwähnt in der Hamburgischen Dramaturgie XIV einer am 11. Mai 1767 zu Hamburg stattgefundenen Aufführung des Pathelin nach der französischen Bearbeitung von Brueys. Eckhof spielte den Pathelin. — Es folgt nun eine ziemlich ausführliche Inhaltsangabe, zum Theil mit den Worten des Stückes selbst, und dann die eigentliche grammatische Abhandlung. Sie enthält in acht Capiteln eine eingehende Untersuchung über: I. Lautverhältnisse, II. Biegung, III. Präpositionen, IV. Adverb, V. Zeitwort, VI. Die Conjunctionalsätze, VII. Vergleichung und Satzverbindung, VIII. Frage und Wortstellung. In jedem einzelnen Capitel wird die Sprache des Pathelin verglichen mit derjenigen des Romans dou Chevalier au Lyon von Chrestien de Troies und des Rolandsliedes einerseits, und mit der Sprache Lafontaine's, Corneille's und Molière's andererseits, und zwar in äusserst sorgfältiger, genauer und eingehender Weise, mit Anführung zahlreicher Beispiele und Belegstellen; auch wird gelegentlich auf analoge Spracherscheinungen des Mhd. aufmerksam gemacht. — Diese Arbeit ist meines Wissens die erste und bisher die einzige derartige Studie über die Farce vom maistre Pathelin, die bisher veröffentlicht worden ist; und man möchte fast bedauern, dass der Verf. dieselbe einem Schulprogramm beigelegt hat, da sie vielleicht auf diese Weise doch nicht ganz die Verbreitung und Anerkennung findet, die sie im vollsten Masse verdient.

Weimar. Franz Hummel.

Miscellen.

Weitere Nachahmungen Molière's in Kotzebue's Possen.

Während der grosse französische Komiker, da wo er nachahmt, auch überall seine eigene Erfindungsgabe durch Aenderung und Verschönerung des Entlehnten kundgiebt, begnügt sich Kotzebue mit einer äusserlichen, rohen und oft entstellenden Uebertragung. Ein Beispiel, wie mechanisch Molière'sche Komödien von ihm zusammengeworfen werden, mag sein „Rochus Pumpernikel" geben. Das Stück ist nichts weniger, als eine Combination des Malade imaginaire und des Mr. de Pourceaugnac. Die Grundverschiedenheit beider Stücke hätte jeden wahren Dichter von einer solchen Combinationsmethode abhalten müssen, doch dem deutschen Scribenten kam es nur darauf an, witzige und spasshafte Situationen ohne wirkliche innere Verbindung und geistige Durchdringung an einander zu reihen. Die Verspottung und Persiflirung der Aerzte, die bei den Molière'schen Stücken hinter der eigentlichen Idee ganz zurücktritt, musste hier zum Bindeglied der so disparaten Bestandtheile werden. Doch, wenn schon Molière in seiner Verspottung der Heilkünstler bisweilen allzusehr ins Derbe und Grobkomische verfällt, so kennt Kotzebue's possenhafte Komik kein Mass und keine Grenze. Die Aerzte werden hier zu hanswurstartigen Lakaien herabgewürdigt, die einem guten Trinkgelde gegenüber ihre Prätensionen, wie ihre Stellung vergessen. Ebenso sind die andern aus Molière entlehnten Personen noch mehr ins Niedrigkomische gezogen. Rochus Pumpernikel ist nicht nur ein unbeholfener, bäurischer Gesell, wie Molière's Pourceaugnac, sondern auch ein sinnlicher und gemeiner Mensch, der jedes ihm gegenübertretende Frauenzimmer nur als gute Beute ansieht. Der eingebildete Kranke macht einen mehr lächerlichen und selbst läppischen, als komischen Eindruck. Nachdem er eben von seinem Krankheitswahne geheilt, geht er zu Ball und tändelt, obwohl selbst Ehemann, mit den Dirnen umher. Die Frau des Kranken wird hier zur ekelhaften Furie. Sie steckt sich hinter einen Advocaten, um die Stieftochter ganz zu enterben, sie versagt ihrem Mann jede kräftige Nahrung, um ihn möglichst schnell unter die Erde zu bringen. Molière's Béralde ist in einen barschen Hauptmann verwandelt, der die zudringlichen Aerzte gleich zur Thür hinauswirft.

Eine sehr unglückliche Aenderung des Pourceaugnac besteht darin, dass der Vater die gegen ihn gerichtete Intrigue der Tochter und ihres Liebhabers merkt und aus Freude über seine vermeinte Genesung — dazu stillschweigt.

Während in der Kotzebue'schen Posse der Molière'sche Pourceaugnac fast ganz — oft in wörtlicher Uebersetzung — hinübergenommen ist, bleibt von dem Malade imaginaire die komische Scene, in der Toinette als fingirter Arzt auftritt, weg; auch ist die aus Molière entlehnte Todesscene hier nur gegen die heuchlerische Frau, nicht gegen die Tochter, an deren

kindlicher Liebe der Vater nicht zweifelt, ausgemünzt. Die andern Aenderungen sind ohne Bedeutung. Ein Bedienter, Namens Sebastian, spielt etwa die Rolle der Molière'schen Toinette, die Figur des Sbrigani wird nur sehr unvollkommen durch einen andern Bedienten wiedergegeben, der seinem Herrn den Löwenantheil an der Intrigue überlässt.

Ein Stück, das zwei Molière'sche Komödien auf so engem Raume vereinigt, muss selbstverständlich an Ueberladung des Stoffes, an mangelnder Ausbildung der Charakteristik und Handlung leiden. Die Frechheit, mit der Kotzebue Alles einem bekannten Dichter entnahm, ohne seine Quelle nur anzudeuten, ist bezeichnend genug für den ehrlosen Charakter des Scribenten.

Freiere Nachahmungen Molière'scher Komödien sind „der häusliche Zwist“ und „Gottlieb Mercks“. Das erstere Stück führt die ersten Scenen des Médecin malgré lui weiter aus, doch ist Entwicklung und Abschluss ziemlich frei und selbständig erfunden. Der gefällige Nachbar mischt sich hier in sehr böswilliger Absicht ein, erreicht auch anfänglich seinen Zweck, die streitenden Ehegatten dauernd zu trennen, vollständig, bis ein Zufall die letzteren wieder zusammenführt. Das Stück spielt in etwas feineren Kreisen der Gesellschaft, als Molière's „Arzt wider Willen“.

In „Gottlieb Mercks“ ist eigentlich nur die bekannte Türkenscene aus Molière's „Bourgeois gentilhomme“ entlehnt und in freier Weise verändert und erweitert. Der türkische Muphti wird hier zu einer persischen Prinzessin, die zwar auch eitle Leichtgläubigkeit und Selbstüberhebung in drastischer Weise strafen will, aber zugleich Rache für ein Vergehen übt, das theils gegen sie, theils gegen eine Andere begangen ist. Der Name Kotzebue allein bürgt dafür, dass hier die possenhaften Bestandtheile des französischen Stückes nicht nur übertrieben, sondern auch ins Pöbelhafte gezogen sind.

Der Held des Stückes hat mit Molière's Jourdain nichts gemein. Er ist ein eitler, flacher und missgünstiger Criticus, der zugleich ein lasterhaftes Leben führt, so dass hier Kotzebue's Phantasie alles Erdenkliche leistet, um die ihm verhasste Kritik an den Pranger zu stellen.

In „Menschenhass und Reue“ endlich sind einzelne Züge des Molière-schen Alceste in ziemlich ungeschickter und verzerrender Weise auf einen anders gearteten Charakter übertragen worden.

Die angeführten Stücke im Vereine mit dem früher besprochenen „Pachter Feldkümmel“ zeigen deutlich, wie sehr der französische Dichter in Kotzebue's Bearbeitung verloren hat.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Berichtigung.

In meiner Recension: „Eine neue Schulausgabe des Misanthrope“ (Archiv LX, S. 233—236) habe ich eine von Hrn. Brunnemann in der Ausgabe des Molière'schen Misanthrope S. XIV ohne nähere Angabe citirte Aeusserung Molière's als eine Stelle der „Fameuse Comédienne“ bezeichnet. Eine genauere Vergleichung zweier Ausgaben der F. C. überzeugt mich nun, dass die angeführte Aeusserung zwar dem Sinne, aber nicht dem Wortlaute nach mit F. C. ed. Bonnassies 19 f. übereinstimmt und muss ich daher Hrn. B. von dem Vorwurf, den Zusammenhang gerade dieser Stelle missverstanden zu haben, freisprechen.

Ebenso hat sich in die Recension ein Schreibfehler eingeschlichen. S. 234 ist von spanischen Bearbeitungen der Don Juan-Erzählung die Rede, wo die französischen Stücke des Dorimond und Villiers gemeint sind.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. Grassow, 5560 Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten u. dergl. in deutscher, englischer und französischer Sprache. (Kassel, Kegel.) 1 Mk. 20 Pf.
Ch. Rabany, L'instruction secondaire en France et en Angleterre. (Paris, Berger-Levrault.) 1 fr.
M. Krummacher, Ueber die Methode des englischen Unterrichts auf Realschulen. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.
H. Chavée, Enseignement de la lecture, ou Méthode pour montrer en même temps à lire et à orthographier d'après la physiologie de la parole et l'histoire des mots français. (Paris, Leroux.) 1 fr.
Zaborowski, L'origine du langage. (Paris, G. Baillière.) 60 ct.
A. Last, Die Schäden in der literarischen Production Deutschlands. (Berlin, Grieben.) 50 Pf.

Lexicographie.

K. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexicon, Lfrg. 68. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 6. Heft. (Brandenburg. Müller.) 1 Mk. 50 Pf.
J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 8. Heft. (Norden, Braams.) à 2 Mk.
Fr. Mistral, Lou Trésor dou Felibrige, ou dictionnaire provençal-français. 1. & 2. Livraison. (Paris, Champion.) 4 fr.
Skeat's Etymological Dictionary of the English language. 4 vols. (The Clarendon Press.) à 10 s. 6 d.
J. Stormonth, Etymological & Pronouncing Dictionary of the English Language. (London, Blackwood.) 7 s. 6 d.
J. Ulmann, Deutsch-italienisches u. ital.-deutsches Wörterbuch f. Kaufleute u. Verkehrsbeamte. (Wien, Lehmann & Wentzel.) 6 Mk.
J. Filipović, Taschenwörterbuch der kroatischen und deutschen Sprache. 2 Bde. (Agram, Hartmán.) 5 Mk. 20 Pf.

Grammatik.

J. Edman, Zur Rection der deutschen Präpositionen. I. Lfrg. (Upsala, Academ. Buchhandlung.) 4 Mk. 40 Pf.

H. Huss, Das Deutsche im Munde des Hannoveraners. (Hannover, Hahn.) 80 Pf.

F. Haefelin, Les patois romans du canton de Fribourg Grammaire, choix de poésies, glossaire. (Leipzig, Teubner.) 4 Mk.

Van Eys, Grammaire comparée des dialectes basques. (Paris, Maisonneuve.) 12 fr. 50 ct.

U. Bourke, The College Irish Grammar. Re-issued under the auspices of the society for the preservation of the Irish language. (Dublin, Simpkin.) 2 s. 6 d.

Literatur.

W. Leo, Die Sage von Fridthjofr dem Verwegenen. Aus d. altisländ. Urtexte übers. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.

L. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 1. Lfrg. (Stuttgart, Ebner & Seubert.) 1 Mk.

A. Lange, Un Trouvère allemand. Etude sur Walther von der Vogelweide. (Paris, Fischbacher.) 7 fr. 50 ct.

W. Hoffmann. Der Entwicklungsgang des deutschen Schauspiels. (Löbau, Skrzeczek.) 1 Mk. 20 Pf.

Lessing's Leben u. Werke, von H. Zimmern. Deutsch von M. Claudi. 7. u. 8. Lfrg. (Celle, Literar. Anstalt.) à 1 Mk.

E. Gnad, Populäre Vorträge üb. Dichter u. Dichtkunst. I. Sammlung. (Triest, Schimpff.) à 2 Mk.

W. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels. (Halle, Niemeyer.) 1 Mk.

O. Wichmann, L'art poétique de Boileau dans celui de Gottsched. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.

H. Gehrig, J. J. Rousseau. Sein Leben u. seine pädagogische Bedeutung. (Neuwied, Heuser.) 2 Mk. 40 Pf.

Fr. Erbs, M. E. Zola et son Assommoir. Etude critique. (Paris, Librairie Gauloise.) 1 fr. 50 ct.

H. Tivier, Histoire de la littérature française. (Paris, Delagrave.) 3 fr. 50 ct.

C. Semler, Shakespeare's Hamlet. Die Weltanschauung u. der Styl des Dichters. (Leipzig, Wartig.) 80 Pf.

W. Shakspere's Works, with critical notes and introductory notices by W. Wagner (in 30 parts). I. The Tempest. (Hamburg, Grädener.) 50 Pf.

W. Meyer, Ueber Calderon's Sibylle des Orients. (München, Franz.) 80 Pf.

F. X. Wegele, Dante Alighieri's Leben u. Werke. 3. Ausg. (Jena, Fischer.) 12 Mk.

C. Clarke, The Shakespeare Key, unlocking the treasures of his style, elucidating the peculiarities of his construction and displaying the beauties of his expression. (London, Low.) 21 s.

Rovenhagen, Alt-englische Dramen. I. Die geistlichen Schauspiele. (Aachen, Jacobi.) 1 Mk.

Thackeray (Biography) by A. Trollope. (London, Macmillan.) 2 s. 6 d.

Bellamy (G. Somes) Essays from Shakspere. (London, Simpkin.) 5 s.

Thackerayana. Notes and Anecdotes. New ed. (Chatto and Windus.) 7 s. 6 d.

F. Baacke, Vorstudien zur Einführung in das Verständniss Shakespeare's Life. (Berlin, Angerstein.) 1 Mk. 50 Pf.
E. Hermann, Drei Shakespeare-Studien. (Erlangen, Deichert.)
English Men of Letters. Ed. by John Morley. 3 vols. I. Burns, by Shairp. II. Spenser, by the dean of St. Pauls. III. Thackeray, by A. Trollope. (London, Macmillan.) à 2 s. 6 d.
Avé-Lallemant, Luis de Camoens, Portugals grösster Dichter. (Leipzig, Foltz.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Courrière, Histoire de la littérature contemporaine chez les Slaves. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 ct.
F. W. Horn, Gesch. der Literatur des skandinavischen Nordens von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. (Leipzig, Schlicke.) 1 Mk. 80 Pf.
M. C. Tyler, History of American literature. 2 vols. (New-York.) 21 Mk.
H. A. Beers, A Century of American literature. (New-York) 5 Mk.
Cancionero, Spanische Gedichte übers. v. E. Dorer. (Leipzig, Weigel.) 1 Mk. 50 Pf.

Hilfsbücher.

W. Herbst, Hilfsbuch f. d. deutsche Literaturgeschichte, zum Gebrauch für die obersten Klassen der Gymnasien und Realschulen. 2. Thl. Die neuhochdeutsche Literatur. (Gotha, Perthes.) 80 Pf.
W. Herbst, Erläuternde Bemerkungen zu dem Hilfsbuche. (Gotha, Perthes.) 60 Pf.
J. Fischer, Geschichte der deutschen National-Literatur. (Langensalza, Schulbuchhandlung.) 1 Mk. 80 Pf.
T. Gelbe, Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten. II. Thl. Satzlehre. (Cassel, Bacmeister.) 4 Mk.
F. Nitsche, Sammlung erklärter Sprichwörter und sprichwörtl. Redensarten, als Materialien zu Aufsatzübungen. (Minden, Hufeland.) 60 Pf.
P. Klaucke, Deutsche Aufsätze für Prima. (Landsberg, Schäffer & Co.) 1 Mk.
Goethe's Hermann und Dorothea. Mit ausführl. Erläuterungen. (Paderborn, Schöningh.) 90 Pf.
C. Semler, Der zerbrochene Krug von H. v. Kleist. Für den Schulunterricht dargelegt. (Leipzig, Wartig.) 90 Pf.
C. Semler, Das Thema der Goethischen Poesie u. Torquato Tasso. Für Haus und Schule dargelegt. (Leipzig, Wartig.) 1 Mk. 20 Pf.
L. Dümler, Handbuch zur Erlernung der französischen Sprache. (Gotha, Thienemann.) 2 Mk. 40 Pf.
H. Hädicke, Vocabulaire français für die drei oberen Gymnasialklassen. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Bouys, Le jeune maître de français. (Hamburg, Schönwandt.) 70 Pf.
O. Weddigen, Auswahl französischer Gedichte. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk.
A. Wiemann, Französische Syntax in Beispielen, nach der heuristischen Methode. (Gotha, Schlösmann.) 30 Pf.
F. H. Schneitler, Die Formenlehre des franz. Verbs, zum Gebrauch für Schulen. (Helmstedt, Richter.) 1 Mk. 20 Pf.
A. Bechtel, Franz. Chrestomathie f. d. oberen Classen der Mittelschulen. (Wien, Klinkhardt.) 4 Mk.
H. Mensch, Grundriss der franz. National-Literatur. (Rostock, Werther.) 1 Mk. 80 Pf.
Kreyssig, Geschichte der franz. Nationalliteratur, neu herausgegeben v. Dr. F. Lamprecht. (Berlin, Nicolai.) 6 Mk.

A. Kressner, Grundriss der franz. Literatur, nebst einem Anhang über franz. Metrik. (Frankfurt a/O., Harnecker & Co.) 1 Mk.
Descartes, Discours de la méthode, erkl. v. Schwalbach. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.
X. de Maistre, La jeune Sibérienne, erkl. v. O. Dickmann. (Berlin, Weidmann.) 75 Pf.
La Berline de l'émigré erkl. v. H. A. Müller. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
E. Souvestre, Au coin du feu, hrsg. v. O. Schulze. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 20 Pf.
Ch. F. Silling, A manual of english literature. Illustrated by poetical extracts. 2. ed. (Leipzig, Klinkhardt.) 1 Mk. 50 Pf.
H. Bretschneider, Englisches Lesebuch. (Hannover, Hahn.) 2 Mk. 40 Pf.
F. A. Nicolai, Englische Chrestomathie. (Iserlohn, Bädeker.) 3 Mk. 50 Pf.
W. Victor, Englische Schulgrammatik. 1. Thl. Formenlehre. (Leipzig, Teubner.) 75 Pf.
W. Bischoff, Systemat. Grammatik der engl. Sprache. (Berlin, Wigandt.) 3 Mk.
Jessen, Grammatischer Leitfaden der engl. Sprache. (Leipzig, Siegismund & Volkening.)
J. Thomson, The Spring. Erklärt von H. A. Werner. (Leipzig, Teubner.) 75 Pf.
G. Boyle, William I., german emperor and King of Prussia. (Wiesbaden, Gestewitz.) 2 Mk.
Hume's History of England I. erkl. v. O. Petry. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 70 Pf.
W. Schlee, Die Geschichte Englands. I. Thl. zum Uebers. ins Englische bestimmt. (Bielefeld, Pfeffer.) 1 Mk. 60 Pf.
H. Neumann, Auswahl von Musterstücken aus der deutschen Literatur z. Uebers. ins Engl. eingerichtet. (Jena, Fischer.) 2 Mk. 50 Pf.
Der Key dazu. Ebenda. 3 Mk.
E. Walther, Englisches Vocabelbuch f. Realschulen. (Ansbach, Brügel & Sohn.) 1 Mk.
Synoptical analysis of English literature. (London, Central School Depôt.) 1 s.
P. Blaschke, Elementargrammatik der italienischen Sprache. (Dresden, Jänicke.) 1 Mk. 80 Pf.
H. Breitinger, Grundzüge der italienischen Literaturgeschichte. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 80 Pf.
Uebersetzungs-Bibliothek zu d italienischen Unterrichtsbriefen von Buonaventura. 6. Bdchen. I. Goethe's Egmont. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) à 60 Pf.
Teatro italiano. Hrsg. v. G. Locella. 2 Bdchen. (Leipzig, Brockhaus.) à 60 Pf.
M. Völkel, Lithauisches Elementarbuch. (Heidelberg, Winter.) 3 Mk.

Poésies de Henri Heine

traduites en vers français

par

Charles Marelle.

Ces traductions ne sont pas précisément inédites. La plupart ont paru, accompagnées de divers morceaux traduits de Goethe, Uhland, J. Kerner etc., il y a quelque vingt ans déjà; mais, imprimées à un nombre très restreint d'exemplaires, elles ne sont guère sorties du petit cercle d'intimes auquel l'auteur les destinait. C'est en vain qu'on les chercherait aujourd'hui en librairie. Il paraît cependant qu'elles y sont assez souvent demandées; grâce peut-être à la mention qu'en ont faite MM. Strodtmann et Breitinger, le premier dans sa vie de H. Heine, le second dans une brochure bibliographique franco-allemande. L'auteur, qui les a revues et corrigées, se propose de les publier bientôt définitivement. C'est d'après son manuscrit que nous publions les pièces suivantes.

PROLOGUE.

Connaissez-vous une peinture
Représentant un chevalier
Qui se couvre de son armure
Et voudrait aller batailler?

Mais de petits amours l'agacent,
Lui volent casque, lance, écu;
De chaines de fleurs ils l'enlacent;
Il a beau faire le bourru.

Tel, avec dépit et délice,
Je me tords en des nœuds charmants;
C'est à d'autres d'entrer en lice,
Dans la grande arène du temps.

Ainsi la Lune: — son image
Tremble dans les flots orageux,
Tandis qu'elle-même voyage,
Calme et sûre, à travers les cieux; —

Ainsi de toi-même il me semble: —
Calme et sûre tu vas ainsi,
Et ton image en mon cœur tremble,
Mais c'est que mon cœur tremble aussi.

Debout, page, vite en campagne!
Saute sur ton meilleur cheval,
Vole à travers bois et montagne,
Jusqu'au château du roi Fingal.

Là, descends, va dans l'écurie;
Attends qu'un varlet vienne à toi.
Dis-lui: „Laquelle se marie,
Des deux filles de votre roi?“

Si le varlet dit: „C'est la brune.“
Accours me l'apprendre à l'instant. —
Mais s'il te répond: „C'est la blonde“...
Alors, ça ne presse pas tant.

Va-t'en m'acheter une corde,
Chevauche au pas tranquillement,
Puis en rentrant, sans plus d'exorde,
Donne la corde seulement.

Je me suis vu toute la nuit passée
En habit noir, ganté correctement;
J'étais de noce, et ne savais comment;
Ma bien-aimée alors s'est avancée.

Je m'inclinai: „C'est vous la fiancée,
Ma chère, ah! ah! je vous fais compliment.“
Et ces mots froids, traînés élégamment,
Egratignaient ma gorge convulsée.

Soudain les pleurs des beaux yeux s'échappaient,
Et dans leurs flots amers se dissipaient
Les traits chéris et le charme illusoire.

O chers, doux yeux! bénins astres d'amour!
Vous m'abusez en rêve comme au jour,
Je suis pourtant toujours prêt à vous croire.

Je vis en rêve un bout d'homme cocasse,
Se pavanant sur ses ergots guindé,
Pimpant, luisant, de linge fin bardé,
Mais au dedans grossier, puant la crasse.

Au dedans plat, propre à rien, vil paillasse,
Mais au dehors bouffi de dignité;
Parlant très-haut courage et lâcheté,
Et se drapant d'arrogance et d'audace.

„Sais-tu qui c'est? me demande une voix.
Viens, et regarde.“ Et tout d'un coup je vois,
Dans une église aux flambeaux innombrables,

Devant l'autel, le bout d'homme; avec lui,
Ma bien-aimée; et tous deux disaient: oui! —
Amen! criaient en riant mille diables.

Dans mon sang pourquoi cette rage?
Dans mon cœur cette ardeur sauvage?
Mon sang fermente, écume et bout,
Mon cœur éclate et se dissout.

Mon sang fermente, mon cœur crève,
A cause d'un atroce rêve:
Le ténébreux fils de la Nuit
Vint et haletant me saisit.

Dans une maison magnifique,
Retentissante de musique,
Resplendissante de clarté,
Je suis tout à coup transporté.

C'est la noce; une compagnie,
Joyeuse, à table est réunie;
Là, le jeune couple du jour ...
Ah Dieu! l'épouse est mon amour.

C'est elle hélas! belle et tranquille.
L'époux, c'est ce petit reptile.
Je vais me poster derrière eux,
Et reste là silencieux.

L'orchestre rugit et soupire:
Moi, ce bruit joyeux me déchire.
Elle tourne en haut ses beaux yeux,
Il lui prend les mains tout joyeux.

D'un air fin il emplit son verre,
Boit, puis l'offre à la tendre et chère:

Elle accepte, et sourit merci. —
Dieu! mon sang qu'elle boit ainsi.

En retour, elle offre à cet homme
Une belle petite pomme:
Il prend son couteau, coupe — . horreur!
En deux il me tranche le cœur.

Ils s'entr'œilladent long et tendre;
Par la taille il ose la prendre,
Sur la joue il veut la baiser . . .
Dieu! la mort vient de m'embrasser.

Mais chacun fait la révérence;
On sort, et la danse commence.
Le jeune couple ouvre le bal;
C'est un tourbillon infernal.

Cependant l'heure est avancée.
Vers la porte, à la fiancée,
Le fiancé parle tout bas;
Elle rougit — mais ne se fâche pas . . .

Les preux chevauchent sous les armes:
Un chevalier d'amour blessé
Gît à l'écart, cachant ses larmes;
De sa dame il est délaissé.

Il doit mépriser ce qu'il aime,
Haïr la reine de son cœur;
Il doit se mépriser lui-même,
Rougir de sa fidèle ardeur.

Il voudrait au tournoi se rendre,
Aux preux crier sur son cheval:
„Celui-là songe à se défendre,
Qui de ma dame dira mal."

Là, tous garderaient le silence,
Mais non pas sa propre douleur;
Il lui faudrait tourner sa lance
Contre son cœur accusateur . . .

Quand je vous ai raconté mes tourments,
Vous avez bâillé sans rien dire;
En petits vers je viens de les écrire,
Vous m'en faites des compliments.

Mon cœur est plein de tristesse,
Gai, pourtant, Mai resplendit;
Du haut de la forteresse
Je vois tout qui reverdit.

Le bleu fossé de la ville
Là-bas s'endort en coulant;
Sur un canot, immobile,
Un garçon pêche en sifflant.

Riantes miniatures,
Dans le lointain j'aperçois
Champs, bêtes et gens, pâtures,
Villages, coteaux et bois.

Des filles sautant de joie
Mettent au pré des draps blancs;
Le moulin gronde et poudroie,
Au soleil, des diamants.

Près de la vieille tourelle,
Une guérite se tient:
Devant elle en sentinelle,
Un gars rouge et vert va, vient.

Avec son fusil il joue,
S'animant comme au combat.
Il s'arrête, il met en joue —
Je voudrais qu'il me tuât.

Cœur, mon cœur, ne sois pas ainsi:
Prends ton sort comme il le faut prendre.
Un nouveau printemps va nous rendre
Ce que l'hiver nous a ravi.

Et vois donc tout ce qui te reste!
Et que le monde est toujours beau.
Ris à la liberté céleste!
Tu peux tout aimer de nouveau.

Au splendide mois de Mai,
Quand tout bourgeon rompt l'écorce,
L'amour déployant sa force,
Surgit dans mon cœur enflammé.

Au splendide mois de Mai,
Alors que tout oiseau chante,
Elle écoutait complaisante,
Vœux, désirs, j'ai tout exprimé. . .

A MA MÈRE B. HEINE

NÉE DE GELDERN.

Je vais toujours tête haute, en tous lieux,
J'ai même l'âme un peu raide et tenace;

Le Roi pourrait me regarder en face,
Sans que pour lui je baissasse les yeux.

Mais, chère mère, avec toi je ne peux:
Quelque hardi que mon orgueil se fasse,
Devant ta douce, irrésistible grâce,
Je suis bien vite humble et presque honteux.

Est-ce, en secret, ton esprit qui me dompte?
Ton haut esprit si ferme et pénétrant,
Qui jusqu'au ciel s'élance en rayonnant?

Ou le remord vient-il me faire honte
D'avoir, ingrat, trop souvent affligé
Ton cœur?.. Ce beau cœur qui m'a tant aimé!

Sur l'aile de la poésie,
Cher cœur, je veux t'emporter droit,
Droit aux bords du Gange, en Asie;
Là je sais le plus bel endroit.

Un jardin splendide où la lune
Répand une calme lueur;
Les fleurs de lotus, à la brune,
T'attendent là comme une sœur.

Aux étoiles, les violettes,
En chuchotant, clignent des yeux;
Entre elles les roses discrètes
Se font des contes amoureux.

Les bonnes gazelles s'étonnent,
Puis s'approchent, l'œil rassuré;
Au loin, mystérieuses, tonnent
Les ondes du fleuve sacré.

Là, libres des soucis funestes,
Couchés sous les palmiers épais,
Nous boirons l'amour et la paix,
Nous ferons des rêves célestes...

Quelle orageuse et sombre nuit!
Des voix par la forêt gémissent;
Je m'avance, seul et sans bruit,
Entre les arbres qui frémissent.

Là-bas, une faible lueur
Scintille à la maison de chasse;
Résistons au charme trompeur...
Une triste scène s'y passe.

Raide, muette, l'air hagard,
Dans le fauteuil gît la grand'mère,
Ouvrant de grands yeux sans regard,
Comme une figure de pierre

Le rouge fils du forestier
Par la chambre jure et fulmine;
Il rit de rage et de pitié,
Et jette au mur sa carabine.

Près de l'âtre assise et filant,
Pleure la belle filandière;
A ses pieds, plaintif et tremblant,
Se blottit le basset du père...

Les ombres d'un temps qui n'est plus
Sortent de leur tombe oubliée,
Et montrent comment je vécus,
Jadis, vers toi, ma bien-aimée.

Le jour, comme en un rêve pris,
J'errais par la ville et la plaine;
Les gens me regardaient surpris,
Je leur semblais une âme en peine.

La nuit, c'était lors un peu mieux:
A travers la ville endormie
Nous vaguions seuls, silencieux,
Mon ombre et moi, de compagnie.

D'un pas sourd j'arpentais le pont,
L'eau tournoyait mystérieuse;
La lune, au ciel penchant son front,
Saluait pâle et sérieuse.

Arrêté devant ta maison,
Les yeux fixés sur ta fenêtre,
Perdant les sens et la raison,
Vers toi je tendais tout mon être.

Derrière tes rideaux baissés,
Tu voyais très bien dans la rue,
Et tu me regardais — je sais —
Poser, sous la lune, en statue.

Assise au thé, la compagnie
Devisait d'amour amplement;
Ces messieurs avec poésie,
Ces dames, exquis sentiment.

„L'amour doit être platonique,“
Dit le long consul d'un ton bas;
La ronde consule, ironique,
En soupirant ajoute: „Hélas!“

Le gras doyen, la bouche pleine:
„L'amour, s'il est trop véhément,
Perd la santé, dit l'hygiène."
La demoiselle fait: „Comment?"

La comtesse reprend, dolente:
„L'amour est une passion;"
Et, gracieuse, elle présente
Le sucre à monsieur le baron.

Que n'avais-tu là, ma mignonne,
Ta petite place! A ton tour,
Comme tu leur eusses, friponne,
Joliment parlé de l'amour!

La belle dort dans sa chambrette,
La lune y lorgne en clignotant;
Dehors graille, grince et cliquette
Un air de valse inquiétant.

A sa fenêtre la coquette
Vient voir qui fait ce carillon:
Debout, devant elle, un squelette
Chantonne et racle un violon.

„Et ma valse? la tendre et chère,
Qui promets et manques de foi.
C'est bal ce soir au cimetière,
Nous danserons là, viens, suis-moi."

Et la pauvrette est entraînée
Dehors par un charme puissant;
Elle suit pâle, fascinée,
Le squelette qui va devant.

Il racle et gigotte et sautèle,
Craquète, cliquette et glapit,
Et du crâne l'appelle, et rit,
Au clair de lune, évidé, grêle...

Comme un rève, en longues rangées,
Les maisons se mirent dans l'eau;
Devant, plein de roses pensées,
Je vais, serré dans mon manteau.

Le beffroi sur la place d'armes
Proclame minuit; c'est l'instant;
Avec ses baisers et ses charmes,
Ma belle mignonne m'attend.

La lune me tient compagnie
Et m'éclaire, accorte, en avant;
Voici la maison de ma mie:
Là, je m'écrie en l'air gaiment:

Merci de ta bonne lumière,
Vieille confidente d'amour!
Ici j'entre et te laisse; éclaire
Au reste du monde à son tour.

Si tu vois, loin de ce qu'il aime,
Quelque pauvre amant désolé,
Console-le, comme moi-même,
Au vieux temps, tu m'as consolé.

Sur mon cœur mets ta maininette...
Sens-tu? quels coups dans sa chambrette!
Un charpentier au mauvais œil
Y loge, il me fait un cercueil.

Jour et nuit sans cesse il besogne;
Je ne dors plus, il scie, il cogne.
Ah! dépêchez-vous de finir,
Maître, que je puisse dormir.

Nuit d'automne: la vitre pleure;
Il vente, il pleut, c'est effrayant.
Où peut se trouver à cette heure
Ma pauvre, ma timide enfant?

Je la vois contre sa fenêtre,
Seulette en son petit réduit,
Les yeux pleins de larmes peut-être,
Fixe, elle cherche dans la nuit...

Fillette à la rouge bouchette,
Aux beaux petits yeux clairs et doux,
Ma chère petite fillette,
Quand donc nous retrouverons-nous!

Les longs soirs d'hiver, on regrette:
Je voudrais être près de toi,
Assis, jasant, toi seule et moi,
Dans la familière chambrette.

Des lèvres je voudrais presser
Ta petite main blanche, fine,
Et de mes larmes l'arroser,
Ta blanche petite mainine! . . .

PAIX.

Haut dans le ciel le soleil rayonnait,
Environné de blanches nues;
La mer immobile dormait;
Les voiles pendaient détendues,
Un vaste silence régnait;
J'étais couché, rêvant, seul, à l'arrière.
Je rêvais et voyais, mi-dormant, mi-veillant,
Jésus le rédempteur, qui, grand comme un géant,
Dans un vêtement blanc flottant,
Planait sur la mer et la terre.

Dans les hauteurs des cieux sa tête se dressait;
Il étendait les mains et bénissait.
Et, comme un cœur, dans sa poitrine,
Il portait le soleil,
Le rouge, flamboyant soleil;
Et foyer de grâce divine,
Ce cœur radieux et vermeil,
Versant sa bienheureuse et bénigne lumière,
Eclairait, échauffait et la mer et la terre.

Des tintements solennels résonnaient.
Tels que des cygnes, ils tiraient
Par des liens de fleurs le navire docile;
Ils le tiraient en se jouant
Vers le rivage verdoyant
D'où s'élevaient les tours d'une superbe ville.
Oh! merveilleuse paix, que la ville est tranquille!
Cessant leur vain tapage et leur bourdonnement
Affaires et métiers restaient sans mouvement.
Sur les places et par les rues
Claires, sonores et tendues,
Des gens en blanc, portant des palmes, s'avançaient;
Et lorsque deux se rencontraient,
D'un air d'intelligence ils s'entresaluaient;
Et, dans un doux tressaillement
D'amour et de renoncement,
Ils se baisaient au front, puis en haut regardaient
Vers le soleil, le cœur lumineux du Sauveur,
Qui, flamboyant, allègre, dans l'espace,
Irradiait son sang réconciliateur.
Et trois fois bienheureux, tous ravis par la Grâce,
D'un seul cœur et d'un même esprit,
Ils s'écriaient: „Loué soit Jésus-Christ!"

LE PRESBYTÈRE.

La lune sur le cimetière
Incline son front soucieux;
C'est l'automne, le presbytère
Est là seul et silencieux.

La mère lit dans la Bible, elle;
L'aînée en s'étirant s'endort;
Le fils, lui, baye à la chandelle;
La jeune soupire: „Ah, quel sort!

Ici toujours la même antienne,
S'ennuyer du matin au soir;
Il faut qu'un enterrement vienne,
Pour qu'on ait quelque chose à voir."

Tout en lisant parle la mère:
„Tu te trompes, c'est quatre morts

Qui sont venus depuis ton père;
A la suite on a mis les corps.“

„Dieu! murmure en bâillant l'aînée,
Dois-je avec eux crever de faim!
Si je veux, ma vie est gagnée;
J'irai chez le comte demain.“

Le garçon éclate de rire:
„Trois chasseurs boivent au *Soleil;*
Ils font de l'or, j'irai leur dire
De m'apprendre un secret pareil.“

La mère lui lance la Bible
Dans son visage décharné:
„Grand impie! être incorrigible!
Veux-tu faire un brigand damné?“

Mais quelqu'un heurte à la fenêtre,
Une main menace du doigt:
Dehors, en noir habit de prêtre,
Le père mort est là, qui voit. . .

La nuit est calme et la rue est tranquille:
C'est la maison qu'habitait mon trésor;
Depuis longtemps elle a quitté la ville,
Mais la maison est à sa place encor.

Un homme aussi, se tient là qui regarde,
Tordant ses mains et pleurant de douleur;
La lune luit sur sa face blafarde
Et me fait voir . . . ma propre forme, horreur!

Fantôme, — holà! sosie à pâle face!
Viens-tu singer l'amour et les tourments
Qui m'ont cloué sur cette même place,
Tant et tant de nuits au vieux temps?

Sur les yeux de ma bien-aimée
J'ai fait des vers de cent façons;
Sur sa bouchette parfumée
J'ai fait les plus belles chansons;
Sur sa maininette fleurie
J'ai fait des stances qu'on connaît;
Que n'a-t-elle un cœur, la chérie,
Je ferais dessus un sonnet.

Dans le Rhin clair, châteaux et monts
Se mirent, mêlés aux nuages;
Ma barque, ceinte de rayons,
Vogue au soleil sur mille images.

J'observe, tranquille et serein,
Les jeux des ondes d'or froncées;
Et des profondeurs de mon sein
Montent sentiments et pensées.

Le fleuve amical, attrayant,
De son frais éclat me fascine;
Mais je le connais, — faux brillant,
Nuit et mort sous sa belle mine.

Charme au dehors, piége au dedans,
Fleuve, en toi je vois la mignonne:
Elle a ces beaux airs engageants,
Elle aussi sourit, douce et bonne. . .

Quel mauvais temps, ce soir, quel vent!
Il pleut, il neige, tout est sombre;
Près de la vitre assis, rêvant,
Je plonge mes regards dans l'ombre.

Dans la rue, arrive là-bas,
Clopin-clopant, une lumière;
Lanterne en main, à petits pas
S'en vient la bonne vieille mère.

De beurre, d'œufs et de gruau
Elle vient là de faire emplette,
Je gage; elle veut d'un gâteau
Régaler sa grande fillette,

Qui dans le vieux fauteuil s'endort,
Clignotant, rêveuse, à la lampe;
La fine chevelure d'or
Autour du doux visage rampe. . .

Je fais de mes grands chagrins
De petites chansonnettes,
Qui font sonner leurs sonnettes
Et s'échappent par quatrains.

Elles vont droit chez leur belle,
Qui rit en les écoutant,
Et pense d'un cœur content
Que je meurs d'amour pour elle.

CALME.

Calme est la mer. L'onde éclatante
Renvoie au soleil ses rayons;
Dans cette lumière flottante
La barque ouvre de verts sillons.

Près du gouvernail le pilote
Ronfle, sur le ventre étalé;
Le petit mousse au mât s'accote,
A coudre une voile attelé.

Rouge et frais à travers la crasse,
Le pauvret regarde anxieux,
Ecarquillant ses beaux grands yeux,
Et sa gueulotte qui grimace.

L'épais capitaine en fureur
Devant lui gesticule, tonne:
„C'est toi qui m'as volé, voleur!
Brigand! un hareng dans la tonne.“

Calme est la mer. Blanc et vermeil
Un fin petit poisson frétille:
A la surface il saute et brille,
Joyeux, et se chauffe au soleil.

Mais du haut des airs la mouette
Fond sur lui comme un coup de feu,
Puis, sa proie au bec, pirouette,
Rame et s'élève dans le bleu.

PROPOSITION.

Sois ma femme, et l'on t'enviera,
Et tes jours ne seront que fête,
Jamais rien ne te manquera.
Querelle alors, gronde, tempête,
De toi je veux tout endurer,
Trop heureux pourvu que tu m'aimes;
Mais il faut louer mes poëmes,
Sinon, je me fais séparer.

La nuit couvrait mes yeux chargés;
Les membres raides comme pierre,
Le cœur et le cerveau figés,
J'étais étendu dans la bière.

Je dormais depuis bien lonptemps,
La nuit me semblait éternelle;
Voilà qu'à mon tombeau j'entends
Qu'on frappe et qu'une voix m'ap-
pelle.

„Veux-tu pas te lever, Henri?
Le grand jour luit, Jésus s'avance;
Les morts ressuscitent, chéri,
Le bonheur éternel commence.“

Hélas! je ne puis me lever,
Je suis aveugle, ma chère âme.
Mes yeux, à force de pleurer,
Ont tout à fait éteint leur flamme.

„Viens, Henri, je veux à tes yeux,
En les baisant, rendre la vie;
Tu dois voir la splendeur des cieux,
Les anges, la Vierge Marie.“

Je ne puis pas, mon cher amour,
Je saigne encor de la blessure
Que tu m'as faite au cœur, un jour,
Avec une parole dure.

„Je veux poser ma main dessus,
Henri, doucement, je t'en prie,
Et cela ne saignera plus,
Voilà ta blessure guérie.“

Je ne puis pas, ange adoré,
Ma tête aussi saigne, meurtrie,
Du coup que je m'y suis tiré,
Lorsque tu m'as été ravie.

„Viens, avec mes boucles, Henri,
J'étanche les trous de ta tête;
Le sang va s'arrêter ainsi,
Et voilà ta tête refaite.“

Je ne pouvais plus résister,
Elle priait si doux, si tendre;
M'efforçant de me soulever,
Près d'elle je voulais me rendre.

Quand un rouge torrent de sang,
De violence sans pareille,
Du cœur et du front jaillissant,
M'inonde, et soudain — je m'éveille.

La Fortune est une drôlesse
Qui ne peut rester nulle part;
Elle te sourit, te caresse,
Dans les cheveux te baise, — et part.

Dame Infortune, moins falotte,
T'étreint au cœur à bras fervents;
Elle te dit qu'elle a le temps,
S'assied à ton lit, — et tricote.

L'ASRA.

La belle fille des sultans
Chaque jour devant la fontaine
Aux longs jets d'opale éclatants,
Vers le soir, seule, se promène.

Le jeune esclave est chaque jour
A la fontaine aux jets d'opale,
Vers le soir, rôdant à l'entour;
Pâle, et de jour en jour plus pâle.

Un soir, la princesse l'a vu
Fixant sur elle un œil qui brille;
Elle marche à lui: „Que veux-tu,
Ton nom, ton pays, ta famille?"

„Mon nom, princesse, est Hadghiraz,
Mes pères au désert demeurent,
Et je suis un de ces Asras
Qui, lorsqu'ils aiment, meurent."

Un pin se dresse solitaire,
Au nord, sur un âpre sommet.
Il sommeille; le froid lui met
Un blanc manteau qui traîne à terre.

Il rêve d'un palmier lointain,
Qui, sous le ciel de la torride,
Triste et seul sur un roc aride,
Pleure en silence son destin.

ECLAIRCIE.

Comme d'un voile nébuleux
La lune, claire, se dégage,
D'un temps lointain, telle à mes yeux
Emerge une brillante image.

Nous descendions le Rhin, voguant,
Tous sur le pont, fier équipage;
Dans les feux du soleil couchant
Resplendissaient fleuve et rivage.

Je rêvais assis aux genoux
D'une suave créature;
Un rayon d'or se jouait doux
Sur sa chère et pâle figure.

Des luths vibraient, des voix chantaient,
Joie enivrante de la vie!
Et les cieux plus bleus s'étendaient,
Et l'âme s'ouvrait élargie.

Tours, monts, forêts, monde enchanté,
Défilaient teints d'ombre ou de flamme; —
Et je voyais tout reflété
Dans les yeux de l'aimable femme.

CONCERT PRINTANIER.

Les nids trillent leur ritournelle,
Les arbres vibrent en cent voix;
Quel est le maître de chapelle
Dans le vert orchestre du bois?

Ce merle en habit noir qui froue,
Et me salue à tout moment?
Ce pédant qui là-haut coucoue
Son mot chronométriquement?

Ou ce béron qui se tracasse,
Là-bas, comme s'il dirigeait,
Ecarquillant sa longue échasse,
Claquetant du bec, l'œil au guet?

Non, non; en mon cœur, d'aventure,
Sied le chef d'orchestre du bois.
Je sens comme il bat la mesure;
Il s'appelle Amour, que je crois.

MARIE-ANTOINETTE.

Les fenêtres des Tuileries
Gaîment miroitent dans la cour,
Mais derrière leurs draperies
Hantent des spectres en plein jour.

La reine Marie-Antoinette
Dans le grand pavillon revient;
Avec la plus stricte étiquette,
Ce matin son lever s'y tient.

Ses dames d'honneur autour d'elle,
Debout ou sur des tabourets,
En brocart, joyaux et dentelle,
Resplendissent, vivants bouquets.

Les corsages effilés plient,
Les paniers bouffent; pardessous,
Les hauts petons, coquets, épient.
Mais . . point de têtes sur leurs cous!

Toutes — oui — la Reine elle-même,
Branlent un cou décapité;
Voilà pourquoi sans diadème,
Sans frisure est Sa Majesté.

Elle qui, s'enflant à son aise,
Trônait sous ses toupets géants,
La fille de Marie-Thérèse
Et des vieux Césars allemands,

Spectre sans tête, sans frisure,
Elle doit hanter à présent,
Parmi des dames sans coiffure
Et sans tête pareillement!

L'esprit révolutionnaire
Nous montre ses suites ici;
C'est la faute à Rousseau, Voltaire,
Comme à la guillotine aussi.

Etrange! — illusion complète! —
Elles semblent ne savoir point

Qu'elles sont mortes à ce point,
Et qu'elles ont perdu la tête.

Toujours ce pavanage creux,
Ces mains serviles à tout prêtes;
Spectacle bouffon et hideux
Que ces révérences sans têtes!

La première dame d'atour —
Révérence — offre la chemise;
A la reine une autre l'a mise,
Une révérence à son tour.

Deux autres viennent, autre scène,
Révérences un peu plus bas;
A genoux aux pieds de la Reine,
Celles-ci lui chaussent ses bas.

Une fille d'honneur s'avance,
Révérence, le casaquin;
Suit une autre, autre révérence,
La jupe de la Reine enfin.

Debout, la grand'maîtresse évente
Son beau sein blanc à demi nu,
Et comme sa tête est absente,
Elle sourit avec . . .

Le Soleil, perçant les fenêtres,
Darde un regard inquisiteur;
Lorsqu'il voit ces étranges êtres,
Soudain il rebrousse d'horreur.

LES DEUX GRENADIERS.

Deux grenadiers cheminent vers la France,
De la Russie enfuis, longtemps errants;
„Pays ami! disent-ils, espérance!
Nous arrivons aux quartiers allemands.“

Du grand désastre ils ignorent la suite:
Que leur dit-on! La France a succombé,
La Grande Armée est vaincue et détruite,
Et l'Empereur prisonnier est tombé.

En apprenant la tragique aventure,
Les grenadiers laissent couler leurs pleurs.
L'un d'eux s'écrie: „Ah! ma vieille blessure
Me fait souffrir; camarade, je meurs!“

L'autre reprend: „La chanson est finie!
Avec toi, frère, ah! je voudrais mourir.
Pourtant j'ai femme, enfants, dans la patrie,
Qui ne sauront sans moi que devenir.“

„Eh! que me font encore enfants et femme!
S'ils sont sans pain, qu'ils aillent mendier.
J'ai, ma foi, bien d'autres soucis dans l'âme.
Lui, l'Empereur, l'Empereur prisonnier!

„Je veux mourir. Écoute ma prière:
Porte mon corps jusqu'en France avec toi. —
Non, tu ne peux! — Dans la terre étrangère,
Creuse ma fosse alors, et cache-moi.

„Comme aux beaux jours de la gloire passée,
Je veux rester sous l'habit des soldats;
Ma croix d'honneur sur mon cœur attachée,
Couche-moi là, sur les reins, l'arme au bras.

„Dans mon tombeau, sentinelle aux écoutes,
J'attendrai, prêt à des combats nouveaux. —

Un jour, j'entends retentir sur les routes
La canonnade et le trot des chevaux.

„Mon empereur reprend en main la guerre,
Avec sa garde il passe ici vainqueur,
Et, tout armé, je m'élance de terre
Pour suivre encor l'Empereur, l'Empereur!“

Le vent d'automne au bois fait rage,
La nuit est froide et fond en eau;
A travers l'humide feuillage,
Seul, je chevauche en mon manteau.

Et devant moi de compagnie
Trottent, galopent mes pensers;
Vers la maison de mon amie
Ils m'emportent gais et légers.

Les chiens annoncent ma venue,
Les gens m'éclairent au perron;
Par les escaliers je me rue
En cliquetant de l'éperon.

La salle tendue et brillante
Fleure un air tiède et parfumé;
Elle m'attend là souriante,
Dans ses bras je vole pâmé. —

Le vent dans les feuilles susurre,
Le chêne a dit quand j'ai passé:
„Cavalier, à quelle aventure
Rêves-tu, rêveur insensé!“

Je ne sais ce que ça veut dire
Que ce vieux conte me poursuit;
Je suis si triste, je soupire —
Il ne me sort pas de l'esprit.

L'air est frais et tout se fait sombre,
Le Rhin coule silencieux;
Au front des monts qu'envahit l'ombre
Le soir éteint ses derniers feux.

Une femme étrangement belle,
Là-haut, seule, est assise encor;
Sa parure d'or étincelle,
Elle peigne ses cheveux d'or.

D'un peigne d'or elle s'arrange,
S'inclinant et se redressant;
Elle module un chant étrange,
Mélodieux et saisissant.

Soudain le charme étreint à l'âme
Le batelier dans son esquif;
L'œil fixé sur la belle femme,
Il n'aperçoit pas le récif.

À la fin, je crois, l'eau qui gronde
La barque et l'homme engloutira;
Avec son chant, la femme blonde,
La Loreline l'attend là.

JETZT WOHIN?

Où s'en aller? — Le pied, lui bête,
Pour l'Allemagne déjà part;
Mais mon bon sens hoche la tête,
Finement, et me dit à part:

„La guerre est finie, oui, mais diable!
Les conseils de guerre sont là,
Et de maint écrit fusillable
On t'accuse, tu sais cela.“

Il est vrai, je trouve peu drôle
Cet avenir de fusillé;
L'héroïsme n'est pas mon rôle,
Le pathos m'a toujours manqué.

L'Angleterre m'est proposée,
Et, n'était là l'air de charbon,
Et les Anglais . . . mais la nausée
Me prend déjà rien qu'à ce nom.

Voguerai-je vers l'Amérique?
Là se vautrent en liberté
Dans la grande étable publique
Les pataudes de l'égalité.

Mais, est-ce un pays habitable,
Qui chique et crache devant soi,
Où l'on met les pieds sur la table,
Où l'on joue aux quilles sans roi?

Ce bel empire, la Russie,
Peut-être bien me conviendrait.
Un point cependant me soucie:
Le knout, en hiver, m'y nuirait.

Triste, je tourne en haut la vue;
Mainte étoile y salue en bas,
Mais j'explore en vain l'étendue,
Mon étoile, à moi, n'y luit pas...

Elle s'est au ciel égarée
Dans le labyrinthe doré,

Comme en la terrestre mêlée
Je me suis moi-même égaré. —

AU COIN DU FEU.

L'ouragan hurle, et par la nuit
La neige à flocons pressés file;
Dans ce riant petit réduit
Qu'il fait bon là, seul et tranquille.

Devant le foyer pétillant,
Dans mon fauteuil assis, je rêve;
La bouilloire bout, bourdonnant
Un air oublié que j'achève.

Grave, accroupi, le petit chat
Se chauffe et regarde la flamme,
Qui monte, ondoie et se rabat —
Je ne sais ce que j'ai dans l'âme...

Mainte forme du temps passé
S'élève, de vapeurs voilée,
Revêtant son lustre effacé,
Mascarade bariolée.

Belles femmes aux fins minois,
Aux sourires pleins de promesses;
Céladons, arlequins narquois,
Qui rient, sautent, font cent prouesses.

D'un parc plein de couples jaseurs
Des dieux de marbre au loin s'avancent;
Autour d'eux, d'opulentes fleurs
Au clair de lune se balancent.

Puis maint vieux castel enchanté
En vacillant sort des nuages;
Puis chevauchent, lance au côté,
Blancs chevaliers, écuyers, pages.

Et rapide, se dissipant,
Glisse la fantasmagorie. —
Aï! la bouilloire qui répand!
Le petit chat échaudé crie.

APPARITION MARINE.

J'étais couché sur le bord du navire,
Et regardais fixe, rêvant,
Plongeant toujours de plus en plus avant,
Dans l'eau profonde et claire où le ciel bleu se mire;
Quand tout au fond de la mer j'aperçois
D'abord de confuses nuées,
Puis, par degrés montrant leurs couleurs variées,
Coupoles, flèches, tours, clochers, donjons, beffrois,
Tourelles, toits aigus, pignons et pans de bois,
Enfin toute une ville antique,
Néerlandaise, aquatique,
Dédale bigarré de rues et de canaux,
Avec ses maisons, ses ponts, ses bateaux,
Et son peuple, et son bruit, son mouvement, sa vie,
En plein soleil épanouie.

De graves cavaliers,
Le manteau noir au dos, au cou la fraise blanche,
Une main à l'épée et l'autre sur la hanche,
La poitrine étalant les croix et les colliers,
Causent en promenant leur mine longue et fière
A travers le marché, bruyante fourmilière,
Devant l'hôtel de ville aux larges escaliers
Dont de vieux empereurs de pierre,
Epée et globe au poing, gardent les noirs piliers.
Plus loin, sous des tilleuls taillés en palissade,
Devant une longue enfilade
De gothiques maisons
Qui regardent clignant leurs vitres miroitantes,
Viennent et vont, soyeuses, bruissantes,
De sveltes beautés, de jeunes tendrons

Dont les douces figures roses
Sortent du béguin noir, modestement écloses
Entre deux ruisseaux d'or d'ondoyants cheveux blonds.
De coquets damoiseaux vêtus à l'espagnole
Passent fiers, leur lançant une œillade frivole.
En épais habits bruns rigidement drapés,
Des matrones sévères,
A la main psautiers et rosaires,
S'acheminent à pas comptés
Vers le grand dôme où les appellent
Les longs bruissements de l'orgue, auxquels se mêlent
Les carillons joyeux tintant de tous côtés.

Aux accents lointains de cette musique,
Je suis saisi d'un frisson pénétrant!
Une étrange peine, un charme magique,
Envahissent mon cœur, mon cœur encor souffrant.
Je sens comme si les lèvres aimées,
Pressant ses blessures fermées,
Les faisaient saigner de nouveau.
Leurs chaudes, rouges gouttes,
Lentement, longuement, filent à travers l'eau,
Filent et tombent toutes
Sur une antique maison
Qui penche son haut pignon,
Mélancolique et déserte,
Où seule rêve, assise en bas,
Au bord d'une fenêtre ouverte,
Une enfant inclinant sa tête sur son bras,
Comme une pauvre abandonnée; —
Et — je te connais, toi, pauvre enfant oubliée!

Ainsi, tout au fond de la mer, si loin,
Là, dans ce petit coin,
De moi tu t'es cachée,
Comme une grande enfant fâchée!
Et tu n'as pas pu remonter!
Et chez des étrangers il t'a fallu rester,
Tout un long siècle en peine!
Tandis que moi, de chagrin l'âme pleine,
Partout je te cherchais,
Par toute la terre j'errais,
Et toujours te cherchais,
Toi toujours aimée,
Et toujours regrettée,
Mais enfin retrouvée! —
Je te retrouve, et je revois
Ton doux visage,
Tes yeux intelligents et droits,
Ton sourire tendre et sage;
Je te retrouve, et jamais plus,
Jamais plus je ne te quitte!
Et je vole à toi les bras étendus,
Sur ton cœur je me précipite!

Mais juste à temps encor, par le pied m'empoignant,
Le capitaine m'arrête,

Et sur le pont me retire en criant,
D'un ton moitié bourru, moitié riant:
„Docteur, avez-vous donc le diable dans la tête!“

La vie, hélas, c'est le jour étouffant;
La mort, c'est la nuit, la fraîche ombre.
Il se fait déjà sombre;
J'ai sommeil, je suis languissant.

Audessus de mon lit un arbre s'élève,
Où le rossignol, nuit et jour,
Chante de pur amour;
Je l'entends jusques en rêve. . .

Ce n'est pas sans hésitation que le traducteur a inséré dans ces pages deux ou trois morceaux d'un caractère qu'on qualifiera justement de diabolique; mais pour se faire une idée juste et vraiment caractéristique de l'étrange et charmant poète dont on a sous les yeux l'image en miniature, il faut qu'on y voie aussi la griffe du diable et son pied fourchu.

Die weiblichen Charaktere in Molière's Komödien.

Bei der Charakteristik der Dichtungen Corneille's macht Ranke darauf aufmerksam, wie sehr der Einfluss, den die sociale Stellung der Frauen auf die Geschichte Frankreichs geübt, sich auch in der Tragödie widerspiegele. Und doch schildern Corneille's Dichtungen vor Allem die Energie des männlichen Entschlusses, das Bewusstsein der ritterlichen Ehre; auch die weiblichen Charaktere seiner Tragödien sind von einer männlichen Thatkraft durchdrungen, welche die freie Entwicklung der Weiblichkeit beeinträchtigt, oft vernichtet. Racine ist auch hierin der directeste Gegensatz. Die Energie der Thatkraft, das männliche Selbstbewusstsein schwindet dahin, um der breiten Entfaltung der Liebe, Intrigue und Coquetterie Raum zu geben. Das höfische Colorit, das keine seiner liebenden Heldinnen verleugnet, ist nicht minder eintönig und ermüdend, als der unweibliche Heroismus der Corneille'schen Emilien und Rodogunen. Wie hier die Weiber zu Männern werden, so tragen Racine's Helden etwas Weibisch-gefühlvolles als unverkennbares Merkmal an sich.

Dem universelleren Geiste Molière's war es vorbehalten, weibliche wie männliche Charaktere mit gleicher Vollendung zu zeichnen; ebenso gelingt es nur ihm, das höfische Colorit, den französischen Typus der Liebesscenen abzustreifen und sich zu allgemeineren Formen, zu rein menschlichen Anschauungen zu erheben. Die Wahrheit und Tiefe seiner Charakterzeichnung stellt ihn dem Shakspere ebenbürtig zur Seite, gerade

wie Racine und Corneille in den Eigenthümlichkeiten ihrer Charakterzeichnung an Goethe und Schiller erinnern. Denn auch der grösste der deutschen Dichter ist nur da unübertroffen, wo er das Innere des weiblichen Herzens enthüllt, gerade wie Schiller nur in der Zeichnung männlicher Charaktere die Höhe seines Genies offenbart, während der Brite weibliche wie männliche Charaktere mit derselben Meisterschaft zu schildern weiss.

Die Komödien Molière's, wenn wir sie in chronologischer Folge überblicken, zeigen eine stete Vervollkommnung in der Zeichnung weiblicher Charaktere. Welch ein Fortschritt von Célie und Hippolyte im Etourdi zur Elvira im Don Juan, dem vollendetsten aller weiblichen Charaktere!

Wie sehr im Etourdi, dem ersten grösseren Stücke des jugendlichen Dichters, die Liebe hinter der Intrigue zurücktritt, ist ja unendlich oft hervorgehoben worden, nur ist der zwingende Grund dieses augenfälligen Mangels nie recht erörtert worden. P. Lindau z. B. in seiner sonst so meisterhaften Schrift „Molière's Leben nach seinen Werken, eine Ergänzung der Biographie des Dichters“ scheint anzunehmen, dass Molière damals dem Weibe noch zu fern gestanden, um weibliche Charaktere schildern zu können. Nun wäre es schwer denkbar, dass ein Dichter an der Schwelle des Mannesalters mitten in einem abenteuerlichen, mannigfach bewegten Leben die Tiefen des weiblichen Herzens nicht mehr erforscht hätte, als es die flachen, einförmigen Figuren der Célie und Hippolyte bekunden. Daraus, dass wir über Molière's Herzensangelegenheiten in jener Zeit eben nichts wissen, dass seine Beziehungen zur M. Béjart, Duparc, De Brie einer späteren Periode angehören, darf man doch nimmer schliessen, dass dem Dichter Beziehungen jener Art früher ganz fern gelegen.

Die Mängel in der Charakterzeichnung der Célie und Hippolyte sind wie die Mängel des ganzen Stückes auf den dominirenden Einfluss der italischen Vorbilder zurückzuführen. Nicht, als ob die Liebe in dem Inavertito ebenso sehr hinter der Intrigue zurückstehe wie im Etourdi, aber der manierirte Charakter, den dort die weiblichen Figuren zeigen, lag dem französischen Geschmack, wie dem Dichterbewusstsein Mo-

lière's allzufern. Wie nun Molière die italiänischen „Concetti“ und die rücksichtslose Derbheit einzelner Liebesscenen* mit Widerstreben zurückwies und doch von dem Einfluss des italischen Vorbildes nicht so frei war, um selbständig zu erfinden, so musste naturgemäss die raffinirte Intrigue des Mascarille, die unüberlegte Gradheit seines Herrn ein Uebergewicht erhalten, das die Entfaltung der Liebe, die Entwicklung der weiblichen Charaktere zu Boden drückte.

Gleichwohl lässt eine Vergleichung des Inavertito mit dem Etourdi Verbesserungen auch im Hinblick auf die Charakterzeichnung erkennen. Im italischen Stücke tritt die Liebe des jugendlichen Brausekopfes Fulvio zur Sklavin Celia allzu sehr hinter dem Verhältniss zu Lavinia zurück. Unser Interesse theilt sich hier zwischen den schlauen Intriguen des Scappino, die anfänglich unsere Neugierde anspannen, um sie gegen Ende des Stückes zu ermüden, und den rast- und rücksichtslosen Versuchen der Lavinia, ihren Geliebten Cinthio in das Netz zu ziehen. Im Molière'schen Stücke hat der platte Realismus, den sowohl Mascarille's überschlaue Intriguensucht wie Lélie's ungestüme Naivität an sich trägt,** ein Gegengewicht in dem romantisch ausgehauchten Liebesverhältniss zur mysteriösen Célie, hinter deren reizvoller Anmuth die wenig liebenswürdige Figur der Hippolyte zurücksteht. Darum werden einzelne Züge, die im Inavertito der Lavinia eigenthümlich sind, von Molière auf die Sklavin Célie übertragen. So wird jene halb orakelhafte Liebeserklärung der Lavinia (Inavertito I, 8; Hachette I, 260) von Molière in etwas veränderter Form auf Célie übertragen (I, 4).

Der Charakter dieser Célie ist zwar nicht schärfer gezeichnet, nicht besser entwickelt als der ihrer italischen Namensschwester, jedoch um einige Züge bereichert, die ihn verschönern und idealisiren. Das Gefühl der Liebe zu Lélie ist in ihr nicht minder stark als die Dankbarkeit gegen Andrès, der ihre Hand begehrt als Preis für die Rettung aus der

* S. die Ausführ. von Despois (Oeuvres compl. de Molière ch. Hachette) I, 90, 130, Anm. 1.

** Vgl. hier einige treffende Bemerkungen von H. Klug (Pr. d. h. B. z. Strausberg 1877, S. 7 u. f.).

Sklaverei. Der Kampf beider Gefühle giebt dem künstlich verschlungenen Schlussacte des Etourdi einiges Interesse. Célie sucht die heissersehnte Rettung aus der Sklaverei hinauszuschieben (V, 2), um die Eifersucht des Liebenden zu schonen, und endlich will sie ganz auf das Glück der Ehe verzichten, um weder den Wohlthäter noch den Liebhaber zurückzustossen.

Die naive, schüchterne Unbefangenheit dieses anmuthigen Charakters tritt gleich in der ersten Begegnung mit Lélie hervor.* Lélie redet sie I, 3 mit den Worten an: „Et quelque mal cuisant, que m'aient causé vos yeux, que je prends de plaisir à les voir, en ces lieux", und Célie erwidert in naiver Einfachheit: „Mon coeur, qu'avec raison votre discours étonne, n'entend pas, que mes yeux fassent mal à personne, et si dans quelque chose ils vous ont outragé, je puis vous assurer que c'est sans mon congé", Worte, die Klug in der oben angeführten Schrift (S. 10) nicht untreffend mit „Faust's Zurückweisung durch Gretchen" vergleicht. Auch in dem Dialoge zwischen ihr und der eifersüchtigen Hippolyte tritt Célie's angeborener Seelenadel so schön den gesuchten Spitzfindigkeiten der Nebenbuhlerin gegenüber.

Hippolyte ist, wie die Lavinia des italischen Stückes, eine mannssüchtige Coquette, die sich nicht über das Niveau des alltäglichen Lebens erhebt. Um den heissbegehrten Léandre zu gewinnen, scheut sie weder vor den Ränken des zweideutigen Mascarille, noch weist sie seine Hand dann zurück, als ihr seine Liebe zu Célie längst kein Geheimniss mehr ist Seine Treulosigkeit scheint ihr sehr verzeihlich, sobald sie nur seines Besitzes sicher ist.

Im Dépit amoureux wirft Molière die Fesseln der italiänischen Manierirtheit, die er schon im Etourdi gelockert, völlig ab und enthüllt uns ein ebenso tiefes wie einfaches Gemälde der Liebe und Eifersucht. Die Vervollkommnung, welche die Charakterzeichnung der Lucile gegenüber einer Hippolyte bekundet, ist zu offenbar, um eines näheren Hinweises zu bedürfen; doch ist nicht minder zu leugnen, dass die eigentliche

* Im Inavertito (I, 3) Hachette 253 finden wir statt dessen gezierte Phrasen und gesuchte Coquetterie auf Seiten Celia's.

Charakterzeichnung noch zu sehr hinter der Situationsmalerei zurücktritt. In das Innere der Lucile und der Ascagne thun wir nur hie und da einen vollen Blick, und erst aus den vollendet geschilderten Liebes- und Eifersuchtsscenen erkennen wir, was das Innere der Liebenden bewegt. Lucile, die eine der Liebenden, ist ein Charakter, der in seiner tiefen Wahrheit und echt weiblichen Natürlichkeit fast an Mélicerte und Elvire hinanreicht. Ihre innige Liebe, ihr lebhaftes Ehrgefühl, ihr Bewusstsein der weiblichen Würde und Tugend sind mit gleicher Meisterschaft entwickelt. Nicht minder zeigt Ascagne, eine weniger leidenschaftliche, zurückhaltendere Natur, in jener Scene, wo sie dem Valère ein Liebesgeständniss entlockt (II, 2), wahre Liebe und weibliche Zartheit.

Die chronologische Betrachtungsweise, die bisher geboten schien, um die allmälige Vervollkommnung der Charakterzeichnung nachzuweisen, glaube ich nun aufgeben zu müssen, um die reiche Mannigfaltigkeit, die stets veränderten Formen der weiblichen Charaktere in den späteren Komödien Molière's nach allgemeineren Gesichtspunkten zu überschauen.

Man hat der classischen Poesie Frankreichs so oft den Vorwurf gemacht, dass sie die Natur der Convention opfere; und wer wollte unbedingt leugnen, dass die Helden und Heldinnen der Tragödie etwas Typisch-Conventionelles an sich tragen. Doch ebenso selten haben die Gegner französischer Poesie diesen Vorwurf auf die Dichtungen Molière's auszudehnen vermocht. Denn die oberflächlichste Betrachtung lehrt, dass nicht nur die eigentlichen Helden seiner Komödien ganz dem realen Leben entnommen, sondern dass auch die Charaktere der Liebenden, deren Entwicklung in Folge der vorwiegend satirischen Tendenz oft nur ein beschränkter Raum gegönnt ist, mit gleicher Naturwahrheit geschildert sind.

Elvira im Don Juan lässt sich den schönsten Frauencharakteren Shakspere'scher und Goethe'scher Dichtung vergleichen. Wahre, innige Liebe hat sie an einen raffinirten Gaukler gefesselt, der mit den Gefühlen der Liebe, Religion und Pietät Spott treibt, um mit dem offenen Bekenntniss der berechneten Heuchelei zu enden. Doch weiblicher Stolz ist in ihr ebenso mächtig, wie die Liebe. Sie entsagt dem Treulosen

ebenso frei und offen, wie sie einst ihre Liebe bekannt. Wie in gemeinen Naturen verschmähte Liebe sich zu rachsüchtigem Hass wandelt, so bleibt in edleren Charakteren ein schmerzliches Mitgefühl als Rest inniger Liebe zurück. Elvira, als sie schon der Liebe, wie der Welt entsagt, sucht noch einmal in tiefbewegten Worten den vom Abgrunde zu ziehen, der ihr Glück, Ehre und Ruf geraubt. Eine nicht minder schöne und edle, wenngleich zartere Gestalt ist Elvire im Don Garcie. Der leise Hauch des Zweifels schon scheint ihr das reine, fleckenlose Bild der Liebe zu trüben, das sie im Innersten des Herzens trägt. Eifersucht, mag auch der äussere Schein laut für sie reden, ist ihr das tödtliche Gift der Liebe. Was ihr Herz bewegt, gilt ihr als zartes Geheimniss, das angedeutet, nicht ausgesprochen werden darf. Sie zürnt dem Geliebten, der ein offenes, unzweideutiges Liebesgeständniss begehrt. Das der Liebe verwandte Gefühl der Dankbarkeit ist nicht minder tief in ihre Seele gegraben. Darum der lange Kampf ihres Inneren, ob sie nicht den Geliebten demjenigen opfern solle, der ein unvergängliches Recht auf ihren Dank erworben.

Die aufopfernde, entsagende Liebe ist in Mélicerte minder tragisch, doch ebenso lauter wie in der Elvire des Don Juan. Sobald sie erfährt, dass ihre Liebe zu Mirtyl die Bande zerreisst, welche Vater und Sohn aneinander ketten, ist sie zu selbstloser Entsagung bereit.

Und mit welcher Naturwahrheit sind vollends die komischen Figuren der Mägde, der Bürgermädchen und Bürgerfrauen, der Bäuerinnen gezeichnet. Einzelne von ihnen sind in der Erinnerung der Zeitgenossen so untrennbar mit dem Namen Molière's verbunden, dass Brécourt im Ombre de Molière ihm die Nicole als aufheiternde Gefährtin in den Hades nachsandte.

Doch hätte Molière nicht ein Franzose sein müssen, wenn nicht die hergebrachte Auffassung der Liebe als Modesache und coquette Tändelei die Charakterzeichnung seiner Dichtungen beeinflusst hätte. Die Eigenthümlichkeiten des französischen Geistes weiss er bei allem Universalismus ebenso wenig, wie Shakspere die des englischen zu verleugnen. Wie ihn sein französischer Patriotismus im Etourdi zum gehässigen Feinde

Spaniens und später zum spottsüchtigen Verkleinerer des deutschen Wesens macht,* so blickt durch die bewegtesten und lebensvollsten Schilderungen der Liebe die höfische Etiquette und halbwahre Galanterie hindurch.

Recht charakterisirend für den Unterschied der Natur und Kunst ist ein Vergleich von Moreto's Donna Diana mit der Molière'schen Princesse d'Elide. Beide Charaktere gleichen sich äusserlich bis zur entscheidenden Lebenskatastrophe, da tritt die innerste Verschiedenheit hervor. Donna Diana, wie sie den aus stolzer Laune verschmähten Carlos in anderen Liebesketten sieht, wie sie selbst einem ihr verhassten Bunde zustimmen soll, enthüllt mit offenem Heroismus das Geheimniss ihres Herzens. Die Princesse d'Elide, als die Entscheidung ihres Lebensglückes in ihre Hände gelegt ist, affectirt zuerst Hass gegen den Heissbegehrten und nur aus Prüderie Verschmähten, dann, wie das Spiel der Coquetterie sie zu verwirren anfängt, giebt sie die Abneigung des Geliebten als Grund ihrer Weigerung vor.

Ebenso schillert im Charakter der Eriphyle die höfische Manier stets zwischen dem wahren Ausdruck der Liebe hindurch. Die Rücksicht auf ihre Stellung als Prinzessin hält sie von einem offenen Bekenntniss ihrer Liebe zu dem niedriger gestellten Sostrate zurück. Die Scheu, dass das Geheimniss ihrer Liebe verrathen werden und dann wieder die Besorgniss, dass der Geliebte, an dem Besitz der hochgeborenen Prinzessin verzweifelnd, sich einer Anderen zuwenden möge, führt sie zu den Kreuzwegen der Coquetterie zurück, auf denen ein glücklicher Zufall sie dem Liebenden entgegenführt. Und doch verräth die Prinzessin in Momenten vertrauter Hingabe, wie wenig ihr Herz an dem Hofgepränge Befriedigung findet, wie sehr sie nach der Einsamkeit einer ungekünstelten Natur sich sehnt. Doch zeigt sie in der ihr Lebensglück entscheidenden Unterredung mit Sostrate ebenso weibliches Zartgefühl, wie hingebende Liebe.

Auch die von Laharpe so gefeierte Versöhnungsscene zwischen dem als Amphitryon auftretenden Jupiter und der in

* Fritzsche in seinen Molière-Studien hat zuerst darauf hingewiesen.

ihrer Liebe und Ehre gekränkten Alcmène ist von galanter Spitzfindigkeit und coquetter Tändelei keineswegs frei. Jene subtile Unterscheidung der Begriffe amant und époux, der Theatercoup eines zum Schein angedrohten Selbstmordes, das zuletzt mehr fingirte als wirkliche Widerstreben der liebesdürstenden Gattin sind gewiss nicht ein wahrer Ausdruck der echten Liebe.

Wie diese Einseitigkeit in der Auffassung der Liebe durch den französischen Geschmack des Dichters sich erklärt, so ist sie auch durch die Rücksicht auf den dramatischen Effect bedingt. Ein mehr in die Augen fallendes Mittel, die komische Wirkung zu steigern, ist der Contrast zwischen verschiedenartigen, durch äussere Lebensverhältnisse eng verbundenen Charakteren, der sich öfters in den Komödien Molière's findet. Schon in einer der früheren Dichtungen ist dieses Mittel in wirkungsvoller Weise angewandt, in der Ecole des maris. Léonore ist ein durchaus edler, von stolzem Selbstbewusstsein wie sittlicher Würde gehobener Charakter, der sich auf die Abwege des gesellschaftlichen Lebens verirrt, ohne doch an sittlicher Reinheit zu verlieren. Ihre Schwester Isabelle ist von den Fehlern der herzlosen Undankbarkeit und lieblosen Spottsucht nicht freizusprechen, wenngleich eine verkehrte Erziehung diese angeborenen Fehler allzusehr entwickelt hat. Ihre beschränkte Sinnesart ist nur da einer beherzten Keckheit und raffinirter Schlauheit fähig, wo es gilt, die Rechte ihres Herzens zu vertheidigen, das Geheimniss ihrer Liebe zu verdecken.

Noch schärfer tritt der Contrast zwischen Armande und Henriette in den Femmes savantes, zwischen Hyacinthe und Zerbinette in den Fourberies de Scapin hervor. Henriette, ein Charakter von einfacher Natürlichkeit, schlauem Verstande und warmem Gefühle tritt in ihrem Anrecht auf die Liebe des Clitandre ihrer Schwester Armande entgegen, der eine gekünstelte Bildung und verschrobene Erziehung alle Begriffe der Weiblichkeit, gesunden Vernunft und natürlichen Empfindung verkehrt hat. Hyacinthe ist durch gemeinsame äussere Verhältnisse gezwungen, ihre tiefe, bisweilen sentimentale und stets vor einem Wechsel des Geschickes bangende Liebe dem ver-

gnügungssüchtigen, schwatzhaften Weltkinde Zerbinette anzuvertrauen.

Neben diesem unvermittelten Contraste zeigen sich auch die feinsten Abstufungen der Charakterzeichnung. In der Critique de l'Ecole des Femmes ist Celimène eine flache Hofdame, deren Sinnen und Denken in den Vergnügungen, Sitten und Vorurtheilen des Hoflebens aufgeht; Uranie steht ebenfalls mitten in höfischen Anschauungen, ohne dass ihr natürlicher Sinn, ihr gesunder Verstand durch sie beeinflusst wird; Elise ist die entschiedene Gegnerin alles Höfischen, deren beissender Spott die beaux esprits ebenso wenig wie die marquis und marquises ridicules verschont. Am feinsten ist diese Nüancirung in den Charakteren der Philaminte, Armande und Bélise.* In Philaminte hat die Verkehrtheit der Bildung und Erziehung doch nicht die Eigenthümlichkeit einer derben Natur zu unterdrücken vermocht. Sie ist zwar unerbittlich streng gegen Sprachfehler, voll Begeisterung für die Utopik einer Sprachacademie, voll Verachtung gegen Alles, was Wirthschaft und häusliches Leben heisst, aber in dem herrischen Benehmen gegen den unterwürfigen Gemahl und die renitente Dienstmagd tritt ihr grober Naturalismus recht hervor. Armande ist durch das eitle Prunken mit erborgter Gelehrsamkeit, durch das nichtige Streben nach einer dem Weibe versagten Lebensstellung schon so weit gesunken, dass sie aufhört, ein wahr empfindendes Weib zu sein. Aber die lodernden Flammen ihrer Sinnlichkeit vermag alle philosophische Afterweisheit ebenso wenig zu läutern wie die Schlacken der berechnenden Selbstsucht. Sie vergisst endlich, was sie der Schwester und sich selbst schuldet. Ihr unschönes Zerrbild ist Bélise. In ihr hat ein hochklingendes Phrasenthum, das den Schein idealer Weltanschauung zu borgen sucht, einen Cultus der Selbstvergötterung geschaffen, welcher die entsagende Liebe jedes Jünglings als erstes Opfer begehrt. Der Weihrauch, den Bélise auf dem Altar der platonischen Philosophie nur dem selbstvergötterten Ich darbringt, hat ihren Verstand in bedenklichster Weise zer-

* Detaillirte Auseinandersetzung in der Einl. von Lion's trefflicher Ausg. d. Femmes sav. 10—16 u. Humbert (Herrig's Archiv 18, S. 88—98).

rüttet. Dem gesunden Sinne des Chrysale erscheint sie zuletzt als eine Halbverrückte, auch dem feinsinnigen Clitandre bleibt sie unverständlich.

Wie die eben berührten Vorzüge der Charakteristik den Meister dramatischer Routine bekunden, so zeigt die Grundidee einzelner Komödien den vollendeten Kenner des weiblichen Herzens. Die Liebe schafft hier muthige Heldinnen aus schüchternen Mädchen. Agnes in der Ecole des Femmes, die ihre Jugend in engster Abgeschlossenheit, in beschränktester Erziehung vertrauert, wird plötzlich zu einer willensstarken, fest entschlossenen Heldin, als der Wille des Vormundes sie zu einer verhassten Ehe zwingen will. Alle anerzogenen Begriffe des blinden Gehorsams, der scheuen Sittlichkeit, der selbstentsagenden Dankbarkeit schwinden dahin, sobald das allmächtige Gefühl der Liebe sich regt. Elise im Avare zerreisst die Zwangsketten, die sie an den herzlosen Vetter fesseln, und scheut selbst die unlauteren Mittel der List und des Truges nicht, sowie es das Ziel ihres Lebens gilt. Auch ein so schüchternes, einfaches Mädchen, wie Lucrèce im L'amour médecin, wird zur listigen Gauklerin, wenn es gilt, den selbstsüchtigen Vater zu täuschen.

Jener Zwang eines rücksichtslosen Familiendespotismus, der die edelsten Gefühle des Herzens weder kennt noch achtet, bekundet die Eindrücke eines gestörten Familienlebens, welche sich dem Inneren des Dichters allzufest eingeprägt haben. In früher Jugend war ihm eine edeldenkende, durchaus vortreffliche Mutter entrissen worden, deren Einfluss weder die hartherzige, niedriggesinnte Stiefmutter* noch die vergnügungssüchtige, unlautere Gattin zu ersetzen vermochte. Wie die Väter, so sind auch die Mütter in den Molière'schen Dichtungen ohne idealeren Sinn, nur von dem Gefühl der unbeschränktesten Herrschsucht geleitet. Schon Madame Pernelle im Tartuffe giebt uns hiervon einen bitteren Vorgeschmack. Der Enkelin tritt sie mit herrischer Grobheit gegenüber, über den Willen des Sohnes verfügt sie mit unbedingter Autorität. Ihre

* Die näheren Angaben in Soulie's Recherches 13. 14. 17. Auf diese gestützt, hat Scheffler (Herrig's Archiv 1878, Heft 4) die willkürlichen Annahmen Paul Lindau's widerlegt.

Herrschsucht, wie ihre äussere Frömmigkeit hat in geistiger Beschränktheit den letzten Grund. Was sie denkt, will und empfindet, das ist ihr unverbrüchliches Gesetz für alle anderen Menschen; ein Irrthum, eine Selbsttäuschung ist ihr undenkbar. Darum sträubt sie sich, an die Schurkereien des Tartuffe zu glauben, selbst als sie die augenscheinlichsten Beweise hat; sie müsste ja damit das für bornirte Naturen so schwere Bekenntniss des Irrthums ablegen. Und Madame Pernelle steht wie ein Engel da, wenn man sie mit dem Dämon Béline im Malade imaginaire vergleicht. Sie ist die vollendetste Heuchlerin, abgefeimteste Gauklerin und herzloseste Egoistin. Was gilt ihr das Leben ihres Gemahls oder das Glück ihrer Tochter, wenn sie äussere Vortheile erlangen, ein Testament zu ihren Gunsten wenden oder Geld und Werthpapiere bei Seite schaffen kann!

Eine durchaus noble Figur ist dagegen Elvire, die Gattin des Orgon und Stiefmutter der Mariane. Als Mutter wie als Gattin ist sie immer von dem Gefühle des Rechten, Tactvollen und Schicklichen durchdrungen. Das traurige Geschick, das sie an einen stupiden Gatten fesselt, in ein gespanntes Verhältniss zu dem heuchlerischen Hausfreunde stellt und eine peinliche Kühle in ihre Beziehungen zu den wenig jüngeren Stiefkindern trägt, vermag den Reichthum ihres Gemüthes nicht zur Schau zu stellen. Doch wie wahr und fein sie als Gattin und Weib empfindet, zeigt die berühmte Liebesscene, die den Heuchler entlarven soll.

Wie uns Molière's Dichtungen eine gewisse sociale und sittliche Auflösung der bürgerlichen Verhältnisse zeigen, so spiegelt sich in ihnen auch die Corruption der höfischen Gesellschaft und der aristokratischen Kreise wieder. Die Damen der höheren Stände sind gewöhnlich von unwahrer Coquetterie, fader Salonbildung durchdrungen, zu jedem höheren Streben und idealen Aufschwunge unfähig. Das Musterbild höfischer Coquetterie ist Celimène* im Misanthrope, in noch grelleren Farben ist das Bild der Arsinoë gemalt. Die Comtesse d'Escarbagnas erregt durch ihre Nachäffung alles Grossstädtischen,

* Vgl. meinen Aufsatz „Molière's Misanthrope und die Urtheile der Kritik" in Herrig's Archiv 1877, Heft 4.

ihren Standeshochmuth, ihre persönliche Eitelkeit die Spottsucht und Verachtung der eigenen Standesgenossen. Madame de Sotenille repräsentirt den Bettelhochmuth der verarmten Aristokratie. Ihre Tochter ist ebenso unsittlich, wie heuchlerisch. Die erzwungene Heirath mit dem bäuerischen Dandin, die gelegentliche Härte des zur Verzweiflung getriebenen Gatten sind nur eine schwache Entschuldigung für die alle Tugend, Ehre und Würde preisgebende Ausschreitung.*

Eine würdigere Repräsentantin der höheren Kreise ist Julie in der „Comtesse d'Escarbagnas". Bei aller galanten Tändelei und bei wenig tiefer Empfindung ist sie doch von persönlicher Eitelkeit frei und bewahrt in allen Lebenslagen einen heiteren Sinn, natürliche Anmuth und weibliche Zartheit.

Ganz aus dem Rahmen der höfischen Vorstellungen tritt dagegen die Fürstin in den „Amants magnifiques" heraus. Sie ist eine Feindin aller conventionellen Schmeichelei, erhaben über Standesrücksichten, wo es sich um das Wohl der Tochter handelt, und auch im Umgange mit hochgeborenen Fürsten von zwangloser Natürlichkeit.

Auf die Figuren der Orphise in den Facheux, einer Modedame, die als Geliebte des Eraste doch die Huldigungen eines Anderen nicht verschmäht, der Dorimène in Mariage forcé, einer leichtfertigen Coquette, und ihrer Namensschwester in Bourgeois gentilhomme, einer noch unverdorbenen Salondame, welche die Geschenke des zweifelhaften Dorante und die Dreistigkeit des albernen Jourdain mit Widerstreben zurückweist, will ich der Vollständigkeit halber hinweisen.

Das hauptstädtische Treiben mit allen Schwächen und Thorheiten fand seinen getreuen Reflex in den bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen. Die Epidemie des Precieusenthums, mit seiner Sprachmodelei, gesellschaftlichen Geziertheit und hohlen

* Dieser Charakter wie die Tendenz des Stückes wird von Fr. Jacobs (s. Fr. Jacobs: Molière und die Classiker aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. von Dr. Humbert, S. 13) hierdurch zu entschuldigen gesucht. Doch in diesem Stücke entgeht der Dichter nicht dem Vorwurfe, die tugendhafte Einfalt zu Gunsten des raffinirten Lasters lächerlich zu machen. Erst in dem Schmerzensrufe Dandin's am Schluss des Stückes bricht Molière's Erinnerung an ähnliches leidvolles Schicksal hervor.

Romanbildung drang selbst in die Provinzen ein* und schuf lächerliche Carricaturen und entstellte Zerrbilder. Molière richtet gegen diese Nachäffungen die schonungsloseste Schärfe seiner Satire. Die „Précieuses ridicules“ richten sich gegen die Carricaturbilder der Precieusen des Hôtel Rambouillet, um zugleich die ganze Zeitrichtung in ihrer Wurzel zu fassen.** Der verwirrende Einfluss, den die hauptstädtische Bildung und die Lectüre unverdauter Romane auf die bürgerliche Einfachheit ausübt, stellt sich ebenso in dem halb sentimentalen und coquettirenden Bürgermädchen Célie im Sganarelle dar.

Neben Charakteren mit hervorstechenden Eigenthümlichkeiten finden wir namentlich in den niedrigkomischen Stücken eine Reihe weiblicher Figuren, die man als Soubretten der Liebe bezeichnen könnte. Ihr mehr komischer als tragischer Charakter erhebt sie nicht über das Niveau des alltäglichen Lebens, ihre Liebesempfindung, selbst da, wo sie mit dem Zwange der Verhältnisse zu kämpfen hat, entbehrt eines höheren dramatischen Interesses. So ist das Liebesverhältniss der Lucile zu Cléonte im Bourgeois gentilhomme ein Spiel schelmischer Coquetterie. Lucile, die von ihrem Vater zu etwas Höherem bestimmt ist, will ihre Beziehungen zu dem einfachen Cléonte nicht verrathen, als sie sich von den Augen einer Tante beobachtet weiss. Darüber Zwist zwischen den Liebenden. Als der gekränkte Liebhaber durch Nichts zu versöhnen ist, weiss Lucile mit schlauer Coquetterie den Spiess umzudrehen, ihrerseits die Beleidigte spielend. Darauf Annäherungsversuche von Seiten Cléonte's, die nach einer kleinen Schmollscene gern von der Geliebten acceptirt werden. Eine ähnliche Scene spielt im Tartuffe zwischen Mariane und Valère, weil erstere in mädchenhafter Schüchternheit mit einem offenen Liebesgeständniss zurückhält. Durch die geschickte Intervention einer Dienerin löst sich das beiderseitige Miss-

* In der komischen Anklage gegen das Precieusenthum, die sich „Procès des précieuses“ betitelt (Oeuvres de Somaize, Paris 1661, I), wird darauf ausdrücklich hingewiesen.

** Wie sehr das von den „lächerlichen Precieusen“ entworfene Bild auch den Precieusen in der Hauptstadt entsprach, mag eine Vergleichung der ungeschickten Satire des Somaize „Les véritables précieuses“ (a. a. O.) mit Molière's Dichtung zeigen.

behagen in friedliche Harmonie. Mädchenhafte Schüchternheit ist auch der Grundzug in Angélique's Charakter. Sie wagt der vertrauten Dienerin kaum ihre Liebe zu gestehen, wird unsicher und verwirrt, als diese in verstellter Schelmerei die Zuverlässigkeit des Geliebten verdächtigt. Wenngleich sie der selbstsüchtigen Mutter und selbst dem despotischen Vater gegenüber die Rechte ihres Herzens vertheidigt, so überlässt sie die weitere Förderung ihres Liebesverhältnisses ganz der schlauen Dienerin. Lucinde im Médecin malgré lui zeigt dagegen nichts von scheuer Zurückhaltung, wohl aber entschlossene Willenskraft und Charakterstärke. Mariamne im Avare hat bei edlen Charaktereigenschaften etwas Scheues und Gedrücktes, das durch ihre traurige und peinliche Lebenslage noch verstärkt wird. Julie im Pourceaugnac dagegen bekundet als hervortretende Charakterzüge eine ungenirte Dreistigkeit und raffinirte Schlauheit.

Unnachahmlich ist Molière in der Charakterzeichnung der Frauen aus dem Volke und der Servantes. Die Frau des Sganarelle ist das getreue Bild einer braven, biederen, ihres Werthes wohlbewussten Bürgerfrau. Die natürliche Derbheit, mit der sie ihre Rechte als Gattin vertheidigt, hindert nicht die unverhohlene Aeusserung eines warmen, mitleidsvollen Gefühles, wo sie fremdes Unglück gewahrt. Einige Verwandtschaft mit ihr zeigt Madame Jourdain im Bourgeois gentilhomme. Ihr beschränkter, aber kerngesunder Sinn durchschaut die lächerliche Selbsttäuschung des Gatten wie die eigennützige Freundschaft des Grafen. Ihrer Stellung als Gattin wohl bewusst, tritt sie den hochgeborenen Eindringlingen muthig und kraftvoll entgegen. Nur zeigt sie schwerfällige Fassungsgabe, wo man die gegen Jourdain geplante Intrigue ihr verständlich zu machen sucht.

Martine im Médecin malgré lui gehört in eine niedere Schicht der Gesellschaft nach Bildung und Anschauungsweise. Bei naturwüchsiger Derbheit, heftiger Rachsucht und schnell aufloderndem Zorn zeigt sie doch persönliches Selbstgefühl, wo die Misshandlungen eines rohen Gatten von fremden Augen bemerkt werden. Jacqueline in demselben Stücke, eine recht gewöhnliche Natur, hält nur das für richtig, was ihr beschränkter

Sinn zu fassen vermag, und hegt namentlich gegen die Wirkungen der Heilkunst ein übergrosses Misstrauen. Eine durchaus grobsinnliche Natur ist die Frau des Sosie im Amphitryon. Im Don Juan zeichnet Molière zwei einfältige Bäuerinnen mit ihrer derben Natürlichkeit und arglosen Gutmüthigkeit so naturgetreu, dass sie selbst den volksthümlichen Jargon bewahren.

Dem eigentlichen Gemeinen in der weiblichen Natur hat Molière nur in der Frosine des Avare und der Nérine des Pourceaugnac Ausdruck gegeben. Dort forderte der Plan des Stückes, namentlich der dasselbe durchziehende Conflict der Liebe und des Geizes, eine Gestalt wie die abgefeimte, habsüchtige Kupplerin Frosine, und hier lässt die unvergleichliche Komik der Situation nie den moralischen Unwillen über die niederträchtige Schurkerei Nérine's aufkommen.

Die Stellung der Servantes im Organismus der Molièreschen Komödien ist eine doppelte. Einmal sind sie die Mittelspersonen der Liebesintriguen, dann, namentlich in ihren Liebesverhältnissen, die komischen Ab- und Zerrbilder der Herrinnen. So ist im Dépit amoureux Marinette's Liebelei mit Gros-René das burleske Gegenstück der von Eifersucht gequälten Liebe der Lucile. Wie Marinette's materieller Sinn die Liebe nur von der niedrigsten Seite auffasst, so erscheint ihr die marternde Qual der Eifersucht als unbegreiflich und lächerlich. Im Bourgeois gentilhomme sucht Nicole das Verhältniss ihrer Herrin zu Cléonte in komischer Nachäffung zu copiren. Zankt sich diese mit dem Geliebten, so giebt auch sie dessen Diener den Laufpass, versöhnen sich beide, so glaubt sie damit ein Recht zu haben, die Huldigung ihres Liebhabers entgegenzunehmen. Im Don Garcie ist die Liebe der Elise zu Don Alvar ein realistisches Gegenstück der reinen, selbstlosen Liebe Elvire's.

Im George Dandin dagegen tritt die verschämte Schüchternheit, mit der Claudine dem Lubin gegenübersteht, recht vortheilhaft vor der ungescheuten Frechheit der Herrin hervor.

Das Verhältniss der Dienerinnen zu ihren jugendlichen Herrinnen ist ein ungemein cordiales und äussert sich in der intimen Mitwissenschaft der Liebeshändel und geschickten Förderung derselben, wie auch in ungenirten, bisweilen vorlauten Rathschlägen. So wird Frosine im Dépit amoureux von ihrer

Herrin Ascagne in das Geheimniss ihrer männlichen Tracht und ihres körperlichen Zustandes eingeweiht. Ebenso ist Marinette über alle Herzensregungen ihrer Herrin genau unterrichtet. Die servante der Célie im Sganarelle verkehrt ungemein cordial mit ihrer modischen Herrin, mahnt jedoch, ganz dem Charakter der Molière'schen servantes entgegen, zum blinden Gehorsam gegen den väterlichen Willen. Lisette in der Ecole des maris ist ein vorlautes, aufdringliches Wesen, die zwar das Interesse ihrer Herrin mit grosser Zungenfertigkeit vertheidigt, aber dem strengen Sganarelle gegenüber nur Worte des Hohnes und Spottes hat. Verwandten Charakters ist ihre Namensschwester im „L'amour médecin". Ungemein dreist und keck ist die Sklavin im „L'amour peintre". Sie sagt ihrem Gebieter geradezu heraus, dass er durch seine Einschliessungsmethode sie nur zum Fluchtversuche locken werde. Sonst zeigt sie natürliche Anmuth z. B. in der Scene mit dem als Maler verkleideten Liebhaber, wo sie ein natürliches Porträt einem geschmeichelten vorzieht. Auch in den Amants magnifiques verkehrt die Dienerin ohne allen Zwang mit ihrer fürstlichen Herrin. Sie fordert sie unter Anderem auf, durch die Vergnügungen des Tanzes ihre Schwermuth zu zerstreuen.

Einen hohen Grad dreister Keckheit, die freilich durch das bedrohte Interesse der Gebieterinnen erklärt wird, zeigen Dorine im Tartuffe, Nicole im Bourgeois gentilhomme und Toinette im Malade imaginaire. Dorine tritt nicht nur dem schwachköpfigen Herrn und dem heuchlerischen Frommen mit kecker Zungengewandtheit gegenüber, sondern begegnet auch der herrschsüchtigen Madame Pernelle mit furchtloser Dreistigkeit. Nicole hat für die närrischen Thorheiten ihres Herrn nur ein höhnisches Gelächter. Toinette höhnt die wunderlichen Schrullen und Launen des Gebieters und ertheilt der unerfahrenen Angélique halb spöttische Rathschläge in Liebessachen.

Martine in den Femmes savantes und Andrée in „Comtesse d'Escarbagnas" sind noch ehrsame Dienstboten aus guter alter Zeit, aber doch empfindlich und resolut, wo ihre Rechte gekränkt werden. Georgette in der Ecole des Femmes ist ein stupides Wesen, das nur durch Furcht vor Carenz oder durch Aussicht auf Trinkgeld in Bewegung gesetzt wird.

Ihre Dreistigkeit und Gewandtheit macht diese servantes zu geschickten Werkzeugen der Liebesintrigue. Schon Claudine im George Dandin weiss sich dabei recht gewandt zu benehmen, übertroffen wird sie aber von der raffinirten Toinette im Malade imaginaire. Mit richtigster Berechnung weiss diese sich dem eingebildeten Kranken in dem Augenblicke als Arzt vorzuführen, wo alle Heilkünstler und Quacksalber ihn verlassen haben, und ihm durch Herabsetzung der traditionellen Heilkunst die projectirte Verbindung seiner Tochter mit einem Arzte zu verleiden. Den späteren Dr. Eisenbart anticipirend, legt sie in drastischer Weise die Verkehrtheit der bisher an Argan erprobten Heilmethode dar (III, 14). Mit gleicher Raffinirtheit wie Toinette, doch mit ungleich geringerer Komik verhindert die Sklavin Zaïde im Amour peintre eine Verbindung gegen alle Neigung des Herzens. Die Stellung, welche Molière den servantes und confidentes in seinen Dichtungen einräumt, verräth den Einfluss der italischen und spanischen Komödie und bekundet zugleich die Anfänge einer Auflösung der socialen Verhältnisse zur Zeit des Dichters. Der Einfluss, den die weiblichen Dienstboten durch ihre Schlauheit und Lebensgewandtheit auf ihre unerfahrenen und unentschlossenen Gebieterinnen ausüben, entspricht genau der Bevormundung, welche die jugendlichen Liebhaber der Molière'schen Komödien ihren ränkesüchtigen, aber welterfahrenen Dienern in Liebeshändeln einräumen.

Man kann die Bemerkung machen, dass öfters wiederkehrende Personennamen der Molière'schen Dichtung ein Ausdruck typischer Charaktereigenschaften sind. Wie Ariste den nobeldenkenden Weltmann, Sganarelle den bornirten Einfaltspinsel, Mascarille oder Scapin den schurkischen Intriguanten bezeichnet, so ist Elvire der Name aller hochstrebenden, ideal gesinnten Frauencharaktere, Lisette eine Benennung schwatzhafter, intriguanter Kammerjungfern.

Neben den eben betrachteten realeren Gestalten zeigen Molière's Dichtungen auch eine Reihe mythologischer Wesen, deren hellenischer Charakter durch den französischen Typus verdrängt wird. So ist im Amphitryon die plautinische Nox zu einem coquetten Hoffräulein — La Nuit — geworden, das mit

dem Mercure in freiester Weise tändelt. Die Nymphen im „Mélicerte“ sind in recht anmuthige Landmädchen verwandelt, die dem Vater des Mirtyl wie ihm selbst ganz naiv ihre Herzenswünsche vortragen. In „Psyché“ lässt Molière die Vénus mit anderen Göttinnen und Göttern auftreten. Wenngleich von dem hellenischen Charakter wenig zu finden ist, so zeigt doch der erste Act wie die ersten Scenen des zweiten und dritten* eine ideale Auffassung des Stoffes, meisterhafte Vollendung der Form und fesselnde Lebendigkeit der Handlung. Der Plan der Dichtung bekundet, wie sehr Molière nicht nur Meister der komischen Poesie war, sondern auch heroische Stoffe sicher zu beherrschen und kunstgerecht zu gestalten wusste.

Dieser Ueberblick der weiblichen Charaktere in Molière's Dichtungen muss den Eindruck der reichsten Vielseitigkeit und mannigfachsten Abwechslung hinterlassen. Alle Stände, Lebensrichtungen und Neigungen sind unter ihnen vertreten; die erhabensten Gefühle wie die unlautersten Leidenschaften sind mit gleicher Vollendung geschildert. Verleugnen auch einzelne dieser Charaktere nicht den Einfluss des französischen Geschmackes, so bekunden sie alle die tiefe Menschenkenntniss, den feinen Formensinn des Dichters.

* Diese Stücke allein wie die Disposition des ganzen Gedichtes rühren von Molière her, s. Moland, Oeuvres VI, 280.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Religiöse Dichtungen der Waldenser.

Neu herausgegeben

von

Friedrich Apfelstedt.

Unter den späteren Erzeugnissen der provenzalischen Litteratur nehmen die Dichtungen der Waldenser unser besonderes Interesse in Anspruch. Einmal ihrem Inhalte nach: sie führen uns in das geistige Leben einer Sekte ein, die es zwar nicht zu der hervorragenden Stellung gebracht hat, welche ihr pietätsvolle Enkel späterer Jahrhunderte zugewiesen haben, deren Glieder aber doch eifrig bestrebt waren, nach dem Masse der ihnen zu Theil gewordenen geistigen Kraft, der sittlich-religiösen Reformation, die sich im 16. Jahrhundert vollzog, den Weg zu bereiten; ihre Werke sind daher für die Kulturgeschichte von ziemlicher Wichtigkeit. Andererseits haben diese Schriften auch hohe sprachwissenschaftliche Bedeutung: der Dialekt, in dem sie geschrieben, bildet mit anderen das Bindeglied zwischen der eigentlich provenzalischen Sprache und der verschwisterten Gruppe der oberitalienischen Dialekte; seine Erkenntniss kann somit dazu dienen, auf mancherlei Erscheinungen beider Sprachgebiete Licht zu verbreiten oder wenigstens ihre Erklärung anzubahnen.

Zwar sind die wichtigsten der poetischen Denkmäler (und diese kommen für uns zunächst in Betracht) schon mehrmals — theils ganz, theils im Auszuge — veröffentlicht worden, aber keine dieser Ausgaben ist mit Benutzung des ganzen handschriftlichen Materials, das uns zum Theil erst in neuerer Zeit wieder bekannt geworden ist,* veranstaltet. Ich hoffe daher,

* cf. P. Meyer in der Revue critique I. Bd. 1866, pag. 36 ff.

es wird eine neue kritische Ausgabe derselben bei allen denen, die sich für das Studium dieser Werke interessiren, freundliche Aufnahme finden.

Als Vorarbeit dazu werde ich einen genauen Abdruck der uns erhaltenen hss. veranstalten, und zwar zunächst der *Genfer* hs. Er soll folgende Schriften umfassen: *la nobla Leyçon, la barca, lo novel ſermon, lo novel confort, lo payre eternal, lo deſpreczi del mont* und *l'avangeli de li 4 ſemencz.*

Diese hs., der Mitte des 15. Jahrhunderts angehörig, befindet sich auf der *bibliothèque publique* zu *Genf* unter der Nummer 207;* sie ist auf Velin geschrieben, 0,11 m hoch und 0,08 m breit; der Deckel ist von Holz, mit Leder überzogen. Die hs. besteht aus 9 Lagen zu je 12 Blättern und 8 Lagen zu je 8 Blättern; die 9. Lage hat aber nur noch 9 Bl., die 10. nur 6 (2 Bl. — wahrscheinlich unbeschrieben, denn der Inhalt zeigt keine Lücke — sind weggeschnitten), im Ganzen sind es also 167 Bl.; fol. 111v, 166v und Blatt 167 sind unbeschrieben. Die Anzahl der Zeilen schwankt zwischen 20 und 29.

Inhalt der Handschrift:

1) fol. 1r—111r: *cantica* (eine prosaische Auslegung des Hohenliedes).
2) fol. 112r—119r, Zeile 4: *la barca.*
3) fol. 119v, Z. 5—128r, Z. 7: *lo novel ſermon.*
4) fol. 128r, Z. 8—134r incl.: *lo novel confort.*
5) fol. 134v—144r, Z. 12: *la nobla Leyçon.*
6) fol. 144r, Z. 13—147r, Z. 7: *lo payre eternal.*
7) fol. 147r, Z. 8—149r, Z. 12: *lo despreczi del mont.*
8) fol. 149r, Z. 13—154v, Z. 12: *l'avangeli de li 4 ſemencz.*
9) fol. 154r, Z. 13—166r, Z. 14: *la ſenſet de la penitencia* (Prosa).

1.

La nobla Leyczon.

Dieses Werk, das ich als das wichtigste voranstelle, ist das älteste Denkmal des waldensischen Dialekts; es gehört dem Anfange des 15. Jahrhunderts an.** Der letzte mir bekannte Abdruck desselben rührt

* cf. Herzog, die romanischen Waldenser, Halle 1853, pag. 46 ff.
** cf. Herzog's Artikel „Waldenser“ in der Encyklopädie für prote-

von Herzog* her; er soll, nach der Angabe des Herausgebers, den Wortlaut der Genfer hs. genau wiedergeben, weicht jedoch, wie eine Vergleichung meines Textes mit dem seinigen leicht zeigen wird, noch an zahlreichen Stellen (mehr als 50) von der handschriftlichen Lesart ab;** hier nur einige Beispiele: v. 12. H: ho recointa — ms. o reꝯta; v. 20: car — q°; v. 33: aurar — orar; v. 37: de — c̃; v. 43: aqueſt — aq̃l; v. 66: la ley — le ſcptura; v. 86: au — c̃, u. s. w.

Der folgende Abdruck gibt die Handschrift genau wieder, ohne Auflösung der Abkürzungszeichen; doch habe ich der leichteren Verständlichkeit wegen die Worte abgetrennt und die Interpunction hinzugefügt; Apostrophe habe ich nicht gesetzt, um der Verwechslung mit einem Abkürzungszeichen vorzubeugen; die betreffenden Worte sind daher auch nicht abgetrennt worden.

Die hauptsächlichsten Abkürzungszeichen sind:

› bez. *er*, z. B. eff› = *effer*; ebenso ', z. B. c̍taz = *certaz*; u̍tucz = *vertucz*.

Ein wagerechter Strich oder ˜ über dem Vocal erspart ein *n*, z. B. entēde = *entende*; deuẽ = *deven*; mōt = *mont*; oder ein *m*, z. B. teōr = *temor*; oder *en*, z. B. com̄czerō = *comenczeron*.

Hinter anderen Buchstaben als q steht der Vocal über der Zeile, wenn ein *r*, *n*, *m* oder *t* ausgelassen wurde, z. B. ēt° = *entro*; ēt°uegª = *entrevegna*; hoᵉ = *home*; toª = *tota*.

Steht der Consonant über der Zeile, so ist *c* ausgelassen, z. B. pᶜª = *pecca*; oder *n*, z. B. ꝯueᵗ = *convent*, oder *men*, z. B. comādaᵗ = *comandament*.

' bezeichnet *e*, z. B. d'l = *del*; oder auch *i*, z. B. l' = *li*.

˜ = *r*, z. B. plaçẽ = *placzer*; zuweilen auch = *ra*, z. B. tm̃es = *trames*.

ȝ = *m*, an folgenden Stellen: v. 28 noȝ = *nom*; v. 136: abraȝ = *abram*; am Schlusse Aȝ̄ = *Amen*.

Abkürzungen einzelner Worte:

c. = *car*; ꝯ = *con*, vor n *co*; ꝯ̃ı = *contrari*; c̈ oder c̃ = *cum*;

stantische Theologie, Bd. XVII, und in Niedner's Zeitschrift für historische Theologie, Jahrg. 1865.

* Herzog, die romanischen Waldenser, Halle 1853, p. 445—457. — La nobla Leyczon, nebst Uebersetzung und Noten, v. Dühr, Friedland 1869, ist mir nicht bekannt geworden.

** Herzog scheint manchmal die Lesarten der Genfer hs. mit denen der Dubliner vermischt zu haben.

cubıtı^{a} = *cubiticia*; enꝯ̂ = *encontra*; ẽe = *esser*; gl'a = *gloria*; gl'os = *glorios*; hĩterõ = *habiteron*; iuſtı^{a} = *justicia*; m. = *mas*; mſ̃ = *mesura*; mr̃imõı = *matrimoni*; ña = *natura*; ñ = *non*; n^{a} und n̄ra = *nostra*; n^{e} und n̄re = *nostre*; orõn = *oracion*; p̃ıarcha = *patriarcha*; p = *per* oder *par*; pñia = *penitencia*; plꝯ = *plus*; p̃ oder p̄ = *pre*; ꝓ = *pro*; qȝ, q̄, q̃ und q^{e} = *que*; q und q^{i} = *qui*; r̃ = *re*; ſc̄a = *sancta*; ſapĩa = *sapiencia*; ſñia = *sentencia*; ſpũal = *speritual*; ſr̃bıa = *superbia*; x^{i}, x^{t} und xp̃t = *Xrist* (aus dem griechischen *XPT* entstanden); ỹ, yh'u = Yesu (aus dem griechischen *IHC* entstanden; *C* = *Σ* wurde durch Missverständniss als ein Abkürzungszeichen für *us* genommen).

Nobla Leyçon.

O frayres, entẽde vna nobla leiczon: [fol. 134 v.]
Sovẽt deuẽ uelhar e ıſtar en orõn,
C. nos ueyẽ aq̃ſt mõt eſſ› p̃s d'l chauõ;
Mot curıos d'orıã eſſ› d' bõas obãs far,
C. nos ueyẽ aq̃ſt mõt de la fin aꝓpıar.
Ben ha mil e cẽt ancȝ ꝯplı entıeramt̃,
Que fo ſc^{i}pta lora, car ſen al derıẽ tẽp.
Poc deorıã cubıtar, car ſen al remanẽt.
Tot ıorn ueyen las ẽſeg^{as} vẽir a ꝯplımt̃,
Acreıſãmt̃ de mal e amımamt̃ de ben.
Ayczo ſon lı pılh q̄ leſcrıptura di:
Leuãgl'i o reꝯta, e ſant paul aſi,
Que neũ ho^{e} q̄ viua ñ po ſab' ſa fin;
P czo deuẽ maıs teme', car nos ñ ſen c'taz,
Sı la mort nos penre o ẽcuey o demã,
M. cãt uẽre al dıa d'l iuiament,
Vn chaſcũ r̃ceb^{e} p entıer paıamẽt,
E aq^{i}lh q̄ aurẽ faıt mal e q̄ aurẽ faıt bẽ.
M. leſc^{i}pt$\check{a}$ dı, e nos creıre o deuen,
Q^{e} tuıt ho^{e} d'l mõt p duj chãıȝ tẽren:
Lı bon ırẽ ẽ gl'a e lı mal al tõment.
M. aq̃l q̄ ñ creıre en aq̃l deptıment,
Regãde leſc^{i}pt$\check{a}$ del fin ꝯmẽczamẽt,
Depoıs q̄ adã fo fõma ent^{o} al tp̄ p̃ſent;

Aquí poire trobar, ſi el aure entēdamēt, [fol. 135 r.]
Que poc ſon lı ſalua a uer lo remanent.
M. chaſcūa pſona, lacal uol ben obrar,
Lo noȝ d'dıo lo paıre deo eſſ› al com̄czar
E apellar ē aíuda lo ſeo gl'ıos filh car,
Fılh de ſca māıa e lo ſāt ſpıt, q̄ nos dōe bo° uía.
Aq̇ſtı trey, la ſcā t'níta enay° vn dıo d'uō ēē aura,
Plen d' tota ſapıa e d' to° poıſēcza e d' to° bonta,
Aq̄ſt deuē ſouēt orar e req̄rır,
Que nos done fortalecza enq̄ leneic,
Que nos lo poıſā uenc' deuāt la n̄ fín,
Ço es lo mont e lo dıauol e la carn,
E nos done ſapía aꝯpagna c̄ bonta,
Que nos poıſā conoıſ› la uía de uíta,
E gardar pura lām̄a q̄ dıo nos ha dona,
Larma e lo cors ē uía de carıta,
Enay q̄ nos amā la sc̄a t'níta,
E lo ꝑyme, car dıo ho ha comanda,
Nō ſol aq̄l q̄ nos fay bē, m. aq̄l q̄ nos fay mal,
E au ferma ſperancza al rey celeſtıal,
Q° a la fín nos amene al ſeo glıos hoſtal:
M. aq̄ qȝ n̄ fare czo q̄ ſe ꝯtē en aq̄ſta leıczō,
Nō íntrare en la ſc̄a maıſon.
M. czo es d' g°o teır a la caytíua gent, [fol. 135 v.]
Lıcal amā trop lor e largent,
E hā las ēꝑmeſſıōs d' dıo en deſpēçıam̄t,
E q̄ n̄ gardā la ley e lı comādament,
Nı lı laıſan gardar ha alcūa bona gēt,
M. ſegōt lor poer hı fan ēpachamēt.
E p qȝ es aq̄ſt mal ent° lūana gēt?
P czo q̄ adam peche del comēczam̄t;
C. el māíe del pom otra deffendamēt,
E a lı autre ġmene lo grā d'l mal sem̄cz,
El aq̇ſte a lı mōt e a lı aut° ēſeguador.
Ben poen dıre, q̄ aq̇ ac mal bocon
M. xp̄t ha rēps lı bon p la ſoa paſſıon.
M. ēpczo nos trobē en aq̄ſta leyczon,
Que adā fo meſcreſēt a dıo lo ſeo c°ator.
D. aycı poen uer, q̄ ara ſon faıt peıor,

C. ilh habādonā dio lo paĩe ōipotent,
E creon a las ydolas a lor destruimēt,
Ço qȝ deffēt lescptūa q̄ fo del comczamt,
Ley de natā l'apella, comūa a tota gēt.
Lacal dio pause al cor d'l seo p̄ier sōma.
De poer far mal o ben li done frāq̄ta:
Lo mal li ha deffendu, lo bē li ha comāda.
Ayczo poē nos ben ueir q̄s ista mal gāda, [fol. 136 r.]
Que auē laisa lo ben, e lo mal auē obra,
Enay^{a} fey caym, lo p̄mier filh de adam,
Que aucis son fraĩe abel senczа alcūa casō,
M.* C. el era bō e auia sa fe al seg^{or} e n̄ a cat^{v}a.
Ayci poē pēre exēple de la ley de natura
Lacal hauē coropta, passa hauē la mſa,
P^{ca} auē al creatō e offendu a la creat^{v}a.
Nobla ley era aq̄lla, lacal dio nos done,
Al cor dū chascū ho^{e} scpta la pause,
Que el leges e gardes e ēsegues dẽit^{v}a,
E ames dio al seo cor sob^{e} tota creatā,
E temes e ſues, nō li pauses mesura,
C. nō es atroba en la sca scptura;
Gardes ferm lo mrimōi aq̄l noble ꝯue^{t},
Agues pacz c̄ li fraire e ames to^{a} aut^{a} gēt
Ayres arguelh e ames hūilita,
E fes a li aut^{e} enay^{a} uolria ess fait a si;
E si el fes plo ꝯ̄i, quel en sossa punj.
Pauc forō aq̄lh q̄ la ley ben garderō,
E moti forō aq̄lh q̄ la trapasseron.
Lor segnō habādonerō, nō donāt a l' honō,
M. creſō al demōi e a la soa tēptaciō;
Trop amerō lo mōt e poc lo padis,
E ſuirō al cors maiōmēt qȝ a lespit. [fol. 136 v.]
Empczo nos troben q̄ moti en son peri.
Ayci se po repenre tot ho^{e} qȝ di
Que dio n̄ fe las gencz p laisar li pir;
M. gā̄d' se vn chascū, q̄ n̄ ēt^{e}ueg^{a} enay^{a} a lor,
C. lei duliuj uēc e destruis li fellon.

* M ist in der hs. vom Rubricator durchgestrichen.

M. dio fey far archa en lacal el ēclaus li bon;
Tant fo creiſu lo mal e lo ben amma,
Que en tot lo mōt ñ ſē tōbe ſi nō .8. ſalua:
Grāt exēple poen penre en aq̄ſta ſñia,
Que nos nos gardā de mal e faczā pñia,
C. yhū xp̄t ha dit, e en sāt luc es scpt,
Que tuít aqlh q̄ ñ la farē pirē tuít,
M. aqlh q̄ ſcāperō dio lo fey ē pmeſſion,
Que iamais en aiga ñ pera lo mont.
Aqlh creiſſon e forō multiplica;
Del ben q̄ dio lor fey poc forō recorda,
M. agron tāt poc de fe e tāt grāt la tēor,
Quilh ñ creferō ben al dit de lor ſegnor,
M. creyā q̄ las aygas neheſā encar lo mōt;
E diſſon de far torre p redure ſe aquj,
E ben la comczerō ſegōt czo qs ſcript,
E diçian d' far la larga e auta e tāt grāt,
Quilh puēgues ēt? al cel, m. ñ pogrō far tāt
C. la deſplac a dio, e lor en fey ſemblāt.
Babelonía auía nom aq̄lla grāt cipta, [fol. 137 r.]
E ara es dicta ꝯfuſiō p la ſoa malueſta.
Adōca era vn lengage ent? tota la gēt,
M. qlh ñ sentēdeſan, dio fey deptímēt,
Quílh ñ feſſan la torre qlh hauíā comcza:
Li lenguage forō p lo mōt ſpancha.
Enap̄s p^ech'rō greomēt habādonāt la ley d' ña,
Enay? ſe po puar p la ſcā ſcptura;
Que .v. ciptas piron laſcals façiā lo mal;
En fuoc e en ſolpre dio li ꝯdampne,
El deſtruís li fellō, e li bon deſliore:
Ço fo loth e aqlh d' ſon hoſtal q̄ lāgl' ē gitte;
Quat? forō p nōbre, m.* lū ſe ꝯdāpne,
Ço fo la molhe d' loth, pur car ſe regāde.
Ayci ha grāt exēple a tota huāna gēt
Quílh ſe dean gardar de czo q̄ dio deffēt.

En aq̄l tēp fo abraȝ, barō placzēt a dio,
E engēre vn priarcha dōt forō li íudio:

* m ist in der hs. vom Rubricator durchgestrichen.

Nobla gent forō aqͥlh en la temō d' dio,
En egipt hĩterō entͤ autra mala gẽt,
Lay forō ap̄mu e coſtreit p lōc temp,
E ͥcderō al ſegnō̃, e el trames a lor moiſẽt
E deſliore ſon poble e deſtiͮs lautͣ gent:
Per lo mar ros paſſerō, coͣ p bel eſuyt,
M. li enẽic d' lor, lical li pſeguiã, li pirō tuit. [fol. 137 v.]
Motas autras enſegnas dio al ſeo poble fey,
El li pac .XL. an al deſ͛t e lō done la ley,
En doas taulas peyriẽcas la tãmes p moiſes,
E troberō ley ſc͛pta e ordena noblamt̄.
Vn ſegnō̃ demoſtra eſſ a tota gent,
E aq̄l deguesſã e amar e tem̃ d' tot lo cor e ſ͛uir;
E vn chaſcũ ames lo p̨yͤ enayͣ ſi
Conſelheſan las ueuas, e li ōſe ſoſteir,
Alb'gueſſã li paure, e li nu reuiſtir,
Paguesã li fameiãt e li errãt ẽdẽiczã
E la ley de l' mot fort degueſſã gardar;
E a li gardãt p̨mes lo regne celeſtial.
Lo ſ͛uiment d' las ydolas lor mes d'ffẽſiō,
Homecidi, auoteri e tota fornigaciō,
Mentir e piurã e falſa garentia,
Uſura e rapina e mala cubiticia,
Enap̄s auaricia e tota fellonia;
A li bon en p̨mes uita e li mal auciya.
Adonca era iuſtiͣ en la ſoa ſegnoria,
C. aqͥlh q̄ trapaſſauã e facziã malamt̄
Eran mort e deſtruit ſencza pdonamt̄.
M. leſc͛ptura di, e mot es maniſeſt,
Que .XXX. milia forō li ͬmas al d'ſert;
XXX millia e plꝰ, ſegont q̄ di la ley, [fol. 138 r.]
Ilh foron mort d' glay e d' fuoc e de ſ͛pẽt,
E moti autre pirō del deſt'menamẽt,
La t'ra ſe ptic e li receop lenfern.
Ayci nos poen repenre del nr̄e grãt sopc.
M. aqͥlh q̄ feron ben lo placzer d'l ſegnō
Hereteron la terra den p̨meſſion.
Mot fo de nobla gent en q̄lla faczon,
Enayͣ fo dauid e lo rey ſalamon,

Yfaya, Jereīa e motı autre baron,
Lıcal ϑbatıā p la ley e faczıā deffenfion,
Vn poble era a dıo eyleıt de tōt lo mōt:
Lı enemíc q̄ lı pfeguiā erā moti dentorn.
Grāt exēple poen penre en aq̄fta leyczō:
Cant ılh gardauā la ley e lı comādamt,
Dıo ϑbatıa p lor enϑ lautā gent;
M. cāt ılh peccauā, faczıā malamēt,
Ilh erā mort e deftruít e pres d' laut^a gēt.
Tant fo alarga lo poble e plē d' grāt rıchor
Quel nay treyre lı caucz enϑ fō fegnō;
Empczo nos troben en aq̄fta leyczon,
Que lo rey d' babelōia lı mes ē fa pfon;
Lay forō apmu e ϑftreit p lōc tēp,
E ċderoron al fegnō cū lo cor ṙpētent: [fol. 138 v.]
Adonca lı retorne en ıerufalem;
Pauc forō lı obedıent, q̄ gardefā la ley
Nı aguellā la temor doffēdē lo lor rey:
M. hı ac alcūa gēt plē de fi grāt falfíta;
Ço forō lı pharıfio e lı ant^e fċptura;
Quılh gardefā la ley mot era demoftra,
Que la gēt o uegueffā, p elf› plϑ honra;
M. poc ual aq̄l honō q̄ toft nen a chauō:
Ilh pfeguıā lı fant e lı iuft e lı bon.
Cū plor e cū gemamēt orauā lo feg^or,
Que deıfendes en t'ra p faluar aq̄ft mōt,
C. tot lūan lıgnage ānaua a pdıcıon.
Adōca dıo tmes lāgl' a vna nobla dōczella
d' lıgnage de rey;
Noblamt la falud', c. faptenía a ley,
Enaps lı dıs: „nō temer, marıa,
C. lo fant fpıt es en ta ϑpagnia;
De tu nayf›e filh local fapellar yhū,
El faluare fō poble de czo q̄l ha offendu.“
Noo mes lo pōte al feo uēt^e laūgēā gl'ıofa;
M. q̇lh n̄ fos re‾fa, de ıofeph fo fpofa.
Paure era n̄ra dona e ıofeph afí;
M. ayczo deuē creıre, e.* leuāgl'ı ho dı,

* c ist im Ms. vom Rubricator durchgestrichen.

Que en la crepia lo pauferō, cāt fo na lo fanti, [fol. 139 r.]
D' pan lenuoloperō, pauramt fo alb'ga:
Ayci fe pon repner li cubit e li auar
Que de amaffar aū n̄ fe uolō ceffar.
Motí miracle forō, cāt fo na lo fanti,
C. dio trames li āgl' ānūciar a li paftor,
E en orient apec vna ftella a li trey barō:
Gloria fo dona a dio e ē tèra pacz a li bon,
M. enaps vn petit fufferc pfecucion;
M. lo fanti creifia p grā e p eta
En fapīa diuína en lacal el era ēfegna,
E apelle .XII. apoftol lical fon ben nōna,
E uolc mudar la ley q̄ deuāt auía dona;
El n̄ la mude pas, qlh fos habādona,
M. la rnouelle, qlh fos melh garda.
El receop lo batifme p donā faluamt,
E dis a li apoftol q̄ bategefan la gēt;
C. adonco comczaua lo renouellamt.
Ben deffent la ley uelha fornígā e auotār,
M. la nouella repn uefer e cubitar:
La ley uelha autreia ptir* lo mrimōi,
E carta de refu fe deguefla donar;
M. la nouella di nō penre la leyfa
E neū n̄ depta czo q̄ dio ha aiofta; [fol. 139 r.]
La ley uelha maudi lo uētre q̄ fruc n̄ ha pōta,
M. la nouella 9felha gardar ugeneta:
La ley uelha deffent folamēt píurar,**
E pl9 de fi o d' nō n̄ fia en tō pllar.
La ley uelha 9māda 9batē li ēic*** e rndē mal p mal,
M. la nouella di: „n̄ te uolhas veníar,
M. laifa la uēiancza al rey celeiftal,
E laifa viore ē pacz aqlh q̄ te farē mal,
E trobares pdon del rey celeftial."
La ley uelha di: „ama li tío āic, e aūes ē odi li ēic."
M. la nouella di: „amā li enemíc

* ptir ist in der hs. aus aer corrigirt.
** Nach dieser Zeile ist, wie der Sinn zeigt, ein Vers ausgefallen. Raynouard hat: ma la novella di al postot non jurar.
*** Ursprünglich stand ēēc da, was aber in ēic corrigirt ist.

E facze be ha aq̇lh lical eyrerō uos,
E aura p li pſeguēt e p li acaiſonāt uos."
La ley uelha comāda punir li mal faczēt,
M. la nouella di: „pdona a tota gent,
E trobares pdon del payre ōipotent;
C. ſi tu nō pdonas, nō aures ſaluam̄t."
Neū n̄ deo aucir ni irar neuna gēt.
Manc ni ſiple ni paure n̄ d'uē ſcān̄ir,
Ni tenir uil leſtrang q̄ ven de lōg pais,
C. en q̄ſt mōt nos ſen tuit pelegrin;
M., car nos ſen tuit fraire, d'ūe tuit dio ſuir.
Aq̄ſta es la ley nouella q̄ y̌ ẋ a dit q̄ nos deuen tenir.
E apelle li ſeo apoſtol, e ſe a lor comāda[t] [fol. 140 r.]
Que ānesā p lo mōt e ēſegnesā la gēt;
Judios e grec p̄diqſan e tota huāna get;
E done a lor poſta ſobre li ſpent,
Gitteſā li demōi e ſaneſan li enferm,
Rexuciteſan li mort e mōdeſā li lebros
E feſan a li autre enay[a] el auia fait a lor.
Dor ni dargent n̄ foſſan poſſeſent,
M. cū uita e uiſtim̄ta ſe tēgueſā ɔtēt:
Ameſan ſe ent[e] lor e agueſan bona pacz:
Adōca lor ē͵pmes lo rēgne celeſtial,
E a ̗lh q̄ tenren pouta ſpūal;
M. q̇ ſabria cals ſon, ilh ſian tost nūbra,
Que uolhā eſſ' paure p ͵ppia uolūta.
De czo q̄ era a uenir el lor uaẏ ānūciar,
Coſſi el deuia morir e pois rexucitar;
El lor dis las ēſegnas e li demoſtram[t],
Lical deuiā uenir deuāt lo fenimēt;
Motas bellas ſeblāczas dis a lor e a la gēt
Laſcals forō ẛcptas al nouel teſtam̄t.
M, ſi ẋ uolē amar e ſegre ſa doct'na,
Nos couēta uelhar, e legir leſcṗtura.
Aq̇ poyrē trobar, cāt nos aurē legi,
Que ſolamēt p far ben xp̄t ſo pſegu: [fol. 140 v.]
El rexucite li mort p diuina u̇tu.
E faczia ueß li cec q̄ vnca n̄ hauiā uiſt;
El mūdaua li lebros e li ſort faczia auuir

E gittaua li demoi, faczēt totas utucz;
E cant el faczía mais d' bē, plꝰ era pſegu.
Ço eran li phãiſio lical lo pſeguían
E aq̀lh del rey herode e lauta gēt clegia;
C. ilh auiā enuídia car la gēt lo ſeguiā
E car la gēt creyā ē l' e ē li ſeo comādat;
Penſerō luy aucir e far lo traymēt,
E pllerō a iuda, e ferō c̄ l' ꝯuenent
Que, ſi el lo liores a lor, el agra .30. argēt:
E iuda ſo cubit e fe lo tradiment,
E liore ſon ſegnō ente la mala gēt.
Li iudio forō aq̀lh q̄ lo cvcifiq̄ron;
Li pe e las mās formēt li clauellerō,
E corona deſpinas en la testa li pauſ'on;
Diczēt li moti r̄ppi, ilh lo bleſtemeron:
El dis q̄ auía ſe, fel e aczí li abeorerō.
Tant forō li tormēt amar e doloyros
Que lãma ptic d'l cors p ſaluā li pecadō.
Lo cors remas aq̀ pendu ſus ē la crocz
Al mecz di duj' leyron.
Quate plagas li ferō, ſencza li aute batamt, [fol. 141 r.]
Poys feron la .Va, p far lo ꝯpliment:
C. vn d' li caualier uēt e li uberc lo coſta:
Adonca yſic ſanc e ayga ēſēp meſcla.
Tuít li apoſtol fugirō, m. vn hi r̄torne,
E era aq̀ cū las marias iſtāt ioſta la crocz:
Grāt dolor auiā tuít, m. nr̄a dona maiō,
Cāt ilh ueya ſō filh mōt, nu, en afā ſus la crocz.
De li bon ſo ſebeli e garda de li fellon;
E trays li ſeo denſern e rexucite al t'cz iorn,
E apec a li ſeo, enaya el auía dit a lor.
Adōca agrō grāt goy, cāt ilh uigrō lo ſegor,
E forō ꝯforta, car deuāt auiā grāt paur;
E ꝯuſe c̄ lor ento al dia de lacenſion:
Adōca mōte en gl'a lo nr̄e ſaluador,
E dis a li ſeo apoſtol e a li aute ēſeguadō
Que ento a la fín d'l mōt fora tota uía c̄ lor.
Mas cāt uenc a pādecoſta, ſe recōd' d' lor,
E lor trames lo ſant ſpit local es ꝯſoladō;

E enſegne lı apoſtol p díuīa doct'na,
E ſauprō lı lengage e la ſcā ſcptura:
Adōca lor ſouēc de czo q̄l auía dıt,
Sencza temō parlauā la doct'na d' xp̄t,
Judıos e grec p̄dıcauā faczēt motas ūtucz,
E lı creſent bateıauā al nō d' yh'u xp̄t. [fol. 141 v.]
Adōca fo faıt vn poble de nouel ꝯūtí:
Crıſtıās forō nōna, car ılh creyā en xp̄t.
M. czo ſe troba car leſcptura o dí,
Mot fort lı pſeguıā judıos e ſaraczíns;
M. tāt forō fort lı apoſtol ē la temō d' dıo,
E lı hoe. e las fēnas lıcal eran cū lor,
Que plon n̄ laıſauā ni lor faıt ní lor dıt,
Tant q̄ motı naucıſsō enaya. ılh auiā ȳ x:
Grāt foron lı tormēt ſegōt czo q̄s ſcpt,
Solamēt car ılh demoſtrauā la uía d' ȳ x,
M. lıcal lı pſeguıā n̄ lor era d' tāt mal tenír,
C. ılh n̄ hauıā la fe del ne. ſegnō yhū xp̄t.
Coma daqlh q̄ q̄rō ara caıſō e q pſeguō tāt,
Que xan deuō eſſ, m. mal en ſā ſēblāt.
M. ē czo ſe pon r̄pner aqlh q̄ pſegō, ē ꝯſōt d' lı bō;
C. la n̄ ſe troba en ſcptūa ſcā ní p raczō
Que lı ſāt pſegneſā alcū ní meteſē p̄ſon;
M. enap̄s lı apoſtol forō alcūs doctors
Lıcal moſtrauā la uía de x lo ne. ſaluadō.
M. encar ſen troba alcū al tēp p̄ſent,
Lıcal ſon māıfeſt a mot poc de la gēt,
La uía de ȳ x mot fort uolrıā moſtrar,
M. tāt ſon pſegu q̄ a pena o pon far;
Tāt ſon lı fals xan enceca p error,
E maıōmt q̄ lı aute. aqlh q̄ deuō eſſ paſtor, [fol. 142 r.]
C. ılh pſeguō e aucıō aqlh q̄ ſon melhor,
E layſan ē pacz lı fals e lı enganador.
M. en czo ſe po conoyſ q̄lh nō ſon bō paſtō,
C. nō amā las feas ſi nō p la toyſon;
M. leſcptura dı e nos o poen ver,
Que ſi ní a alcū bō q̄ ame e tema ȳ x,
Que n̄ uolha maudıre ní jurā ní m̄tır,
Nı auotrā ní aucır ni prenē lautruy,

Ni veniar ſe de li ſeo enemis,
Ilh dion q̄l es uaudes e degne de punír,
E li troban cayſō c̄ meczōia e engan,
Coſi ilh poiriā tollē czo q̄l ha d'l ſeo afan.
M. fort ſe ꝯſōte aq̄l qȝ ſuffre p laōr d'l ſeg^{or};
C. lo reg^{e} d'l cel li ſe appelha al ptir daq̄ſt mōt:
Adōca aure grāt gl'a, ſi el ha agu d'ſonō;
M. en czo es māiſeſta la malueſta d' lor,
Que q^{i} uol maudir̄ e mētir e íurar,
E p̄ſtar ha uſura e aucír e auotrar,
E uēiar ſe daq^{i}lh qȝ li fan li mal,
Ilh diczō q̄l es ꝓdom, e leal ho^{e} reꝯta;
M. a la fín ſe garde q̄l n̄ ſia enganua:
Cāt lo mal lo coſtrēg tāt q̄ a pena po plar,
El demāda lo preu^{i} e ſe uol ꝯfeſſar;
M. ſegōt leſcpta, el ha trop tarcza, lacal dí:
„San e uío te ꝯfeſſa e nō atēdre la fin“!
Lo p̄uer li demāda ſi el ha neū pecca;
Duy mot o trey r̄ſpōt e toſt ha deſpacha.
Ben li di lo p̄u^{i} q̄l nō po eſſ aſout,
Si el n̄ rent tot laut^{v}y e ſmēda li ſeo tort.
M. cāt el au ayczo, el ha grāt pēſam̄t,
E penſa ent^{e} ſi q̄, ſi el rēt entiēam̄t,
Que r̄māre a li ſeo ēfant, e qȝ díre la gēt;
E comāda a li ſeo enfāt qȝ ſmēdō li ſeo tort,
E fay pat c̄ lo p̄uer q̄l poiſa eſſ aſout:
Si el na cēt horas de laut^{v}y o ēcara .2. cēt,
Lo p̄uer lo q^{i}tta p cēt ſout o ēcara p mēcz
E li fay amōeſtancza e li ꝓmet pdon;*
Adonca li pauſa la mā ſobre la teſta;
Cant el li dona mais, li fay plꝯ grāt feſta,
E li fay entēdam̄t qȝ el es mot bē aſout:
M. mal ſon ſmēda aq^{i}lh d' q el ha li tort.
M. el ſe engāna en aital aſoluamet;
E aq̄l qȝ li o fay encreyre hi p^{ca} mōtalm^{t}.

* Der Genfer und Dubliner Hs. fehlen nach v. 395 zwei Verse, die nach Morland im Cambridger ms. so lauten:
Quel faça dire mesa per si e per li sio payron
E lor empromet pardon sia a just, o sia a fellon.

M. yo auſo dire, car ſe troba en uer,
Que tuit li pp̄ q̄ forō d' ſilueſt^e ēt^o ē aqſt,
E tuit li cādenal e li eueſq̄ e li abba,
Tuít a^lqſti ēſemp nō hā tāta poteſta
Que ilh poiſſā pdonā vn ſol p^{ca} mōtal:
Solamēt dio pdona, q̄ aut^e n̄ ho po far.
M. ayczo deuō far a^lqlh q̄ ſon paſtor: [fol. 143 r.]
Predicar deuō lo poble e iſtar en oracion,
E paiſ^s li ſouet de díuína dotrína,
E caſtiar li peccāt, donāt a lor diſciplina,
Ço es uaia amōeſtācza ^lqlh ayā pētímēt;
Puramēt ſe ꝯfeſſō ſencza alcū mācamēt,
E ^lqlh faczā pn̄ía, en la uíta p̄ſent,
De íunā, far almōas e aurā c̄ cor bulhēt;
C. p aq̄ſtas coſas trobarē ſaluamēt
D. nos caytio creſtiās lical hauē pecca;
La ley de ȳ x̄ hauen habandona.
Car nō hauē temor ní fee ní carita;
Repentir nos ꝯuē e nō deuē tarczar,
Cū plor e pentimēt nos ꝯuē ſmendar
Loffenſa q̄ hauē fayta p trey p^{ca} mortal,
Per cubiti^a dolh e p deleyt de carn,
E p ſ̄rbia de uíta p qȝ nos hauē fait li mal,
Ç. p aq̄ſta via nos deuē ſegre e tenír.
Si nos uolen amar e ſ̄uír yhū xp̄t,
Pouta ſpūal de cor deuē tenir,
E amar caſtita, e dio hūilmēt ſ̄uír,
C. adōca ſegriā la uia del ſegnō ȳ xp̄t,
E auriā la uíctoria de li n̄re enemícs.

Breomēt es reꝯta en aq̄ſta leyczō
De las tres leys q̄ dio done al mont,
La p^vmíēa ley demoſtra a ^lq ha ſen e raczon,
Ço es a conoiſ̄ dio e honorā lo ſeo creator;
Car aq̄l q̄ ha entēdamēt po pēſar ētre ſi [fol. 143 v.]
Quel nō ſes pas forma ní li aut^e aſí:
D. aq̄l po conoiſ̄ local ha ſen e raczon
C. lo es vn ſegnō dio local ha ſ̄oma lo mōt;
E, reconoiſēt luj, mot lo deuē honrar,
C. a^lqlh forō dāpna q̄ nō ho uolgrō far.

M. la ſed'a ley, q̄ dio done a moyſent,
Nos ēſegna a teni dio e ſ uír luy ſōtm̄t,
C. el ꝯdāpna e punís tot hoe q̄ loffent.
M. la tercza ley, lacal es ara al tp̄ p̄ſent,
Nos ēſegna amar dio d' bō cor e ſuir pvamt,
C. dio atēt lo p̃cad‾ e li dona alongam̄t
Quel poyſa far pñia en la uíta p̄ſent.
Auta ley dayci enāt ñ deuē plus auer,
Si ñ enſegre yhū xp̄t, e far lo ſeo bō plaçē,
E gardar fermam̄t czo q̄l ha comāda,
E eſſ mot auíſa del tēp de lantrexp̄t,
Que nos ñ crean ni a ſon fait ni a ſō dit.
C. ſegōt leſcptā, ſon ara fait moti añxp̄t:
C. añx ſon tuít aq̄lh qi ꝯtraſtā a xp̄t.
Motas ēſegnas e grāt demoſtramenç
Serē dos aq̄ſt tēp ento al dia d'l juiamēt:
Lo cel e la t'ra ardrē e morrē tuit li víuent,
Poys rexucitarē tuit ē uíta p̄manent,
E ſen explana tuít li hedificament.
Adōca ſe fayt lo derier juíament:
Dio ptire lo ſeo poble, ſegont czo q̄s ſcpt;
A li mal el dire: „depte uos de mj́,
Anna al fuoc eternal qi mays ñ aure ſín";
P trey greos ꝯdiciōs ſen ꝯſtreit aquj́,
Per montecza de penas e p aſpre tōmēt,
E car ilh ſen dāpna ſencza deffalhiment.
Del cal nos garde dio p lo ſeo placzamēt,
E nos done auuir czo q̄l dir a li ſeo d'uāt q̄ ſia gaire,
Diczēt: „vene vos en, li beneít d'l mío payre,
A poſſeſir lo r̄ge apelha a uos d'l ꝯm̄czat d'l mōt,
Al cal vos aure deleit, riq̄czas e honors."
Placza ha aq̄l ſegnō, q̄ forme tot lo mōt,
Que nos ſian de li eſleít p iſtā en ſa cort!

Aȝ.

[fol. 144 r.]

Der Name Mephistopheles.

Die noch stets wachsende Verehrung für unseren Geistesriesen Goethe, welche eine alljährliche Zunahme der schon jetzt gewaltigen Goethe-Bibliothek bewirkt, lässt naturgemäss auch auf des Dichters Geisteskinder einen immer lichteren Abglanz fallen. Zu diesen ist nicht unter den Letzten der geheimnissvolle Geist der Verneinung zu rechnen; denn, wenngleich nicht vollständig von Goethe geschaffen, ist er doch in der Gestalt, wie er sich uns bietet, die ureigenste Schöpfung Goethe's. Treffend werden daher dem Mephisto in einem Ludwig Tieck (?) zugeschriebenen Festgedichte* die Worte in den Mund gelegt:

Erlaubt, ihr Engel, dass in eure Lust
Einstimmen heut' der Teufel mag!
Ihr wisst: der achtundzwanzigste August
Ist auch für mich ein Ehrentag.
Denn heut', o Herr, entstieg durch Deine Macht
Ein Mensch dem Element,
Der so genau mich kennt,
Als hätt' er mich gemacht.
Er hat mich konterfeit,
Als ob ich ihm gesessen, — nach dem Leben.
Dies Zeugniss muss aus Dankbarkeit
Der Teufel selbst ihm geben.

* „Des Meisters Ruhm, dramatisches Gedicht zur Feier von Goethe's 75. Geburtstag, von L. T.“ — Abgedruckt: „Zu Goethe's 130. Geburtstag. Festschrift von Dr. Ed. Sabell. Heilbronn, Gebrüder Henninger, 1879“ Seite 9 ff.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, dass man oft da, wo die schönsten Schätze mit Leichtigkeit zu erhaschen sind, gleichgültig vorübergeht, während das mühevolle Ringen um den Besitz unserer Eitelkeit schmeichelt. So mag auch die Schwierigkeit, in die Familiengeheimnisse des Mephistopheles einzudringen, zu um so regerem Forschen angestachelt haben. Mancher dachte vielleicht den gewandten Geist im Schlafe zu belauschen; aber die Teufel sind Lügengeister durch und durch und können das Flunkern sogar im Schlafe nicht lassen. Man hüte sich daher, die Traumredereien für baare Münze zu nehmen: Schon Manchem hat Mephisto ein X für ein U vorgemacht, und Manchem wird er es ferner noch thun. Dennoch will auch ich mein Heil versuchen, aber mich nicht zunächst an Mephistopheles selber wenden, sondern, gefeit mit allen erlangbaren Zaubermitteln der Wissenschaft, eine Reise in das gefährliche Reich der Hölle unternehmen, ob nicht ein unmündiges Teufelein vielleicht ausplaudere, oder die höllische Bibliothek Denkschriften und Tagebücher aufzuweisen habe, welche man sich heimlicherweise zu Nutzen machen könnte zum gemeinen Besten.

I.

Hölle. Lucifer.

Was ist Hölle? Manches kleine und grosse Kind würde auf die Frage mit Lachen oder überlegenem Lächeln antworten, und doch ist die Sache nicht so ganz einfach: Hella (Hellia), Hel, Halja (d. h. die Verborgene) war den germanischen Stämmen die unheimliche, aber nicht unedel gedachte Riesengöttin der Unterwelt, vollständig entsprechend der indischen Stammverwandten Kali und sachlich wie sprachlich anklingend an die griechische Kalypso. Der persönliche Begriff ging bei dem Untergange des Heidenthums verloren; aber der Name blieb, indem er in den örtlichen Begriff überging — Hella, Hölle = Unterwelt. Wie dachten nun unsere Altvordern sich diese Hölle? Unmittelbare Nachrichten darüber fehlen; aber die erhaltenen Glaubensurkunden der uns aufs Engste verwandten Skandinavier geben uns ziemlich ausgiebige Kunde, und unsere

Sagen und Märchen bestätigen jene Ueberlieferungen. Da heisst es z. B.: „Die Hel aber warf er (Odhinn, Wuotan) hinab nach Niflheimr (d. i. Nebelwelt), dass sie Denen Wohnungen anwiese, welche zu ihr gesandt würden: nämlich Solchen, welche vor Alter oder an Krankheiten stürben. Sie hat da eine grosse Wohnstätte; das Gehege umher ist ausserordentlich hoch und mit mächtigen Riegeln verwahrt.“ Man nahm an, dass Odhinn ein besonderes Todtenreich für gefallene Helden habe (Valhöll, Walahalla); aber das ist schon jüngere Anschauung: Ursprünglich kamen alle Todten zur Hella, wo die Guten ihren Lohn, die Bösen ihre Strafe erhielten; sogar die Helden und Götter waren nicht ausgenommen. So kam der erschossene Lichtgott Baldr (Paltar) nebst seiner Gattin Nanna (Nanda) in die Unterwelt, und der Thäter Hödhr (Hadu) musste ihm zur Sühne dahin folgen. Von dem Gotte Hermodhr (Hermuot), als er nach Nebelheim ritt, heisst es, „dass er neun Nächte durch tiefe dunkle Thale ritt, so dass er nichts sah, bis er zum Giöllflusse (Gellfluss) kam und über die Giöllbrücke ritt, welche mit glänzendem Golde belegt ist.“ Er sah seinen Bruder Baldr auf dem Ehrensitze, einen Becher schäumenden Methes vor sich; denn das Fest seines Empfanges ward gefeiert. Als Odhinn sich Kunde über das Schicksal holen wollte:

Nach Niflheimr hernieder ritt er u. s. w.
Fort ritt Odhinn, die Erde dröhnte;
Er kam zu dem hohen Hause der Hel.

Das genüge, um die altdeutsche Hella zu kennzeichnen: Es war eine tief abwärts gelegene, von Flüssen durchrauschte, nebelerfüllte, dunkle Todtenwelt, ganz wie das hellenische Schattenreich, dessen Herrscher Aïdes (Hades) oder Pluton war:

Nieder tauchte die Sonn', und schattiger wurden die Pfade;
Jetzo erreicht war das Ende des tiefen Okeanosstromes.
Allda lieget das Land des kimmerischen Männergebietes,
Ganz von Nebel umwölkt und Finsterniss; nimmer auf Jene
Schauet Helios her mit leuchtenden Sonnenstrahlen;
Nein, rings grauliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Weit ab steht das Schattenreich Hella von der orientalisch-christlichen F e u e r h ö l l e, dem Orte der Verdammniss. Wie

ist zu erklären, dass die germanische mildere Anschauung der Unterwelt von der grassen christlichen Hölle verdrängt werden konnte, so dass diese fast ausschliesslich volksthümlich ward und blieb. Schwerlich würde solches so leicht geworden sein, wenn nicht schon eine ältere volksthümliche Grundlage desselben Gedankens vorhanden gewesen wäre; und in der That lässt sich Derartiges nachweisen:

Zunächst mag an den Gegensatz zwischen den beiden Urwelten erinnert werden: zwischen dem nördlichen kalten Nebelheim, welches nach der Schöpfung zum Todtenreiche ward, und einer südlich gedachten warmen Welt Muspelheimr (Muspillheim, d. i. Feuerwelt); so hat auch der kalte nördliche Urriese Ymir (Hymir, Humar) einen südlichen Gegenfüssler, Namens Surtr (Surtar, Surti) oder Muspillar, welcher die Welt einst, am jüngsten Tage, durch Feuer zerstören wird. Diese auffallende Sagenvorstellung kann vielleicht aus dunklen Erinnerungen an den Sonnenbrand der Wüsten in der alten asiatischen Heimath entstanden sein, oder sie war aus Erzählungen von den mittäglichen heissen Landen hervorgegangen, durch italische oder andere Kaufleute oder durch südwärts gewanderte Landsleute vermittelt. Wenn nun in dieser Anschauung, welche eingewirkt haben könnte, noch nicht unmittelbar der Begriff einer Feuerhölle liegt, so lässt sich diese doch auf einfache Weise herleiten, indem man erwägt, dass das Beerdigen der Todten dem Verbrennen voranging, und die Feuerbestattung erst in unserem jüngeren Heidenthum begegnet, bis sie durch das Christenthum wieder beseitigt ward. Auf jenem ältesten Brauche der Beerdigung, nach welchem gleichsam die grosse Mutter Erde ihre Kinder wieder in ihren Schooss zurücknimmt, beruhen viele unserer Sagen, wie die Bergentrückung der Helden, und so entstand auch unser altes Todtenheim, die düstere Unterwelt, das Schattenreich. Was für Ursachen zu dem Wechsel der Bestattungsweise führten (vielleicht Pietätsrücksichten?), mag dahin gestellt bleiben; festzustehen scheint, dass schon frühe — vielleicht noch in Asien — eine Spaltung in Anhänger der Erd- und der Feuerbestattung eintrat. Letztere, bei den verschiedenen Stämmen zu sehr verschiedenen Zeiten in Aufnahme kommend, gewann allmälig ganz die Oberhand;

damit Hand in Hand begannen auch entsprechende Umbildungen der Volksüberlieferungen sich zu vollziehen: Wie die zauberhafte Waberlohe (Brunhild) im Kleinen entstand, so wandelte die alte Hella sich in eine feuererfüllte Todtenwelt um, welche von der Einbildungskraft bald auf das Lebhafteste ausgeschmückt ward — also schon vor Einführung des Christenthums! So ward die christliche Hölle leicht vermittelt. In dem nordischen sog. Solarliede (d. i. Sonnenlied), welches aus Heidnischem und Christlichem gemischt ist, begegnen noch auf Grundlage der Leichenverbrennung Züge von der heidnischen Feuerhölle; z. B.:

Wolfgestalt gewinnen Alle,
Die wandelbaren Sinnes sind.
Das erfährt wohl Jeder, der fahren soll
Ueber feuriger Flammen Gluth.

ferner:

Versengte Vögel, die Seelen waren,
Flogen wie Fliegen umher.

und:

Von Westen drangen die Drachen des Wahnes
Und bedeckten die glühenden Gassen. u. s. w. —

Das räthselhafte Feuerwesen Surti hat keinen nachweisbaren Bezug zur Hölle; es gehört überhaupt erst der Zukunft an. Auch der Feuerbeherrscher Loki (Locho, d. i. Lohe), welcher in der germanischen Sage eine bedeutende Rolle spielt, hatte ursprünglich und eigentlich mit der Unterwelt nichts zu schaffen; aber als man diese feurig dachte, brachte man ihn wenigstens in Verbindung mit derselben, indem man ihn zum Vater der ihm früher fernstehenden Todtengöttin Hella machte; und da man das Feuer immer mehr von der schädlichen Seite aufzufassen und daher Locho immer gehässiger zu schildern beliebte, so ward auch die milde Hella zu einem Scheusal umgebildet, welches von Wuotan nach Nebelheim verwiesen ward.

Wir hatten vorhin das nordische und hellenische Schattenreich neben einander gestellt, so dass nun fesseln muss, zu sehen, ob unter gleicher Einwirkung des Bestattungswechsels nicht auch eine feurige Todtenwelt der Hellenen nachweisbar ist. Annehmen lässt es sich naturgemäss wie bei den nordi-

schen Brüdern, aber nachweisbar ist es nur in einer vereinzelten Sage: Zeus hatte einen sehr hartnäckigen Kampf mit dem Riesen Typhon zu bestehen; endlich besiegte er ihn, indem er den Berg Aetna auf ihn warf — was sagenhafte Umschreibung ist für: er schleuderte ihn in den Krater des Aetna. Bedeutsam ist, dass dieselbe Sage im Mittelalter in anderem Gewande wiederkehrt: Während in der Hauptfassung der Sage von Dietrich (Diotarich) erzählt wird, dass dieser göttliche Held der Germanen von einem schwarzen Hengste, welchen er zur Verfolgung eines grossen Hirschen bestiegen, in die Hölle getragen worden sei, so berichtet eine abweichende Erzählung — unter Vermengung der Sagenperson mit dem geschichtlichen Namensvetter Diotarich (Theodoricus) dem Grossen —, dass Diotarich nach der Hinrichtung des Symmachus von dem Geiste desselben unter Mitwirkung des Papstes mit blossen Füssen und gebundenen Händen in den Schlund des Vulcanes hinabgestossen worden sei. Ob dieser Vulcan der Aetna oder der Vesuv gewesen, ist ziemlich gleichgültig. Uns fesseln die Vulcane, feuerspeienden Berge, im Allgemeinen; denn sie müssen auf die Vorstellung von der Feuerhölle wesentlich eingewirkt haben: Man dachte sich unter der Erdrinde die grosse flammenerfüllte Hölle, und die Vulcane gleichsam als deren Schornsteine oder, wie z. B. auch den Vulcan auf den aiolischen (liparischen) Inseln (Stromboli), als — Höllenthore.*

Nahe liegt die Frage, wie der alte Feuergott Vulcanus oder Hephaistos, der Sohn des Zeus und der Here, sich zu derartiger Anschauung verhalten habe. Wie er die Elementarkraft des irdischen Feuers darstellte, so mussten auch alle Aeusserungen und Wirkungen desselben auf ihn zurückgeführt werden, und da das Erdfeuer aus den geöffneten Kratern der Vulcane hervorbricht, so musste Hephaistos im Innern der Erde, bezw. der feuerspeienden Berge, thätig gedacht werden, was man in den jüngeren Sagen dahin deutete, dass er ein kunst-

* Der germanische Hekla hat auf die deutschen Sagenbildungen gar nicht und auf die nordischen nur gering eingewirkt, weil die Entdeckung von Island lange nach der Verchristlichung Deutschlands stattfand, als sogar schon im Norden der Glaubenskampf zu Gunsten des Christenthums sich geneigt hatte.

reicher Schmied sei und dort seine Schmieden und Essen habe. Besonders galt dies von dem Berge Mosychlos auf seinem heiligen Eilande Lemnos und noch mehr von unserem Aetna in Sicilien. Das Feuerwesen des Hephaistos ist so recht aus seinem Kampfe mit dem Flussgotte Xanthos ersichtlich:

Hephaistos ergoss den entsetzlichen Gluthstrahl.
Erst durchflog das Gefilde die Gluth und verbrannte die Todten.
So ward trocken das ganze Gefild, und die Leichname ringsum
Brannten. Da stürmte der Gott in den Strom hellleuchtende Flammen.
Brennend standen die Ulmen, die Weidichte und Tamarisken;
Angstvoll schnappten die Aal' und die Fisch' umher in den Strudeln;
Brennend auch wogte der Strom und redete, also beginnend:
„Keiner, Hephaistos, hält dir Obstand unter den Göttern;
Auch nicht ich verlange mit dir, Gluthsprüher, zu kämpfen!"
Sprach's und brannt' in der Gluth, und es sprudelten seine Gewässer.
So durchglühte das Feuer den Strom, und es brauste das Wasser.
Vorwärts floss er nicht mehr; er stockt', in der Lohe geängstet
Durch des Hephaistos Gewalt. —

Hephaistos ward lahm geschildert. Dieser Fehler beruht auf der Naturerscheinung der unruhigen, gleichsam zuckenden Flamme des irdischen Feuers, während das reine himmlische Feuer als ruhig aufstrebend gedacht ward; aber die Sage hat dafür noch ihre nähere Erklärung: Als Hephaistos bei Gelegenheit eines Streites zwischen dem himmlischen Elternpaare seiner Mutter zu Hülfe kommen wollte, ergriff Zeus im Zorne ihn beim Fusse und schleuderte ihn vom Olympos zur Erde hinab; einen ganzen Tag fiel der Arme, bis er gegen Sonnenuntergang auf der Insel Lemnos anlangte, wo er von den hülfreichen Einwohnern aufgenommen und in einer Grotte verborgen ward:

Denn schon einmal vordem . . . .
Schwang er mich hoch, an der Ferse gefasst, von der heiligen Schwelle.
Ganz den Tag durchflog ich, und spät mit der sinkenden Sonne
Fiel ich in Lemnos hinab und athmete kaum noch Leben.

Diese Sage muss — bis auf den kleinlichen Zug der Veranlassung — uralt sein: Die vergleichende Mythologie lehrt, dass alle Völker das irdische Feuer vom Himmel gekommen wähnten; als himmlische Feuerstätte ward die Sonne angenommen,

welche für einen gewaltigen Feuerball galt. Der Feuergott Hephaistos nun, wie er innerhalb eines Tages vom Himmel zur Erde herniedersinkt und gegen Abend dieselbe erreicht, ist ursprünglich als der Sonnengott zu denken, welcher sich Abends gleichsam in den Bergen des westlichen Horizontes zu bergen scheint.* Das ist ganz naturgemässe Anschauung. Aber damit pflegten sich die Sagen selten zu begnügen; indem ihre Verbreiter die Einbildungskraft ausschmückend walten liessen, suchten sie vor Allem nach mehr oder weniger wahrscheinlichen Gründen. Womit nun würde sich das grausame Verfahren des Zeus genügend begründen lassen? Die Sage giebt nur jene unzulängliche Auskunft darüber; so müssen wir uns denn einstweilen zufrieden geben. Hephaistos tritt später wieder in dem Olymp auf; wie er dahin zurückgekommen, wird nicht berichtet; die Thatsache aber beruht auf dem Sonnenaufgange, wie jene Schilderung auf dem Sonnenuntergange. Hephaistos wird zwar in den Ueberlieferungen nur noch als Feuer- und Schmiedegott erwähnt, nachdem Helios seine Stelle als Sonnengott eingenommen hat, aber die Schilderung, welche bei Homer von seinem olympischen Schlosse gemacht wird, kann noch an seine einstige Würde erinnern:

Aber Hephaistos' Palast . . . .
Sternenhell, unvergänglich, der vorstrahlt' unter den Göttern.

In den meisten erhaltenen Sagen tritt Hephaistos ausschliesslich als kunstvoller Schmied auf; seine Gesellen sind die zwergischen Kabiren, welche für seine Kinder galten. Auch diese Eigenschaft des Gottes lässt eine mythische Deutung zu: Der unterirdische Feuergott versinnlicht die Triebkraft der Erdwärme, welche Pflanzen und Bäume, die kunstreichen Naturerzeugnisse, hervortreibt; in diesem Sinne auch ward Hephaistos als Freund des Weingottes Dionysos (Bakchos) gedacht. — Wenngleich Hephaistos unterirdischen Aufenthalt hat, so war er dennoch kein eigentlicher Unterweltgott; dafür galt nach wie vor Hades (Pluton) oder die der germanischen Hella nahe-

* Die Sage muss in sehr früher Zeit entstanden sein, als die Hellenen noch nicht in die griechische Halbinsel eingewandert waren, als ihnen Lemnos also noch westlich, bezw. südwestlich, lag.

stehende Persephoneia. Erst beim Uebergange zum Christenthum scheint man dem vulcanischen Gotte die Rolle eines Höllenfürsten zugeschrieben zu haben, wovon später. — Es würde von grossem Werthe sein, noch weitere Sagenbezüge zur Betrachtung heranziehen zu können; aber leider läuft die Quelle der Hephaistos-Sage sehr spärlich und ist in ihrer Hauptsache schon hiermit erledigt. Schwerlich kann Das Alles gewesen sein, was von dem wichtigen Elementargotte erzählt ward; viele Sagen mögen nicht auf uns gekommen sein, vielleicht gar nicht aufgezeichnet gewesen sein. Dafür wollen wir eine bedeutende und beachtenswerthe Feuersage, welche sich an ein anderes Wesen knüpft, betrachten:

Der schlaue Titane Prometheus soll, nachdem er die Menschen gebildet hatte, das Feuer vom Himmel gestohlen und Jene den Gebrauch desselben gelehrt haben. Zeus, über diese Entweihung der reinen Himmelskraft erzürnt, verhängte eine furchtbare Strafe; er liess ihn an einen Felsen schmieden und ihm von einem Geier (oder Adler) die allnächtlich wieder nachwachsende Leber zerfressen. Also auch hier kommt das Feuer vom Himmel! Sollten die Sagen des Hephaistos und des Prometheus nicht eigentlich zusammengehören, und Prometheus (d. i. vermuthlich „Räuber“, entsprechend der Sanskrit-Form Pramathias) nur ein Beiname Jenes sein?? Dann hätten wir auch die vermisste Begründung von Zeus' Zorne über Hephaistos. Die Sage könnte in der ältesten Gestaltung etwa also gelautet haben:

Nachdem die olympischen Herrscher unter Mitwirkung des Hephaistos die Menschen erschaffen hatten, kam dieser Gott auf den Gedanken, den neuen Geschöpfen heimlich vom Himmel Feuer zuzutragen. Als Zeus dies erfuhr, gerieth er in Wuth, griff seinen Sohn und warf ihn zur Erde hinab, wo dieser gegen Abend lahm anlangte und sich dann vor dem Grolle des Himmelsherrschers in unterirdischen Höhlungen und Bergen verbarg. Als aber Zeus sah, dass der Frevler mit dem Leben davon gekommen war, rastete er nicht, bis er ihn von Neuem in seiner Gewalt hatte; darauf liess er ihn an einen Felsen schmieden und ihm täglich von einem Geier die Leber zer-

fressen. Aeschylus legt seinem gefesselten Prometheus die Worte in den Mund:

> Zeus kümmert mich weniger als nichts.
> Mög' er walten, mög' er herrschen in der kurzen Zeit,
> Wie ihm beliebt; lang' wird er nicht den Göttern gebieten.

Diese Ansicht von dem einstigen Untergange der „unsterblichen“ Götter ist wesentlich und verdient Beachtung. — Die als muthmasslich angeführte Gestaltung der alten Sage hatte keinen langen Bestand: Weil der Gebrauch des Feuers für die Götter nicht zu entbehren war, so kam Hephaistos bei Zeus wieder zu Gnaden und Ehren; und demzufolge fand eine Spaltung der Sage statt in den Hephaistos und in den Prometheus: Prometheus der Titane stahl das Feuer aus dem Olymp und ward zur Strafe (durch sein anderes Ich) an den Felsen geschmiedet. Hephaistos der Gott ward allerdings aus dem Olymp geschleudert, aber die Ursache nicht mit dem Feuer in Verbindung gebracht; er gelangte später in den Olymp zurück.

Noch einiges Wenige muss zum vollen Verständniss der Hephaistos-Prometheus-Sage angeführt werden: Die Doppelseitigkeit des Feuers, insofern es Nutzen oder Schaden bringen kann, bewirkt auch eine Doppelseitigkeit im Wesen seines Gottes, welches zum Theil durch die Absonderung des Titanen ausgedrückt ward. Daher auch haftet Hephaistos oft ein hämischer Zug an, welcher sich in Schabernacken äussert, ohne dass er indessen — wenigstens nicht nachweisbar — zum schroffen Schadengotte (Teufel) hinabsinkt. Auf der Benutzung des Feuers (auch sinnbildlich für Vernunft) beruht wesentlich die Cultur-Entwickelung der Menschheit. Aber nicht leicht und gefahrlos vermag der Mensch die Naturkraft sich nutzbar zu erhalten; sie dient gleichsam nur gezwungen und strebt ihre Freiheit zurückzuerlangen. Daher wohl entstand die Vorstellung von der Fesselung des Feuergottes, des Prometheus. Treffend drückt Schiller diesen Gedanken aus:

> Wohlthätig ist des Feuers Macht,
> Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
> Und was er bildet, was er schafft,
> Das dankt er dieser Himmelskraft;

Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft u. s. w.

Als Anhang zu der griechischen Feuersage muss der Sage von Heliodorus Erwähnung gethan werden, welche in griechischer Sprache gegen Ende des 8. Jahrhunderts verfasst sein soll, aber wohl jünger sein mag: Heliodorus, welcher in Sicilien zu der Zeit lebte, als der heilige Leo der Wunderthäter Bischof in Catanea war, verschrieb sich dem Teufel und trieb dann als Zauberer sein Unwesen. In Byzanz machte er einst zur Rache wegen erlittener Misshandlung durch ein Weib alle Feuer erlöschen, indem er ausrief: nur von dem Weibe, welches ihn beleidigt, könne ihnen wieder Feuer werden, d. h. nur wenn das Weib verbrannt würde. Als er es dem heil. Leo in Sicilien schliesslich zu toll machte, wusste dieser den Teufelbündner zu bändigen und übergab ihn dem Scheiterhaufen. — Der Schauplatz dieser Sage ist das alte Typhon-Land, an welches sich noch manche Feuersagen knüpfen; Catanea ist am Fusse des Feuerberges Aetna gelegen. Geschichtlich scheint hier kaum etwas zu sein, vielmehr nur die verdunkelte Hephaistos-Prometheus-Sage vorzuliegen: Heliodorus (dessen Name „Sonnengabe“ bedeutet) hat das Auslöschen und Neuentzünden des Feuers in seiner Gewalt und wird schliesslich verbrannt! Ich denke: diese Züge sind einleuchtend. Dieselbe Sage siedelte sich später am Vesuv an, also wieder an einem feuerspeienden Berge!

Grosse Aehnlichkeit mit der Hephaistos-Prometheus-Sage bietet die Sage des germanischen Feuergottes Loki (Locho), dessen Name die „Lohe“ bezeichnet, wie ein Beiname Lodhr den „Lodernden“. In dieser Sage hat die Doppelseitigkeit des Elementes sehr frühe zu einer Sonderung in zwei ganz entgegengesetzte Wesen geführt: Der Gott Locho, ein Bruder Wuotans, versinnlichte die wohlthätige Seite, der Riese Locho die schädliche Seite des Feuers; Letzterer hatte sich unter der Gestalt des Gottes in Ansgart, die Götterwelt, einzuschleichen, den Nebenbuhler zu beseitigen und dessen Sitz einzunehmen gewusst, so dass er einige Zeit für den gütigen Gott Locho galt, bis seine Schadenstiftungen den Göttern die Augen öffneten. Dieser Gedanke ist zwar nirgend scharf ausgesprochen,

leuchtet aber aus den meisten Sagen hervor. Die Vergleichung mit der hellenischen Sage lässt nun folgende Aehnlichkeiten erkennen: Der Gott Locho ist (neben Wuotan und Hanu) bei Erschaffung der ersten Menschen mitthätig und verleiht diesen „Blut und blühende Farbe“ (Bezug auf das Feuer!). Dass der Riese Locho den Menschen das Feuer verschafft, ist nirgend zu ersehen, aber auf Grund der vergleichenden Mythologie zu vermuthen; auch die Strafe des Hinabwerfens aus dem Himmel durch Wuotan wird nicht erwähnt, wohl aber, dass er lahm sei. Auch wird als Schmähung angeführt, dass er sich acht Winter lang unter der Erde verborgen gehalten habe. Locho kehrt zeitweilig nach Ansgart zurück, wie Hephaistos in den Olympos. Zuletzt aber fiel er dem Zorne der Himmlischen zum Opfer, indem diese ihn fingen, in eine Höhle schleppten und auf Felsen banden; dann ward noch zur Erhöhung der Pein über seinem Antlitze eine Schlange so aufgehängt, dass deren giftiger Geifer auf ihn hernieder träufelte; vor Schmerz aufzuckend erregt er die Erdbeben. So wird er in Banden liegen bis zum Weltende, wo er los werden und am Untergange der Weltordnung und der Götterwelt mitwirken wird. — Auch diese Sage ist sehr unvollkommen, und noch lückenhafter als jene, erhalten. Aber dennoch sind hier auffallende Wiederholungen urverwandter Anschauungen bei verschiedenen Völkergruppen erkennbar. Noch einige Betrachtungen werden diese Behauptung befestigen:

Die Fesselung des Locho wird in den Kaukasus (Chauk-Ansa, d. i. Götterberg) versetzt, wenigstens lässt sich dies aus dem altdeutschen Beinamen des Kaukasus „Glockensachsen“ (d. i. wahrscheinlich Lokisachs, Lochofels) vermuthen; ebendaselbst soll auch den Prometheus die Strafe ereilt haben. Man beachte, dass der Kaukasus eine Völkerscheide war, von welcher aus die Germanen nordwestlich, die Hellenen südwestlich wanderten. — — Als auf Locho gefahndet ward, baute er sich auf einem Berge ein Haus mit vier Thüren, dass er nach allen Seiten sehen und rechtzeitig entfliehen könnte. Dieser Gedanke enthält eine verdunkelte Schilderung des Sonnenhauses; die vier Thüren entsprechen den hauptsächlichsten Sonnenständen. — Wie Hephaistos die Kabiren zu Schmiedegesellen hat, so lässt

Locho, von welchem nicht bekannt ist, dass er selber kunstreich, von seinen Geschöpfen, den Zwergen, Kleinode arbeiten; übrigens scheinen Züge von Locho auf den Zwerg Regin (Regino), den Lehrer Siegfried's in der Schmiedekunst, übergegangen zu sein. — Ein eigentlich-unterweltlicher Gott ist Locho ebenso wenig wie Hephaistos, obgleich der Name Utgardhiloki (Utgartilocho, d. i. Aussenwelt-Locho), welcher ursprünglich ein Beiname Locho's gewesen sein mag, dann aber einem besonderen Wesen beigelegt ward, daran anklingt. Erst beim Weltuntergange scheint Locho, nachdem die Ketten gesprengt sind, die Rolle eines Herrschers der Unterwelt zu spielen, insofern er die Schaaren der Hella, die Todten, zum Kampfe gegen die Götter führt. — Obwohl die griechische und die germanische Sage (ebenso wenig wie die urverwandte indische) einen schroffen Unterschied zwischen guter und böser Kraft nicht kennen, so trägt dennoch Locho schon viel mehr teuflisches Wesen zur Schau, als der griechische Vetter Hephaistos-Prometheus; Jener nähert sich darin etwas dem persischen Angromainjus (Ahriman), dem Vertreter einer bösen Urkraft, welcher tausend Jahre in Ketten liegt. So lässt also die vergleichende Mythologie in scheinbar sich fremden Sagen den uralten Sagenkern erkennen.

Ist nun diese altdeutsche Locho-Sage zugleich mit dem Heidenthume zu Grunde gegangen oder hat sie sich irgendwie erhalten? Vielleicht hat sie sich wie so manche andere heidnische Sage in christlichem Gewande gerettet? Der Name Locho ist spurlos verloren gegangen. Aber die Sage hat sich wirklich zu behaupten gewusst; merkwürdiger Weise taucht sie nach einem Zeitraume von vielen langen Jahrhunderten wieder auf, ohne dass man die Kluft auszufüllen vermöchte. So müssen wir denn überbrücken. Man höre, was das Volksbuch von Dr. Joh. Faust (1587) über den Teufel Lucifer, den „gefallenen Engel“, anführt; der böse Geist Mephostophiles sagt zu Faust: „Mein Herr Lucifer, der alle Werke und Geschöpfe Gottes im Himmel gesehen hat, war im Himmel selber über alle Geschöpfe Gottes, über Gold und Edelstein herrlich und von Gott also erleuchtet, dass er der Sonne und Sterne Glanz übertraf. Denn als Gott ihn erschuf, setzte er ihn in ein Fürstenamt ein, wo er vollkommen war in allen sei-

nen Wegen und die Krone aller himmlischen Herrlichkeit trug. Als er sich aber in Hoffahrt und Uebermuth überheben wollte, ward er von Gott aus der Wohnung der Seligkeit vertilgt und von seinem Sitz gestossen in einen Feuerpfuhl, der ewig nicht erlischt, sondern immerdar quillt, und daraus er in Ewigkeit nicht entrinnen mag.“ Und als Faust den Vertrag mit Mephostophiles abschliessen will, sagt dieser: „Lieber Fauste, dein Begehren steht meiner Gewalt nicht zu, sondern dem höllischen Gott.“ Doctor Faustus antwortete: „Wie soll ich Das verstehen?“ — „Du sollst wissen, Fauste,“ sprach der Geist, „dass unter uns sowohl ein Regiment und Herrschaft ist, wie auf Erden; denn wir haben unsere Regenten und Diener, wie auch Ich Einer bin, und unser Reich nennen wir die Legion. Denn als der verstossene Lucifer aus Hoffahrt und Uebermuth sich selbst zu Fall gebracht, hat Dieser mit viel der Teufel eine Legion oder ein Regiment aufgerichtet, welchen wir den orientalischen Fürsten nennen; denn seine Herrschaft hatte er im Aufgang. Also ist auch eine Herrschaft in Mittag, Mitternacht und Abend.“ Das ist unbestreitbar die Sonne in ihren verschiedenen Ständen, und Lucifer entspricht auf das Genaueste dem Hephaistos-Prometheus und dem Locho; dazu halte man die Bedeutung des Namens = „Lichtbringer“. Wenn die Sage von Lucifer vollständiger wäre, so würden wir ihn sicher auch als Feuerbringer (wörtlich oder sinnbildlich) kennen lernen, gleichwie er in einem Feuerpfuhle hausend gedacht ward. — Der Name Lucifer würde griechisch Phosphoros lauten, worunter aber in der Sage der Beherrscher des Morgensternes verstanden wird. Darauf fussend und auf der Stelle des Propheten Jesaias: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“ hat man geglaubt, dass auch der gefallene Engel Lucifer den Morgenstern bedeute. Dem widersprechen aber ganz offenkundig jene Stellen aus dem Volksbuche; Dem widerspricht ferner die Betrachtung, dass der erste Anwender des Namens, wenn er wirklich den Morgenstern meinte, wohl die vorhandene griechische Benennung beibehalten und nicht erst eine Uebersetzung in das Lateinische vorgenommen haben würde; wenigstens wäre Letzteres sehr unwahrscheinlich. Das Zusammen-

treffen ist jedenfalls ein rein zufälliges, wie auch der Ausdruck „Lichtbringer“ ein ganz allgemeiner ist. Man vergleiche damit den Namen Heliodorus (d. i. Sonnengabe). — Lucifer ist ursprünglich Beherrscher der Sonne, und zwar ausschliesslich der untergehenden Sonne; von einer Wiederaufnahme in den Himmel, also einem Sonnenaufgange, ist keine Rede: Derartiges würde der christlichen Legendenrichtung widerstreben. Wann der Name entstanden, ist unbekannt; nachgewiesen ist er erst gegen Ende des Mittelalters. Sei es immerhin: Der Name thut nicht viel zur Sache — nur insofern, als aus dessen Bedeutung, in Verbindung mit jener Stelle des Faust-Buches, ein wesentlicher Schluss gezogen werden kann: Der Beweis für die unausgesetzt fortwuchernde Volksthümlichkeit der alten Hephaistos-Locho-Sage! Von derselben wird im Volksbuche zwar nur der einzelne Zug, das Hinabstossen aus dem Himmel und das Bergen unter der Erde, überliefert. Aber gang und gäbe ist dem Mittelalter auch die Ansicht, dass der Teufel (führe er nun einen Namen, welchen er wolle) lahm sei, und dass er in der Hölle gefesselt liege bis zum Anbruche des jüngsten Tages, dann aber ledig werden und in Gemeinschaft mit dem Antichristen auftreten werde. Die Redensart „Der Teufel ist los!“ drückt noch heutzutage einen Zustand höchster Verwirrung aus. Der Widerspruch, dass der Teufel gefesselt sei und dann doch wieder in der Hölle als Unheilstifter herrsche, darf nicht befremden: Die Sagen, in frühesten Zeiten bei verschiedenen Stämmen entstanden oder nach den Umständen umgebildet, konnten nicht über Einen Leisten ausfallen; sie wimmeln von Widersprüchen. Ein Kenner der Mythologie macht sich deswegen keine Skrupel. In späterer Zeit suchte man dem Verständniss dadurch nachzuhelfen, dass man mehrere höllische Fürsten neben einander bestehen liess; aus demselben Grunde geschah in der hellenischen Sage die Spaltung in den Hephaistos und den Prometheus, und die germanische Sage liess neben dem Loki (Locho) noch einen Doppelgänger Logi (Loho) auftreten. — Dichterisch-schön ist der Gedanke, dass nicht ein urgeborenes Scheusal, sondern ein von Gotte abgefallener, aus dem Himmel verwiesener Engel darauf ausgeht, Gotte die Menschen abspenstig zu machen und

ihre Seelen für sich zu gewinnen. So haftet trotz der Teufelei dem Lucifer in allen Schilderungen eine gewisse Wehmuth an, wie schon im Volksbuche. In dem Drama des Engländers Christopher Marlowe (1588) frägt

Faust: War nicht der Lucifer ein Engel einst?
Meph.: Ja, Faustus, und gar sehr von Gott geliebt.
Faust: Wie kömmt's denn, dass er Fürst der Teufel ist?
Meph.: Oh! um den frevelhaft'sten Stolz und Hochmuth
Hat Gott ihn aus des Himmels Licht geschleudert.
Faust: Und wer seid ihr denn, die ihr mit ihm lebt?
Meph.: Unsel'ge Geister, die mit ihm gefallen,
Verschworen gegen unsern Gott mit ihm
Und bis in Ewigkeit verdammt mit ihm.
Faust: Wo seid denn ihr Verdammten?
Meph.: In der Hölle.
Faust: Wie kömmt's, dass du jetzt ausserhalb der Hölle?
Meph.: Bin mitten drin, nicht ausserhalb der Hölle.
Meinst du, dass wer das Antlitz Gottes sah
Und ew'ge Himmelswonnen hat gekostet,
Dass Der nicht tausend Höllenqualen leidet,
Da er des ew'gen Heils beraubt sich fühlt?
O Faustus, lass die eitlen Fragen sein,
Die grausenvoll mein mattes Herz erschüttern.

Manchen mag die Folgerung von Locho (Hephaistos-Prometheus) auf Lucifer gezwungen erscheinen. Allerdings lässt sich die Kette nur mühsam herstellen; aber man bedenke, dass in den langen Jahrhunderten manche alte Urkunde sowohl über die classische Hephaistos-Sage als auch über die fortentwickelte Locho-Sage verloren gegangen sein mag, und uns also wesentliche Zwischenglieder fehlen mögen. Jedenfalls besass noch der Bearbeiter des Volksbuches von Faust, vermuthlich ein Geistlicher, das volle Verständniss für die alte Hephaistos- und Locho-Sage, ein Verständniss, wie es uns Nachgeborenen nicht mehr so leicht zugänglich ist. Es würde von Bedeutung sein, wenn noch einmal ältere Schriften aufgefunden werden würden, welche dem Volksbuchschreiber als Quelle gedient haben könnten.

Welchen Namen mag der gefallene Engel zwischen der

Locho- und Lucifer-Zeit geführt haben? Satanas, Belial, Belzebub (Baal Sebub) und manche andere kommen im Volksbuche neben Lucifer vor; sie fallen durchaus nicht mit jenem Geiste zusammen. Die heidnisch-deutschen Namen anzuwenden, war arg verpönt; so ist also Locho unmöglich. Es bliebe demnach wohl nur Hephaistos oder Prometheus übrig, und da Letzteres als Beiname aufzufassen ist, einzig Hephaistos. Das darf nicht befremden. Durch das ganze Mittelalter und auch noch später herrscht die Sucht, wo immer angängig, classische Namen und Ausdrücke anzuwenden, wozu der Umstand, dass die lateinische Sprache Kirchensprache war, sehr viel beitrug. So ward auch das griechisch-lateinische diabolus (d. i. Verläumder) als allgemeine Bezeichnung des bösen Geistes beibehalten (altdeutsch: diuval, tiufal; neudeutsch: Teufel; altfranz.: diable). Und so ward auch für den gefallenen Engel der Name Hephaistos oder nach der Mode latinisirt Hephästus (anstatt: Vulcanus) üblich und, wenn auch dem grossen Haufen in seinem Urbegriffe unverständlich, wie so manches andere Fremde volksthümlich. Ging doch sogar der alte Wuotan als Geist Mercurius in die neuere Volkssage über! Genug! Man braucht nur ein Buch aus älterer Zeit, namentlich aus dem Mittelalter, in die Hand zu nehmen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen: Unser gesammtes Volksthum war stark mit einem classischen Anstrich bekleckst, von welchem es sich erst in sehr später Zeit wieder zu reinigen angefangen hat. Dann wird man auch leicht erklärlich finden, dass der alte Locho und spätere Lucifer unter der Benennung Hephästus volksthümlich werden konnte. Kirchliche Bedenken gegen den Namen Hephästus waren auch nicht vorhanden; denn das classische Heidenthum gehörte — entgegen dem deutschen — seit lange der Vergangenheit an. Dem Hephästus steht also in keiner Weise etwas entgegen. Dabei muss allerdings erwähnt werden, dass der Name in diesem Sinne thatsächlich nirgend angeführt wird, dass vielmehr bis zum Auftauchen des Lucifer-Namen überhaupt kein Name für den gefallenen Engel vorkömmt. Aber der Umstand, dass die alte Hephästus-(Locho-) Sage auf späte Jahrhunderte fortgepflanzt worden ist, lässt erkennen, dass der Name im Laufe der Zeit verloren ge-

gangen, vergessen worden sein muss, weshalb man sich veranlasst sah, den neuen Namen Lucifer zu bilden und für die alte Sage anzuwenden. Wenn noch einmal aus der Zeit etwa vom 10. bis zum 14. Jahrhundert Quellen aufgefunden werden würden, welche den erwähnten Sagen-(Legenden-)Stoff behandeln, so würden sie uns zweifelsohne den Namen Hephästus, oder eine im Volksmunde entstandene Verstümmelung desselben, bieten.

II.

Faust und Mephistopheles.

„Und Mephistopheles oder Mephostophiles?" so höre ich ungeduldig fragen, „wo bleibt er?" Geduld, geehrte Leser! auch an unseren Freund mit dem dunklen Namen wird die Reihe kommen; weil er aber in engster Verbindung mit der Faust-Sage erscheint, so müssen wir zuerst dieser nachforschen:

Woher stammt unsere volksthümlichste Sage? Sie muss uralt und ureigenthümlich sein: Denn der Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der Seelenkampf, welcher die tiefsten Leidenschaften zum Ausdrucke bringt, hat von jeher die Gemüther, besonders unseres gedankenschwangeren Volkes, höchlichst erregt und gefesselt; ebenso herrschte zu allen Zeiten das Bestreben, die Geheimnisse des Weltalls zu enträthseln, aus den offenkundigen Wirkungen die verborgene Ursache herauszufinden. Diese beiden Punkte bilden den leitenden Faden in unserer Faust-Sage, welche eine Quelle reichster dichterischer Ergüsse geworden ist. Aber wenn auch der Name Faust in dieser Bedeutung nie bekannt geworden wäre — die Sage würde in ihrer Hauptsache dennoch bestehen, weil sie dem deutschen Volke urangeboren ist, im Blute liegt:

Wirkt Faustens Zauber noch? Wie soll ich's nennen,
Was in dem Blut uns mächtig pocht und braust?
Zum Herzen greift und lernt euch recht erkennen:
Ein jeder Deutsche ist für sich ein Faust!

Faustähnliche Sagen kommen auch bei anderen Völkern mehrfach vor, und es mag zweifelhaft erscheinen, welches Volk die

erste Anregung gegeben hat; aber nirgend ist der Stoff so tief erfasst und so gründlich verarbeitet worden, als bei uns: Der Faust insbesondere wie auch im Allgemeinen ist echt-germanisch und urdeutsch!

Die älteste Gestalt, in welcher der Sagenstoff auf uns gekommen, ist die Legende von Theophilus (d. i. Gottes Freund). In Mitte des 10. Jahrhunderts schrieb im Kloster Gandersheim (Herzogth. Braunschweig) die fromme Nonne und Dichterin Hrotswita (Hrotsvitha, d. i. Ruhmweit), welche niedersächsischer, vornehmer Herkunft war, in einem lateinischen Gedichte von 455 Hexametern die anziehende Sage nieder: Der Klosterbruder Theophilus zu Adona in Cilicien war, obwohl noch jung, wegen seiner grossen Frömmigkeit und wegen seiner Fähigkeiten zum Vice-Dominus der Kirche von Antiochia gewählt worden und wäre durch einmüthige Wahl des Volkes und der Geistlichkeit Bischof geworden, wenn nicht Bescheidenheit ihn von der Annahme dieser Würde abgehalten hätte. Und nun beginnt der Knoten sich zu schürzen: Der neugewählte Bischof setzt Theophilus von seinem Amte ab und stösst ihn aus dem Kloster aus. Darüber erbittert und durch die nunmehr erwachende Ehr- und Herrsch-Begierde verleitet, ergiebt er sich mit Hülfe eines jüdischen Zauberers der Schwarzkunst, verschreibt seine Seele dem bösen Geiste, schwört Christus und Maria ab, und der Teufel verhilft ihm wieder zu seinem Amte. Jedoch bald ergreift ihn bittere Reue über seine Missethat; er sucht Hülfe bei Maria, und Busse und Gebet rühren das Herz derselben, und ihre Fürbitte erwirkt ihm die himmlische Gnade wieder. Sie entreisst darauf dem Teufel die Verschreibung ihres Schützlings und stellt sie Theophilus zurück. — Was Hrotswita als Quelle zu dem bedeutsamen Stoffe gedient hat, ist unbekannt. Theophilus soll im Anfange des 6. Jahrhunderts gelebt, und sein Freund und Schüler Eutychianus den Hergang obiger Begebenheit in griechischer Sprache niedergeschrieben haben; leichtlich mag eine Thatsache zu Grunde liegen, welcher die beliebte Sage angepasst ward. Aehnlichen Inhaltes ist ein anderes Gedicht der Hrotswita: Ein Knecht zu Cäsarea verschreibt sich dem Teufel, um die Gegenliebe der für das Kloster bestimmten Tochter seines

Herrn, eines Senators, zu gewinnen, und erreicht auch damit seine Absicht. Weil er aber den Gottesdienst meidet, macht er den Verdacht seiner Gattin rege, welcher er alsdann seine sündhafte Handlung eingesteht. Durch Vermittelung des Bischofs erhält der Reumüthige die dem Teufel gegebene Handschrift nach heftigem Kampfe zurück. — Der Teufel wird in diesen beiden Epen der Hrotswita als daemonus oder satanas bezeichnet. — Obgleich die Dichterin sechs Dramen geschrieben hat, so gaben doch erst viel spätere Federn der anziehenden Sage von Theophilus dramatische Gestalt. Mehrere Bearbeitungen aus dem 15. Jahrhundert sind uns als sog. „Mysterien“ erhalten, worunter eine Art kirchlicher Dramen mit knapp abgerundeter Behandlung zu verstehen ist; sie sind in niederdeutscher Sprache abgefasst. Nachdem die Teufelverschreibung geschehen ist, spricht Satanas zu Theophilus (auf Hochdeutsch übertragen, wobei die Reime theilweise verloren gehen):

Vetter, der Brief behagt mir gar wohl;
Er ist ganz recht, mein lieber Freund!
Ich will hinfahren in den Hellengrund
Und ihn überreichen meinem Herrn,
Meinem Meister Lucifern,
Dass er ihn behalte bis zum Tag,
Da er uns nützlich werden mag.

Hier trabet Satanas in die Hölle und giebt Lucifern den Brief und sagt:

Nun freu dich, Meister Lucifer,
Ich will dir sagen gute Mär'
Dass Theophilus, der weise Mann,
Von Gott ist gänzlich abgestan
Und ewiglich muss unser bleiben
Mit Seele und auch mit Leibe,
Das sei Gotte leid oder lieb.
So, hier hast du den guten Brief.

Lucifer sagt:

Dank hab, Satanas!
Dein Rath ja stets der beste war.
Ich konnte nie so viel lügen,
Dass ich Wen konnte so betrügen.

Nun nimm Silber und Gold
Und gieb Theophilus theuren Sold
Und heiss ihn ja herrlich leben.

Dies Verhältniss zwischen Lucifer und Satanas erinnert an das Volksbuch, wo Mephostophiles, welcher an die Stelle des Letzteren tritt, vor Abschluss des Vertrages erst seinen Herrn, den Lucifer, um Erlaubniss frägt. — Theophilus hat zwei Diener, von welchen der erste ihn zu den links lockenden Freuden der Welt hinzuziehen sucht. Theophilus will folgen; der andere Diener aber weist seinen Herrn zur Rechten zur Capelle:

Herr, wollen wir den Teufel nun bethören?
Hier mögen wir Gottes Wort hören.
Ich rathe Das auf alle Treue,
Dass man Gottes Wort nie scheue.

Theophilus folgt dem frommen Knechte, und die Predigt rührt das Herz des abtrünnigen Mönches und erfüllt ihn mit Reue, welche ihm zu den Füssen der heiligen Jungfrau Erlösung schafft. Von urkräftigem, köstlichem Humor ist der Streit der Maria mit dem Satan um des Theophilus Handschrift, welche dieser vorgiebt, unter den vielen anderen Schriften verlegt zu haben:

Fraue, nun sei dessen bericht't:
Von seinem Briefe weiss ich nicht.
Ich habe Wunders so viel getrieben —
Ich weiss nicht, wo der Brief ist geblieben.

und später, als die Jungfrau ihn zwingt, in der Hölle nachzusuchen:

Ich habe die ganze Helle durchfahren
Mit allen meinen Schaaren;
Wir suchten ihn an allen Enden,
Den Brief konnten wir nirgend finden.

Das Machtwort der Muttergottes macht Dem ein Ende, und der erlöste Theophil lobsinget jener und dem Heilande.

Ist hier nicht bereits das Gerippe unseres späteren Faust zu erkennen? theilweise schon mehr als das nackte Gerippe! Das geistliche Bühnenstück Theophilus muss sehr volksthümlich gewesen sein; denn die nun folgende eigentliche Faust-

Sage, namentlich in ihrer dramatischen Gestaltung, fusst im Wesentlichen auf ihm: Theophilus war der erste Schritt. Der zweite geschah, als der berühmte Buchdrucker und insbesondere Erfinder des Letterndruckes Johannes Fust (d. i. Faust, geballte Hand; das lateinische Faustus, der Glückliche, ward erst später herbeigezogen), welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebte, und dessen Nachruhm von Dem Gutenberg's unverdienter Weise in den Hintergrund gedrängt worden ist, durch die Ausnutzung seiner Erfindung, welche die Wissenschaften zum Gemeingut machte, sowohl die Verwunderung der Welt auf sich zog, als auch das Misstrauen der Geistlichen und auch wohl schon sehr frühe die Eifersucht der Mönche erweckte, deren Erwerb geschmälert zu werden drohte. Der Pfaffe Theophil erhielt ein anderes Gewand: Johannes Fust ergab sich der Schwarzkunst, und der Teufel bewirkte durch seine Geister Vervielfältigung der Bücher (seltsamer Weise waren es zuerst Bibeln). Wie weit die Sage sich nunmehr entwickelte, ist nicht nachzuweisen, weil keine offenkundigen Nachrichten vorliegen; jedenfalls ist der Name Johannes Faust und dessen Wohnort Mainz, wie diesen wenigstens zum Theil die Puppenspiele bieten, sitzen geblieben. Nur vermuthen lässt sich, dass die der Neuerung abholde und hasserfüllte Geistlichkeit schon den zauberischen Buchdrucker vom Teufel geholt werden liess; denn der thatkräftige Fust war kein reumüthiger Sünder Theophilus. Man hat den Antheil des Buchdruckers Fust an der Faust-Sage vielfach bestritten; aber Simrock hat den Gedanken mit Erfolg wieder aufgenommen und zur Geltung gebracht. Obwohl Joh. Fust sich nie anders als so nannte und schrieb, so ist doch der Uebergang des mittelalterlichen Namens in die spätere Form Faust ganz natürlich, und dass auch die Namensform Faustus auf den Buchdrucker angewandt ward, erhellt z. B. aus „Julius Caesar redivivus" von Nicodemus Frischlin (zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert lebend), wo auf die Frage nach dem Urheber der Buchdruckerkunst die Antwort erfolgt: „Der Erfinder lebte zu Moguntia (Mainz) mit dem bedeutsamen Namen Faustus."

Der dritte und der Hauptsache nach vollendende Schritt ist somit der wichtigste; wesentlich ist ihm entgegen der frü-

heren, dass er nicht nur der Zeit der Reformation, sondern geradezu dem Protestantismus angehört. Ein betrügerischer Gaukler Georgius Sabellicus (man weiss nicht, ob dies Familienname ist oder nur allgemeine Bezeichnung für Zauberer — Sabeller, Sabiner), welcher sich, um sein Ansehen zu heben, zunächst Faustus junior, magus secundus (Faust der Jüngere, der zweite Zauberer), später einfach anmassend Georgius Faustus oder Dr. Faustus nannte, lebte im Anfange des 16. Jahrhunderts; seine Wirksamkeit fällt also in eine Zeit, in welcher der entfesselte Geist des Menschen in ungeheuerliche Gedanken abzuschweifen sich gefiel. Abgesehen von seinem marktschreierischen Wesen und lüderlichen Lebenswandel, muss dieser Georg ein nicht unbedeutender Mensch gewesen sein: er scheint seine Zeitgenossen besonders in der Chemie und Physik weit übertroffen zu haben. Viele der dem Volksbuche einverleibten Streiche finden ihre ganz einfache Deutung, wenn man sie auf den Landstreicher und Wundermann Georg bezieht. Auch diesen jüngeren oder jüngsten Faust lässt die Sage vom Teufel geholt werden als „ein schreckliches Beispiel des teuflischen Betrugs, Leibs- und Seelenmordes“, und es scheint sogar dies schaudervolle Ende eine natürliche Erklärung zu erlauben, insofern zu vermuthen steht, dass Faust bei seinen nächtlichen alchymistischen Arbeiten durch eine Explosion umgekommen sei.

Diese jüngste Verkörperung der Sage ward um so bedeutender, als sie das Erbe vieler alten Zaubersagen in sich aufnahm. So und durch reges Weiterschaffen der Phantasie bildete sich um den vorhandenen Kern rasch ein gewaltiger Sagenkrystall, welcher zunächst in dem schnell beliebt werdenden Volksbuche „Historia von Dr. Joh. Fausten“ (Verfasser ein protestantischer Geistlicher?) niedergelegt ward. Dieses fesselt uns hier besonders insofern, als es zuerst den Namen Mephistopheles oder vielmehr Meph*o*stoph*i*les zu bieten scheint. Welches die erste dramatische Bearbeitung des anziehenden Stoffes war, steht nicht fest: Ein altes deutsches Volksschauspiel, welches aber nur in mehreren, zum Theil sehr verstümmelten Fassungen als Puppenspiel erhalten ist, streitet sich mit dem Stücke des Engländers Marlowe um die Ehre. Der

Streit ist noch nicht bestimmt entschieden, wenngleich der Sieg sich zu Gunsten des Engländers zu neigen scheint. Jedenfalls aber steht schon jetzt auf Grund stichhaltiger Beweise fest, dass das deutsche Volksschauspiel durchaus keine Nachahmung des englischen Dramas ist, sondern dramatisch vollständig auf eigenen Füssen steht.* — Betrachten wir einzelne Züge und Stellen des Puppenspiels. Der Herr der Hölle führt nicht mehr den Namen Lucifer, sondern Pluto, wie es dem schlichten Verständniss näher lag. Faust frägt den Mephostophiles (oder: Meph*isto*ph*l*es?!):

Sag an — willst du mir dienen? So verspreche ich, nach einer bestimmten Zeit dein Eigen zu sein mit Leib und Seele.

Meph.: Wenn Pluto es erlaubt.

Faust: Wer ist Pluto?

Meph.: Mein Herr. Ich verlasse dich, um von ihm Erlaubniss einzuholen, ob ich einen Vertrag mit dir abschliessen darf.

In der Form, wie uns die Puppenspiele vorliegen, scheinen sie erst dem 17. und sogar 18. Jahrhundert anzugehören; die classischen Namen haben bedeutend überhand genommen: Da begegnet z. B. als Höllenfährmann der alte Charon, die Teufel heissen Furien, die Hölle wird als Orcus bezeichnet u. s. w. — Den beiden Dienern des Theophilus vergleichen sich im Puppenspiele (wie auch bei Marlowe) die beiden Geisterstimmen, der böse Geist oder Verführer und der gute Geist oder Schutzgeist.

Stimme zur Linken:

Verlass das Studium der Theologie
Und ergieb dich dem Studium der Magie,
Wenn du glücklich willst auf Erden
Und im Wissen vollkommen werden.

Stimme zur Rechten:

Faust, Faust! lass dich nicht verblenden!
Ergieb dich nicht dem Studium der Magie!
Bleib bei der Theologie,
So wird noch Alles glücklich enden.

* Aber Beide haben die gemeinsame Quelle, das Volksbuch, woraus die meisten Aehnlichkeiten sich herleiten.

Faust: Stimme zur Linken, Stimme zur Rechten!
Wem soll ich glauben, wer räth mir zum Echten!
Ich muss doch näher fragen Beid':
Stimme, wer bist du? Gieb mir Bescheid!

Stimme zur Rechten: Dein Schutzgeist!

Faust: Das kann Jeder sagen.
Stimme zur Linken, lass dich fragen:
Wer bist du?

Stimme zur Linken:

Ein Abgesandter
Aus Pluto's Reiche zu deinem Frommen,
Dich glücklich zu machen und vollkommen!

Diese beiden Geisterstimmen bezeichnen die zwei widerstrebenden Triebe des Menschen, gleichwie es bei Goethe heisst:

Zwei Seelen wohnen — ach! — in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Das Letztere, der gute Trieb, entspricht dem sehnsüchtigen Verlangen zu der durch den Sündenfall verwirkten Heimath, dem Himmel; der andere, der böse Trieb, wird dargestellt als Anhänglichkeit an die Erde und in der Steigerung als Hinneigung zur Hölle. Faust ist also in zwei feindliche Theile getrennt anzusehen, in den Gottesfreund — Theophilus! — und in den Teufelsfreund — Mephostophiles! Aber was ist Mephostophiles oder Mephosto-philus? Was ist Mephosto? Sollte es nicht eine Verstümmelung unseres Hephaistos, Hephästus sein und Mephostophiles = Hephästophilus???

Aber Goethe hat anstatt Mephostophiles Mephistopheles! Finden sich noch sonstige Abweichungen der Namensform in den Ueberlieferungen und welche? Stellen wir sie zusammen:

Mephostophil*es* — Volksbuch von Faust 1587;
Mephostophil*is* — Marlowe 1588;

Mephostophil*us* — Shakespeare 1600;

Meph*i*stoph*i*les — Volksbuch von Wagner 1712;

Mephistoph*e*les — Allegorisches Drama, München 1775.

Das sind die hauptsächlichsten Lesarten.* Seltsamer Weise kömmt die spätere Form mit dem *i*-Laute schon in einer Pergament-Handschrift mit der angegebenen Jahrzahl 1509 vor; der Titel lautet: „Dr. Fausti Nigromantia und Mephis-Dophulus' Sigel. Eine Haupt-Conjuration auf Mephis-Dophulus. Wittenberg 1509.“ Also: Meph*i*s-Doph*u*lus! Darnach wäre der Bearbeiter des Volksbuches von Faust nicht der Urheber des Mephisto-Namens, sondern er hätte denselben verderbt erst dem Munde des Volkes oder einer zweiten Quelle entlehnt. Das wäre sehr wesentlich! Aber — man hat die Jahrzahl 1509 und damit das Alter der Form Mephis-Dophulus verdächtigt, weil der Dr. Faust, gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren, erst um 1530 in Wittenberg auftauchte, und nachgewiesen ist, dass manche andere Beschwörungsbücher, welche den Namen Faustens tragen, in der Zeitangabe gefälscht sind (sie sollen aus dem 18. Jahrhundert stammen). Das ist möglich, aber noch nicht ausreichend: Das Zauberbuch konnte vielleicht auf den ersten Faust, den Buchdrucker, bezogen sein, ohne dessen Volksthümlichkeit der Georg Sabell(icus) kaum den erlangten Erfolg gehabt haben würde. Gerade die seltsame Schreibweise Mephis-Dophulus scheint mir gegen jene Zweifel zu sprechen; denn würde man in späterer Zeit, als die Sage schon längst den Höhepunkt der Volksthümlichkeit erreicht hatte, den allbekannten Namen des bösen Geistes so auffallend anders gegeben haben?? Aber selbst Alles zugegeben — Wie taucht auf einmal in späterer Zeit das i auf und bricht sich siegreich Bahn? Es wäre von Werth, dafür eine ausreichende Erklärung zu finden: So weit unser Heph*ä*stophilus von Meph*o*stophiles absteht, so sehr nähert er sich dem Meph*i*stopheles;

---

* Die seltene Form Mephistophiel muss späterer Zeit angehören und zu Gunsten der Gleichmässigkeit der Teufelsnamen im höllischen Staatskalender (Nadanniel, Marbuel u. s. w.) umgebildet sein. Es wäre ganz verkehrt, daraus ohne Weiteres auf orientalischen Ursprung des Namens zu schliessen.

denn aus Heph*ä*stophilus konnte leicht Heph*i*stophilus werden. Das Ueberwiegen des o fällt für mich zunächst nicht wesentlich ins Gewicht, weil sämmtliche einschlagenden Formen auf dem Volksbuche fussen; dann auch halte ich nach den Lautgesetzen eher für denkbar, dass Meph*i*stopheles in Meph*o*stopheles übergehen konnte (indem das folgende o auf das i verdunkelnd einwirkte), als umgekehrt. Jedenfalls macht mir dieser Vocalstreit am Wenigsten Sorge. Gewagter scheint mir der Uebergang von *H* zu *M*. Vielleicht kann das M aus einer Redewendung herübergezogen sein (z. B.:

> Waru*m*,‿Hephisto, solche saure Miene?
> Bin's nicht a*m*‿Hephistopheles gewöhnt.);

oder die Form kann sonst im Volksmunde verstümmelt worden sein, wie wir z. B. auch die Puppenspieler gegen classische Namen und Ausdrücke mit barbarischer Grausamkeit wüthen sehen.* Auch die Aehnlichkeit der lateinisch geschriebenen Buchstaben H und M konnte die Verstümmelung bewirkt haben. Das allseitige Vorkommen der M-Form würde sich lediglich auf Einen Ursprung zurückführen lassen, welcher vor der Zeit des Volksbuches, bezw. der Mephis-Dophulus-Handschrift liegen würde; denn wenn meine Behauptung Mephostophiles = Hephästophilus richtig ist, so stürzt Das in erster Linie den Glauben an die Urheberschaft des Volksbuch-Bearbeiters und stützt in zweiter Linie die angefochtene Form Mephis-Dophulus nebst deren Alter.

Beachtet man den Gegensatz von Hephästophilus zu Theophilus, so muss man unwillkürlich auf den Gedanken kommen, dass der Name Hephästophilus einer Zeit angehört, in welcher die Theophilus-Sage noch ganz mundgerecht war, und die eigentliche Faust-Sage noch nicht bestand; denn er ist unstreitig dem Namen Theophilus nachgebildet. Der Umstand, dass im Gegensatze zu Faust's bösem Geiste Hephästophilus-Mephostophiles der gute Geist des Volksschauspiels nicht, wie

* z. B. Orgus = Orcus, Bluto = Pluto, Alekso = Alecto, Promelhu = Prometheus, Mexico = Megära; micromanticum = nicrom., damariatus = damnatus, Faria desta lecta = variatio delectat.



es naturgemäss wäre, Theophilus genannt wird, sondern dafür den Namen Ituriel (Ithuriel) führt, spricht sogar für die Annahme, dass es eine Fassung des Theophilus-Stückes gab, in welcher schon die beiden entgegengesetzten Geister, vielleicht unter der Gestalt der zwei Knechte, vorkamen, von welchen der eine, anstatt des Namens der zu Grunde liegenden gottesfürchtigen Person, den Aushülfe-Namen Ituriel führte, und der diesem oder, was dasselbe, dem Gottesfreunde Theophilus feindliche Geist, der dienende Teufel des Lucifer-Hephästus, anstatt Satanas wirklich Hephästophilus hiess. Den Verfassern der erhaltenen Schauspiele von Theophilus scheint sie allerdings nicht vorgelegen zu haben, oder dieselben hatten kein volles Verständniss dafür; sonst würden sie die sachgemässeren Namen gewählt, bezw. beibehalten haben. Dem Bearbeiter des Volksbuches kann sie nur unvollkommen und schon verdorben vorgelegen haben, wenn er nicht mittelbar aus dem Volksmunde schöpfte; er braucht seltsam für den Höllenfürsten den neueren Namen Lucifer, für den Geist des Faust die auf dem älteren Namen fussende Form, verstümmelt in Mephostophiles. Goethe bekam den Namen als Mephistopheles, wie er ihn in einem Puppenspiele, wahrscheinlich zu Leipzig, gehört haben wird, überliefert und kannte die Ableitung desselben nicht. — Aus meiner Namendeutung würde hervorgehen, dass die Abkürzung Mephisto (auch schon Marlowe hat Mephosto) eigentlich nicht statthaft ist; sie führt uns unbeabsichtigt von dem Unterteufel Hephästophilus auf die höllische Majestät Hephästus zurück. —

Zu erwähnen ist noch, dass man in der neueren Literaturzeit — vierter und letzter Schritt — ganz entgegen dem Volksbuche und den älteren Komödien den Mephistopheles hat unterliegen, den Faust gerettet werden lassen wie in der ältesten Bearbeitung des Sagenstoffes den Theophilus; ob diese Quelle vor Augen geschwebt hat, oder ob es ein zufälliges Wiederkehren ist, lässt sich nicht sagen. Schon Lessing, dessen wahrscheinlich vollendet gewesenes Werk leider verloren gegangen ist, hegte diesen Gedanken; er kündigte ihn bereits in seinem Vorspiele an: der Engel der Vorsehung verkündet die Fruchtlosigkeit der Bestrebungen der berathenden Teufel mit den

Worten: „Ihr sollt nicht siegen!“ und auf dieser Grundlage entwickelte Lessing das Stück. — Auch das zum Theil nicht unbedeutende Stück „Johann Faust, ein allegorisches Drama in 5 Aufzügen“ (1775 in München erschienen),* welches Ithuriel und Mephistopheles als gegenwirkende Freunde des Faust vorführt (wie die Knechte des Theophilus und die beiden Geisterstimmen im Faust), schliesst also: Ithuriel erscheint in einer glänzenden Gestalt, mit einem güldenen Schilde und einem blitzenden Schwerte; sein Gefolge ist prächtig und schimmernd, die Tracht gleicht den alten Helden. Mephistopheles und seine Furien zittern. Ithuriel spricht: „Der Allmächtige, der im Himmel seinen Thron hat, der mit einem Wink tausend Welten aus Nichts heraufruft, der Sonnen leuchten und Donner brüllen heisst, der Gott hat die Sünder gerichtet. Die Wage der Gerechtigkeit hat sie zu leicht gefunden, aber die unendliche Barmherzigkeit hat ihre Laster weit überwogen! — Frevler, zittert und betet an seine gerechten Urtheile! — Er nimmt die Reuigen in seinen väterlichen Schooss auf und stürzt euch verfluchte Verführer in eine ewige Hölle.“ — Desgleichen lässt Altmeister Goethe seinen Helden Gnade finden:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Durch Goethe's unsterbliches Gedicht findet der grosse Sagenkreis seinen Abschluss; wenn auch viele Andere noch an dem Stoffe sich versucht haben — sie können gegen ein solches Riesenwerk nicht aufkommen. Mit Goethe hat die Faust-

* Unter der irrigen Annahme, dass es Lessing angehöre, neu herausgegeben von K. Engel; Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung 1877. Man vermuthet vielleicht nicht mit Unrecht, dass das Stück gleichbedeutend sei mit dem verschollenen „Joh. Faust, ein alleg. Drama in 5 Acten von Paul Weidmann, Prag 1775.“

Schöpfung, soweit sie von entschiedenem Werthe ist, sich ausgetobt; Anfang und Ende haben sich, wie wir gesehen haben, berührt.

Und nun leb denn wohl, entlarvter Mephistopheles! Steig beschämt hinab in die Kluft der Hölle, klag deinem Herrn und Meister dein grosses Leid und sei ihm auch fernerhin unveränderlich sein getreuer Hephästophilus!

Saarlouis. Adalbert Rudolf.

Ueber eine Modification
in der gewöhnlichen
Eintheilung der deutschen Literaturgeschichte.

Johann Heermann bemerkt in der Vorrede zu der bei Klosemann in Breslau 1644 erschienenen Auflage seiner „Hauss- vnd Hertzmusica“: „Wann dann abermal die Exemplaria gantz abgegangen vnd in den Buchläden wie auch bey mir selbst desswegen stete Nachfrage gewesen: als habe ich sie mit Fleiss überlesen, an vielen Orten, (weil selbiger Zeit, als ich sie aufgesetzet, die jetzige reine Art Teutscher Poesie nicht allerdings recht bekannt gewesen) wo, vnd so viel möglich, verbessert, auch mit etlichen newen Liedern vermehret vnd wiederumb zum Drucke übergeben.“ Ich führe diese, an sich bedeutungslos erscheinende Stelle an, um durch dieses besondere Beispiel darauf hinzuweisen, wie mächtig in der Mitte des 17. Jahrhunderts der Einfluss von Martin Opitz, dem „Herzog deutscher Saiten“, wie ihn Paul Fleming in seinem bekannten Trauersonett nennt, auch selbst auf dem Gebiete des Kirchenliedes sich geltend gemacht habe, welches seiner Natur nach ästhetischen Neuerungen weniger zugänglich erscheint. Schon zehn Jahre vor jenem Heermann'schen Geständniss hatte ein anderer ausgezeichneter geistlicher Liederdichter, Friedrich von Spee, in der Vorrede zu seiner 1634 vollendeten „Trutznachtigall“ darauf hingewiesen, wie er seinen Fleiss daran gesetzt habe, „dass so gar nichts ungleiches, hart-, rauh- oder gezwungenes je dem Leser zun Ohren komme, wann nur der rechte schlag und thon im Ablesen der Versen beobachtet und getroffen werde“, indem er zugleich den Leser ersuchte, „gute Acht zu geben, dass er im Lesen keinen buch-

staben oder sylben zusetze oder auslasse, damit die poetische Zahl und Mass der Versen nicht verändert und der Schlag und Klang unartig werde". Mag die in diesen Worten Spee's sich kundgebende, wenige Decennien vorher noch unerhörte Sorgfalt für die richtige Scandirung seiner Verse nun ebenfalls einem directen Einflusse Opitzens zuzuschreiben sein, oder möge er, wie Manche annehmen, ohne Opitz zu kennen, aus eigenem Antriebe darauf gekommen sein: sicher ist die Rücksichtnahme auf die Form bei einer sonst so wesentlich nur nach innen gekehrten Natur ebenfalls ein Beweis für den in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. allenthalben sich geltend machenden Drang nach einer grösseren Formvollendung, welchem Opitz in seinem 1624 erschienenen „Buche von der deutschen Poeterei" den ersten umfassenden Ausdruck gegeben hatte. Man fühlte, zum Theil, wie namentlich Opitz selbst, durch die Muster des Auslandes angeregt, dass es Zeit sei, jene Strömung, welche durch Luther's Reformation in die deutsche Welt gekommen war und das ganze 16. Jahrh. in ungebändigter Fülle durchrauscht hatte, insoweit sie als Poesie zum Ausdruck gelangte, in formvollendetere Gefässe zu fassen. Machte sich in diesem Hindrängen nach grösserer äusserlicher Ausbildung und Vollendung doch nur ein Gesetz geltend, welches, wie in der Entwickelung des einzelnen Menschen, so nicht minder in derjenigen ganzer Geschlechter und Völker herrscht, und dessen schärfere Berücksichtigung in der Geschichte der Literatur, als des kunstgemässen Ausdrucks menschlichen Denkens und Empfindens in Wort und Schrift, zu empfehlen der wesentliche Zweck der nachfolgenden Bemerkungen ist. Wie das jugendliche Lebensalter des Menschen durch einen kraftvollen, in jeder Weise nach Aeusserung und äusserlicher Bethätigung verlangenden Drang ausgezeichnet ist, welcher erst im gereifteren Alter die Formen massvoller Bildung annimmt, während im späteren Alter, wenn die Fülle schöpferischer Kraft zu versiegen anfängt, ein formelleres Wesen an seine Stelle zu treten pflegt, so verhält es sich mit den einzelnen Perioden der Literatur eines Volkes ebenfalls. Irgend eine mächtige Bewegung, sei es auf dem Gebiete der Religion oder der Politik, ergreift ein Volk mit unwiderstehlicher jugendlicher Kraft. Dieselbe äussert sich im Schriftthum zunächst roh, ungeberdig, formlos, wenn auch mit eigenthümlich ergrei-

fender Gewalt: das ist die erste, volksthümliche Periode einer neuen Literaturepoche. Allmählich macht sich diesem ungebändigten Schaffen gegenüber das unwiderstehlich in jeder Menschenbrust ruhende Streben nach Mass und Harmonie geltend, und jene erste ursprüngliche Bewegung erhält ihren angemessenen Ausdruck in formvollendeten Werken: dies ist die zweite, sogenannte classische Periode einer Literaturepoche; endlich, nachdem die ursprüngliche treibende Idee eines Zeitalters mehr und mehr ihre Wirkung und Bedeutung verloren hat, versuchen die poetischen Producte desselben den Mangel an innerem Gehalt durch immer höher gesteigerte Ansprüche an die äussere Regel, zuletzt durch eine Spielerei mit der leeren Form zu verdecken. Wir können diesen Verlauf einer epochemachenden Bewegung in unserer Literatur zu wiederholten Malen beobachten.

So war, um zu jener Epoche zurückzukehren, mit welcher ich meine Erörterung begann, mit Luther im Beginne des 16. Jahrhunderts endlich der während des ganzen vorhergehenden Zeitalters gährende Drang nach Verinnerlichung und Erneuerung des religiösen Bekenntnisses zum Ausbruche gelangt. Mächtig und schrankenlos ergoss sich derselbe zunächst in jener unerschöpflichen Fülle der prosaischen Flugschriften des Reformators, seinen fast zahllosen Sendschreiben, Gutachten, Vermahnungen, dieser Broschürenliteratur des Reformationszeitalters, deren titanenhafte Kraft und Fülle spätere ähnliche Erscheinungen im Gefolge auch der gewaltigsten politischen Bewegungen kaum wieder erreicht haben. Mehrere Jahre nachher und fast nur durch ein äusseres, das liturgische Bedürfniss hervorgerufen, schlossen sich daran die ersten poetischen Ergüsse des reformatorischen Geistes, die Kirchenlieder Luther's. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie gering diese geniale Natur, der eigenen mächtigen Begabung auch auf diesem Gebiete sich noch unbewusst, diese seine „garstige und schnöde Poeterey und Gedicht“ der Poesie seiner „lieben Psalmen“ gegenüber anschlägt, und wie er doch, die grosse Wirksamkeit derselben ahnend, seine Freunde, einen Spalatin, P. Speratus, Dolzig etc. anruft, ihn in diesem Werke der geistlichen Dichtung zu unterstützen. So rauscht dieser Strom geistlicher Poesie in die Welt hinaus, sprudelnd und unharmonisch zunächst, wie eine Flüssig-

keit aus dem zu engen Halse eines Gefässes, und doch von der eigenthümlich ergreifenden Wirkung ursprünglicher Geisteskraft. Was fragen diese Glaubens-, Gebet-, Dank- und Triumphlieder des Reformators, diese: „Wir gleuben all an einen Gott", „Ein feste Burg ist unser Gott", „Aus tieffer Not schrei ich zu dir", „Es spricht der Unweisen Mund wol", „Nu freut euch, lieben Christen gmein" u. a. nach Prosodie, Metrik und selbst Grammatik? Trochäen, Jamben, Spondeen und Pyrrhichien werden fast unterschiedslos durch einander geworfen, Sylben nach Bedürfniss ausgestossen oder zugesetzt, syntaktische Fügungen mit souveräner Licentia poetica erzwungen oder geändert, je nachdem es der vor Allem zum Ausdruck zu bringende Gedanke nöthig zu machen schien. Und die Genossen und Mitstreiter des Reformators, ein Paulus Speratus in seinem, von Luther hochgeachteten: „Es ist das Hayl vns kummen her", ein Justus Jonas, Nicolaus Decius und Andere thaten es ihm hierin getreulich nach, freilich ohne auch immer seinen mächtigen Geist in ihre regellosen Formen zu schütten. Dasselbe Verhältniss blieb im geistlichen Liede, nicht minder wie im weltlichen Volksliede, unzweifelhaft den beiden kräftigsten Sprossen der Poesie des Jahrhunderts, während des ganzen Verlaufes desselben. Noch die beiden, den Ausgang desselben zierenden, Philipp Nicolai's um 1590 entstandene Lieder: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" und „Wachet auf, ruft uns die Stimme" tragen in der Form durchaus den Charakter der lyrischen Erstlinge der Reformation an sich und lassen wie diese in Bezug auf Metrum, Prosodie und Reinheit der Formen das Möglichste zu wünschen übrig. Verszeilen, wie: „Wo seyd ihr klugen Jungfrauen?" als vierfüssige Jamben verschlucken zu sollen, ist eine „harte Buss'", mit dem Volksliede zu reden. Nicht anders verhält es sich mit den erzählenden und dramatischen Leistungen des Jahrhunderts. Die Schwänke Hans Sachsens, nicht minder wie das „Glückhaft Schiff" Fischart's und der „Froschmeusler" Rollenhagen's gemahnen, was Fluss des Verses betrifft, leise oder laut an jenen alten, dem deutschen Gesange gleich in den ersten Zeiten seines Entstehens von einem römischen Schriftsteller zugesprochenen Eindruck des Fahrens über einen Knütteldamm. Wenn Fischart an der Mannschaft seines „Glückhaften Schiffes" rühmt ihre

„Handvest Arbeitsamkeit
Vnd standhafft vnverdrossenheit,
Durch rudern, riemen, stossen, schalten,
Vngeacht müh ernsthafft anhalten,
Nicht schewen hitz, schweiss, gfärligheit
Noch der wasser vngstümmigkeit“,

oder wenn Rollenhagen sein „Epos“ mit der Erklärung anhebt:

„Dieweil man jtzt der weissheit Wort
Weder von Gott noch Menschen hort,
Ist b'dacht, ob jemand was er solt,
Von Fröschen vnd Meusen lernen wolt“,

so bekommt man von der Güte der Gesinnung und der Schlechtigkeit der Musik dieser Verse eine ungefähr gleich grosse Vorstellung. Nicht anders verhält es sich mit den dramatischen Leistungen des Jahrhunderts, den Fastnachtspielen eines Hans Sachs, eines Nikolaus Manuel, Paul Rebhuhn und Jakob Ayrer, welchen man, ganz abgesehen von ihrer Verskunst, auch hinsichtlich der dramatischen Technik den Namen von Dramen doch nur geben kann, wie man Polypen auch schon Thiere nennt. Bartholomäus Ringwald schliesst sich in der Form seiner didaktischen Poesien, seinem „Treuen Eckart“ und seiner „Lauteren Wahrheit“ den oben charakterisirten epischen Leistungen ebenbürtig an, und Joh. Fischart scheint auf demselben Gebiete, in Poesie und Prosa, gegen Ende des Jahrhunderts noch einmal mit Glanz zeigen zu wollen, was sich dasselbe an Zügellosigkeit der Form gestatten durfte.

Dieser poetischen Production gegenüber erscheinen die ästhetischen und namentlich metrischen Forderungen, wie sie Opitz in seinem „Buche von der deutschen Poeterei“ aufstellt, in der That als ein sehr grosser Fortschritt. Mag er sie nun auch nachweislich zum Theil ausländischen Vorgängern, namentlich Pierre de Ronsard's „Abrégé de l'art poétique françois“, entnommen, und den Theorien eines Julius Cäsar Scaliger sich eng dabei angeschlossen haben, immerhin ist die Erkenntniss eine bahnbrechende, dass im Deutschen, wie auch im Französischen, „ein jeder verss entweder ein iambicus oder trochaicus sei, nicht zwar das wir auff art der griechen vnnd lateiner eine gewisse grösse der sylben können in Acht nemen, sondern das wir aus den accenten vnnd dem thone erkennen, welche sylbe

hoch vnnd welche niedrig gesetzt soll werden“, und seine Anschauung von der Poesie ist offenbar eine höhere, wonach es noch „das allerwenigste sei, was in einem Poeten zue suchen ist, die worte vnd Syllaben in solche gewisse gesetze zue dringen vnd verse zu schreiben“, sondern wonach der Dichter „εὐφαντασίωτος“ sein soll, „von sinnreichen einfällen vnd erfindungen, ein grosses vnverzagtes gemüte haben, hohe sachen bey sich muss erdenken können, soll anders seine rede eine art kriegen vnd von der erden emporsteigen“. Die hohe Bedeutung dieser Opitz'schen Grundsätze für die Entwickelung der deutschen Poesie besteht eben darin, dass er damit den gleichzeitigen oder unmittelbar nach ihm auftretenden geistlichen Dichtern, wie aus den, am Anfange dieser Abhandlung aus den Vorreden Heermann's und Spee's angeführten Stellen hervorging, die Sprossen gereicht hat, auf welchen sie zu der Höhe ihrer Classicität emporgestiegen sind. Denn das muss man meines Erachtens vornehmlich festhalten, und zwar schärfer, als es in heutigen Literaturgeschichten geschieht, dass der herrschende Charakter der Poesie des 17. Jahrhunderts noch ebenso wie der des 16. Jahrhunderts, deren Vollendung und Abschluss sie lediglich bildet, ein vorwiegend geistlicher ist, und dass wir auf diesem geistlichen Gebiete ihre eigentlich classischen Leistungen suchen müssen. Nicht die weltlichen Dichtungen eines Opitz und Fleming, jenes „Trostgedicht“ des Ersteren „in Widerwärtigkeiten des Kriegs“, seine „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths“, seine „Schäferei von der Nymphe Hercinie“, seine „Daphne“ und „Judith“, noch auch die Sonette und Sinnsprüche der beiden Dichter, alles längst vergessene und kaum noch von den Literaturhistorikern zuweilen durchstöberte Poeme sind es, in denen, wie meist in unseren Literaturgeschichten noch geschieht, die Höhepunkte der poetischen Leistungen dieses Jahrhunderts zu suchen sind, sondern diese Höhepunkte sind die geistlichen Lieder eines Paul Gerhardt, eines Johann Heermann, eines Fleming, eines Angelus Silesius, eines Johann Franck, eines Simon Dach, der Fortsetzer und formellen Vollender der geistlichen Dichtungen des Reformationszeitalters, alles Männer, deren Lieder seit dritthalb Jahrhunderten in dem Munde und den Herzen der Ungebildeten wie der Gebildetsten leben (ich erinnere an die hohe Bewunderung,

welche noch neuerdings ein Arthur Schopenhauer den Poesien des Angelus Silesius wiederholt gezollt hat), und welche damit sicher einen beglaubigteren Freibrief an die Unsterblichkeit haben, als jene bei der literaturgeschichtlichen Durchmusterung des Jahrhunderts gewöhnlich noch immer in den Vordergrund gerückten weltlichen Poeten des Zeitalters, welche, beiläufig bemerkt, auch ihrerseits der geistlichen Dichtung viel mehr gehuldigt haben, als in den Literaturgeschichten gewöhnlich hervorgehoben wird. Die geistliche Signatur des ganzen Zeitalters ist eben noch eine so ausgeprägte, dass in den nichtgeistlichen Gattungen der Poesie, wie im Drama, selbst so tüchtig beanlagte Naturen, wie Andreas Gryphius, trotzdem dass sie sich auch den Opitz'schen Lehren anschliessen und damit allerdings einen bedeutenden Fortschritt über die Dramatiker des 16. Jahrhunderts erzielen, dennoch nicht zu Schöpfungen sich erheben können, welche classischen Werth oder Anspruch auf Dauer haben. Denn wer möchte den Producten selbst des genannten talentvollen Dramatikers, also Tragödien wie „Leo Armenius“, „Cardenio und Celinde“, „Ermordete Majestät oder Karl Stuart“, oder seinen Lustspielen wie „Horribiliscribrifax“ und „Peter Squenz“ eine andere Unsterblichkeit zugestehen, als die in unseren Literaturgeschichten, von denen eine immer der anderen das Lob derselben nachspricht, ohne kaum jemals einen Leser zur Lectüre derselben veranlassen zu können.

Der geschilderten classischen Höhezeit der geistlichen Dichtung des 17. Jahrhunderts folgt am Ende desselben und am Beginn des 18. der Niedergang und Abfall derselben, wie er schon in den breit dahin fliessenden Gesängen eines Johann Rist und Benjamin Schmolcke beginnt und in den seichten, aber sorgsam regulirten Gewässern der Dichtung eines Canitz und Brockes seinen weiteren Fortgang findet. Die Namen der Hauptvertreter der weltlichen Dichtung jenes Zeitraumes, der sogenannten zweiten schlesischen Schule, eines Hoffmannswaldau, Lohenstein, eines Philipp von Zesen darf man nur nennen, um damit den Begriff einer gehaltlosen, in formellen Spielereien sich ergehenden Dichtkunst zu erwecken. Das oben von mir gekennzeichnete Gesetz der Entwickelung der Poesie in einem bestimmten Zeitraum hatte sich eben in seiner ganzen Bestimmtheit und Deutlichkeit geltend gemacht. Von der formlosen

Kraft des Reformationszeitalters war die Poesie über den, durch Opitzens Hülfe erstiegenen Höhepunkt während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu der wesentlich formellen Gehaltlosigkeit im letzten Drittel des 17. und im ersten des 18. hinabgestiegen.

Ebenderselbe Kreislauf der Entwickelung wiederholt sich nun genau in der zweiten grossen Periode der neudeutschen Literatur, der Zeit von der Mitte des 18. bis zum zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts. Ich brauche den Charakter dieses ganzen Zeitraums, wie er zunächst von Goethe in der bekannten Stelle seiner „Wahrheit und Dichtung" und nach ihm in unzähligen neueren Literaturgeschichten gezeichnet ist, hier nicht zu wiederholen. An die Stelle der vorwiegend kirchlich-religiösen Färbung der vorhergehenden beiden Jahrhunderte tritt nun die national-humane. Durch die Reformation haben diejenigen Theile Deutschlands, welche sie annahmen, also der Norden und der Südwesten, eine Selbständigkeit erlangt, welche durch die Stürme des 30jährigen Krieges bewährt, durch die Siege Friedrich's des Grossen besiegelt wurde. Es darf uns nicht beirren, dass der erste grosse Dichter, welcher in dieser neuen Zeit auftritt, Klopstock, zunächst wieder geistliche Stoffe für seine Dichtung wählte. Einerseits ist, trotz seiner Gläubigkeit, die Art, wie er sie behandelte, keineswegs eine kirchliche, vielmehr eine, die sogen. humane Auffassung anbahnende, andererseits bekundet er durch die Form seiner Dichtung, indem er zum ersten Male die antiken Versmasse uns zu eigen macht und beherrscht, das nationale Selbstbewusstsein und die neugestählte nationale Kraft in ausgezeichnetem Grade. Seine und seiner Nachahmer sogen. Bardendichtung documentirt diese nationale Strömung der Zeit noch ganz ausdrücklich. Die zweite Grundrichtung der Zeit, die sogen. humane, wird durch Wieland, und zwar durch diesen mit Anlehnung an die französische Bildung, und durch Lessing, durch diesen mit Anlehnung an das classische Alterthum gepflegt und grossgezogen. Im ungezügelten, formlosen Ungestüm brechen beide, so herangereifte Richtungen des Jahrhunderts in der sogen. Sturm- und Drangperiode hervor; die Wahl der Prosa für poetische Stoffe, und zwar einer überschäumenden, alle bisherigen Regeln durchbrechenden Prosa, wie sie Goethe's Götz und Werther, Schiller's Erstlingsdramen und die zahllosen Romane und Schau-

spiele ihrer Nachtreter an sich tragen, bekundet diese Verachtung der Form, wie sie für die erste Entwickelungsstufe einer neuen Epoche charakteristisch ist, deutlich genug, ja zum Entsetzen der Männer selbst, welche diese Richtung unbewusst erzeugt und grossgezogen haben, eines Friedrich II. und Lessing, welche beide wohl in sonst nichts, als in dem Erschrecken vor dieser Formlosigkeit der neuen Epoche der deutschen Literatur übereinstimmten. Eben die beiden Heroen unserer Dichtung, deren Erstlingsdichtungen jenen Charakter der Formlosigkeit, ja der theilweisen Rohheit am ausgeprägtesten zur Schau trugen, Goethe und Schiller, schlagen auch zuerst und in wahrhaft typischer Weise den, zu grösserer formeller Bildung, ja Formvollendung führenden höheren Weg ein. Es ergiebt sich, wenn man die Aeusserungen beider Männer über ihr Ringen nach dieser formellen Ausbildung in den Briefen aus den betreffenden Epochen, also aus der Zeit von Goethe's italienischer Reise und der Pause der Schiller'schen dramatischen Thätigkeit zwischen dem Don Carlos und Wallenstein vergleicht, eine wahrhaft überraschende Uebereinstimmung mit den oben citirten Aeusserungen aus den Vorreden der classischen Liederdichter des 17. Jahrhunderts. Hier wie da Unzufriedenheit mit der bisherigen laxen Methode und ein Ringen nach strengerer poetischer Form, welches sich bei Goethe und Schiller in dem Uebergang von der Prosa zum Jambus in ihren Dramen offenbart. Endlich erscheinen, nachdem nach langen Schwankungen und vielfältigen Zweifeln die Entscheidung für die strengere Form getroffen ist, jene köstlichen Früchte der damit herangebrochenen zweiten classischen Epoche der neuen deutschen Literatur, die Iphigenie, der Tasso, der Wallenstein und seine dramatischen Nachfolger, die vollendeten lyrischen Schöpfungen jener Zeit. Nur zu bald tritt, wie sich denn alles Menschliche erfahrungsgemäss nur gar zu kurz auf der Höhe der Vollendung erhält und das Schönste am frühsten stirbt, der Niedergang von diesem Höhepunkte ein, vornehmlich durch die romantische Schule, welche daher schon Gervinus treffend mit der zweiten schlesischen Schule verglichen hat, und ihre überspannten Anforderungen an die Form neben verhältnissmässig geringem geistigen Gehalt, andererseits durch die Producte des späteren Lebensalters Goethe's bezeichnet,

welches schon seiner Natur nach zu jenem Formalismus hinneigen musste. Und so sehen wir auch in der zweiten grossen Epoche unserer neudeutschen Literatur wieder jenen Cirkeltanz von einer ersten frischen, aber formlosen Production, über die Höhezeit einer Harmonie zwischen Form und Gehalt hinweg, hinunter zu der wesentlich formellen Poesie einer absteigenden Geisteskraft, ganz entsprechend der gleichen, oben charakterisirten Bewegung in der ersten Epoche dieser neudeutschen Literatur, während des 16. und 17. Jahrhunderts, geschlossen.

Genau diesen beiden grossen Epochen unserer neudeutschen Literatur mit ihrer jedesmaligen dreifachen inneren Gliederung entsprechen nun die beiden Hauptepochen unserer altdeutschen Literatur, ja sie bieten einen Parallelismus der Erscheinung mit denselben dar, wie er bei geistigen Dingen selten und wahrhaft überraschend ist. Ebenso wie die erste Epoche unserer neudeutschen Literatur ihren Impuls durch die Reformation erhält, und diesem Ausgange gemäss den geistlichen Charakter durch alle die drei oben gekennzeichneten Stufen ihrer Entwickelung bewahrt, so war der erste grosse Zeitraum der altdeutschen Literatur, die sogenannte althochdeutsche Zeit, durch die Einführung des Christenthums in Deutschland hervorgerufen und bedingt, und alle ihre Producte tragen den geistlichen Charakter an sich und behandeln vorwiegend geistliche Stoffe. Und ebenso wie die Reformation, als sie nach schweren geistigen und materiellen Kämpfen endlich durchgedrungen war, eine nationale Erhebung derjenigen deutschen Stämme, welche sie angenommen hatten, und damit die zweite oder classische Literaturepoche dieses neudeutschen Zeitraums hervorgerufen hatte, ebenso schloss sich an den altdeutschen Zeitraum, nachdem das, durch das Christenthum gebildete und gekräftigte deutsche Volk sich zu dem nationalen Selbstbewusstsein und der nationalen Machtentfaltung erhoben hatte, wie sie die Herrschaft der fränkischen und besonders der hohenstaufischen Kaiser charakterisiren, die Blüthezeit der altdeutschen Literatur an, die sogenannte mittelhochdeutsche oder schwäbische classische Epoche des 12. und 13. Jahrhunderts. Auch jene dreitheilige innere Gliederung, wie ich sie in den beiden Epochen der neudeutschen Literatur nach-

gewiesen habe, findet sich in den beiden grossen Zeiträumen der altdeutschen Literatur wieder. Jener Sturm und Drang, welcher die ersten Perioden der beiden neuhochdeutschen Zeiträume durchbraust, tritt in den ersten Perioden der beiden altdeutschen Zeiträume allerdings nicht so kräftig hervor, wenigstens ist er in den Schöpfungen derselben nicht so deutlich vernehmbar. Wohl aber ist auch diesen beiden Perioden jener volksthümliche Charakter eigenthümlich, welcher naturgemäss mit dem ersten Aufschwunge einer neuen Epoche verbunden ist und welcher in dem althochdeutschen Zeitraume in dem Anschlusse an die, der vorhergegangenen heidnischen Zeit eigenthümliche Form der Alliteration, wie sie in den Eddaliedern vorherrschte, bezeichnet ist. Vereinzelte geistliche Stücke, wie das Wessobrunner Gebet, das Bruchstück vom jüngsten Gericht, Muspilli genannt, vor Allem aber der Heliand, sind charakteristische Merkmale dieser ersten geistlich-populären Periode. Aber gerade so wie Opitz, im Anschlusse an ausländische Muster, die populären Dichtungsformen des 16. Jahrhunderts zu höherer Ausbildung erhebt, so leitet Otfried, geführt von dem Vorbilde der lateinischen Reimpoesie der Kirche, die deutsche Dichtung zu der vierzeiligen Reimstrophe. Ganz mit Recht bezeichnet W. Wackernagel, welcher überhaupt das Verdienst hat, jene dreitheilige Gliederung wenigstens für den althochdeutschen Zeitraum in seiner Literaturgeschichte zum ersten Male hervorgehoben zu haben, diesen Umtausch der alliterirenden Form mit dem Reim, der Strophenlosigkeit der alliterirenden Gedichte mit der vierzeiligen Strophe und der zwei Hebungen der bisherigen Verse mit den jetzt eingeführten vier grammatischen Accenten, als einen Vorgang der erheblichsten Wichtigkeit für unsere ganze Literaturgeschichte, und als die Grundlage alles jenes Formenreichthums, welchen unsere Literatur in dem Jahrtausend ihrer darauf folgenden Entwickelung entfaltet hat. Otfried mit seiner, in dieser neuen Form gedichteten Evangelienharmonie, deren an Erzbischof Liutbert gerichtete Vorrede, gewissermassen der erste tastende metrisch-ästhetische Essay unserer Literatur, uns stellenweis unwillkürlich an die ähnlichen Erörterungen in Opitzens „Buch von der deutschen Poeterei“ erinnert, bezeichnet auf diese Weise mit Recht den classischen Höhepunkt des altdeutschen Zeitraums. Die, dieser

Strophenform nahverwandte Form der Leiche, wie sie die Erzählung von Christus und der Samariterin, das Lied auf den Sieg König Ludwig's über die Normannen und einige andere Denkmäler jener Zeit an sich tragen, gehört dieser classischen Epoche ebenfalls an. Ein entschiedenes, dem oben schon zweimal von mir geschilderten Uebergange in eine nur formale Poesie entsprechendes Herabsteigen von dieser althochdeutschen Classicität wird durch die geistliche lateinische, oder lateinisch-deutsche Mischpoesie bezeichnet, wie sie zur Zeit und an dem Hofe der kunstsinnig gebildeten Ottonen aufkam, und von der in dem sogenannten Modus Carelmanninc, Modus Libinc, Modus Ottinc, sowie in dem, auf die Versöhnung Otto's I. mit seinem Bruder Heinrich gedichteten, mit lateinischen und deutschen Versen spielend abwechselnden Leich hinlänglich charakteristische Beispiele vorliegen.

Der sich an den althochdeutschen Zeitraum anreihende, auf die mehr und mehr sich befestigende Macht und Selbständigkeit des deutschen Volkes als Nation sich gründende sogenannte mittelhochdeutsche Zeitraum wird zunächst durch Producte eröffnet, welche an die Klopstock'schen und die ihm verwandten Dichtungen erinnern, mit denen die erste Periode des grossen zweiten neudeutschen Zeitraums beginnt. Es sind dies Werke, wie die poetische Bearbeitung der Genesis und des Exodus, der Geschichte der Judith und die anderen, in der Vorauer Handschrift enthaltenen, von Diemer in seinen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts veröffentlichten, biblische Stoffe zu Grunde legenden Dichtungen. Sie unterscheiden sich, wie dies gleicherweise mit Klopstock's Gesängen der Fall ist, von den geistlichen Dichtungen der vorhergehenden Periode sehr wesentlich dadurch, dass der Phantasie und der nationalen Empfindung bei ihrer Abfassung ein freierer Spielraum gestattet ist, ein Beweis, wie ich oben andeutete, der grösseren Stärke, zu welcher das nationale Bewusstsein und das weltliche Element überhaupt inzwischen aus der geistlichen Schulung der vorhergehenden Zeiten emporgediehen war. Noch freier bewegt sich die dichterische Phantasie und die populäre Gestaltungskraft in den, diesen biblischen Dichtungen sich anschliessenden Legendenbearbeitungen, wie sie im Annoliede und den betreffenden Partien der Kaiserchronik vorliegen. Bis zum völligen Ueber-

tragen fremder, antiker und modern französischer Stoffe, also bis zur eigentlichen Nationalisirung ist die poetische Gestaltungskraft in Dichtungen wie dem Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht, dem König Rother und dem Rolandsliede des Pfaffen Konrad vorgedrungen. Die Form dieser Epen ist freilich noch die möglichst einfache, es ist die der gereimten Prosa, wobei die Reime noch ziemlich ungenau sind oder, in weiterer Entwickelung, unter Anlehnung an das Vorbild der französischen Epik, die regelmässigeren achtsylbigen, reimenden Verspaare. Allmählig erhebt sich aus diesem Niveau der Verskunst, besonders durch die Bemühungen Heinrich's von Veldeke, des Vaters der neuen höheren Dichtungsform, die Observanz strengerer Reime und regelmässigerer Abwechslung von Hebungen und Senkungen, die epische Langzeile, vollendet in der Nibelungenstrophe; reichere lyrische Versmasse wurden ausgebildet, und so tritt bei gleichzeitigem Wiederaufsuchen der alten national-volksthümlichen Stoffe und freierer Beherrschung der dem Auslande, namentlich den westlichen Nachbarn entlehnten, die classische Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung ein, welche durch die Neubearbeitungen der Nibelungen- und Gudrunsage und durch Namen wie Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg bezeichnet wird. Der letztere Dichter, unstreitig, was die Behandlung der Sprache betrifft, der genialste des ganzen Zeitraums, weist durch die spielende Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabt, schon auf den Uebergang zur folgenden dritten Periode des ganzen mittelhochdeutschen Zeitraums hin, in welcher, wie bei Konrad von Würzburg, Ulrich von Liechtenstein u. A. die Künstlichkeit der Form, das Vorherrschen der bis ins Unendliche gehäuften Phrase und bildlichen Ausdrucksweise die Hauptsache wird, oder wie bei Rudolf von Ems und Hugo von Langenstein an die Stelle der früheren Knappheit und Bestimmtheit der Erzählung eine selbstgefällige, weitschweifige Breite tritt, bis sich der ganze Niedergang der Poesie, der damit bezeichnet ist, in der starren Künstlichkeit des Meistergesangs oder ihrem Gegentheil, der wieder eintretenden Formlosigkeit der Schwank- und Abenteuerdichtung offenbart. Wie diese Richtungen sich in dem langen Zeitraume des 14. und 15. Jahrhunderts weiter entwickeln, wie sich mit

ihnen die ersten Keime einer neuen Zeit, die an Formlosigkeit ihnen freilich gleichenden, an Tiefe und Kraft der Empfindung aber die Gesammtdichtung des Mittelalters überragenden weltlichen und geistlichen Volkslieder dieses Zeitraums verflechten, dieses weiter auszuführen, würde hier zu weit führen.

Es genügt mir, mit dieser, der Natur der Sache nach nur knappen, flüchtigen Skizze angedeutet zu haben, wie ich mir den grossen Stoff unserer Literatur seiner innersten Natur nach sachentsprechender vertheilt und gegliedert denke, als es in unseren Literaturgeschichten meist geschieht. Die gewöhnliche Vertheilung desselben in einen althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Zeitraum hat offenbar die Thatsache gegen sich, dass die mittelhochdeutsche Literatur von der althochdeutschen weder dem Stoffe noch der Form nach wesentlich verschieden, sondern vielmehr nur eine weitere Entwickelungsphase derselben ist, während bei dieser Eintheilung in jene drei Zeiträume die ganze Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts nicht zur Geltung kommt, vielmehr nur immer wie eine nicht eigentlich zur Blüthe gelangende, in den schlimmen Zeiten des 30jährigen Krieges verkümmernde Pflanze dargestellt wird. Noch minder stoffbewältigend scheint mir die, von anderen Literarhistorikern beliebte Vertheilung unserer Literatur in sieben oder acht oder eine noch grössere Anzahl nur äusserlich an einander gereihter, sich auf einander folgender Perioden. Und die innere organische Entwickelung jedes der einzelnen Zeiträume, auf welche ich oben wiederholt hinwies, wird bei beiden Eintheilungsarten gewöhnlich ausser Acht gelassen. Beidem ist durch meine oben vorgeschlagene Vertheilung des ganzen Literaturstoffes in zwei grosse Zeiträume, einen alt- und neuhochdeutschen, deren jeder wieder zwei Perioden, nämlich eine erste Periode geistlicher, eine zweite, auf dieser ersteren fussende Periode weltlicher Literatur enthält, mit einer jedesmaligen dreifachen Gliederung der sich so ergebenden vier grossen Zeiträume in eine Zeit des Aufsteigens, der Blüthe und des Niedergangs der jedesmaligen Epoche, abgeholfen, und gestatte ich mir daher, diesen meinen unmassgeblichen Vorschlag zu weiterer geneigter Berücksichtigung zu empfehlen.

Berlin. Dr. Biltz.

Von einigen Steinen
und ihren vermeinten Kräften.

Krût, steine unde wort,
hant an kreften grôzen hort.
Freidank III, 6.

Die Volksüberlieferungen bilden ein Stück unserer geistigen Culturgeschichte, denn sie sind ein Ausfluss poetischen Empfindens und sittlichen Wollens, eine Kundgebung naiver Naturanschauung, ein schönes Zeugniss inniger und lebendiger Religiosität unserer Vorfahren. Den volksthümlichen Ueberlieferungen, welche sich auf die belebte Natur beziehen, schenkte man bisher grössere Aufmerksamkeit als jenen, die in Bezug zur Steinwelt stehen; deshalb muss es jeden Freund der Volksdichtung doppelt freuen, dass einer unserer thätigsten Gelehrten, Professor Hans Lambel, das vom alten Volmar herrührende altdeutsche Gedicht über die Edelsteine mit zahlreichen Anmerkungen unter dem Titel das Steinbuch* kürzlich erscheinen liess, so dass es jetzt leicht ist, sich ein Bild zu entwerfen über das, was unser Volk in längst verwichenen Tagen von den verschiedenen Steinen geglaubt hat. Dass die Steinfabeln weit ins Alterthum zurückgreifen, sieht man in Kalidasa's weltberühmter Sakuntala, wo eines Sonnensteines, des Geliebten der Sonne, gedacht wird, der die Eigenschaft hat, durch die Sonnenstrahlen eine grosse Hitze zu erlangen (2. Act, 40).

Sieht man von jenen Volkssagen ab, die sich auf Berge, Felsen, Gebirge etc. beziehen, so erfreuen sich selbstverständlich die Edelsteine der grössten Auszeichnung in Bezug dessen, was von ihnen gesagt und gefabelt wird. Der herrliche Glanz, der grosse Härtegrad, das prachtvolle und reizende Farbenspiel sind Ursache, dass ihnen die seltensten Kräfte, physische wie moralische, angedichtet worden sind. Die Macht der Edel-

---

* Heilbronn. Verlag der Gebr. Henninger. 1877.

steine und der Zauber, den sie auf den Menschen auszuüben vermögen, seien so gross, dass sogar, wie Ariosto meint (43 Ges. 36 St. ras. Roland), das treueste Weibergemüth durch sie in leises Schwanken versetzt werden könne. Der blosse Name Edelstein, Gemme, oder alterthümlich gimme, gilt den alten Dichtern als etwas Edles in seiner Art, und sie gebrauchen ihn, um bildlich das Herrlichste und Schönste zu bezeichnen: swaȥ man uns von tugende ie gesagte, des was der êrbære ein gimme und ein adamant, heisst es in dieser Beziehung in Dietrichs Flucht (Lexer, mhd. Wb. I, 1017). Boner nânnte sein Büchlein, womit er das Sinnen und Denken, das Fühlen und Empfinden veredeln wollte, sehr sinnreich den Edelstein, und fordert, dass die Beispiele, welche darin enthalten sind, nicht obenhin anzusehen, sondern inwendig zu erkennen seien. Dichter und Schriftsteller alter wie neuer Zeit haben den Edelsteinen grosse Aufmerksamkeit geschenkt. In den Monatssteinen, die Theodor Körner nach einer arabischen Mythe bearbeitet hat, und das ein recht tief empfundenes und anheimelndes Gedicht ist, symbolisiren Hyacinth, Amethyst, Heliotrop, Sapphir, Smaragd, Chalcedon, Carneol, Onyx, Chrysolith, Aquamarin, Topas, Chrysopras die einzelnen Monate von Jenner bis December. Weltberühmt ist das Zwölfergestein: Almadin, Topas, Smaragd, Karfunkel, Sapphir, Hyacinth, Krystall, Achat, Amethyst, Chrysolith, Onyx und Jaspis, jene Steine nämlich, die Aron an der Brust seines Festkleides trug, wenn er in den Tempel Gottes gehen musste, und welche die zwölf Stämme des auserlesenen Volkes sinnbildeten.

Von diesen 12 Steinen verursacht der Almadin, dass man leichter wird, und dass alle Zaubermittel ihre Gewalt über uns verlieren, sobald man ihn bei sich trägt.

Der Topas hat die Eigenschaft, dass sich der, welcher sich darin besieht, verkehrt sieht. Wird dieser Stein in wallendes Wasser gegeben, so hört es auf zu sieden; er schützt noch gegen Räuberei und Diebstahl, gegen Zorn und unkeuschen Sinn, stillt den Blutfluss und macht froh und wohlgemuth.

Der Smaragd mit seinem herrlichen Glanze ist nach dem Florianer Steinbuch (der Anhang zu Prof. Lambels fleissiger Arbeit) ein Symbol der Keuschheit und Jungfräulichkeit.

Konrad von Würzburg veranschaulicht uns durch ihn die Abstracta Würde und Ehrbarkeit, und dass dieser Stein Lust und Liebe zu den Studien erregt, betont der abenteuerliche Simplicissimus, was ziemlich zum Tiroler Volksglauben stimmt, nach dem es heisst: der Smaragd stärke das Gedächtniss, schärfe das Gesicht und verleihe Furchtlosigkeit vor Menschen und Geistern. Wenn man solches liest, erinnert man sich unwillkürlich an König Ortnit, welcher von dem Zwerge Elberich einen Stein erhält, der ihn die fremdesten Sprachen verstehen lehrte und, verborgen im Munde getragen, dem König Alles kund machte, was vor ihm in was immer für einer Zunge geredet wurde (Simrock, kl. Heldb. 361). — Der Smaragd mehrt auch Gut und Ehre, ist vorzüglich zum Teidingen, am Halse getragen schütze er gegen Fallsucht; aber grosser Schaden geschieht ihm, wenn er benetzt oder ins Bad mitgenommen wird.

Vom Karfunkelstein rühmt das Steinbuch, dass die Sterne am Himmel auch nicht schöner erglänzen; er brennt so recht als eine Gluth, und Kräfte hat er so viele, dass es schwer hält, alle aufzuzählen. Was weiss nicht Alles Reineke (Frankfurt 1617) dem König Nobel von diesem Steine vorzuschwätzen! Wer krank ist und den Karfunkel anrührt, sagt der Listige, wird gesund; wer ihn an der Hand trägt, kann weder gefangen noch verrathen werden; Feuer vermag ihm nichts anzuhaben, ungefährdet geht er durch die Welt, denn die Gifte schaden ihm nicht und angenehm macht er vor Jedermann. Der Tiroler Hans Vintler nennt in seinen Pluemen der Tugent das höchste Wesen geradezu einen klaren Karfunkelstein (Vers Nr. 5328). — Zedlitz aber schildert im Waldfräulein p. 87 die Augen der Wassernymphe als starr, glühend und unheimlich wie Karfunkelstein, was umsomehr beachtenswerth ist, als der Teufel Vizli Buzli (die personificirte böse Versuchung), wie er mit dem Michel Karten spielt, in Ermangelung des Bargeldes, seinen Verlust mit einem Fingerring, in dem ein rother Karfunkel prangt, begleicht, der die wunderbare Kraft besitzt, dass der Michel, sobald er kein Geld hat, nur in den Sack langen darf, um einen bayrischen Thaler darin zu finden; freilich dürfe das an keinem „Fyrtig“ geschehen, denn da wäre es zu Michels Unheil. (Vgl. J. P. Hebel, alm. Ged. Nr. 8.) — Den schön-

sten Vergleich stellt Ludw. Tieck an: ihm gilt seine Sophie als ein stilles Wunder, als ein Karfunkelstein,

> Dess Strahlen auch entfernt vom Sonnenscheine,
> Magisch mit eignem innern Feuer brennen,
> Wo sonst kein Licht wohnt, in der Erde Tiefen.

Das Sinnbild des blauen Himmels, der Demuth des Herzens, der Hoffnung auf Stätigkeit, um das Ewige zu begreifen und sich des Weltlichen zu entschlagen, das ist der Sapphir, jener lieblich blaue Edelstein, auf dem auch Johovah thront. Dieses tiefen Symbols wegen prangt dieser Stein sehr oft in geistlichen Ringen, die von kirchlichen Würdenträgern getragen oder an Mitglieder geistlicher Gesellschaften verschenkt worden sind.

Geschwulst mit dem Sapphir bestrichen, entweicht; innere und äussere Hitze benimmt er; Siechthum vertreibt und Fallsucht heilt er, weshalb man ihn den seligen Stein nennt; er hilft aus jeder Noth, öffnet Riegel und Schlösser, zerbricht Ketten und Fesseln; wer gefangen ist und nimmt ihn in den Mund, wird den Augenblick ledig und los; er bewahrt vor Lug und Trug, durch ihn erwirbt man Huld uud Freundschaft, Weisheit und Vernunft. Freilich sind diese Kräfte und Gaben an die Bedingung gebunden, dass man sich aller Unkeuschheit entschlage.

Jene reizenden Augen von flachsblüthenblauer Farbe, welche uns so mächtig zu bezaubern vermögen, nennt Tieck zutreffend: Sapphiraugen!

Häufig wird in alten Dichtungen der Jachant oder Hyacinth genannt. Wer ihn an der Hand trägt, dem dienen Knechte und Mägde mit Willen und Liebe. Scheint die Sonne, wird er hell, wie ein silberklares Brünnlein; ändert sich das Wetter, ziehen dunkle Wolken auf, dann wird er trübe; er verursacht Fröhlichkeit, verscheucht Traurigkeit und Melancholie, hilft gegen Pestilenz, Seuchen und Gift, schützt unsere Habe, veranlasst die Erfüllung unserer Wünsche und macht beliebt bei allen Leuten.

Wenig gilt Volmar der Krystall. Nur die besten Varietäten vermögen, wenn sie gegen die Sonne gehalten werden, Zunder, den man in ihre Nähe bringt, zu entzünden. Stillenden Frauen, sagt das Florianer Steinbuch, verleiht dieser Stein

viel Milch, wenn sie ihn klein zerstossen und mit Honig vermischt geniessen.

Unter den Achaten stand der von schwarzer Farbe in Ansehen. Wer ihn bei sich hat, kann nicht gefangen werden, Nattern und Schlangen schaden ihm nicht, eine Meinung, die heute noch der Tiroler Volksglaube theilt. Ueberdies, glaubt auch der Tiroler, verleihe der Achat der Seele Heiterkeit, der Zunge Beredsamkeit und, Nachts zu Häupten gelegt, schöne Träume (Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols 411).

Der Amethyst, dessen Name auf die Kraft des Nichtberauschtwerdens deutet und den die alten Griechen deshalb zu Trinkgefässen verarbeiteten, ist der Liebling der Frauenwelt, denn unsere Schönen wissen, dass er gut kleidet und dass von ihm die Sage geht:

swelch frouwe in treit in golde,
diu hât ir mannes holde.

Erinnert diese Ueberlieferung nicht an jenen Stein, den Karl der Grosse von einer Schlange erhielt und der die geheime Kraft hatte, dass er den Kaiser immer zu seinem Gemahl hinzog? (vergl. Grimm, Deutsche Sagen II, 120).

Vom Chrysolith rühmt man den herrlichen goldgelben Farbenglanz, seine heilsamen Kräfte, seinen Schutz, den er wider die Anfechtungen des Teufels gewährt.

Zu den sagenhaft interessantesten Steinen gehört der Onyx. Er verleiht prophetische Gaben, so dass man im Traume die Zukunft erschlossen sieht, verursacht, wie Rückert in der Weisheit des Brahmanen so wunderschön durchführt, dass wir für jede Lebenslage in der richtigen Verfassung sind und lässt uns Glück und Unglück mit Gelassenheit ertragen.

Der Talisman für das zarte Geschlecht ist der Jaspis. Wenn ein Weib ze arbeite gât, giebt man ihr diesen Stein in die Hand, damit sie in kurzer Zeit genese.

Von jenen Steinen, die nicht zu den Zwölfern gehören, sei nur einiger weniger noch gedacht.

Der Diamant, der König unter dem Edelgestein, bewahrt vor Uebel und Schaden. Eine Frau, so in guter Hoffnung ist, vermag, wenn sie diesen Stein in einem Fingerring trägt, getrosten Muthes in die Zukunft zu blicken. Der Magnet

büsst in seiner Nähe die Kraft ein, Eisentheile an sich zu ziehen.

Der zornigen und leicht erregbaren Menschheit erweist der Carneol gute Dienste: er sänftet das Gemüth, stillt das in Wallung gebrachte Blut und gilt den Tirolern als vorzügliches Mittel gegen Furcht und Schrecken.

Der Zauberstein unter den Gemmen ist der Heliotrop. Helios weist auf Sonne, trop von trepo auf wenden, ein Stein also, der die Sonne zu wenden vermöchte! Die Ueberlieferung sagt: Ins Wasser gelegt, verursache er, dass die Sonne ihren Schein lässt, Wolken aufziehen und Regen zur Erde fällt. Ausserdem verleiht er Gut und Ehre, stillt das Blut, heilt die Steinmagenkrankheit, stärkt die Eingeweide und ist gut gegen Vergiftung.

Gegen Podagra, Brandwunden und das Zanken böser Weiber bewährt sich der Magnetstein. Mit ihm konnte man auch erproben, ob eine Frau ihrem Manne treu war; zu diesem Behufe legte man des Nachts, wenn die schönere Hälfte der Ruhe pflag, den Magnetstein unter ihr Kissen; war sie reines Herzens, so empfing sie mit Inbrunst und heisser Liebe den Hals ihres Gebieters; hat sie aber Andern gewährt, was sie hätte rechtens versagen sollen, dann erhebt sie sich vom Lager, flieht aus dem Bette wie ein Dieb, dem sein schuldbewusstes Gewissen flinke Beine macht. *

Nun genug. Das Steinbuch bietet noch zahlreiche Ueberlieferungen von anderen Steinen, so von: Kappenstein — Coral — Etîte — Geracîte — Victres — Orîtes — Flammât — Schwalbenstein — Krötenstein etc. Wer von diesen Steinen die betreffenden Meinungen und Fabeln kennen lernen will, und vielleicht auch die Quellen, aus denen der alte Volmar seinerseits geschöpft hat, der sei auf das interessante Steinbuch selbst verwiesen, sowie auf jene Verbesserungen textlicher Natur, die Professor Lambel in der Germania XXIII. mitgetheilt hat.

* So gedenkt auch Ariosto im rasenden Roland (Gs. 42, 103) eines Kelches mit Wein, der auch als Probirstein für eheliche Treue gilt. Wer auf seinem Haupte Hörnerschmuck trägt und aus dem Kelche trinken will, der bringet keinen Tropfen auf die Lippen, sondern der Wein fliesst ihm, ohne dass er es hindern kann, in den Busen.

Wien 1879. Franz Branky.

Zur französischen Schulgrammatik.

Besitzanzeigendes Fürwort.

1) Substantivisches Possessiv ohne Artikel. Dasselbe findet sich nach Verben, welche doppelten Nominativ oder Accusativ verlangen, und bei welchen der Artikel nach der allgemeinen Regel fehlt. Hauptsächlich geschieht dies nach être, devenir, dire und faire. Bei letzterem findet dann die Regel, dass es mit doppeltem Accusativ bei Sachen unmöglich ist, keine Anwendung. Ebenso fehlt der Artikel nach Verben, welche comme oder pour statt des doppelten Casus nehmen, z. B. regarder. Vorzugsweise findet sich dieser Gebrauch bei sien und mien, seltener bei vôtre, wohl kaum im neueren Sprachgebrauch bei tien und nôtre, nie bei le leur. Dieu prodigue ses biens A ceux qui font vœu d'être siens. (La Fontaine.) Je me suis instruite de ces idées qui étaient siennes, et qu'on maudissait autour de moi. (A. Matthey.) Pourquoi ce bonheur n'était-il pas sien? (E. Daudet.) Celui-là seulement écrit à la façon des maîtres, qui s'empare victorieusement de cette langue rebelle, et qui la fait sienne, à force de câlineries et de violences, car cette langue française est une rebelle qu'il faut dompter. (Janin.) Rompant avec le danois paternel, comme jadis les Francs avec le germain, le chef des Normands, une fois fixé dans son beau duché de Neustrie, s'en appropria la langue, et la fit sienne comme le pays. (Baron.) Singulière réponse, dont l'avenir montra toute la vérité; celui qui la faisait sut toujours garder siens son cœur et son esprit, et ne se livra jamais à personne. (E. de Broglie.) Malgré l'ordre même positif

22*

qu'il* a bien voulu lui laisser en partant de regarder cette maison comme sienne, il** est prêt à se retirer. (A. Karr.) Telle est mon amitié pour eux, que leurs intérêts ont toujours été miens. (Paganel.) D'ailleurs je suis élu . . .; car aux cent soixante voix que m'accorde le bureau de M. le marquis d'Effiat, si vous ajoutez celles des électeurs absents par différentes causes, qui tous étaient miens sans nul doute . . . (P.-L. Courier.) A force d'y insister, j'ai fait mienne cette thèse, qui veut que l'on traite les textes venus du moyen âge d'après les mêmes principes que les textes venus de l'antiquité. (Littré.) Je suis tout vôtre désormais et je veux m'employer à votre service. (Th. Barrière.) Lisez et relisez Cicéron et Tite-Live, Virgile et Horace, Sénèque et Tacite . . . et . . . vous gagnerez immanquablement . . . un sentiment des mots et de leurs rapports qui revivifieront pour vous cette langue morte et vous donneront un certain droit de la manier et de la dire vôtre. (Littré.) Alterthümlich: Sus, sus, amis! Notre Sire a condamné les Anglais; à cette heure ils sont tous nôtres. (H. Martin.)

Doch findet sich auch (ausser bei faire) der Artikel: On prête à Henri IV un caractère d'étourderie qui ne fut jamais le sien. (Ch. Lacretelle.) Je lui*** fais toujours sa part, comme pendant sa vie, de toutes mes impressions qui devenaient si vite et si entièrement les siennes. (Lamartine.) Jedenfalls gehört die Auslassung des Artikels nicht ausschliesslich der nachlässigeren Umgangssprache an.

Unmöglich wird die Auslassung des Artikels, wenn das Possessiv nicht prädicativ steht. Quelle erreur est la vôtre! (Mme de Staël.)

2) Substantivisches Possessiv in adjectivischer Verwendung. Die Reste dieser Ausdrucksweise zeigen sämmtlich den unbestimmten Artikel, während in alter Zeit auch der bestimmte Artikel zulässig war und Littré (mien 1⁰, sien 3⁰) noch Beispiele für Verbindung mit ce und quelque beibringt. Ausserdem finden sich nur mien und sien so gebraucht; die Grammaire nationale fügt auch tien bei, doch ohne Beleg. Tu sais qu'un mien ami a surnommé spirituellement Barrère l'Anacréon de la guillotine, et que ce surnom a été partout adopté. (Aug. Challamel.) C'était un mien ami, un ami à qui j'avais eu le bonheur de rendre, dans une circonstance capi-

---

* le père. ** le prétendant. *** à ma mère.

tale, un de ces services qui ne s'oublient pas. (A. Matthey.) Je voulais vous demander encore une faveur, compères, pour un mien serviteur. (Th. Barrière.) Ainsi, je me suis fâché, jadis, à cause de cela, avec un mien petit cousin. (Ders.) Pour le moment, Lorin n'a qu'un souci, c'est de faire nommer déesse de la Raison une sienne protégée, autrefois comparse à l'Opéra. (Th. Gautier.) A peine de retour de son duel, M. Derville entreprend la conquête de madame Franval, la femme d'un sien ami, mais sa conquête morale. (Janin.) Il me charge, M. Fauris, de recommander à votre souvenir un sien ouvrage de l'Art de traduire. (P.-L. Courier.)

Nach der Grammaire nationale kann un mien pré gesagt werden, mag man nur diesen einen oder mehrere Gegenstände derselben Art besitzen. Jedenfalls aber muss die Mehrheit denkbar bleiben, und Fälle wie this master of mine, this strong arm of mine, oder ein Büchertitel wie That Husband of mine (Mrs. Denison) wären französisch unmöglich.

3) Substantivisches Possessiv mit Adjectiv verbunden. Früher von ausgedehnterem Gebrauch. Il n'y eut jamais une si brillante lettre que la vôtre dernière. (Mme de Sévigné.) Des exemples, son nom, le mérite de père et d'oncle, le sien personnel, toute cela le* met à la tête de cette belle troupe. (Dies.) Erhalten noch in le sien propre. Le christianisme eut besoin d'agir sur une longue suite de générations pour adoucir ces naturels violents et pour remplacer les vieux sentiments de la barbarie par les siens propres. (Mignet.) Après cette victoire,** les généraux de l'armée d'Écosse s'excusèrent, dans des proclamations adressées à la nation anglaise, de la violence des mesures qu'ils avaient été obligés de prendre pour la défense de leurs droits, souhaitant, disaient-ils, que leur succès pût aider cette nation à faire valoir les siens propres. (Aug. Thierry.) Le génie ne dira jamais mieux que la nature, mais il dira comme elle, dans des situations inventées, tandis que l'homme ordinaire ne sera inspiré que par la sienne propre. (Mme de Staël.) Pendant trente ans, Voltaire, Fréron, Saint-Foix, Lagrange-Chancel et le P. Griffet se sont livrés à une brillante joute dans la-

* le marquis de Grignan. ** de Newcastle.

quelle chacun des adversaires a beaucoup mieux réussi à renverser les opinions opposées qu'à faire triompher la sienne propre. (Topin.)

Der Gebrauch von le mien und le tien in gleicher Weise ist wohl im neueren Sprachgebrauch ebenso erlaubt, nicht aber der von le nôtre, le vôtre, le leur. Bei H. Monnier findet sich in Nachahmung der vulgären Sprache: Nous voulons le bien du pays, en général, et le not' propre en particulier, il s'agit de nous entendre pour entraver la marche du pouvoir.

Die Akademie giebt das Beispiel: Il s'intéresse à votre gloire, comme à la sienne propre. Littré dagegen schweigt über diesen Gebrauch, und es ist schwer möglich, darin eine blosse Vergesslichkeit zu finden, da auch manche Schriftsteller sichtlich diese Ausdrucksweise meiden. Einzelne begnügen sich mit dem Possessiv: Ma cousine, j'ai obtenu du roi de vous apporter moi-même cet écrit qui renferme, m'a-t-il dit avec bonté, la réalisation la plus chère de vos vœux et des siens. (Léon Gozlan.) Andere greifen lieber zu einer schwerfälligen Wiederholung: Il songeait moins aux intérêts du saint-siège qu'à ses propres intérêts. (Dargaud.) N'ayant dès lors d'autre passé que son propre passé, il* se servit de modèle et d'ancêtre à lui-même. (Littré.)

4) Le tien et le mien. Diese Stellung ist im heutigen Sprachgebrauch die allein übliche, wohl nur, weil das Französische strenger als andere Sprachen die Nachstellung des Pronomens der ersten Person verlangt. Débauché, gai compagnon, habile en l'art de la pince et du croc, assez peu scrupuleux sur la différence du tien et du mien pour avoir deux fois mérité la corde; par un singulier caprice du hasard, c'est à Louis XI qu'il** dut la vie. (Baron.) Die beiden Mustersätze der Akademie geben die moderne Stellung; Littré hat die Beispiele für le mien et le tien unter mien, die für le tien et le mien unter tien gestellt (wobei das Beispiel aus Boileau Sat. XI. irrthümlich wiederholt).

5) Persönliches für besitzanzeigendes Fürwort. Die im Englischen ziemlich häufige Vertretung des Possessivums durch das Personale mit of (this woman will be the death of me; the fate of

* le génie hellénique. ** Villon.

me and my friends) ist im Französischen ausgeschlossen (vgl. Pers. Fürw. 12), findet sich aber vereinzelt: Si nous n'étions pas condamnés à réprimer dans ce monde les mauvais penchants des autres et de nous-mêmes, il n'y aurait, en effet, d'autre distinction à faire qu'entre les âmes froides et les âmes exaltées. (Mme de Staël.)

Während aber der possessive Dativ beim Substantiv bis auf wenige Ausnahmen verbannt ist (la barque à Caron, la vache à Colas, se noyer dans la mare à Grapin, se disputer oder se battre de la chape à l'évêque) und nur vereinzelt sich bei neueren Schriftstellern findet (z. B. bei H. de Balzac: Surpris dans une robe de chambre confectionnée avec les restes d'une robe d'indienne à sa femme, Félicien eut un air assez mécontent), ist dieser Brauch bei dem persönl. Fürwort noch völlig üblich. Mort . . . raide, froid . . . et couché sur un manteau à moi . . . Pauvre bête . . . il aura voulu mourir sur cet objet qui lui rappelait un ami. (A. Dumas.) Vous connaissez-vous quelque ennemi à la cour? — Un ennemi à moi? (O. Feuillet.) Comment Votre Majesté peut-elle supposer? . . . le duc, un ami à moi! (Ders.) Marie était encore une fois seule au monde, je lui offris un asile dans ma maison, auprès d'une vieille tante à moi. (Th. Barrière.)

„Ein Freund von mir" lässt sich nach Elimination von un ami de moi auf drei Weisen ausdrücken: un de mes amis, un ami à moi, un mien ami.

In nachlässiger Sprache steht öfter das Personale, wo nur das Possessivum erlaubt ist: C'est la plus surprenante chose du monde; des paysans, des paysannes, une oreille aussi juste que vous, une légèreté, une disposition; enfin, j'en suis folle. (Mme de Sévigné.) Bekanntlich muss aber das Personale eintreten, wenn plume, épée u. a. im Sinne von Schriftsteller, Kriegsmann u. s. w. stehen.

Zu bemerken: Dieu *m*'est témoin, Gott ist mein Zeuge.

6) Verstärkung des Possessivums durch Personale mit à. Zur nachdrücklichen Hervorhebung: Quelque chose lui dit que le fils disparu dont elle a si longtemps pleuré la mort, n'est autre que ce mystérieux jeune homme; le bracelet dont elle possède le pareil opère la reconnaissance: „Ma mère! . . . — Mon enfant! mon enfant à moi! . . ." etc. Vous connaissez cette scène éternellement applau-

die. (Gautier.) Zur Verschärfung des Gegensatzes: Mon nom, à moi, est Adorno Salentini.

Da aber das französ. Possessiv für männlichen und weiblichen Besitzer gleichlautet, kann dieser Zusatz für die Klarheit des Sinnes nöthig werden. A force de discours où il suppliait Angélique de combler ses vœux et ceux de son père à elle en consentant à lui donner sa main, il la contraignit de remonter à son appartement. (A. Karr.) Il est rare de voir ici . . . une famille qui, de père en fils, a aidé et guidé le paysan, non point dans son intérêt à elle, mais dans son intérêt à lui. — Bei gleichem Geschlecht wird manchmal auch eine etwas schleppende Wiederholung des Substantivs nicht gescheut: Sturm, né de parents nobles et chrétiens, avait suivi Boniface depuis l'arrivée de Boniface chez les Bavarois. (Mignet.)

7) Ersatz für das Possessiv. Häufig wird das possessive Fürwort notre durch einen Relativsatz vertreten: Une pareille invention,* dans le siècle où nous sommes, venant à se répandre, c'en serait fait de toutes les bases de l'ordre social; il n'y aurait plus rien de caché pour le public. (P.-L. Courier.) Ebenso dans le siècle où nous vivons, par le temps qui court, à l'heure qu'il est u. a. Dergleichen Ausdrücke tragen wohl den Stempel der alltäglichen Sprache, sind aber dem Französischen so eigenthümlich und so geläufig, dass man unmöglich nur eine cheville in dem Verse Molière's erblicken kann: Encore en est-il bien, dans le siècle où nous sommes . . . Auch sonst wird eine ähnliche Breite nicht gescheut. Während H. Martin sagt: Tuez-les tous! répondit Arnaud Amauri; tuez-les tous; Dieu connaîtra les siens, schreibt Michelet: Tuez-les tous, dit l'abbé de Citeaux; le Seigneur connaitra bien ceux qui sont à lui, wobei indessen das lateinische Vorbild eingewirkt haben mag: Caedite eos, novit enim Dominus qui sunt ejus. — Auch das Demonstrativpronomen wird für notre gebraucht. La Providence s'est bien moquée de vos pensées; toute l'Europe est en feu: vous n'aviez pas songé au Prince d'Orange, qui est l'Attila de ce temps. (Mme de Sévigné.) — Ueber eine andere Art der Umschreibung (Relativsatz mit avoir) vgl. Diez, Gramm. III, 74.

* la tachytypie.

8) Possessiv in präpositionalen Ausdrücken. Wie das Substantiv im Allgemeinen das Personale mit de durch das Possessiv ersetzt, so wählt auch mit geringen Ausnahmen das zur Bildung eines präpositionalen Ausdrucks verwandte Substantiv das besitzanzeigende Fürwort. Das Deutsche bietet in „zu seiner Ehre, an seiner Stelle“ u. a. die gleiche Erscheinung. Déjà le drôle m'en voudra de lui avoir lié les mains en votre endroit. (H. de Balzac.) Persuadé que les défaites répétées . . . ne pourraient jamais rendre assurée la dépendance des Saxons . . ., il* se décida à prendre à leur égard une mesure définitive. (Mignet.) Je suis très flatté de l'intérêt que vous y voulez bien prendre, et fort aise que M. Le Normant, à votre considération, se charge de l'impression. (P.-L. Courier.) Eh bien! ces armes, on les préparait à votre intention . . . Ils viendront vous tuer jusqu'ici, jusque dans la chambre du roi. (A. Dumas.) Ne voyez-vous pas que M. de Montrichard veut prendre sa revanche, et qu'il joue là une scène de terreur à mon usage . . . (Scribe.) Le comte mit son frère dans la maison de l'infant, dans la vue qu'il pourrait s'emparer de bonne heure de sa confiance, et que par son moyen il gouvernerait les deux frères en même temps. (Vertot.) S'il ne trouvait pas Cromwell à Londres, la lettre devait être remise à sir Arthur Haslerig, et, à son défaut, au colonel Fleetwood. (Guizot.) Messieurs, dit Finot, l'objet de la réunion est l'installation en mon lieu et place de notre cher Lousteau comme rédacteur en chef du journal que je suis obligé de quitter. (H. de Balzac.) Beiderlei Gebrauch in à côté de moi und à mes côtés (der Wechsel des Numerus nöthig): Je laisse s'éloigner celle que j'eusse voulu garder éternellement à mes côtés comme la représentation vivante de l'espérance et du bonheur. (A. Dumas.) — Nicht erlaubt ist das Possessiv in pour l'amour de: Je ferai de mon mieux pour servir encore le Roi, lui fit dire seulement Cromwell; mais qu'il n'attende pas que je me perde pour l'amour de lui. (Guizot.) Leur science seulement les occupait; ils s'y dévouaient avec patience, pour l'amour d'elle, non pour l'amour du succès. (Barante.) Ebenso wenig bei au milieu de: Par l'entremise de ces hommes purs, chastes, pauvres, éclairés . . . ces sentiments nouveaux pénétrèrent au milieu d'eux.** (Mignet.) Bemerkenswerth: Je me

* Charlemagne. ** des barbares.

trouvais engagée à suivre mon caractère, à mettre de l'art dans ma défense. Cependant ce caractère éprouvait déjà beaucoup de changement dans le secret de moi-même, für das üblichere à mon insu. (Mme de Staël.)

9) Possessiv bei dem Comparativ. Dieser im Englischen so sehr ausgebildete Gebrauch findet sich auch im Französischen. Da aber bei der Verwendung des Possessivs in dieser Sprache aus dem Comparativ ein Superlativ würde, so ist die Anwendung auf Comparative beschränkt, von denen ein Superlativ nicht gebildet wird (aîné, cadet, inférieur, supérieur), sowie auf Positive, die zu einer Vergleichung der Ungleichheit (ancien) oder der Gleichheit (pareil, égal) dienen. — Ein weiterer Unterschied vom Englischen liegt darin, dass aîné und cadet meist nur gebraucht werden, um das Verhältniss allgemein zu bezeichnen, obwohl bei aîné der Zusatz der Differenz möglich ist (il est mon aîné de cinq ans, de six ans, etc. Acad.). De cette réaction entre la France, d'une part, et l'Italie et l'Espagne, de l'autre, est né le préjugé que, pour les lettres, nous étions leurs cadets. Oui, leurs cadets, à ce temps-là, mais leurs aînés à un autre temps plus ancien et oublié. (Littré.) Souvenez-vous que vous êtes Bourbons; et, vive Dieu! je vous montrerai que je suis votre aîné. (Ch. Lacretelle.) Je dis que j'ai soixante-sept ans, que je suis votre cadet, et que je voudrais être aimé comme cela. (H. de Balzac.) Après vous . . . — Non pas . . . allez donc! — Je n'en ferai rien. — Vous êtes mon ancien. — Mais vous avez été mon adjudant. (Th. Barrière.) Ah! sans doute, la fin du juste est la mort désirable; mais peu d'entre nous, peu d'entre nos anciens, en ont été les témoins. (Mme de Staël.)

Manche Substantive bieten eine ähnliche Erscheinung: Il est vrai que Briçonnet a la haute main dans ce genre, et que Marguerite n'est que son écolière (nur eine Stümperin gegen ihn); mais son esprit n'échappe pas à la contagion. (Littré.)

10) Possessiv in der Anrede. Das in der militärischen Sprache Vorgesetzten gegenüber übliche mon capitaine u. s. w. wird von den Mannschaften sowohl wie von den Offizieren, im mündlichen wie im schriftlichen Verkehr gebraucht. Ausserhalb des dienstlichen Verhältnisses stehende Personen können diesen Brauch natürlich nicht

nachahmen; diese sagen demnach monsieur le général u. s. w. Bei genauerer Bekanntschaft nur général, mon cher général. Doch lässt sich ohne Unhöflichkeit der einfache Titel in mündlicher Ansprache auch schon verwenden, ohne dass eine grössere Vertrautheit existirte.

Auf andere als militärische Verhältnisse darf diese Verwendung des Possessivs nicht übertragen werden, obwohl Angeklagte ungemein häufig den Präsidenten des Gerichtshofes mit mon président oder mon magistrat anreden.

Auch sonst ist ein solches mon nicht unerhört. Mon père dem Beichtvater gegenüber ist Uebertragung der Sprache des familiären Verhältnisses auf das religiöse. Mon gentilhomme mehrfach bei A. Dumas. Aber nur der Sprache der Ungebildeten angehörig ist notre in gleicher Verwendung: Tout est prêt, notre maître, répondit Yvon sans se déranger. (Laboulaye.)

11) Possessiv bei Körpertheilen. Obwohl seit Jahrhunderten die französischen Grammatiker Unterdrückung des Possessivs bei der Angabe von Körpertheilen fordern, wo die Klarheit des Sinnes es erlaubt, sträubt sich vielfach der Sprachgebrauch gegen diese offenbar zu starre Regel. Elle* fut jugée dès hier; ce matin on lui a lu son arrêt, qui était de faire amende honorable à Notre-Dame, et d'avoir la tête coupée, son corps brûlé, les cendres au vent. (Mme de Sévigné.) Le comte de Melun payait de sa tête la trahison qui avait ravi la victoire à Montlhéry. (Benazet.) Que marmottes-tu là entre tes dents? (Brueys.) Je suis libre de faire ce que je veux, dit Claude entre ses dents. (H. Murger.) Je mens quand je détourne mes yeux de toi. (Soulié.) Voir de ses propres yeux, entendre de ses propres oreilles, wo der gewöhnlichere Sprachgebrauch deux verwendet: Il** était tellement irrité contre du Bourg, qu'il dit qu'il „le verroit brûler de ses deux yeux“. (H. Martin.) Mettez-vous là, sur votre séant, et écoutez de vos deux oreilles. (A. de Musset.) Donne-moi ton bras, cher enfant. (George Sand.) Oh! si tu as un secret à me dire, Landry, ce sera pour une autre fois, répondit Madelon en lui retirant sa main. (Dies.) J'avais trouvé un couteau sur la table et je le tenais dans ma main. (A. de Musset.) Quand la page fut pleine, il apposa le sceau de l'empire au bas et

* la Brinvilliers. ** Henri II.

frappa dans ses mains. (Granal.) Il est certain, dit le marquis en passant sa jambe droite sur la jambe gauche . . ., il est certain que ce malheureux n'y a vu que du feu. (Sandeau.) Mes amis, leur dit-il* en parcourant leurs rangs, vous ne possédez plus en Égypte que le terrain que vous avez sous vos pieds. (Thiers.) Ah! je tremble! mes pieds se dérobent sous moi; je n'aurais pas la force d'y aller moi-même. (V. Hugo.) Im figürlichen Sinn scheint das Possessiv mehr wegzufallen, aber neben perdre la tête doch auch: Voilà ce que c'est que d'être jugé par un magistrat qui n'a plus sa tête. (C. Delavigne.) Auch statt des reflexiven Fürworts: Elle a scandalisé tout le monde; elle causait et lavait ses dents pendant que la pauvre femme rendait l'âme. (Mme de Sévigné.) J'écoute, pour m'en souvenir, le léger suintement de la source, je lave mes mains et mon front dans ses eaux. (Lamartine.) Auffallend ist, wie gerade die Häufung des Possessivs bevorzugt wird. Quand vous verrez les hideuses statues d'un saint Denis sur le chemin de Paris, ces monuments de barbarie vous prouveront-ils que saint Denis, ayant eu le cou coupé, marcha une lieue entière portant sa tête entre ses bras, et la baisant de temps en temps? (Voltaire.) Dans ce moment, il me sembla entendre soupirer; mon sang se glaça dans mes veines. (Mlle Quinault.) Suzannah appuie sa tête sur sa main et rêve. (Féval.) Le comte, prenant sa tête dans ses mains. (Th. Barrière.) On le remit dans sa litière, et il n'y fut pas plus tôt qu'ayant mis son doigt sur sa bouche, comme pour leur recommander le secret, il expira dans le moment. (Vertot.) A l'aspect du fantôme, un frisson parcourut tout son corps, et ses cheveux se dressèrent sur sa tête. (A. Karr.) Le bruit des timbales et des fanfares émut de nouveau Corinne; ses yeux se remplirent de larmes; elle s'assit un moment, et couvrit son visage de son mouchoir. (Mme de Staël.)

12) Possessiv trotz folgendem Relativ findet sich zuweilen. A l'embouchure du fleuve, la mer était de deux couleurs, bleue et verte au large, et étincelante de diamants mobiles; jaune et terne à l'endroit où les eaux du fleuve luttaient avec ses vagues et les teignaient de leur sable d'or qu'elles entrainent sans cesse dans cette rade. (Lamartine.) Der Zusatz des Possessivs kann im Interesse der

* Kléber.

Klarheit gerechtfertigt sein: Où est votre dernier discours que vous avez promis de nous remettre par écrit? (Guizot.) Oder weil das Relativ nur eine nebenherlaufende Bemerkung giebt: Il eut à peine le temps de faire son testament en faveur de sa femme qu'il adorait. (A. Houssaye.) Oder weil das Relativ, wie im Französischen häufig, nur einen Nebensatz mit que vertritt: Oh! je sens ma tête qui se fend. (Th. Barrière.)

13) Possessiv vom deutschen Gebrauch abweichend. On sent que cet homme-là* savait par cœur son Gil Blas. (Janin.) Et ce mot qui est au-dessous, gravé par la même main, Ἀναγνεία, signifie impureté. Vous voyez qu'on sait son grec. (V. Hugo.) Vgl. It was as necessary to the character of an accomplished man that he should despise the religion of his country, as that he should know his letters. (Macaulay.) — Le jeune Christian, fils unique du dernier roi, vient d'atteindre sa majorité, et le conseil de régence s'apprête à lui remettre le pouvoir. (Gautier.) Que veux-tu! tu sauras cela quand tu auras vécu tes jours, ma pauvre enfant. (A. Dumas.) N'en croyez pas le proverbe qui dit que le génie empêche de vivre: presque tous les grands hommes sont morts de leur belle mort. (A. Houssaye.) Vous avez ri des conseils du vieillard, et il a mieux aimé redevenir jeune homme pour extravaguer avec vous que d'avoir raison en vous abandonnant à votre mauvaise tête; mais tout a son terme. (C. Delavigne.) Sans détruire les ordres de chevalerie de Calatrava, d'Alcantara, de Saint-Jacques, de Monteza, qui avaient fait leur temps depuis que les Mores étaient expulsés, il** leur enleva l'indépendance dont ils jouissaient en devenant lui-même leur grand maître. (Mignet.) — Mais, monsieur le président, il est manifeste que cet homme n'a pas son bon sens. (C. Delavigne.) Je vous jure, madame Humbert, je vous jure que je ne vous ferai aucun mal, et que je suis dans mon bon sens. (Soulié.) Ebenso rentrer en son bon sens. On a appelé les paysans, et avec leur secours il a été apporté chez moi sans reprendre ses sens: on le croyait mort. (Mme de Staël.) Ebenso reprendre sa connaissance. — Nous avouons ignorer profondément ce que c'est que l'article 213, n'ayant pas fait notre droit, et n'ayant jamais eu de procès. (Gautier.) Les traditions ne nous re-

* Picard. ** Ferdinand le Catholique.

présentent pas Pierrot comme lettré; nous ne voyons nulle part qu'il ait fait ses études. (Ders.) Ebenso faire ses classes, ses humanités, sa rhétorique u. a. — Il n'aimait pas à perdre son temps. Vous prenez (choisissez) mal votre temps. Faire quelque chose à ses heures, à son loisir. — Je vous dis qu'il vaut son pesant d'or. (Mme de Sévigné.) Madame de Toulonjon vaut son prix aussi. (Dies.) Quel malappris! Marescot n'était pas mort! Mais que le capitaine Marescot s'arrange à sa guise, on l'a pleuré sa suffisance, on n'ira pas s'arracher du cœur un deuil qui s'en va, pour commencer sur nouveaux frais. (Janin.) — Il était fort honnête homme et fort aimable de sa personne. (Mme de Sévigné.) Tout en grandissant toujours un peu, il resta assez délicat et mince de sa personne. (George Sand.) En vain le sénat représentait-il au connétable que Charles-Quint lui-même, lorsqu'il marchait contre la France, n'avait pu obtenir de Metz que d'y entrer de sa personne. (Ch. Lacretelle.) La première chose que les auteurs du vaudeville aient faite, c'est de dépouiller la nouvelle de toute sa poésie; le vaudeville n'en fait pas d'autres, il est prosaïque de sa nature, et c'est là sa plus grande malice. (Gautier.) Milosch, informé de ces intrigues, sut en profiter; il osa se rendre de sa personne auprès du grand visir, au milieu du camp des Turcs. (Lamartine.) Vgl. payer de sa personne. — Il rouvrit les yeux, se dressa brusquement sur son séant. (V. Hugo.) Sir Sidney Smith avait regagné son bord. (Thiers.) Je voudrais pouvoir vous rendre visite à mon tour, mais les jambes refusent leur service. (Bouffé.) M. Andrieux était trop heureux de son art, et trop content de lui-même, pour s'apercevoir du bruit que faisaient ces trois grandes paroles* qui jetaient leur affranchissement d'une lieue. (Janin.) S'il y réussissait, il demeurait libre de menacer à son choix l'est ou le midi. (Guizot.) Le jour que je vous écrivis, elle avait reçu tous ses sacrements, et l'on ne croyait pas qu'elle dût vivre deux jours. (Mme de Sévigné.) Chacun disait son mot. (Laboulaye.) Comme à mon ordinaire, je n'ai que deux mots à répondre: J'ai vu, vous pouvez voir. (Jouy.) Elle demanda bientôt à la comtesse de lui donner sa liberté. (A. Houssaye.) — Ces malheureux Calabrais lui paraissaient tout à fait dans leur droit quand ils nous assassinaient en embuscade. (A. Carrel.) Deutsch wäre hier das Possessiv nicht unmöglich, aber

* Villemain, Guizot, Cousin.

ebenso sagt man: Il a parlé de son contrat de mariage; qu'il le montre, et vous êtes dans votre tort. (C. Delavigne.) — Man sagt wohl faire la cour à quelqu'un: Vous ne voulez pas qu'on vous fasse la cour? (A. de Musset.) Dites-moi un peu, vous qui avez le sens commun, qu'est-ce que signifie cette chose-là: faire la cour à une femme. (Ders.) Aber weitaus häufiger mit dem Possessiv: Joignez à cela quelques phrases bien fades, un tour de valse et un bouquet, voilà pourtant ce qu'on appelle faire sa cour. (Ders.) Il s'est persuadé, en vous voyant arriver ici, que vous alliez recommencer à faire votre cour à madame. Wenn das Régime indirect fehlt, muss das Possessiv stehen: Il y a plus d'avantage à faire sa cour qu'à faire son devoir. — Statt des persönlichen Fürworts je vous suis obligé findet sich sehr oft das Possessiv: La pensée d'être votre obligé l'humilie profondément. (Desnoyers.) Non seulement nous vous pardonnons, mais, encore nous nous tenons pour vos obligés. (A. Dumas.) Comme ça, c'est différent . . . et je suis votre obligé. (Th. Barrière.) Ebenso sagt man neben être obligé à quelqu'un auch être l'obligé de quelqu'un: Il accepta donc, se croyant l'obligé du duc, et reconnaissant en lui son maître. (A. Dumas.) — Andere Fälle eines Possessivs für ein persönliches Fürwort: Chez lui l'opinion politique était une foi, la fidélité aux Bourbons une religion; et dès les premiers moments de son arrivée, il nous annonça son intention de suivre encore une fois leur exil. (Soulié.) Elle passait les nuits et les jours à pleurer son absence et à prier pour ses dangers. (V. Hugo.)

14) Ethisches Possessiv. Der gemüthlichen Verwendung des Personale im Dativ steht ein ähnlicher Gebrauch des Possessivs zur Seite. Der Zusatz von mon bei dem Hauptgegenstand der Erzählung ist in der älteren Literatur häufiger. En disant ces mots, il se jette Sur l'arc qui se détend, et fait de la sagette Un nouveau mort: mon loup a les boyaux percés. (La Fontaine.) Qui fut bien étonné ce fut mon vilain, de voir un homme accompagné d'une telle suite. (Nouv. Contes à rire.) — Le vieux drôle fait son vert galant. (Gautier.) J'étais dans mon silence de l'avis de M. Carin. (Soulié.) Ce spectacle atteignit à un grotesque si véhément, que la reine ne put garder son sérieux et éclata de rire. (A. Dumas.) Madame de Brissac ne nous a pas consolés de M. de la Rochefoucauld ni de Benserade, quoiqu'elle fût dans ses belles humeurs. (Mme de Sévigné.)

Voilà, monsieur, sur mon Dieu et sur mon honneur, ce qu'il me paraît que vous observez mieux que personne que je connaisse. (Corbinelli bei Mme de Sévigné.) La femme, neuve sur ce cas, Ainsi que sur mainte autre affaire, Crut la chose, et promit ses grands dieux de se taire. (La Fontaine.) Milord, déjà blessé dans ses plus intimes susceptibilités par la façon bruyante dont s'y prenait le chasseur pour réveiller son monde, sortit du lit . . . (Tœpffer.) Ton nom? — Crochard, monseigneur. — Ah! ah! tu sais ton monde, toi! (Th. Barrière.) Ils* se disent leurs vérités, et souvent ce sont des injures. (Mme de Sévigné.) Si j'avais autant pleuré mes péchés que j'ai pleuré pour vous depuis que je suis ici, je serais très bien disposée pour faire mes Pâques et mon Jubilé. (Dies.) Madame de Brissac a une très bonne provision pour son hiver, c'est-à-dire, M. de Longueville et le comte de Guiche, mais en tout bien et tout honneur. (Dies.) Paul Pichard, cultivateur de Bagnolet, robuste gaillard à qui ses cinquante-quatre ans n'ont rien fait perdre de sa vigueur. (Féval.) Je veux que l'on croie que Catherine a retrouvé ses vingt ans. (Th. Barrière.) Aussi bien, je n'ai pas grand temps à vous donner, j'ai fait mes soixante lieues pour vous surprendre et vous embrasser. (Ders.) Chose bizarre! je suis militaire de mon métier, assez vif de mon naturel, très chatouilleux sur le point d'honneur, et je n'ai pas encore eu mon duel. (Tœpffer.) Je suis toujours en peine de mon fils: il me semble que M. de Luxembourg a bien envie de risquer sa petite bataille: c'est une cruelle chose que ce métier-là. (Mme de Sévigné.) Andere Fälle, theilweise nur der Umgangssprache angehörig: Ai-je fait ma paix avec vous? Le matin elle sortait pour faire son marché. Il demanda à la sentinelle pourquoi elle ne poussait pas son qui vive. Il marche sur ses onze ans. Il allait son petit bonhomme de chemin. Il ne ferme jamais ses portes. Cuver son vin. Se mettre sur ses grands chevaux. Se tenir (être) sur ses gardes.

15) Possessiv bei sentir. Avant tout il faut sentir son beau monde. (Janin.) Il** avait une certaine façon de se tenir et de porter la livrée qui sentait son homme de bonne compagnie. (Ders.)

* le Père Bouhours et Ménage.
** l'acteur Monrose.

Comparée à la langue qui se parlait à Paris, elle* sentait sa province. (Nisard.) J'ajouterai que leurs devises** ne sont pas plus antiques, et que leur latin sent son collége. (Mérimée.) Il s'avise, pour tromper le duc, d'un stratagème, qui sent d'une lieue son Espagne. (Fr. Sarcey.) Aussi voulut-il*** quitter sa charge et le monde, et il leur fit ces terribles adieux, qui sentent leur Juvénal, quoiqu'il se fût promis de suivre Horace par-dessus tout. (Geruzez.)

16) Durch das Possessiv bedingter Unterschied. Aise. Seine Bequemlichkeit haben, sich behaglich fühlen kann sowohl durch être à l'aise (Negation: ne pas être à l'aise, être mal à l'aise), als auch durch être à son aise (Negation: ne pas être à son aise, être mal à son aise) ausgedrückt werden. Sein genügendes Auskommen haben kann dagegen nur mit dem Possessiv gegeben werden (être à son aise), obwohl die familiäre Sprache auch hier nicht selten être à l'aise verwendet. — Cour. Faire la (sa) cour à quelqu'un den Hof machen; faire sa cour sich liebenswürdig zeigen, besonders bei Vorgesetzten. — Fortune. Faire fortune (selten sa f.) reich werden; faire sa fortune geachtete, einflussreiche Stellung gewinnen. — Haleine. Reprendre haleine = se reposer, reprendre des forces; reprendre son haleine = recommencer à respirer après une interruption accidentelle plus ou moins longue. (Littré.) — Main. Donner la main die Hand geben; donner sa (la) main die Hand reichen (zur Ehe). — Maître. Trouver son maître seinen Meister finden; trouver maître, von verlorenen Gegenständen gesagt, bedeutet: der Finder wird sie behalten, oder auch: der rechtmässige Besitzer wird sie zurückfordern. — Parti. Prendre parti Partei ergreifen; prendre son parti einen Entschluss fassen. — Recours. Quand recours signifie l'action par laquelle on recherche de l'assistance, du secours, il se met toujours sans prépositif: J'ai recours à Dieu. Dans le sens de refuge, on l'accompagne de prépositifs: Tout mon recours est en Dieu. Dieu est mon seul recours. (Littré.) Wenn ein solcher Unterschied wirklich besteht, so sind die beiden letzten Beispiele, welche das Possessiv schon aus anderen Gründen verlangen, nicht gut gewählt. Eher könnte man sagen: recours mit avoir gebraucht, lässt

* la langue de Chastelain. ** des statues de Locminé. *** Vauquelin de la Fresnaye.

(ausser avoir son recours contre oder sur quelqu'un in der Gerichtssprache) kein Possessiv zu; mit être dagegen wird gewöhnlich das Possessiv unentbehrlich. (Vgl. Acad.) — Temps. Ne pas perdre de temps sich ungesäumt ans Werk begeben; ne pas perdre son temps nicht vergeblich arbeiten.

17) Wiederholung des Possessivs. Wie der Artikel, so muss das Possessiv vor jedem Substantiv wiederholt werden. Ausnahme bilden Substantive, welche eine stehende Redensart bilden, z. B. j'ai pris son fait et cause für fait et cause pour lui. Vgl. en mon lieu et place unter 8. Auch sonst ist bei zusammengehörigen Begriffen eine Zusammenfassung möglich: ses père et mère, ses frères et sœurs. Regelmässig geschieht dies bei dem aus der Gerichtssprache übernommenen ses nom, prénom, qualité etc. Ces dames, auprès de qui je fus introduit dans les formes par mes nom, surnom et qualités, me reçurent avec une bienveillance que . . . (Jouy.) Nous avons dû au hasard de faire un instant société à madame la comtesse, à qui j'ai pris la liberté de décliner mes noms et qualités. (Augier.) D'abord on l'interrogea sur ses nom, prénoms, qualités, sa demeure, les mois de son séjour à Paris. (P.-L. Courier.) Diese Zusammenfassung von Gruppen zusammengehöriger Begriffe kann noch weiter ausgedehnt werden. La société s'est déjà constituée et a nommé ses président, vice-président et secrétaire. (La France, 9 décembre 1878.) Bei dem Artikel finden sich ähnliche Beispiele. La persécution s'était donc à peu près arrêtée encore une fois; Gérard Roussel, le successeur de Briçonnet auprès de Marguerite, poursuivi dans la crise comme suspect d'hérésie, avait été acquitté et resta confesseur et aumônier des roi et reine de Navarre. (H. Martin.)

Eine uns besonders auffällige Wiederholung des Possessivs findet statt, wenn zwei durch et verbundene Substantive dieselbe Person bezeichnen. Resté veuf après un an de mariage, Bizarre avait reporté toute son affection sur son fils et son héritier. (Laboulaye.) Ainsi le cinquième roi d'Angleterre, depuis la conquête, ne savait pas même ce que signifiait le mot de roi en langue anglaise; son fils et son successeur Richard . . . n'en savait probablement pas davantage. (Aug. Thierry.) Son successeur et son fils, Henri VIII, . . . traita comme tous ses prédécesseurs la masse du peuple en nation conquise, qu'on craint et qu'on n'aime pas. (Ders.)

18) Auslassung des Possessivs dem deutschen Gebrauch entgegen. Der Unterschied von faire fortune und faire sa fortune ist schon unter 16 erwähnt. Wo es sich lediglich um Vermögen handelt, ist nur faire fortune am Platz (ebenso refaire fortune, chercher fortune). Doch wird vielfach dieser Unterschied nicht beachtet. Je suis venu dans ce pays pour faire ma fortune, et non pour jouer le rôle ridicule d'un amoureux transi. (A. de Bernard.) Vous m'excuserez, monsieur . . . je ne connais pas cette partie-là.* Moi, monsieur, j'ai fait ma fortune dans la limonade! (Th. Barrière.) Tu es un fainéant qui ne veut pas faire sa fortune. (H. de Balzac.) Si je deviens riche, ce sera pour vous . . . Je dois vous faire connaître mes défauts, et ils sont énormes chez un homme obligé de faire sa fortune. (Ders.) Dafür auch faire une fortune. Ne voulant ni vieillir dans les honneurs obscurs de quelque légion, ni faire une fortune, il faut laisser cela. (P.-L. Courier.) Le jour où l'imprimeur entrevit la possibilité de se faire une fortune, l'intérêt développa chez lui une intelligence matérielle de son état, mais avide, soupçonneuse et pénétrante. (H. de Balzac.) — Seiner Zeit kann mit dans son temps gegeben werden. Voilà tout ce que je puis vous dire, vous saurez le reste dans son temps. (Mme de Sévigné.) Madame de Chaulnes, qui a bien dansé dans son temps, en était hors d'elle, et disait n'avoir rien vu qui ressemblât à cela. (Dies.) Ueblicher ist dans le temps. C'est cette façon d'envisager les événements et leurs résultats qui fut, dans le temps, reprochée à l'auteur. (Barante.) Le courage d'une jeune fille . . . fit assez de bruit dans le temps pour engager un auteur célèbre à faire une héroïne de roman de cette intéressante voyageuse. (X. de Maistre.) — In Höflichkeitsphrasen ist unser meinerseits nicht wörtlich zu geben. J'en conviens: bon chasseur, joyeux compagnon . . . il y a plaisir à battre avec lui les forêts et à trinquer le soir au retour. — Le plaisir est pour moi, monsieur le marquis. (Sandeau.) In anderer Verwendung natürlich de mon côté. Duc, je ne puis accepter un pareil dévouement. — Hélas! madame, le dévouement ne peut être que de vôtre côté; et j'attends avec anxiété votre réponse pour savoir s'il surpassera votre courage. (Feuillet.) — Einzelnes: Les enfants ont chacun une manière d'apprécier les objets. (George Sand.) Il ne leur** fallut pas

* les arts libéraux. ** aux rivaux de Corneille.

une grande perspicacité pour comprendre que, si le public se mettait à goûter des pièces comme le Cid, ils n'avaient plus qu'à plier bagage. (Paul Albert.) Monsieur, deux grandes heures, deux heures d'agonie et de pitié, monsieur, ils l'ont tenue là, la malheureuse, pleurant, priant, suppliant, demandant grâce, demandant la vie. (V. Hugo.) Madame, remettez-vous. La douleur a un temps, que diable! (C. Lemonnier.)

Gebweiler. Ph. Plattner.

Kleinigkeiten aus der

französischen Grammatik und Lexikographie.

Von

Felix Zvěřina,

k. k. Reallehrer in Innsbruck.

I.

Genus von amour.

Bekanntlich weicht amour von dem Typus der übrigen Nomina mit dem lat. Suffix -or dadurch ab, dass es, in seiner lautgeschichtlichen Entwicklung um eine Stufe zurückgeblieben, die Weiterbildung in -eur nicht erfahren. Während demnach dolōrem, errōrem zunächst das betonte lange o zu geschlossenem o (mit wahrscheinlich nach u hinneigender Aussprache) werden liessen, worauf sich neben ó das u entwickelte (dolour, errour) und endlich der Diphthong eu entstand, blieb amour in der vorletzten Phase der Entwicklung bis heute stehen. Trotz dieser Deviation von der Lautgestaltung der übrigen Repräsentanten desselben Suffixes folgte denselben amour doch in der Geschlechtswandlung, indem es im Afr. gleich ihnen Femininum wurde (wodurch allein z. B. der Ausdruck m'amour möglich ward); „amour, venant de amor, était féminin dans l'ancienne langue, comme tous les autres ainsi dérivés l'étaient et le sont encore, douleur, peur etc.“ (Littré, Diction. art. amour). Allein „ce féminin en contradiction avec le latin chagrina les latinistes du seizième siècle; aimant mieux parler latin que français, ils essayèrent de rendre le masculin à tous ces noms . . . et c'est depuis lors qu'amour a les deux genres.“

(Littré, Hist. d. l. langue fr. I, 106.) Seitdem bestand ein friedlicher Dualismus im gramm. Genus von amour, sowohl in poetischer als prosaischer Rede. „Amour a été masculin et féminin dans les deux siècles derniers,“ sagt Littré in seinem grossen Wörterbuch und citirt 18 Stellen von Régnier, Molière, Descartes, Quinault, Lafontaine, Racine, Voltaire und J. Chénier, wo der Sing. des Wortes als Fem. gebraucht ist. Für die Gegenwart wird aber gewöhnlich exclusiv der Sing. als Fem., der Plur. als Masc. erklärt, wozu Brachet (Gram. hist. de la langue fr., p. 158) mit Recht bemerkt: „Mais on peut dire en général que ces distinctions . . . de mots masculins au singulier, féminins au pluriel . . . ne sont que des barbarismes et des subtilités oiseuses inventées par les grammairiens, et que rien ne confirme dans l'histoire de la langue.“ Allein das Uebel ist einmal da, der Sprachgebrauch hat es sanctionirt und es wäre ein kindisches und thörichtes Begehren, man solle die Geschlechtseinheit beider Zahlformen wieder herstellen, resp. etwa den Plur. dem Sing. conformiren. „Des grammairiens ont réclamé contre la conservation de ces deux genres, disant qu'il est temps de ramener partout le singulier et le pluriel au même genre. L'Académie ne prendra pas un tel parti, et il serait fâcheux qu'elle le prît; car cela ferait aussitôt considérer par le gros des lecteurs comme des fautes les passages de nos auteurs où l'amour est du féminin, grave dommage pour leur mémoire et pour notre plaisir, comme on le voit en plus d'un cas où le rigorisme mal entendu des grammairiens l'a emporté.“ (Littré, l. c.).

Eine scherzhafte Antwort auf die Frage nach dem Grunde dieser Anomalie führt Grüner in seinem „Dictionnaire de la Causerie française“ (Wien, Lechner, 1878) an: „Amour est masculin au singulier et féminin au pluriel, parce que les femmes, seules, ont le droit d'aimer plusieurs fois et d'en aimer plusieurs à la fois.“

Dies vorausgeschickt, soll im Folgenden untersucht werden, ob die Regel: Amour ist Masc. im Sing., Fem. im Plur.: selbst für unsere Zeit so ausschliessliche Geltung habe als es jener Wortlaut voraussetzen lässt.

Littré sagt bezüglich des heutigen Sprachgebrauchs (l. c.): „Aujourd'hui il (amour) n'est susceptible de recevoir les deux genres que quand il signifie la passion d'un sexe pour l'autre; ailleurs il est masculin. . . . Amour au singulier n'est féminin qu'en poésie. Au pluriel il est féminin non seulement en poésie, mais dans le parler or-

dinaire et dans certaines locutions. . . . Amour au féminin est un archaisme. . . ." Aus diesen Worten des grossen Lexikographen scheint Folgendes zu resultiren: 1) Amour ist heutzutage im allgemeinen im Sing. Masc. 2) Fem. kann es überhaupt nur in der Bedeutung „geschlechtliche Liebe" sein und auch dann nur in der Poesie. 3) Sonss ist amour als Fem. antiquirt. 4) Im Plur. überwiegt bei weitem der feminine Gebrauch. Indem wir diese Aufstellungen des Meistert gleichsam als vorläufige positive und leitende Norm voranstellen, gehen wir daran die Angaben anderer Lexikographen und Grammatiker damit zu vergleichen. Eine theilweise Bestätigung des von Littré Gesagten findet man zunächst in den (in mancher Hinsicht sehr merkwürdigen) „Principes généraux et raisonnés de la grammaire française" von Restaut (7. Aufl. 1755), wo es p. 49 heisst: „Amour qui n'est plus que du masculin, est encore quelquefois du féminin au pluriel, quand on veut parler d'une passion déréglée: de folles amours, les premières amours." Wir sagten, die Uebereinstimmung mit Littré sei eine theilweise: denn es fällt hier zweierlei auf: 1) Restaut scheint das Fem. aus dem Sing. gänzlich zu verbannen; 2) er beschränkt im Plur. das Fem. nicht nur auf die Bedeutung „passion déréglée", sondern setzt auch hier noch ein limitirendes „quelquefois" vor. Napoléon Landais schreibt in seinem „Dictionnaire" (9. Aufl. 1847): „Amour, subst. mas., et quelquefois fém. au plur. . . . Ce mot est mas. au sing. Il était autrefois fém., et plusieurs bons auteurs lui ont donné ce genre. Les poètes surtout n'ont suivi sur ce point ancune règle fixe: à l'exception de l'amour de Dieu, qui s'est conservé masculin, toutes les autres espèces d'amour ont pris au singulier tantôt un genre, tantôt un autre. Les grammairiens veulent qu'au pluriel amours ne s'emploie qu'au féminin; mais les poètes violent souvent cette règle. Aujourd'hui les bons auteurs font toujours amour masculin au sing., et féminin au pluriel: de nouvelles amours, folles amours. . . . On n'emploie le plur. mas. que lorsqu'il est question de l'amour personnifié: ainsi on dit au pluriel: les jeux, les ris et les amours." Die Angaben Littré's werden hier im Ganzen bestätigt und durch einige Details ergänzt. Man sieht auch, dass Landais seinem obigen quelquefois durch das spätere toujours widerspricht.

Das Wörterbuch von Schuster und Régnier (5. Aufl. 1859) macht zu amour in der Bedeutung „Geschlechts-Liebe" (B, a) die Bemerkung: „. . . in der dicht. Schreibart stets als Fem. in der Mehr-

zahl, und häufig als solches in der Einzahl.“ Damit wäre für amours in der Prosa und insbesondere in anderem als sexuellem Sinne das gen. masc. vindicirt. Letztere Auffassung wird begünstigt durch die weitere Angabe des Wörterbuches: amours, s. f. pl. Liebeshändel.

Die „Französische Sprachlehre“ von Abbé Mozin (11. Aufl. 1840, Stuttg. u. Tübingen, Cotta) enthält hierüber Folgendes (p. 86): „. . . l'amour, die Liebe, Cupido: männlich in der Einzahl und in der Mehrzahl, besonders wenn es die personificirte Anmuth (vergl. oben Land.) und die Liebesgötter bezeichnet, z. B. un amour pur, des amours malheureux, ses seuls amours (Volt.), les amours riants et légers, die lachenden und flüchtigen Amors, les petits amours de ce tableau, die kleinen Amors dieses Gemäldes.“ Dann in der 2. Spalte: „. . . l'amour, die Liebe: weiblich in der Mehrzahl, wenn es die Leidenschaft der Liebe bezeichnet; und auch in der Einzahl, wenn es den geliebten Gegenstand bedeutet; ma seule amour (Florian), il n'y a point d'éternelles amours . . . il n'y a ni belles prisons ni laides amours.“ Die von Mozin gegebenen Regeln stimmen so ziemlich zu denen anderer Sprachlehrer, aber seine Beispiele klappen nicht alle. Des amours malheureux hat wohl unmöglich mit der „personificirten Anmuth“ etwas zu thun, es kann nur „unglückliche Liebschaften“, also geschlechtliche Neigung bezeichnen: dadurch aber desavouirt der Verf. seine eigene zweite Regel. Was den Gebrauch von amour und amours im Sinne von „geliebter Gegenstand“, bezogen auf Personen des anderen Geschlechts, betrifft, sagt Landais (l. c.): „La personne qu'on aime avec passion: être avec ses amours. Il ne s'emploie pas dans le style noble, quoique Racine ait dit (Britannicus): Impatient surtout de revoir ses amours.“ Auch die übrigen Lexika, so namentlich Schuster-Régnier und Sachs weisen amour in der Bedeutung von „Liebchen, Geliebte etc.“ der familiären und speciell mon amour (m'amour) „mein Schatz“ der trivialen Sprache zu.

Die „Grammatik der franz. Sprache“ von Otto Hölder (Stuttg., Wilh. Nitzschke, 1865) belehrt uns (p. 6): „Amour, in der Prosa, ist immer männlich, meist weiblich im Plural. Dichter gebrauchen es nach Belieben männlich oder weiblich. L'amour propre, und les amours die Liebesgötter (Amoretten) ist beides immer männlich. L'amour divin est la source de toutes les vertus. Massil. Le rossignol élève ses concerts dans les bocages, témoins de ses premières amours. Aimé-Martin. Ne savez-vous pas que les

injures des amants n'offensent jamais: qu'il est des amours emportés aussi bien que des doucereux? Mol. Œdipe a pour ses peuples une amour paternelle. Volt. Enfants, buvons à nos derniers amours. Béranger. Les amours propres sont déjà éveillés dans les hommes de l'Odyssée; ils dorment encore chez les hommes de la Grèce. Chateaub. Tous les fils de Vénus, les Amours enfantins ‚Armés de carquois' d'or etc. Thomas."

Sehr klar und instructiv sind die von A. Boniface in seiner „Grammaire française méthodique et raisonnée" (15. Aufl., Paris, Jules Delalain 1854) aufgestellten Regeln und Beispiele (p. 133, Nr. 390): „Amour. Au singulier, ce mot n'est plus que masculin; au pluriel, dans le sens de passion, il est généralement des deux genres, mais plus souvent féminin. Les amours de Pénélope et d'Ulysse sont pures et sévères. (Chateaubriand.) Les amours d'Astarbé n'étaient ignorés que de Pygmalion. (Fénelon.) Les poëtes, selon le besoin, ont de même fait usage des deux genres. Cependant, quand il ne s'agit point d'une passion d'un sexe pour l'autre, amour doit être du masculin: L'amour du jeu réunit tous les autres amours. (Boiste.) Tous ces amours (l'amour du plaisir, l'amour de la gloire, etc.), si différents entre eux, prouvent seulement une grande vérité: c'est que tout est amour pour l'homme, et qu'il ne vit que pour aimer. (De Ségur.) Personne, avant et depuis Delille, n'a peint, avec une élégance plus suave et de plus chastes couleurs, les vifs amours des plantes. (Tissot.)

Wenn Brunnemann in seiner „Syntax der neufranz. Sprache" (p. 41) die Regel aufstellt: „Wird amour in einem Satze in beiden Zahlen gebraucht, so verlangt die Harmonie, dass es in einem und demselben Geschlecht bleibt", so mag das wohl richtig sein, jedoch das illustrirende Beispiel: „L'amour immoderé de la vérité n'est pas moins dangereux que tous les autres amours" (La Rochefoucauld), ist nicht recht beweisend, denn hier bedeutet amour nicht die geschlechtliche Neigung, und überdies gehört der Autor einem Zeitalter an, wo die Genusregel von amour lange nicht so feststand. Für den freien dichterischen Gebrauch liefert Brunnemann zwei treffende Belege: „Sa femme lui conserve une amour éternelle." (Régnard.) — „Oui, voilà les rives de France: Là furent mes premiers amours." (Béranger.)

Mätzner in der „Franz. Grammatik" begnügt sich zu consta-

tiren (p. 119): „. . . amour (amor) ist männlich und bisweilen weiblich im Singular, meist weiblich im Plural, ausser wenn es Liebesgötter bezeichnet.“

Noch einzelne vermischte Beispiele:

Ils s'aiment tous deux d'un amour fraternel que rien ne trouble. Fénelon.

Quel fruit recevront-ils de leurs vaines amours? Racine.

Il venait à ce peuple heureux Ordonner de l'aimer d'une amour éternelle. Id.

Tout le monde connait le charmant épisode du Dante où Francesca raconte ses amours infortunés. Étienne Béquet, citirt v. Poitevin in „Grammaire, les Écrivains et les Typographes modernes.“ (Paris, F. Didot etc. 1863, p. 23.)

Rêve de longs succès, rêve de longs amours. (Imagination, chant 6e.)

Aus vorstehender Darlegung dürften sich für den heutigen Sprachgebrauch folgende, auch für eine relativ vollständige Schulgrammatik verwendbare Regeln ergeben:

1) Amour ist im Sing. in der Bedeutung jeder Art von „Liebe“ Masculinum. Der feminine Gebrauch beschränkt sich heutzutage auf die triviale Sprache im Sinne von „Geliebte“.

2) Amour ist im Plur. meist Femininum als Bezeichnung geschlechtlicher Neigung, Masc. ohne sexuelle Beziehung, auch zuweilen als übertragener Ausdruck für „geliebte Personen“.

3) Auch die neuere poetische Sprache erlaubt sich amour in beiden Zahlen zweigeschlechtig, insbesondere aber es auch im Plur. als Masc. zu gebrauchen.

4) Amour(-)propre ist in beiden Zahlen nur Masc.

5) Amour als „Amor, Amorette“ ist selbstverständlich nur Masc.

NB. Ueber amour divin ist es müssig sich auszusprechen, da ein Plur. hiervon kaum denkbar ist.

Auf die kürzeste Formel reducirt den heutigen Sachverhalt das „Franz.-Deutsche und Deutsch-Franz. Taschen-Wörterbuch“ von Dr. Friedrich Köhler (Universal-Bibliothek 1171—1175): „Amour m. Liebe, Amor; — s. pl. f. & m. Liebschaften. Amour-propre m. Eigenliebe.“

II.

Die hyperperiphrastischen Tempora.

In der „Syntax der neufranz. Sprache“ von Dr. C. Brunnemann (Berlin, Langenscheidt 1874, 2. Aufl.) ist p. 31, § 76 zu lesen: „Die französischen Grammatiker pflegen gewöhnlich auch noch sogenannte überzählige Zeitformen, temps surcomposés, wie j'ai eu diné, j'avais eu diné, j'aurai eu diné, j'aurais eu diné, j'eusse eu diné und dergleichen anzuführen, aber die gebildete Sprache macht davon ebenso wenig Gebrauch, wie wir im Deutschen von Wendungen, wie: „ich hatte es gehört gehabt.“ — Die folgende Untersuchung soll darthun, ob die bezüglichen Aufstellungen und Belege der Grammatiker eine so entschiedene Abweisung jener gehäuften Periphrasen rechtfertigen oder nicht. Zu diesem Ende muss man eben die Stimmen der Grammatiker (und einiger Lexikographen) selbst vernehmen.

Der oberwähnte Restaut (Mitte des vor. Jahrh.) spricht p. 214 bis 215 über die temps surcomposés und giebt u. a. als Beispiel: Si j'avais eu diné, je ne vous aurais pas fait attendre.

Im Jahre 1834 erschien zu Berlin (Herbig) ein „Vollständiges theoretisch-praktisches Repetitorium der franz. Sprache in Fragen und Antworten“ von Dr. A. Eckenstein, Professor am Dresdener Polytechnicum, bearbeitet nach 19 verschiedenen franz. Grammatikern. Nachdem darin p. 279 eine kurze Andeutung der „überzusammengesetzten Zeiten“ gegeben worden, wird p. 340—41 ziemlich eingehend davon gehandelt. Da der Passus für unseren Zweck sehr belehrend ist, so lassen wir ihn hier wörtlich folgen: „Fr. Wann bedient man sich in der franz. Sprache des Antérieur indéfini oder Parfait surcomposé? Antw. Diese Zeit wird zuweilen gebraucht, wenn die vor einer anderen vorgefallene Handlung in einem als nicht ganz verflossen angenommenen Zeitraume geschehen ist, und darauf recht aufmerksam gemacht werden soll, dass sie ganz vorüber war, ehe die andere begann; z. B. Lorsque j'ai eu fini ma besogne, je suis allé me promener. — Il a eu achevé son thème aujourd'hui plutôt qu'à l'ordinaire. Fr. In welchem Verhältnisse stehen zwei Handlungen mit einander, wenn sie durch das gewöhnliche Indéfini ausgedrückt werden; wie j'ai déjeûné, lorsque mon frère a déjeûné? Antw. Beide Handlungen scheinen hier gleichzeitig zu sein. Fr. In welchem Verhältnisse erscheinen sie in folgendem Satze: J'ai déjeûné, lorsque mon

frère a eu déjeûné? Antw. Das Frühstück meines Bruders wird hier als etwas früher Vollendetes bezeichnet. Doch ist der Gebrauch dieser Zeit selten. Fr. Kommt nicht auch zuweilen ein zusammengesetztes Conditionnel passé oder Conditionnel surcomposé vor, und wann wird es gebraucht? Antw. Ja, diese Zeit kommt jedoch äusserst selten vor. Es wird gebraucht, wenn man zu verstehen geben will, dass eine Sache in der vergangenen Zeit, und zwar früher noch, als ein zugleich angeführter ebenfalls längst vergangener Umstand geschehen sein würde, und ganz vollendet gewesen wäre, wenn eine gewisse Bedingung stattgehabt hätte oder nicht stattgehabt hätte; z. B. J'aurais eu dîné oder j'eusse eu dîné avant midi, si l'on ne fût pas venu me déranger. — Nous eussions eu fait ce chemin avant vous, si les relais avaient été prêts. Fr. Wie erscheinen die Handlungen dieser Sätze, wenn eu weggelassen wird? Antw. Die Vollendung oder das gänzliche Vorübersein würde weniger bestimmt bezeichnet."

Die „Franz. Sprachlehre" von Abbé Mozin (11. Aufl. 1840) verbreitet sich ebenfalls eingehender über unseren Gegenstand. P. 344, 4: „On fait aussi quelquefois usage d'un indéfini composé; etc.: S'il a eu écrit ou fini sa lettre avant une heure, il arrivera bientôt. Dès que j'ai eu terminé cette affaire, je suis allé porter ma lettre à la poste. Bien des fois j'ai eu soupé avant vous, et peut-être plus souvent que vous n'avez eu dîné avant moi." P. 346, 372: „Il y a aussi un antérieur indéfini, pour marquer des choses faites avant d'autres, mais dans un temps qui n'est pas marqué, ou qui n'est pas encore entièrement écoulé; on l'emploie alors à la place de l'antérieur défini, dont on ne peut faire usage, le temps n'étant pas passé; comme: Si j'avais eu fini ma lettre avant midi, je me serais rendu à . . ." Unter Nr. 373 meint Mozin, statt: Lorsque j'eus écrit ma lettre, je reçus la vôtre könne man sagen j'ai eu écrit . . . j'ai reçu . . . Dès que j'ai eu fini . . . ma lettre, je suis parti." P. 348, 3: „On emploie aussi quelquefois un futur passé composé, etc.: Il aura eu fini avant moi, c'est pourquoi il est arrivé sitôt. Dès qu'il aura eu terminé ces affaires, il sera parti pour H." Merkwürdig ist hier jedenfalls nicht nur die volle Anerkennung der doppelten Umschreibungen, sondern auch die Hindeutung auf einen bedingt nothwendigen Gebrauch derselben.

Boniface sagt in seiner schon erwähnten „Grammaire" (1854),

p. 36 (b): „On dit aussi, mais très-rarement, j'ai eu écrit, comme dans je suis parti ce matin, dès que j'ai eu écrit, c'est alors un Passé antérieur indéfini.“ Ferner p. 40, 184: „Il y a encore plusieurs temps appelés surcomposés: j'aurais eu écrit, que j'aie eu écrit, que j'eusse eu écrit. Comme l'emploi en est très-rare, je ne les ai point compris dans ce tableau . . .“

Von dem bekannten Buch Noël's und Chapsal's ist mir keine Originalausgabe zur Hand; in der von P. Parvez unter dem Titel „Nowa Grammatyka Francuzka“ herausgegebenen französisch-polnischen Bearbeitung desselben (5. Aufl., Warschau 1859) heisst es p. 356, *550. — Remarque: „Pour faire entendre, que l'action aurait été faite dans un temps, et qu'elle aurait été passée à l'égard de ce temps passé, moyennant certaines conditions, on surcompose le conditionnel passé: J'aurais eu dîné, si l'on ne m'en avait pas empêché. La même remarque est applicable au plusqueparfait et au futur antérieur: Si j'avais eu dîné, je ne me serais pas fait attendre; il sera sorti dès qu'il aura eu fini sa lettre.“ Die polnische Uebersetzung giebt das wörtlich wieder, setzt aber dem dans un temps das dem Sinne nach genauere w pewnym czasie (zu einer bestimmten Zeit) gegenüber. Sonderbarer Weise wird hier gerade die sonst als höchst selten bezeichnete Doppelperiphrase des „Conditionnel“ am meisten betont.

In der namentlich syntaktisch sehr tüchtigen Grammatik von O. Hölder lesen wir p. 459, Zus. 2, Anm: „Beim Adverbialsatze der Zeit kommt auch das doppelt zusammengesetzte Perfect vor, als ein einer vollendeten Thätigkeit Vorangegangenes und selbst Vollendetes. Ist diese vollendete Thätigkeit ein Bedingtes, so kann ein doppelt zusammengesetztes Conditionale stehen. Uebrigens ist dieses Alles sehr selten.“ Dankenswerth sind die hierzu gegebenen Beispiele: Quand le temps a été venu que la puissance romaine devait tomber . . . Rome, devenue la proie des barbares, a conservé par la religion son ancienne majesté. Boss. Quand M. Fouquet a eu cessé de parler, M. Pussort s'est levé impétueusement. Sévig. Mais quand il a été parti, elle en a conçu une telle douleur etc. Mad. de Staël. L'arrêt sera exécuté aujourd'hui en place de Grève, a-t-il ajouté, quand il a eu terminé. V. Hugo. Lorsqu'il aurait eu dit: Le roi de France et trois cent mille citoyens furent égorgés, fusillés, noyés . . . quels mots aurait-il mis au dessous de pareilles choses? Id.

Der Herausgeber der 43. Aufl. der Machat'schen „Sprachlehre“ (Wien, Lechner 1874), Prof. Georg Legat, spricht sich p. 140 über diesen Punkt aus. Er führt zunächst ein Passé antérieur indéfini ou surcomposé an und conjugirt es durch: j'ai eu parlé etc. Dann fährt er fort: „In mehreren Gelegenheiten muss diese Zeit angewendet werden, um genauer den Gedanken auszudrücken, z. B. er hat nach dem Essen die Gesellschaft verlassen, il a quitté la compagnie après avoir dîné, sagt nicht so viel als: il a quitté la compagnie dès qu'il a eu dîné .... oder: il est sorti ce matin, quand il a achevé sa lettre ... und il est sorti ce matin, quand il a eu achevé sa lettre ... Der Unterschied zwischen dem passé défini und passé indéfini ist der nämliche wie zwischen dem passé antérieur défini und passé antérieur indéfini: ersteres deutet eine vor einer anderen geschehene Handlung zu einer Zeit, die ganz verflossen ist, letzteres aber eine vor einer anderen geschehene Handlung zu einer Zeit, die nicht ganz verflossen ist. Weiter werden erwähnt: plus-que-parfait sur-composé (si j'avais eu plus tôt dîné, j'aurais été vous voir), futur passé sur-composé (il sera sorti, dès qu'il aura eu achevé sa lettre) und conditionnel passé sur-composé (j'aurais eu achevé avant vous, si je n'avais pas été interrompu). Zum Schluss folgt die Bemerkung: „Man pflegt nicht diese Zeiten in die Conjugationen zu nehmen, und die davon gemachte Erwähnung ist hinlänglich, weil diese Zeiten (die oben angegebenen Fälle ausgenommen) seltener gebraucht werden, und an deren Statt das Wort après mit dem passé de l'infinitif angewendet wird ...“

Es ist Zeit auch einige hervorragende Wörterbücher über diese sprachliche Besonderheit zu vernehmen. Im „Dictionnaire“ der Akademie (1835) findet sich eine hierher gehörige Aeusserung bei avoir als Hülfsverbum: „On dit de même: Dès que j'ai eu fini. Sans lui, j'aurais eu dîné de meilleure heure. Mais ces phrases et leurs analogues sont beaucoup moins usitées.“

Nap. Landais (Diction., 9. Aufl. 1847) sagt: „... temps surcomposé, celui dans lequel on emploie deux fois l'auxiliaire avoir: je suis sorti dès que j'ai eu fait.

Mozin in der von Peschier besorgten Ausgabe von 1856 sagt dasselbe mit den Beispielen: dès que j'ai eu dîné — j'aurais eu fait plus tôt.

Littré, der sonst nirgends seinen Tadel ihm missliebiger Spracherscheinungen zurückhält, berichtet einfach unter Surcomposé: „1) Terme de grammaire. Temps surcomposé, ou, substantivement, un surcomposé, temps d'un verbe où l'auxiliaire avoir est employé deux fois, exemple: J'avais beaucoup d'affaires; quand je les ai eu terminés..."

Sachs endlich bringt unter demselben Art. das Beispiel: il aurait eu mangé cela, er hätte das aufgegessen gehabt.

In Anbetracht dieser „Wolke von Zeugen" ist es nicht zu verwundern, dass selbst Grammatiker von dem wissenschaftlichen Ernst eines Mätzner und Diez die „überzähligen Zeitformen" nicht ignoriren zu dürfen glaubten. Ersterer erwähnt ihrer Gramm. p. 332, 107 und fügt bei: „Man gebraucht sie, wo eine vollendete Thätigkeit eine andere in derselben Zeitsphäre bereits vollendete zur zeitlichen Voraussetzung haben soll ... So sinnfällig ähnliche Ausdrucksweisen sind, so werden sie doch von der gebildeten Sprache vermieden, welche die Stufenfolge der vollendeten Thätigkeiten auf gefälligere Weise durch minder schleppende Verbalformen zu bezeichnen sucht." — Letzterer schreibt (Gramm. d. rom. Spr., 3. Thl., 4. Aufl., p. 283, 8): „Ausser diesen Zeitformen stellt die franz. Grammatik für das Activ noch ein parfait, plusqueparfait und futur surcomposé auf: j'ai eu aimé, j'avais eu aimé und j'aurai eu aimé, welche die Vergangenheit noch ausdrücklicher auszusprechen bestimmt sind; indessen bedient man sich dieser übertriebenen Periphrasen nur selten."

Wir glauben uns nun zu nachstehenden Schlussfolgerungen berechtigt:

1) Das Französische weist unzweifelhaft hyperperiphrastische Zeitformen auf. Diese Thatsache ist so vielfach bezeugt, dass eine ausführliche Grammatik sie nicht übergehen, geschweige bestreiten könnte.

2) Nicht alle theoretischen Zeugen dieser Thatsache stimmen in der Zahl der hyperp. Temp. überein, Alles in Allem aber finden wir erwähnt: Parfait (Antérieur) indéfini, Plusqueparfait (diese beiden auch im Conjunct.), Futur passé und Conditionnel passé surcomposé.

3) Alle Grammatiker stimmen darin überein, dass diese doppelten Periphrasen von seltenem Gebrauche sind.

4) Von einer stricten Nothwendigkeit, in irgend einem Fall ein hyperper. Tempus anzuwenden, kann keine Rede sein. Die theilweise gegentheilige Meinung von Mozin und Legat ist als vereinzelt und un-

begründet zurückzuweisen. Das Vollendetsein der einer vergangenen Thätigkeit vorausgegangenen Handlung wird genügend bezeichnet durch das 1. u. 2. Plusquamperf. (Antérieur, durch dieses gleichzeitig der unmittelbare Zusammenhang mit der folgenden Thätigkeit) oder, bei gleichem Subject, durch après mit dem Infinitiv. Das angezogene Beispiel: J'ai déjeuné, lorsque mon frère a déjeuné, scheint uns ganz incorrect und höchstens als grobe Nachlässigkeit der Umgangssprache möglich zu sein. Denn soll die Gleichzeitigkeit ausgedrückt werden, so muss es heissen: je déjeunais, lorsque mon frère déjeunait; ist aber das Frühstück des Bruders vorangegangen: j'ai déjeuné, lorsque mon frère avait déjeûné oder lorsque m. f. eut déjeuné etc., wodurch die Vollendung des ersten Frühstücks in derselben Zeitsphäre hinlänglich verständlich gemacht ist. Aehnliches gilt von den bei Mozin aufgestellten Exempelsätzen.

5) Zwar sagt keiner der mir bekannten eingeborenen Grammatiker ausdrücklich, dass die temps surc. mehr der Sprache des täglichen Lebens angehören, allein der Umstand, dass die meisten der von ihnen gebrachten Beispiele offenbar „exemples de fabrique“ sind, lässt entnehmen, dass die Schriftsprache deren in sehr geringer Zahl bietet, während andererseits der Inhalt dieser Beispiele darauf hindeutet, dass diese Ausdrucksweisen im gewöhnlichen Leben nicht unbekannt sind.

6) Trotzdem kann man nicht sagen, dass die hyperper. Temp. der „gebildeten“ Sprache ganz fremd sind; die angeführten, wenn auch sehr vereinzelten Stellen aus anerkannten Schriftstellern älterer und neuerer Zeit sprechen gegen eine solche apodiktische Behauptung.

7) Es lässt sich nicht leugnen, dass diese doppelten Umschreibungen sehr augenfällig und drastisch die gänzliche Vollendung einer Thätigkeit vor einer anderen bezeichnen; sie sind so recht Producte volksthümlicher Anschaulichkeit und bekunden das Bedürfniss und die Sucht der vulgären Sprache nach möglichst weitgehendem analytischen Ausdruck. Merkwürdig bleibt es immerhin, dass unter allen romanischen Idiomen allein das Franz. solche Formen zu Tage gefördert hat. Was das Deutsche betrifft, so weiss man, wie leicht dem Manne aus dem Volke dergleichen Wendungen in den Mund kommen, wie leicht z. B. ein Schüler sagt: „Ich habe meine Aufgabe schon gemacht gehabt“ etc.

8) Mit Recht schliessen alle Grammatiker die hyperper. Temp. von dem Conjugationsschema aus, denn sie sind nichts als gelegentliche syntaktische Behelfe.

9) Eine Schulgrammatik braucht ihrer nicht zu gedenken. Sollte bei der Schullectüre einmal eine solche Wendung vorkommen, so lässt sie sich leicht erklären.

III.

Spadassin.

In „Histoire de la Révolution française" von Thiers (Bruxelles 1845) findet sich p. 7—8 folgende Stelle: „Ces peuples, que les Romains nommaient Galli, et qui se donnaient à eux-mêmes le nom de Celtes, étaient, pour la plupart, gouvernés aristocratiquement. Les chefs militaires et les spadassins formaient ce que, dans nos langues, nous désignons par le mot noblesse: ils avaient les richesses et le pouvoir; il ne restait à la multitude que l'esclavage ou la misère. La Gaule était une sorte de confédération; chaque peuple était gouverné par un richs ou roi élu par les militaires ou nobles."

In der Zeit zwischen Karl VIII. und Catharina von Medicis war in Folge des starken theils freundlichen, theils feindlichen Verkehrs mit Italien und Italienern eine Fluth italienischer Wörter, namentlich aus dem Gebiete der Hofetiquette, des Waffenhandwerks und der Kunst, ins Franz. eingedrungen. Dazu gehört auch spadassin, gebildet aus spadaccino, wie fantassin aus fantaccino. Spadaccino stellt sich der Form nach als Deminutiv von spada dar, wird aber in dieser Bedeutung weit weniger gebraucht denn als „voce schezevole, ein Schläger, Raufbold, Renommist" (Valentini) oder nach dem „Vocabolario della lingua parlata" von Rigutini und Fanfani (Ediz. emendata, Firenze 1875): „Chi giuoca di spada."

Welche Bedeutungen hat nun das franz. spadassin? Was heisst es in obiger Stelle von Thiers? Die franz. Lexika werden uns wohl Auskunft geben! Landais sagt, es bedeute bretteur, traineur d'épée. — Schuster und Régnier haben: Schläger, Raufer, Raufbold, Duellant. Sachs: 1) Raufbold, Schläger. 2) Gedungener Mörder. Mozin und Péschier bringen auch nichts Anderes. Wir nehmen endlich unsere Zuflucht zum Heros der franz. Lexikographen, Littré, und finden dort bei Spadassin: 1) Bretteur, ferrailleur (mit zwei Belegen aus Lesage und Rousseau). 2) Assassin gagé (mit Beispiel aus Alfr. de Musset). Die von demselben unter der Rubrik „Historique" angeführten Stellen aus dem 16. Jahrh. lassen ebenfalls keine andere Deutung zu als: geschickter,

passionirter Fechter, gedungener Mörder (Bravo). Von letzterer Bedeutung als einer secundären abgesehen, bliebe uns also für die Uebersetzung der citirten Stelle nur übrig: „Die Kriegsobersten und die Raufbolde bildeten (bei den Galliern) das, was wir den Adel nennen“ etc. Jeder verständige und mit den Einrichtungen der alten Gallier einigermassen vertraute Leser wird natürlich eine solche Uebersetzung zurückweisen. Denn wenn auch die Kampflust der Kelten noch so gross war, wenn auch aus Mangel an äusseren Feinden häufig Privatfehden und namentlich Zweikämpfe stattfanden, so wird es doch niemand als eine gallische Staatsinstitution hinstellen wollen, dass gerade die Raufer berufen waren, den Adel zu bilden, Reichthum und Macht zu besitzen und mit den Königen die Gewalt zu theilen. Der Zusammenhang lehrt vielmehr Folgendes: Gallien bildete einen Staatenbund (la Gaule était une sorte de confédération). Die Einzelstaaten hatten aristokratische Regierungsform (ces peuples . . . étaient, pour la plupart, gouvernés aristocratiquement). Die Aristokratie (noblesse) bestand aus den Heerführern (chefs militaires) und den spadassins. Diese (les chefs militaires et les spadassins) waren die durch Macht und Reichthum herrschende Classe (ils avaient les richesses et le pouvoir). Von ihnen (und wohl aus ihrer Mitte) wurde der König erwählt (chaque peuple était gouverné par un richs ou roi élu par les militaires ou nobles). Während in diesem letzten Satze die militaires den nobles gleichgesetzt werden, finden wir oben die spadassins zur noblesse gerechnet. Ist nun militaires = nobles, spadassins ebenfalls = nobles (ausgedrückt durch das Collectivum noblesse), so folgt mit logischer und mathematischer Sicherheit, dass auch spadassins = militaires, d. h. die spadassins waren den edlen Geschlechtern entsprossene Krieger, der Kriegsadel (gleichsam die Kriegerkaste) der Nation, unterstehend den eigens hervorgehobenen chefs militaires, den meist fürstlichen Geschlechtern entnommenen Kriegsobersten oder Feldhauptleuten. In der That lauten die alten Berichte dahin, dass Freie, Krieger (zu Pferd) und Adelige bei den Galliern identisch waren und dass der Adel in einen hohen und niederen zerfiel. Ihre Hauptwaffe waren kupferne Schlachtschwerter, daher spadassins = gladiferi. Die unfreie Plebs stellte Fusssoldaten. Das ganze Verhältniss ist mit treffender Kürze dargestellt in dem „Dizionario enciclopedico“ von Anton. Bazzarini (Venezia, co' tipi di Francesco Andreola, 1831, V. III., „Galli“): „Quanto al governo, fu

aristocratico; ed il popolo era diviso in tre classi: i Druidi, sacerdoti e legislatori, i cavalieri che guidavano, ed il popolo, ch'era guidato, nelle belliche imprese, quasi sola loro occupazione.“ Unsere Wiedergabe der angezogenen Stelle wird demnach lauten: „Die Kriegsobersten und die schwertbewaffneten Freien bildeten das, was wir in unseren Sprachen als Adel bezeichnen“ etc. — und wir meinen, die neuen Auflagen vollständigerer Wörterbücher müssten bei spadassin, mit Rücksicht auf Thiers, noch die Bedeutung enthalten: (schwertbewaffneter) Kriegsadel der Gallier.

Das einzige franz. Wörterbuch, welches wenigstens eine leise Andeutung des hier Richtigen enthält, ist meines Wissens der „Dictionnaire universel des sciences etc.“ von M.-N. Bouillet (6. Aufl., Paris, Hachette 1862), wo es heisst: „Spadassin . . nom qu'on donnait autrefois aux soldats, et, par suite, aux ferrailleurs, à ceux qui ne respirent que duels.“ — Uebrigens erinnert spadassin in dem von Thiers hineingelegten Sinn lebhaft an das mittellateinische spatharius, wie es z. B. im 2. Buch der Dialoge des h. Gregor. M. (Vita S. Benedicti), c. 14 („De simulatione regis Totilæ deprehensa“) vorkommt: „Quidam vero ejus (Totilæ) spatharius Riggo dicebatur, cui calceamenta sua præbuit, eumque indui vestibus regalibus fecit . . . In cujus obsequio tres . . . comites misit: . . . cui alia quoque obsequia atque spatharios præbuit, ut tam ex eisdem obsequiis, quam ex purpureis vestibus rex putaretur.“

IV.

Préoccupation.

Die bekannte juridische Bedeutung des Wortes kommt hier nicht in Betracht. In der psychologischen Sphäre legt Littré dem Worte zwei Bedeutungen bei: „État d'une personne dont l'esprit est tout entier occupé d'une opinion préconçue. État d'un esprit trop occupé d'un objet pour faire attention à un autre.“ — Landais giebt blos die zweite der genannten Bedeutungen (wörtlich wie Littré) und beschreibt dann diesen état d'esprit, im Vergleich zu prévention und préjugé näher: „La préoccupation est l'état d'un esprit si plein, si possédé de certaines idées, qu'il ne peut plus en entendre ou en concevoir de contraires. . . . La préoccupation ôte la liberté de l'esprit; elle l'absorbe. . . . La préoccupation rend sourd et intraitable. . . . La préoccupation

naît de quelque impression vive et profonde qui remplit de son objet la capacité de l'esprit, et captive la pensée.“ Daraus ergeben sich etwa folgende deutsche Bedeutungen: Vorurtheil, Voreingenommenheit, Befangenheit, Zerstreutheit (besonders mit Rücksicht auf die von Littré gewählten Beispiele: „J'ai cru de loin voir toute à l'heure la marquise ici, et dans ma préoccupation, je vous ai prise pour elle. — Ils ne remarquèrent ni la préoccupation ni la sombre mélancolie de la malheureuse amie“). Wirklich heisst es bei Sachs: „1) vorgefasste Meinung, Vorurtheil. 2) Befangen-, Zerstreutheit, Besorgniss.“ — Versuchen wir nun zunächst mittelst dieser Aufschlüsse der Koryphäen der franz. Lexikographie drei Stellen aus Demogeot's „Histoires de la littérature française au moyen âge“ sinngetreu zu übersetzen. Ch. 7. (Premier cycle épique) 2: „Images fidèles de la société qui les a produites, ou plutôt voix spontanées d'un peuple, elles (les Chansons de Geste) expriment sa pensée intime, sa constante préoccupation, la guerre sainte.“ Indem wir die Ausdrücke „Vorurtheil, Zerstreutheit, Besorgniss“ von vorn herein ablehnen müssen, bliebe etwa noch „Befangenheit“ in Frage. Aber wer fühlt nicht ebenso die Geschmacklosigkeit als innere Unwahrheit folgender Uebersetzung: „Als treue Abbilder der Gesellschaft, die sie hervorgebracht, oder vielmehr als ungekünstelte Stimmen des Volkes drücken sie dessen innersten Gedanken, seine beständige Befangenheit, den heiligen Krieg aus“? Oder waren die christl. Völker vom 11.—13. Jahrh. dermassen mit den Kreuzzügen beschäftigt, dass sie auf alles Andere absolut vergassen? dass sie durch nichts davon abgezogen werden konnten? wurden nicht öfter trotz der Noth des h. Landes Kreuzzüge verschoben oder ganz unterlassen wegen heimischer Bedrängnisse oder auch unter mehr weniger nichtigen Vorwänden? Raubten die Kreuzzüge den Völkern die Geistesfreiheit u. s. w.? Wenn aber dies Alles nicht stimmt und „Befangenheit“ uns keinen adäquaten Sinn giebt, so müssen wir uns eben um einen passenderen Ausdruck umsehen. Wir meinen, der Zusammenhang und vorzüglich die Parallelisirung mit pensée intime führt von selbst dazu, préoccupation an unserer Stelle als „geistige Lieblingsbeschäftigung, Hauptgegenstand des Sinnens und Trachtens“ aufzufassen. Diese Auffassung finden wir erfreulicher Weise bestätigt im Wörterbuch von Schuster-Régnier (aber auch nur in diesem), wo an erster Stelle angegeben ist: „das vorherrschende, überwiegende Beschäftigtsein des

Geistes mit einem Gegenstande; Sinnen, unablässiges, stetes Denken an etwas oder Trachten nach etwas.“ Während demnach die übrigen Lexika nur ungünstige Interpretationen des Wortes zulassen, ist es den Verfassern des letztgenannten (vor Littré und Sachs erschienenen) Wörterbuchs nicht entgangen, dass viele Stellen nur eine günstige Auslegung gestatten. Wenn von Jemandem gesagt wird: l'étude — l'accomplissement de ses devoirs — la pratique de la charité — le dévouement à la patrie est sa (seule, constante) préoccupation, so sind dies ebenso viele hohe Lobsprüche, und es widerspräche dem gesunden Hausverstand, hier an „Vorurtheil, Befangenheit“ u. dgl. zu denken.

Demog. ib.: „Les préoccupations ecclésiastiques de l'auteur (de la chronique attribuée à Turpin) se révèlent dans le but qu'il assigne à l'expédition de Charlemagne. . . . Elles se trahissent aussi dans la recommandation indirecte qu'il adresse aux princes de bâtir de nombreuses églises et de doter richement les monastères. . . .“ Hier ist allerdings die Verdeutschung „Standesvorurtheile, beschränkte Ansichten, einseitiger Standpunkt“ am Platze.

Id. ib. Ch. 8 (second cycle épique): „La préoccupation littéraire, le désir de briller l'entraine dans la recherche et le bel esprit. . . .“ Etwa: literarisches Hauptstreben. Vor uns liegt das Schriftchen: „Solesmes et Dom Guéranger par le R. P. Dom Alphonse Guépin. Le Mans. Imprimerie Edmond Monnoyer 1876.“ In dieser Biographie des Wiederherstellers des Benedictinerordens in Frankreich lesen wir p. 182: „Recueillir les enseignements du Père (D. Guéranger), ne s'écarter en rien de la ligne qu'il a tracée, telle est la constante préoccupation de la famille monastique et surtout du chef qui la guide.“ Es ist evident, dass der Verf. das Bestreben der Mönche, der Lehre und dem Beispiel ihres verstorbenen Stifters treu zu bleiben, nicht als eine geistige Beschränktheit, Voreingenommenheit u. dgl. hinstellen will.

Die Nothwendigkeit einer entsprechenden Ergänzung der meisten Lexika in dieser Hinsicht kann wohl kaum in Abrede gestellt werden.

V.

Mamelon.

Es handelt sich hierbei um einen Beleg mehr für die Mangelhaftigkeit vieler Schulwörterbücher. Ich las mit den Schülern

„Histoire de la première croisade“ von J. F. Michaud (Göbel'sche Ausg., Münster, Theissing 1873). Daselbst (ch. 10, p. 117) heisst es: „Les murailles d'Antioche renfermaient, du côté du midi, quatre mamelons de montagnes; les mamelons dominent à une grande hauteur l'enceinte de la cité.“ Für einen Kenner des Franz. kann natürlich die Stelle keinen Zweifel bieten; im schlimmsten Fall schlägt er ein grösseres Wörterbuch nach. Aber die Schüler?! Sie wussten sämmtlich mit mamelons nichts anzufangen und erklärten fast zagend, sie hätten in ihren Dictionarien nur eine Bedeutung gefunden, die ganz und gar nicht passe. In der That enthalten mehrere bei diesem Anlass von mir consultirte Wörterbücher keine für die angezogene Stelle brauchbare Bedeutung. Und doch ist Michaud gewiss ein gelesener Schriftsteller, ein Schriftsteller der Neuzeit, ein Schriftsteller, der zur Schullectüre verwendet wird und gerade der erste Kreuzzug wird hierbei besonders bevorzugt! Brauchbarer in diesem Falle ist z. B. Thibaut und das Taschenwörterbuch von Köhler (1879), welches die Angabe „runder Hügel“ enthält. Kein Schulwörterbuch sollte hinter dem „Petit Dictionnaire de la Langue franç. abrégé du diction. de E. Littré . . . par A. Beaujean . . . Paris, Hachette 1877“ (welches überhaupt als Muster eines Schulwörterbuchs gelten kann) zurückbleiben, das für mamelon als zweite Bedeutung bringt: „Éminence arrondie de terrain.“

La vie de Tobie

de Guillaume le Clerc de Normandie.

Nach der Pariser und Oxforder Hs. herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Robert Reinsch.

Am besten erhalten, wiewohl nicht ganz vollständig, ist die Tobiade des Guillaume le Clerc in der Pariser Hs. 19525 fol. 129–141 (vgl. E. Martin, Le Besant de Dieu. Halle 1869. Einleitung No. 20), während die dem 14. Jahrhundert angehörige und von Coxe, Catalogus codicum mss. qui in collegiis aulisque Oxoniensibus hodie adservantur, Oxonii 1852, II Coll. Jesu p. 10 beschriebene Hs. des Jesus College No. XXIX fol. 195^{b} (nach neuerer Zählung 268^{b}) bis fol. 198 oder 271 nur den Anfang enthält. Eine dritte, abweichende Hs. befindet sich, wenn E. Stengel's Angabe im Cod. Digby 86 p. 52 richtig ist, in Cod. Rawl. Misc. 534 zu Oxford. Nicht ohne Interesse ist eine Vergleichung der interessanten Dichtung Guillaume's mit dem Buche Tobiä und der weitschweifigen lateinischen Quelle, welche im 15. Band der Histoire littéraire de la France analysirt und zuletzt von Migne, Patrologiae cursus completus Band 205 p. 927—980 (– Ceillier, Histoire des auteurs sacrés Band 14 p. 823 giebt fälschlich Band 105 an —) sowie von Müldener, Matthaei Vindocinensis Tobias. Ad fidem librorum mss. et impressorum recensuit, Gottingae 1855 herausgegeben worden ist; doch genügen beide Ausgaben strengeren Anforderungen nicht; so findet sich unter anderen eine bessere Hs. des lateinischen Tobias zu Paris, Ms. lat. 15157. Die französische Nachdichtung, welche auf Bitten des Guillaume, Priors der Marienkirche zu Kenilworth (en Ardene?) geschrieben worden ist, hat

durch Guillaume le Clerc eine so gewandte Behandlung erfahren, dass das pikante Gedicht zu den Originalwerken gezählt werden kann; an einzelnen Stellen weiss der Leser nicht, ob er über die Leichtgläubigkeit des Dichters lachen oder dessen Naivetät bewundern soll. Nicht mit in der lateinischen Vorlage fand der Dichter den die Einleitung bildenden ersten Theil, in welchem Psalm 84 V. 11ᵃ der Vulgata: „Misericordia et veritas obviaverunt sibi; justitia et pax osculatae sunt“ in dramatischer Form behandelt ist; ohne Zweifel war hier Robert Grosseteste Quelle. Wie beliebt dieser Stoff im Mittelalter gewesen, geht schon daraus hervor, dass wir bis in die nachmittelalterliche Zeit dramatische Gedichte von den vier Schwestern Misericordia, Veritas, Justitia, Pax erhalten finden. Von französischen Bearbeitungen sind hier die folgenden zu nennen. Nach Fr. Michel, Rapports à M. le ministre de l'Instruction publique, Paris 1838 p. 12 enthält die dem 12. Jahrhundert zugewiesene Hs. L des Corpus Christi College zu Cambridge L'estorie des .iiii. sœurs. Vgl. Stengel, Cod. Digby 86 p. 52. Am meisten gerühmt wird von den Literarhistorikern das in Ms. Arundel 292 (13. Jhdt.) des B. M. zu London fol. 25—30ᵇ enthaltene sog. Myster oder besser: allegorische Gedicht von den vier Schwestern. Der Abbé de la Rue, Essais historiques sur les Bardes, Caen 1834, II p. 279—280 spricht von demselben, ohne eine Hs. zu nennen und sagt zuletzt: „Mais je crois, que c'est un épisode, qu'on trouve déjà dans le premier ouvrage (i. e. Vie de Tobie) et u e le poète aura retouché particulièrement.“ An einer anderen Stelle, Essais III p. 8 nennt derselbe die Hs. Arundel 292 und theilt im Widerspruch mit sich selbst genanntes Werk Étienne de Langton zu, gleichwie er an einer Stelle der Essais II p. 127—128 ein Gedicht von der Passion in derselben Hs. Evrard de Kirkham und III p. 11 Étienne de Langton zuschreibt. Auch Roquefort, De l'état de la poésie françoise dans les XII. et XIII. siècles, Paris 1815, p. 267 theilt Langton das „theologische Drama“ zu und bemerkt: „il faut convenir, qu'il l'a conduit avec plus de goût et de délicatesse, qu'on n'en trouve dans ses contemporains.“ A. Jubinal, Mystères inédits du 15. siècle, Paris 1837, I p. XV nimmt als Verfasser des allegorischen Dramas das Doppelwesen Guillaume Herman an, als dessen Lebenszeit er 1127—1170 angiebt, eine Angabe, die ganz aus der Luft gegriffen ist, jedoch von W. Marriott, A Collection of English Miracle Plays or Mysteries, Basel, Paris 1838, p. XLVI und von J. Klein, Geschichte des englischen Dramas, Leipzig, Weigel 1876, I p. 313 blind nachgesprochen wird. Auch Dinaux's Angabe, dass der Mönch von Valenciennes, Herman, das Verdienst der Erfindung dieses débat habe, ist, wie schon gezeigt, unrichtig; ganz und gar unrichtig aber ist, wenn die Herausgeber der Histoire littéraire de la France t. 18 p. 831 mit Bezug auf den Anfang des Tobiaslebens sagen: „C'est en partie une traduction du texte de la Bible; mais le poète y a mêlé des allégories.“ Fr. Michel, Libri psalmorum versio antiqua gallica, Oxonii 1860, p. XXI spricht sich ebenfalls entschieden für Stephan de Langton als Verfasser des in der Hs. Arundel 292 enthaltenen Stückes aus, welches von ihm selbst a. a. O. im Anhang p. 364—368 nach der Hs. herausgegeben worden ist; doch ist ihm die Cambridger den lateinischen

Text mit enthaltende Hs. Kk. IV. 20 fol. 56 fg. unbekannt. Vgl. Catalogue of the mss. III p. 667. J. Brakelmann in Zacher's Zeitschrift für deutsche Philologie III p. 213 verfällt in denselben Fehler, wenn er das Stück Stephan Langton zuweist. Derselben Ansicht huldigt J. Klein, Geschichte des italienischen Dramas, Leipzig 1866, I p. 107. In Wirklichkeit ist jedoch niemand anders als Guillaume le Clerc Verfasser des (in der Arundel Hs. enthaltenen) in Rede stehenden Stückes, wie aus dem Folgenden mit völliger Sicherheit hervorgeht.

Guillaume's Autorschaft für das Gedicht in der Arundel Hs. des British Museum zu London ergiebt sich nicht nur aus den Reimen, sondern noch mehr aus der wörtlichen Uebereinstimmung ganzer Verse und Abschnitte mit dem ersten Theile der Tobiade. So ist

Ms.	Arundel 292	V.	25—28	=	Tob.	51—54.
„	„	„	29—92	=	„	57—120.
„	„	„	93—116	=	„	125—148.
„	„	„	117—128	=	„	151—162.
„	„	„	131—132	=	„	163—164.
„	„	„	134	=	„	166.
„	„	„	137—168	=	„	175—206.
„	„	„	172—178	=	„	210—216.
„	„	„	180—210	=	„	218—248.
„	„	„	211—216	=	„	251—256.
„	„	„	221—230	=	„	257—266.
„	„	„	231—238	=	„	269—276.
„	„	„	239—242	=	„	279—282.
„	„	„	243—291	=	„	287—335.

Da dies Werk zu so viel Irrthümern und Fehlern Veranlassung gegeben und für die dramatische Literatur nicht unwichtig ist, so war es nöthig, den Verfasser durch eingehenden Beweis ein- für allemal festzustellen. Da sich der Dichter in der Tobiaslegende nicht mit Namen nennt, so ist es nöthig, seine Autorschaft auch für dies Werk zu erweisen. Nicht nur die Reime stimmen zu den übrigen Werken des Dichters, sondern auch stilistische Eigenschaften wie die Häufung synonymer Ausdrücke, so V. 347 povres e bosoignos, 618 querre e cerchier, 670, 675 sain e sauf, 897 fait e acompli, 1038 tristes e dolenz, 1358 aprist e enseigna, ferner die kurzen Zwischensätze, so V. 713 ceo m'est vis, 769 ceo crei, 816 ceo cruit, 876 ne dotez mie, 1063 ceo est la some finden sich in den übrigen Werken wieder; ja ganze Verse zeigen mit denen anderer Werke des Dichters fast wörtliche Uebereinstimmung:

Tob.	322	=	Joies N. D.	572.
„	323	=	„	1150.
„	350	=	„	730.

Das an Handlung reiche Tobiasgedicht zerfällt in folgende Theile:

1. Einleitung nebst der Veranlassung zur Entstehung des Werkes auf Bitten des Priors Guillaume von Kenilworth = V. 1—32.



II. V. 33—338. Allegorisches Drama von den vier Schwestern Barmherzigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede.

III. V. 339—1422. Tobiaslegende und Geschichte der Weiber der beiden Tobien.

Die Schlussverse V. 1423—1426 verrathen sich als unecht. —

Ungenaue Reime enthält die Tobiade nicht; nur graphisch ungenau sind V. 289. 290 aversarie : faire; 779. 780 morurent : conuirent; 1321. 1322 fuisse : beusse. Für die Aussprache beachte V. 923. 924 Egipte : quite; 933. 934 Jacob : clop.

Von anderen Bearbeitungen der allegorischen Stelle des Psalters ist hier noch das Folgende zu bemerken.

Die Stelle in Robert Grosseteste's Chateau d'Amour, welche von den vier Schwestern Barmherzigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede handelt, beginnt:

Un reis esteit de grant poer,
De bon voler, de grant saver etc.

Das Chateau d'Amour wurde bald in das Englische übertragen, und der Verfasser des Cursor Mundi beruft sich ausdrücklich auf St. Robert's book d. i. Grosseteste's Gedicht. Vgl. Cursor Mundi V. 9517—9752 ed. Morris II p. 549—561 und V p. 1664—1667. Auch in William Langland's Piers Plowman ed. W. W. Skeat, London, Early English Text Society, 1877, II p. 120—239, 453—471, weiter in dem von W. Caxton gedruckten Life of our Lady Lydgate's, sowie in einem schottischen Gedicht des William Dunbar von der Passion Christi, endlich in den Coventry Mysteries kehrt die Parabel von den vier Schwestern wieder. Vgl. Collier, History of the English Dramatic Poetry II p. 176. Französische Bearbeitungen dieses Stoffes finden sich noch ausserdem im Mystère de la Conception, Nativité, Mariage et Annonciation de la benoiste Vierge Marie. Avec la Nativité de Jésus-Christ et son enfance und im Mystère de la Passion ed. G. Paris & G. Raynaud, Paris 1878, p. 25 fg. V. 2072—3368. Dieselben vier Schwestern treten in Feo Belcari's Rappresentazione quando la N. Donna Vergine Maria fu annunziata dell' Angelo Gabriello auf. Vgl. P. E. Giudici, Storia del Teatro in Italia. Milano. Torino 1860, p. 297—310. Ein alter Druck führt den Titel: Le procès, qu'a fait Miséricorde contre Justice pour la Rédemption humaine, lequel démontre le Mystère de l'Annonciation de N. S. J. C. Vgl. J. L. Hoffmann, Liste d'anciens mystères im Bibliophile Belge (1868) III p. 212 fg. Einen anderen Druck mit dem Titel: Procez et appoinctement de la Justice et Miséricorde divine au parquet de Dieu sur la rédemption du genre humain. Composé par M. Pierre Bello, prestre de la ville de Dinant, beschreibt im Bibliophile Belge (1871) VI p. 68—71 J. B. Douret, Impression namuroise du 17. siècle. Vgl. auch Heinzel, Excurs über den Mythus von den vier Töchtern Gottes. Zs. für deut. Alterthum Band 17 p. 43—51; und W. Scherer, Die vier Töchter Gottes; ebenda 21 p. 414—416. —

Die Herausgeber der Histoire littéraire de la France Band 23 p. 258

bis 259 besprechen ein Gedicht, das sich betitelt: C'est li dis des quatre sereurs, fertigen jedoch dasselbe, um sich nicht lange dabei aufhalten zu müssen, etwas kühl ab, indem sie es „une espèce de prédication aussi froide que diffuse“ nennen. Um über das 844 Zeilen enthaltende Ganze ein richtigeres Urtheil zu gewinnen, möge hier eine kurze Mittheilung aus demselben folgen. Es ist verfasst von Richard für eine Gräfin und beginnt auf fol. 1b des im Catalog der Nationalbibliothek zu Paris beschriebenen Manuscrit français 378, älter 6988. 2. 2. (fonds de la Marc 270):

Par un sien saintisme poete,
Le roi David, son bon prophete,
Nous manda Diex couvertement
Ce c'or veons apertement,
Dont il a un vers ou sautier
A tesmoing de maistre Gautier,
Qui nous dist, que Misericorde
E Verites orent descorde,
E qu'eles se contraluerent;
Justice et Pais s'entrebaisierent.
Ceste parole est mult oscure.
De ceste parole n'ont cure
Cil popelican, cil herite,
Cil en cui dyables abite,
En cui il a pris son ostage
Com en son demaine heritage.
Mais pour la tresgentil contesse,
Cui Richars en fist la promesse,
Li plot ceste ouvraigne a enprendre,
Pour faire li ces vers entendre
Et pour l'oscurte de la lettre
Descouvrir et en clarte metre,
Se Diex li offre et li consent.
Or œs dont, ce qu'il en sent.
Or escoutez fable et non-fable,
Mais vraie chose et veritable.
David, qui parla par la bouche
Dou saint esperit, ici touche
D'un riche roi de grant hautece,
De tel force et de tel richece,
Qu'il n'avoit per ne compaignon
N'en tout le mont roi se lui non.
Cil rois quatre filles avoit
Si vaillans, que nus ne savoit
A lor couvine tant entendre,
Que de rien les peust reprendre
Si come David nous recorde,
L'ainsnee ot non Misericorde,
Qui tant ert douce et debonaire,
Que nus hon ne li pot tant faire
Mal ne vilonnie ne lait,
S'il enquiert merci, qu'il ne l'ait.
Verites a non la seconde etc.

Dann folgt der Streit (tençon, estrif), das Gespräch zwischen Eva und der Schlange und Adam's Vertreibung aus dem Paradiese; dann heisst es fol. 3:

. . . Se je n'ai garant de mon dit,
Dont est ce parole mauvaise,
Je l'ai bon que pape Anestaise,
Qui dist, que la sustance est une
Et as trois personnes commune.
En Dieu entendons unite
Et es personnes trinite.

Endlich noch der Schluss:

. . . Car Verites a encontree
Sans contraire Misericorde,
Et Justise et Pais par acorde
Se sont en tel forme baisiees,
K'en lor baisier sont apaisiees
Toutes .iiii. de lor tençon
Et li sers mis a raençon. —
Explicit des .iiii. sereurs. — — —

5 Die Hs. hat: ver. 841 baisies. 842 apaisies.

La vie de Tobie.*

Cil qui seme bone semence fol. 129 a.
Ou bone parole comence,
Deit garder, c'est verite fine,
Que sor pere ne sor espine
Ne la get n'en veie batue:
Car la serreit ele perdue;
Li home la defolereient,
E li oisel la mengereient.
Qui velt son biau forment semer,
Bone terre deit esgarder,
Qui fruit a cent duble li rende.
A Deu pri jeo, qu'il me defende
De semer en tere baraine:
Car mult ennuie a qui enseigne,
Quant cil, qui de s'escole sunt,
De sa doctrine rien ne font.
Se jeo vus di chose, ke vaille,
Pur Deu gardez, que ma semaille
Ne chiece en vostre tere envain,
Qu'ele n'i face espi ou grain:
Car jeo vus voil tel chose dire,
Qui mult est de bone matire.
Le prior Guillemme me prie
De l'iglise sainte Marie
De Keneilleworthe en Ardene,
Qui porta la plus haute pene
De charite, que nule iglise
De tut le realme a devise,
Que jeo li enromanz la vie
De celui, qui out non Tobie,
Qui tuz jors garda endreit sei
Les comandemenz de la lei.
Seignors, maint bon prudome fu
Devant la venue Jesu,
Qui mult sainte vie menoent,
E qui od damne Deu parloent.
Un des premerains fu Noe,
Qui el deluge fu sauve
Od sa femme e od ses enfanz.
Sempres refu li mondes granz
Par ceus, qui garirent en l'arche,
Dont vindrent li treis patriarche
Abraham, Ysaac e Jacob,
Josep e Moyses e Job
E Josue e Ysaie,
Li reis David e Jeremie,
Li prophete, qui destinerent
Les choses, qui a venir erent.
Cil furent de mult grant afaire.
Mes ceo esteit trop grant contraire,
Que ja nul Deu servi n'eust
Si bien, que ne li esteust
A la fin en enfer decendre
E la demurer e atendre.
Ilocc les covint demorer
E en cele dulur plurer.
Onques ne furent visite,
Jusque Merci e Verite
Se acontrerent a un jor;
E Justise e Pes sa seror
Mult ducement s'entrebeiserent

* Als Ueberschrift steht in der Oxforder Hs.: Ici comence de Tobye; diese und der grosse Anfangsbuchstabe in V. 1 fehlen in der Pariser Hs.

1 ke. 2 v. cumence. 3 deyt. ceo est uerite. 4 ke . sur . espyne. 5 gette ne veye. 6 ka . serreyt. 7 defulereynt. 8 Li oyseus . mangereynt. 9 ki vout sun bel furment. 10 tere deyt. 11 ke frut . ly. 12 pry . ke il. 13 barayne. 14 kar . mut . enuye . ki enseygne. 15 P (= Pariser Hs.) hat: quant cil de sescole. O (= Oxforder Hs.): quant cil ke de sa e. 16 ren . funt. 17 si . vaile. 18 ke . semayl: das e der Endung ist ausgekratzt. 19 chesce . enveyn. 20 ke ele ne . espy v greyn. 21 kar . uoyl . teu. 22 ke est matyre. 23 li; in P fehlt der Anfangsbuchstabe. P: Guill'me; O: Gwilleyme. 24 de la eglyse . seynte. 25 de Kenylleworþe . Arderne. 26 ki porte . peyne. 27 que . eglyse. 28 del reaume . deuyse. 29 ke . liz . romaunz 30 celuy . ki . nun . tobye.

31 tut iur . dreyt . sey. 32 commaundemens . ley. 33 seygnurs . meynt. P: prudom. O: prudome. 34 devaunt. 35 ke . mut . seynte . menoyent. 36 ki. O: dampnedeu. P: damenedeu. O: parloyent. 37 premereyns. 38 ki al deluvye. 39 enfaunz. 40 P: fu; O: refu . li munde graunz. 41 ki garyrent. 42 dunt . treys. 43 nenn Silben. 45 Ysaye. 46 rei . Jeremye. 47 ke. P: destinerunt. O:. destynerent. 48 ke . avenyr. 49 P: de mult grant afere. O: de graunt afere. 50 esteyt. P: trop grant c.; O: par graunt cuntreyre. 51 ke . servy. 52 ben . keil nestut. P: que ne li estuest. 53 fyn . enfern . descendre. 54 O: antendre. 55 ileok . cuvynt . demurer. 56 ceole dolur. 57 unke. 58 deske . mercy. 59 P: sencontrerent. O: se acuntrerent a vn jur; Ms. Arundel: se entrecuntrerent. 60 E fehlt in O. sorur. 61 Mult fehlt in O; se entrebeyserent; P: sentrebeiserunt: sentrepeiserunt.

E d'un contenz s'entrepeiserent.
E qui or vus savreit retraire,
Dont l'une ert a l'autre contraire?
Bien le devriez escoter
E le grant mysterie noter.
Misericorde requereit
Un prison, qui mesfait aveit,
E Verite ne voleit mie,
Que ele fust de ceo oie.
Justise en demandot venjance,
E Pes requereit acordance.
Les dous nuseient au prison,
E les dous a sa gareison
Entendeient a lor poeir, fol. 130.
Tant qu'il peust pardon aveir.
Totes quatre serors esteient
E un haut prince a pere aveient.
Or dimes, que ceo fu un rei:
Bien le poum dire, ceo crei.
Li reis ces quatre filles ot,
Totes quatre mult les amot.
Ore aveit il un suen sergant,
Qu'il aveit fait a son semblant,
E de nient l'aveit estrait.
Un comandement li ot fait,
Qui esteit legier a tenir,
E bien li ot dit, que morir
Le covendreit oltreement,
S'il passot le comandement.
Ore avint si, qu'il le passa;
E li reis vint, si demanda,
Dont li ert venu tel corage,
Qu'il aveit fait si grant oltrage?
E cil, que se volt escuser,
Quida sor son seignor torner
Tot le blasme de son trespas
E respondi ignelepas,
Qu'il li ot done compaignie,
Que li fist fere tel folie.
E li reis, qui fu coresciez,
Comanda, que cil fust lanciez
En une jaole parfonde,
La plus fiere de tot le monde.
Misericorde, qui esteit
Des filles, que li reis aveit,
La plus duce e la plus amee
E au mien escient l'ainznee,
Vint a la chartre e esgarda
L'ome son pere, qui fu la
En tel dolur e en tel peine.
Cele, qui ert de pitie plaine,
Demaintenant sanz retenue
En est devant le rei venue.
Biau pere, fait ele, merci,
Tel pitie ai, jeol vus afi,
De cel maleoros dolent,
A pou que li quers ne me fent.
Biau pere, que volez vus faire?
Comandez le de prison traire.
Autresi chier com vus m'amez,
Quant vus por fille me clamez,
Comandez, que plus ne languisse
E que de ceste dolur isse.
S'il remaint en ceste misere,

62 O: se entreapeyserent. 63 ki . ore in PO; sauereyt, P. saureit. O: retreyre. 64 dunt . contreyre 65 ben . deuez . escuter. 66 graunt . mysterie. 67 requerreyt. 68 prisun . ke mesfet aueyt. 69 voleyt mye. 70 P: quele; O: ke eole; oye. 71 O: demaundout. 72 requerreyt . acordaunce. 73 nuseyent . al prisun. 74 gareysun. 75 O: atendeyent . lur . poer. 76 taunt . ke il pust pardun auer. 77 tute . sorurs . esteyent. 78 aueyent. 79 ore dyums ke . rey. 80 ben . crey. 81 rey . fyilles . out. 82 tute . mut . amout. 83 aueynt . seon sergaunt. 84 ke il aueyt fet a sun semblaunt. 85 neyent . le aueyt estreyt. 86 cummaundement . out fet. 87 ke asteyt leger a tenyr. 88 ben . out dyt ke murir . couendreyt vtreement. 90 si il trespassout . cummandement. 91 P: si quil. O: ke il; trespassa. 92 reys . si le demaunda. 93 dunt . curage. 94 ke il aueyt fet . graunt vtrage.

95 ke . vout. 96 sur . sun . seygnur . turner. 97 tut . blame . sun. 98 e li respundi. P: ignelpas, O: ignelepas. 99 kil . out . dune . cumpagnie. 100 ke. PO: tele. O: folye. 101 rey . ke . curucez. 102 cummaunda ke il . launcez. 103 O: mut parfunde. 104 fere . tut . munde. 105 In P fehlt der grosse Anfangsbuchstabe. O: ke esteyt. 106 vne de fylles ke . rey aueyt. 108 au men aviz. P: le ainznee, O: la eynee. 109 O: charite. 110 le home . sun . ke. 111 teu. PO: tele. O: peyne. 112 ke fu . pyte pleyne. 113 P: demantenant, O: demeytenaunt. 114 deuaunt sun pere. 115 beu . fet eale mercy. 116 tele pyte ay ieo le wus afy. 117 malerus. 118 poy . ke le queor. 119 beu . ke uulez . fere. 120 cummandez . prisun trere. 121 P: chir, O: cher. P: come, O: cũ; me amez. 123 cummandez ke. 124 e de c. d. en isse. 125 si il remeynt. O: manere, ist von späterer Hand erst hinzugefügt worden.

Donc n'estes vus mie mon pere.
Jeo sui vostre fille pur veir,
Ma priere vus deit moveir.
Si ma priere ne vus muet,
Tot le monde morir estuet.
Vus ne me poez escondire,
Que ne luy pardongiez vostre ire,
Ne ne poez ne ne devez
Ne par reson ne le volez:
Car vus ne volez nule chose,
Ou jeo ne seie tote enclose.
  Si tost com Verite oi,
Que sa serur parlot issi,
Contre li en sa cause vient.
Biau pere, fait ele, il covient,
Que la bosoigne aut autrement.
Jeo sui Verite, que ne ment,
Vostre fille, que engendrastes,
Onques nule autre plus n'amastes.
Vus estes verais e leiaus,
E cil est trichieres e faus,
Dont ma suer vus reqniert a tort,
E bien a deservi la mort:
Car il a fait tel mesprison,
Qu'il ne deit aveir gareison.
Vus li distes en verite,
Que il serreit desherite,
E qu'il moreït oltreement,
Des qu'il vostre comandement
Trespassereit en nule guise;
A ces moz estes vus justise.
  La tierce fille au rei puissant:
Sire, fait el, jeo vus demand,
Com vostre fille, ma dreiture,
Jeo di, que vostre criature,
Qui quida estre vostre per,
Ne deit par reson eschaper.
Verite, ma suer, l'a juge;
Par mei devez estre vengie.
Se l'on l'escorche ou l'on le pent,
La justise a mei en apent.
Ma seur e jeo jugon pur veir,
Qu'il ne deit raençon aveir.
Qui son seignor velt sormonter
E hors de son poer geter,
James ne troverez qui die,
Qu'il n'ait forfait e menbre e vie.
  Quant Pes oi ceste parole,
Qui tant est duce e simple e mole,
La quarte fille au rei puissant
Devant son pere vint avant.
Pere, fait el, ceo est merveille,
Que ma serur si vus conseille,
Que defaciez vostre feiture
E dampniez vostre creature.
Ceo ne devez faire a nul fuer.
Quant Misericorde ma suer
Vus en prie e jeo vus en pri,
Vus en devez aveir merci.
Trop sont reddes nos dous serors,
Qui sont encontre, que socors
Ne vienge a vostre creature,
Qui peccha par mesaventure,

---

126 dunke nestu pas mun p. 127 su. fylle. veyr. V. 128 fehlt in O. 129 si fehlt in O. 130 tut. mund. muryr. estet. 131 ne p. mey escundire. 132 ke li pardunez. 133 deurez. 134 resun. uulez. 135 kar ne uūles. 136 v. sey tute. 137 In P fehlt der grosse Initial. 137 P: come. oy. 138 ke sa sorur parla issy. 139 cuntre. P: causa ueint, O: cause vient. 140 beu. fet. i cuuent. 141 ke. bosoyne. 142 su. ke. 143 ke. PO: uus. 144 vnke. 145 verrey. leaus. 146 P: trichirs, O: tricheres. 147 dunt. P: serur, O: sorur. P: requirt, O: req̄rt. 148 O: il ad ben deseruy. 149 kar. ad fet. teu. P: mesprision. O: mesprisun. 150 ke il. deyt. gareysun. 151 P: destes, O: deytes. 152 ke. serreyt. 153 ke il. murreyt. vtreement. 154 deske. cumandement. 155 trespassereyt. gwise. 156 O: est. uus fehlt in P. In V. 157 fehlt wie auch noch 173, 201, 213, 223, 235, 243, 269, 291 in P der grosse Anfangsbuchstabe. O: terce fylle. rey pussant. 158 syre fet ale. P: ele. demaund. 159 P: come, O: cū. fylle. dreyture. 160 dy. ke. creature. 161 ke. 162 deyt. resun. 163 P: serur. sorur. lad iugge. 164 may. venge. 165 si lem. le escorche. vlem l. p.; P: se lon lescorche ou se lon l. p. 166 may. en fehlt in O. 167 P: seur, O: sorur; iuggum. veyr. 168 ke il. deyt. raunsun auer. 169 ki sun seygnur uout; in O fehlt sormonter. 170 sun. ieter. 171 jammes. ke dye. 172 kil neyt forfet membre. 173 quaunt. oy. 174 ke. taunt. symple. 175 fylle. rey pussant. 176 deuaunt. sun. P: uient, O: vynt. auaunt. 177 fet eole. P: ele. P: cest, O: ceo est. mervaylle. 178 ke. sorur. P: suer. sci. cunseylle. 179 ke. uus. defacez. feture. 180 dampnez. 181 fere. feor. 182 seor. 183 P: vus en prie, O: vus prie. O: pry. 184 auer mercy. 185 sunt. sorurs. 186 ki sunt acuntre ke sucurs. 187 venge. 188 ke.

Par orgoil e par glotunie;
Ore en maine trop male vie.
Misericorde ma seror,
Que vus amez de grant amor,
Deit vostre prison delivrer,
E jeol dei a vus acorder.
A, moi afiert ceste bosoigne,
E se Justise mei enloingne,
Si que vus n'oiez les preieres
De nos dous, que tant avez chieres,
De vostre cort m'en partirai,
En autre pais m'en irrai.
  Biau pere, fait Misericorde,
Se Pes ne fait ceste concorde
Od l'aie, que jeo li faz, fol. 131.
Ou troverom nus mes solaz?
Biau pere, quel part irrom nus,
Se nus partum issi de vus?
Nule achesun ne nul orage
Ne nos part de vostre corage;
En vostre quer manum ades.
Se vus Misericorde e Pes
Lessiez issi de vus partir,
Tut le monde covient morir.
  Biau pere, fait Verite,
Ne puet nient estre aquite
Le prison en iceste guise,
Que jeo ne fusse ariere mise?
Jeo vois tuz jors teste levee,
E jeo sereie trop grevee
E trop mate e trop desconfite,
Se par vus esteie desdite,
Que jeo n'eusse ma dreiture:
Car jeo n'ai de mensonge cure.
  Sire, fait Justise, par fei,
Vus ne poez estre sanz mei:
Vus ne poez sanz mei regner
Ne vostre regne governer.
Jeo dei de cels, qui vus mesfont
E contre la corone sont,
Prendre venjance e justiser
Les mesfesanz e chastier.
Quant vostre mesnee iert assise
Par Verite e par Justise,
E nos dous avrom la baillie,
James n'iert dreiture faillie.
  Don, fait Pes, se jeo sui od vos,
Mes jeo m'en part, ceo est l'estros,
Desque jeo ne pus estre oie,
Od vus ne remaindrai jeo mie.
A ces paroles s'esloigna
Pes, qui forment se desdeigna,
Pur ceo qu'el ne pot acomplir
La volunte de son desir.
  Li reis, qui si nobles esteit,
Un fiz tant solement aveit,
Le plus sage, que onques fust,
Le plus bel, qu'onques reis eust,
Le plus fort, que onques nasquist.
Ore oiez donc, que li reis fist.
Quant il en vit sa fille aler,
Qui tant esteit duce a amer,
Son biau fiz apela a sei.
Biau fiz, fait il, conseillez mei
De cest contenz, que vus oiez,

---

189 orgoyl . glotonye. 190 meyne. 191 sorur. 192 ke . graunt amur. 193 deyt . prisun. P: deliuerer, O: delyuerer. 194 PO: ieo le. O: dey. 195 a . mey afert . busoyne. 196 P: se, O: si; iustyse mey asloyne. P: menloingne. 197 ke. P: noiez, O: ne oyes . prieres. 198 ke . taunt. P: chires, O: cheres. 199 curt. P: me partirai, O: men partyrai. 200 pays . irray. 201 beu . fet. 202 si . fet. 203 la ayde . ke . ly. 204 vtrouerum mys in O. 205 beau . quev . irrum. 206 si . issy. 207 anchesun. 208 parte . curage. 209 queor. 210 si. 211 lessez . partyr. 212 mund . cuneyvnt finyr. 213 sieben Silben. fet. 214 peot nent. P: quite, O: aquite. 215 prisun . gwyse. 216 ke . arere myse. 217 uoyz . iurs. 218 serray. 219 descunfyte. 220 si . esteye. 221 ke . nusse . dreyture. 222 kar . nay . mensunge.

223 fet iustyse . fey. 224 mey. 225 mey. 226 guuerner. 227 dey . cens . ke uus mesfunt, in P fehlt vus. 228 e encontre . curune . sunt. 229 veniaunce . iustizer. 230 mesfesaunz. 231 qn̄t meynee ert assyse. 232 In O fehlt das zweite par. 233 P: auerom, O: auerum . bayllye. 234 jammes. P: niert, O: ne ert . dreyture . fayllye. 235 dvn fet . si . su . uus. 236 P: cest lestros, O: ceo est, das Uebrige undeutlich geschrieben. 237 deske . pus . oye. 238 remayndray . mye. 239 se esloyna. 240 ke . de deyna. 241 P: quele; O: ke ne pout acumplyr. 242 sun . desyr. 243 ly reys ke . esteyt. 244 taunt sulement aveyt. 245 P: qonques, O: ke vnke. 246 P: quonques, O: ke vnke . reys. P: ust, O: eust. 247 P: quonques, O: ke vnke. 248 P: oiez, O: oez . dunke . ke . rey. 249 P: il en vit, O: il vi . fylle. 250 ke taunt esteyt. 251 sun beau . sey. 252 beau . fet . consolez mey. 253 cuntek . ke . oez.

E dites, que vus en loez.
Vos serors sont ci a descord
E desturbez de lur confort....
Les dous volent, que il vive:
L'une a l'autre de ceo estrive.
A Verite ne a Justise
Ne faudrai jeo en nule guise.
A Pes e a Misericorde,
Savez vus, que mis quers s'acorde.
Jeo ne puis as dous otrier,
Sanz les autres dous corecier,
Lor demande de cest prison.
Que loez vus, que nus façom?
Trop faut en ceste compaignie,
Se Pes, ma fille, en est partie.
  Li fiz respont: Biau pere chier,
Jeo vus sai mult bien conseiller.
Pes, ma suer, irrai remener,
Pur vostre prison acorder.
Jeo decendrai, ceo est reson,
Pur delivrer vostre prison.
Jeo acorderai mes serors
E al prison ferai secors.
Au jaioler m'irrai combatre,
Bien le porrai vaintre e abatre.
Jeo prendrai une vesteure
Sotil e clere e nette e pure.
Quant li jaiolers me verra,
Ja vostre fiz ne conoistra.

254 dyte mey. 255 sorurs . sunt. 256 fehlt ganz und ist hier ergänzt aus Ms. Arundel 292 fol. 29 Zeile 10, wo noch 4 Zeilen folgen, die hier fehlen; vgl. den Text bei Fr. Michel, Psalm. versio gall. 257 Eine Silbe fehlt: e? ueolent . kil vyue. 258 lun e lautre . estryue. 259 iustyse. 260 P: fauderai, O: faudray . gwise. 262 sachez . ke . my queors acorde. 263 pus. P: as, O: a . otryer. 264 P: les autres dous, O: les dous autres . curucer. 265 P: lor, O: lors . demaunde . prisun. 266 ke . fasun. 267 cumpaynie. 268 si . fylle . partye. 269 respund . beu . cher. 270 say mut ben consyler. 271 sorur . irray. 272 prisun. 273 P: decenderai, O: descendray. P: cest reson, O: ceo est raysun. 274 P: deliuerer, O: delyuerer . prisun. 275 acordray mas sorurs. 276 au prisun. P: frai, O: fray . sucurs. 277 P: iaioler, O: jaoler. P: mirrai, O: me irray . cumbatre. 278 O: a ieu . purray ueyntre. 279 P: prenderai, O: prendray . vesture. 280 sutylle. P: necte. 281 P: li iaiolers, O: le jaeler. 282 conustra.

E jeo aurai armes fetices
E derompra totes les lices,
Que vostre aversarie a fermees, —
Ja si bien ne seront barrees, —
Par un fust, ou jeo m'estendrai.
En la jaiole decendrai
E lierai vostre aversaire.
Ceste bosoigne ai jeo a faire.
  Biau fiz, fait li reis, ore alez.
Jeo voil tut ceo, que vus volez,
E vus volez ceo, que jeo voil:
Alez combatre contre orgoil,
Contre le jaioler felon;
Delivrez le chaitif prison.
E mielz voil jeo, que vus morrez,
Que le dolent ne delivrez.
Seignors, por Deu avez oi,
Quel pere e quel fiz ot ici.
Mielz volt li peres, que li fiz
Fust disciplinez e clofiz
E morz, que il ne reainsist
Le fol chaitif, que li mesfist.
Mult ama Deus sa creature,
Quant soz si povre coverture,
Come est nostre fragilite,
Deigna covrir sa deite
E nasqui home sanz pecche:
Circumcis fu e baptize
E si n'en aveit nul mestier,
E vint al monde preechier;
En croiz soffri paine e martire

283 P: aurai, O: aueray . feytices. 284 P: deromperai, O: derumeray . tutes . lyces. 285 ke . aduerseyre . ad fermez. 286 ben . serrunt barrez. 287 v. mestenderay. 288 P: en la iaiole, O: qnt la iaole descenderay. 289 lyerai. O: aduersayre, P: aversarie. 290 busoyne . ay . feare. 291 beau . fet . rey. 292 veoyl qnt ke vus uulez. 293 uulez. O: tut ceo ke . ueyl. 294 cumbatre . acuntre. 295 P: cuntre, O: encuntre. P: iaioler, O: iaoler . felun. 296 P: deliuerez, O: delyuerez . cheytif . prusun. 297 meuz . uoyl . ke . murez. 298 ke. P: deliuerez, O: delyuerez. 299 seygnurs in O.; oy. 300 out icy. 301 meuz vout le pere ke le f. 302 discipline . cloufiz. 303 ke. O: reynsiht. 304 cheytif . ke . mesfiht. 305 mut . Deu in O. 306 suz . cuuerture. 308 deyna. P: courir, O: cuueryr. 311 P: nen aueit, O: naueyt. P: mester, master in O. 312 munde. P: prechier, O: precher. 313 suffri peyne . martyre.

E morut, por la mort oscire.
De son sanc fist la raençon,
Dont il delivra son prison.
Enfer brisa e l'en trest fors;
Come veirs Deus reprist le cors,
Que de la virgne trait aveit,
Ou pur nos combatu s'esteit.
Au tierz jor de mort releva,
A la destre del pere ala
Ne demora gaires apres;
En tel guise ramena Pes
E son prison, qu'ele acorda.
E Justise idonc la besa.
Donc furent totes acordees
Les quatre serors honorees.
Donc fu pes entre Deu e home,
Donques fu le mors de la pome
Quite par la victorie au fiz.
Donc fu liez e descumfiz
Cil qui feseit home pecchier fol. 132.
E en abisme trebuchier.
Donc fu Adam desprisone,
E cil qui aveient sone,
E chantees les prophecies,
Qui furent donques acomplies. —
Donc vit Tobie son seignor,
Qu'il aveit desire maint jor,
Por qui il ensevilisseit
Les cors, quant leisir en aveit,
Si com vus orrez en l'estorie,
Qui bien est digne de memorie ....

fol. 133.

Biau fiz, fait il, alez nos querre
Plus des chaitis de nostre terre,
Qui sont povres e bosoignos,
Si mangeront ensemble od nos.
Faimes bien, tant com nus vivon
E come leisir en avon.
Le vaslet sault delivrement
E a fait son comandement;
E quant il furent asemble,
E il orent trestut lave
E furent asis au mengier,
Es vos laienz un messagier,
Qui dist, qu'un des fiz Israel
Esteit estrangle de novel.
En une place la dehors
Vilainement giseit le cors.
Tobie sailli maintenant,
Ainceis qu'il mangast tant ne quant.
Por le cors est la hors ale,
En sa chambre l'a aporte.
Tut belement l'i a mucie,
Puis s'est asis, si a mangie.
E quant vint a la nuit oscure,
Si li a fait sa sepulture.
Lors l'ont de ceo a reson mis
Ses conoissanz e ses amis.
Sire, font il, que puet ceo estre
Por le glorios rei celestre?
Oscis serrez e desmenbrez
Par ces cors, que vus enterrez.
Eschape estes une feiz.
Soffrez a tant, plus nel faceiz!
Avou, seignors, fait donc Tobie;
Par fei, ceo ne ferai jeo mie.
James por peor de morir
Ne larrai jeo Deu a servir.
Qui por lui ci travaillera,
El ciel gueredon en avra.

---

314 murut . oscyre. 315 sun . fiht . raunscun. 316 dunt . deliuera in PO. sun . prisun. 317 enfern . brusa. P: e si len trest fors, O: si ben tret hors. 318 ueyr. PO: deu. 319 ke. PO: uirgine . aueyt. 320 v. cumbatu. In O ist vor se esteyt : aueyt interpungirt. 321 ters iur. 323 demurageres. 324 tele . gwyse. P: ramena, O: remena. 325 sun prisun . ke ele. 326 P: le. O: dunk . le beysa. 327 dunke . tutes. 328 sorurs . honurees. 329 dunke . hume. 330 P: donc, O: dunke . pume 331 del f. 332 dunke . lie. 333 ke . feseyt . hume peccher. 334 abyme. P: trebucher, O: trubucher. 335 dunk. 336 ke . aueyent sune. 337 chauntes. 338 ki . dunkes . acumplies. 339 dunk. P: Thobie, O: tobye . sun seygnur. 340 ke il . aueyt . desyre meynt iur. Nach V. 340 folgen in der Oxforder Hs. noch 2 Verszeilen:

por ki il aueyt herbe[r]gez
les povres e les meseysez. —

341 ki . enseuelyseit. 342 leysir aueyt.

343 P: come, O: cũ; en sa estorie. 344 ke . ben. Nach memorie folgt in der Oxforder Hs.: Explicit de Thobia, während in der Pariser Hs. das Uebrige der Seite nebst der folgenden bis fol. 133 leer ist; die Lücke ist oben durch Punkte angedeutet; wir fahren in der Verszählung fort. 351 uadlet; vergl. 681. 827. 353 asemble wie Joies N. D. 73, 382; Treis moz 110: assemble; vgl. Tob. 900; Magdal. 31; 139. 361 Thobie. 369 lores. 370 conissanz. 376 facez. 377 Thobie. 378 frai. 380 jeo fehlt. 382 auera.

Apres cest amonestement
Ne targa mie longement.
Avint si a Tobie un jor,
Que il veneit de son labor
Des cors, qu'enseveliz aveit:
Del grant travail lasse esteit.
La ou il ert si travaillez,
Joste une pareie s'est cochiez
En une ele de sa meson,
E si fu en cele seson,
Que les arondes font lor niz.
La ou il esteit endormiz,
Desus les eulz li esmoltirent
E la veue li tolirent
Les esmeulz, qui tuz chalz esteient,
Qui des arondes descendeient.
E se vus demandez, coment
Deus soffri si vilainement
Son bon prusdome avuogler,
Ceo fu por essample doner
A cels, qui apres lui vendreient,
Qui temptacion soffereient.
Tobie, qui de sa juvente
Out Deu servi par bone entente
E toteveies puis apres,
Onques ne descharja le fes;
Ne dist donc pas: Biau sire Deus,
Por quei soffrez, que jeo sui tels?
Por quei m'avez mis en despit?
Onques de ceo n'i ot mot dit,
Ainz mercia e prist a gre
Tut ceo, que Deus li ot done.
  Ses amis desqu'a lui veneient
Come a Job e si diseient:
Sire, vos almones ou sont?
Mostrez, quel aie il vus font!
Que sont voz bienfaiz devenuz?
Ore estes vus trop vil tenuz.
Se vus eussez bien servi,
Vus ne geussez mie issi.
Il lor diseit: N'estes pas sages;
Ore esprove Deus nos corages,
Com li orfevres fait son or.
Bien nus porra aider encor
E en poi d'ore enluminer,
Ne devom nule hore finer
Por nule persecucion
D'estre en bone devocion
Vers lui e de crier merci,
De quanqu'il nus enveie ici.
En tel paine e en tel torment
Fu Tobie mult longement;
E sa femme teiles tisseit,
De sa gaaingne le pesseit.
Un jor ot pris por son loier
Un gras chevriz bon a menger.
Tobie, qui l'oi beeler,
La comença a apeler:
Dame, fait il, por Deu gardez,
Que li chevriz ne seit emblez;
Gardez, qu'a tort n'aiom d'autrui
Por poverte ne por ennui.
Quant la femme ceo entendi,
Iree fu, si respondi:
Sire, fait ele, or semble bien,
Que vos almones ne sont rien,
E que vostre esperance est vaine.
Ceo, que jeo gueagn a grant paine,
Ne volez prendre sanz grocier;
Bien me devreie corecier.
Quant cil l'oi issi parler,
Si comença a sospirer.
Ha, sire Deus, fait il, merci,
Quel mot ai jeo ici oi?
Ore ai vescu trop longement;
Deus, verrai est ton jugement:
Tutes tes ovres veires sont,
Plus dreitureres n'a el mont.
Par noz pecchez somes chaitis
E eissiliez de nos pais.
Eschar somes a totes genz
Por ceo, que tes comandemenz
N'avom gardez ne retenuz.
En reproche somes venuz
A tut le mond par noz pecchez
E avilez e eissilez.
Veirs Deu, aiez merci de mei,
Quant la clarte del ciel ne vei.
Sire, fai mei de ci eissir
E receif m'alme a ton plaisir,
E fai de mei ta volente: fol. 134.
Car jeo ai trop ici este.
Quant il ot s'oreison fenie,
Que damne De n'oblia mie,
Cel jor meisme aveit ore
E en sa chambre mult plore

385 Thobie. 386 quil. 387 qenseueliz. 390 Der Vers hat neun Silben. 393 ces . arondes schon in der Chanson de Roland vorkommend. 395 esmoltirent; vgl. Du Cange, Gl. sub mica. 405 Thobie. 408 onqes. 412 onqes. 415 desqe. 428 nul.

434 Thobie. 436 guaingne. 438 cheueriz. 439 Neun Silben: Thobie. 442 cheueriz = 438; vgl. Roquefort, Gl. s. v. 443 d'autri. 447 ore. 452 deuereie. 467 monde. 468 eissiliez. 476 damle. 477 mesme. Vgl. 1098.

Sarra, la fille Raguel,
Un prusdom del pople Israel,
Qui ert en Rages la cite
Bien lointaigne de Ninive.
Sarre aveit set barons euz,
Mes tuz set furent deceuz:
Un diable les out oscis,
Onques nul des set ne fu vis,
Puis qu'il fu a la femme entre,
Desqu'a tant qu'il fust ajorne,
Que Asmodeus nel tuast,
Ainceis que la femme adesast.
La pucele en aveit grant honte:
Car sovent contot l'en le conte,
Qu'ele aveit ses set mariz morz,
E si n'iert mie suens li torz.
Une garce dechies son pere,
Qui n'iert pas de mesdire anere,
Aveit cel jor od li tencie
E cest afaire reprochie,
Tant qu'el li dist par maltalent:
Dame, qui estranglez la gent,
Qui mort avez vos set espos,
Ja Deus ne vus doint fruit de vos.
Volenters m'estrangliriez,
Se le poeir en aviez,
Com vus feistes voz mariz.
Mult fu le quer Sarre marriz.
Quant si laide reproche oi,
En sa chambre s'en est foi:
Treis jorz e treis nuiz demora,
Onques ne but ne ne manga.
Veirs Deus, fait ele, tu sez bien,
Que cest forfait n'est mie mien.
Onques por nul charnel delit
Ne voil aveir home a mon lit.
Mes il me coveneit tut dis
Faire au plaisir de mes amis.
Veirs Deus, qui es plains de vertuz,
Les set barons, que jeo ai euz,
Ne furent pas, si com jeo crei,
Dignes, qu'il geussent od mei,
Ou jeo ne fu pas a eus digne.
Deus, qui tant es dolz e benigne
E bien conois tut mon corage,
Delivrez mei de cest hontage.
Tes jugemenz sont si parfonz,
Que nul ne puet ateindre as fonz.
Tu justifiez le felon,
Sire, qui es plain de pardon,
Qui bien conois e qui bien veiz
De tuz les cuers tuz les segreiz,
Delivrez mei de tel reproche,
Dont la dolor au cuer me toche.
Quant ele ot s'oreison finee,
Envers le ciel s'est enclinee
E prie Deu mult dolcement,
Qu'il la regard hastivement.
Nostre seignor n'oblia mie
Sa preiere ne la Tobie.
Hastivement lor aia:
Car chescuns en lui se fia
De leial quer e d'enterin.
Tobie quidot bien enfin,
Que nostre sire oi l'eust,
Si que par tens morir peust.
Lors apela son fiz a sei:
Biau fiz, fait il, entendez mei!
Mes comandemenz retenez,
En vostre quer les seelez!
Biau fiz, vus m'ensevelirez
A l'hore, que mort me verrez.
A vostre mere henor portez,
Tut ades la recumfortez!
Sovienge vus des mals, qu'ele ot,
Quant en son ventre vus portot,
E des tormenz, qu'ele soffri,
Ainz qu'ele vus eust norri!
Quant ele aura ses jorz feniz,
Vus l'ensevelirez, biau fiz,
Mult dolcement dejoste mei
En peor e en bone fei.
Amez tuz jorz le rei de glorie
E l'aiez en vostre memorie,
Ses comandemenz retenez,
Si que ja ne les trespassez!
Faites almones volentiers:
Car nus hom, qui est almoniers,
Ne puet en tenebres aler;
Nus ne puet tresor auner,
Qui tant li ait devant Dieu,
Ne qui li tienge si bon lieu.
Quant Deus vus dorra grant largesce,
Donez largement sanz peresce;
E quant vus avrez povrement,
Del petit donez dolcement!
A nul home ne fetes rien,

---

479 Raguel ist dreisilbig, müsste also neufranzösisch Raguël geschrieben werden; vgl. V. 756. 818. 823. 848. 486 onqes. 487 desqa. 495 garce = femme de mauvaise vie; vgl. Du Cange, Gl. sub garcio. 499 qele. 510 onqes ne ne but; beivre e mangier kehrt wieder Magdal. 98; 107; 604; Tob. 863—864; 1322; Moz 89. 513 onqes. 520 geussent. 524 delinerez.

529 veis. 531 deliuerez . reproce. 538 Thobie. 542 Thobie. 543 sire fehlt. 556 qele. 557 aura. 566 home. 569 Deu. 573 auereiez.

Biau fiz, que ne vosissiez bien,
Qu'il feist a vus autresi,
E de tant seiez bien garni,
Que orgoil n'ait en vus recet
Ne en parole ne en fet:
Car de lui sort dampnacion
E durable perdicion.
Fornicacion eschiwez;
Od nule femme ne gisez
Fors od la vostre solement,
Quant vus l'aureiz resnablement!
Conseil de prosdome querrez;
Ceo, que il vus dirra, creez,
E vostre pain e vostre vin
Od la vedue, od l'orfenin
Partez toteveies, biau fiz,
Si ne serrez ja descomfiz!
Biau fiz, ne vus esmaiez mie,
Se nus menon or povre vie;
Se nos amon Deu e cremon,
De ses biens grant plente avron.
  Biau fiz, sachiez en verite,
Qu'il a en Rages la cite
Un home, qui mei deit aveir.
Nostre parent est cil por veir,
Si est apele Gabelus: fol. 135.
Dis peis d'argent me deit sanz plus.
Sor cyrogreffe en ai escrit,
Tant que vostre pere vit.
Alez cel aveir demander,
Si en porron mult amender.
Biau pere, fait li damoisiaus,
Mult sont vos comandemenz biaus
E bons, e jeo les garderai:
Ja un sul n'en trespasserai.
Mes jeo sui forment esgarez,
Come cil seit par mei trovez,
Qu'il ne me conoist ne jeo lui,
N'onques en son pais ne fui.
Biau fiz, fait il, vus bien irreiz:
Le cyrogreffe portereiz.
Autre ensegne n'ia mestier.
Mes ore alez querre e cerchier,
Se un compaignon trovissiez,
Que por del vostre loissiez,
Qui volsist la od vus aler,
E qui vus i seust mener.
A tant s'en ist le damaisel;
Tost encontra un juvencel
Corteis e de bele estature:
Les eulz ot clers, la face pure.
Corteisement fu se corcie;
Mult resemblot isnel de pie.
Quant Tobie vit le meschin,
Si se torne vers lui enclin.
Bien vengiez vous, fait il, biaus amis;
Dont estes vus, de quel pais?
Cil respondi: Sire danzel,
Jeo sui un des fiz Israel,
Qui multes terres ai errees
E qui conois multes contrees.
Ami, fait Tobie, par fei,
Si vus plest conduire mei
Desqu'en la cite de Rages,
Vostre serreie a tuz jorz mes.
Savez vus, ou la cite est?
Oil, fait il, e si sui prest
De vus conduire e ramener,
Si talent i avez d'aler.
Tobiel, qui ne quidot mie,
Que il eust en compaignie
L'angre nostre seignor trove,
Est a son pere retorne
E li dist ceo que trove a;
E sis peres li comanda,
Que tost ariere retornast,
E que celui l'i amenast.
E il si fist demeintenant.
E quant cil fu venu avant,
Sil salua e si li dist,
Que Deus joie li trameist.
Joie? fait Tobie; por veir,
Jeo ne puis or grant joie aveir,
Quant la clarte del ciel ne vei;
Seies, fait il, de bone fei,
De fort corage, si garras,
A brief terme cure serras.
Ami, fait il, voldriez vus,
Por aveir bon loier de nus,
Od Tobie mon fiz aler,
A un nostre parent parler,
Desiqu'en Rages la cite?
Oil, fait il, en verite,
S'il vus plest, bien le conduirai
E sain e sauf le remenrai.
Vaslet, fait il, vostre merci;
Coment avez vus non, ami?
De mon non, fait cil, que vus chalt,
Fors que vostre fiz vienge e aut
Tut sain e sauf en cest veage?
Mes por paier vostre corage,

588 quil. 590 e od l. 594 ore. 596 aueron. 604 Eine Silbe fehlt. itant? 607 damoiseus. 614 nonqes. 615 irrez . vus fehlt. 619 trouissez. 620 sic! par? 625 esture Eine Silbe fehlt.

629 Thobie. 637 Thobie. Vgl. 643. 639 desqen. 645 Thobiel. 657 Thobie. 658 ore. 665 Thobie. 667 desiqen. 673 q.

E que vus ne seiez en dote,
Vus dirrai la verite tote:
Jeo sui apele Zacharie
E sui fiz del grant Ananie.
Par mon chief, biau vaslet gentil,
De grant lignage estes, fait il,
E ne vus ennuit, biaus amis,
Se jeo ai vostre non enquis.
Od Tobie, mon fiz, alez,
A Deu seiez vus comandez:
L'angle Deu compaignon vus seit
E vus conduie e vus conseit.
Quant il aparaille se furent
E orent quanque porter durent,
Son pere e sa mere a beisie
Tobie e demande congie.
E un chenet les a siwiz;
E quant la mere veit son fiz,
Que s'en comence a s'en aler,
Ne se puet tenir de plorer.
Sire, fait ele a son seignor,
Ja ne volsisse, que nul jor
Vist icest aveir purchacie.
Por quei avez de nus chacie
Le bastun de nostre veillesce?
Assez aviom grant richesce
E assez esteiom joios,
Quant nostre fiz ert entre nos.
Dame, fait il, ne plorez mie:
Il a mult bone compaignie.
Grant joie, ceo crei, en avron
E a noz eulz le reverron.
Par le confort, qu'il li dona,
Lessa son dol la bone Anna.
E li compaignon ont erre,
Tant que il lor fu avespre.
La premere nuit, ceo m'est vis,
Jurent sus l'eve de Tygris.
Tobie eissi apres soper,
A l'eve vint ses pez laver:
Ses jambes en l'eve teneit,
Quant un grant peisson venir veit,
Com s'il le volsist devorer.
Lors a comencie a crier;
Si grant peor ot del peisson,
Qu'il reclama son compaignon.
Compainz, fait il, il me cort sore.
Pren le, fait l'autre, si l'acore!
Delivrement le tire hors
E le trai le quer del cors!
E pren le fiel e le giser:
Car il t'aura uncor mester.
Tobie tut issi le fait: fol. 136.
Le peisson ad a terre trait,
E puis l'ovri demaintenant
E en a estuie itant
E retenu e bien garde,
Come cil li ot comande.
L'autre rostirent e salerent
E partie od euls enporterent.
Quant vint l'endemain au matin,
Si se remistrent au chemin.
E Tobie li demanda,
A quel medecine vaudra
Ceo que il garde del peisson?
Tu demandes, fait cil, reson:
E jeo t'en dirrai verite:
Nule maniere de maufe
Ne puet en la meson remaindre,
Ou la fumee puet ateindre
Del cuer, quant sor charbon ert mis,
Mes que les charbons seient vis.
Por Deu, biau compainz Zacharie:
— Ceo li dist le genvre Tobie —
Ou poon nus a nuit gesir?
Nus avron ostel a plaisir,
Fait il, chies un nostre parent,
Prudome de molt bone gent
E leinus des fiz Israel
E est apele Raguel.
Une fille a, n'a plus enfanz,
Sarre a non, molt est avenanz:
Cele devez a femme aveir
Od molt grant part de son aveir.
Compainz, fait Tobie, merci,
De cele Sarre ai jeo oi,
Qu'ele a ja set barons eu;
Onques nul des set vis ne fu,
Tant que il fust bien ajorne,
Qu'il ne fuissent mort trove.
E s'il m'aveneit ensement,
De dol moreient veraiment

---

682 ligneage. 685 Thobie. 689 il fehlt. 690 q̄nq' . aporter. 691 beise. 692 Thobie. 693 chenet d. i. petit chien; vgl. Du Cange, Gloss. sub chenel. 695 aaler. 699 uist. 700 p̄ qui. 707 aueron. 710 doel. 712 quil. 713 nuit fehlt. 714 desus. 715 Thobie: so noch 739. 750. 761. 825. 835. 849. 862. 875. 913. 927. 959. 1011. 1019. 1057. 1059. 1083. 1115. 1121. 1126. 1143. 1151. 1167. 717 ambes: der erste Buchstabe ist ausgekratzt. 718 peison.

728 mestier. 732 estuie ist dreisilbig, vgl. Littré s. étui. 736 en aporterent. 741 quil. 747 sor la charbon. 752 aueron. 754 prusdom. 764 onqes. 765 quil. 767 me aueneit. 768 ueraiement. 768 doel.

Mon pere e ma mere, ceo crei:
Car il n'ont nul enfant fors mei.
Trop me serreit mal avenu,
S'il aveient por mei eu
Mal, dont il receussent mort;
James ne avreie confort.
Biau compainz, fait donc Zacharie,
Ceste Sarre n'ot onc parie
A home, ainz est puscele entiere.
Mes jeo sai dire la maniere,
Coment ses set barons mororent,
Qui onc la femme ne conuirent.
Diables sont, qui ont poeir
De tels oscire e deceveir,
Qui solement por lor luxure
E nient por engendreure
Receivent femme en mariage:
Ceo est grant pecche e grant rage.
Cels a le diable en justise,
Qui se marient en tel guise.
Mes vus nel ferez mie issi.
Ceste Sarre, dont jeo vus di,
A son pere demandereiz,
E jeo sai bien, que vus l'avreiz.
E quant vus serrez, biaus amis,
En une chambre ensemble mis,
En un lit, vus e la meschine,
Si ferez vostre medecine:
Del giser del pesson prendreiz,
Sor charbons vis le getereiz;
Desque un pol ert eschaufe,
Ja n'i arestera maufe.
La pucele amonestereiz,
Andous a genolz vus meteiz.
A Deu fereiz vostre preiere,
Que il vus dont en tel maniere
Asembler, qu'a son talent seit,
E que tels enfanz vus enveit,
Que de voz cors puissent eissir,
Que il receive a son plaisir.
La seconde nuit autresi
Le fereiz, come jeo vus di,
E la tierce nuit ensement,
Sanz l'i conoistre charnelment.
A la quarte la recevreiz:
Un sanc e une char serreiz.
E Deus vus enveiera fruit,
Que a son pleisir ert, ceo cuit.
Tant l'endoctrina Raphael,
Qu'il sont venu chies Raguel.
Quant li prusdom les a veuz,
Li cuers li est tost esmeuz.
Anne sa femme a sei apele
E sa fille, qui mult ert bele.
Anne, fait donques Raguel,
Molt resemble cel juvencel
A Tobie, mon bon ami,
Que long tens ai passe ne vi.
Donc s'est vers les vaslet torne:
Enquis lor a e demande,
Dom il erent, e il li dient,
La verite li senefient.
Sire, ceo dient li meschin,
De la lignee Neptalin
Somes, de la cheitivete,
Qui ore maint en Ninive.
Conoissez vus, fait il, Tobie,
Un prusdome de bone vie,
Qui maint en icele cite?
Oil, font il, por verite.
Deus, fait il, itant est prusdom
E leaus e de grant renom;
Prochain e d'un lignage somes,
Ou molt a eu prudeshomes;
Molt li semble cist jovenceaus,
Qui est genvres vaslez e biaus.
Sire, fait donc son compaingnon,
S'il li resemble, c'est reson:
Car il est son fiz veraiment.
Quant Raguel cest mot entent,
Tobie acole e si l'embrace,
De joie plore sor sa face.
E dame Anne de joie plore
E Sarre, que plus n'i demore.
Anna, fait Raguel, par fei,
Molt sui heite, que ci vus vei;
Fiz estes de mon bon ami.
Maintenant fait un biau convi:
Raguel le fait atorner fol. 137.
E fait un gras moton tuer.
Quant li mengiers fu atornez,
Les jovenceaus a apelez,
Por aler seeir au mangier.
Mes Tobie parla premier.
Sire, fait il, jeo ne bevrai
Od vus, ne jeo n'i mangerai.
Jusque vus m'otreiez un don —
Sarre vostre fille a bandon.
Voil, que a femme me dongiez,
E que ja ne m'en parloignez.

773 receusent. 774 nauereie. 778 jeo uus sai. 786 cest. 789 freez. 792 aucreiz. 796 frez. 797 prendrez. 799 desqe. 804 qe. 808 quil. 810 com. 813 receuereiz. 814 serrez. 815 enueira, tel fruit?

818 quil. 823 donqes. 826 a. 837 cele. 839 tant. 841 de un. 847 ueraiement. 849 e lembrace. 857 le fehlt. 863 beuerai.

Quant Raguel cest mot oi,
Si se dota e fu esbai,
Qu'il li remembra e sovint,
Come des set barons avint,
Que ele aveit eu avant.
La ou issi alot dotant,
Li dist le compaignon Tobie:
Otriez li, ne dotez mie,
Por ceo que sa femme deit estre,
Ne volt mie le rei celestre,
Que nul autre home l'aprochast,
Jusqu'un venist, qui Deu amast
E le coneust e servist
E ses comandemenz feist.
Certes, fait Raguel, amis,
Jeo crei, que Deus vus a tramis
E amene de gre par ci,
Por ceo qu'ele deit estre issi
Au fiz de mon parent donee.
Deus lur dont bone destinee:
Car jeo li otrei bonement,
Ja n'i aura delaiement
Ne respit mis jusqu'a demain.
Lors la prent par la destre main,
En la destre au vaslet la baille:
Onques n'i ot autre esposaille
Fors la chartre de mariage,
Si come donc esteit usage.
Quant ceo fu fait e acompli,
Si asistrent a lor convi:
Noces firent e Deu loerent
E por les dous, ki s'assemblerent,
Por Sarre e por le jovencel,
Preierent le Deu Israel,
Qu'il fust od els e lor donast
Fruit e lignee, qui l'amast.
Quant vint a l'hore de cochier,
Raguel dist a sa moiller,
Qu'el feist la chambre atorner,
Ou Sarre deveit reposer
E asembler a son espos.
Pensif esteit e peoros
Li peres e forment dotant.
La chambre fu paree a tant
A la pucele e a Tobie,
Qui n'oblia, ceo sachiez mie,
L'enseignement son compaingnon,
Ainz mist del gisier del pesson
Demeintenant sor charbons vis,
Si com il li aveit apris.
Desque la fumee vint sus,
Si s'en fui Asmodeus.
E Raphael, qui l'en chaça,
L'atainst e prist e le lia
El daerain desert d'Egipte.
Issi fu la meison quite,
Ou il aveit tant de mal fet
E les homes ocis tuz set.
E Tobie a Sarre apelee,
Quant il furent a recelee:
Bele amie, fait il, preion,
Ensemble nos agenoillon
Vers Deu, ou nos bons peres crurent,
Les patriarches, qui ja furent,
Abraham, Ysaac e Jacob,
Qui tant luta, que il fu clop,
Qu'il nos dont s'amor e sa grace,
Tant com ceste nuit a d'espace,
Veillon e l'autre nuit ensement
E puis la tierce oltreement.
Quant les treis nuiz auron passees
E nos preieres parfinees,
Que Deus oie par son plaisir,
Si porrom ensemble gesir
En dolçur e en bon espeir
De fruit e de lignee aveir,
Qui Deu serve e le beneisse
E de ses comandemenz n'isse.
De bones genz sumes venuz,
Qui ont e gardez e tenuz
Les comandemenz Deu tot dis;
Ne devom pas, come jeo lis,
Gesir ensemble charnelment
Por nostre delit solement
Come gent, a cui Deus ne chalt,
Mes que lor delit avant alt.
Sire, fait Sarre, c'est molt bien,
Vostre desir si est le mien,
E vus dites dreit e reson.
Lors se sont mis a oreison:
Biau sire Deu, fait donc Tobie,
Qui feistes la compaignie
D'Eve e d'Adam premierement,
Seiez a nostre assemblement.
Donez nos poeir e corage
De vivre en leal mariage,
E que tel fruit aveir puisson,
Dont beneistre vos deion,

870 Neun Silben. 873 quele. 880 jusqe. 883 ertes. 883—885 sind eingerückt. 891 jusqa. 894 oncqes. 896 com. 900 la assemblerent. 907 ele. 912 pare. 913 a vor thobie fehlt. 917 sor les ch.

919 desqe. 923 derain. 924 Eine Silbe fehlt. 933 Neun Silben wie V. 43. Abram? 934 quil. 936 come. 937 nuit fehlt. 953 Deus fehlt. 961 de Adam.

E qui vostre comandement
Face tut dis entierement.

Quant içil out fait sa preiere,
Qui fu meillor e plus entiere,
E la Sarre tut autresi,
E que jeo vos achant ici,
Raguel contre l'enjornant
Ot apele un suen sergant
E out fait une fosse faire,
Ou il velt, ainz que le jor paire,
Mucier e enterrer son gendre,
Ou il ne cuidot vie atendre.
Anne sa femme a sei apele.
Enveiez, fait il, une ancele,
Veeir, se cil est morz ou non.
S'il est morz, si l'enterreron.
Une ancele s'en est tornee
Un petit devant l'enjornee. fol. 138.
En la chambre suef s'en vait,
Por veeir, coment lor estait.
Sains e haitez les a trovez,
Com il dormeient lez a lez
En lor bele couche paree:
Car ja esteit l'aube crevee.
Tantost cele retorne ariere
Od biau semblant, od lee chiere.
Bone novele lor reporte,
Qui les rejoit e reconforte
De grant joie e de grant confort,
Qui cuidoent, que cist fust mort.

Quant Raguel le veir en sot,
Onques mes si grant joie n'ot.
Tantost fist la fosse remplir,
Ou il cuidot l'autre enfoir.
Deu, fait il, halt rei glorios,
Sire, gracie seiez vos,
Qui avez oi mes preieres.
Cel jor fist ses noces pleneres
E a toz ses veisins semons:
Dous vaches e quatre motons
Fist tuer e fist grant convi
E n'out pas Deu mis en obli.
Grant bal demeinent e grant bruit,
N'onques devant la quarte nuit
Tobie a sa femme ne jut
Ne charnelment ne la conut.
E quant ceo fu, qu'il assemblerent,
Nostre seignor pas n'oblierent,
Ne Deus pas ne les oblia:
En leial amor les lia

969 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 969 cil. 993 lora r. 994 reioist. 997 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 997—999 eingerückt. 1008 deus. 1010 nonqes.

E ensemble les benei:
Car il l'aveient deservi.
Raguel conjura Tobie,
Que il de lui ne partist mie
De trestote cele quinzaine
Por haste ne por nule paine.
Tobie, qui le ot conjure,
De la demorance n'ot cure.
Son compaignon a apele
A une part en recele;
Corteisement e bel lui dit:
Compainz, fait il, si Deu m'ait,
Quanque jeo puis e quanque vail,
Ne monte pas le chief d'un ail,
A rendre vos vostre servise.
Oez, que Raguel devise.
Jeo n'os ses preieres despire
Ne son comandement desdire,
E il me velt trop retenir;
E se jeo ne puis revenir
Au jor pose a mes parenz,
Trop serront tristes e dolenz,
Se oltre le terme demor.
De lor mesestance ai peor.
Mes se tant por mei feissez,
Que la chartre enportissez
Desqu'en Rages a Gabelus,
Bien m'auriez mis au desus.
Compainz, fait il, ceo est l'estros:
Jeo ferai cest eire por vos.
Remanez ci, jeo irrai la.
Demeintenant s'apareilla;
De Raguel quatre homes prist
E dous chamelz e si se mist
D'iluec maintenant a la veie:
En Rages vait por la moneie.
Gabelus li rendi l'aveir,
Qui bien conut l'escrit a veir.
E Raphael li sarmona,
Tant que od sei l'en amena
Chies Raguel veeir Tobie:
Donc refu la feste esbaudie.
Quant Gabelus Tobie veit,
Qu'i d'enfance veu n'aveit,
Dolcement l'encole e embrace,
De joie plore sor sa face.

1019 aguel: der Anfangsbuchstabe der Zeile fehlt. 1020 il fehlt. departist? 1019—1021 eingerückt. 1023 Thobie. le ot. 1024 nat. 1025 apelee. 1026 recelee; vgl. 928. 1029 q̄nq̄e . ieo uail. 1033 ne os. 1042 que ch. p. 2 Silben fehlen. la und en? 1043 desqen. 1046 frai. 1048 se apareilla. 1057 ueir. 1060 qu'il? Hs. qui.

Certes, fait il, ceo est la some,
Vos estes fiz de mult prusdome
E d'almonier e de leial;
Toz jorz hai pecche e mal.
Venuz estes de mult bon pere,
E prude femme est vostre mere,
E de ceste, que vos avez
Esposee, seit Deu loez,
Qui fist e cria tut le mont,
E sa beneiçon li dont,
Si que vus dous veez vos fiz,
Ainz que vos jorz seient feniz,
E anceis que mort vos departe,
Desqu'en la tierce e en la quarte
Lignee, preier l'en deit l'en.
Donc respondirent tuz: Amen.
Donc refu la feste doblee
E la joie renovelee.
As noces, que il celebrerent
Furent joios e Deu loerent.
Quant Tobie en nule maniere
Ne volt por don ne por preiere
Plus remaneir, si prist congie,
E Raguel li a baillie
La meite de tut son chatel.
E le covenant fu itel,
Qu'il aureit apres son deces
L'autre meite bien e en pes.
Quant Sarre se fu atornee,
Pere e mere l'ont doctrinee,
Qu'ele serve e porte henor
Tuz dis as parenz son seignor,
E sa meson e sa meisnee
Gart e govert com enseignee
E aimt e serve son mari
E son cors meimes gart si,
Que james vilaine reproche
Ne seit dite par nule boche.
Raguel, qui ert mananz,
Li mi part femmes e serganz,
Chamelz e berbiz e almaille,
De trestut la meite li baille
D'or e d'argent, de vesteure,
D'enfraindre covenant n'a cure:
Car molt ert leiaute greinor,
Que ele n'est ui cest jor.
Quant lor eire apparaillie ont,
Plus de demorance n'i font.
Quant cil les urent conveiez,
Al departir les ont beisiez.
A damne De les comanderent, fol. 139.
A lor meson s'en retornerent.
E Raphael mena Tobie
E trestote sa compaignie
E sa femme, la bele Sarre,
Tant que il sont venu a Carre,
Dont orent la meite erre
De la veie vers Ninive,
Ou li velz Tobie plorot
Por son fiz, qui tant demorot,
E sa mere tut ensement.
Dame, jeo me merveil forment,
Faiseit li peres, qui retient
Mon fiz Tobie, qu'il ne vient.
Qui le retient, faiseit la mere?
Mis nos avez en grant misere!
A trop grant dolor nos livrastes,
Quant nostre fiz vus enveiastes,
Nostre joie, nostre confort,
Vus en eustes molt grant tort.
Sa demorance tant me grieve,
A pou que li cuers ne m'en creve.
Issi menot Anne son plor.
Donc li rediseit son seignor:
Ma dolce suer, ne plorez mie,
Il a molt bone compaignie.
Mult est leiaus, qui le conduit,
Li bacheliers, si com jeo cuit.
Un de ces jorz le reverrez,
E lee e joiose en serrez.
Tobie issi la confortot.
E dame Anne sovent alot
Sor un halt tertre, por veeir,
S'en venant le peust veeir.
Raphael, qui a Carre esteit
Od la gent, qu'il conduieit,
Od les bestes, od les chamelz,
Qui aveit tant de bons conselz
Sovent a Tobie done,
L'a ilueques areisone.
Compainz, fait il, jeo loereie,
Quant nos avom or la mi-veie
De nostre chemin trespasse,
De haster nos vers Ninive,

1063 cest. 1065 de almonier. 1076 desqen . e la q. 1081 quil. 1083 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 1083—1085 eingerückt. 1098 memes. 1101 Eine Silbe fehlt. 1108 ui ist zweisilbig = Treis moz 478; vgl. ebenda 357 und Joies N. D. 776, Magd. 324. 1108 vi mit 2 Accenten darüber.

1109 Der Anfangsbuchstabe fehlt. 1109—1110 eingerückt geschrieben. 1118 quil. 1125 faseit. 1129 liuerastes. 1130 vus fehlt. 1145 tertre = Hügel. Vgl. Guillaume d'Orange ed. Jonckbloet. 1152 iluecqes. 1154 ore.

E vostre femme e vostre gent
Venissent apres belement.
E nos dous alisson avant
Faire vostre pere joiant.
Sire, fait il, molt dites bien.
Les dous compaingnons od lor chien,
Quant lor afaire ont atorne,
S'en vont avant en Ninive.
E l'autre gent vienent apres
Tot belement en bone pes.
Tobie quidot finement,
Que cil fust home purement,
Qui l'aveit conduit e mene.
Quant pres furent de Ninive,
Li angle li dist: Biau compainz,
Molt lons sospirs e molt granz plainz
A vostre pere por vus trait,
E vostre mere a grant dol fait.
Mes ore les conforterez,
Par tens amdous les reverrez.
Devant eus vus agenoilleiz,
Si les acolez e beiseiz,
E loez le halt rei del ciel,
E prenez un petit del fiel
Del peisson, que garde avez:
Les eulz vostre pere en frotez;
E jeo vos met en covenant,
Que il garra demeintenant
E aura joie e vus verra.
Par tel medecine garra.
Issi parlant ont tant erre,
Qu'il sont venu a la cite.
La mere, qui grant dol faiseit,
Sor le sorcil del mont seeit;
De molt loin les a coneuz.
Si tost com el les a veuz,
Maintenant s'en est retornee:
Car molt li plot cele jornee.
Al pere a dit: Or vient ton fiz.
Se li pere fu esbaudiz,
Ceo ne fait nient a doter.
Mes ainz qu'il puissent entrer,
Vint lor chien sa coe batant
E molt grant joie demenant.
E li peres, qui cieus esteit,
Se leva tost en estant dreit.
A un enfant sa main bailla
E encontre son fiz ala.
Pere e mere contre lui vont:
A grant joie receu l'ont;

1171 langle. 1174 doel. 1176 uerrez; Sinn und Vers erfordern reverrez, oder ambedous? 1181 peison. 1184 quil. 1186 medcine. 1189 doel. 1192 ele. 1195 ore.

Beise l'ont e puis sont asis
Loanz le rei de pareis.
Par tens avront joie enterine.
Tobie prent sa medecine,
E oint en a les eulz son pere,
Qui tost ot la veue clere,
Ne demora que un petit,
Que cil des eulz son pere vit
Eissir, com est l'aubon d'un oef.
Li fiz, qui de lui esteit proef,
Li traist cele chose des eulz;
E meintenant lui estut mielz:
Car il vit autresi clerment,
Com il faiseit en son jovent.
Quant Tobies out receue
En tel maniere sa veue,
Nostre seignor glorifia.
E tuit cil, qui esteient la,
E qui ceo sorent e oirent,
A damne Deu graces rendirent.
Deus, fait Tobie, or sui gariz,
Quant jeo vei Tobie mon fiz.
Sire, tu seies aore,
Qui m'as chastie e sane
Au sedme jor, qu'issi avint.
Sarre la femme son fiz vint
Od sa pecune e od sa gent,
Od sa mesnee e od l'argent,
Que Gabelus rendu aveit,
Si leialment com il deveit
A ses amis e a ses genz.
E Tobie a toz ses parenz
A reconte les benefices,
Dont Deus li a este propices
Par cel home, qui l'ot mene fol. 140.
E apris e endoctrine.
. . . .
Qui n'erent pas venu encor
Cosins Tobie, e joie firent:
Unques de set jorz n'en partirent.
Toz les jorz grant joie menerent,
E Deu bonement en loerent.
Lors apela a sei son fiz
Tobie, qui esteit gariz,

1209 aueront. 1210 Thobie = 1221. 1227. 1228. 1238. 1245. 1250. 1255. 1287. 1327. 1347. 1391. 1211 en oint ena. 1226 graces en r. 1227 ore. Nach V. 1235 folgt in der Hs. 1238, 1237, 1236, 1239, doch ist V. 1238 und 1236 durch vorgesetztes B und A an die richtige Stelle gewiesen. 1238 a fehlt. 1243: die Zeile ist in der Hs. leer gelassen. 1245 ieoie. 1246 vnqes. 1247 grant fehlt. 1248 E fehlt.

Si li comence a sermoner:
Biau fiz, que porrom nos doner
A cest home, qui fu od vos?
Sire, por Deu le glorios,
Fait Tobie, car en penson,
Dignes est de grant gueredon.
Sain m'a mene e ramene,
Par lui m'a Deus grant bien done.
Il me defendi del peisson.
E me mena a la meison
Raguel e me fist aveir
Ceste femme od tut cest aveir.
En Rages fist por mei la veie
E m'en aporta la moneie
E m'enseigna la medecine,
Biau pere, qui vos enlumine.
Requerron le biau pere chier,
S'il velt prendre por son loier
La meite de nostre conquest,
Que meintenant li serra prest.
Mult dites bien, fait il, biau fiz:
Car noblement nos a serviz.
Donc l'ont d'une part apele,
Si li ont dit en recele,
Quanque il orent porveu.
E li angles a respondu:
Vostre seit quanque vus aveiz,
Beneisseiz Deu e loeiz,
Que vus a gariz e purgez.
A celui vos regeissez,
Qui sa merci a fait a vos:
Car il est veirs Deu glorios.
L'on deit le sacrement le rei
Garder sauvement en bone fei,
E l'on deit son non eshaucier
E loer e magnefier.
Tobie, jeo te dirrai veir
E bien poez aparceveir:
Oreison est bone od geune,
Quant almone est od tot commune:
Car almone ne sofre mie,
Que l'alme aut en male partie.
Tes almones, que tu feseies,
Quant les morz ensevelisseies,
Quant tes biaus mengiers en lessoues
E en ta chambre les musçoues
E lor feseies sepulture,
Quant veneit a la nuit oscure,
Par tes almones, biaus amis,
Que tu feseies as chaitis
Assiduelment nuit e jor
Por amor de ton criator,
Fu Deu paiez de ton servise,
Por faire tei net a devise,
Por prover e por espurgier;
Ausi come l'en fait l'ormier,
Volt Deus, que tu fuses tempte.
Por ceo qu'en bone volente
As sofert la temptacion,
T'a Deus faite redempcion.
Cil qui seit servise merir,
M'a enveie por tei garir.
Jeo sui Raphael angelus,
Un des set, qui somes la sus
Ades devant nostre seignor;
Por vus geter de tenebror,
E por vostre fiz marier,
E por sa femme delivrer
Del reproche e de vilainie,
M'enveia Deus en vostre aie.
Vos cuidiez, que home fuisse
E que jeo menjasse e beusse
Come vus, mes pas nel feseie:
Car peu somes toteveie
De dolce espiritel viande,
Que nostre cuer plus ne demande.
Quant les dous Tobies oirent,
Que cil ert angre, si chairent
A terre e jurent longement
Sanz parole e sanz movement.
Mes li angres les conforta,
Dolcement les amonesta.
Seignors, fait il, n'aiez peor,
Beneissiez nostre seignor
E ses miracles recontez
E magnifiez ses bontez.
Ne puis od vus plus demorer,
Des or m'en covient retorner
A celui, qui ça m'en enveia,
Qui cest eire me comanda.
A ces paroles esvani
E cil, qui furent esbai
Par treis hores a terre jurent;
E quant sus releve se furent,
Deu beneierent e loerent
E de bon quer le mercierent.
E puis vesqui li viels Tobie
En grant joie e en bone vie
Cinquante dous anz acompliz

1259 peison. 1270 qe. 1275 qnque. 1277 qnqe. auez. 1278 benisseiz. 1279 qe. purgiez. 1284 Neun Silben. saufment? 1288 le poez. 1291 soefre. 1292 qe.

1300 qu. 1301 assiduelement. 1308 qen. 1311 siet wie sonst meist geschrieben. 1318 deliuerer. 1320 men enueia. 1322 jeo fehlt. 1326 qe. 1328 qe. 1338 ore.

E vit ses nevouz e lor fiz
E ot .C. e duze anz passez,
Ainz que ses jorz fuissent finez.
E a l'hore, qu'il dut fenir,
A fait son fiz a lui venir
E set fiz, que il aveit biaus,
Forz e delivres jovenceaus;
Sa beneiçon lor dona
E lor aprist e enseigna,
Com il deveient Deu servir
E henorer e obeir
E faire por la soe amor
Biens e almones nuit e jor,
E prophetiza veirement,
Que damne Deus novelement
Jerusalem visitereit,
Son tabernacle i refereit,
E tote genz iloec vendreient
E iloec Deu aorereient.
Mi fiz, fait il, ore entendez fol. 141.
E mes enseignemenz gardez!
Quant vos m'aurez enseveli
Mei e vostre mere autresi,
Que ne vivra mie apres mei,
Molt longement, si com jeo crej,
Hors de ceste cite alez,
Apres ma mort n'i demorez.
Jeo vei, que par sa felonie
Serra la vile anientie.
Se vus amez Deu e cremez,
De ses biens vus dorra assez.
E quant del siecle partireiz,
En sa joie vus en irreiz.
Quant ses paroles ot fenies
Li vielz prusdom e acomplies,
Ne demora gaires apres,
Qu'il est venu a son deces.
A grant henor l'ad enterre
Sa engendrure en Ninive,
E sa femme od lui noblement
Ne targa mie longement.
E sachiez, que son fiz Tobie
N'oblia ses paroles mie:
Od sa femme e od ses enfanz,
Qui erent riches e mananz
E aveient femmes e fiz,
S'est de Ninive departiz.
Tote sa progeine enmena;
Raguel e Anne trova;
Toz vis e en bone veillesce;
A grant joie e a grant leesce
Ont lor lignee receue
E molt en ont grant joie eue,
E li baillerent a dreiture
D'els e de lor meson la cure.
E il les servi e garda,
Ensemble od els tant demora,
Que lor jorz furent acompliz,
E qu'il les ot enseveliz.
Apres lor jorz remist seignor
E puis vesqui a grant henor:
La meson Raguel maintint,
Tant que en veillesce revint.
E sachiez, que il vesqui tant,
Que il vit devant son morant
Sa engendrure el quint degre:
Nonante e noef anz ot passe
A cel' hore, que il morut,
E toz jorz ama Deu e crut;
E Deu e bone gent l'amerent,
Qu'il fu un de cels, qui donc erent,
Qui plus ama Deu e servi.
L'estorie est definee ici,
Que translatee avon brefment;
E se nul la velt autrement
Traiter, il ne m'en peise mie,
Ainceis me plaist, que mielz la die. —

1355 quil. 1362 e nuit. 1364 qe. 1366 refreit.

1408 que il. 1412 qen. 1413 quil. 1414 quil. moriant. 1415 sengendrure. 1417 quil. 1422 define. 1424 tranlate.

Nachträge zu den Legenden.

I. Alexius, aus Barbour's Legendensammlung.*

Ms. Cambr. Gg II, 6, fol. 164b.

(Altschottisch.)

(Q)whene euir ilke c*r*istine man*e*
Of C*r*istis treucht gyf he ocht cane,
trewis þat thre stat*is* are ser*e*,
in quhilkis al mene sal apere —
þat euir*e* tuk lyf & cristine-dome —
befor*e* god one þe day of dome:
of mat*r*imone othyr*e* in þe stat,
or contenens, as clerkis wat,
or ellis of virginite,
þe quhilk*is* mast dygne is of þe thre.
þo mat*r*imone mad god of hewine
& co*m*mawndyt to be kepyt ewine:
betwix oure fore fad*ir* & his mak
mat*r*imone cane he mak,
befor þat mane had don*e* syne,
& als þe place of welth *with*-In,
In p*ar*adyse, þe place but per*e*,
þar*e* is blys & Joy but wer*e*.
& quhene god for ws co*me* mane,
borne he was of wedyt woma*ne*;
& wedyng honouryt he þat tyme
þat he turnyt vatyr*e* in-to wyne. [fol. 163 b]
& þat weding plesyt hyme,
for*e* ensampil I may bring In
þat he in weding borne was
Of Mary, þe quene of grace.
& contynens als wele he lufyt,
as syndry ma be p*ro*wit:
fyrst be þat noble wyf Anna,
þat callit was p*ro*phetissa
& treuly to god feruit ay
in þe tempil, ny*cht* & day,
four*e* schore of ȝer*e*, forout sak,
& p*ro*phecy of god cane mak,
sayand: forsuth, þis is he
thru quha*me* þe warld sawit sal be —
Of C*r*istis byrth þe fourty day
of C*r*iste þis word scho cane say,
quhene his mody(r) mad hir*e* offerand
for hyme eftyr þe law of þe land.
& Symeone þa(ne), in wedoue-hed
þat lang tyme his lyf ca*ne* led:

---

* Die Quelle Barbour's ist die Legenda Aurea. Ein weiteres Alexiuslied, in nordengl. Mundart, in Ms. Cbr. Gg V, 31 und Ashm. 42 erhalten, wird in kurzem in einer grösseren Sammlung von Legenden veröffentlicht werden. Die bereits zum grössten Theil copirte Sammlung Barbour's wird der Herausgeber demnächst ediren.

V. 1 Die Initialen sind im Ms. nicht nachgetragen; ein kleiner Buchstabe deutet sie an. 11 Ms. þo st. þe? 13 Ms. fad*; das sonst *er* bezeichnende Häkchen ist in schottischen Mss. durch *ir*, *yr* oder auch *ire*, *yre* aufzulösen.

19 Ms. cō, die Abkürzung bezeichnet hier, wie in allen ähnlichen Fällen *me* (oder *ne*), wie sich ausgeschrieben nur so findet. 41 Ms. þat st. þane. 42 Ms. þat lang tyme þat his.

þocht he blynd was of gret elde,
with hartly eene ȝet he beheld,
In tempil as þai brocht Jhesum,
& in armis sone hyme nome
& sad: now, lord, lat pas in pece
me, þat al tyme þi serwand was,
fore myne ene now has sene þe hele
þat þu hicht to Israel.
Of contynens mony vthyre ma
ensample mene ma ta:
as of Margret, of Scottis quene,
In widoued hyre lyf led clene,
& of þe noble wyf alsa
Of Rome, þat callyt was Paula,
Eliȝabet of Vnguery,
& als þe Magdelayne sancte Mary,
sancte Petyre als, & sancte Germane,
& of vthyre sic mony ane:
sume eftyre weding, sume eftir syne
þai wex chast, & hewine cane wine.
bot to god þai emples mast
þat fra þe byrth lifit þane chast:
as Margret did, & Agatha,
Cecile, Katrine, & Lucya;
bot in oure laydy is best prowit
quhou wele virginite he lufyt. [fol. 164.]
For þe honoure of madynehed
sancte Johne þe ewangelyst, we red,
slepand a-pone Crystis kne,
was dygne his privete to se,
In Pathmos als þe angel brycht
schawyt hyme ful fely sycht.
Fore in þame þat lifis chaste,
makis resting þe haly gaste;
for I trew þat god be
with maydined & with humelyte. —
& I ȝou a tale wil tel,
In Rome quhylum quhou befel
Of a mane, þat wertuise twa
parfytly had & vthyre ma. —

(I)N Rome a nobile mane was,
Eufamyane callyt, & his wyf Aglas.
& with þe emperoure mast dere
he was haldine, & but pere;
& he thre thousand mene had ay
serwand hyme bath nycht & day,
In clathis of silk cledine were
& beltis of gold, costlyk & dere.
merciful was Eufamyane
til al þat he saw ned begane;
Ilke day in his house had he
Of pure folk fufyt burdis thre,

72 Ms. with st. was. 94 Ms. scheinbar sufyt, l. fusyt.

& Ilke day þat oure of nowne
to pore hyme-self wald ferue but hone.
& his wyf was of þe sammyne wil,
sic godlyk werkis to fulfil.
þai had na barnys þame betwene,
& þat gretly cane þai mene:
fore-þi to god þai prayt sa ȝarne,
þat þat laydy consawit with barne.
syne dyliuere was þat myld
thru godis helpe of a knaf chyld,
fare & quhyt, as vatir fame,
and had Alixes to his name.
& fra þine in-to castyte
þai lufyt furth, scho & he.
& þat þare barne suld be na fowl,
þai set hyme ayrly to þe schule,
artis liberalis for-thy
þat he suld cone, & philosophy.
& fra he come to fourtene ȝere, [f. 164 b]
a maydine, þat mycht be his pere,
þai socht, & fand, of hys kyne,
þe emperoure house withine.
þai maryt þame of gret nobillay,
fore cummyne of mychty mene ware þai;
& gret fest at þe weding mad,
as þai þat warldly welthis had.
bot as cummyne was þe nycht
& he & scho to bed was dycht:
Of fleschly lust he had na thocht,
bot beyisit hyme how he mocht
gere hyre consent to chastyte;
& lang sermone þare-of mad he
til hyre, quhow scho suld god dred
& þare-of resawe gret med
In hewine eftyre þis brukil lyf —
„fore al mone de, mane & wyf,
& sic as we are fundyne here
before þe Juge we sal apere
& gyf reknyne þat Juge til
of al dedis, gud & Il,
& fore oure dedis, nocht to layne,
resawe oþire Joy or payne.“
& quhene he mad had lang preching,
he betacht hyre his gold ryng,
& syne his belt he schare in-twa
& betaucht hyre þe hed alsa,
sayand til hyre: „my leif swet,
þire twa I gyf þe to kepe;
fore-þi, my der, as þu lufis me,
kepe þame, to god wil I þe se.
& here to hyme I þe betak,
as my lufyt warldis mak.“

144 to = till.

(Q)wene þis was sad, he no*cht* bad,
bot gold in fusione he *with* hy*me* had
& stal away al p*ri*wely,
& went hyme to þe se in hy,
& fand a schepe redy þare
to Leodaciane to fa*re*.
þar-in he gat, syne passit he
to Edyſa ine-to þe cite,
of Cyrie in-to þe land.
þare he of chance a ymag fand
of Jh*esu* Cryst, our*e* lord dere,
but ma*n*nis handis mad, but wer*e*,
in sandale. & quhene he cane luk
one It, sic luferand he tuk,
þat he þar*e* dwelt in body & tho*cht*.
& al þe gold, he ydyre bro*cht*,
he gaf to pur*e*, & his clething
he gaf for*e* war*e* in weflyng.
In þat towne a kyrk was wro*cht*
of our*e* laydy, & ydyr he so*cht*
& in a kyrk-ȝard done sat he
of begerys ymang gret pleynte,
& Ilke day thigyt his lyf-led
at þame þat passag-by þar*e* mad.
& quhene þat he gat ony gud
mar*e* þane nedit til his fud,
he gaf It in gret hy
to beggeris þat sat hyme by.
& lang tyme he sat þar*e*
as begar*e*, of gud bar*e*,
In fastyng, prayng, & in wak,
pynand hyme-self for*e* god*is* sak. —
now lef we hyme in begyng,
& of his fad*ir* spek sume thing,
þat, fra-tyme his sone went
fra hyme þis wyse in torme*n*t,
*con*tynualy he lifyt in wa;
sa did his modyre, his wyf alsa.
for-þi his fadyre, þat was my*ch*tty,
of al-kyne landis in ser*e* p*ar*ty
send mene to sek his barne —
þat ware his ded, gyf he suld tharne, —
& bad þame for*e* na cost spar*e*
to sek hyme, quhar*e* sa eu*ir* he war*e*.
þane passyt þai in landis ser*e*,
sekand hyme fer*e* & ner*e*.
& quhene mony of þame had so*cht*
& trawalyt fer*e* & fand hy*me* no*cht*:
sa hapnyt þat part of þa
come to þe towne of Edissa,
& passit by quhar*e* he sat.
& he of þare almouse gat,
& knew þame wel, & þai hy*me* no*cht*,
þo*cht* þai besyly hyme so*cht*.
þane thankit he god Increly
þat he had mad hyme sa worthy,
at his awne men*e* he mycht sa
fra þame in begyng almus ta.
þe s*er*uandis al, þat furth went,
fra þa na hyme fand, agane ar lent
& tald how þai tynt al þar*e* trawal,
for*e* hyme to sek my*ch*t no*ch*t awale.
his fadyr þane had mykil care,
& his modyr*e* mykil mar*e*:
for, fra þe day he ȝed of towne,
In care-bed scho lay done,
In mol & hayr*e* & woful fude,
ȝouland as half brawne wod,
cryand one god ful dulfully
þat scho in sik wyse ay suld ly,
but confort or*e* Joy, fra þine,
til scho hyr sone had gotty*ne*.
þe spouse þane til his mod*ir* sad:
„allace, hard werd to me is lad,
þat þus has tynt my*ne* warld*is* fer*e*!
neuir-þe-les, mod*ir* dere,
ſic lyf as ȝe tak, I sal ta,
& neuir*e* vthyr*e*, for wel na wa.“
þane scho gret & handis wrang
& rayf hyre hayre & hyr self dang —
quhay þat saw It, & pyte had nane,
his (hart) was hardure þane þe stane.
& þane scho sad: quhat eu*ir* befel,
þat but mak ay suld scho dwel
as turtur, til of hyre mak
hyr*e* hapnyt confort for to tak. —

(A)nde quhene Alixes sewinten*e* ȝer*e*
had dwelt in þat kirk-ȝard þer*e*,
s*er*uand god ful dewotly:
& ane ymag þane of oure laydy,
þat in þe kyrke was honouryt ay,
þis to þe sac*ris*tane cane say:
„bryng in ȝone powr*e* man*e* þar-owt,
for he is worthy for to bruk
þe kynryk of al welth mast;
for in hyme rest*is* þe haly gast,
& his prayere ful mony mendis,
þat befor god alsone ascendis.“
bot ȝet quhene þe sac*ris*tane
be þat had p*er*sawing nane,
to þat ymage prayt he [fol. 166.]
þat he þare-of mare wyse my*ch*t be.
til hyme grath takine gaf scho þane

154 Ms. edysame st. edysa ine. 156 Ms. ymag; der feine Strich an g bezeichnet wohl kaum e, da er sich stets bei g findet.

228 hart fehlt im Ms. 239 Ms. ȝoure st. ȝone. 241 Ms. of al wehl welth.

quhar*e*-by he suld þat mane kene,
befor*e* þe dure þat sat þare-owt.
& for hyre þe sac*r*istane cane lout
& lowyt hyre, as he wele aucht,
& sped hyme furth, as scho hyme taucht:
& bro*ch*t Alixes in-til hy,
& tald til al quhou oure laydy
of þat mane mad sa gret lowyng.
for-þi sone auld and ȝyng
honouryt hyme sa gretly,
fra þai hard þis farly.
bot he of mane lowe wald nane:
forþi he fled hyne, or he fane,
be þe ny*ch*t sa pr*i*wely,
þat nane my*ch*t wit, þat was by. —
bot certis! now are fundine quhon*e*
þat in þat maner*e* wald haf done,
bot erare haf tane þe lowing,
for lytil cause, of auld & ȝyng.
sa dyd he no*ch*t, for þat he
p*ar*fyt was in humylyte,
& fled wane-glore forþi but hone. —
& to Leodyce he sped hyme sone,
& þare a schipe he fand redy
to sayle, & in gat in-to hy,
of Tars of Cecile þat was bowne.
& as þai saylyt, a wynd fel done,
þe hawine of Rome agane þare wil,
disponand god, had þame til,
& Alixes, þat cane se
þat of his purpos faylit he.
& hyme-self þane has he tho*ch*t
þat he vnkennyt dwel mo*ch*t
w*ith* his awne fadyre in-til house,
& til nane oythir*e* be noyus
na charg nane vthyr*e* w*ith* his fud —
his fadire had sa mykil gud.
one þus purpos quhene he was sat,
his fady*re* sudanely he met,
& fra þe place hame gangand
w*ith* fele folk hyme folowand
þat serwyt hyme Ithandly.
Alixes one hyme cane cry [f. 166 b.]
& sad: „þu godis seruand der*e*.
me pour*e* pylgrame, I pray þe, her*e*,
& biddis þat I resawyt be
In-to þi house p*ar* cheryte,
& w*ith* þe cru*m*mys ger*e* me fed
Of þi bred — sa þi sawle haf med,
& as þu wald god had pyte
Of þi a sone, quhar*e*-euir*e* he be!"

ȝet his fadire knew hy*me* na dele,
bot his fadyre he knew ry*ch*t wele.
his fadyre þane co*m*mawndit þ*at* he
til his house sowne led suld be,
& til a serwand gert hyme betak
to kepe hyme, for his so*n*nys sak,
& bad he suld haf met & clath,
& þat na ma*ne* did hyme lath.

(I)N his fadyre house he hy*me* led
& as pour*e* man*e* hyme cled & fed.
quhar*e* he, forsuth, ny*ch*t & day
ful Ithandly to god cane pray;
& his body ay torment he,
þat he to god suld thankful be,
thru labore hard & fastyng
& feble fud & als waking.
bot sume, þat had his lyf sene,
demyt þat he a sot had bene:
for*e* one na warldly thing he tho*ch*t,
bot in god was al his tho*ch*t.
for*e*-þi quhylu*m* p*er*sonis Il
scornefully wald cu*me* hyme til
& of þe weschel þe weschyng
ful oft one his hed wald fling
& mykil ethine at hyme mak;
bot al he tholyt for*e* C*r*ist*is* sak,
& neu*ir* for ony tribulnes
spak he Il es, mar*e* ore les.
& quhene he sewintene ȝere
his lyf leyd in þat maner*e*,
al vtirly to þame vnknawine,
to syb or f*rem*myt or*e* to his awine:
he wyst be þe haly gast
þat of his ded þe terme in hast
was ner*e*. for-þi sone askyt he
at ane, þat was his mast pr*i*we,
pene, Ink, and p*ar*chemyne;
& quhene he saw lafar*e*, syne
wrat, quhou he had left his wyf, [f. 167.]
& al þe p*r*ocese of his lyf
þat he had, fer*e* or*e* nere,
quhar*e* he was in placis sere;
& plyit þat bil, ore he wald leef,
& It closyt in his nefe.
& quhene þis was al done,
to god he ȝald þe gast sone:
þat It resawyt worthely
w*ith* angel sang and melody.
& one þe morne, þat sonda was,
at þe solempnite of þe mes
In þe kyrk a woyce c*ane* cry
fra þe hewine hely,

265 quhone few. 275 l. to st. of? 281 u. 289 & ist zu tilgen. 287 l. set. 295 & relativisch; in rel. Sätzen endet die 1. Person gewöhnlich auf is.

304 Ms. houise oder house? 321 Ms. a personis. 328 Ms. hll st. Il. 338 lasare leisure.

sayand þire wordis, les na mar*e*:
„Cummys to me, þat trawaland ar*e*
or chargyt, al! & sowne sal I
ȝou reward ful plentuisly.“
þane al þat hard þis gret wondyr*e*,
fel to þe ȝerd, þar*e* facis vndyr.
syne eftyr þe woyce cane say:
„passis & sek*is* hyme but delay
In þe house of Ewfamyane!“
þane, to sek hyme, mony ane
passit til Ewfamy(a)nis hal;
bot he sad þane to þame al
þat It cuth no*ch*t of hyme say.
þane come he furth þat *ser*uit hy*me* ay,
& sad: „*feris*, It ma fall
It be he, þat ȝe sek all,
þat I *ser*uit sewinetene ȝere
Of byding of my*ne* lord now her*e*,
þat deyt ȝis*ter*day wele late.
sa wel I knew hyme þat I wat,
be pacience & penance ser*e*
þat to god he suld be der*e*.“
Eufamyane þane to þe sted
quhar*e* he wes þa*ne*, ȝed, & fand hy*me* ded,
& saw his face bry*ch*t & clere
as of hewine ane angel were.
& wald haf tane of his hand
þe wryt, þat he þar*e* closyt fand;
bot he mo*ch*t no*ch*t be ony way.
þane passit he furth but delay
to þe kyrk, quhar*e* at þe mes
bath þe emp*er*our*e* & þe pape wes —
þe tane of þame Archadius
& þe tothyr Honorius,
ware callit þane, & of Rome wes pape
Innocent. þane þir*e* thre fut hat
ȝed til Eufamyanes In
with dred of god, & entrit In,
& come to þe corse, quhar*e* It lay,
& til It þus-gat cane say:
„þo*ch*t we synful wnworthy be,
þe gouernale ȝet tane haf we
Of haly kyrk & c*ri*stine land:
þare-for we pray þe, opyne þi *h*and,
& lat ws se þat closyt wryt
& It þat wrytine is in It!“
þane þe pape come nere-hand:
& he hyme tholit vnlok his hand.
& tuk þe wryt, & he It rede,
befor þame al in þat stede.
& quhene þat þis had hard Ilkane,
sa abaysyt was Eufamyane,
þat for wond*ir* in extasy
he fel done & lang cane ly
but strinthe or*e* word, a gret space.
bot quhene þat he ourcu*m*ine was
& one his sone beheld sadly,
ful roydly cane he rayre & cry;
his clathis in ragis he rafe,
his wisage als, & al þe lafe,
þat pyte gret was for to se.
ful rewfully hyme demanyt he.
& sa in þat passione
one his sone he ruschit done,
& c*ri*yt, as mane ner*e* al wod:
„ful wa is me, my der*e* sone gud!
quhy has þu wro*ch*t sik wa to me,
þat neu*ir* ma recou*er*yt be?
þu has distrybulyt me but wer*e*,
swet sone, þis four*e* & threty ȝere;
bot endlas sorow now haf I
ded þus to se þe ly!
stafe of myne elde þu suld haf be*ne*,
my ledare & my licht of ene —
allace, lewe sone, þat I gat þe!
to se þe sycht, I one þe se,
þat is my bale, but ony but.
for þu na word wil to me mut,
for-þi my lyf ay I mone leyde [f. 168.]
but confort to þe tyme of ded.“
with þat his mene, al wald he no*ch*t,
has tane hyme & away has bro*ch*t.

(W)Ith þat his mod*ir*, þat þus herd,
out of wyt for wa scho ferd,
as a lyones come ful thra
þat me*ne* had tane þe quhelpis fra,
& rawe þe clathis, scho one bar*e*,
& of hyr*e* hed rawe þe har*e*;
gowand to þe hewine sorow mad,
& to þe erde syne fel al brad.
Ȝet, of hyre sowne to get sycht,
scho presyt faste, bot scho ne my*ch*t
for multytud of mene, þat þane
war þar*e* to se þat haly mane.
& þane sa hyly cane scho rar*e*
til al þat sa thik stud þare:
„fore godis sak, gewis me entre,
myne awne swet sowne to se
þat I cane *with* my papis fede,
ful ofte, quhe*ne* It was lytil nede;
for þat sume co*n*fort ma me do.“
& þat dede cors quhe*ne* scho com to,
scho rafe hyre face & fel one It,
as wele nere owt of wyt,
& sad þane *with* sary chere:
„quhy did þu þis, my sone dere,
þat of my*ne* ene suld be þe ly*ch*t?
ful butlas bale þu has me dy*ch*t,
hafand, sone, na pyte

396 Ms. band.

of þe dyses & tho*ch*t of þe
In wondre wa & panys sere
now al þir*e* foure & threty ȝer*e*,
& now has gotine neu*ir*-þe-les
Il coweryyng eftyr*e* lang seknes.
þu saw þi fad*ir* & me alsa
lyf Ithandly in dowle & wa
& for þi sak ay sorowful be:
& til ws wald neu*ir* schaw þe!
& quhene ony mys did þe til,
þu tholyt w*ith* debonar*e* wil."
þane eftyre scho fel one hyme,
& þat ful oft, or*e* scho wald blyne,
& kyssit hyme w*ith* drery chere
& sad: „ȝe gud folk, þat ar here,
gret, & compaciens haf of me,
In þis bale butlas þat yhe se!
for I ha*d* þer*e* fourtene ȝere
In my house my sone so dere,
& quhat he was, I mysknew —
for-þi of my lyf I rew —
his awne s*er*uandis oft seand
bufet hyme fel & sar*e* w*ith* hand.
alace, quha sal now gyf me til
vater*e* Inuche, to gret my fil,
my sorowful chek*is* forto wet!
for no*ch*t, but ded, my balis ma bet."

(V)Ithe þat hy*s* spouse co*me* gud spede,
faſt murnande, in sorouful wede,
& sad: „alace, þat I was borne,
til haf sic lyf me beforne!
þat I sal *se* þis bro*ch*t one bere
my blyse, my beld, my lef-ma*ne* dere!
quhame of I tho*ch*t ay to hafe
solace & confourte our*e* þe lafe,
& now is lewyt desolat,
as waful wedow, now I wat.
now is my meroure brokine smal,
& my gud hope tynt is all;
eu*ir* my sorow groys, alace."
& þai þa*t* stud in þat place
& herd hyre mak sic murnyng,
gret for hyr, auld & ȝyng.

(T)hane Innocent, pape of Rome,
& þe twa emp*er*our*is* alsone
þat haly cors honorabily
tuk vpe & lad one ber*e* in hy,
& one þare schuld*iris* bath hy*me* rath
þe pape & þe emp*er*our*e* bare bath
& one-to þe mydis of þe way.
& fra þe puple hard say
at þat mane was in stret bro*ch*t
quhame al þe cite lang had so*ch*t:
In Ilke syd þai gadryt owt,
to met þat sanct*e*, In-to gret rowt.
& quhat sek mane þat twechit hy*me*,
his hele he gat in lith & lyme:
to blynd & def he gaf sy*ch*t & hery*ng*,
& to dume men*e* he gaf spekine,
to sere halt be gaf fet,
& vthyr of lepyre he cane bet, [f. 169.]
of ydrope & of parlesy
he heylyt syndry þare in hy,
& gafe þame wyt þat war*e* brawne wod;
& til al þat abowt hyme stud,
þat my*ch*t hyme tweche, quhat Il þai had
for-owt delay hale war*e* þai mad.

(T)hane þe emp*er*our*e* & pape but wene,
þat sa ferly wark*is* has sene,
þat haly cors bar*e* al thre,
for þai of hyme wald halowit be.
þar g*er*t þai bryng in gret qua*n*tyte
gold & siluir*e* & skalyt be,
þat, til folk war*e* It gaderand,
þai thru þe puple my*ch*t be passand
& with þe sanct*e* to þe kyrk wane —
bot ȝet þe puple lewyt no*ch*t þane
to pres, þe relyk to behald
þat sa gaf hele to ȝou*ng* & auld.
& witt*is* wele, þai war*e* Irk,
or þai my*ch*t bryng hy*me* to þe kirk,
þat in honour*e* halowit was
of þe *mertir* sanct*e* Bonyface.
& dwelt þare w*ith* þat haly thing
sewine dais in-to godis lowing;
& þe mene tyme sparand no*ch*t,
(of) gret ryches þai gert be vro*ch*t
a towine þat far*e* was for þe nanys,
of fyne gold & precius stanys.
quhar*e* in honour*e* þai cane lay
þat haly cors, þe sewint day
of þe moneth of July.
þar*e*-of sic fleur*e* sprang in hy,
þat of balme & aromatyk*is* al
It our*e*-passit bath gret & smal.
& he þe sewinetend kalend
of August of his lyf mad end,
fra þat Cr*i*ste our*e* flesche laucht
thre hun*dir*d ȝere twenty & aucht.

479 Ms. haf st. had. 489 Ms. hyre st. hys. 493 Ms. be st. se. 502 Ms. þast. 511 & ist zu tilgen oder l. come st. one.

513 at = þat. 523 l. ydrops? 533 Ms. gret st. gert (so öfter). 535 til = quhil. 548 Ms. to st. of; Ms. bro*ch*t st. vro*ch*t.

II. Zu S. Paul's Vision von der Hölle,
aus Ms. Digby 86, fol. 132* (c. 1290).

Les ounffe peines de enfer.

Oiez, seynourſ, vne demaunde
Qui le deble fist estraunge
A vn cheytif peccheour,
Qui fv mis hors de tristour,
De mort en vie resuscite
Par la grace de deu:
„hounseli gost, wat dest þou here?
þou were in helle nou for ȝere.
wo haueþ helle dore ounloken?
And ou art þou of pine Ibroken?“
Ore respount le mort a lu
De cest secle ou il fu,
E tint en ordre countes & dist
Les ounse peines qui ſen Pol uist
E des autres qui il senti —
wn soul mot ne menti.

Vuolton heren nou, satan,
Ou ich am from helle igan?
wormes haueþ mi fleſ ifreten,
And alle mine frend me abeþ forȝeten.
Ich was a mon, as þou wel wost,
And nou icham a wreche gost.
In helle ich habbe ȝare Iben —
þat me may on min eien sen.
Of me may mon forbisne take
þat wole his sunnen al forsake:
To wroþer-hele he was Iboren
þe schal for sunnen ben forloren,
And þe mon þat wercheþ wo
his soule schal into helle go.
In mo pinen hoe schal be
þen foweles bi þe heuene fle.
wor þer beþ berninde tre —
No mon ne may herre Ise —
þer þe soulen beþ an-hon
þat here habbeþ sunne Idon
And nolden neuere to Criste go:
wor-þi hy þolieþ þer sech wo.
þickore by hongeþ þer oural
þen ben beþ in þe winter stal.

Seþen þer is on ouen Ihat
seuene deuelen þer stondeþ at
þat þe soulen ounderfon
And hem in-to pine don.
þinges þer beþ alaboute
þat mon aute muchel to doute:
Snou and iis and liured blod,
Neddren and snaken þer stingeþ for wod.
Of þe fuir hoe doþ hem þere:
And beþ aſ hoe weren ere.
þe soule þat þer comeþ to
Ne bideþ hoe neuere-more ro;
hoe wolde þenne, and hoe ne may,
ffor þer hoe schal ben alne way.
ffwecche pinen he þolien schal
þat her wes of his fleſ ful gal
And wolde louien his fleses wil
And fonden al þat wes oun-ſckil.
þer he woneþ in seche wondrawe
ffor he loueden ounriȝt lawe,
And for hy ne leten here sunne away
And friuen hem eer here endeday.

A wel of stel is forþer-mo,
þat berneþ liȝte and turneþ ho;
A þousent spoken þer beþ on,
And pikes oueral idon.
þer þe soulen beþ to-drawen
þat here arereden euele lawen,
þider wendeþ þe soulen Ilome
þat her demeden false dome.
Mo soulen þolieþ þer sech wo
þen fiſſes ben in al þe se.
ffourþer þer is a water hot,
þat is long and dep and brot,
blacore þen þe swarte pich,
And stinkeþ aſ for-rotet lich.
Of þe pine þat hit bereþ (!) —
Oþer hit stingeþ oþer hit tereþ —
Ifuld is þat fowele pol,
þat euere is hot and neuere col.
þer-bi stondeþ a develeſ trome
And wayteþ þe soule, wen hoe come;
hoe þere wercheþ al arep (!) [f. 133.]
As þe wolf deþ bi þe sheep.
Wen þe deuelen hem forleteþ,
Snaken and neddren hem to-wreteþ
And draieþ hem into one welle,
And þere hoe þolieþ alle ounselle.
wen hoe habbeþ þat Idon,
Eft-sone hit is al foren hon.
Ne may hoe ſvggen weilaway

---

* Die älteste Hs. dieser Version ist Ms. Jes. Coll. Oxf. 29, gedruckt in Morris: An old English Miscellany, London 1872. Die anderen Legenden dieses sehr alten Ms. Digby (ausser Maximian) werden in einer nächstdem erscheinenden grösseren Sammlung veröffentlicht werden.

28 þe = þat, wie 107.

47 liured = loppered. Die letzte Silbe ist schwer lesbar. 64 ho = o = ay. 83 l. a-þrep.

þat so schal pinen niȝt and day?
some me may þere Isee
þat stondeþ in to heere knee,
Some to heere middil þei,
And some to heere ouere brei,
And some riȝt to heere tiit, —
As heere sunnen beþ Ibet.
Ba(k)-bitter is þat weren inne
þat stondeþ in to hoere chinne;
he þat weſ owre oþer kopiner
þat stondeþ in to hoere sheer;
And hoe þat euere wedlak brekeþ
þe flod to heere nauele takeþ;
Wose his glad of oþreſ harm
þe flod takeþ to his arm;
þe spekeþ in chirche, þat nis nout god,
To his mouþe takeþ þe flod;
þe wreieþ his sibnesse oþer his ſteleþ
Abouen his heien þe flod heleþ;
þat deþ his wille aȝeines riȝt
Of him nemay me saie nowiit.
wose is wis and eke war,
loke þat his soule necome þar;
wor, wen þis middellert ago,
heere pine Ilesteþ eueremo.

Forþer is a ful dep fen,
ffoul of wowers and of wi*mm*en;
þe stude is þest*ri*ore þen þe niȝt,
ffor þer ne comeþ neuere liiȝt;
And stinkeþ foulore þen þe hount,
ffor brunston walleþ in þe grou*n*t.
Two þousent soulen and wel mo
þ*er*ine freteþ hoere tou*n*ge atwo
And draweþ out hoere brain,
ffor hoe weren of gauele fain.
Swech is hoere pine þer,
wor hoe weren gauelers her.

Sweche beþ forþer Idon
þat nowiit nabbeþ hem houpon:
hem me drepeþ wiþ þe pich,
ſo þe brede wiþ þe spich;
Neddren hoere breste soukeþ
And snaken þere hem to-loukeþ,
helle houndes gnaieþ hoere fet,
And sevene deuelen hem stondeþ het:
wor hoe heere maidenhot lore
Are hi comen to chirche dore,
And for hy duden hoere ſtren,
þat ne moste c*ris*tnet ben:
hoe werpen hit houndes oþer swin:
ffor-þi hy þolieþ sori pin.

Forþer beþ wepme*n* and wi*mm*en bo,
þat fendes draieþ alle to;
half me doþ hem in a fuir
And half in a worse muir.
wen hoe beþ so to-drawen,
Gripes freteþ hoere mawen
And hoere inward everuidel,
Ne be þe þarof no so gal,
Eft hoe werpeþ al in al
And herneþ to þat ilke gal.
So hy pinez, and worse Inou,
þat here duden þe widewe wou
Oþer reueden wrecches here lond
And brouten hem to muchel sho*n*d:
hoe nedden frend ne fader hem bi,
wor-þi me drof hem of londe awi.
hoe sikeþ loude and gredeþ sore,
ffor bote ne comeþ hem neueremore.
Of men hoe taken hounriȝt mol:
wor-þi hy beþ in ſilli fol.

Furþer þer is a watres flod
þat is meind al wiþ blod.
a þousent soulen þer beþ bi
ffoul sore of-þurst and foul houngri;
Ne moten hi biten hone sope,
Ne habben hy so muchel hope.
In fuir hoe berneþ niȝt and day,
And so hoe pineþ alneway.
wiþ seche pinen hoe beþ Imet
þat breken þe heste þat hem weſ set
In holi chirche oueral.

Forþer-mo beþ holde men
þat among neddereu abbeþ den;
hoe toſnieþ (!) þoru euche hon
And freteþ þe fles al to þe bon,
þoru hoere heren hoe freteþ þe brain
And crepeþ in and out aȝein;
ſomme beþ brende, and so*mm*e beþ froren,
And alle þe bones beþ to-droren.
wen hoe habbeþ Ifreten ewche on,
Eft hoe beþ Ihole anon —
Nowiit for to comen oni from,
Ac for to þolien þe wreche dom.
hy woneþ and groneþ day and niȝt,
And hit ne helpeþ hem nowiȝt —
wor hoe nolden ben Iſriven,
þe wile þat hoe mosten liuen.
ffor fendes hem stondeþ bi
And pineþ hem swiþe selli.
Ounseli men, wi neren þey war,
þe wiles þat þei weren þar?

---

99 Ms. baþ bitter. 101 owre = hore, whore. 136 het = at. 139 for hy duden st. hy forduden.

146 worse st. frore? 161 l. token. 190 Ms. Jes. four st. for.

hy nolden don for him no goed
þat bohout ous mid his holi blod;
he haf ous of helle, and ȝaf ous long lif,
And lond and lede, and wele and wif,
And al þat on þe world wes goed;
Ac non of ous ne hit ounderstod.
Nolde þer hy nowiȝt þenche þer-on,
þe poure wrecches, ne god don;
hoe wenden hit sholde llesten ho:
ffor-þi hoe beþ in þis wo;
prestes hestes, ne godes lawe
Ne duden hoe nout bi houre dawe,
Ac t*ri*chiours þey weren and les —
ſoþliche I saye, wo is hem þes! —
Ne wende*n* neuere to ben ded —
þat wef þe foles wicke red —
Ac euere as (hoe) sunegeden longe
ſo bere sunnen weren stronge.
Neren nowiȝt hoe þerof adrad:
ffor-þi hoe slepeþ in sulli bed.
þan al þe worlde be agon, [f. 134.]
Terme ne habbeþ hoe neuere non;
ffor þe pine of helle is hendeles.
wo is him þat þer woninge chef!

Of þis pine nis riȝt nouht
Aȝein þe puet, wat er is wrout;
Niene cheiles þer beþ oupon,
Ne comeþ hoe neuere-more oundon.
Monie mo soulen þer beþ in
þen beþ in Fraunce dropen of win,
Of hem þat heueden monnes trome
And ne leueden nout godes come
Ne þat Jh*es*u C*ri*st wes Iboren
Of þe maiden, þat wes Icoren
ffor to feden þat holi stren —
wel is him þat him may seen!
þis his bof helle þe gaiol.
þer ounder is a wel dep pol:
Ten þousent deuelen and welmo
þer doþ þe wrecche soule wo:
wiþ irene houeles hoe hem to-draieþ
Niȝt and eueri day þat dayeþ.
Among þe fendes in þester niȝt
Beþ þee þat demeden Jh*es*u C*ri*st;
Nis no pine al-so strong
ſo is þe stunch þat hem is among.
þes hoppe biforen oure heue*n* kinge
Ne spekeþ of hem riȝt noþing,
Ne dar no ſont hem bidde fore,
ffor-þi hy beþ euere forlore.

Eft þer is on oþer puet.
Ne comeþ he neuere Iduet;
ſſeuene doren þer beþ on,
ffor-to þe soulen ounderfon:
Liȝtliche hoe may comen þer inne,
An neuer aȝein, for none ginne.
Two so dep he is welni
As þe heuene is from þen herþe hey.
þerinne goþ soulen þiecke*re* Inou
þen leues fallen from þe bou.
þis put is hot in helle grount:
þerinne is moni on houng*ri* hount,
And alle þe der þat euele beþ,
And þe foules þat niȝttes fleþ,
And þe hound þat wes so strong
þat al þis world he houng*ri* fong —
Seþþen he wes Ibrout adoun
þoru C*ri*stes holi passioun.

Per-ounder is on iren wal,
þat is of soulen Ifuld al;
On hem is moni iren bond,
þat is hattore þen eni brond.
þerinne beþ þe fendes Idon
þat weren bihauedede oþer anhon,
Oþer þat heueden so heuele Isped
þat hy leien in wiues bed,
Oþer þat weren acursed binome:
for(þi) hy habbeþ godes grome.
þan me ȝeue al þis world hem fore,
Ne holpe hit hem nout worþ a pere.
wolle ȝe heren nou a ſoþ —
wose hit halt, goet hit him doþ —:
hit is writen in holi bok —
þer-of nou witnesse I tok:
þan on houndret heueden Iseten,
Seþþen Kaim wes biȝeten,
And heueden day and niȝt Iwaket
And teþ and tonge of stel Imaket
And of helle pine told ho,
ȝet þer beþ on houndret mo.
And wose is wif and eke war,
Loke þat he ne come þar!

A Jh*es*u Crist, þat ous is boue,
ffor his swete moder loue
Let ous sweeche werkes werche
And so to serui holi chirche,
þat we moten ben Iborewe
And Ibrout from alle serewe —
ffor þilke þat beþ Iboreue*n*, Iwis
hoe wendeþ into paradis;
So wolle god þat we mote
hounder-fongen heueriche bote.
ſwete Jh*es*u, king of blisse,
Min herte loue, min herte lisse.

195 Ms. bohout st. bouht. 214 þan relat. = whan, wie 272, 278. 219 Ms. water. 221 comeþ = bicomeþ, wie 245. 240 hoppe = up. 242 sont = saint.

271 Ms. for st. forþi.

þou art swete mid-Iwisse —
wo is him þat þe shal misse —
ſſwete Jh*esu*, min herte liȝt,
þou art dai wiþ-houten ni3t:
þou ȝeue me strengþe and eke mi3t
ſſor-to louien þe al ri3t!
ſſwete Jh*esu*, mi soule bote,
In min herte þou sette a rote
Of þi loue, þat is so swote,
And wite hit þat hit springe mote!

III. Susanna.

a) Aus Ms. Cotton Cal. A II, fol. 1 (c. 1430).*

(Die ersten 104 V. fehlen, da vorne Blätter ausgefallen sind.)

The chyue, þe cholet | and þe chesboke cheue,
The chyboll, þe cheueron, | þ*at* chaungeth at nyght*e*,
The p*er*cele, þe paſnepes, | þe porettes to p*re*ue,
The pyony, þe plawnteyn, | prowdly pyght*e*,
The lylly, þe louge, | lawnced full (!) leue,
The sawge & þe solfykell, | semyly in syght*e*,
The columbyne, þe caraway, | in clottys þey cleue,
The Rewe, þe Rubarbe, | Rawnged full Ryght*e*
In Rees,
Dayse & dytayne,
Isope & sauerayne,
Pelletur & plantayne,
The prowdeste in prees.

Thus þe ȝonge ȝepply | ȝede in here ȝerde,
That was hyr husbandys & herys, | holden full hende.
„The folke be faren vs fro, she sayde, | we dar not be ferde.
Aftyr myn Oynement | warly ȝe wende!
Spede ȝou specyally | the ȝate be sperde,
ſſor we wyll washe vs I-wys | by þe welle strende.
ſſor-þy we wyll warpe of | our wedys vn-werde."
vnther a lawrer so lowe | þe lady gon lende
So sone.
Be a wynlych*e* welle
Sussanne cawght*e* of her kelle.
Butt fele ferles her byfelle
By mydday or none.

Now ar þese domesmen | drawen into derne,
whyle þ*at* þey fygh*e* þe lady | lout hyr alone;
ſſor to halse þ*at* hende, | thay hyed hem full ȝerne,
wyth*e* wordys þey worshepyd | þ*at* wordyly in wone:
„wylt thow, lady, for loue | on our lay lerne
And vnther þis lowrer | be our lemman?
The thar warne for no wyght*e* | our wyllis to werne,
ſſor all gomes, þ*at* schulde greue, | of gardyn ar gone
In-fere.
ȝyf thow our nedys deny,
we shall say sykyrly:
we toke þe In avowtry
Vnther þis lowrere."

---

* Nachtrag zur Ausgabe der Susanna aus Ms. Vernon in der Anglia Bd. 1, Heft 1.
105 l. chesbole? 112 Der 9. und 13. Vers ist im Ms. stets hintergeschrieben. 122 Vern. aspieþ. spede (st. spire?) ist sinnlos.

Sussan was sorowfull, | & seyde in her thoughte:
„I am withe sorowe vmbe-sette | on euer-ylke a syde:
ȝyf I assent to þis synne | these segges han sowghte,
I shall be brytened & brent, | in bales to abyde;
ȝyf I nykke hem *with* nay, | hyt helpes me nowghte.
Trybulacyon & tene | me takes þis tyde.
(ȝ)ett er I þ*at* wordy wrathe | þ*at* all þis worlde wroghte,
(B)ettyr ys wemles to wende | out of þis worlde wyde.“
with thys
(Sh)e kest a carefull cry,
(þa)t comelyche lady.
(her) seruantys had ferly —
And no wondyr, I-wys.

Kene men of þe courte | comen to þ*at* cry,
And sche had kast of | her kelle & hyr kyrchefe;
In at a pr*iu*y posterne | þey presyd in hy
And fownden þe prestes, full prest | þer poyntes to pr*eue*.
Then sayde þo loselles on-lowde | to þ*at* lady:
„Thow hast gone *with* a gome, | þy goddys to greue,
And leyn *with* þy lemman | in avowtry,
Be þ*at* lorde & þe lawe | þ*at* we on be-leue!“
They swere.
All here seruauntes schunt
And stale away in a stunt:
Of here were þey neuer*e* wont
Suche wordys to here.

hyr kynrade, hyr cosyns, | & alle þ*at* her knewe
wrongon hondys I-wys | & wepten full sare
Certys, for Sussan sothfast | & semyly of hewe;
All wyues & wydowes | a-wondred þey ware.
They dyde hyr in a downgon, | wher neuer day dewe,
Tyll domes-men hadde dempte | þe dede to declare,
Marred *with* manycles, | þ*at* made were newe,
Meteles fro þe morn | tyll mydday & mare,
In drede.
Tho come here fadyr so fre,
wyth*e* all hys affynyte.
The prestes were *with*-out pyte
And full of falshede.

Then sayde þe Justyces on bench*e* | to Joachym þe Jewe,
That was of Jacobus kynde, | gentyll of dedys:
„Lett sende aftyr Sussan, | semelych*e* of hewe,
That þ*ou* hast weddyd to wyfe, | & wlonkest in wedys!
Sche ys of thoght*e*, as I trowe, | trysty & trewe
And has herte haly on hym | þ*at* þe heuen hedys.“
Thus þey broght*e* hyr to þe barre, | hyr bales to brewe.
Nother deth*e* ne dome | þ*at* day sche ne dredys,
Als ȝare.
hyr here was ȝelow as þe wyre
Of gold, fynyde *with* þe fyre,
hyr scholdres shaply & schyre,
þ*at* borely were bare.

Thus ys Sussan in sale, | senglych*e* arayde
In a serke of sylke, | *with* sholdres full schene.
Then Rysen *with* Rancour | þe Renkes Renayde

And þey þat comelyche acused | with wordes full kene;
homely on here heddys (!) | here hondys þey leyde,
And sche wepte for wo, | no wondyr, I wene!
„we schull present þe pleynte, | how-so-euer þou be payde,
And say sadly þe sothe, | ryth as we (haue) sene,
On sake.“
Thus with cautelys qwaynt
They present þer playnt.
ȝett shall trewthe hem attaynt,
I dar vnþurtake.

„Thorow-out þe pomery | we passed to play —
wyth prayer & penaunce, | was our purpose.
Sche cometh with two maydyns, | dressyd þat day,
wyth Ryche Robys arayde, | Reed as þe Rose.
wylyly hyr wenches | she wyssed a-way,
Comaundede hem kenely | þe ȝates to close.
Sche wente forthe to a ȝong man | in a valey —
The semblant of Sussan | wolde no-man suppose,
for sothe!
Be this case þat y say
She wyssed her wenchis away.
These wordes wettenesse we ay
withe tonge & with tothe.

when we þat semblant syghe, | sykyng for care
ffor sert of hyr souerayn | & for hir owen sake —
Our copes were combrouse, | þat kyndeled our kare;
But ȝett we turned a croke (!), | þat traytour to take.
he was borely & bygge, | bolde as a bare,
Myche myghtyer þen we, | syche maystries to make.
And to þe ȝate ȝeply | þen ȝede he full ȝare,
And lyfte vp þe lacche | & lepte ouyr þe lake,
So (!) ȝowthe.
Sche withe-shonte for no shame,
But bowed aftyr, for blame,
And wolde not kythe vs his name
ffor crafte þat we kowthe.“

Now ys sche dampned on days, | with dyn þey hyr deme (!),
And þe domesmen derf | done hir be withdrawen.
Lowely sche lowted | and lawghte hyr leue,
Att kynrede & cosyns, | þat sche had er knowen,
Sche asked mercy with mowthe | in þat myschefe:
„I am sakles of synne,“ sche sayde | in hyr sawen.
„Grete god, of þy grace | þese gomes forgyfe
That don me delfully be ded | & don vpon dawen
with dere!
Now wolde god, þat I myghte
Speke with Joachym or nyghte;
And sythen, what deth me were dyghte,
I ne sett at a pere.

Sche fyll flatte on þe flore, | hyr fere when sche fonde,
And karpyd to þat karemon, | as she well kowthe:
„I wratthed ȝou neuyr, | at my wyttande,

200 l. hed. 204 Vor sene fehlt han oder haue. 205 Ms. Iwaynt oder qwaynt? 223 sert = desert. 230 so = se ille? 242 vpon st. out of.

Neyther in worde ner in werke, | in elde ne in ȝowght*e*."
Sche keue*re*d vpon her kneys, | kyst she his honde —
„I am dampned, I ne dar | disp*ar*(a)ge ȝour mowth*e*."
was ther neu*er* a soryer syght*e*, | be see ner be sonde,
Ne a sorowfuller segge, | be north*e* ne be sowth,
þen þore.
They toke þe feteres from her fete.
And þen kyst she þ*at* swete,
„In þis worlde shall we mete"
Seyde sche, „no more."

Then Suss*anne* was sorowfull | & seyde vpon hyght*e*,
wyth*e* hondys full hye, | behelde to þe heuen:
„Maker of myddulerthe, | | *at* most art of myght*e*,
Bothe þe sonne & þe see | þ*ou* sette vpon seuen:
All my wyrkes þow wote, | þe wronge & þe Ryght*e*.
hyt ys nedfull now | thy names to neuen,
As y am delfully dampned | & to þe deth*e* dyght*e*.
Lord, hertyly take hede | and harken my steuen
So fre,
Syn thow may not be sene
wyth*e* no fleshly yne —
Thow knowest well I am clene:
So haue mercy on me!"

Now ys sche dampned on deyse | *with*outen any drede,
And ladde forth*e*, þ*at* lady, | lofsom of lere.
Grete god of his gr*a*ce, | and of gyftes vngnede,
Thorow þe help of þe holy gost | herde hyr pr*a*yere.
he dyrects hys dome | and hys derf dede
To Danyell þe p*ro*phete, | of dedys so dere:
Suche ȝyftys he hym ȝaf | in hys ȝonghede —
ȝett fayled he a fourtenyȝt | of a full ȝere,
Not to layn.
Then cryed þ*at* frely food:
„why spylle ȝe þ*at* Innoçent blod?"
All were astonyed & *with*stood,
Thes ferlees to frayn.

„What sygnyfyeth*e*, good sone, | þys sawe, & what hyt seyth*e*?"
That þese maysterfull men | *with* mowth*e* gon melle.
„ȝe arn fonned, all þe frape, | to telle ȝou in faythe,
And in þe folke of I(s)rael | arn foles full fele.
Vmbe-loke ȝou, ledes! | such lawes arn leythe,
Me thynkthet ȝo*ur* dedes full dull, | such dedis to dele.
haue agayn to þe gylde-halle | þe gomes vngr*a*yth*e*:
I schall be p*ro*cesse apret | dyspreue þys apele
In dede.
Lett desseuere hem in two,
ffor now wakenes her woo —
They shall gr*a*unt, er þey goo,
All here falshede."

They dysceuered hem in two | & sett hem on sere.
And sodeynly þ*at* senek (!) | þey broght*e* into sale.
Byfore þe p*ro*phete | þys prest gon apere,
And he apposed hym full sone | *with* chekes full pale:

---

253 Ms. disp*ar*ge. 276 þy st. his. 278 Ms. directs oder directe? 294 apret st. apert.

„Thow hast be a presydent, | þe pepull to stere,
Now dotest þou on þyn olde toes | in þe dysemale;
Now schall þy couetyse be knowen, | þ*at* er was vnclere —
Thow hast in Babylon on bench*e* | browen mykyll bale
So bolde.
Now schull ʒ*our* synnes be sene
Of fals domes bedene,
whyl*e* ʒe in Babylone haue bene
Jugges of olde.

Thow seyst, þ*ou* segh*e* Sussanus | synne in þy syght*e*:
Tell me now trystily, | vndur what tre?“
he swere: „be the myche god, | þ*at* most ys of myght*e*,
Vndur a syne sothly | my-self I he(r) se.“
„Now þ*ou* lyest in þy hed, | be heuen vpon hyght*e*!
An angell w*ith* a naked swerde | þe nyʒes full ne,
he hath*e* braundest þ*at* bronde, | & burnysched full bryght*e*,
To merke þe at medyll in meſſe | in two or in thre,
No lees.
Thow brekest goddes comaundement,
To sle such*e* an Innocent
wyth*e* any fals Jugement
vndewly on dees.“

Now ys thys domesman w*ith*drawe | w*ith*owtyn any drede,
And putte in a pryson | aʒen to hys place.
They brought*e* forth þ*at* oþ*ur* to þe barre, | when þe chylde bede,
Before þe folke & þe fawnte, | frely of face.
„Cum forth*e*, þ*ou* cursyd caytyf, | of Caymes sede!
Because of þy couetyse | þou art in thys case;
Thow hast dysseyued þy-self | w*ith* þyn owen dede,
Of all þe wyte of a wyfe | bewyled þ*ou* wase
In drede.
Say now, so mote þ*ou* the,
vndyr what kynnes tre
Semyly Sussan*n*e þ*ou* se
Do þys derf dede!

Thow gome of gr*e*tt elde, | þy hed ys gr*ay*-hored,
Tell me tristili, | er þow þy lyfe tyne!“
Then þe Rodely churle | Rudely he Rored
And seyde to þe pr*o*phete: | „þey pleyde be a pyne“.
„Now þ*ou* lyest vpon loude, | so helpe me our lorde!
ffor fylthe of þy falshede | þ*ou* shalt haue an euyll fyne:
Thy cursed comper & þ*ou* | may not acorde:
ʒe shull be drawen to þe deth | to day, or I dyne —
So Rathe.
I se an angell stande,
To take þe dome of ʒ*our* honde,
wyth a brennand bronde,
To brytyn ʒow bathe.“

Then þe folk of Israell | fellen vpon knees
And lowely thanked our lord | þ*at* her þe lyf lent;
All gomes, þ*at* her gode wolde, | glades & glees,
That þys pr*o*phete so p*er*tly | preued hys entente.
They trumpped before þe tr*ay*toures | & tr*a*yled hem on trees

316 Ms. he st. her. 334 l. dede?

Thorow-out þe cyte | be comune assent. —
he þ*at* louethe þ*at* lorde, | þar hym not drede, no lees,
That þus his seruant con saue, | þ*at* shuld haue be schent,
So swete.
Thys ferly befell
In þe dayes of Danyell.
The wytnesse wyll well tell
Of þe same prophete.

b) Varianten des Ms. Addit. 22283,* fol. 326, zum Texte des Ms. Vernon.

Ueberschrift: here bygynneþ a pistel of Susan.

V. 1 barne. 2 gentel. 4 riche*s* . renk . araye*d* was riht; he fehlt. 5 orchardes . deope diche. 6 herbagages . hiht. 7 þorw . Citee . siche. 9 erbes . auenauntly. 16 loueliche . out of st. on of. 17 fode fressche-liche. 18 hyr. 21 bitoke . a payre. 24 clergi. 25 hir. 27 hed. 28 þer*e*. priuely. 29 was fehlt auch hier. rial . rent*us*. 30 honorable. 31 til his hous . hende (Punct vor hende). 32 dred. 36 heore wikkednesse. 38 ȝyue. 40 þ*er* st. þ*us* . þid*ur*. 41 Jewesse. 44 semeliche. 45 were . hir. 46 schul . eschwe. 47 þise churl*us* . chaumbur . hire. 49 alan. 50 Susan. 51 merian. 52 wolde. 53 hir play. 54 þouht . biwilę. 55 witt*us* . wei word*us*. 56 teelde. 57 heore. 58 heore hore hed*us* . heuen . vpon. 59 cauht . heore. 61 þei. 64 miht. 67 hir . hir. 69 selcouþe. 70 perie. 71 *Joyned.* 75 were papeiayes. 76 nihtgales. 77 of þe best. 78, 79 blossomes. 80 & on amylliers. 81 papeiayes . for proude (!). 84 grap*us* . goldfinche. 85 þ*er* st. þ*us*. 86 þere were. 89 Damasene. 90 trouned. 93 cherie. 94 aren. 95 grapes & garnett*us*. 96 costard*us* . in coypes (!). 97 bewe, aus bowe corr. 98 fresliche. 99 wardou*n*s wy*n*liche . walse. 101 heore . gan hynge. 102 wederlynge. 103 springe. 104 Erberes. 106 out niht (!). 110 solsecle. 119 hir*e* . holden *were* hende. 120 be*n*. 121 wende. 122 bene. 124 hir*e* wed*us*. 125 lende. 128 cast. 129 fele. 133 forto. 134 worsschupe . worli. 136 bene vr*e*. 138 schulde. 144 þe*n*ne. 146 ȝyf . synne. 149 suche. 150 wrethe (Vern. falsch wreche). 151 bettr*e*. 155 ser-uauns. 156 wondur. 157 hir*e*. 158 hir*e*. 160 her*e*. 163 le*m*mon. 164 on.

* Diese Hs., von grösstem Format (jede Seite hat 3 Columnen zu je 90 Versen) und vortrefflich ausgeführt, ist nichts weiter als eine wörtlich getreue Abschrift des Ms. Vernon, in derselben Handschrift und wohl von demselben Schreiber, genau, selbst in den graphischen und dialect. Eigenthümlichkeiten übereinstimmend. Sie beginnt erst mit fol. CLXXVII (die Numerirung der foll. geschieht, wie im Ms. Vernon, auf der linken Seite) in der Mitte der nördlichen Homiliensammlung (22 V. vor dem Schlusse der Homilie zum Evang. Factum est in vna dierum = Nr. 48 Vernon, dann folgt die Homilie zu Surgens Jhc de sinagoga, Erat homo ex Pharis. Nichodemus, u. s. w.); am Ende, fol. CXCVII folgt ein Zusatz von Homilien (ders. wie in Ms. Vernon). Alle in dieser Hs. erhaltenen Gedichte und Prosawerke finden sich in Ms. Vernon wieder vor; leider sind eine Reihe von foll. ausgefallen und viele Gedichte daher nur fragmentarisch erhalten. An Legenden enthält diese Hs. noch: die Vision des Paulus von der Hölle (die ersten 126 Verse), Ipotis fol. 270, Susanna, Roberd of Sicily fol. 273 (wörtlich mit Vernon übereinstimmend), Disputisoun bitwene child Jhū and the maistres of the lawe (nur die ersten 104 Verse, das folgende Blatt fehlt). Ausserdem das Gedicht über das vollkommene Leben, über die sieben Todsünden und deren Zweige, Pricke of Conscience, über das Credo und Vaterunser, Debate of body and soul, Disputisoun bitwene a gode man and the deuel, viele lyrische und moralische Gedichte (viele mit Refrain), und Prosawerke.

167 away. 168 wer. 169 suche wordus. 170 hir*e* . hir*e*. 171 hondes . wept. 173 wer*e*. 174 dud . dou*n*gon. 176 wer*e*. 177 while. 179 come . fadur . freo. 181 saun. 183 on benche. 184 gentel. 185 sende . semeliche. 188 hert holli. 189 þ*er* st. þ*us* . hir*e* bal*us*. 190 noþur dome. 192 hyre. 199 comeliche . wordus. 200 homeliche on hir*e* hed heore. 201 wept . wond*ur*. 203 soþe. 205 *qwaynt*. 208 vndurtake. 209 passet. 213 wyliche . hire. 215 valey. 219 hire. 223 sou*er*eyn . hire. 224 were comberous. 225 traitour . *to* take. 226 borliche. 228 ful ȝare. 231 schunt. 235 hir*e*. 236 vndeuwe . do hir*e*. 237 hire leue. 238 kynreden . hedde eu*er* iknowen. 239 asked . mouþe. 240 sakles . synne . hir. 242 derflich. 244 wold. 248 hir*e* feer*e* . fonde. 249 kyndelich. 250 wraþed . neu*er* . wetand. 251 neþer. 252 hir*e* knes. 253 mouþe. 254 serweful. 266 nemene. 267 siþe . deolfully. 268 hertly take . herken. 271 flescheliche. 275 furth . lufsum. 276 gult*us*. 277 hire. 278 deolful. 280 suche ȝift*us*. 281 fayled. 283 cried. 284 bloode. 285 þei . stoode. 287 gode sone. 288 gan. 289 þei ben. 291 vmbeloke ou lord*us* suche. 292 þinke . ded*us*. 293 þ*e* vor gomes ist von derselben Hand in ȝe corr. 294 processe. 297 wakeneþ heore. 298 graunt. 302 þise. 305 dissēmale. 306 concience. 307 be*n*ch. 309 synne . sene. 310 bi dene. 311 for eose (!) . babiloigne. 313 seiȝe Susan. 314 vndur. 316 self . hir*e*. 317 þi . heuene. 319 brandest. 320 medel. 327 into a place. 328 þ*at* oþur . barne. 330 cursed. 332 desceyuet. 335 mot. 339 þi. 340 telle . treuwely . er. 342 prophete. 344 falshede . haue vuel. 346 drawe. 350 brennyng. 352 þe*n*ne . fel. 353 loued. 354 goode. 356 traitours. 357 be. 358 hoso. 359 schuld. 361 ferlyes. 362 dayes. 363 wittenes. 364 prophete.

Statt der zwei Schlussverse in Vern. liest diese Hs.: God graunt vs þi grace . to play vs pertly in þis place — And feiþely þi feir*e* face . to se þ*at* is swete. Amen. Explicit Epistola Susanne secundum Danielem. —

Die letzte der bekannten Hss. dieser Legende ist das (früher im Besitz des Mr. Heber befindliche) Ms. Philipps 8252 in Cheltenham, aus der Zeit Heinrich's IV., welches ausserdem Piers Ploughman, the Travels of Sir Maundevyle, the three kings of Cologne, und Lucifer Prince of the depe dominion of Darkness, enthält. Da der jetzige Besitzer der Sammlung Philipps', dessen Schwiegersohn Fenwick, die Einsicht in seine Sammlung sich theuer (mit 5 Lstrl.) bezahlen lässt, so bin ich vor der Hand nicht im Stande, diese Hs. mitzutheilen. Laing, in seiner Ausg. der Sus., theilt die erste Strophe dieser Hs. mit. Ob ein im Besitz des Marquis von Bath befindliches, bisher unbekanntes, sehr werthvolles, enthaltend eine historia scholastica des alten Testamentes (nach Petrus Comestor) und im Anschluss daran die Geschichten der Judith, Esther, der 7 Macchabäer, Job, in alliterirenden und gereimten Versen, und 12zeiligen Strophen nach Art des Evang. Nicod. (aber in 6 Langzeilen zusammengeschrieben), ob dieses Ms. auch die Susanna einschliesst, habe ich nicht ermitteln können; Sprache und Versmass weisen auf nördlichen Ursprung. — Laing's Ausg. der Sus. folgt wesentlich Ms. Vernon (nicht Ms. Phil., wie Morris in seiner Ausgabe des Sir Gaw. mittheilt), doch hat er moderne Schreibung (th st. þ. gh und y st. ȝ, er st. ur, es st. *us* in der Endung u. a.) durchgeführt. Folgende sind die von Ms. Vernon abweichenden Lesarten in Laing's Text:

3 there. 4 all riches . reuke (mit u). 5 weren *withinne*. 6 hey . height. 14 had. 19 to that *deire* (!). 28 preveliche. 29 *were* st. þere als Reimwort. 40 domes(men) st. demers. 45 hir (L. lässt die Abbrev. für *e* unberücksichtigt). sesse. 47 chesse. 54 wretches. 58 heore. 64 while. 66 somer. 67 grethed hir. 71 Juniper. 73 Ipeuwed (!). 81 for. 86 On figges and fygers (!). sees (!). 95 grew. 96 cuylthes (!). 97 (the) braunches, the bewe. 100 wald. charuwé 111 u. peletré 116 mit Accent. 117 prees. 118 ȝerde. 121 wende. 122 espieth now. 123 as st. us. 125 low . lende. 127 well. 137 þe st. ȝe. 150 Ar. worthlich . wrech (! st. wrethe,

auch in Vern. verschrieben). 151 beter. 157 her cri. 159 thi st. þei. 161 seid . aloud. 171 sare. 173 were. 177 mar. 186 wedded . wlonkest. 189 hir . barr. 198 reukes. 200 her. 204 on. 215 rode st. eode . ȝoung. 222 semblant . sare. 235 thaigh st. þauȝ. 237 latched. 239 asked. *mony* st. mouþ (!). 244 mic*h*t (schott. Schreibung!), 245 nic*h*t. 248 feer . whom . fand. 255 sorioure. 266 neven. 276 vnguede. 277 holp (!). 281 failed. 282 sayne (!). 284 why . innocen*t*. 285 thei stodeyd (!). sttode. 287 gode sone . seeth (!). 293 ye gomes. 300 him sone. 302 go st. gō (!). 307 much. 313 thow seighe. 318 nei (l. ne) st. nere. 324 fols. 328 whom. 332 thi st. þī. 336 kind. 342 seid bifor. 343 lorde. 345 ȝe mon (!). 350 orennynge. 352 upon knees. 354 all . hir. 356 traitours . trees. 358 the lord. 359 servant. Die 2 Schlussverse hat L. ausgelassen.

Grösstentheils sind diese Lesungen Versehen und Fehler Laing's, nicht der Hs., an einigen Stellen hat L. den richtigen Reim hergestellt oder gleichartig gemacht (auch V. 19? 29? 287?); in mic*h*t nic*h*t 244 hat L. ohne Grund nördliche Schreibung willkürlich eingeführt; aber aus dem Ms. Philipps sind seine abweichenden Lesungen gewiss nicht geflossen.*

IV. Erasmus.

Aus Ms. Cbr. Dd. I, 1, fol. 295 (c. 1370).

Von der in der „Sammlung altengl. Leg." Heilbronn 1878, p. 198 ff. aus Ms. Harl. 2382 (u. Ms. Bedford) veröffentlichten Legende von Erasmus habe ich nachträglich noch ein weiteres Ms.: Cbr. Dd. I, 1 gefunden, welches, da es nicht wenig älter ist (c. 1370) als Harl., und häufig den besseren Text bietet, hier ganz folgt, obwohl es nicht das Original ist; Ms. Bedford steht dieser Hs. näher als Harl. Ms. Dd I, 1 enthält die in einen südlicheren Dialect umschriebene nördliche Homiliensammlung (Grundlage des Ms. Vernon), dann, nach Erasmus, ein Gedicht auf die Fastenzeit (Anf.: Lenten is an holy tyme, In which folk wile hem schryue Of alle þe synnes þat þei han don Before tyme in hire lyue), dann ein Gedicht betitelt: A good lesson of IX vertewis in 256 V., welches schildert, wie im Jahre 1345 in einer Vision Christus einen frommen Mann über neun wichtige Tugenden belehrt (Anf.: Alle þat loue to here þis lessoun — Crist graunt hem his benisoun. — þ*at* ȝere of our*e* lord a þousand — CCC & XLV as I vnderstand — A good trewe man mad his preyere — Vnto oure lord god on þis manere.); endlich ein Gedicht über das jüngste Gericht, Busse und Beichte in 216 V., mit dem Motto: O Iudex vi feruida hanc servabis artem — Acu

---

* Varianten des Ms. Addit. 22283 zur Disputison of Child Jesu.

Dieselbe Hs., Addit. 22283, enthält die ersten 104 Verse des aus Ms. Vernon in den „Altengl. Legenden", Beilage I, p. 212 veröffentlichten Gedichtes: Disputison bitwene child Jhū and maistres of þe lawe of Jewus, welches ausserdem in die Kindheit Jesu des Ms. Harl. 3954, v. 211—265 (ed. in „Sammlung altengl. Leg." p. 103) verwebt ist. Bei dem genauen Anschluss an Ms. Vernon sind nur folgende, meist graphische, Abweichungen zu merken:

V. 2 soþly. 3 gentil . vndur. 4 fondeþ. 10 twelue. 13 maistres. 19 seist þou. 21 þow . aȝein. 25 leorne. 29 miȝt þe. 34 blynd. 37 A. B. 39 tymely. 40 Resun. 42 spac . peple . apliȝt. 47 quaþ. 48 hidere. 51 þeiȝ . beo. 59 parties . *he* st. a. 60 knut in knot. 61 leorne. 65 heer aftur. 67 now . tak. 70 art *þou*. 72 here. 74 Ifere. 75 soþly. 77 swiþe I feere (! falscher Reim). 86 þou. 87 am I swiþe. 90 luþ*ur* lawas (!). 92 forþ*ur* . *may* st. wol. 94 here. 95 þou. 96 ȝing. 98 hast *þou* . cunnyng. 99 dye. 100 techyng. 102 þou. 103 I *rede* st. bede. 104 may. — Die folgenden Blätter sind im Ms. ausgerissen.

tinali merida (= ἄκουε τὴν ἄλλην μερίδα) i. e. audi alteram partem, (Anf.: And þerfor ȝe lordingis þat louedays wile holde — Loke ȝe here boþe partyes & who haþ ryght or wrong — And to confound al falsnes be ȝe brim & bolde — & to mayntene rightwisnes make ȝou stif & strong); letzteres Gedicht ist in denselben wechselnden Versmassen geschrieben und daher wohl demselben Verfasser zuzutheilen als Erasmus, dessen Abfassungszeit um die Mitte des 14. Jahrhunderts anzunehmen ist.

Hinter t und g stehendes Häkchen ist durch *e* aufgelöst; obengeschriebenes e in þ^e^ u. a. cursiv gesetzt.

Ne noceat spasmus michi. me iuuet almus Erasmus:
O sacer Erasme, meritis precibusque regas me. Amen.

Alle cristen folk, ȝe listen & lere
of an holy buschop & a martere,
whos name is clepid seynte Erasmus,
as þe boke seyth & trewe men tellen vs.
Of þis holy man here may men rede,
whate merite þei may han & whate mede
þat wile worschipe god & him deuowteli
eueri sonday wiþ III thingis principali.
and þese III ben þei, as ȝe schal here:
wiþ a deuoute pater noster or oþer preyere,
& wiþ sum almes-dede, lesse or more,
of mete or of money ȝouen to þe pore,
& wiþ sum candil-light mor or lesse
Brennynge ate euensonge, matyns, or messe.
he þat doþ these III thingis for his sake,
þese rewardis folowing schal he take:
On is þis: þat he schal han to his lyuynge
a resonable fode vn-to his laste endynge;
anoþer is þis: þat alle his fone
Dissese to him schul þei don none,
if his cause be trewe — þis is certan,
þorw preyere & help of þis holi man,
& whate þat he askiþ resonabli
God wile graunte ite him of his mercy;
anoþer is þis — þat him schal plese:
he schal ben vnbounden of al disese;
anoþer is þis, as þe boke seyth:
he schal deyen in righte beleue & feyth,
and, or þe soule fro þe body twynne,
he schal han sorow & schrifte of his synne
and he schal receyue, or he be deed,
Cristis owne bodi in forme of breed
& he schal receyue aforn his endynge
þe holi sacramente of anoyntynge:
& so rather come to þat ioye & þat blys
In þe which þis holy man euere-mor is,
þat is þe blisse of heuene þat neuere schal han ende —
God ȝeue vs alle grace þedir to wende. amen.

SIres, ȝe schul vnderstond, as we fynde,
þat þis holiman was poneschid & pynde
In þe cuntre of Champayn, as þe boke telles
& as men seyn þat in þat place dwelles.
whos day falliþ in somer on þe thrid day
Of Juny, þe nexte moneþ after May.
and on þe sonday he had his moste wo —
of which I schal tel ȝou somwhate, or I go —
vnder II fals tirauntis ful vntruly,
þat were fals traytouris to god almyghti:
þe name of þe firste was Diocliciane,
& þe secounde tiraunte highte Maximiane.
Aforn Dioclician þis buschop was broughte,
þat spit on him & spisid & sete him ate noughte,
& pute him in prisone & dide him mekil dere
& leyd on him yren, als mekil as he mighte bere.
& after þat þis traytour dide take him oute,
& made his bodi nakid & bare al aboute

& to a strong piler he dide him faste bynde
& bet*e* him al aboute, beforn & behynde,
& of his bar*e* bodi, þ*at* was ful fayr & fresch,
wiþ punchou*ns* & pynsou*ns* þei pullid awei þ*e* flesch,
& buffet*e* him & bet*e* him, as þei had ben wode,
vn-til his bar*e* bodi ran al on blode.
But*e* in þ*at* mene-tyme, as trewe men tel,
Dioclician deyde, þ*at* fals was & fel;
and after þ*at* schrewe anon com anoþer:
Maximian, in malice þ*at* was his broþer.
which fals schrewe & fel, Maximiane,
to þis holi man was bodili bane.
for he did ordeyne & fillid a gret*e* furnas
w*i*þ pik & w*i*þ lede, w*i*þ brimston & wiþ bras,
and vnder þ*at* furnas a fire brennynge fast*e*:
& þer-in þis holi ma*n* anon he did cast*e*,
& al his bar*e* bodi þ*er*-in did he baþ*e* —
But*e*, blissid be god! he had no man*er* skaþ*e*.
And after þ*at* þis fals tirau*n*t*e*, ful of vnsele,
tok*e* an heuy haberiou*n* of yren & of stele
& leyd it*e* in þ*e* fyre, til it*e* was al glowing*e*,
& put*e* it*e* on þis holi man nakid stonding*e* —
But*e* þorw goddis gr*a*ce he felt*e* no mor smert*e*
þan doþ a man or a woma*n* of a soft*e* schert*e*.
þan was þis tirau*n*t*e* as wood as an bar*e*,
for he coude no craft*e* to bring*e* þis ma*n* to car*e*.
Afterward a newe gett*e* þis tirau*n*t*e* did aray:
on II str*o*ng*e* tr*i*stelis a long*e* bord did he lay
& þis holi man he did bynde on þ*at* bord,
and to his tu*r*mentouris þis was his word:
„Kut*e* ȝe wiþ a knyf his bodi al aboute,
þ*at* alle his guttis anon may come oute,
and wynde hem vp after on a long*e* spite:
& lete him þan afterward don his p*r*ofite!"
& as þis tirau*n*t bad, anon it*e* was done
of his fals tu*r*mentoures sodeynli & sone.
& þer þis holi man wiþ-in a schort spas
he ȝeldid his gost, as goddis wil it was.
fro þ*e* wo of þis world þus dide he wende
to þ*e* ioye & blisse þ*at* neuer*e* schal han ende.
God of his goodnes & of his grete gras
þorw help of þis holi ma*n* bring vs to þ*at* plas. amen.

SEynt*e* Erasm*us*, þ*ou* holi Buschope
& goddis meke martir, as we hope:
as þ*ou* on þ*e* sunday offrid vp þi gode
for þ*e* loue of our*e* lord þ*at* deyde on þ*e* rode,
& as þ*ou* on þ*e* sunday suffrid dissese
for goddis loue, whom þ*ou* wold plese:
þ*ou* receyue our*e* preyer*e* & our*e* offering*e*
to þ*e* worschip of god & to his plesing*e*:
& saue vs fro al dissese & pyne,
if it*e* so be þ*at* it*e* be goddis wil & thyne,
& saue vs fro our*e* enemyes & our*e* fone,
boþ*e* bodily & gostely, euerichone,
& þorw þ*e* mercy of god & þ*i* mede
Graunt*e* vs repentaunce for our*e* mysdede,
& hosil & schrifte, or we hens wende,
& þ*e* sacr*a*ment*e* of anoynting*e* at*e* our*e* last*e* ende;
& whan we ben dede & poneschid for our*e* synne
in þ*e* peyne of purgatori þ*at* we schul ben inne,
þ*ou* bring*e* vs fro þ*at* wo, be it*e* mor or mynne,
to þ*e* blisse of heuene, þ*at* neuer*e* schal blynne!

Almyghti gode, god in trenyte,
in godhed on, in personis thre,
þ*e* fader & þ*e* sone & holi goste,
o lord & king*e* of eueri cost*e*:
we prey the, lord, þ*at* þ*ou* here vs
for þ*e* loue þ*at* þ*ou* hast*e* to seynt*e* Erasmus:

whos grete loue & good lyuynge
vn-to the, lord, was ful plesinge:
wurschipe to the he dide alway,
bute principali on þe sunday:
wiþ matyns & messe & gode orisouns
& oþer dedis þat he dide & deuociouns.
On þe sunday þus wold he wirk,
& he wold teche þe pepil in holi kirke,
& on þe sunday he ȝaf mekil gode
to þe pore pepil for hire fleschli fode:
þan fedde he folk gostli wiþ goddis word
& pore folk bodili at his owne bord.
& on þe sunday he fond fayr lighte
brennyng in holi kirke fayre & bright
In worschipe & honour of þe holi trenyte
& of alle þe seyntes þat in heuene be.
and on þe sonday, lord, for þi loue
he suffrid moche peyne & reproue
for many ȝeris to-gedir, as men say;
he had grete turmentrye on þe sunday:
he was on þe sunday ful reweli arayd
þorw II fals tirauntis, as ite is aforn sayd;
þus on þe sunday ful pacientli
he suffrid moste parte of his turmentri,
& on þe sunday ate þe laste was he slayn
for þe loue of oure lord, þis is certayn,
& þus on þe sunday he wente vnto blys —
God bringe vs thedir, whan his wil is. amen.

God, þat of þi goodnes & of þi grace
ȝaf þis goodman wil, tyme & space
to suffre hard peyne, his paciens to proue,
lord, to þi plesaunce & to his behoue;
& as þou on þe sunday did him make his ende
& fro world(l)i wo to blisse dide him wende:
þou god, of þi goodnes, þou graunte vs al-ways
to hold wol & holi al oure holi days,
& nameli þe sundays, to hold hem holi
as dide þis holi man lyuynge bodili:
wiþ prechinge & techinge on good maner wise,
& good dedis & besynes in goddis seruise,
& oþer good dedis as dide þis holy man,
eueri-man in his degre, as he beste may & can:
to þe worschip of god, as þis good man did,
& wiþ loue & charite, as oure bokis bid;
& so for to suffer þe wele & þe wo
of þis wrecchid werld, or we hens go,
þat we in tyme comynge mow come to þat blis
þat neuere had beginnynge & is endeles.
to which ioye & blis, good god, bringe vs
þorw help of þis holy man, seynte Erasmus. amen.

Ne noceat spasmus: michi, me iuuet almus Erasmus.
O sacer Erasme, meritis precibusque regas me. amen.

V. Roberd of Sicily.

Ausser den bei der Ausgabe in der „Sammlung altengl. Leg.“ Heilbronn 1878 p. 209 ff. benutzten vier Hss. dieser Legende giebt es noch drei andere: Cbr Ji IV, 9, Cbr. Caj. Coll. 174 (diese bis jetzt unbekannt) und Cbr. Ff. II, 38 fol. 93 ff.

Die erste schliesst sich in der grösseren Hälfte enger an Ms. Harl. 1701 (H.), dem sie besonders auch in der Anordnung der Verse folgt (so bei V. 171—194, bes. 191—4, doch fehlen die 2 letzten Verse des Ms. H., und 4 V. vor 171; 223 ff., 263—4); doch folgt sie 291 ff. unmittelbar Ms. Trin. Coll. 57, wie sie auch nur ein Quatrain für das Gebet an Maria hat 299—302, auch fehlen nach 362 die an dieser Stelle in H. eingeschalteten 16 Verse. Mit Ms. Harl. 525, dem sie in der Ordnung der Verse völlig fern steht, hat sie einige Lesarten gemein, die jedoch wohl auf eine ge-

meinsame Vorlage beider zurückzuführen sind. Zu bemerken ist der Ausfall vieler Verspaare und selbst grösserer Abschnitte; so fehlen von dem Texte VT, der in der genannten „Sammlung a. L.“ zu Grunde gelegt ist, 87—88, 100 u. 102, 125—9 (fehlen auch in H.), 159—160, 177—180, 189—193, 209—212, 215—6, 231—2, 235—242, 251—260 u. 263—6 (die Folge der übrigen V. wie in H.), 309—331 (der ganze Passus von Nabugodonosor), 349—353 (auch die nach 364 in H. eingeschalteten 12 Verse, weil die Hs. hier Ms. Trin. folgt), 373—4, 436—440. Auch im Einzelnen zeigt diese Hs. viele Freiheiten, und Lesarten, die sich in keiner anderen Hs. finden; der Schluss 369—374 ist Zusatz.

Ms. Caj. Coll. 174, schlecht geschrieben und spät, folgt ebenfalls meist Harl. 1701, doch weisen einige Stellen auf Harl. 525 (Ha.), so 183—4, 213—214, dem auch viele einzelne Lesarten entlehnt sind, während es an anderen Stellen, V. 260, 261 ff., 305—8, 364 ff. dem Texte von VT näher steht. In der Anordnung der Verse folgt es meist Harl. 1701, so bei 185—215 (nur sind 185—8 u. 189—192 umgestellt, ebenso 193 u. 194), besonders 209 ff. (aber 213—4 in der Fassung von Ha.), 221—4, 253 ff., 259 ff. (doch hat 260 die Fassung von VT), 308—311, 369—371, 372—5, 448 ff. Ausgelassen ist je ein Verspaar nach 264, (266), 452, 456. Freie Anordnung zeigt es V. 357 ff. Das Ms. ist oft fehlerhaft.

Während die genannten 2 Mss. sich hauptsächlich an Harl. 1701 anschliessen, zweigt sich Ms. Cbr. Ff. II, 38 von Harl. 525 ab, jedoch unter Zuziehung anderer Mss. und mit eigenen grösseren Zusätzen (es zählt 516 V.). Es entfernt sich daher am weitesten von der ursprünglichen Fassung. In der Anordnung der Verse folgt es ganz Harl. 525, so bei 191 ff., 207 ff. (nur sind 213—4 u. 215—6 umgesetzt, ebenso 227—8), bes. 229—234, 241—243, 309 ff. (313 ff., 321—2, 327—330 stehen an derselben Stelle wie in Ha.), 337 ff. (doch fehlen 4 V. nach 336; in den anderen Mss. folgen 337—349 erst nach der Betrachtung über Nabugodonosor), 371—372 Zus. aus Ha., 387 ff. (doch ist 393—404 freier Zus.) u. 407—416 (es fehlt, wie in Ha., das Gebet an Maria), 489 ff. (besonders 501—502); auch die 4 Schlussverse lauten wie in Ha. An einigen Stellen sind in Ha. fehlende Verspaare wieder eingesetzt, so 101—2, 127—130 (fehlen in Ha. u. H., sind aus VT ergänzt), 205—6, 478—80 (= VT 194—6). Eigene Zusätze sind 103—4, 139—140, 199—204 (199 ist aus 281, 201—4 aus 249—254 vorgegriffen), 217—8, 303—8, 393—404, 469—484 (jedoch ist 478—80 nachgeholt aus VT 194—6, die in Ha. an dieser Stelle fehlten). Es fehlt ein Verspaar nach 254, 260, 295, vier Verse nach 336.

Um das Material dieser Legende abzuschliessen, lasse ich den Text dieser drei Hss. folgen; die Varianten allein mitzutheilen, würde fast denselben Raum erfordern.

a) Aus Ms. Cbr. Ji IV, 9.

Pryncys prowde that bene in pres,
I xal you telle þat is no les.
In Cysyle was a nobylle kynge,
ffayre & stronge and sumdelle yenge.
he had a brother in gret Rome,
Pope he was of Crystendome;
he had ane oþer brothyr, of Almayne
Emperour, that Sareseynys wroughte payne.
The kynge hyghte kynge Roberd;
Neuer mane woste hyme aferde;
he was kynge of gret honour,
And clepyd he was a conquerowre;
In alle thys warlde ne was hys pere,
kynge ne dewke, ferre nor nere.
Of chyvalrye he was the flowre:
hys broþer þerfor was made Emperour;
hys oþer broþer goddys wykerye,
Pope of Rome, as (y) seyde ere:
he was clepyd pope Vrbane —
he lowyd wylle god and also man.
The Emperour hyte ser Belamound,
A stronger werryowre was none fownde,

Aftyr hys broþer of Cysile,
Of whome we wylle speke a whyle.
The kyng thoughte he hade no pere
In alle þe warde, ferre ne nere;
In his thoughte he had gret pride
Noo pere he had in no syde.
And one þe evyne of seynt Johne
Kynge Roberd come to chyrche anone,
for to here hys evyne-songe.
hyme thoughte he was þere to longe:
he thoughte more of werdelys honour
Thane vpone Jhesu, owre sauyowre.
In magnificat he herd a wers:
he mad a clerke to hym it reherse
In lang(a)ge of his owene tonge —
In latyne he ne wost quat þei songe.
The wers was, I telle þe:
Deposuit potentes de cede
Et exaltauit humiles —
That is þe ende of þe wers.
The clerke seyd anone ryghte:
„Syr, suche is goddys myghte
That he may makyne hygh lowe,
And lowe hyghe — also I trowe;
he may done, withowtyn lye,
Is wylle in þe twynkelyng of ane ye.“
The kynge seyd withoute fabylle:
„This wers is ful vnestable.
what man hathe suche powere
To brynge me lowe in daunger?
I ame flowre of alle chyvalrye,
My enemyes to dystroye;
Ther is no man nor wyghte in londe
That may me ayene withstande.
Thane is this a songe of nowth.“
So in errowre was hys thoughte.
and in hys slepe a though(t) he toke (!)
In hys travas, as seyth þe boke.
And whane euensonge was Idone,
A kynge lyche hym owt gane goone,
And alle men wyth hym gane wynde —
kynge Roberd is alle owt of mynde.
The newe kynge was, I þe telle,
Goddys aungelle, hys pride to felle.
The aungelle in þe halle Joy made —
Alle mene of hym were glad.
The kyng wakyd þat lay ine chyrche.
To hys mene he thoughte sorowe to wreche (!),
for he was lefte þere alone
and dyrke nyghte fel hym vpone.
he gane crye aftyr hys men:
There was noue answerd aȝene,
But þe sextayne at þe ende
In to þe chyrche to hym gane wende
and seyd: „quat dost þou here,
fals theue and theffys fere?
Thow art here with vylonye,
wyth thefte and with roberye.“
and he seyde: „fowle gadlynge,
I ame no thefe, I am þi kynge.
Opyne þe chyrche-dore anone,
That I may to my paleys gone!“
The sextayne thouth anone þane
That it was sum woode mane,
and openyd þe chyrche-dore faste.
The kynge oute rane in gret haste,
as a man þat were nere wood,
Tyl at hys paleys gate he stode.
And clepyd the portere gadlynge
and bad hym comyne hyynge,
anoone the gatys vp to doo.
The portere axid, who callyd so?
Roberd answerd anone:
„Thow xalt wette, or we goone.
Thy lorde I am, þou xalt wylle knowe;
Thow xalt ben hangyd & Idrawe —
þou xalt wylle wete I ame a kynge.
Opyne þe gatę, fowle gadlynge!“
The portere seyde: „so mote I the,
The kynge is with-Inne with his meyne;
wylle I wotte withowtyne dowte
þat he ne is not now þer owte.“
The portere come in to þe halle,
afor þe aungelle one kne gane falle
and seyd: „þer is at þe ȝate
a nyce fool Icomyn late
and seythe he is lorde & kynge,
and callythe me foole gadlynge.
lord, what wol ȝe þat I doo?
Lete hym In or lete hym goo?“
The aungelle seyde in haste:
„Brynge hym in to me faste!
for my fool I wolle hym make,
Tyl þe worde of kynge he wol forsake.“
The porter wente vnto þe yate,
Roberd he clepyd, hyme in to lete.
he smote þe porter, quan he come In,
Tyl þe blod braste oute at hys chyne.
The porter & hys man in haste
kynge Roberd in a podelle caste —
One-semely was hys body thane,
That it was leche noone oþer mane —
And browte hym before þe aungelle-kynge,
And seyd: „lorde, this gadlynge

59 So Ms. Harl. 525. 70 Ms. wreche st. werche.

Me hath smetyne withoute desert,
and seyth he is our lorde apert;
To me he seyth none other worde
But þat he is kynge and lorde.
That traytowre xal for hys sawe
Be boþe hangyd and Idrawe."
The aungelle seyd to kynge Roberde:
"fool, why art þou not aferde
My mene to done suche vilonye?
This gylte þou muste nedys abye.
What art þou?" þane seyd þe aungelle.
Quod Roberte: "þou xalt wete fulle wylle:
I ame kynge & kynge wol be,
with wronge þou haste my dygnyte.
The pope of Rome is my brother,
The Emperour of Almayne in þe othere:
They wol me wreke, I þe telle;
I wot þey wolnote longe dwelle."
"Thow arte my fool," seyd þe aungelle,
"Thow xalt be schorne euery delle
lyke a foole, a foole to be;
for þou hast lorne þi degre.
Thy counselour xal be þe ape,
Thy (!) clothynge xal bene Ishape,
The ape xal bene þi owne fere —
Of hym wytt þou may lere.
Thow xalt with howndes, how it befalle,
Ete, wythe þe in þe halle;
Thow xalt etyne one þe grownde
and þi tastour xal bene ane hownd,
To asaye þi mete afore the —
Getyst þou here none oþer degre."
he callyd a barbour hyme before,
That a foole he shulde be shore
alle rownde, lyke to a frere,
a hande brede aboue þe ere,
and one hys crowne make a crosse.
he cryed faste & mad gret noyse,
and seyd þey schulde alle abye
That ded hyme suche wylonye —
for euer he wende in no wyse
That god cowde so dewyse
To brynge hym to so lowe estate,
with suche rodde stylle to be made.
To euery mane he was vndyrlynge —
alas, this was a doolful þynge
That þere schulde for hy(s) pride
sweche hap mene (!) betyde.
God put hym owt of hys lykenes
ffor his gret vnbuxumnes.
hunger & threste he had gret,
for he myghte noo mete ete
But houndys etyne of hys dyshe,
whedyr it were flesche or fysche;
he was to deth nere Ibrowth
ffor hungyr, or he myte ete owte
with houndys þat were in þe halle —
how myte hym herder befalle?
whane it myte no better be,
with þe houndys he ete plente.
with þe houndys euery nyghte he laye,
and ofte he cryed: welawey,
That euer he was Ibore,
for he was mane forlore!
The aungel axid euery day:
"fool, art þou kynge? þou me saye!"
Roberd seyd: "þat it xal be knowe,
I ame kynge, if I be lowe." —
The aungel thoughte he was kynge longe.
In his tyme was neuer wronge,
In hys tyme was neuer stryfe
Betwyne no man & hys wyfe.
I trowe, it was a Joyfulle thynge
In londe to haue suche a kynge.
kynge he was III ȝere & more.
Roberd yede as a man forlore.
sit it befelle vpone a daye
a lytyl before þe monethe of maye:
syr Belawmonde, þe Emperour,
sent l(ett)res of gret honore
To hys broþer, of Cysile kynge,
and bad hym come withowte lettynge,
That they myte alle ane soome
Be with her broþer, pope of Rome;
he thoughte þei were longe atwene,
and bad he schulde lette for no wyne.
The aungel wolcomyd þe massangere
and ȝafe hym clothis of ryche were —
where suche cloth was to selle,
Ne who it mad, no-man cowde telle.
The messengere went with þe kynge
vne-to Rome withoute lettynge.
Roberd, þe fool, wyth hym wente
In a ful sory garmente,
with fox tayles rownde abowte —
Mene myte hym knowe in þe rowte!
and ane ape rydynge in his clothynge —
so fowle rood neuer kynge.
alle other were of ryche araye,
But one kynge Roberde, as I yo saye.
alle mene gone one hym prye,
for he rod so nycelye.

128—9 u. 130—1 sind in den anderen Mss. umgesetzt.

194 Hier hat Harl. 1701 2 Verse mehr; sonst stimmt die Ordnung der Verse überein.

The pope & þe Emperour also,
and oþer lordys many moo,
wolcome þe aungel as for kynge,
and Joye of his comynge.
So ryal a kynge come neuer in Rome —
alle mene marvaylde quan he come.
The III brotheris mad comfort —
The aungelle was broþer of þe sorte;
wel were pope & Emperour
her broþer was of suche honour.
fforth come styrtynge kynge Roberde,
as a fool noþing aferde,
and cryed with a fulle hygh speche
To his brotherne: hyme to wreche
One hyme þat hathe wyth gyle
his crowne and lond of Cysele.
Pope, Emperour, ner noone oþer,
The fool knewe not for her broþer.
a moche foole þane was he holde
More thane before a M folde:
for to cleyme suche a broþerhode
Iit was Iholde a foly dede.
Kynge Roberd gane to care
Meche more þane he dede eare,
whane his brotheryne hym nold knowe:
„alas, he seyd, now ame I lowe!“
for he hopyd be summe thynge
hys brothrene wolde haue mad hym kynge.
he sey his helpe was agoo:
„alas, he seyd, so I ame wo.
alas, quad he, þat I was borne,
for now I ame mane forlorne!“
alas, he seyde, þat he was made,
„for of my lyfe I ame ful sade!“
„alas, he seyd, what xal I do?
hert, cleue & breste vne-too!“
alas, alas, was þane his songe —
his her he taar, his handys he wronge.
Euer he cryed alas, alas.
Thane he thoughte one his trespas.
he cryed mercy with sory chere:
God hym restoryd as he was ere.
„Now ame I wers þane euer I was
and also stand in ewyl cas.
whane god yaf me suche honour
That I was clepyd conquerour,
In euery londe in Crystendome
Of me þey spoke alle & some
and seyd noo-where was my pere
In alle this werde, ferre ne nere:
for þat name I had pride,
as þe aungel þat fro Joye dede glyde
and in þe twynkelyng of ane ey
God benamе her maystrye.
so hathe he myn for my gylt,
Now ame I lowe & neer Ipylt.
It is ryghte þat I so be —
lord, one þi fool haue mercy!
holy wrytthe I hadde in dyspyte:
Therfor was rewyd al my delyte,
Therfor ryghte is a fool I be —
lorde, one þi fool haue pete!
lorde, I ame þi creature;
This wo is ryghte þat I endure
and wyl more, and it myte be —
lorde, one þi fool haue mercy!
lorde, I haue gylte þe sore:
Mercy, lorde, I wol no more;
Euer thy fool, lord, I wol be —
lorde, one þi fool haue pete!
Blysful Mary, one-to þe I crye:
as þou art ful of curtesye,
Pray to þi sone þat deyd one tre!
One me, his fool, haue mercy!“
And þane he gane hym-selfe stylle
and thanke god with good wylle. —
The pope, Emperour & kynge
ffyve wekys make þere dwellyng;
whane V wekes was come & gone,
To her owne lond wolde þei gone,
Boþe þe Emperour & þe kynge —
Ther was a fayr partyng.
The aungel come to Cysyle,
he and hys mene, þat whyle.
whane he come in to his halle,
Tho Roberd forthe dede he calle
and seyd: „fool, art þou kynge?“
„Nay, quad he, withoute lesynge.“
„what art þou?“ seyd þe aungel.
„Syr, a fool, þat wot I welle,
and more and a fool, if it may be;
kepe I noone oþer dignite.“
The aungel in to þe chambyr wente,
and aftyr Roberd sone he sent;
he bad alle folke frome chambyr gone:
There lefte noone but he alone.
and to þe foole þat stod hym by
The aungel seyde: „þou hast mercy.
Thynke, þou were lowe Ipylt,
and for þi owne gylte
a fool þou were to heuene kynge:
Therfor þou art ane vndyrlynge.
God hath foryowe þe þi mysdede —
Euere here-aftyr þou hym drede!

---

264 Ms. vn too st. ontoo. 263—4 aus H. 268 Hier fehlt der ganze Passus über Nabugodonosor (in allen anderen Mss.).

291—302 aus Ms. Trin.

I ame ane aungelle of renowne,
Isent to kepe þi regione;
More Joye me xal befalle
In heuene amonge my ferys alle
In ane owre of a daye
Thane in þe erthe, I þe say,
In ane C M yere,
Though alle þe warde ferre or nere
were myn at my lykynge.
I ame ane aungel, þou art a kynge."
he passyd in twynkelynge of ane eye —
No more of hyme Roberd seye.
Kynge Roberd come in to þe halle,
his mene he dede forth calle:
and alle werene at his wylle,
as to her lorde was ryghte & skylle.
he louyd god and holy chyrche
and euer he plyed good dedys to werche.
he reynyd aftyr II ȝere & more
and (loued) wel god & his lore.
The aungel ȝaf hym warnynge
Of þe tyme of hys deynge.
whane tyme come to deyne soone,
he dede wryte sone anoone,
loo (!) how god of meche mythe
Made hym lowe, as it was ryghte.
These tydyngys euery delle
he wrotte to his brothrene vnder selle.
and þe tyme þat he schuld (haue) deyed,
That tyme he deyd, as he seyd.
and this is wretyne withoute lye
at Rome, to be in memorye.
Cryst þat for vs gane dye,
In hys kyndome lete vs bene hye,
Eueremore to be above,
Where is Joye and euer loue,
and graunt vs euer for his godhed
To repent of owre mysdede,
Thorugh prayr of mayd Marie
That is so ful of curtesye,
Comfort vs, whane we hens wende
In to þat blysse þat hath none ende!

here endyth kynge Roberd of Cysyle.

b) Aus Ms. Cbr. Caj. Coll. 174.

Pryncys provde that be in prees,
I schall you tell that is noo leelle.
In Cesylle was a nobylle kyng,
ffayr and strong and somdele yong.
he had a brother at gret Rome,
Pope of alle crystyndome;
a nother brother in Almayne,
an emperoure that wrouȝt the sarȝenys payne.
The kyng was clepyd kyng Roberd;
Nevyr mane wyst hyme aferde;
he was kyng of grete honoure,
so that mene clepyd hyme conqueroure;
In alle the worlde was none hys pere,
kyng ne duke, far ne nere.
and for he was of chevalry the floure,
hys brother was made emperoure;
hys other brother goddys vycare,
pope of Rome, as i say the;
he lovyd bothe god & mane.
The pope was clepyd Vrbane,
The emperoure was clepyd Valamonde —
a strenger mane was neuer none fonde,
Save hys brother, kyng of Cesylle,
Of whome i wylle you telle a whyle.
The kyng thouȝt he had no pere
In alle the wo(r)lde, far ne nere,
and in hys ȝongeth (!) he had gret pride
ffor he was vmpere on euery syde.
at mydsomer, on seynt Jonys day,
The kyng come to chyrch fulle gay,
fforto here hys evynsong.
hyme thouȝt he dwellyd alle to long:
he thouȝt more on werldly honoure
Thane on god, oure savioure.
In Mangnifigat he herd a vers:
he made a doctore hit to reherse
In language of hys ovyne tounge —
he ne wyst what they sounge.
The vers was, I telle the:
Deposuit potentes de cede
Et exultauit humiles —
Thys was the vers withoutyn lesse.
The doctore seyd anone ryȝt:
„such power hath god almyȝt:
he may hye mene make low
and lowe mene hye in a litelle throw.
he may it do, without lye,
In the twynkyllyng of an ye."
The kyng sayde withe hert onstabylle:
„alle thy song is fals & fable.
what mane hath suche power
To bryng me lowe or in danger?
ffor i ame floure of cheualrye;
alle my ennyes i may dystroy;

Ther is no mane that lyveth on londe
That me may with strenght withstonde.
Therfore this is a song of nouȝt."
and this erroure had in hys thouȝt.
and in hys thouȝt a slepe hyme toke
In hys closset, as seyeth the boke.
whane evynsong was alle done,
a kyng lyke to hyme cane goene,
and alle mene with hyme can wende —
kyng Robert left alle behynde.
The new kyng, as i the telle,
was goddys angelle, hys pride to felle.
The angelle in halle gret Joi made,
and alle mene of hyme were glade.
The kyng awoke, that lay in chyrch:
hys mene he thouȝt wo to wyrch,
ffor he was lefte ther alone
and darke nyȝt felle hyme one.
he begane to cry one hys mene:
But there was none wolde speke to hyme,
But the sextene in the chyrche ende;
ffast to hyme thane cane he wynde.
The sextene sayde: „what doyst thou here,
Thou fals wreche & losyngere?
Thow art here for some felony,
holy chyrche forto dystroye."
Thane sayde Robert: „thou foule gadlyng,
I ame no theyf, i ame a kyng.
Opyne the dore ryȝt anone,
That i may to my palysse goene!"
The sextene thouȝte anone thane
þat it was some wode mane,
and wolde the chyrch delyuered were —
The sextene of hyme had fere;
he opynnyd the dore anone in haste.
The kyng begane to ryne faste,
as a mane that were nere wode.
at hys ovyne palysse gate he stode
and clepyd the porter gadlyng,
and bad let hyme in In hastyng,
anone the ȝatys to ondo.
The porter sawe he clepyd so (!).
and he answeryd sone anone:
„Thou schalt wete, or we goone:
Thy lorde i ame, that schalt þou knowe,
and in prisone thou schalt lye fulle lowe
and be hangyd & to-drawe
as a traytor, be the lawe!
Thow schalt wele wete that i ame kyng.
Opyne the gate, thou foule gadlyng!"
The porter seyde: „so mot i the,
The kyng is with hys meyne.
wel i wote without douȝte
That the kyng is not now without."
The porter come in to the halle,
and on kne before the kyng cane falle
and seyd: „ther is at ȝoure gate
a nyce fole icome late,
he seyeth he is both lorde & kyng,
and clepith me foule gadlyng.
lorde, what wylle ye that i doo?
let hyme in or let hyme goo?"
The angelle seyde in haste:
„let hyme come in faste!
ffor my fole I wylle hyme make,
sith the name of a kyng he hathe take."
The porter come to the yate
and hyme callyd, in to late.
he smote the porter, whene he come in,
That blode start out on mouth & chynne.
The porter yolde hyme hys travaylle
and smote hyme ayene without faylle,
That nose & mouth brafte on blode.
Thane he faryd, as he were wode.
The porter and hys mene in haste
Kyng Roberd in a podelle dyd caste,
Onsemely made hys body thane
That he was lyke no other mane.
and brouȝt hyme before the new kyng
and seyd: „lorde, this gadlyng
Me hathe smete without desert
and seyeth he is kyng apert.
This traytor schulde be for hys sawe
Bothe ihangyd & to-drawe,
ffor he seyethe no other worde
But that he is both kyng & lorde."
The angelle seyde to kyng Roberde:
Thow fole, art thou not aferde
My mene to do suche vilenye?
That gylte thou moste nedys abye.
whatt art thou?" seyde the angelle.
Robard seyde: „thou schalt wete fulle welle:
I ame kyng, & kyng wylle be;
withe wrong thou hast my dyngnite.
The pope of Rome is my brothere,
The emperoure ys an other,
he wylle me wreke, i the telle,
I wote he wylle not long dwelle."
„Thou art my fole, seyd the angelle,

96 Ms. sawe he st. saide ho.

127 u. 132 Ms. the st. that.

Thou schalt be schorne euerydelle
lyke a fole, a fole to be,
ffor thou haste no dyngnite.
Thy councelore schalle be an ape,
and oo clothyng schalle be to you schape:
I schalle hyme cloth as thy brothere,
Both of a sute, it schalle be none othere;
he schal be thy ovyn fere —
some wit of hyme may thou lere.
hovndys, how so it befalle,
Schalle ete with the in the halle;
Thou schalte ete on the grounde,
Thy taster schalle be an hovnde,
To asay thy mete before the —
loke thane where is thy dyngnite?"
he set a barbore hyme beforne
and bad as a fole he schulde be schorne,
alle rovnde lyke a frere,
a hand brede above the ere,
and one hys crovne to make a crosse.
he begane to cry & make a noyse,
he swore they schulde þerfore abye
alle that dyd hym that vylony,
and euer he seyde that he was lorde.
Therfore mene sayde that he was wode.
he ne wende in no wyse
That god almyȝthty cowde not devyse
hyme to bryng to lower estate —
and withe a drauȝt he was ckek-mate.
at lower estate myȝt he not be
Thene to be a fole, as semyth me.
so low ȝit was neuer kyng.
alasse, that was a dolefulle thyng
That he schulde for hys pride
such schame among hys mene abyde.
Ther was in court neyther grome ne page
But of the kyng they made rage;
ffor no-mane myȝt hyme knowe:
he was so dyffugyd (!) in a throwe. —
God put hyme in other lyknesse
ffor hys gret onbuxumnesse.
hunger & thryste he had grete,
ffor he ne myȝt no mete ete
But hovndys etyne of hys dysche,
whethyr it were flesche or fysche;
he was to deth nere brouȝt,
or euer he wolde ete ouȝte
withe hovndys that weryne in the halle —
harder myȝt hyme not befalle:
and whene it myȝt no oþer be,
he ete with houndys gret plente.
with hovndys day & nyȝt he lay,
and oftene he cryed welaweye
That euer he was borne
ffor he was almost forlorne.
The angelle hyme askyd euery day:
„ffole, art thou kyng? þou me say!"
„I am a kyng, iff i be lowe;
and that schalt thou fulle wele knowe."
„That semyth the wele, sayde the angelle,
Thou art a fole, & that is dole."
The angelle was kyng, hyme thouȝt long.
In hys tyme nas neuer wrong,
Tresoun, falshede, ne no gyle
In alle the londe of Cysylle;
off alle maner gode grete plente;
a mong alle folke love and charite:
Eche mane lovyd wele other,
as wele as hys owyne brother;
In hys tyme was neuer stryeff
Betwyxt mane & hys wyeff.
Thane was that a Joyfulle thyng
In lond to have suche a kyng!
kyng he was thre ȝere & more,
and Roberde went as a mane forlore.
so hit befelle one a daye
a lytylle before the monythe of maye:
syr Valamonde, the emperoure,
sent lettrys of grete honoure
To hys brother, of Cesylle kyng,
and prayd hyme come without lettyng,
That the myȝt bothe with oone
Speke with hys (!) brother, pope of Rome;
hyme thouȝt long they were atwynne;
he had hyme let for no wynne
That he were in gode araye
In Rome on holy-thursdaye.
The angelle welcomyd the masyngerys,
and gaffe theme clothys of gret pryse,
ffurryd alle withe ermyne —
In crystyndome are none so fyne,
and alle was couchyd withe perle —
Of better may there nomane telle.
off that wondryd alle the londe
how that clothe was wrouȝte wythe honde;
yf such a clothe were to dyȝte,
alle crystyndome hit ne make myȝte.
where suche clothe was to selle
Ne who hit made, cane nomane telle.

176 Ms. hyn. 192 l. dyffigured.

The masyngerys rydyne withe the kyng
To gret Rome without lettyng.
The fole Roberd also went,
clothyd in a lothly garment,
withe fox taylys sowyd abouȝte —
Mene myȝte hyme know in that rouȝthe!
an ape & he in oo clothynge,
In signe that he was an vnderlyng.
The angelle was clothyd alle in white:
Neuer was seyne suche a syȝte;
all was couchyd withe perle riche:
Neuyr mane saw no suche;
so fayr a stede as he on rode,
Nas neuer kyng that euer bestrode.
so royalle a kyng come nevyr in Rome:
alle mene wondyrd whene he come.
hys mene were rychly dyȝthe,
her richesse coude say no wyȝte;
of clothys, gyrdyllys & othere thynge
Euery squyer semyd a kynge;
and alle they rydene in rych aray —
save kyng Roberd, i you say.
alle mene on hyme cane loke,
ffor he rode lyke a coke.
The pope & the emperoure also
and other lordys many moo
welcomyd the angelle as kyng,
and made Joi of hys comyng.
These thre bretherne had gret comfort —
The angelle was made kyng be sort;
wele was the pope & the emperoure
wan the had a brother of such honoure.
fforthe cane stert kyng Roberde,
as a fole þat was not aferde,
and cryed withe eger speche
On hys bretherne: to do hyme wreche
To hyme that hathe withe queynt gyle
hys crovne of the lond of Cesyle.
Pope ne emperoure ne no other
knew not hyme for there brother,
But for a pore fole he was holde
More thane he was yere a thousandde folde;
To clayme such a brotherhede
hit was but a folys dede.
kyng Roberd begane to make care,
Meche more thane he dyd yare,
whane hys bretherne wolde hyme not knowe:
„alasse, seyde he, now ame i lowe!“
ffor he hopyd in alle thyng
hys bretherne wolde have made hyme kyng.
and whane his hope was alle igoo,
he cryde: „alas, now am i woo!“
he seyde alas that he was borne
ffor he was a mane forlorne;
he seyd alas that he was made
ffor of hys fylfe he was not glade;
he seyde alas that he was alyve,
„sorowe, thou art to me fulle ryve.“
he seyde alasse & welawoo,
„hert, cleffe, & brast on-twoe!“
alasse, alasse, was alle hys song,
he tore hys here, hys handys he wrong,
and euer he seyde alasse, alasse.
and thane he thouȝth on hys trespasse.
he thouȝt thane of Nabegoddonaȝofore,
a nobylle kyng, was hyme before;
In alle this worlde was none hys pere,
kyng ne duke, far ne nere;
wythe hyme was syr Olyverne,
prynce of knytys, stout & sterne;
Olyferne swore euermore
Nabegoddonasore,
and seyde there was no god in londe
But Nabegoddonaȝore, i vnderstande.
Therfore Nabegoddonasore was gladde
That he the name of god had,
and loved Olyuerne the more.
and sythene hit grevyd theme both sore:
Olyferne dyed in gret doloure,
ffor he was slayne in scharp schoure;
Nabegoddonaȝore lyved in desert,
Ne durst he not be apert;
ffyftene yere he lyved there
with rotys, grasse, & euylle fare,
and alle of mosse hys clothyng was —
alle come hyme be goddys grace.
he cryde mercy with drewry chere:
God hyme restoryd as he was ere.
„Nowe am i in such a case,
and wele wers thane he was.
whane god me yave suche honoure
That i was clepyd conqueroure,
In euery londe of crystyndome
Of me they spokyne euerychone
and seyd ther was neuer my pere
In alle the worlde, far ne nere:
ffor that i felle in gret pride,
as angellys that can fro hevyne glide
and in twynkyllyng of an Ie
God benam them there mastry.
so hathe he myne for my gylt,
ffor now i ame fulle low pilte.
It is ryȝt that i so be —
lorde, of thi fole have pete!
Mercy, lorde, i wylle nomore,

lorde, i have grevyd the fulsore:
holy wryȝt i had in dyspite:
Therfore ys revyd me my delite,
ffor hit is ryȝt a fole i be —
I ame worthy non other dygnite.
Euer thi fole, lorde, wylle i be —
lorde, on thy fole haue pyte!
lorde, thynk, i am thi creature;
This wo is ryȝte that i endure,
and welmore ȝit, & it myȝt be:
lorde, withe tender hert then thynk on me!
Of my kyngdome me grevith nouȝte,
hit is lorne for my evylle thouȝte;
at better state kepe i neuer to be,
lorde, so that thou rew on me.
Blessyd Mary, of womene borne,
pray for me i be not forlorne,
pray to thy sone that dyed for me
On me, hys fole, to have pite!
Blessyd Mary, fulle of curtsy,
I pray to the tendurly
That thou pray thy sone one thy kne,
On me, hys wreche, to haue pite!
Pereles lady, thou gete me grace:
To the i knowe alle my trespasse:
Thou let me neuer lorne be,
sithe he dyed for me on tre!"
he seyd nomore alasse, alasse,
But thankyd god of hys grace.
Thus he gane hyme sylf stylle
and thankyd god with gode wylle.
The pope, the emperoure, & the kyng
V wekys they made there dwellyng.
and whene the fyve wekys were gone,
To there ovyne lond they went anone,
Both emperoure & the kyng —
There was a fayr partyng.
The angell come in to Cysylle,
he & hys mene, fulle wele.
whane he come in to the halle,
The fole he dyd forthe calle
and seyde: „fole, art thou kyng?"
„Nay, syr, without lesyng."
„what art thou!" seyd the angelle.
„Syr, a fole, that i wote wele,
and more thane a fole, and it myȝt be:
I kepe non other dygnite."
The angelle in to chamber went,
and after the fole anone he sent.
he bad hys meyne out to gone:
Ther left no mo but he alone
and the fole that stode hyme by.
To hyme he seyde: „thou hast mercy;
God hath foryevyne the thy trespas.
knowe thy sylfe, and have grace!
Thynk thou art fulle low pilte,
and alle was for thy ovyne gylte;
at lower degre myȝt nomane be
Thane be a fole — how thenkyth the?
a fole thow were to heuyne kyng,
Therfore thou art an vnderlyng.
I ame an angelle of renowne,
sent to kepe thy regioun.
More Joi me schalle befalle
In hevyne among my ferys alle
In on oure of a daye
Thane in the erthe here, i the say,
In a C thousand yere,
yf alle the worlde far & nere
were at my lykyng.
I ame an angelle & thou art a kyng."
he went in twynklyng of an Ie —
No more of hym there was sye.
kyng Roberd come in to the halle.
hys meyne he dyd before hyme calle:
and alle were at hys wylle,
as to ther lorde, as it is skylle.
he lovyd god & holy chyrche,
and euer thouȝt after hys wylle to wyrche.
he reyned after II yere & more,
and lovyd god & hys lore.
The angelle yaue hyme warnyng
The tyme of hys dyeng.
whene tyme came he dyed sone,
he let wryte sone anone
how Cryst with his gret myȝte
Made hym low, as it was ryȝte.
Thys story he sent euerydelle
To hys bretherne vnder hys sele.
and the tyme whene he schulde dye,
That tyme he dyed, as he cane saye.
hys bretherne thane thouȝte on the fole
That cryde on theme & made dole:
Thane they wyst wele hit was þer brothere —
without dout hit was non othere.
The pope of Rome therof cane preche,
and the people þerof dyd teche,
That they schulde pride forsake
and to god ryȝtfulle heme take:
ffor pride wylle, & it myȝte be,
surmount Crystys dygnite:
and he myȝt have had hys ovene wylle,
Thorow pride he wolde hyme sylfe spylle.

447 Ms. thy st. the.

This story is without lye
In Rome to be kept trulye,
at seynt Petur-is chirch, i hit say.
and thys is truth*e* without nay
That lowe be hyghed at godd*ys* wyll*e*,
and the hye lowyd, as it is skyll*e*.
Ih*esus*, that for us can dye,
In hys kyngdome let us be hye,
Euermore to be above,
ffor there is euyr Joy, peas & loue.

c) Aus Ms. Cbr. Ff. II, 38.

Pryncis þat be prowde in prese,
I wyll þat (!) þ*at* ys no lees.
yn Cysyll was a nobull kynge,
Fayre & stronge & some dele ȝynge.
He had a brodur in grete Rome
That was pope of all Crystendome;
Of Almayne hys odur brodur was Emp*er*owre,
Thorow crystendome he had honowre.
The kynge was calde kynge Roberd*e*;
Neu*er* man in hys tyme wyste hym aferde,
He was kynge of grete valowre,
And also callyd conquerowre;
Nowhere in no lande was hys pere,
Kynge nor dewke, ferre nor nere,
And also he was of cheualrye þe flowre;
And hys odur brodur was Emp*er*owre,
Hys oon brodur in ȝorthe god*ys* gen*er*all vyker*e*,
Pope of Rome, as ye may here.
Thys Pope was callyd pope Vrbane,
For (!) hym louyd bothe god and man*e*;
The Emperowre was callyd Valamownde:
A straw*n*ger warreowre was none fownde
Aftur hys brodur, the kyng of Cysyle,
Of whome y thynke to speke a whyle.
The kynge thoght he had no pere
For to acownte, nodur fer nor nere;
And þorow hys þoght he had a pryde,
For he had no pere, he þoȝt, on no syde.
And on a nyght of seynt John*e*
Thys kynge to þe churche come,
For to here hys euynsonge.
Hys dwellynge þoȝt he þere to longe:
He þoght more of worldys honowre
Then of Cryste, hys saueowre.
In magnificat he harde a vers:
He made a clerke to hy*m* hyt to reherse
In þe langage of hys owne tonge —
For in laten*e* wyste he not what þey songe.
The verse was thys, as y telle the:
Deposuit potentes de sede
Et exaltavit humiles —
Thys was þe verse wy*th*owten lees.
The clerke seyde anon ryght*e*:
„Syr, soche ys godys myght*e*
That he make may hye lowe
And lowe hye, in a lytyll throwe —
God may do wy*th*owten lye
Hys wylle in þe twynkelyng of an ye.“
The kyng seyde þan w*yth* þoȝt vnstabull:
„Ye synge þys ofte, and all hys a fabull:
What man hath that powere
To make me lowear & in dawngere?
I am flowre of cheualrye;
All myn enmyes I may dystroye;
Ther leuyth no-man in no lande
That my myght may wy*th*stande.
Then ys yowre songe a songe of noght.“
Thys arrowre had he in hys thoght.
And in hys thoght a slepe hym toke
In hys closet, so seyth the boke.
When euynsonge was all done,
A kynge hym lyke owte can come,
And all men w*yth* hym can wende —
And kynge Roberd*e* lefte behynde.
The newe kynge was, y yow telle,
Godys aungell, hys pryde to felle.
The aungell in þe halle yoye made,
And all men of hym were glade.
Kynge Roberd*e* wakenyd þ*at* was in þe kyrke:
Hys men he þoȝt woo forto wyrke
For he was lefte there allone
And merke nyght felle hym vpon*e*.
He began*e* to crye vpon hys men*e*:
But þer*e* was none þ*at* answeryd þen*e* —
But þe sexten at the ende
Of þe kyrke, & to hym can wende
And seyde: „lurden, what doyst þ*ou* here?
Thou art a þefe, or þefeys fere!
Thou arte here sykerlye

Thys churche to robbe w*yth* felonye.“
He seyde: „fals þefe & fowle gadlyng,
Thou lyest falsely — y am þy kynge.
Opyn the churche-dore anone,
That y may to my pales gone!“
The sexesten went well than
That he had be a wode mane,
And of hym he had ferlye,
And wolde delyuer the churche in hye:
And openyd þe dore ryȝt sone in haste.
The kyng begane to renne owte faste,
As a man that was nere wode,
And at hys pales ȝate he stode
And callyd þe portar: „gadlyng, be gone,“
And bad hym come faste & hye hym soone,
„Anon the ȝates that þou vndoo.“
The portar askyd, who bad soo.
And he answeryd ryght soone anone:
„Thou schalt wytt, or y hens gone.
Thy lorde y am: þ*at* schalt þ*ou* knowe.
In pryson schalt þou lye full lowe
And bothe be hangyd & be drawe,
And odur moo, as be the lawe.
I schall yow teche me for to knawe,
And brynge yow fro yowre lyfe-dawe.
Thou schalt wyt þat y am kynge.
Do opyn þe ȝatys, þou false gadlynge!“
The porter seyde: „forsothe, y telle þe,
The kyng ys in þe halle w*yth* hys meyne;
Well y wote w*yth*owten dowte
The kynge ys not þus late owte“
The porter went in-to the halle,
And before the kynge can falle
And seyde: „ther ys, lorde, at þe ȝate
A nyce fole comyn ther to late,
And seyth he ys here lorde & kynge
And callyþ me false & fowle gadlynge.
Lorde, what wyll ye that y doo?
Let hym yn or let hym goo?“
The aungell seyde to hym in haste:
„Let hym in come swythe faste!
For my fole y schall hym make.“
The portar came vn-to þe ȝate
And calde hym swyþe yn þer-ate.
And he began for to debate,
He smote þe porter, when he came yn,
That þe blode braste owt at mowþe & chyne.
The portar ȝalde hym hys trauayle:
He smote hym agayne w*yth*owten fayle,
That mowþe & nose braste on blode.
And þen he semyd almoost wode.
The porter and hys men in haste
Kynge Roberde in a podell caste;
Vnsemely was hys body than,
That he was lyke no nodur mane.
Then broȝt þey hym before þe kynge
And seyde: „lorde, thys gadlynge
Me hath smetyn w*yth*owten deserte
And seyþ þ*at* he ys owre kynge aperte;
He seyde y schulde be drawe & honge.
Hys owne dome ys ryght he fonge.
To me he seyde no nodur worde
But þat he was bothe kynge & lorde.
The traytur schulde for hys sawe
Be þe lawe bothe be hangyd & drawe.“
The aungell seyde to kyng Roberde:
„Thou art a foole, that art not aferde
My men to do soche velanye.
That ylke trespas thou muste abye.
What art thou?“ seyde the aungell.
Tho seyde Roberde: „thou schalt wyt well:
I am kynge, and kynge wyll bee;
Wyth wrange þou haste my dygnyte.
The pope of Rome ys my brodur,
The Emperowre Valamownde ys þe todur:
He wyll me a-wreke, y dar well telle,
I wot he wyll not longe dwelle.“
„Thou art a fole,“ seyde the aungell,
„Thou schalt be schauyn ouyr ylke a dele
Lyke a fole and a fole to bee,
Thy babull schall be thy dygnyte.
Thy crowne schall be newe schorne,
For thy crowne of golde ys lorne;
Thy councellere schall be an ape,
And in a clothyng ye schall be schape,
And he schall be thyn owne fere —
Some wytt of hym ȝyt may þ*ou* lere;
He schall be cladde ryght as þy brodur
Of oon cloþyng — hyt schall be no nodur.
Howndys, how so hyt befalle,
Schall ete wyth the in the halle;
Thou schalt ete on the grownde,
Thyn assayar schall be an hownde
To assaye thy mete before the,
For thou art a kynge of dygnyte.“
They broght a barbur hym beforne,
That as a fole schulde be shorne
All arownde lyke a frere,
And þen ouyrthwart to eydur ere,

And on þe crowne hym make a crosse.
Then he began to crye & make noyse;
He sware þat þey schulde all dye
That dud hym soche velanye,
And euer he seyde he was þer lorde —
And all men scornyd hym for þat worde,
And euery man seyde þat he was wode
That prouyd wele he cowde no gode.
For he wende on no kyns wyse
That myghtfull god cowde deuyse
Hym to brynge to lowar estate —
And wyth a draght he was chekmate:
At lowar degre he myght not bee
Then become a fole, as thynkyth me;
And euery man made scornynge
Of hym þat afore was a nobull kynge.
Lo, how soone be goddys myght
He was lowe — & that was ryght.
He was euyr so harde bestadde
That mete nor drynke noone he had;
But hys babull was in hys hande.
The aungell before hym made hym to stande
And seyde: „fole, art þou kynge?"
He seyde: „ye, wythowte lesynge,
And here-aftur kynge wyll bee."
The aungell seyde: „so semyth the."
Honger and thurste he had full grete,
For he myght no mete ete
But howndys ete of hys dysche,
Whedur hyt were flesche or fysche;
When þat þe howndys had etyn þer fylle,
Then myȝt he ete at hys wylle.
He was to dethe nere broght
For honger, or he wolde ete oght;
But when hyt wolde no nodur be,
He ete wyth howndys grete plente,
Wyth þe howndys þat were in þe halle —
How myȝt to hym harder befalle?
Bettur he were, to yow sey y,
So to do þen for hunger dye.
Ther was not in þe court grome ne page
But þey of þe kyng made game & rage —
For no-man myght hym not knowe:
He was so dysfygerde in a throwe.
Wyth howndys euery nyght he laye,
And ofte he cryed wellawaye
That euer ȝyt þat he was borne.
Hys ryalte he had forlorne,
He was to all men vndurlynge —
So lowe was neuer ȝyt no kynge.
Yf pryde had not bene, y vndurstande,
A wyser kynge was neuer in lande;
Wyth hys pryde god can hym greve:
God boȝt hym dere & wolde hym not leve:
God made hym to knowe hys chastysyng(e),
To be a fole þat afore was kynge.
The aungell was kyng full longe:
But in hys tyme was neuer no wrong(e),
Trechery, falsehed, nor no gyle
Done in þe lande of Cysyle;
Of all gode þere was plente,
Amonge men loue & charyte,
And in hys tyme was neuer stryfe
Nodur betwene man nor wyfe,
But euery man louyd well odur,
Bettur loue was neuer of brodur.
Then was þat a yoyfull thynge
In londe to haue soche a kynge!
Kynge he was III yere & more —
And Roberde as a fole ȝede þore.
The aungell askyd hym euery day:
„Fole, art thou kyng? þou me say!"
He seyde: „ye, þat well y knowe:
My brodur schall brynge þe full lowe."
„That semyþ the wele, seyde þe aungell,
The crowne semyþ þe no-þyng well."

Than ser Valamownde, þe emperowre,
Sende lettyrs of grete honowre
To hys brodur, of Cysyle þe kynge,
To come to hym wythowte lettynge,
That þey myght bothe in same
Wende to þer brodur, þe pope of Rome,
To see hys nobull & ryall arraye
In Rome on halowe-thursdaye.
The aungell welcomyd þe messengerys
And clad them all in cloþys of pryse,
And furryd them wyth armyne —
Ther was neuer ȝyt pellere half so fyne,
And all was set wyth perrye —
Ther was neuer no bettur in crystyante;

199 vgl. 160 u. 281; dieser Zusatz ist aus Ha. geflossen.

Soche cloþyng, & hyt were to dyght,
All crysten men hyt make ne myght;
Where soche clothys were to selle
Nor who þem made, can no-man telle;
On þat wondyrd all þat lande
Who wroȝt þose cloþys *wyth* any hande.
The messengerys went *wyth* þe kynge
To grete Rome *wyth*owte lesynge.
The fole Roberd*e* *wyth* hym went,
Clad in a full sympull garment,
Wyth foxe tayles to renne (!) abowte —
Men myght hym knowe in all þe rowte!
A babull he bare agenste hys wylle,
The aungels harte to fulfylle.
To Rome came the aungell soone:
So ryall a kyng came neu*er* in Rome;
All men wondurd*e*, fro whens he came —
So well hys rayment sate hym on*e*.
The aungell was clad all in whyte:
Ther was neu*er* in ȝerthe snowe hyt lyke,
And all was cowchyd *wyth* perlys ryche:
Bettur were neuyr, nor noon*e* þem lyche.
All was whyte, atyre & stede;
The sted was feyre, where þ*at* he yede;
So feyre a stede as he on rode,
Was neu*er* man þat eu*er* be-strode.
And so was all hys apparell dyght —
The ryches can not telle no wyght.
Of clothys, gyrdyls & odur thynge
Euery squyer semyd a kynge.
All they rode in ryche arraye —
But kyng Roberde, y dar wele saye;
For all men on hym can pyke,
For he rode no nodur lyke.
But ofte he made sory chere,
That schulde be kyng & kyng*ys* fere,
That rode in Rome & bare an ape
And hys clothyng full euyll schape;
That so be foly a fole was made,
A wondur hyt were yf he were glade.
The Pope & the Emp*er*owre also
And odur barons many moo
Welcomyd þe aungell as for kynge,
And made yoye for hys comynge.
Forþe þen came stertyng kyng Roberd*e*,
As fole & man þat was not aferde,
And lowde on hym he began to speke
And seyde: hys bredyrn*e* schulde hym awreke
Of hym that hath *wyth* queynt gyle
Hys crowne & lande of Cysyle.
Pope, Emp*er*owre, nor no nodur
The fole knewe not for þer brodur —
God put hym in odur lyknes
For hys grete vnbuxvmnes.
A mekyll fole he was bolde
More then þare be an C folde:
To calle soche a brodurhede
Hyt was holdyn a folys dede.
Tho thre bredyr made grete comfort —
The aungell was made brod*ur* be sorte;
Wele was þe Pope & þe Emp*er*owre
That had a brodur of soche honowre.
Kynge Roberd*e* began to make care,
Mekyll more þen he can are:
For he trowyd of all thynge
Hys bredur schulde haue made hy*m* kynge;
And when hys hope was all awaye,
He seyde allas and weleaway. —
The Pope, þe Emperowre & þe kynge
Fyve wekys made þey þer dwellynge.
And when þe Vthe weke was all done,
To þer own*e* lond*ys* went þey home,
Bothe þe Emp*er*owre and þe kynge —
Ther was a feyre departynge.
When eu*er*y-oon of odur leeve can take,
The fole Rob*er*t gr*e*te sorow can make;
When no brodur hym can knowe,
„Allas, he seyde, now am y lowe!“
He þoght mekyll in þat case
How he was lowe. he seyde allas.
He þoght vpon Nabegodhonosore:
A nobull kynge was he before,
In all þe worlde was not hys pere
For to acownt, nod*ur* far nor nere;
Wyth hym was *ser* Olyverne,
Prynce of knyght*ys*, stowte & sterne;
Olyverne sware euyrmore
Be god Nabegodhonosore,
For he helde no god in lande
But Nabegodhonosore, y vnderstande;
Nabegodhonosore was þen full gladd*e*,
When he þe name of god hadd*e*,
And louyd Olyverne well þe more.
And syþen hyt greuyd þem boþe full sore:
Olyverne dyed in grete dolowre,
For he was slayne in a harde schowre;
Nabegodhonosore was in deserte —

He durste not nowhere be aperte;
Fyftene yere he leuyd thare
Wyth rotys & grasse & euyll fare,
And all of mosse hys cloþyng was:
And þat came all be godys grace —
For pryde was þat euery dele,
Ther-w*yth* lykyd hym noþyng wele.
He cryed mercy w*yth* sory chere:
And god hym restored as he was ere.
„And now y am in soche a case,
Ye, & in well warse þen eu*er* he was,
When god me gave soche honowre
That y was callyd conquerowre,
In euery lande of Crystendome
Of me þey spake boþe all & some
And seyde nowhere ys my pere
In no lande, nodur farre nor nere;
And þorow þ*at* worde y felle in pryde,
As the aungell þ*at* can of heuyn glyde;
And w*yth* þe twynklyng of an eye
God fordud all that maystrye —
And so hath he done my forgylte (!).
Now am y of my lande pylte.
And þat ys ryght that y so bee,
For, lorde, y leeuyd not on the.
I had an errowre in my harte,
And þ*at* errowre haþ made me to smarte:
When y seyde in my sawe
That noþynge myght make me lawe,
And holy wrytt dyspysed w*yth*-all.
And for-þy „wrech of wrechys" me*n* me calle.
And fole of all folys y am ȝyt,
For he ys a fole, god wottyþ well hyt,
That turneth hys wytt vnto folye:
So haue y done. mercy y crye.

Now mercy, lorde, for þy pyte!
aftur my gylte geue not me,
let me abye hyt in my lyve
þ*at* y haue synned w*yth* wytt*ys* fyve!
For hyt ys ryght, a fole that I bee —
Now, lorde, of þy fole þou haue pyte!
Ryght so, how þat hyt befalle,
I ete w*yth* þe howndys in þe halle
And leue so here for euyrmore
As leuyd Nabegodhonosore."
When he to Cryste þus can calle,
Downe in swowne can he falle,
And euyr he seyde w*yth* mylde mode:
„I thanke the, lorde, þ*at* ys so gode.
Of my kyngdome me greuyþ noȝt,
Hyt ys for my gylt & leder þoght.
Euyr thy fole, lorde, wyll y bee,
Now, lorde, of þy fole þ*ou* haue pyte!"
The aungell came into Cysyle,
He & hys men, w*yth*ynne a whyle.
When he came into the halle,
The fole he gart before hym calle,
And seyde: „Fole, art þou kynge?"
„Nay, s*er*, he seyde, w*yth*owte lesynge."
„What art þou?" seyde the aungell.
„Syr, a Fole, þat wote ye well,
And more þen a fole, & hyt may bee —
I kepe no nodur dygnyte."
The aungell þen to chaumbur went
And aftur the Fole anon he sente;
He bad hys men forþe of þe chaumbur to gone:
There was lefte noone but he allone
And þe fole that stode hym by.
To hym he seyde: „þou haste mercye:
God hath forgeuyn þe þy mysdede.
And eu*er* here-aftur loke þ*ou* hym drede!
Thynke how þou was owte pylte
Of thy lande for thy mysgylte,
To þe lowest state þ*at* ys in lande:
That ys a fole, y vndurstande;
A fole þou were to heuyn kynge,
And þerfore þ*ou* art an vndurlynge.
I am an aungell of renowne,
Sente to kepe thy regyowne;
More blysse me schall befalle
In heuyn amonge my ferys all,
Ye, in oon owre of a day
Then in erthe, y dar well saye,
In an hundurd thousande yere,
Thogh all þe worlde far & nere
Were all myn at my lykynge.
I am an aungell, & þ*ou* art kynge."
He went in þe twynklyng of an yee —
No more of hym there was sye.
Kyng Roberd came into þe halle.
Hys men he gart before hym calle:
And all þey were at hys wylle
As to þer lorde, for hyt was skylle.
He loueyd God & holy kyrke,
And euyr he thoght well to wyrke.
He leuyd aftur two yere & more,
And loouyd god & all hys lore.
The aungell gaf hym in warnynge
Of the tyme of hys leuynge.
When þe tyme came of hys day soone,
He made to wryte ryght anone
How god be hys mekyll myght
Made hym lowe, as hyt was ryght.

387 l. for my gylte. 393 Ms. for when.

For he wende he myght not be
Thorow god*ys* myȝt at lowar degre,
He was made lowe in a lytyll þrowe,
And þ*at* was kyd & full well knowe:
To be a fole to eu*er*y knave,
More schame myght he not haue;
He ete & laye w*yth* howndys eke;
Thogh he were prowde, hyt wolde hy*m* meke;
To all men he was scornynge.
Loo, here was a dolefull thynge
That he schulde so for hys pryde
Soche happe among hys men betyde.
Well may ye wete, hyt dyd hym gode:
Hyt made hym meke þ*at* arst was wode,
Hyt made hym to knowe god allmyght,
That hym broght to heuyn lyght.
Thys story he sente euery dele
To hys brodur vndur hys sele.
And to þe tyme of hys laste day (!),
For þ*at* tyme he dyed, as he can saye.
Hys bredur þoght wel*e* on þe Fole
That cryed to þem w*yth* mekyll dole:
And wyste wele þ*at* he was þer brodur,
And knewe sothely hyt was no nodur.
In Cysyle knewe hyt many moo
That were w*yth* hym, when hyt was soo.
The Pope of Rome here-of can p*re*che,
And the pepull he can teche
That þer pryde þey schulde forsake
And to gode vertues þey schulde þem take;
And seyde, hys brodur, þ*at* was kynge,
For hys pryde was an vndurlynge.
For pryde ys ferre fro god allmyght,
Hyt may not come in hys syght;
For pryde wolde, yf hyt myght bee,
Ouyrmownte goddys dygnyte,
And all at hys owne wylle:
Thus þorow pryde may man hy*m* spylle.
Thys storye ys w*yth*owten lye
At Rome wretyn in memorye,
At seynt Petur kyrke, hyt ys knawe.
And that ys Crystys owne lawe
That lowe be hye at godys wylle,
And hye lowe, thogh hyt be ylle.
Prey we now to god in Trynyte,
That ys so gode in dygnyte,
That he gr*a*unt vs þ*at* ylk blysse
That he haþ ordeyned for all hys.
Amen.

(Fortsetzung folgt.)

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das

Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr Goldbeck erstattete Bericht über die Zeitschriften für die romanischen Sprachen. Einleitend ist zu erwähnen ein Vortrag von Sachs über Diez, Berlin 1878, welcher besonders aus seiner Jugend, über Persönlichkeit und Privatleben interessante Daten giebt, die wissenschaftliche Seite behandelt und zum Schluss eine Uebersicht der Studien vor Diez bietet. Was die einzelnen Länder betrifft, so haben in Frankreich, wo Raynouard unserem Diez voranging, des Letzteren Schüler Gaston Paris und neben ihm Paul Meyer einen grossen Aufschwung angeregt, welcher die Zeitschriften Romania seit 1872, Revue des linguistiques, Revue critique u. a. im Norden, Revue des langues romanes im Süden auf gleicher Höhe zu erhalten suchen, für die Volksliteratur Melusine seit 1877. Von Belgien, wo Grandgagnage so bedeutend angeregt hat, haben wir in neuerer Zeit Nichts erhalten. Italien, wohin die deutsche Aufmunterung seit etwa einem Decennium gedrungen, ist voll ernster Arbeiter, so vor Allen Ascoli, der das Archivio etymologico italiano edirt, neben dem Flechia und d'Ovidio zu nennen sind. Ascoli ist mit Böhmer auch für Churwälsch tüchtiger Arbeiter. Nach Portugal haben von Vasconcellos und seine hochgelehrte Gemahlin, dann Coelho und Braga moderne Wissenschaft eingeführt; eine Professur für roman. Sprachen wird gegründet werden. Spanien bietet ausser Ayuso nichts Neues. In Deutschland, dem grand laboratoire scientifique, wie Dumas sagt, mit seinen 20 Lehrstühlen für unser Fach erscheinen seit 1860 Jahrbuch für roman. und engl. Litt., 1877 eingegangen, Böhmer romanische Studien, 10—11 Hefte bis jetzt, Herrig's Archiv, und seit

1877 Gröber's Zeitschrift. Der Vorsitzende fügte für Frankreich Bemerkungen hinzu über Guessard's Verdienste.

Herr Nessler besprach Alphonse Daudet's lė Nabob, moeurs parisiennes. Schon der Titel sagt, dass er Episoden, und nicht das Leben eines Mannes beschreibe, und das ist fehlerhaft. In der Brochüre zeigt sich der Verf. öfter als Nachahmer von Dickens, z. B. dem Bankett der Bedienten; Unmöglichkeiten finden sich wie in anderen, so auch in diesem Roman des Verf., z. B. dass der erfahrene Nabob sich bei seiner Ankunft in Paris so leicht habe betrügen lassen; die Schilderungen zeigen überall den vollendeten Künstler, z. B. die des Pariser Nebels.

II.

Herr Giovanoly bespricht Storia generale della letteratura tedesca di Giacomo Parandero. Der Verf., welcher in Berlin evangelische Theologie studirt hat, später Professor in Turin gewesen ist und seitdem als Prediger in der Diaspora lebt, ist der erste Italiener, der eine Geschichte der deutschen Literatur bearbeitet hat. Sie basirt auf den deutschen Bearbeitungen und umfasst im 1. Bande (18 Vorträge) die Zeit von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1724.

Herr Michaelis zeigt das Erscheinen von Brinckmann's Metapherstudien, die zum Theil früher im Archiv erschienen waren, an und empfiehlt sie angelegentlich in ihrer jetzigen abgeschlossenen und verbesserten Form.

Zum Schlusse schilderte Herr Bourgeois in eingehender Weise die geschichtliche Entwickelung des franz. drame mixte, welches von La Chaussée ins Leben gerufen, von Diderot geregelt, von Voltaire patronisirt und von Beaumarchais aufgenommen worden ist.

III.

Herr Freytag sprach über das mythologische Element in der Laurinsage. Er verglich zunächst in kurzem die Anschauungen nicht bloss der arischen, sondern auch der uns fernstehenden Stämme über die Sage vom Paradies und versuchte dann nachzuweisen, dass in der Laurinsage (die noch heutzutage in Tyrol lebendig geblieben ist) sich dieselbe im Alpengebiet localisirt hat; der „Grosse Rosengarten" (dem der Vortragende in jeder Beziehung geringen Werth zuschrieb) ist danach unter dem Einfluss des „Laurin" entstanden. Die Helden der Laurindichtung sind durchweg mythische Gestalten; die Berner Helden haben mit derselben übrigens eben so wenig zu schaffen wie Dietleib und seine Schwester. So ist die Sage im eigentlichsten Sinne die Ueberlieferung und Umgestaltung der Paradieseserinnerung, und die Eigenart der Alpennatur hat ihr die Gestalt als Naturmythos verliehen;

in den zahllosen Sagen von versunkenen, verschütteten und vereisten Städten, Burgen und Wundergärten zeigt sich der letzte Nachhall der Sage, die so alt ist wie die Menschheit und in ihren verschiedenartigen Umformungen so einheitlich ist wie der monotheistische Gottesbegriff. Gegen den Vortrag sprach Herr Goldbeck, der die Grundlage, von welcher der Vortragende ausgegangen war, ebenso unbedingt verwarf wie seine Folgerungen und dafür an der Auffassung festhielt, dass der Religions- und Gottesbegriff ausschliesslich aus der Beobachtung der Naturerscheinungen hervorgegangen sei.

Darauf besprach Herr Püschel ein vor kurzem wieder abgedrucktes französisches Gedicht „Louenge de la victoire du tres crestien roy de France", welches um das Jahr 1495 erschienen sein muss, weil es die im Jahre 1494 und 95 von Karl VIII. unternommene Expedition gegen Neapel zum Gegenstand hat.

Herr Boyle giebt eine etymologische Erklärung des Wortes cheat, welches in seiner ersten Bedeutung (Betrüger und betrügen) von dem alten escheator, d. h. einem Beamten, welcher in seiner Eigenschaft als Erbschaftsregulator im Verdacht der Betrügerei stand, herzuleiten sei; in seiner zweiten Bedeutung, die in cheat bread vorkommt, stamme es von acheter ab; und in der dritten, welche dem Slang angehört (z. B. a bleating cheat = Schaf; a grunting cheat = Schwein; a cackling cheat = Henne) sei der Ursprung noch zweifelhaft. Einige Sprachforscher seien der Ansicht, dieses letztere cheat stamme aus der Zigeunersprache.

IV.

Herr Werner Hahn führte unter dem Titel „Lied von der sonnenweissen Maid" die Strophen 93—101 aus Hâvamâl in neuhochdeutscher Uebertragung vor. Odin spricht darin die Gedanken aus, mit denen er sich in dem Schmerz und in der Beschämung, um Billing's Tochter wirkungslos geworben zu haben, innerlich zurechtfindet. Der Vortragende wies an den Strophen den Charakter eines Liedes, ja eines vollkommenen Liedes nach. Rühmend besonders hob er die Ausprägung eines sicher erfassten Gefühls- und Geistestons, des der schelmischen Naivetät, hervor. Er ging darauf zur Erklärung der Symbolik, die das Lied enthält, über. Ausser den Vorstellungen, die in den aufeinanderfolgenden Strophen ausführlich gegeben werden, namentlich dass von einer „sonnenweissen Maid, die auf ihrem Pfühle schläft", die Rede ist, ferner dass Odin aus dem Versteck „im Rohre" kommend, „gehend und wiederkommend" dargestellt wird, nahm der Vortragende besonderen Bezug auf den Namen des Geschlechts, dem die Umworbene angehört, — Billing, ein Name, durch den die „Sonnenweisse" sich anderen und besonders bedeutungsvollen mythischen Wesen nahe und gleich stellt: dem Zwerg Billing; ferner Bil, dem

Kinde, das die Mondwechsel begleitet; ferner Bilskirnir, dem Palast Thôr's; Bil-röst, der Götterbrücke; ja Odin selbst, sofern sein Wesen durch den Namen Bil-eygr ausgedrückt wird. Der Vortragende wies schliesslich auf die allgemeine Art des geistigen Processes hin, der bei poetischen Schöpfungen sich vollzieht. Sie sind nicht „Schöpfungen" im strengen und eigentlichen Sinne dieses Wortes, sondern Umbildungen eines schon vorhandenen, hier eines unmittelbar naturgegebenen Stoffes.

Herr Wagner bespricht darauf eine im Jahre 1752 in Rostock bei Koppe erschienene Uebersetzung von Voltaire's kleineren historischen Schriften. Bezug nehmend auf einen vom Vortragenden in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 29. Juni 1879 veröffentlichten Aufsatz spricht er es als seine Ueberzeugung aus, dass mit dem unter der Vorrede obiger Uebersetzung stehenden L. niemand anders als Lessing gemeint sein könne. Sowohl der Stil der Vorrede, als auch einige in derselben vorkommende, auch sonst in Lessing's Schriften sich findende Ausdrücke sprechen dafür. Einen ferneren Beweis für seine Ansicht findet Herr W. in einer Recension der seit 1750 von Sulzer (später von Mylius und Lessing) redigirten „Kritischen Nachrichten", sowie in dem bald nach dem Erscheinen obiger Uebersetzung geschriebenen „gelehrten Artikel" der Vossischen Zeitung, welcher zum Theil eine wörtliche Wiederholung der Vorrede sei. Aus dem über die Herausgabe des Siècle de Louis XIV. gepflogenen Briefwechsel zwischen Voltaire und seinem Geheimschreiber ergebe sich, dass Lessing damals mit den französischen Kreisen Berlins, speciell mit Voltaire, in näherer Beziehung stand, als nach den von Carl Lessing uns überlieferten Notizen allgemein angenommen werde, und dass Voltaire bereits damals (1752) Lessing als einen vorzüglichen Uebersetzer seiner Schriften gekannt und geschätzt habe.

Die Uebersetzung selbst enthalte 15 Aufsätze von Voltaire; im 10. derselben, welcher die Geschichte der Kreuzzüge behandele, habe Lessing aller Wahrscheinlichkeit nach das Vorbild zu seinem Sultan Saladin (in „Nathan dem Weisen") gefunden; Voltaire schildere denselben als einen toleranten Fürsten. Der 13. Aufsatz, welcher von „gedruckten Lügen" handele, enthalte eine Stelle, die sich sonst nirgends in V.'s Schriften wiederfinde, nämlich eine feurige Lobrede auf den König Friedrich II.

Der Vortragende hält die erste Hälfte der Uebersetzungen für besser gelungen, namentlich auch für sprachlich correcter als die zweite.

V.

Herr Biltz sprach über eine Modification in der gewöhnlichen Eintheilung der deutschen Literaturgeschichte. Diese Modification betrifft hauptsächlich die Stellung der Literatur des 17. Jahrh. zu der

des 16., sowie zu der Literaturentwickelung im Allgemeinen. Der Vortragende nimmt nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit dem Erscheinen von Opitzens „Buch von der deutschen Poeterei" im Jahre 1624 den Beginn einer ganz neuen Epoche in der Geschichte unserer Literatur an, sondern erkennt in dem Wirken Opitzens nur die Fortentwickelung der Literatur des 16. Jahrh. zu einer kunstgemässen Form. Ein Herabsteigen von dieser kunstgemässen Höhezeit zur Formspielerei bildet die sogen. zweite schlesische Dichterschule. Der eigenthümliche Charakter dieser ganzen Literaturperiode vom Ende des 15. bis zum Anfange des 18. Jahrh. ist nach der Ansicht des Vortragenden ein wesentlich geistlicher, während der darauf folgende zweite grosse Zeitraum der neudeutschen Literatur vom Anfang des 18. bis in das 19. Jahrh. hinein einen wesentlich national-humanen Charakter an sich trägt. Auch in diesem zweiten Zeitraume weist der Vortragende jene Dreigliederung einer formlosen Sturm- und Drangperiode, einer formvollendeten classischen Höhezeit und eine Periode wesentlich formaler Poesie nach. Dieselbe Dreigliederung wird von dem Vortragenden in den, den genannten beiden Zeiträumen der neudeutschen Literatur entsprechenden beiden grossen Zeiträumen der altdeutschen Literatur gefunden, also der Zeit vom 8. bis Ende des 12. Jahrh., der sogen. althochdeutschen Zeit, welche wieder einen vorwiegend geistlichen Charakter an sich trägt, und der Zeit vom Ende des 11. bis Mitte des 13. Jahrh., der sogen. classischen mittelhochdeutschen Zeit, in welcher die, durch die Aufnahme und Durchführung des Christenthums angebahnte nationale Erhebung und Kräftigung des deutschen Volkes zum entsprechenden literarischen Ausdruck gelangte.

Herr Marelle sprach über die Principien, welche ihn bei seiner französischen Uebersetzung von Heine's Liedern geleitet hätten, und suchte beide gegenüber dem Urtheil von A. Strodtmann, welcher letztere als nicht übel bezeichnet, aber sie zu vieler Hinweglassungen und Hinzusetzungen geziehen hatte, zu rechtfertigen. Zur Vergleichung wurden die nach dem Vortragenden wenig gelungenen franz. Uebersetzungen derselben Stücke von Schûré und die italienische von Sendrini herangezogen. Zur Erläuterung und zum Beweise der vorgebrachten Behauptungen wurden zahlreiche Proben von Hrn. Marelle aus seiner Uebersetzung mitgetheilt.

VI.

Herr Vatke redet über den Tugendbegriff in der Literatur des 17. Jahrhunderts. Er findet sich durchgehends in der deutschen, französischen und englischen Literatur. Wenn schon Herbert in de veritate die religiöse Anschauung zu beschränken sucht, so verfährt Shaftesbury (über die Tugend 1699) noch mehr antikritisch und verlangt

diese als eine von jedem Gottesbegriff unabhängige. Seine Schrift übersetzte Diderot 1745 ins Französische mit Anmerkungen, welche zum Theil den Zweck hatten, die Schärfe der Ansichten von S. zu mildern, z. B. die über den Königsmord. Merkwürdig ist, dass nach seiner Auffassung der Mensch von Natur gut ist, also das Streben nach Tugend nur eine Rückkehr zum Naturzustand bedeutet, und sodann, dass er sie nur nach der passiven Seite hin auffasst, also dass sie ein Opfer ihrer selbst sein muss. Diese Gedanken finden sich ausser in der oben genannten Schrift „Essai sur le mérite et la vertu" noch in den Dramen Le fils naturel und Le père de famille. Eine solche Anschauung kann nur führen entweder zur Selbstgerechtigkeit oder zur Selbstquälerei, wie sie sich als Gegensatz am besten ausgeprägt finden bei Gellert; das hat zuerst Lessing erkannt. Dieser Auffassung des 18. Jahrh. von dem Tugendbegriff hat Schiller nach des Vortragenden Meinung gleichsam einen Leichenstein gesetzt in dem Gedichte: Meine Antipathie.

In der sich daranknüpfenden Debatte wünscht Herr Werner Hahn das Thema ausgedehnt auch auf die philosophische ausser der belletristischen Literatur; dann würde man zu einem anderen Resultat kommen.

Herr Kutschéra zeigt an: Devinettes ou énigmes populaires p. p. Roland avec une préface de G. Paris. Das Buch enthält 416 Räthsel, zerfallend in devinettes und demandes joyeuses, von denen jene vom Vortragenden unter sieben Kategorien gebracht sind: univers, Thierreich bes. Hausthiere, Pflanzenreich, menschlicher Körper, menschliche Kleidung, menschliche Wohnung und Handwerkzeug. Zahlreiche Proben wurden mitgetheilt und zeigten oft eine wörtliche Uebereinstimmung der französischen mit italienischen resp. deutschen.

VII.

Herr Güth zeigte an: H. Michaelis, dizionario della lingua italiana. Die grossen und mannichfachen Vorzüge dieses Werkes gegenüber den früher gebrauchten wurden durch eine Vergleichung mit dem von Weber erwiesen.

Herr Baake besprach seine Schrift: Vorstudien zur Einführung in das Verständniss Shakespeare's. Berlin 1879. Dieselbe verdankt ihre Entstehung den Vorträgen, welche der Verf. im hiesigen Institute wissenschaftl. Vorlesungen gehalten hat; sie will zwar nichts Neues bieten, aber doch ein selbständiges Ganze bilden. Eingetheilt ist sie in vier Theile, deren erster behandelt die einleitenden Bemerkungen, der zweite die politischen und gesellschaftlichen Zustände zur Zeit Sh.'s, der dritte die geistige Bildung und die literarischen Verhältnisse derselben Periode, der vierte das baldige Verschwinden und

Vergessen Sh.'s und die Wiederbelebung des Studiums Sh.'s in unseren Tagen.

Herr Lamprecht referirt über Lubarsch, französ. Verslehre (grosse und kleine Ausgabe) und Foth, franz. Metrik, beide Berlin 1879. L. sucht den Rhythmus aus dem Wortaccent zu finden, theilt die Wörter ein nach der Stärke und Schwäche ihrer Tonsilben und untersucht, wo jene oder diese den Rhythmus tragen helfen. Versfüsse nimmt er nur drei an, Iambus, Anapäst, Päon. Alle drei müssen im Vers möglich sein, dürfen aber auch nicht zu schnell miteinander abwechseln, wenn anders derselbe schön sein soll. Diesen beiden Forderungen entsprechen am besten der 8-, 10-, 12-silbige Vers. Diese werden behandelt nicht wie bei Quicherat, Gramont, Weigand u. a. nach der Zahl der Silben, sondern nach den vorher entwickelten rhythmischen Principien, wodurch auch dieser Theil der Metrik bedeutend an Interesse gewinnt. Die zweite Hälfte des Buches, welche behandelt Reim, Reimfolge, Strophen, die Gedichte fester Form, die grammatischen Pausen und Inversionen, ist zwar ebenfalls mit grosser Sorgfalt gearbeitet und in seinen Behauptungen mit zahlreichen Proben der letzten drei Jahrhunderte belegt, bietet aber nicht so viel Neues als die Abschnitte 2 bis 6. Wenngleich das Buch das Afr. zu wenig berücksichtigt hat, so ist es doch für ein gründliches Studium der Metrik sehr zu empfehlen. Foth will nichts Neues bieten, sondern den Gegenstand zweckmässig und übersichtlich behandeln. Die Silbenzählung der Diphthongen findet sich bei ihm besser als bei Lubarsch, nämlich mit Berücksichtigung des Latein. Er nimmt auch fünf- und mehrsilbige Versfüsse oder Tacte an und hilft sich für Stellen, wo von zwei gleich starken Silben keine gemildert werden kann, mit dem accent d'appui. Während für L. die letzte Silbe eines Versfusses betont ist, fällt sie nach F. stets zusammen mit der letzten eines Wortes. Ref. empfiehlt dies Buch zur Einführung in das Studium der französ. Metrik.

Herr Madden machte aufmerksam erstens auf die jetzt im Erscheinen begriffene treffliche Serie kurzer Schilderungen von dem Leben und den Werken der hervorragendsten englischen Schriftsteller — English Men of Letters — Edited by John Morley — die von dem bewährten Mr. John Morley herausgegeben wird, und von der eines der ersten von der Hand des Mr. Anthony Trollope rührt und über Thackeray handelt, — zweitens auf die jüngst erschienene „Edition de Luxe of the Works of W. M. Thackeray", in 24 Vols. Imperial Octavo. London; Smith Elder & Co. Was das letztere Werk betrifft, erwähnte Herr M., dass dies eine Pracht-Ausgabe sei im höchsten Sinne des Wortes. Sämmtliche Original-Illustrationen des Autors seien beibehalten worden, und ausserdem haben eine ganze Anzahl der bedeutendsten lebenden Künstler wie Millais, Du Maurier, Collier etc. dazu beigetragen das Ganze zu vervollkommnen. Es sei

dies, was es zu sein vorgebe, eine Ausgabe der Werke des Thackeray und weiter nichts, eine Ausgabe, wie sie jeder wahre Verehrer eines grossen Autors immer wünschen muss, nämlich der genaue Text ohne Anmerkungen. — Referent machte dann darauf aufmerksam, dass Thackeray nicht ein Grab, wie er es wohl verdient, in der Westminster-Abtei gefunden habe, doch das könnte nicht Wunder nehmen in unserer Zeit, wo so arger Unfug in dieser Beziehung getrieben würde und der Adel der Geburt nur zu oft dem des Geistes den Vorrang streitig macht.

Auf das erste kleine Buch zurückkommend, bemerkte Herr M., dass Trollope in neun Capiteln zuerst eine biographische Skizze, dann eine Reihe von Essays über die hervorragendsten Werke, und schliesslich eine Abhandlung über den Styl und die Wirkung der Schriften Thackeray's bringt. — Die interessantesten Capitel seien das erste und das letzte. Jenes enthalte unter anderem einige bis jetzt unbekannt gewesene Anekdoten, die Zeugniss davon ablegen, welch liebevolles und edles Herz der grosse Satiriker hatte. In dem letzten Capitel, worin Trollope über Thackeray's Kunst urtheilt, spricht er sich dahin aus, dass er an Leichtigkeit und Klarheit des Styls wohl das Höchste geleistet habe und die grössten Erfolge mit seiner realistischen Darstellungsweise erzielt, nicht wie Sir Walter Scott und Bulwer Lytton mit dem romantischen oder idealistischen Styl.

Endlich hebt Trollope hervor, welch gesunden und heilsamen Charakter Thackeray's Werke tragen, und wie wichtig dies sei, wo doch der Einfluss zum Guten oder Bösen der populären Roman-Literatur ein so umfangreicher, weit erstreckender sei.

Zum Schluss bemerkte Herr M., dass wenn auch nicht für Schulen geeignet, diese Serie von Biographien für leichte Privatstudien im Englischen sehr willkommen sein müsste.

Herr Bourgeois bespricht Legouvé, l'art de la lecture, ein Buch, welches wissenschaftlich gebildete Leser und eine gute Aussprache voraussetzt und zwei Lücken aufweist: 1) bietet es zu wenig Beispiele für die aufgestellten Regeln und 2) ist die Schwierigkeit bei der Lectüre dramatischer Werke ganz mit Stillschweigen übergangen. Im Uebrigen ist es klar, methodisch, behandelt die Organe der Stimme, die drei Arten des Tones, die Gefahren bei zu lautem und die bei zu leisem Sprechen und betont die Vortheile, welche uns aus der Uebung unserer Stimme erwachsen. An dem Gedichtchen von Voltaire: la Déclaration, zeigte Herr B. die eintönige und die ausdrucksvolle Betonung.

VIII.

Herr Buchholtz sprach über das italienische T-perfectum. Blanc und Diez gestanden zu, dass Formen wie it. temetti sich aus

dem Latein nicht recht erklären liessen. Blanc bemerkte, dass auch -itti in älterem uditti u. s. w. vorhanden sei, versäumte aber auf -atti im Napolitanischen hinzuweisen. Wentrup in seiner napol. Gramm. (Wittenb. 1856) wagte es nicht dies letztere mit oskischen Formen dieser Art zusammen zu bringen, wollte lieber dies -atti aus jenem -etti herleiten, womit nichts gewonnen wurde. Der Vortragende hat seiner Zeit diesen Zusammenhang ausgesprochen und im vorigen Jahre dieser Ansicht eine Stütze gegeben durch Entdeckung von solchen oskischen T-perfectformen in der lateinischen Inschrift von Luceria: proiecitad = proiecerit, parentatid = parentaverit, fundatid = fundaverit statt fuderit (Osk. Perf. in latein. Inschrift, Berlin 1878). Bei weiterer Umschau wurde der Vortragende auf das Churwälsche aufmerksam, welches nur diese Art von Perfect aufweist, und zwar durch alle Personen mit alleiniger Ausnahme der zweiten, während das Italienische doch nur immer drei Formen dieser Art besitzt. So churw. füt füst füt füttans füttas füttan (= fui — fuerunt), naschit naschist.. (= natus sum es . .), domandet domandest . . (= interrogavi isti . .), und selbst fet fest . . (= feci isti . .). Vergleichbar ist wohl auch das irische T-praeteritum, wie asruburt asrubirt asrubert (= dixi isti it); doch liegt es als einer immerhin anderen Sprachfamilie angehörig und t an den Consonanten setzend weiter ab. Noch mehr gilt dies von germanischen und finnischen T-perfecten wie deutsch lebte, schwedisch lefde, ungarisch vártam (= ich habe erwartet), türkisch oldum (= ich bin gewesen). Die Frage, ob das classische Latein irgend etwas von diesem Perfectum habe, fällt nicht verneinend aus, wie der Vortragende im 6. Bande der Atti dell' Accademia di scienze lettere ed arti di Palermo, Pal. 1878—79, gezeigt hat. Dass nämlich dedi steti stiti für das T-perfect in Anspruch zu nehmen seien und nicht in der ersten Silbe eine Reduplication sondern den Stamm hätten, wurde ihm deutlich an italienischen Formen wie diedi detti (= dedi), stetti stiedi (= steti), godetti godiedi (= gavisus sum), sentitti sentetti sentiedi (= sensi), audiedi (= ivi), s. Comp. d'Ancona canti e racc. VI, mettietti (= misi), v. Corazzini comp. minori della lett. popolare. Dass lateinisches dedi in dem d eine unbedeutende Abweichung hat, das zweite steht wohl um des ersteren willen, können diese italienischen Formen zeigen: vgl. lat. fecit fecid, ita ede, auch idem und item. Denn man sieht wohl, dass die italienischen D-formen von den T-formen nicht wesentlich verschieden sind. Auch hat das Italienische keine Reste von Perfectreduplication, so dass auch in dedi stetti nicht solche sein dürften. Im Latein ferner hat man längst auf die ganz-einzige Kürze dieser Reduplicationsperfecta aufmerksam gemacht; ohne die Reduplication (vgl. tetuli tuli) hätten wir di sti, wozu selbst im Bereiche der Composita seltene und nur halb vergleichbare Seitenstücke aufzutreiben sind, als desi statt desii desivi, posi statt posii posivi posui (de-sino po-sino). Sollten aber die Römer selbst in classischer

Zeit dedi steti für Reduplicationsperfecta angesehen haben, was wahrscheinlich ist, so darf doch heute die Wissenschaft hierüber hinausdringen und das T-perfectum hier und in mandidi descendidi (s. Gellius) erkennen. Bemerkenswerth ist auch, dass dare stare sistere jene sog. Reduplication auch im Compositum nicht aufgeben wollen (abscondere mag zu wenig als Compositum erkannt worden sein), während doch sonst jenes so beliebt ist, selbst neben Formen wie discucurri solche wie accurri treten.

Herr Weber sprach „Zur Erklärung des Goethe'schen Faust". Goethe hat, auch wenn man nicht mit v. Loeper annehmen darf, dass er lediglich das vorgefundene biographische Material verarbeitet, doch jedenfalls den Faust der Sage und des Volksdramas zum Ausgang genommen. In letzteren erscheint der Pact Faust's mit dem Teufel als Mittel- und Angelpunkt. Eine Verbindung Faust's mit Mephisto musste Goethe festhalten, wenn er überhaupt einen Faust darstellen wollte. Es handelt sich aber wesentlich um die Natur dieser Verbindung. Das Mittelalter kennt sie nur in ausdrücklicher Verschreibung der Seele an den Teufel. Die so verschriebene Seele ist verfallen; sie kann allein nach wahrhafter Reue durch die Gnade Gottes erlöst werden. Aus dem Geist des Mittelalters heraus muss Faust zu Grunde gehen. Die Sage ist nur eine Warnung vor Zauberei und dem Pact mit dem Teufel. Zu solcher Warnung hatte Goethe keine Veranlassung mehr. Die Anschauungen waren vollkommen geändert; der Teufelspact existirte nicht mehr und wurde auch von der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht mehr bestraft. Der Goethe'sche Faust musste von anderer Auffassung getragen werden, wenn er seiner Zeit näher treten und die jetzt bewegenden Gedanken ausdrücken sollte. Daneben konnten die Gestalten des Mittelalters, die Zaubereien und der Teufel als abgeschlossene historische und poetische Schöpfungen bestehen bleiben, unter denen sich nur ein anderer Faust bewegen musste. Goethe ist im Anfang über die Art der Verbindung nicht sicher gewesen, die zwischen seinem Faust und dem Teufel herzustellen war. Das Fragment von 1790 setzt eine Verbindung voraus, ohne sie zu formuliren; das Pactum fehlt. Goethe schwankt über die Natur des Mephisto selbst und ob dieser sich an Faust gedrängt oder letzterer an jenen. In der Verbindung zwischen Faust und Mephisto scheint der Faden zu liegen, den Goethe verloren hat und wieder gefunden zu haben behauptet, den er aber noch nicht anzuknüpfen wagt. Sie ist erst in der Vollendung des ersten Theils, mit dem dargestellten Pact, entwickelt. Bei der Schwierigkeit der Frage hat Goethe eine besondere Erklärung nothwendig geglaubt und in dem „Vorspiel im Himmel" gegeben.

Der Vortragende entwickelte bei der vorgeschrittenen Zeit nur in kurzen Zügen, dass dieser Faust nicht wie der des Mittelalters seine Seele an Mephisto verschreibt, sondern nur ein Bündniss auf

seine Lebenszeit mit Mephisto eingeht und die Lebenszeit selbst begrenzt. Beim Tode bleibt die Entscheidung frei, ob Faust's Seele verloren oder gerettet ist; sie wird nach dem gesammten Leben getroffen werden. „Wette", von der Faust spricht, bedeutet nicht das Rechtsgeschäft dieses Namens im neueren Sinne, sondern nach dem Sprachgebrauch des Mittelalters ein Pactum. — Die diesen Schlussresultaten entgegenstehende herrschende Meinung über den Vertrag oder die Wette wird zu widerlegen versucht.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Das Nibelungenlied, übersetzt von L. Freytag. XLVIII, 282 S. Berlin, Friedberg & Mode.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes ist schon insofern eigenartig, als der Verfasser (wie er sich selbst nennt) „eifriger Lachmannianer“ ist und deshalb alle von Lachmann als unecht verworfenen Strophen principiell ausgeschieden hat. Die Gegner der Lachmann'schen Liedertheorie werden in ihren etwaigen Recensionen allerdings auch mit der Freytag'schen Uebersetzung übel fahren, und der Verfasser hat sich dies auch nicht verhehlt.

Eine andere principiell nicht unwichtige Bemerkung macht der Uebersetzer über sein Werk: er will „eine neuhochdeutsche Nachdichtung, nicht aber eine Interlinearversion geben“; dabei aber war er „bemüht, jeden Ausdruck, jede Construction des Urtextes zu schonen“, und ist „selbst Archaismen nicht aus dem Wege gegangen“. Diese Vereinigung materieller Freiheit und idealer Treue beim Uebersetzen ist allerdings kaum irgendwo so schwierig wie beim Uebertragen mittelhochdeutscher poetischer Texte; die philosophirende, redselige Reflexion unseres modernen Idioms ist in der That wenig geeignet, der bei aller sinnlichen Fülle knappen mittelhochdeutschen Ausdrucksweise annähernd gerecht zu werden. Dies beweist z. B. die Simrock'sche Uebersetzung mittelhochdeutscher Lyriker, die bei oder wegen ihrer Wörtlichkeit in vielen Fällen geradezu unverständlich ist.

Der eigentlichen Uebersetzung hat der Verfasser eine sehr eingehende Einleitung vorausgeschickt: zunächst fasst er den materiellen Inhalt der gesammten fränkisch-burgundisch-gothischen Sage, wie er sich in den vereinigten deutschen und skandinavischen Quellen darstellt, zu einer Erzählung zusammen, wobei er im Wesentlichen der Edda und der Völsungensage folgt; die Thidreksage und die kleineren zerstreuten Quellen berührt er (aus Rücksichten auf den der Einleitung verstatteten Raum) nur obenhin. Der zweite Theil der Einleitung behandelt die „mythische Grundlage“: der Verfasser ist hier bestrebt, nachzuweisen, dass nicht nur die fränkisch-burgundische Nibelungensage, sondern auch die gothisch-hunnische Dietrich-Etzelsage ein Niederschlag uralt germanischer Stammesmythen sei. Diese Hypothese wird von der Mehrzahl der Forscher bekanntlich in Bezug auf die erstere Sage im Grossen und Ganzen gebilligt, betreffs der zweiten aber in Abrede gestellt. Der religiöse Standpunkt des Verfassers blickt insofern durch, als nach ihm „der Polytheismus nichts ist als eine Entartung des ursprünglich geoffenbarten Monotheismus“.

Dies ist der erste Theil des Commentars (S. IX bis S. XLVIII); den zweiten Theil bilden umfangreiche Anmerkungen (S. 249 bis S. 282), für die durch engeren und kleineren Druck, der aber keineswegs stört, besonderer Raum geschafft ist. Nach einer kurzen, für das allgemein gebildete Publikum bestimmten Bemerkung über die Nibelungenstrophe erläutert der Verfasser, den einzelnen Liedern und Strophen folgend, alles, was für den nicht eben gelehrten Leser in Bezug auf Wort- und Sacherklärung wissenswerth und nothwendig sein dürfte; auch die Eigennamen sind zur Erläuterung gekommen.

Das treffliche Werk verdient die wärmste Empfehlung.

H.

Deutsche Sagen. Herausgegeben von Dr. Heinrich Pröhle. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Berlin 1879.

Es sind alt- und allbekannte Klänge, die uns aus diesem Buch entgegen tönen und Saiten berühren, die in uns von Kindheit auf gelegt sind. Was die Gebrüder Grimm in ihren Märchen und Sagen an Sehnsucht erweckt haben nach dem, was das Gemüth unseres Volkes in seinen Tiefen beschäftigt hat und noch beschäftigt, das findet hier neue Nahrung; denn der Quell, dem diese entnommen, ist reich und unerschöpflich.

Was zunächst die Entstehung des Werkes anlangt, so ward es im Jahre 1853 begonnen und erst nach beinahe zehnjähriger Sammelarbeit, 1862, der Oeffentlichkeit übergeben. Quellen (ausser geringer Benutzung von Otmar's Volkssagen) waren eine Collection von Schriften der herzoglichen Bibliothek zu Braunschweig (unter dem Titel: „Dämonologica“ zusammengestellt), der „höllische Proteus“ des Erasmus Francisci (1627 geboren, gestorben 1694), handschriftliche Aufzeichnungen und schliesslich die mündliche Ueberlieferung selbst. Die Stücke einer mecklenburgischen Sagensammlung wurden bei der neuen Auflage ausgeschieden, dagegen Gelegenheit genommen, die „Reformationssagen“, welche bisher gesondert vorlagen, der Hauptarbeit einzuverleiben. So bilden diese „deutschen Sagen“ denn einen neuen Beitrag zur Sagengeschichte des deutschen Volkes und stellen sich den specielleren „Harzsagen“ des Verfassers vervollständigend an die Seite.

Die Anordnung ist topographisch. An der Hand des Sammlers wandern wir von Braunschweig mit seinem Helden-Herzog Heinrich dem Löwen immer nach Osten zu, streifen an den erzählungs- und gemüthsreichen Harz, ziehen durch das Halberstädtische, Anhalt, Magdeburg, in welcher Gegend uns aus den verschiedensten Zeiten und Sphären heraus die Gestalten des Johannes Faust und des alten Sachsenhelden Widikind begrüssen, bis wir durch die Mark Brandenburg, der die Wendenkämpfe ihre Sagen schufen, in der Lausitz vorläufig Halt machen. Jetzt wenden wir uns nach Norden zu, in die kalten Landschaften der Preussen, von Lievland und Littauen, in denen uns, charakteristisch genug, die unheimlich-seltsamen Gebilde der Wolfsmenschen, Wehrwölfe genannt, empfangen, und über Pommern gelangen wir in das noch halb mythische Rügen mit seinem Herthacultus, seinen Hünengräbern und Unterirdischen. Jetzt geht es nach Westen durch Mecklenburg und das Lübeckische, worauf der Insel Helgoland ein kurzer Besuch abgestattet wird, das somit einmal seiner britischen Herrschaft spottet; die Sage kehrt sich eben nicht an politische Regiestriche, denn durch Oldenburg und das freiheitsliebende Friesland greift sie auch nach Holland hinüber, wie sie, nach Besichtigung der lippischen Lande, Westfalens, Cleves, des Eifellandes, von Luxemburg, Hessen, Rheinbaiern, Baden, Württemberg, des Elsass und Burgunds auch die freie Schweiz in den

Bann des deutschen Geistes zieht. Tirol bildet sodann die Brücke, um nach Steiermark, Oesterreich und Böhmen mit seinen wilden aber glaubensfesten Hussitenlegenden zu gelangen und durch den böhmischen, baierischen Wald, durch Baiern selbst und Franken führt uns das heitere Thüringen zum Kyffhäuser, auf dessen sagenumkränzter Höhe (es sind die schönsten Nummern der Sammlung) nach vollendeter Wanderung wir Halt machen und der Ring nahe dem Ausgangspunkte der Reise geschlossen ist.

Der Ertrag dieses literarischen Streifzuges durch einen grossen Theil von Deutschland ist lohnend genug. Wir finden da Altes im neuen, Neues im alten Gewande. Voran vor lieben und unlieben Bekannten steht der Vater der Lügen, der in einem grossen Theile der Geschichten sein halb ernstes, halb komisches Wesen treibt. Nicht immer gelingt es ihm, zu seinem Ziele zu gelangen; oft wird der arme Teufel von einem noch ärmeren Namensvetter geprellt, wie von jenem Studenten, der ihm wegen eines geldspendenden Heckemännchens seine Seele verkaufen musste, dem jedoch das Recht des Cedirens überlassen blieb, sowohl was die Gabe als was den unheilvollen Preis anlangt; so dass schliesslich ein Priester den Zauber brechen kann und von dem Teufelsgold die Peterskirche in Rom erbaut wird (das Heckemännchen, p. 42); oft jedoch auch kommt der Satan zu seinem sauer verdienten Eigenthum, und das gefährliche Spiel nimmt ein böses Ende (der Fleischer, p. 46). Wie der Herr, so der Diener, oder vielmehr die Dienerinnen, die Hexen; das böse Princip vertreten sie zwar nicht allein; bisweilen handeln sie mit Berechtigung, wie an jenem lebenslustigen Seefahrer Jens Andersen in Tinnum (p. 117), den sie in Katzengestalt (ihre liebste Metamorphose) von falscher Buhlschaft abschrecken (auch p. 119: die Sturzwelle); meist aber sind sie würdige Töchter ihres Vaters, die den Muthigen des Nachts angreifen, ja, als segenslose Ehefrauen, das Unheil bis in den Schoss der Familien verschleppen (Sagen von Mülheim an der Ruhr, p. 135; Rothmann und die Katzen in Tirol, p. 189). Doch wo die schwarzen Mächte so rückhaltslos walten, da ist auch himmlische Hilfe nah; wackere Männer fürchten selbst den Teufel nicht (Thedel Unverfahren von Walmoden, p. 15 — ein deutscher Ritter ohne Furcht und Tadel); und sollte er gar hartnäckig auf seinem Willen bestehen und in frommer oder harmloser Maske sich ihnen vorstellen, so scheuchen die sieben Worte am Kreuz den Schädiger hinweg (der Freier von Rothenburg an der Tauber, p. 240; der Waldpfeifer, p. 241), der es sich jedoch nicht nehmen lässt, wenigstens durch grossen Gestank seinem hämischen Gelüste möglichst Genüge zu thun. Seltener vertreten Engel das belohnende oder strafende Princip; doch zeigen sie wenigstens ihr Vorhandensein an: Verschiedene Schweizersagen, p. 159.

Desto reichlicher sind mythologische Lieblinge vertreten. Zwar die Riesen fangen an auszusterben (der Reiter auf dem Steckelhan im Spessart, p. 239), aber ihre kleinen Partner, die Zwerge, lassen sich nicht so leicht vertreiben. Während jene durch ihr ungeschlachtes Wesen nur Schaden anrichten, erweisen diese sich dem Menschen gefällig, ackern den Begünstigten das Feld, legen den Armen Speise in silbernen Schüsseln heimlich in die Stube (die Erdmännchen in Thurgau, p. 179). Leider löst die Unbedachtsamkeit und Habgier der Beglückten meist das gemüthvolle Band: dann entweichen sie und es entsteht jene traurige Geschichte von ihrem Abzug, wie sie über das Wasser setzen, das ganze Volk sammt seinem König, geheimnissvoll, zur Nacht, ungesehen vom Fährmann, der aber seine Dienstfertigkeit nicht zu bereuen hat: — Die Unterirdischen auf Rügen, p. 105; Sagen aus der Gegend von Rehme, p. 134 — welche reizende Sage auch von Kunstdichtern ihr poetisches Gewand erhalten hat. Selten, dass sich das Verhältniss zwischen Mensch und Zwerg ungetrubt erhält (das Heidenhaus zu Leissigen, p. 165, eine der prächtigsten Nummern der Sammlung); dann aber wird der Kleine förmlich in die Familie eingeführt, er

erhält Rechte und Antheil an Allem, was die Hausbewohner erfreut, die Liebe zu ihm erbt von Geschlecht zu Geschlecht, bis dasselbe ausstirbt: dann ziehen neue, kalte Leute in die verlassenen Räume; ihre mürrische Freundschaft thut dem kleinen Geschöpf weh, und mit einem Mal ist es verschwunden. Dann sehen die Menschen ihren Leichtsinn ein, aber die Reue kommt zu spät.

Mythischer und mystischer schon muthet Geschenk und Segen an, den fremde Frauen für eine erwiesene Dienstleistung dem Ahnherrn eines Geschlechtes überreichen (der Ring zu Dessau, p. 62), an dessen Besitz und Verlust sich Wohl und Wehe des Hauses knüpfen; eine Sage, die auch von anderwärts her, z. B. aus dem Harz, berichtet ist, und ihren poetischen Ritter und Erwecker in Uhland (das Glück von Edenhall) gefunden hat.

Von gleich unbegreiflich waltender Vorsehung, aber zugleich von hohem ethischen Gehalt zeugen die Erzählungen von den infolge grosser Gewaltthaten versunkenen Schlössern und Städten, (das Maar, p. 142; die versunkene Stadt in Thurgau, p. 180), welche überirdische Macht, allerdings in christliches Gewand gekleidet, auch in den schwerwiegenden Sagen von den in Stein verwandelten Frevlern herrscht: tief in den „steinernen Bauermeistern“ (p. 52) infolge falschen Eides, noch tiefer in der „steinernen Spinnerin in Steiermark“ (p. 193), der einseitig-egoistische Arbeitslust zum Fluch geworden.

Direct in graues Alterthum führt der wilde Jäger (Wotan), der sich sogar bis in die urgermanische Mark verirrt (die wilde Jagd bei Königs-Wusterhausen, p. 81); sein durch das Christenthum ihm zudictirtes böses Gebahren documentirt er hier dadurch, dass er den wohlthätigen, hilflosen Moosweiblein nachstellt (die Moosweiblein von Wildemann, p. 37). Eine Asen- und Altersgenossin von ihm ist die hässliche Frau Holle, die aber durch die Metamorphose aus der lieblichen Freya (Holda) nichts von ihrem segenspendenden Element eingebüsst hat (der Hahnenklee am Rechberger Graben, p. 88). Auch die Wasserfrauen gehören einer Vorwelt an, wie sie bald schreckend, bald mildthätig erscheinen (der Blautopf beim Kloster Blaubeuren, p. 153); noch ist ihre Macht nicht wirkungslos geworden; zürnen sie, so bringen ihnen die Menschen, ihre Städte vor Vernichtung zu retten, in feierlichem Aufzuge Geschenke in Gold und Silber dar, und die christlichen Mönche eifern vergebens dagegen. Bald auch werden sie zu Nixen, die wohl über einen keuschen und redlichen Jüngling wachen und mit ihm über die untreue Geliebte trauern (die Giessennixe, p. 170); aber wer sie vorwitzig in ihren Eigenheiten und Schwächen belauschen will, den ziehen sie in ihr nasses Reich (der Nixenbrunnen bei Würzburg, p. 239), und ihr Verkehr mit den Menschen ist für immer abgebrochen. So wird auch hier in sinnigem Gleichniss dargestellt, wie der Sterbliche vermöge seines dämonischen Triebes nach der Erkenntniss einen ungestörten Umgang mit dem Naiven in der Natur nicht lange zu bewahren weiss.

Das ganze Leben des Volkes, poetisches und prosaisches, die Arbeit und die Musse findet seinen Abdruck in diesen Sagen. Welche Stände, wie Spielleute, Schäfer, Hirtinnen, Jäger, irgend zu Lieblingen des Liedes geworden sind — hier fehlen sie nicht. Von dem was ahnungsvoll und gross das Gemüth der Menge bewegte, von den Sagen vom Faust (p. 66, 249), der weissen Frau (p. 164, 207, 210), dem ewigen Juden (p. 165, 233) bis zu den harmlosen Gedanken herab, wie sie in einer abendlichen Spinnstube laut werden (p. 120); vom einfachen stillen Sehnen nach der Nähe eines geliebten Gegenstandes bis zu dem frevelhaften Eingreifen in die Rechte der Zukunft, der man das Bild des Zukünftigen entreissen will (p. 200); von dem Verkehr mit den Gewaltigsten in der Geschichte, wie er die Kyffhäusersagen durchzittert, bis zu dem kleinburgerlichen Umzug mit dem Crucifix, mit dem man den reichthumbringenden Häringsschwarm auf Helgoland bannen will — Alles ist vorhanden. Da vermissen wir nicht

die fromme katholische Andacht mit ihren Marienerscheinungen und Legenden von heiligen Stiftungen (p. 132, 191, 202, 203), aber da finden wir auch den derberen, realistischeren Protestantismus mit seinem Vorkämpfer Luther und dem ihm vergebens widerstrebenden Teufel. Und nicht mit Widikind (p. 68) etwa beginnt die Sage zu erbleichen. Ehe die Schlacht bei Fehrbellin 1675 geschlagen wird, zeigen sich kämpfende Reitergestalten allabendlich in der Luft, als Vorboten des Streites (p. 76), und Gustav Adolf wird durch ein Schiff in den Wolken angekündigt, das von Norden nach Süden segelt und Feuer giebt. (Vergl. auch p. 201, 204, 206.) Und wie sich hier das Mächtigste, Weltbewegende mit seinen oft vernichtenden Einflüssen im Volksgemüth abspiegelt, so sonnt sich in diesem wieder die kleine, lustige Alltagswelt mit ihren Scherzen und Neckereien; die Dummen im Lande, seien es nun Schöppenstedter (p. 28), Wiesbaumer im Eifelland (p. 143), oder Schweizer von Merligen am Thunersee (p. 163), welche Biedermänner in ihr fensterloses Rathhaus das Licht vermittelst Säcken hinein zu schleppen vermeinen — sie Alle sterben nicht aus, und mit ihnen auch der Humor nicht, eine der köstlichsten Gaben, die dem germanischen Volkscharakter beigegeben ist.

Solchen mythischen und kleinbürgerlichen Aussichten gegenüber eröffnen sich nun auch grosse historische Perspectiven: Die Abenteuer Herzog Heinrich's von Braunschweig mit seinem treuen Gefährten, dem Löwen (nach einem Manuscripte vom Jahre 1585),* zugleich eine der ausführlichsten Geschichten der Sammlung (p. 3), die Gestalt des greisen Wendenbändigers Gero (p. 58), endlich die phantastische Erscheinung Carl's des Grossen, der im Landsberge bei Ansbach Hof hält (p. 235), die der Kaiser Friedrich und Otto, die in den Kyffhäuser versetzt werden — alle treten vervollständigend in die Lücke, die der Wunsch der Nation nach grosser Geschichte gelassen, mächtig, aber nie in kalter Ferne thronend, immer in Fühlung mit dem Geringsten: sie lieben ihr Volk, und dieses weiss es; denn die Spielleute lassen sich gern herbei, ihnen ihre Weisen zum Besten zu geben, und jene belohnen stets dafür, sei es auch nur mit einer Kanne Wein, der einer durstigen Hochzeitsgesellschaft zu mangeln beginnt.

Dank muss man es dem Sammler wissen, dass er längst bekannte und beliebt gewordene Sagen aus anderen Landschaften neu belegt; so — neben der Erzählung von Hans Heiling (p. 213) und der durch Schiller's Alpenjäger allgemeines Eigenthum gewordenen Fabel, welche an ihrer Heimath festgehalten haben — die vom Schwanenritter (p. 139), die hier auf Cleve weist, und die von der Melusine, welche in Luxemburg stationirt ist; die Schneiderepisode, wonach ein Angehöriger dieser lustigen Zunft, durch seine Keckheit, als Ziegenbock ausgeputzt, eine Stadt vom belagernden Feind erlöste, war bisher von Nürnberg berichtet (Richard Wagner's Meistersinger, dritter Act), wird hier (p. 149) nach Norddeutschland verlegt; ebenso beglaubigen sich die bisher nur durch Dichtermund bescheinigten Sagen vom Reiter auf dem Bodensee (hier als auf dem Laacher See im Regierungsbezirk Coblenz geschehen erzählt p. 150) und die von den Wei-

---

* Sie geben Anlass (p. 291) die Redensart: „Jemandem einen Korb geben" neu erklären zu wollen. Der bei der Rückkehr Heinrich's bei Seite geschobene Bräutigam der Herzogin ruft nämlich schmerzlich aus: „Durch den Korb bin ich hindurch", d. h. hindurchgesiebt, also durchgefallen. So im Jahre 1585. Das Volkslied vom Schreiber im Korb (Uhland II, 745), das, scherzhaft, den Nichtbegünstigten, allerdings in anderer Weise, mit einem Korbe in Zusammenhang bringt, ist ebenfalls aus dem sechszehnten Jahrhundert. Pröhle will diesem Lied die Wirkung beilegen, diese (seine) ältere Bedeutung des Korbes bei Heirathsanträgen verdunkelt zu haben. Bei dem neu Beigebrachten bleibt nur dunkel, wie der Begriff des Gebens in die Redensart sich einzubürgern vermochte.



bern von Weinsberg, die auch in der Schweiz localisirt wird (p. 133). Tieferust und religiös (hier in Burgund vom Jahre 1250, p. 158) ist die Strafe des Verräthers, dem die rechte Hand, mit der er gefrevelt, abgeschlagen wird, ein Gottesurtheil, das bekanntlich über Rudolf von Schwaben, den Gegner Heinrich's des Vierten, verhängt ward, und bis ins sechszehnte Jahrhundert hinein das Gemüth des Volkes beschäftigte.

Der Ton, in dem dies alles berichtet wird, ist, im Anschluss an das Grimm'sche Werk, der der protestantischen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts. Der Verfasser bekennt, auf diese Ausführung besondere Sorgfalt verwandt zu haben. Es ist somit nicht unbillig, einige Nummern hervorzuheben: Das Heidenhaus zu Leissigen (p. 165), die Giessennixe (p. 170), Frau Uta (p. 172), Anna von Tegelstein (p. 183), Myrzthalsage (p. 198, ungemein lieblich), der Rabe auf dem Schlosshof zu Merseburg (p. 250), endlich die rührende Geschichte vom Weibchen unter dem Erlengesträuche in Böhmen (p. 229). Dass der Sammler es nicht verschmähte, Kleinigkeiten nach Möglichkeiten einzuheimsen (der Teufel zu Cuxhafen, p. 115), möchte ich ihm zum Verdienst anrechnen: Unbedeutendheiten giebt es eben für die Sagenforschung nicht.

Einen besonderen Anhang bildet die deutsche Kaisersage, welche sich ausführlich über die Entstehung des Glaubens an den in den Berg versetzten Kaiser verbreitet. Es ist (neuerdings durch Georg Voigt, 1871) festgestellt, dass unter dem Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuser schläft, nicht Friedrich der Erste, sondern sein Enkel, der geistvolle Friedrich der Zweite verstanden werden muss. Abgesehen davon, dass von zwei gleichbedeutenden Persönlichkeiten sich wohl immer die jüngere der grösseren Beliebtheit erfreuen wird, stand bei den Zeitgenossen der antipäpstliche Friedrich der Zweite vielleicht in höherem Ansehen, sicher aber in ungleich grösserem Hass. Dante verdammte ihn in die Hölle. Barbarossa erwähnt er gar nicht. Von Italien, d. h. vom gegnerischen Lande aber ging die Sage vom Fortleben des Kaisers aus (p. 277).

Ich glaube übrigens, dass, wenn dies Resultat auch der Anfechtung nunmehr überhoben ist, doch an einem bedingungslosen Dogma, als sei eben nur immer einem Einzigen die Ehre des Berg- und Burgentrücktseins zuertheilt worden, nicht festgehalten werden kann. Carl der Grosse ward im Landsberge bei Ansbach (p. 235) schlafend gedacht; dort führte er ein unterirdisches Leben. Auch dem Kaiser Otto ward der Kyffhäuser als Wohnort zugewiesen.* Die Sehnsucht nach einem Vorfahren, der in höchster Noth wiedererstehen und sein Volk retten werde, bindet sich nie systematisch an eine Persönlichkeit. — Und solch eine Sehnsucht versinnbildlicht doch die Mythe vom schlafenden Kaiser. Nach Moscherosch (Gesichte, 1650. II, p. 32, 33) sollte im Schloss Geroltseck im Wasgau (also eine Localsage) neben Ariovist, Wittekind, Siegfried auch Armin fortleben, um im geeigneten Augenblick, „wan die Teutsche in den höchsten Nöthen und am undergang sein werden“, mit seinen Schaaren hervorzubrechen.

Wann die Sage von Friedrich Rothbart entstanden, behandelt Pröhle p. 276. Aus Rückert's Gedicht entnahmen das Factum die Gebrüder Grimm (1816). Aber schon im siebzehnten (Johannes Prätorius) und im acht-

* Ob hierbei immer an Otto den Grossen zu denken ist? oder ob man wie bei den beiden Friedrichen nicht eine zeitweilige Verschiebung und Verwechslung annehmen muss? In einem Volksliede vom Jahre 1548 (Liliencron IV, 460) wird Otto der Dritte neben Armin als Schützer des deutschen Volkes genannt:

„Zwen held des kriegs gabstu uns, got,
Arminium, den dritten Ott;
Arminius macht frei deutsch land,
Ott stiftet der churfürsten stand.“

zehnten Jahrhundert (Behrens) wird Barbarossa als bergentrückt neben Friedrich dem Zweiten erwähnt. Man sah in ihm also schon früher einen Gewährsmann deutscher Herrlichkeit. Dies bestätigt auch ein Volkslied vom Jahre 1546 (Liliencron IV, 302), das neben Ariovist, Armin, Frundsberg auch den „Kaiser Friedrich Rothbart“ für das Wohl der bedrängten Protestanten in Action treten lässt.

Julius Riffert.

Ueber die als echt nachweisbaren Assonanzen des Oxforder Textes der Chanson de Roland. Ein Beitrag zur Kenntniss des altfranzösischen Vocalismus von Dr. Adolf Rambeau. Halle 1878. X und 232 S. 8.

In dieser Abhandlung, deren Einleitung und Résumé schon als Doctordissertation gedruckt worden ist, stellt sich R. zur Aufgabe, durch Vergleichung von O.* mit allen übrigen Ueberlieferungen des Rolandsliedes, von denen die nicht gedruckten ihm abschriftlich zur Verfügung standen, die echten Assonanzen von O. kritisch festzustellen, und von dieser Grundlage aus unsere Kenntniss des afr. Vocalismus zu erweitern. In Bezug auf das Verhältniss der verschiedenen Ueberlieferungen zu einander schliesst er sich vollständig der Auffassung seines Lehrers Stengel an, die derselbe in der Jen. Litztg. 1877 Nr. 10, S. 158 angedeutet hat, und die R. ausführlicher auseinandersetzt. Hiernach gehen O. und Vn. auf ein und dieselbe schon verderbte Quelle zurück, und bilden also eine Familie, ebenso bilden je eine Familie für sich die afr. Reimredactionen, die nordische, die deutsche, die holländische Redaction. Aus diesem Verhältniss der Ueberlieferungen ergiebt sich für die Kritik der Assonanzen von O., dass Vn. allein nie eine Stütze derselben ist, sondern dass nur solche Assonanzen als echt anzusehen sind, die noch durch wenigstens eine Redaction der anderen Familien gesichert sind.

Den positiven Beweis für dies Verhältniss der Redactionen tritt R. nicht an, sondern überlässt ihn Stengel, wohl aber bemüht er sich, einige „scheinbare Widersprüche in Bezug auf die Assonanzen zu erledigen“, S. 17—31. Dass diese Widersprüche aber nicht immer nur scheinbare sind, hat Ottmann, Jen. Litztg. 1879, Nr. 18 hervorgehoben. Doch soll dieser Frage hier nicht näher getreten werden, da, so lange Stengel nicht mit der Begründung seiner Ansicht hervorgetreten ist, die Arbeit wieder von Neuem in die Hand genommen werden müsste. Immerhin muss es als misslich bezeichnet werden, eine Untersuchung auf eine nicht erwiesene Thesis zu gründen.

Lässt man aber auch das angenommene Verhältniss der Ueberlieferungen gelten, so ist doch ferner zu betonen, dass eine Vergleichung mit den für R. massgebenden Bearbeitungen keine sichere Gewähr für die Echtheit oder Unechtheit der Assonanzen in O. bieten kann. Denn zu einer solchen Vergleichung sind für ihn, da Vn. ausgeschlossen ist, nur die afr. Reimredactionen und, z. Th. ebenfalls gereimte, Uebersetzungen vorhanden. Was erstere anbetrifft, so mussten bei der Umarbeitung in Reime vielfach andere Wörter ans Versende treten, als im Original; manchmal verschwand das betreffende Wort auch ganz, weil der Umdichter den Sinn des Verses

---

* Die Abkürzungen sind dieselben wie in Müller's zweiter Ausgabe von 1878, nur habe ich für die Venezianische Handschrift IV das ein Mal eingeführte Vn. beibehalten. Warum auch allgemein angenommene Abkürzungen wieder ändern?

in anderen Worten gab; wenn der Vers ihm zu viel Schwierigkeiten machte, liess er ihn wohl auch ganz fort. So fehlen von den neun Versen der Tirade 22* drei in Vs.,** und von den Assonanzen wird nur soer gestützt, ja selbst dieses eine Wort doch nur unsicher, da es sich in Vs. Vz. im ersten Halbvers findet, was R. selbst öfter nicht als genügende Stütze ansieht (Vgl. S. 29 f.).*** Das Beispiel dieser einen Tirade — ein anderes wird später erwähnt werden — zeigt wohl hinlänglich, wie leicht durch Umarbeitung in Reime die Assonanzen vollständig beseitigt werden konnten. Es lässt sich also aus dem Fehlen eines Assonanzwortes in den Reimredactionen nicht schliessen, dass die Assonanz in O. unecht ist.

Ebenso wenig sind die Uebersetzungen zu einer kritischen Sichtung der Assonanzen in O. ausreichend. Zunächst kam es den Uebersetzern durchaus nicht auf eine wörtliche Wiedergabe des afr. Textes, sondern nur auf den Sinn im Grossen und Ganzen an. Die deutschen und niederländischen Bearbeitungen sind ausserdem in Versen, leiden also unter ähnlichen Unzulänglichkeiten wie die afr. Reimredactionen. Ks. ist allerdings in Prosa geschrieben und schliesst sich oft ziemlich genau an O. an, vielfach aber und im Widerspruch mit allen anderen Ueberlieferungen, kürzt diese Bearbeitung sehr, giebt ganze Tiraden nur summarisch dem Inhalte nach, oder lässt sie auch ganz aus. Allen Uebersetzungen gegenüber ist ausserdem eine Doppelfrage noch gar nicht aufgeworfen, geschweige denn beantwortet. Waren ihre fr. Quellen gereimt oder assonirend? Waren sie gereimt, so gilt von ihnen, was von den Reimredactionen gilt. Waren sie aber assonirend, was beiläufig die Quelle von Ks. wohl gewesen ist, so ist die zweite Frage: Waren sie von so hohem Alter, dass sie die Assonanzen von O. noch bewahren konnten, oder waren die älteren Assonanzen schon nach den Bedürfnissen der Zeit umgeformt? Nur in ersterem Fall könnte sich in ihnen hie und da eine Stütze für manche Assonanzen in O. finden.

Auch kennt R. selbst diese Unzulänglichkeiten der Reimredactionen und Uebersetzungen sehr wohl, und weist auf dieselben hin, wo es sich darum handelt, die erwähnten „scheinbaren Widersprüche“ zu beseitigen; dass sie aber auch zur Umsicht und Vorsicht mahnen, wenn es sich darum handelt, Assonanzen für echt oder unecht zu erklären, hat er nicht beachtet. Dies möge im Folgenden an einigen solcher Fragen gezeigt werden, die noch mehr oder weniger streitig sind, über die aber R. durch seine Untersuchungen entschieden zu haben glaubt.

Nach R. assonirt *a* weder mit *ai* noch mit *an*. Nun finden sich in O. in der *a . e*-Tirade 20 die Verse:

> Dient Franceis: Car il le poet ben faire,
> Se lui lessez, n'i trametrez plus saive.

Vs., das age-Reime hat, liest dafür:

> Dient Français: Nos n'i savons plus sage
> Se il i vait, bien ert fait cist message.

* Citate nach Müller's Ausgabe von 1863.

** Da mir nur das gedruckte Material zu Gebote steht, kann ich nicht angeben, wie sich Vz. verhält; wahrscheinlich jedoch ebenso wie Vs.

*** Dass soer auch durch Kr. und Ks. gestützt ist, thut hier nichts zur Sache, da es sich oben nur um Wiedergabe der Assonanzen in den Reimredactionen handelt. Ausserdem kann eine Uebersetzung nicht zeigen, ob ein Wort im ersten Halbvers oder in der Ass. stand; auffällig ist auch, dass soer in Kr. und Ks. Nominativ, in O. und Vs. incorrecter Accusativ ist. — Die meisten der Wörter in Tir. 22 führt R. als in der anderen œ-Tir. 269 gestützt auf, doch sagt er nur in einem Fall, inwiefern das Wort gestützt ist. Gedruckt liegt hier nur P. vor, das gerade hier assonirt und so die meisten Assonanzen in O. stützt. Sollte diese Bearbeitung vielleicht die Hauptstütze der œ-Assonanzen in O. sein?

Kl. a (in B, b fehlt die Stelle) hat: „Die Franzosen entgegneten: Wir kennen keinen so wohl geeigneten noch so weisen als ihn, nun scheint uns der schönste Rath (vaensta rád), wenn der König will, dass er hinreise" und Vn.

> Fräçois respöt ben losso faire
> Seli roi uol ben edroit che liuade.

Durch Vs. und Ks. wäre also saive gestützt. Ueber den Diphthong *ai* bemerkt nun R. S. 94 f., dass es denselben wahrscheinlich nie im fr. gegeben habe, dass das *i* vielmehr ein *j* gewesen sei, und über saive bemerkt er gerade zur fraglichen Stelle, dass die Hs. ebenso wohl sauie zu lesen gestatte. Für ersteres giebt er als Grund an, dass *ai* zuerst mit *a*, im Rol. mit *è*, assonire, und dass die Diphthonge *ái* und *éi* sehr ähnlich geklungen haben müssten, so dass sie kaum einer frühzeitigen Mischung hätten entgehen können. Dass die Hs. auch sauie zu lesen gestatte, stellt sich aber durch die photographische Wiedergabe als unrichtig heraus; auch Stengel druckt saiue. Ueberhaupt hat die Hs. mehrmals deutlich saiue, z. B. v. 112, 248, 315; an anderen Stellen ist sie undeutlich, dann zeigt dies Stengel auch durch den Druck, z. B. v. 20, oder sagt es in einer Anmerkung, z. B. v. 3703; deutliches sauie weist die Hs. nie auf.

Das zweite Assonanzwort faire kann Vs. des Reimes wegen offenbar nicht am Versende haben, der Inhalt des Verses aber ist so gut wiedergegeben, wie es der Reim gestattet; auch findet sich innerhalb des Verses (von diesem Punkt wird noch später die Rede sein) wenigstens eine Form von faire. Ks. scheint sich näher an Vn. anzuschliessen; doch übersetzt es est dreiz sonst nicht mit schönster Rath, sondern mit ist recht (er rett) z. B. v. 228. Eine ähnliche Wendung wie hier hat es für v. 61: Issi poet il ben estre, nämlich: vorzüglicher Rath, und beide Verse sind sich auch im fr. Wortlaut wenigstens etwas ähnlich. Es scheint demnach eher, dass Ks. die Verse von O. und den zweiten von Vn. vor sich hatte und sie etwas kürzend frei übersetzte; ähnliche Verschmelzungen zweier Lesarten finden sich öfter, z. B. Ks. v. 2211—13 (R. S. 21). P. v. 1052 (vgl. R. S. 26). Saive und faire sind demnach einer strengen Kritik gegenüber allerdings zweifelhaft; saive wegen der sonst vorkommenden Formen savie und sage, dies auch in O.; faire, weil es nicht direct gestützt ist; aber sie geradezu als unecht zu bezeichnen, und darauf hin phonetische Gesetze zu begründen, ist man nicht berechtigt.

Tic. 23, v. 310—11 lässt O. wieder repaire, contr(a)ire mit *a.e* assoniren. R. S. 96 sagt einfach, sie seien nicht gestützt; die Ueberlieferung biete Verbesserung dafür, und will (S. 30) daraus einen Vers machen mit damage am Versende. Dieses Wort findet sich allerdings in Vn., Vs., Vz., Ks., aber in der Assonanz nur in Vn. Für die beiden Verse haben Vs., Vz. nur

> Se j'en repaire, grant doumage i avrez;

Ks. übersetzt: und, meiner Treu, wenn ich von dieser Reise zurückkehre (kem aptr), so ist das dein Schaden. In den drei für R. massgebenden Ueberlieferungen findet sich also wenigstens das eine angefochtene Assonanzwort repaire, die altnordische Uebersetzung giebt nämlich auch sonst, z. B. v. 293 repairier mit aptr koma. Ja, nach dem Wortlaut der letzteren, die im Vergleich mit Vs., Vz. noch die Worte meiner Treu und von dieser Reise bietet, ist es sogar sehr wohl möglich, dass sich in ihrer afr. Vorlage, wie in O., zwei Verse mit repaire und damage, dies für contraire, in der Assonanz fanden. Die Vertauschung der beiden letzten Wörter liesse sich leicht durch Neigung zum Reim erklären, die der Umarbeitung assonirender Gedichte in durchgängig gereimte vorausging. Vn.,

dessen Reimbedürfniss R. selbst S. 18 anerkennt aber nicht genügend berücksichtigt, bietet Beispiele von diesem Streben, die Assonanz durch Reime zu ersetzen. Selbstverständlich kann hier nicht von den unglücklichen Versuchen des Schreibers die Rede sein, der zu reimen glaubt, wenn er z. B. Micher, çer für Michiel, chief setzt. Man beachte aber z. B. die Anfänge von Tir. 200 und 245 (v. 2943 ff. und Vn. 3329 ff.), wo Vn. mehrere ganz richtige ée- und an-Reime hat, die sich in keiner anderen Ueberlieferung finden. Jedoch soll hiermit durchaus nicht die Vertauschung von contraire und damage als wahrscheinlich hingestellt werden, sie bleibt reine Vermuthung, aber repaire als unecht zu erklären, ist man nach dem Wortlaut der anderen Ueberlieferungen wieder nicht berechtigt; höchstens als unsicher darf es bezeichnet werden.

Aehnlich verhält es sich mit den übrigen Wörtern, bei denen in O. *ai* zu *a* assonirt; sie können theils des Reimes wegen fortgefallen sein, theils fehlt der Vers oder die Tirade in den anderen Ueberlieferungen. Wie wenig dies Fehlen gegen die Echtheit einer Assonanz beweist, zeigt sich gerade bei dem einzigen derartigen Wort, das auch R. als gestützt anerkennt, nämlich raiet 150: 1980. Die ganze Tir. fehlt in Ks., und dass das Wort gestützt ist, verdankt es nur dem Zufall, dass P. diese Tirade doppelt hat, und sich das zweite Mal mit Assonanzen, meist denselben, die auch O. aufweist, begnügt. Diesen einen Fall erklärt R. damit, dass der Verfasser des Gedichtes noch radiet sprach (S. 98), was doch auch nur eine unerwiesene Hypothese ist.

G. Paris erklärt die Erscheinung, dass in O. *ai* sowohl mit *a* wie mit *è* assonirt, bekanntlich damit, dass der Dichter nach Bedürfniss die ältere oder jüngere Aussprache habe wählen können. Eine solche zwiefache Aussprache, „noch dazu theilweise in denselben Wörtern“, hält R. S. 98 für sehr unwahrscheinlich. Trotzdem lässt er selbst sie für blasme gelten; ihm zufolge wurde in diesem Wort auch je nach dem Assonanzbedürfniss das *s* bald gesprochen, bald nicht, in welchem letzteren Falle auch das *a* durch den folgenden Nasal eine besondere Färbung erhielt (S. 37. 41. 94). Ebenso hatte für R. „*ei* = *i* vor *n* mit erweichtem Guttural“ eine „alte“ und eine „neue“ Aussprache (S. 230 Nr. 6).

In Behandlung der Frage, ob *a* und *an* assoniren können, geht R. eben so zu Werke wie in Bezug auf *a* : *ai*. Ob die Abweichungen sich nicht anders, z. B. durch den Reim erklären lassen, fragt er nie. Um nicht zu weitschweifig zu werden, sei nur ein Fall besprochen. Tir. 245: 3336 lassen O. und Vn.

Tantes batailles avez faites en champ

mit *a* assoniren. Für en champ lesen P. C. Lth. champal, während die anderen Ueberlieferungen abweichen. Dieses champal ist nun R. S. 92 das echte, obgleich sonst im Rol. lat. alis nur in é-Tiraden vorkommt, wie er selbst bemerkt. Ist es da nicht viel wahrscheinlicher, en champ als das den Bearbeitern von P. C. Lth. vorliegende anzusehen, das sie ihrer al-Reime wegen in das so naheliegende champal verwandelten?

Nach R. ist ferner *e* aus lat. *i* in Position scharf von den anderen *e* geschieden (S. 229). Ohne hier für oder wider diese Frage etwas sagen zu wollen, muss doch erklärt werden, dass R. durch seine Untersuchungen nicht zu seiner Behauptung berechtigt ist. Von den acht Assonanzen der allein hier in Frage kommenden Tir. 121 sind nur zwei, arcevesque und messe, gestützt, was beiläufig ein neuer Beweis ist, wie leicht in den Reimredactionen und Uebersetzungen ganz unverdächtige Assonanzen ausfallen können. Diese zwei Fälle können doch aber nicht als Beweis für R.'s Behauptung angesehen werden, um so weniger, da gegen dieselbe eine Stelle in O. Tir. 200: 2758 spricht:

Il jut anuit sur cel(e) ewe de Sebre.

Der Vers findet sich nur noch in Vs., Vz. und Vn. Die beiden ersten haben ée-Reime, können also Sebre nicht am Versende haben und setzen es in den ersten Halbvers; ebenso macht es auch Vn., dessen Neigung zu reimen auch hier, wie schon bemerkt, durch mehrere wichtige und ihm eigenthümliche ée-Reime hervortritt. Darauf hin sieht R. (S. 30. 102. 138) Sebre im ersten Halbvers, und ein Partic. auf ée in der Assonanz für die echte Lesart an. Mit welchem Recht? Sieht er doch selbst an anderen Stellen Assonanzen von O. als gestützt an, die des Reimes wegen in anderen Ueberlieferungen im ersten Halbvers stehen; z. B. ist ihm das von Mü.[2] amendirte acurt 188: 2563 durch cort im ersten Halbvers in P., Vs., Vz. gestützt, wobei noch zu bemerken, dass die beiden letzteren es sogar erst in der dem folgenden Vers (2564. O.) entsprechenden Stelle haben; ebenso die Zahl vint 10: 148 durch Vs.; ja vint (venit) 12: 175 sogar, weil Vs., Vz. das Wort im ersten Halbvers von v. 170 haben, und dieses Verbum sich auf alle folgende Namen bezieht (S. 174, Anm. 3). Also einmal ist für R. ein Assonanzwort gestützt, wenn es sich in einer anderen Ueberlieferung innerhalb eines ganzen anderen Verses findet, ein anderes Mal ist es ihm unecht, selbst wenn es sich innerhalb desselben Verses findet. Diese Ungleichheit in der Beurtheilung, die sich auch schon vorher bei der zwiefachen Aussprache mancher Wörter zeigte, lässt sich wohl nur so erklären, dass R. mit ganz bestimmten Ansichten über die Echtheit mancher Assonanzen an seine Untersuchung gegangen ist, und in seinem Urtheil über das, was als Stütze anzusehen ist, durch dieselben beeinflusst wird.

Ist im Anfang dieser Beurtheilung auf die Unsicherheit der Grundlage hingewiesen worden, auf der R.'s Arbeit ruht, so kann jetzt wohl noch hinzugefügt werden, dass auch die Untersuchung selbst nicht immer die erforderliche Unbefangenheit des Urtheils zeigt. Die Ergebnisse der Arbeit sind also nur dann als sicher anzusehen, wenn sie noch von anderen Gesichtspunkten als von denen der Arbeit aus als gesichert erscheinen. Zweifelhafte Fragen sind nicht entschieden, da R.'s Methode keine Gewähr bietet, dass nicht auch echte Assonanzen als unecht beseitigt worden sind.

Den ihm von Koschwitz Rom. St. III, S. 170 ff. ertheilten Rath hat R. leider nicht mehr beherzigen können.

August 1879. Franz Scholle.

Englische Synonymik bearbeitet von Dr. K. Kloepper, Gymnasiallehrer in Rostock. Grössere Ausgabe für Lehrer und Studirende. Erste Lieferung A—Dauer. Rostock, Wilh. Werther's Verlag, 1880.

Der durch seine im Jahre 1878 erschienene kleinere englische Synonymik bereits vortheilhaft bekannte Verfasser hat sich der nicht geringen und verdienstvollen Mühe unterzogen, eine grössere für Lehrer und Studirende auszuarbeiten und ist dabei mit Recht vom Deutschen ausgegangen. Damit kommt er sicherlich einem langgefühlten Bedürfnisse entgegen, denn so viele synonymische Wörterbücher auch bisher vorlagen, so haben sie doch alle nur das englische Wort zu Grunde gelegt, was dem aus dem Deutschen Uebersetzenden lange nicht die Bequemlichkeit bietet, wie das vorliegende Werk. Nehmen wir beispielsweise gleich das erste Wort in dieser Lieferung: Abdanken, so würde ein von dem englischen Grundworte und Begriffe ausgehendes Wörterbuch zwar to abdicate und to resign nebeneinanderstellen, nicht aber, wie der Verfasser, in dem zweiten Artikel das Zeitwort auch in seinem transit. Sinne als „entlassen“ behandeln und „to discharge, to discard, to dismiss“, wie hier geschieht, dabei mit anführen. Oder neh-

men wir, um von A auf Z überzuspringen, das Zeitwort „zulassen“ als Grundwort an, so ergeben sich die gänzlich verschiedenen Bedeutungen: to admit mit allen seinen sinnverwandten Verben und to leave shut oder closed, wie in: „lassen Sie die Thür zu“, leave the door shut, was freilich nicht eine dem englischen Sprachgebrauche entsprechende Wendung wäre, da man sich in solchem Falle lieber negativ ausdrücken und don't leave the door open oder don't unlock the door, je nachdem, dafür sagen würde. Es kam mir nur auf ein Beispiel an, um die grundverschiedene Bedeutung mancher Wörter im Deutschen nachzuweisen, wie man das Wort in seinem ursprünglichen, etymologischen oder im übertragenen begrifflichen Sinne auffasst und anwendet. Freilich fehlt es an solchen Beispielen im Englischen auch nicht; aber in solchen Fällen entsprechen sich die Sprachen nicht. Ein zweites Beispiel ist „Anstand“, wofür der Verfasser nur „decency und decorum“ giebt, also den übertragenen, bildlichen Sinn allein im Auge hatte; hier wäre auch der concrete, welchen das Wort in Ausdrücken wie „auf dem Anstand stehen“ oder „Anstand nehmen“ hat, am Platze gewesen, was ich gleich beiläufig erwähne, um auf einzelne Mängel, die das Werk in meinen Augen wenigstens hat, hinzuweisen. Doch über diesen Punkt lässt sich streiten, da bei den concreten Bedeutungen die Nuancen nur selten oder gar nicht vorhanden sind. Hier hilft übrigens auch das gewöhnliche Wörterbuch aus.

Was nun die anderen Vorzüge dieser Synonymik betrifft, so bestehen sie darin, dass der Verfasser zuerst die möglichst genaue Erklärung des engl. Wortes in deutscher Sprache giebt, dann zahlreiche Beispiele aus engl. Autoren anführt oder selbstgefertigte aufstellt und dann die Etymologie der Synonyma bis auf die Wurzel hin verfolgt und angiebt. Ausserdem aber werden in vielen Fällen auch noch die Erläuterungen englischer Synonymiker als Anmerkung hinzugefügt, so dass das Werk an Vollständigkeit fast nichts zu wünschen übrig lässt. Die Ausstattung ist als eine vorzügliche und praktische zu rühmen; die Stichwörter treten durch Fettdruck scharf hervor; in den englischen Beispielen sind sie in Cursivschrift und die Typen im Texte sowohl wie in den Anmerkungen äusserst scharf und klar gedruckt. Wenn der Verfasser in den folgenden Lieferungen so fortfährt, wie in dieser ersten, so wird dem Werke gewiss eine ebenso günstige Aufnahme zu Theil werden oder eine noch günstigere als die, welcher sein kleines sich zu erfreuen hatte.

Es ist nur zu wünschen, dass er seine Arbeit recht bald vollende, damit sie bald als ein Ganzes vorläge. Der Preis, dies sei noch beiläufig erwähnt, ist so billig als möglich gestellt.

Leipzig. Dr. David Asher.

Die wichtigsten Eigenthümlichkeiten der englischen Syntax, von Dr. Otto Petry, Director der städt. Gewerbeschule zu Remscheid. 2. verbesserte Auflage. Remscheid 1879, Krumme.

Referent feiert einen kleinen Triumph, wenn er das Erscheinen der zweiten Auflage obigen Büchleins ankündigt, da er dasselbe 1876 bei Gelegenheit der ersten Auflage an dieser Stelle dringend empfohlen hat. Gewiss werden ihm alle Collegen, die das Buch beim Unterricht benutzt haben, Recht geben, dass es ein im höchsten Grade brauchbares Buch ist. Sämmtliche Regeln sind so deutlich gefasst, dass der Lehrer kaum nöthig hat, noch etwas zu ihrer Erläuterung hinzuzufügen; trotz ihrer Kürze enthalten sie alles für den Schüler Wichtige. Die Uebungsbeispiele sind zahlreich

und vorzüglich. Die zweite Auflage zeichnet sich durch eine Vermehrung des Vocabulars und durch Ausmerzung einiger unangenehmer Druckfehler aus. — Referent hat das Buch in der ersten Classe seiner höheren Töchterschule mit Schülerinnen, welche die Unter- und Mittelstufe von Plate's Lehrbuch durchgearbeitet hatten, mit bestem Erfolge benutzt. Er möchte das Buch noch besonders denjenigen Collegen und Candidaten des höheren Schulamts empfehlen, denen es darauf ankommt, in kurzer Zeit ihre Kenntnisse in der englischen Syntax einmal wieder aufzufrischen.

Braunschweig. A. Lüttge.

Storia della letteratura italiana compilata da Camillo Kantorowicz. Zurigo, Fed. Schulthess, 1879.

Die Verlagshandlung von Friedr. Schulthess in Zürich veröffentlicht seit einigen Jahren eine Reihe von Hilfsmitteln für das Studium der modernen Sprachen und Literaturen, die sich sowohl durch wissenschaftliche Haltung wie praktische Brauchbarkeit vor vielen anderen vortheilhaft auszeichnen. Die neueste Publication ist eine kurze italienische Literaturgeschichte von C. Kantorowicz in italienischer Sprache. Sie ist, wie der Verf. im Vorwort selbst angiebt, meist in genauem Anschluss an das betreffende Capitel in Joh. Scherr's allgemeiner Geschichte der Literatur (5. Aufl. Stuttgart 1875) ausgearbeitet worden. Leicht und frisch geschrieben, von innerer Wärme getragen, giebt sie auf wenig Bogen ein im Ganzen treues Bild von der literarischen Entwickelung Italiens. Doch scheint uns die Darstellung der Anfänge der Literatur und der zeitgenössischen Gestaltung derselben nicht so recht gelungen; freilich sind dies auch die schwierigsten Partien. Im ersteren Abschnitt hätte der Verf. die neue Literaturgeschichte von Bartoli (I. Bd. 1878) und die vortreffliche Monographie über die sicilianische Dichterschule von Gaspary (Berlin 1878) zu Rathe ziehen sollen; im letzteren wäre es besser gewesen, anstatt des langen Namenverzeichnisses, das zu nichts dient, eine kurze Charakteristik der Hauptrepräsentanten zu geben. Ebenso hätte in der Einleitung die Angabe der verschiedenen Ansichten über die Entstehung der ital. Sprache von Dante ab ohne Schaden für die Sache wegbleiben können; an ihre Stelle hätte eine bündige Darlegung der Resultate der italienischen Sprachwissenschaft treten sollen (etwa nach Caix).

Doch thut dies dem Werthe des Buches im Ganzen keinen grossen Eintrag, und wir können dasselbe jedem empfehlen, der sich in kurzer Zeit einen Ueberblick über die gefeierte Literatur Italiens verschaffen will.

Genf. A—.

Racconti di Pasíno Locatelli, Bergamo 1877.

Der Verfasser ist Professor am Lyceum von Bergamo und als Autor einer mehrbändigen Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Bergamasker auch in weiteren Kreisen bekannt, und die „Nuova Antologia" brachte vor mehreren Jahren eine der in den „Racconti" erschienenen sechs Novellen. Obgleich dieselben sehr verschiedenen Perioden der italienischen Geschichte angehören, — die eine spielt im alten Rom, die übrigen im Mittelalter und dessen Ausläufern — umfasst sie das gemeinsame Band eines und desselben Grundgedankens. Im Rahmen der Novelle will nämlich der Verfasser seine kunst-, cultur- und literaturgeschichtlichen Studien verwerthen und auf diesem Wege die Theilnahme einer für ernste Lectüre

nicht eben eingenommenen Lesewelt gewinnen. Wir wagen nicht zu entscheiden, in wie weit Locatelli seinen Zweck in Italien erreichen wird. Indessen scheint uns ausser Zweifel, dass diese auf gründlichen Studien beruhenden, in einfach-eleganter Form gebotenen Erzählungen für vorgerückte Schüler und literarisch gebildete Leser des Auslandes einen trefflichen Lesestoff bieten. Wenn sie gerade nicht spannend genannt werden können, so verdienen sie gewiss noch weniger das Epitheton des Ermüdenden. Sind sie doch alle von sauberster Ausführung, bestimmtester Gestaltung und geschmackvoll natürlicher Darstellung. Wenn auch in Italien der Markt mit Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Producte mehr und mehr überfüllt wird und ein Verga, ein Petrucelli, ein Capuana „e tutti quanti" die Lesewelt beherrschen, so ist es wahrhaft wohlthuend, Versuchen zu begegnen, welche die solide Tradition der guten, alten und zugleich grossen Zeit in neuen Formen zu wahren und zu verjüngen suchen. Br.

Correspondance française pour les maisons de banque. Vienne, R. Lechner.

Lehrern des Französischen, welche Veranlassung finden in Handelscorrespondenz zu unterrichten, kann Ref. das vorliegende kleine Büchlein bestens empfehlen. Es ist eine treffliche Sammlung von sehr gut geschriebenen franz. Musterbriefen, denen die erforderlichen Erläuterungen in deutscher Sprache beigegeben sind, und die verschiedenen Beziehungen, welche im praktischen Leben vorkommen, finden eine hinreichend erschöpfende Behandlung. Seit den älteren Ausgaben des Schiebe'schen Werkes giebt es nichts, was dem Lernenden eine so zweckmässige Anleitung zu Nachbildungen geben könnte.

Erwiderung auf die Recension, welche Hr. Dr. Lehmann im 2. Hefte, Band LXII des Archivs über die englische Grammatik von Dr. R. Sonnenburg veröffentlicht hat.

Gegen diese Recension, welche durchaus nicht in einem ruhigen und objectiven Tone geschrieben ist, und mehr in Ausdrücken, wie sie sonst nicht üblich sind, als in der Begründung der Behauptungen leistet, erwidere ich Folgendes.

I. Ich muss dem Recensenten die Befähigung absprechen, in grammatischen Dingen ein competentes Urtheil abzugeben. Wie wenig er mit dem correcten Englisch vertraut ist, hat er durch seine Behauptungen evident bewiesen. Es möge Jeder selbst urtheilen.

1) In meiner Grammatik steht, dass man nur sagen kann: „the cattle *are*". Hr. Dr. L. lehrt: „Cattle ist kein Plural, sondern gehört zu den Collectiven, wie family etc., die mit dem Singular und Plural verbunden werden können." Wenn Hr. Dr. L. die Lexika von Webster und Worcester nachschlägt, und sich die Mühe geben will sich bei einem gebildeten Engländer zu erkundigen, so wird er sich überzeugen, dass „the cattle *is*" ein grober Fehler ist.

2) In meiner Grammatik ist der Plural peoples Völker angegeben. Der Recensent behauptet: „peoples in der Bedeutung Völker wird gar nicht gebraucht, man sagt dafür „nations". Ich frage, wen versteht Hr. Dr. L. unter „man"? Der mustergültige Macaulay, Speeches II, 185, sagt: „If there be anything in which all *peoples*, *nations*, and languages have agreed

etc." Ausserdem geben die Lexika von Worcester und Webster die nöthige Belehrung.

3) Die Form yon als Demonstrativ habe ich in der Grammatik nicht angegeben, sondern nur yonder. Hr. Dr. L. behauptet, yonder sei meist veraltet, yon sei die gewöhnlichere Form. Wenn der Recensent die Lexika von Webster und Worcester nachsehen und gebildete Engländer fragen will, so wird er sich überzeugen, dass in der prosaischen Schriftsprache und in der correcten Umgangssprache nur yonder gebraucht werden darf, dass yon in poetischer Sprache gebraucht wird, und nur im Munde der gewöhnlichen ungebildeten Leute die gewöhnlichere Form ist; es ist ein „downright vulgarism".

4) In der Grammatik stehen Beispiele mit made *from* und made *of*. Der Recensent lehrt: „made *from* ist ein Sprachfehler, anstatt of." Der Recensent schlage einmal Webster und Worcester nach, da findet er eine Masse von Beispielen zu made from, z. B. unter ale, beer, soap; in „Chemistry by Roscoe, London 1878" stehen Beispiele auf S. 74, 75, 77, 79.

5) In der Grammatik steht: „riches ist eigentlich Singular, wird aber als Plural angesehen." Der Recensent lehrt: „Riches ist ein Plurale tantum und hat als Einzahl nur das Adjectiv rich." Wie falsch diese Erklärung in etymologisch-historischer Hinsicht ist, zeigt Webster: riches stammt von richesse her.

6) Der Recensent findet es sonderbar, dass der Nominative Absolute nicht unter den Regeln vom Gerundium steht. Was würde ein classisch gebildeter Philolog wohl sagen, wenn in einer lateinischen Grammatik der ablativus absolutus unter den Regeln vom Gerundium stände? Welch ganz absonderliche Ideen Hr. Dr. L. in grammatischen Dingen hat, geht schon daraus hervor, dass er die Sprachlehre eintheilt in „Formenlehre und Grammatik".

7) In der Grammatik steht, dass „die Armen" grammatisch als Masculinum aufzufassen ist, wie les pauvres, les malheureux, pauperes. Der Recensent behauptet, dies könne nicht Masculinum sein, denn „die armen Frauen gehören auch dazu". Wenn man nun zur Bezeichnung der ganzen Classe von armen Leuten den Singular von „die Armen" nimmt „der Arme", wie ist es da mit dem Masculinum? Beweist der Singular nicht deutlich genug, wie die Sache grammatisch aufzufassen ist?

8) In der Grammatik steht: „die einsilbigen Wörter auf o erhalten meistens ein stummes e." Der Recensent erklärt dictatorisch dies „meistens" für falsch, und giebt dann zum Beweise eine ganz unvollständige Aufzählung der Wörter auf oe, wobei er sogar nicht einmal alle die von mir in der Grammatik zusammengestellten aufführt. Es giebt ausserdem noch eine Anzahl auf oe, die ziemlich selten und daher in einer Elementargrammatik nicht am Platze sind.

9) Der Recensent tadelt den Satz: „England and France's army etc." Der Satz ist aus der bekannten englischen Schulgrammatik von Allen and Cornwell. Ich stelle die Autorität dieser Grammatik höher als die des Dr. L.

10) Von Aussprache und von dem Verhältniss der Aussprache zur Orthographie hat Rec. ganz unklare Ansichten; er behauptet, im Deutschen hätten wir weder stumme Consonanten noch stumme Vocale, und alles was in meiner Grammatik über stumme Buchstaben im Deutschen gesagt ist, sei unsinnig. Sollte Rec. gar keine Ahnung davon haben, dass die neueren Bestrebungen, die deutsche Orthographie zu vereinfachen, hauptsächlich darauf gerichtet sind, die stummen Buchstaben als überflüssige zu beseitigen? Was Hr. Dr. L. über die Aussprache von to sagt, ist grundfalsch, als einzelnes Wort kann es nur lang ausgesprochen werden, Webster giebt dies besonders an.

II. Der Recensent hat meine Grammatik so oberflächlich angesehen,

dass er nicht einmal weiss, was darin steht und was nicht. Er vermisst die Angabe des Unterschiedes zwischen „they know themselves und each other". In der Grammatik steht they killed themselves, each other etc. mit fetten Lettern. Ueber die Wörter „just, justly, late, lately etc.", welche er vermisst, sind besondere Uebungssätze gegeben.

III. Hr. Dr. L. hat kein Verständniss dafür, wie eine Elementargrammatik beschaffen sein muss, was zur Genüge daraus hervorgeht, dass er verlangt, ich solle den poetischen Sprachgebrauch berücksichtigen, und ich solle manche Regeln so fassen, dass der Schüler einfach auf die romanischen und germanischen Elemente verwiesen werde.

IV. Hr. Dr. L. giebt summarische und dictatorische Urtheile ab ohne alle Begründung. Er sagt, unter den Sätzen befänden sich viele, die gegen den Geist der Sprache wären. Warum führt er nicht einen einzigen an? Er hätte sich ein Verdienst erwerben können, wenn er dies gethan, dann hätte ich seine Bemerkungen für die nächste Auflage benutzen können. In der acht Seiten langen Recension finden sich kaum vier oder fünf Bemerkungen über ganz unbedeutende Einzelheiten, die vielleicht zu benutzen sind. Uebrigens dürfte es ihm sehr schwer werden, fehlerhafte Sätze in der Grammatik zu finden. Was er an Fehlerhaftem gefunden haben will, kann nur als Beweis von den Fehlern dienen, die er selbst gemacht hat.

Ludwigslust. R. Sonnenburg.

Bemerkung.

Im 2. Heft des 62. Bandes des „Archivs" befindet sich eine Kritik des unlängst erschienenen „Handbuchs zur Erlernung der französ. Sprache für praktische Anwendung von Dr. L. Däumler", deren Abfassungsweise den Unterzeichneten zu nachstehenden Bemerkungen veranlasst.

Die meisten in dem Buche enthaltenen Stücke sind zwar, wie Hr. Dr. W. sehr richtig bemerkt, in den verschiedenen französ. Lesebüchern aufzufinden; allein in welcher Chrestomathie sind diese Stücke aber in einer so äusserst sorgsamen Auswahl, immer vom Leichten zum Schweren fortschreitend, vorhanden? In welchem Lesebuche sind denn, wie in dem vorliegenden, alle Stücke für den Unterricht verwendbar? Wo sind die Anecdotes incomplètes in den Lehrbüchern von Plötz und Lüdeking z. B. zu suchen? Hat Herr Dr. W. diese treffliche Anleitung zur Anfertigung von kleineren französ. Aufsätzen ganz übersehen? Sind die Formeln für Briefe, Anzeigen, Telegramme u. s. w. gar keiner Erwähnung werth? Ob einige aus dem Zusammenhange herausgerissene Scenen aus irgend einem Theaterstücke vorhanden sind oder nicht, erscheint uns gleichgültig; Schülern der oberen Classen von höheren Schulen mögen die ganzen Stücke vorgelegt werden, wenn dieselben nun einmal in die Theaterliteratur eingeführt werden sollen. Uebrigens ist der Vorwurf, dass Gespräche und dergl. nicht vorgeführt würden, auch um deswillen hinfällig, als Verfasser in seiner Vorrede betont, das Werkchen möge nur bis zur II. Classe als Lesebuch gebraucht werden.

Ebenso wie die kritischen Bemerkungen des Herrn W. im ersten Theile seiner Besprechung meistens nur vom Standpunkte des Gymnasiallehrers zulässig erscheinen, so gewagt sind die Auseinandersetzungen im zweiten Theile derselben. Greifen wir nur einige Sätze heraus.

Zunächst wenden wir uns zu der Phrase: „Dem Kaufmann dürfte p. 19 bis 58 genügen. Was soll derselbe aber mit p. 58—170 beginnen?"

Der Herr Kritiker sollte wissen, dass auf einer Handelsschule nicht

nur ein Fachunterricht ertheilt, sondern auch in den verschiedenen Lehrfächern der Realschulen zum Theil recht Tüchtiges geleistet wird.

Dass auf der anderen Seite der Primaner einer Realschule, welcher eventuell das Werkchen auch gebrauchen könnte, das Material für historische Arbeiten in seinen Lesebüchern reichlicher finden kann, ist richtig; sind die durch solche Lectüre gewonnenen französ. Aufsätze aber wirklich immer so tadellos, dass gute Musterabhandlungen völlig entbehrlich erscheinen? Wir meinen, das, was vom Unterricht im deutschen Stil gilt, liesse sich auch in Beziehung auf die französ. Composition sagen: Gute Muster sind die beste Anweisung.

Von unserem Standpunkte aus ist also das Verdienst des Verfassers ein viel grösseres als das „einfach zweierlei Chrestomathien in ein Handbuch zusammengedrängt zu haben"; wir meinen, das vorliegende Werkchen sei eine schätzenswerthe Bereicherung unserer Schulbücher, ganz abgesehen davon, dass auch die Behandlung der französ. Correspondenz neu und recht praktisch ist.

Gotha. Dr. A. Schmiedefeld.

Miscellen.

Die Endung ons in der franz. Conjugation.

Die Endung der 1. Person Pluralis ist in allen Conjugationen: ons; dieses ons steht also für amus, émus, ímus und ĭmus. Wovon ist aber ons abgeleitet?

Verschiedene Ableitungen dieser Endung sind ja schon gegeben worden; da aber keine mich zufrieden stellen konnte, so habe ich mich bemüht, eine neue Lösung dieser Frage zu finden.

Diez giebt darüber keine Auskunft; nur beiläufig (Rom. Gr. II[3], 226) stellt er die Vermuthung auf, dass ons durch Analogie mit sumus – somes entstanden sein könnte.

Chabaneau, conj. franç. p. 82, sagt: ons, ez sind ganz regelmässige Ableitungen von amus, atis, welche schon in den ältesten Zeiten auf die übrigen Conjugationen ausgedehnt worden sind. So ganz regelmässig scheint mir diese Ableitung nicht zu sein, da ja aus lat. a regelmässig nie o werden kann. Allerdings ist ons durch Analogie entstanden, aber nicht durch Analogie mit der 1. lateinischen, sondern mit der 3. lat. Conjugation, wie wir sehen werden.

Delius in seiner Recension der 2. Ausgabe der Diez'schen Grammatik (s. Jhrb. für rom. u. engl. Philol. Band IX) äussert sich darüber, wie folgt: Das Räthsel erklärt sich aus den abgekürzten Formen am (ams), em (ems), im (ims), wo dann die eintretende Nasalirung die drei Vocale trüben und zu dem dumpfen o- oder u-Laute zusammenfassen konnte.“ Es ist aber nicht möglich, dass der o(u)-Laut durch Nasalirung entstanden sein konnte, denn wir finden die Endung omes schon zu einer Zeit, wo die Vocale durch folgendes m oder n keineswegs schon modificirt waren. In der Passion assonirt

31, 1 : 2 = marrimenz : ades
34, 3 : 4 = adun : Nazarenum
63, 2 : 3 = felon : senior
53, 1 : 2 = vid : esdevint,

im Leodegar

5, 5 : 6 = servid : devint
6, 5 : 6 = trestotz : sermons

und doch finden wir schon im Leodegar 1, 3: camtomp.

Erst im Alexius hat m oder n Einfluss auf den vorhergehenden Vocal e gehabt; denn in diesem Denkmal finden wir ent nur in Assonanz mit ent. Aber noch war die Modification so stark, dass ent mit ant assonirte. Die übrigen Vocale sind auch im Alexius von der Nasalirung noch nicht ergriffen —

dolor: maison etc. cf. G. Paris, Alex., Einleit. p. 82.

En und an mischen sich erst gegen das Ende des 11. Jahrh. zum ersten Male im Rolandsliede (P. Meyer, Mémoire de la soc. de ling. de Paris 1, 244 ff.). Selbst zu der Zeit, wo alle Vocale schon durch folgendes m oder n modificirt waren, sind doch noch die einzelnen Nasallaute geschieden, so assonirt in nur mit in, nicht mit ain, ein; un nur mit un. Von einem Uebergehen des einen Nasallautes in den anderen ist nicht die Rede (cf. G. Paris a. a. O. p. 36 u. 82; Böhmer, Rom. Stud. I, 600). Ich sehe deshalb nicht ein, weshalb dies bei der Conjugation geschehen sein sollte. Ich erkläre mir den Vorgang auf folgende Weise:

Fuchs, Rom. Spr. p. 55 sagt mit Recht: „Auch die Erscheinung wiederholt sich in den Sprachen, dass oft sehr alte Formen und Wörter, nachdem sie eine Zeit lang wie verschwunden gewesen sind, mit einem Male wieder auftauchen. In der That sind aber diese nur aus der Schriftsprache verschwunden, haben sich aber im Volksmunde fortwährend erhalten. Daher darf es nicht überraschen, wenn wir in den rom. Sprachen Wörter und Formen finden, die wir ausserdem nur aus dem frühesten Latein kennen." Daher kommt es, nach meiner Meinung, dass die alte Endung umus später oft für imus eintrat, z. B. ipsissumus, optumus bei Plautus; maxumus bei Sallust; legumus für legimus im Vulgär-Latein (wie ja noch umus in malumus, volumus, possumus, quaesumus, sumus sich erhalten hat). Ferner spricht sich ja ganz deutlich schon im Lateinischen und dann in den rom. Sprachen die Neigung aus, i mit u vor den Labialen zu vertauschen, z. B. lacrumas, lubido. frz. fumier pr. umplir, lumdar (viele derartige Beispiele cf. Förster, Rom. Stud. III, 188). So ist nun die Endung imus der Verba der lat. 3. Conjugation der Endung umus allmälig gewichen und letztere hat bei der Bildung der franz. Conjugation allen Verbis zum Vorbilde gedient. Aus umus entsteht ganz richtig ons (omes), schon im Vulgär-Latein ist der Uebergang von u zu o zu bemerken: aeternom, testimoniom ad clerom monasteriom (D'Arbois de Jubainville: la déclinaison latine en Gaule à l'époque des Mérovingiens, p. 44) quaesomus, somus cf. Schuchardt, Vocal. des V. Lat. I; volomus cf. Choix I, 17. Es genügt schon bloss an die berühmte Grabschrift der Scipionen zu erinnern: Honc oino ploirume consentiont, duorono optumo fuisse viro; Luciom Scipione, filios Barbati, consol. — So entstand aus vendumus (für vendimus) vendums vendoms, vendons.

An die 3. Conjugation können sich die übrigen Conjugationen angebildet haben; so trat oms an die Stelle von ems und ams.

Beispiele, dass im frühesten Französisch noch richtige Ableitungen von emus und amus vorhanden sind, finden wir im Leodegar v. 1 und Eulalia v. 26.

Leod. 1: Domine deu devemps lauder, wobei devemps gleich debemus ist. Eulalia 26: Tuit oram, que pro nos degnet preier.

Ich lese mit Diez oram und nicht wie Bartsch (in seiner Chrestomathie) und G. Paris (sur le rôle de l'acc. lat. p. 130): orem. Oram ist der Imperativ, der aber dieselbe Form hat wie die erste Person Pluralis des Praes. Indic. „Oram ist," wie Diez, Altrom. Sprachd. p. 31 sagt, „so viel wie oremus, aber nicht daraus entstanden," sondern aus oramus.

Was meiner Ableitung der Endung ons entgegen sein könnte, wäre die Betonung: vendons ist flexionsbetont, während vendumus stammbetont ist. Jedoch ist wohl hier ebenso wie beim Perfectum eine Accentversetzung anzunehmen: dimes altfz. de(s)ismes erhalten wir nicht aus díxĭmus, sondern dixímus.*

---

* Die ital. Endung der 1. Person Plur. Indicat. kann man nicht von umus ableiten. Aber es ist wohl anzunehmen, dass jede Sprache gerade bei diesem Falle ihren eigenen Weg gegangen ist.

Mebes im Jhrb. Bd. XIV kam ebenso wie ich zu demselben Schlusse, dass die Meinung von Delius zu verwerfen wäre. Mit seiner Ableitung der Endung ons kann ich mich nicht einverstanden erklären.

J. Rothenberg.

Ueber eine Professorenkomödie aus jüngster Zeit.*

Wenngleich der Versuch, die mancherlei Eigenthümlichkeiten, die dem rein idealen, vom Leben abgewandten Treiben der Gelehrten anhangen, auch auf der Bühne zum Gegenstand der Satire oder possenhafter Belustigung zu machen, keineswegs originell ist, so ist mir doch kein deutsches Lustspiel grösseren Umfanges bekannt, das lediglich ein Carricaturbild des Professorenthums vorzuführen suchte. Das Streben, die Zuschauer einen ganzen Abend hindurch mit den Ausartungen und Lächerlichkeiten des Gelehrtenthums zu unterhalten, nur gelegentlich anderen Interessen einen Raum zu gönnen, ohne dabei langweilig zu werden, ist das wirklich Originelle an der „historischen Komödie", die wir in historischer und ästhetischer Hinsicht zergliedern wollen.

Tendenz dieses Stückes ist es, das Göttinger Professorenthum in dem vorletzten Decennium des 18. Jahrhunderts als Träger der geistigen Stabilität hinzustellen, während ihm gegenüber das von Schiller's Pathos gehobene Studenten- und Schauspielerthum als Vorboten einer neuen lichtbringenden Zeit erscheinen. Historisch ist an dem Lustspiele Nichts, — als die Namen eines Schlözer, Pütter, Kästner, Michaelis u. a. Statt diese namhaften Gelehrten so zu schildern, wie sie die Geschichte kennt, werden beliebige Monstra und possenhafte Figuren vorgeführt, so dass der Titel besser „unhistorische Posse" als „historische Komödie" lautete.

Pütter z. B., ein feiner, hocharistokratischer Herr, erscheint stets in isabellfarbenen Strümpfen, denn das deutsche Reich könne ja einstürzen, während Prof. Pütter die Strümpfe wechsele. Schlözer,** der vielgereiste, in das diplomatische Getriebe der Höfe wohleingeweihte, für politische und religiöse Freiheit streitende und darum von den kleinstaatlichen Regenten bitter gefürchtete Mann, muss sich von einem Schauspieldirector sagen lassen, „dass er nie von der Leine fortgekommen sei." Michaelis, ein Vorläufer der freien Schriftforschung, wird zu einem beschränkten Orthodoxen gemacht, der seine Familie mit mechanischem Bibellesen quält. Ein Physikprofessor und ein zoologischer College und Katzenfreund sind nur Ausgeburten einer wenig gezügelten Phantasie. Auch die Vertreter des Fortschrittes in dem Professorencollegium selbst tragen historische Namen, ohne irgendwie ihren historischen Charakter zu bewahren. Kästner, der dürr verständige, phantasie- und gemüthsarme Epigrammendichter, der sein Leben lang Gottsched'schen Theorien huldigte, wenngleich er auch gelegentlich den Leipziger Dictator lächerlich machte, ein Gegner Klopstock's und aller höheren Poesie, überdies damals ein vorgerückter Sechziger, wird hier zu einem begeisterten Jüngling und Liebhaber einer Professorentochter im Backfischalter, wie zum redseligen Verkündiger der Schiller'schen Muse. Allerdings ist es historisch, dass Kästner mit seinen Göttinger Collegen mancherlei Streitigkeiten persönlicher, nicht principieller Art, hatte, am wenigsten aber stand er zu seinen weit höher begabten Zunftgenossen in einem Gegensatze, wie der des Lichtes zur Nacht.

---

* Helbig, die Komödie auf der Hochschule, Leipzig 1879, Ph. Reclam.

** Letzterer und seine monströs gelehrte Tochter sind nur in die Bühnenbearbeitung aufgenommen.

Auch Hofrath Heyne schwört das Professorenthum der alten Zeit ab und bekehrt sich zu der neuen Schiller'schen Aera. Auch das muss den Kenner der Literatur seltsam anmuthen. Freilich pflegte der überaus eitle Herr Hofrath, der am Professorenhochmuth mehr litt als Schlözer und Michaelis, die Werke der Classiker mit ästhetischen Randbemerkungen zu versehen; aber zwischen diesem ästhetischen Blumenkohl, wie ihn Heyne in den Gärten der antiken Muse aufzog, und den himmelragenden Alpenpflanzen Schiller'scher Dichtung ist doch eine Kluft, die nur eine leichtbeflügelte Phantasie zu durcheilen vermag.

Im Verein mit Kästner und Heyne sind ein Schauspieldirector und eine sentimentalisirende Schauspielerin das, was Apollo in der griechischen Mythologie — Licht- und Culturbringer. Als Herzog von Cumberland auftretend, muss der Herr Schauspieldirector den Professoren die Leviten lesen, und die Schauspielerin muss bei Gelegenheit eines zärtlichen Tête-à-Tête dem herzlich beschränkten Physikprofessor erst noch beweisen, — dass er „ein kleiner Geist" sei. Die Waffen, mit denen diese auf das bezopfte Professorencollegium losschlagen, sind Schiller's Räuber und Schiller's Fiesco. Mit solchen Waffen lässt sich freilich trefflich kämpfen, die Erfolge müssen erstaunliche sein. So sind denn am Ende des Stückes sämmtliche Studenten, Frauen und Jungfrauen Göttingens für die neue Aera gewonnen, ein Pereat, das den Professoren gebracht wird, kündet den Bruch mit der altfränkischen Zeit an. Mehr noch, die ältere Tochter des gottseligen Michaelis, die altfränkische, bibelfeste Susanna, verliebt sich in den Schauspieldirector und will unter die Komödianten gehen und der tiefbetrübte Vater verspricht ein reuiges Pater peccavi, um nur die geliebte Tochter heimkehren zu sehen.

Wenngleich noch kein ästhetischer Codex das Verhältniss des historischen Dichters zur Geschichte festgestellt hat, so setzt ein solches willkürliches Spielen mit Namen und Personen doch ein Verhältniss zur Muse Kleio voraus, das bisher nicht als legitim galt.

Doch auch ästhetisch betrachtet leidet das Stück an unvermittelten Uebergängen, schroffen Katastrophen, Effect- und Applausscenen, an Fehlern also, die es zur Posse degradiren. Schon die Witzchen und Spässchen, deren Objecte ausnahmslos die Professoren sind, erscheinen allzu gesucht und possenhaft. Es scheint, dass Eckstein's Lorbeeren die Nachtruhe der dii minorum gentium ernstlich beunruhigen.

Da tritt ferner eine wahrhaft monströse Doctorin der Philosophie auf, die mit lateinischen Brocken um sich wirft und nur von Griechen und Römern redet — und schon bei den ersten Klängen eines Studentenliedes reisst sie die blaue Gelehrtenbrille ab, um mit einem Bruder Studio in die böhmischen Wälder zu gehen. Die Bekehrung des orthodoxen Haustyrannen Michaelis, der doch seine entsprungene Tochter einfach per Polizei zurückholen konnte, und seiner streng erzogenen Tochter sind zu wenig motivirt. Das Auftreten des Pseudoherzog von Cumberland wirkt mehr possenhaft als komisch, und die Liebesscene mit der Schauspielerin wäre im Interesse des guten Tactes besser fortgeblieben.

Indessen solche Stücke haben den Beifall einer Tagesrichtung, die im leichten Phrasennebel sich am behaglichsten fühlt und alles sichere Wissen in den Staub der Erde hinabwirft. So ist denn vorliegendes Stück, auch ohne Anwendung besonderer Reclame in zahlreichen Exemplaren verkauft worden, hat auch die Bretter zweier Provinzialbühnen betreten und die Casse manches Theaterabends gefüllt.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Dr. Eduard Lasker als Sprachforscher.

Unter obigem Titel bringt die Berliner Post einen Aufsatz, den wir hier im Auszuge mittheilen.

Dass Herr Dr. Lasker ein Mann ist von vielseitigen Interessen und wunderbar allseitigen Fähigkeiten, das ist bis in die entferntesten Winkel Deutschlands bekannt; hatte er doch neben seiner Thätigkeit in der nationalliberalen Fraction des Reichstages und Landtags nach Erfüllung der Obliegenheiten, die einem Manne von seiner Stellung die Gesellschaft auferlegt, immer noch Zeit und Kraft, über Alles und einiges Andere zu sprechen und zu schreiben. Eine solche Natur ist nicht geeignet, die ihr plötzlich zuerkannte Ruhe von parlamentarischen Geschäften als ein otium cum dignitate zu ertragen: so benutzt denn auch Herr L. die gewonnene Zeit zu Streifzügen in das Gebiet der Sprachwissenschaft. In dem Novemberheft der Deutschen Rundschau, Seite 269—309, veröffentlicht er einen Aufsatz: „Ursprung, Zweck und Entwickelung der Sprache", und am 8. Nov. hielt er vor einem Laien-Publicum einen Vortrag, der die Frage beantworten sollte: Wozu studirt man Sprachen? Die Bedeutung des Herrn Lasker in den Augen vieler Zeitgenossen ist jedoch eine so grosse, dass man nicht mit einem blossen mitleidsvollen Achselzucken an ihm vorübergehen darf. Und vielleicht gelingt es, Herrn Lasker noch im letzten Augenblick zu überzeugen, dass er auf dem besten Wege ist, sich dem Fluche der Lächerlichkeit auszusetzen.

Was Herrn L. in seinem Aufsatze in der Deutschen Rundschau so unendlich tief stellt, ist der Umstand, dass er keine Ahnung davon hat, dass er über Dinge redet, die seit einem Jahrhundert die edelsten und tiefsten Geister unserer Nation beschäftigt haben. Er setzt sich hin und denkt über Ursprung, Zweck und Entwickelung der Sprache nach. Eine hundertjährige Geistesentwickelung einfach zu ignoriren, muss sich schwer rächen: so sind denn auch die philosophischen Erörterungen des Herrn L. im Vergleich mit den Betrachtungen Humboldt's und Steinthal's das Trivialste, was ein Mensch mit fünf Sinnen über die Endfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, die sich mit den Endfragen alles Wissens decken, schreiben kann; die Unkenntniss alles dessen, was die vergleichende und historische Grammatik seit Bopp und Grimm über Entwickelung der Sprachen und Verhältniss derselben zu einander zu Tage gefördert hat, giebt Herrn L. Gelegenheit, sobald er auf die Entwickelung der Sprache und Thatsachen zu sprechen kommt, in den elementarsten Dingen eine Unkenntniss an den Tag zu legen, die mit Rücksicht auf den Ort, wo sie vorgetragen wird, als eine Schmach für Deutschland gegenüber dem Auslande bezeichnet werden muss.

So schreibt Herr Lasker Seite 289: „Aber selbst wenn Semitisch, Slavisch, Tartarisch, Indogermanisch zuletzt auf eine gemeinsame Quelle hinführten, so würde diese Quelle weder geschichtlich noch begrifflich der Ursprache der Menschen, dem ersten Werdeprocess der Sprachbildung nahe bringen." Herr L. weiss also nicht einmal, dass das Slavische eine indogermanische Sprachfamilie ist, wie etwa Griechisch oder Keltisch, eine Thatsache, die sich in jedem Leitfaden der Geographie oder Geschichte für die Unterclassen der Gymnasien und für Töchterschulen angegeben findet. Ich verweise z. B. auf den Leitfaden zur Geschichte des deutschen Volkes von D. Müller (1878) Seite 1, der in den Händen 10- bis 12jähriger Mädchen ist; auch Liese's Methodik des deutschen Unterrichts, die für die Lehrer einclassiger Volksschulen geschrieben ist, bietet in der Einleitung die nöthige Belehrung. Elementarere Bücher sind mir nicht zur Hand. Ausführlicher orientirt Schleicher, die deutsche Sprache, ein 1859 erschienenes und nun in 4. Auflage vorliegendes Werk, das den Zweck hat, das Verfahren und die Ergebnisse der Sprachwissenschaft jedem Gebildeten zu-

gänglich zu machen, Seite 72 bis 87. Max Müller's Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, die in England jede junge Dame kennt, dürften Herrn L.'s Beachtung im Allgemeinen empfohlen werden, für obige Frage im besonderen I, 166 ff. der deutschen Ausgabe. Wenn auch Herr L. über Dinge schreibt, von denen er nichts weiss, so ist es mir dennoch kaum glaublich, dass er Sachen schreibe, bei denen er sich nichts denkt. Er muss daher, wenn er Slavisch von Indogermanisch trennt und dem Semitischen anreiht, einen Grund gehabt haben. Sollte er etwa an die Verhältnisse in Polen gedacht haben? Den russischen Blättern ist es gewiss nicht übel zu nehmen, wenn sie die dem Slavischen zugewiesene Stelle zwischen Semitisch und Tartarisch als einen Ausfluss des Slavenhasses der Gebildeten Deutschlands verschreien; wer sollte auch eine solche Unwissenheit nur für möglich halten?

Herr L. beginnt seinen Aufsatz damit, dass er in salomonischer Weisheit redet von den Cedern des Libanon bis zum Ysop, der an der Wand wächst, und dann den durch seine Neuheit geradezu überraschenden Gedanken ausspricht, dass die Sprache die unüberschreitbare Grenze zwischen Mensch und Thier zieht. Ich weiss nicht, ob Herr L. glaubt, durch seine auf der Strasse aufzuraffenden Bemerkungen die von Zoologen und Ethnologen wie Darwin, Jäger, Gerland und anderen aufgestellten entgegengesetzten Ansichten widerlegt zu haben: vermuthlich kennt er solche Arbeiten gar nicht. Dass die Sache nicht so einfach liegt, wie er denkt, mag er aus den erwähnten Werken Steinthal's (S. 222 ff.) und M. Müller's (I, 333 ff.) ersehen. Die Sprache ist, wie wir weiter belehrt werden, jedoch nur die äussere Grenze, im letzten Grunde liegt diese in dem dem Menschen innewohnenden „Mittheilungsbedürfnisse“, das in einem gewissen Grade allerdings auch dem Thiere eigen ist. Die Sprachmittheilung beginnt erst, wo der Geselligkeitstrieb die Mittheilung veranlasst. Dieser Geselligkeitstrieb ist nun ein Bestandtheil des Menschen, der, nachdem zur ersten Paarung der Naturtrieb geleitet hatte, sofort rein zum Vorschein trat in der Art und Nachwirkung des Familienbandes. Die Thiere entlassen die Nachkommen, sobald sie zu selbständiger Ernährung tauglich sind, und selbst wo die Zucht sie bei einander hält, stellt sich mit der Möglichkeit selbständiger Existenz zwischen den Jungen unter einander, zwischen Jedem von ihnen und den Alten vollständige Entfremdung ein. Unter den Menschen aber bleiben die Eltern, die Geschwister, die nahen Angehörigen durch ein intimes Band vereinigt, wenn die Geschicke nicht gewaltsam auseinander reissen, und es findet sich bald die Form, welche die Familie zu einer, von den persönlichen Neigungen unabhängigen Einheit macht (S. 275). Dies sind Einfälle eines Mannes, der, um mich schonend auszudrücken, von Gelehrsamkeit und Wissen völlig unabhängig ist. Die ethnologischen Forschungen der Neuzeit haben gerade gezeigt, dass das Familienband eine bedeutende Cultur-Errungenschaft ist, und dass viele wilden Völker, die längst eine Sprache besitzen, diese Culturstufe noch nicht erreicht haben.

Dieser Geselligkeitstrieb, der schon nach der ersten Paarung so Wunderbares leistete, konnte seine vollendete Verwirklichung in keiner anderen Weise finden, als in der Sprache. Hören wir nun, in welch' widerlicher Weise eine Mannesseele sich die ersten Stadien im Geselligkeitstrieb ausmalt: Wo zwei Menschen — männliches und weibliches Wesen? oder auch bei zwei männlichen Wesen? — bei einander sind, ruft der Geselligkeitstrieb die Lust zum innigsten Verkehr hervor. Für die ersten rein sinnlichen Zwecke genügt die Annäherung, Berührung, das Betasten, der innige Anschluss, die Umarmung. Aber so mächtig die körperlichen Verbindungen sind, durch welche der eine Lebensstrom in den anderen fliesst, so reichen sie doch nur aus für solche vereinzelte Beziehungen, die nur gelegentlich und nach grossen Zwischenräumen geübt werden, meist also unterbrochen sind. Sie kommen unmittelbar aus dem Drang der Empfin-

dungen, steigern sich mit diesem bald bis zum Höhenpunkte, und weichen der Abspannung; eines continuirlichen Zusammenhanges sind sie nicht fähig und sie enthalten keine Mittheilung in irgend einem bestimmten Ausdruck, als nur der Lust und Hingebung. Selbst unter dem Einfluss vernünftiger Mässigung ist die Scala der Liebkosungen klein und bald stellt sich die Ermüdung ein, welche bis zur Ueberwindung der aus der Sättigung entstandenen Unlust die Vereinigten auseinander bringt, und weil die Unlust, oder doch die naturgesetzlich auferlegte Enthaltung über den weit grösseren Zeitraum sich erstreckt, bildet die Trennung den regelmässigen Zustand. Die höhere Stufe dieses Geselligkeitstriebes äussert sich in dem fortwährenden Mittheilungsbedürfnisse, das in seinen einfachsten Umrissen sich so darstellt, dass unter zwei Gesellschaftern der eine sich angeregt fühlt, was er selbst erfahren hat, dem andern durch einen verdeutlichenden Ausdruck verständlich zu machen, der andere sich angeregt fühlt, dies Mitgetheilte zu begreifen, und der letzte Zweck auf beiden Seiten ist ein möglichst nahes Mitempfinden, welches als höchste Lust und höchstes Verlangen den Menschen eingepflanzt ist. Ob diese Urmenschen wohl schon die jours fixes gekannt haben und ob sie alle so mittheilungsbedürftig waren, als Herr L.? Ihrem Mittheilungsdrang nachzukommen, dazu standen ihnen die „originären“ Hülfsmittel, die Bewegungen der Glieder zu Gebote. Sie gebrauchten also zuerst kräftig ihre Arme und anderen Glieder, dann stiessen sie Laute und Lautcomplexe dazu aus; letztere, Anfangs Hilfsmittel, werden die Hauptsache, und die Arm- und Beinbewegungen dienen nur mehr zur Erläuterung; endlich liess man dies Hilfsmittel noch fallen: „wurde das Schwimmen vorher durch wiederholte Stoss- und Curvenbewegungen der Arme, später durch eine kurze Lautcombination verständlich gemacht, so musste natürlich die mühevollere, länger dauernde Arbeit der Armbewegungen wegfallen.“ So gelangte man in das Stadium, in dem die Lautäusserungen zur umfassenden Regel geworden sind, man hatte eine Sprache. So tief ist also unsere Bildung gesunken, dass in einer Zeitschrift, die im Auslande weitaus als Ausdruck der geistigen Bewegung Deutschlands betrachtet wird, Aufsätze, würdig einer Bierzeitung, erscheinen können.

Es wäre eine Versündigung an der Sprache, Herrn L. widerlegen zu wollen. Ich werde nur ein paar Fragen aufwerfen: Welches mögen wohl im ersten Stadium der Sprachbildung die Bewegungen der originären Hilfsmittel gewesen sein, wenn ein Gesellschafter sich angeregt fühlte, dem anderen mitzutheilen, dass ein Wolf ihm ein Schaf zerrissen, oder seine Kuh gekalbt habe? Mit welchen Bewegungen stellte er den Wolf, das Schaf, die Kuh, das Kalb dar? Hat Herr L. sich nicht einmal die Frage aufgeworfen, woher denn seine Urmenschen, die sich vom Thiere nur durch das höhere Mittheilungsbedürfniss unterschieden, die Vernunft hatten oder herbekamen? Weiss er, dass unter den bedeutendsten Forschern der Neuzeit hier der Ruf ertönt: Keine Sprache ohne Vernunft! So unvernünftig und vorwitzig scheint er nicht gewesen zu sein, sich mit solchen Fragen zu quälen.

Dass die Lautsprache ursprünglich nicht allein der Rede genügen konnte, der Geberde bedurfte und sich erst allmälig unabhängig machte, ist ein Gedanke, der wohl älter als Herr L. ist.

Wahrhaft belustigend ist es, zu sehen, wie nun Herr L. mit der so gewonnenen Sprache, die in einer Combination von Worten besteht, seine Menschen wirthschaften lässt. Wie er sich bei der Frage nach dem Ursprung der Sprache die Frage nicht vorlegte, ob etwa wohl schon Leute vor ihm darüber ernstlich nachgedacht und geschrieben hätten, so ignorirt er vollständig, dass wir bei der Frage nach der weiteren Entwickelung des Sprachstoffes vielfach historisches Gebiet betreten, dass er hier auf Schritt und Tritt als Sonntagsjäger gefasst und nach seiner Berechtigung gefragt werden kann. Zudem befindet sich Herr L. öfters nicht nur in schreienden

Widerspruch mit den sichersten Resultaten der Sprachwissenschaft, sondern auch — was bei seinen verschwommenen und jedes Anhalts entbehrenden Meinungen leicht begreiflich ist — mit sich selbst. Ein in mancher Hinsicht Erheiterung bietendes Beispiel findet sich S. 294. Der Mensch hatte, wie Herr L. bemerkt, einen Reichthum von „Wortbezeichnungen" erlangt, mit denen er nur Gegenstände, Dinge aneinanderreihen konnte, während ihn allermeist das Ereigniss, welches die Beziehungen der Dinge zu einander und zu ihm selbst herbeiführte oder veränderte, zur Mittheilung anregte. Diesem Missstand suchte er abzuhelfen und dies geschah durch den Gebrauch von Thätigkeits- und Verhältnisswörtern, welche aus jener Anregung, theils neu erschaffen — fing auch hier wieder mit den originären Bewegungsmitteln an? — theils zu neuem Zwecke benutzt wurden, und geschah ferner dadurch, dass die Wörter an irgend einer Stelle, zumeist vor und nach der Wurzel mit End- und Anfangslauten, mit Buchstaben und Silben versehen wurden, welche je nach den Beziehungen zu einander in einer bestimmten Weise verändert wurden." Dies wird nun durch ein Beispiel erläutert: Hund und Schaf waren in der Obhut des zurückgebliebenen Wärters; so lange sie sich ruhig oder im gewöhnlichen Verhältniss zu einander befanden, hatte der Wärter dem Heimkehrenden nichts zu berichten. Eines Tages biss der Hund das Schaf und der Wärter wollte dies berichten; ihm standen aber nur die beiden Wurzeln (can: Hund, ov: Schaf) zu Gebote und das Beissen konnte er durch das Aufschlagen der Zähne andeuten, also brachte er beide Laute hervor und machte das Zeichen des Beissens; jetzt musste aber die Verständigung gesucht werden, ob der Hund das Schaf, oder das Schaf den Hund gebissen habe — sollte dies überhaupt je zweifelhaft gewesen sein? — Diese Mittheilung wurde erst durch begleitende Zeichen erreicht, welche Subject und Object andeuteten, später wurden die Zeichen durch die differenzirten Endungen is und em, canis — ovem. Unter Umständen war auch zu beachten, ob der Vorfall vorüber sei oder erst jetzt sich ereigne; hierzu dienten andere Zeichen, welche Gegenwart und Vergangenheit ausdrückten, und abermals wurden die Zeichen durch die Lautbiegung in dem Worte „beissen" ersetzt. Constatiren wir zuerst, dass Herr L. im letzten Satz ein Wort „beissen" hat, an dem schon die Zeichen der Gegenwart und Vergangenheit ausgedrückt werden, dass er im vorletzten Satz das Beissen noch durch Aufschlagen der Zähne andeuten lässt. Constatiren wir, dass Letzteres dem, was er S. 281 über Schwimmen bemerkt hat, widerspricht: nach seiner Theorie müssen wir überhaupt erwarten, dass man nur Wörter für Thätigkeiten hatte und nicht für Dinge. Constatiren wir, dass Herr L. über die einfachsten sprachwissenschaftlichen Begriffe „Wurzel" und „Wort" im Unklaren ist: was würde er wohl zu dem sagen, der über Architectur schriebe und beständig Begriffe wie Fundament und Dachsparren verwechselte? Constatiren wir ferner, dass Herr L., unabhängig von jeglichem Wissen, sich einbildet, dass sämmtliche Sprachen wie das Latein flectirten, dass er nicht weiss, dass es Sprachen giebt, die, obwohl sie von hunderten Millionen Menschen gesprochen werden und eine grosse Literatur haben, noch heut zu Tage auf eine blosse Reihenfolge ungegliederter unveränderlicher Bedeutungslaute angewiesen sind.

Dass Herr L. sich die Menschen der Vorzeit ebenso redselig und mittheilungsbedürftig denkt, wie sich selbst, dazu muss ihn schon die ihm angeborene Bescheidenheit verleiten, die so gross ist, dass er in der Eingangs besprochenen Stelle die Semiten primo loco aufführt und den Indogermanen einen Platz hinter den Tartaren anweist. Was nun der Mensch à la Lasker „mit Eifer und Liebe erschaffen hat, will er nicht sofort untergehen lassen, und was schön gelungen ist, soll auch scheinen und Viele erfreuen." Die natürliche Aufbewahrerin, die Erinnerung, die musste im Laufe der Zeit sich unzulänglich erweisen: sie vergass entweder das mit Eifer und Liebe

Erschaffene oder gab das schön Gelungene willkürlich wieder. Hierfür verdiente sie wirklich eine exemplarische Strafe: man pensionirte sie und erfand die Schriftzeichen. Herr L. ist wirklich ein grosser — Gelehrter, woran selbst die Anmerkung, die er S. 303 zu diesen Betrachtungen macht, keinen Abbruch thun kann: „Wann und wie die Buchstaben entstanden sind, interessirt für diese Untersuchung nicht. Räthselhaft ist der Vorgang nicht, sogar viel leichter erkennbar, als manche Erfindung des einfachen Haushaltes.“ Sollte Herrn L. auch die Thatsache unbekannt sein, dass nahezu sämmtliche Culturvölker alter und neuer Zeit — also Inder, Iranier, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven und auch die Juden — überhaupt kein Alphabet erfunden haben, sondern zum Theil sehr spät und in völlig historischer Zeit unter einander und im letzten Grunde von einem Volke erborgten?

Gehen wir nun zu Herrn L. in den Saal des Handwerkervereins. Wer konnte wohl berufener sein, über die Frage zu sprechen: Wozu studirt man Sprachen? Ich erwartete als Antwort: Damit man nicht solche Dinge schreibt, wie in der Rundschau ein Herr Eduard Lasker gethan hat. Ich habe mich jedoch getäuscht. Herr L. fand es für nöthig, ziemlich im Anfang der Vorlesung keinen Zweifel aufkommen zu lassen, was man von ihm zu erwarten habe. Nachdem er die grosse, aber fast gänzlich unbewusste Mühe, die wir auf die Erlernung unserer Muttersprache von früher Jugend an verwenden, in passenden und unpassenden Worten — das Dienstmädchen wurde citirt — hervorgehoben, behandelte er das Verhältniss der Gebildeten zum Dialekt und verkündete mit grosser Emphase die ersichtlich ihm noch ziemlich neue Erkenntniss, dass die Volkssprache auch eine Grammatik und Regeln habe, die nur von denen der Sprache der Gebildeten öfters abwiche.

Wozu studirt man Sprachen und nicht, wozu lernt man Sprachen, ist das Thema. Dies forderte zur Darlegung des Unterschieds von Studiren und Lernen heraus. Eine Sprache lernen heisst nach Herrn Dr. Lasker's Definition sich eine solche zu einem bestimmten Zweck aneignen, um sie zum Sprechen oder Correspondiren oder Lesen zu verwenden; eine Sprache studiren heisst, sich eine solche aneignen ohne einen solchen Zweck. Aus dieser Definition gingen nun alle die Ungeheuerlichkeiten hervor, in die der Vortragende gerieth: Hieraus folgerte sich die Behauptung, dass Französisch und Englisch auf dem Gymnasium gelernt, Latein und Griechisch studirt werden; hieraus die Forderung, Latein und Griechisch sich bei Leibe nicht zu dem Zwecke anzueignen (Studiren? Lernen?), um etwa die Literatur kennen zu lernen, dies wäre eine kaum zu verantwortende Verschwendung von Zeit und Kräften und wird durch die meisterhaften Uebersetzungen überflüssig gemacht; hieraus die Ansicht, dass es nicht gut gehe, zwei Sprachen neben einander zu studiren, da die Erfahrung zeige, dass man das in Quarta angefangene Griechisch nicht so vollkommen lerne, als das früher begonnene Latein, welche umgekehrte Erfahrung eintrete, wenn man Griechisch zuerst lerne.

Halten wir einmal an, um Herrn L. klar zu machen, was eine Sprache studiren heisst. Da er mit Begriffen eben so wenig umzugehen versteht, wie das Kind mit dem Feuer, so wähle ich ein Beispiel. Wenn man von Studiren in Bezug auf Sprachen auf dem Gymnasium überhaupt reden darf, so gilt der unumstössliche Satz: Französisch wird studirt, Latein wird gelernt; das heisst, unsere Lehrbücher des Französischen für mittlere und obere Classen — Ollendorf giebts daselbst nicht — sind so eingerichtet, dass der Schüler ein Verständniss dafür bekommt, dass das Französische nicht etwas in seiner Totalität Gegebenes ist, sondern etwas historisch Gewordenes; wenn er sieht und erfährt, dass stupidement aus stupida mente entstanden ist, und ähnliches, so erhält er einen Einblick in die Sprachbildung, ihm wird klar, was das Aristotelische Wort, das sowohl die Forderung der historischen als der Naturwissenschaften ist und nur Herrn L. verborgen blieb, was das Wort sagen will: Das Wesen kann nur aus dem

Werden erkannt werden; kurz, er wird dadurch in das Studium der Sprachen eingeführt werden. Daraus folgt nun aber, dass das Studium einer zweiten verwandten Sprache nicht nur nicht hinderlich ist, sondern die Erkenntniss des Wesens und der Entwickelung der ersten Sprache auf alle Weise fördert; daraus folgt, dass die Frage, wozu studirt man Sprachen, mit der heutigen Streitfrage, soll Latein und Griechisch in den Gymnasien getrieben werden oder nur ersteres, gar nichts zu thun hat, da der Schüler Latein und Griechisch gar nicht auf dem Gymnasium studirt, nicht studiren soll und auch gar nicht studiren kann.

Geben wir wieder Herrn L. das Wort. Wenn wir nun die antiken Sprachen nicht zu dem Zwecke lernen (? studiren ?), um in den Geist und das Wesen der alten Welt, worauf unsere ganze moderne Bildung beruht, einzudringen; zu welchem Zweck quälen wir uns denn mit ihnen ab? Um einen Vergleichungspunkt für unsere Muttersprache zu gewinnen. Können wir aber nicht unsere Muttersprache an sich studiren, oder sind, wenn wir bloss einen Vergleichungspunkt brauchen, nicht die neueren Sprachen genügend? Hierauf antwortete Herr L. mit zwei Gleichnissen, die uns zugleich ihn als grossen Physiologen und praktischen Geometer kennen lehren. Aehnlich wie der Anatom den Bau des thierischen Körpers nicht am lebenden Organismus erforschen könne, sondern am todten, wo er beliebig schneiden kann, so empfehle sich auch eine todte Sprache als Bildungsmittel. Wie der Geometer sich entfernte und feste Höhepunkte aussuche, um seine Messungen ausführen zu können, so müsse man auch feste und entfernte Punkte haben, die uns weder die Muttersprache, noch die im Fluss begriffenen neuen Sprachen abgeben können. — Jeder Vergleich hinkt, und wer sich häufig auf Vergleiche angewiesen sieht, der beweist eben, dass das, worüber er spricht, ihm selbst nicht klar geworden ist. So auch hier. Ich bin kein Anatom und Physiolog, weiss aber doch, dass Vivisection jedem Schneiden am todten Körper vorgezogen wird; ich war nie als praktischer Geometer beschäftigt, habe aber doch so viel Erfahrung gesammelt, um zu wissen, dass man die Ausmessungen des Belleallianceplatzes nicht vom Kreuzberg aus besorgen wird. Doch wozu noch ein Wort über Herrn L.'s Gerede. Eine Binsenwahrheit ist es für Jeden, der an die Elemente der Sprachwissenschaft herangetreten ist, dass die lebenden Sprachen die Sprachgeheimnisse verrathen (M. Müller, Vorlesungen II, 233 ff. Whitney-Jolly, Sprachwissenschaft S. 269). Ihre Geschichte liegt durch Jahrhunderte vor uns; sie lassen uns in die Entwickelung des Sprach- und Menschengeistes tiefe Blicke werfen; und da diese Entwickelung in vorhistorischer Zeit keine generell verschiedene sein kann, so werden wir, wenn wir einmal das Wesen der Sprache an klar vorliegenden Perioden erkannt haben, in die Lage versetzt, interessante Rückschlüsse auf Entwickelung des Sprach- und Menschengeistes in vorhistorischen zu machen.

So ist denn Herrn Dr. L. die Frage: wozu studirt man Sprachen, unter der Hand geworden zu der: wozu lernt man Latein? Um Betrachtungen über's Deutsche anzustellen. Dies geschieht nun heut zu Tage auf den Gymnasien nicht oder nicht in der richtigen Weise, wie Herr L. meint, und deshalb sieht er sich veranlasst, zum Schluss eine Probe zu geben, wie angewandtes Latein auf Gymnasien zu treiben ist. Er bemerkte im Voraus, dass man nicht viele Classen brauche durchgemacht zu haben, um die Probe zu verstehen. Hören wir: Schon in Quinta lernen die Schüler, dass Verba wie „meinen“ im Lateinischen den Accusativ cum Infinitiv regieren. Dies lernen sie, aber ein Versuch wird nicht unternommen, dies ihrem Geiste fasslich zu machen; und doch ist nichts leichter, wie Herr L. versichert, hat er es doch schon gethan. Man macht den Jungen zuerst darauf aufmerksam, dass nicht allein „meinen“, sondern auch glauben, denken etc., also eine ganze Begriffskategorie diese Construction hat. Wenn ich z. B. sage; ich schlage den Tisch — und Herr Dr. L. schlug den Tisch —, so

kann gar kein Zweifel daran sein, dass es wirklich geschieht — und Herr Dr. L. schlug, um jeden Zweifel zu heben, wieder den Tisch. Es ist also hier der Ausdruck absolutester Sicherheit, und ganz so verhält es sich mit dem Accusativ cum Infinitiv nach meinen, glauben; an dem „gut sein" oder was sonst ausgesagt wird, hegt der Redende nicht den geringsten Zweifel. Ganz anders im Deutschen: hier wird durch die Conjunction „dass" und das Verb eine viel geringere Bestimmtheit ausgedrückt; ja manche Leute sind noch vorsichtiger und sagen: ich glaube, dass er gut sei. Welch ein interessantes Licht fällt hier nicht auf den Charakter der Germanen und Römer! Soweit Herr L.

Glühte auch nur ein Funke jenes Geistes, der gegenwärtig jede Forschung, historische und naturwissenschaftliche, belebt, in Herrn L., so wäre die gegebene Erklärung für ihn ein Ding der Unmöglichkeit; hätte derselbe auch nur eine Ahnung davon, dass die historische Wissenschaft sich nicht mehr damit begnügt, eine Thatsache zu constatiren und über ihr herum zu klügeln, sondern fragt, wie und warum ist sie geworden, so würde er in diesem speciellen Falle ebenso gehandelt haben. Und wenn ihm die Geschichte der lateinischen Sprache keine Auskunft gegeben hätte, so hätte ihm die durch Jahrhunderte klar vorliegende Entwickelung des Griechischen gezeigt, einmal, dass der Accusativ cum Infinitiv nichts specifisch Lateinisches ist, und dann, dass derselbe aus beschränkterem Gebrauch (im Homer) zu grosser Freiheit sich entwickelte. Nun findet sich diese Construction auch im Indischen wie im Slavischen, und was das Wichtigste ist, die deutsche Sprache, die ja Herrn L. so sehr am Herzen zu liegen scheint, hat sie selbst Jahrhunderte lang besessen.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

P. L. F. Philastre, Premier essai sur la genèse du langage et le mystère antique. (Paris, Leroux.) 15 fr.
P. Reynaud, La langue et la littérature sanscrites. Discours d'ouverture des conférences de sanscrit. (Paris, Leroux.) 1 fr.
J. Minckwitz, Beiträge zur Sprachvergleichung. Prosa. Poesie. Rhythmus u. Uebersetzungskunst. (Klausenburg und Leipzig.) 1 Mk.
E. Engel, Die Uebersetzungsseuche in Deutschland. (Leipzig, Friedrich.) 80 Pf.
Bibliotheca normannica. Denkmäler normann. Literatur u. Sprache. Hrsg. v. H. Suchier. I. u. II. Bd. (Halle, Niemeyer.) 8 Mk. 50 Pf.
The reader's handbook of allusions, references, plots and stories by Cobham Brewer. (London, Chatto & Windus.) 12 s. 6 d.
A. H. Sayce, Introduction to the science of language. (London, Kegan Paul & Co.)

Lexicographie.

J. Kelle, Glossar zu Otfrid's Evangelienbuch. (Regensburg, Manz.) 2 Mk. 80 Pf.
L. Diefenbach u. E. Wülcker, Hoch- u. niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit. 4. u. 5. Lfrg. (Frankfurt a/M., Winter.) à 2 Mk. 40 Pf.
D. Sanders, Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache. 1. u. 2. Lfrg. (Stuttgart, Abenheim.) à 1 Mk. 25 Pf.
J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 4. Bd. 1. Abthlg. 2. Hälfte. 1. Lfrg. von R. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 2 Mk.
Schiller u. Lübben, Niederdeutsches Wörterbuch. 25. 26. u. 27. Heft. (Bremen, Kühtmann.) 2 Mk. 50 Pf.
J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 9. Heft. (Norden, Braams.) 2 Mk.
K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon. 70. Lfrg. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk.
Du Cange, Glossaire français, faisant suite au Glossarium mediae et infimae latinitatis, publ. p. L. Favre. (Paris, Champion.) 10 fr.

Sachs' Encyclop. Wörterb. der deutschen u. frz. Sprache. 21. u. 22. Lfrg. (Berlin, Langenscheidt.) à 1 Mk. 20 Pf.

A. de Cichac, Dictionnaire d'étymologie daco-romane. (Frankfurt a/M., Lud. St. Goar.) 15 Mk.

G. E. Voyle and Stephenson, A military Dictionary; comprising terms scientific and otherwise connected with the science of War. (London, Clowes.) 10 s. 6 d.

A Dictionary of Musicians. (London, Cocks.) 1 s. 6 d.

H. A. C. Littleton, Vocabulary of Sea Words in English, French, German, Spanish and Italian. (Portsmouth, Griffin.) 3 s. 6 d.

Wörterbuch zu Mätzner's Englischen Sprachproben. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk. 60 Pf.

An etymological Dictionary of the Scottish language, by J. Jamieson. New edition by John Longmeier and David Donaldson. Vol. I. (A. Gardner, Paisley.)

E. Müller, Etymologisches Wörterbuch der engl. Sprache. 2 Bde. 2. Aufl. (Köthen, Schettler.) 18 Mk.

Grammatik.

H. Osthoff u. K. Brugman, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen. 2 Thle. (Leipzig, Hirzel.) 13 Mk.

E. Bernhardt, Abriss der mittelhochdeutschen Laut- und Flexionslehre. 48 Pf.

P. Eisen, Herr Professor v. Raumer und die deutsche Rechtschreibung. (Braunschweig, Wreden.) 3 Mk.

C. Brenner, Angelsächsische Sprachproben m. Glossar. (München, Kaiser.) 1 Mk. 80 Pf.

L. Eichelmann, Ueber Flexion und attributive Stellung des Adjectivs in den ältesten franz. Sprachdenkmälern. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

Regeln f. die deutsche Schreibung. Hrsg. von d. Verein f. deutsche Rechtschreibung. (Berlin, Barthol.) 80 Pf.

A. Reyer, Ueber Ortografie-Reform un Sreibung der Se- u. She-Laute. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 20 Pf.

F. Zverina, Die didaktische Behandlung der franz. Verbalflexion. (Wien, Hölder.) 80 Pf.

F. Zverina, Grundzüge der italienischen u. französischen Metrik. (Wien, Hölder.) 60 Pf.

F. Koch, Linguistische Allotria. Laut-, Ablaut- und Reimbildungen der engl. Sprache. (Kassel, Wigand.) 2 Mk.

V. Collin, A travers la grammaire française. Guide de l'orthographe d'usage et des noms composés. (Paris, Ghio.) 60 ct.

Becq de Fouquières, Traité général de versification française. (Paris, Charpentier.) 7 fr. 50 ct.

E. Weber, Ueber den Gebrauch von dévoir, laissier, pooir, savoir, soloir, voloir im Altfranzösischen. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk.

O'Donovan, Irish Grammar. (London, Simpkin.) 12 s.

Third Irish Book. Published for the Society for the preservation of the Irish language. (Dublin, Gill.) 6 d.

C. Donald Macpherson, Practical lessons in Gaelic. (London, Simpkin.) 1 s.

J. Cionea, Praktische Grammatik der rumänischen Sprache. (Bukarest, Degemann.) 1 Mk. 60 Pf.

F. Miklosich, Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. I. Lautlehre. (Wien, Braumüller.) 2 Mk.

W. Dwight Whitney, A Sanskrit grammar including both the classical

language and the older dialects of Veda and Brahmann (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 10 Mk.
R. H. Greene, The English language; its grammatical and logical principles. (Boston.) 6 s.
O. Danker, Die Laut- und Flexionslehre der mittelkentischen Denkmäler nebst roman. Wortverzeichniss. (Strassburg, Trübner.) 1 Mk. 60 Pf.
E. Fichte, Die Flexion im Cambridger Psalter. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk. 60 Pf.
J. Stürzinger, Ueber die Conjugation des Rätoromanischen. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.
L. Boehlow, Analyse de la langue albanaise. Etude de grammaire comparée. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.

Literatur.

F. W. Bergmann, Die Edda-Gedichte der nordischen Heldensage; kritisch hergestellt, übersetzt und erklärt. (Strassburg, Trübner.) 8 Mk.
Bibliothek der ältesten deutschen Literatur-Denkmäler. 3. Bd. Angabe sächsischer Denkmäler. 1. Thl. Beowulf. Mit Glossar hrsg. v. M. Heyne. (Paderborn, Schoeningh.) 5 Mk.
Braitmaier, Die poetische Theorie Gottsched's und der Schweizer. (Tübingen, Fues.) 1 Mk. 50 Pf.
G. Hauff, Schillerstudien. (Stuttgart, Abentreim.) 5 Mk.
R. Prölss, Geschichte des neueren Dramas. I. Bd. (Leipzig, Schlicke.) 10 Mk.
W. F. Biedermann, Goethe-Forschungen. (Frankf. a/M, Literar. Anstalt.) 9 Mk.
B. Bielschowsky, Friederike Brion. Ein Beitrag z. Goethe-Literatur. (Breslau, Schletter.) 1 Mk.
H. Mettzl, Nathaniana; zur 100jährigen Feier des Lessing'schen Dramas. (Klausenburg, Stein.) 1 Mk.
P. Schanz, A. G. Oehlenschläger, Zu dessen 100jähr. Geburtstag. (Leipzig, Friedrich.) 50 Pf.
Poem of the Cid. A translation from the Spanish. With introduction and notes by John Ormsby. (London, Ward.) 7 s. 6 d.
Poema del Cid, Nach d. Madrider Handschrift. Mit Einleitung u. Glossar von K. Vollmöller. 1. Thl. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk. 80 Pf.
M. Bernays, Goethe. Gottsched. Zwei Biographien. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 4 Mk.
Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessing's Minna v. Barnhelm von Dr. Schuchardt. (Schleiz, Lämmel.) 1 Mk.
O. Brosin, Schiller's Vater. Ein Lebensbild. (Leipzig, Schlicke.) 3 Mk.
Paul Wigand, Der Stil Walther's v. d. Vogelweide. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 60 Pf.
Das Nibelungenlied, übers. v. L. Freytag. (Berlin, Friedberg & Mode.) 4 Mk.
H. Fischer, Zur Kritik der Nibelungen. (Wien, Gerold.) 2 Mk.
W. Wald, Ueber Konrad, den Dichter des deutschen Rolandsliedes. (Halle, Waisenhaus.) 80 Pf.
Meyer von Waldeck, Goethe's Märchendichtungen. (Heidelberg, Winter.) 4 Mk. 60 Pf.
A. Baumgärtner, Goethe's Jugend. (Freiburg, Herder.) 2 Mk.
A. Pechnik, Goethe's Hermann und Dorothea und Herr Thaddäus v. Mickiewicz. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.
E. Sabell, Zu Goethe's 130. Geburtstag. Festschrift. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 40 Pf.

P. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhland's Balladen. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.

F. Bobertag, Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. II. Bd. 1. Hälfte. (Breslau, Gosohorsky.) 5 Mk.

L. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrh. 2. Lfrg. (Stuttgart, Levy & Müller.) 1 Mk.

Lessing-Mendelssohn Gedenkbuch. Zur 150jährigen Säcularfeier hrsg. vom deutsch-israelitischen Gemeindebunde. (Leipzig, Baumgärtner.) 3 Mk.

O. v. Leixner, Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Lfrg. 8—13. (Leipzig, Spamer.) à 50 Pf.

K. M. Kertbeny, Petöfi's Tod. Jokai's Erinnerungen. Enthüllungen. (Leipzig, Friedrich.) 2 Mk.

Sainte-Beuve, Galerie des grands écrivains français, tirée des Causeries du lundi et des Portraits littéraires. (Paris, Garnier.) 20 fr.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum in zwanglosen Heften hrsg. v. H. Schweitzer. I. Heft. Biographisches. (Leipzig, Thomas.) 3 Mk.

H. Ottmann, Die Stellung v. V 4 in der Ueberlieferung des altfranz. Rolandsliedes. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

F. Lotheisen, Geschichte der franz. Literatur im XVII. Jahrh. II. Bd. (Wien, Gerold.) 10 Mk. 80 Pf.

Altfranz. Bibliothek hrsg. v. Förster. 2. Bd.: Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem u. Constantinopel, hrsg. v. E. Koschwitz. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk. 80 Pf.

Crestien v. Troies, li romans dou Chevalier au Lyon. Hrsg. v. W. L. Holland. 2. Aufl. (Hannover, Rümpler.) 5 Mk.

Maistre Wace's Roman de Rou et des ducs de Normandie hrsg. v. H. Andresen. 2. Bd. 3. Theil. (Heilbronn, Henninger.) 16 Mk.

J. Herz, De Saint Alexis. Eine altfranz. Alexiuslegende aus d. 13. Jahrh. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 60 Pf.

H. Hub, Inhalt u. Hss. Classification der Chanson de Geste Heruis de Mes. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.

Rabelais. Les Grandes et inestimables chroniques du grant et enorme géant Gargantua, publ. p. Paul Favre. 2 vols. (Paris, Champion.) 15 fr.

Eug. Noël, Le Rabelais de poche, avec un dictionnaire pantagruélique, tiré des oeuvres de Fr. Rabelais. 2. éd. (Librairie des Bibliophiles.) 3 fr. 50 ct.

J. J. Rousseau, Vortrag v. A. Levy. (Löbau, Skrzeczek.) 30 Pf.

A. Bayle, Anthologie provençale. Poésies choisies des Troubadours du 10e au 15e siècle. (Leipzig, Harassowitz.) 3 Mk.

W. Kulpe, Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. (Leipzig, Friedrich.) 3 Mk. 60 Pf.

J. Racine, Esther, im Versmasse d. Originals ins Deutsche übers. v. O. Kamp. Mit dem französ. Texte. (Frankfurt a/M., Mahlau & Wald.) 1 Mk. 50 Pf.

M. Tourneux, Prosper Mérimée, ses portraits etc. étude. (Paris, Charavay.) 7 fr. 50 ct.

Life of Milton. By Prof. Masson. VIth and concluding volume. (London, Macmillan.)

E. Gropp, On the language of the proverbs of Alfred. (Berlin, Anders.) 1 Mk.

K. Elze, Notes on Elizabethan dramatists with conjectural emendations of the text. (Halle, Niemeyer.) 5 Mk.

Milton's life, and history of his time. Vol. VI by David Masson. (London, Macmillan.)

English Men of letters ed. by J. Morley. Milton. Cowper. (London, Macmillan.)

A. C. Swinburne, A study of Shakespeare. (London, Chatto & Windus.) 8 s.

H. H. Morgan, Topical Shakesperiana. (St. Louis; London, Longman) 10 s.

J. H. Friswell, Essays on English writers. (London, Low.) 2 s. 6 d.

T. R. Lounsbury, History of the English language. (New-York.) 5 s.

F. W. Bergmann, Der Jagdhund u. d. Fünfhundert-Zehn und Fünfer in Dante's Commedia gedeutet. (Strassburg, Trübner.) 1 Mk. 20 Pf.

F. W. Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens. 3. u. 4. Lfrg. (Leipzig, Schlicke.) à 75 Pf.

E. Hermann, Shakespeare-Studien. II. Sh. der Kämpfer. III. Sh. und Spenser. (Erlangen, Deichert.) 4 Mk.

W. Leighton, Sketch of Shakespeare. (Wheeling, Va.) 4 s. 6 d.

O'Grady, Early Bardic Literature. (Dublin, Ponsonby.) 1 s.

W. C. Bennett, Contributions to a Ballad History of England. (London, Chatto and Windus.) 2 s.

C. Kantorowicz, Storia della letteratura italiana. (Zürich, Schulthess.) 2 Mk.

M. Landau, Die italienische Literatur am österreichischen Hofe. (Wien, Gerold.) 2 Mk. 40 Pf.

F. W. Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2. Lfrg. (Leipzig, Schlicke.) 1 Mk. 80 Pf.

J. W. Redhouse, On the history, system and varieties of turkish poetry. (Leipzig, Schulze.) 2 Mk.

W. Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Grossrussen. (Leipzig, Engelmann.) 4 Mk.

Hilfsbücher.

H. Weber, Deutsche Sprache u. Dichtung od. d. Wichtigste über die Entwickelung der Muttersprache, das Wesen der Poesie und die Nationalliteratur. (Leipzig, Siegismund.) 40 Pf.

E. Graf, Aufgaben zu methodischen Stylübungen. 6. Aufl. 2 Hefte. (Leipzig, Klinkhardt.) 40 Pf.

G. Leuchtenberger, Dispositionen über Themata zu deutschen Arbeiten f. d. oberen Klassen. 2 Bdchen. (Bromberg, Mittler.) 4 Mk.

Kohts u. Meyer, Deutsches Lesebuch f. höhere Lehranstalten. I. Thl. Sexta. (Hannover, Helwing.) 1 Mk. 50 Pf.

Meisterwerke unserer Dichter. Mit Erläuterungen hrsg. v. F. Hülskamp. 7. Bdchen. (Münster, Aschendorff.) 20 Pf.

M. F. Reid, Handy Manual of German Literature for schools. (London, Blackwoods.) 3 s.

E. Köhler. Mittelhochdeutsche Laut- und Flexionslehre, nebst einem Abriss der Metrik für Oberclassen. (Kassel, Bacmeister.) 80 Pf.

J. Imelmann, Deutsche Dichtung im Liede. Gedichte literaturgeschichtlichen Inhalts, gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. (Berlin, Weidmann.) 7 Mk.

H. Toeppe, Abriss der französischen Literaturgeschichte. (Potsdam, Stein.) 40 Pf.

E. O. Lubarsch, Abriss der französischen Verslehre. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.

M. Trautmann, Histoire et chrestomathie de la littérature française. (Leipzig, Hausfreund.) 5 Mk.

K. Foth, Die franz. Metrik f. Lehrer u. Studirende in ihren Grundzügen dargestellt. (Berlin, Springer.) 1 Mk. 40 Pf.
J. Herz, Franz. Synonyma. Für Realschulen bearb. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 60 Pf.
Gerlach, Schulgrammatik der franz. Sprache. (Leipzig, Veit.) 3 Mk.
J. F. Reiff, Materialien zu Dictées. Reichhaltige Sammlung f. Mittel- u. Oberklassen. 3 Hefte. (Stuttgart, Metzler.) 4 Mk. 10 Pf.
J. Mourier, Recueil de compositions françaises. (St. Petersbourg, Le Soudier.) 4 fr.
H. Breitinger, Die franz. Classiker. Charakteristiken und Inhaltsangaben z. Uebers. ins Franz. 2. Aufl. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 20 Pf.
K. Kaiser, Französisches Lesebuch in drei Stufen f. höhere Lehranstalten. I. (Mülhausen i/E., Bufleb.) 1 Mk. 60 Pf.
Racine, Athalie mit Commentar von O. Schaumann. (Hamburg, Meissner.) 1 Mk. 20 Pf.
I. Taylor, How to compose and write Letters; with graduated exercises. (London, Hughes.) 1 s.
C. Rühle, 80 Prüfungsaufgaben oder Uebungsstücke f. d. engl. Composition u. Exposition. (Stuttgart, Levy & Müller.) 1 Mk. 50 Pf.
M. Wilson, A complete English grammar for the use of advanced classes. (London, T. Laurie.) 2 s.
H. Toeppe, Abriss der englischen Literaturgeschichte für höhere Bildungsanstalten. (Potsdam, Stein.) 60 Pf.
Kukla's Englische Lese- und Dictando-Lehre. 2. Aufl. (Wien, Steckler.) 4 Mk.
H. Breitinger, Grundzüge der englischen Literatur u. Sprachgeschichte z. Uebers. ins Engl. (Zürich, Schulthess.) 1 Mk. 60 Pf.
F. J. Wershoven, Technical Vocabulary english and german. (Leipzig, Brockhaus.) 2 Mk. 70 Pf.
C. Munde, Erster Unterricht im Italienischen. (Leipzig, Haessel.) 1 Mk.
G. Locella, Neue italienische Grammatik. (Leipzig, Spamer.) 2 Mk. 50 Pf.
F. Demattio, Grammatica della lingua italiana ad uso delle scuoli reali. Part. I & II. (Innsbruck, Wagner.) à 1 Mk. 20 Pf.
G. Buonaventura u. A. Schmidt, Italienische Unterrichtsbriefe. Brief 1—16. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) à 60 Pf.
J. Wasjemonoff u. Helmhorst, Brieflicher Sprech- und Sprachunterricht der russischen Sprache. (Leipzig, Verlag des Hausfreundes.) à Brief 1 Mk.
F. Golotusow, Leitfaden zum ersten Unterricht in der russischen Sprache. (Reval, Kuge.) 1 Mk. 50 Pf.
R. Meder, Lern- u. Lehrbuch der russischen Sprache. (Reval, Kuge.) 1 Mk. 50 Pf.
R. P. Wülcker, Altenglisches Lesebuch. 2. Theil. (1350—1500.) (Halle, Niemeyer.) 6 Mk. 60 Pf.
K. Klöpper, Englische Synonymik. Grössere Ausgabe für Lehrer in vier Lfrgn. (Rostock, Werther.) 1. Lfrg. 2 Mk.
English letters from Germany. (Hamburg, Walther.) 1 Mk. 60 Pf.
H. A. Dobson, A Handbook of English literature for the use of Candidates for examinations. (London, Crosby Lockwood.) 3 s.
Shakespeare's King Richard II. With introduction and notes, explanatory and critical, for use in schools by A. Hudson. (Boston.) 4 s.
F. W. Gesenius, English syntax. Translated from the Grammatik der englischen Sprache. (Halle, Gesenius.) 1 Mk. 60 Pf.
E. Morelli, Neueste Gespräche italienisch und deutsch. (Wien, Wenedikt.) 90 Pf.
E. Morelli, Neuer italienischer Sprachquetscher. (Wien, Wenedikt.) 90 Pf.

A. Baragiola, Italienische Grammatik mit Berücksichtigung des Lateinischen und der romanischen Schwesternsprachen. (Strassburg, Trübner.) 5 Mk.

E. Kosin, Prakt. Leitfaden zur Erlernung der russischen Sprache. 3. Cursus. (Libau, Zimmermann.) 1 Mk. 80 Pf.

E. Kosin, Russisches Lesebuch. 2 Theile. (Libau, Zimmermann.) 1 Mk. 80 Pf.

Wortregister dazu 1 Mk. 15 Pf.

F. Klaić, Kroatischer Dolmetscher. (Agram, Hartmán.) 1 Mk. 20 Pf.

F. Klaić, Prakt.-theoret. Lehrgang der kroatischen Sprache. (Agram, Hartmán.) 2 Mk. 8 Pf.

Verzeichniss der Vorlesungen

an der Berliner Akademie für moderne Philologie.

Wintersemester 1879/80.

Die Encyclopaedie der modernen Philologie wird am Montag und Donnerstag von 3—4 Uhr vortragen Prof. Dr. Herrig.

Historische Lautlehre der französischen Sprache. Montag von 4—5 Uhr. Dr. Lücking.

Einführung in das Studium des Altfranzösischen. Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr. Dr. Ulbrich.

Praktische Uebungen in der französischen Aussprache. Dienstag von 6—7 Uhr. Director Dr. Benecke.

Exercices de style français. Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr. Prof. Pariselle.

Uebungen in freien französischen Vorträgen. Montag von 5—6 Uhr. Dr. Burtin.

Provenzalische lyrische und epische Gedichte wird Dienstag von 7—8 Uhr erklären Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische Grammatik (Lautlehre, Formenlehre und Wortbildungslehre) Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Vergleichende Literaturgeschichte (Englische, Französische und Deutsche) des 18. Jahrhunderts wird Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr vortragen Dr. Th. Vatke.

Dante's Purgatorio erklärt Mittwoch und Sonnabend von 5—6 Uhr Dr. Buchholtz.

Italienische Grammatik, mit Lesung von Manzoni's Promesssi Sposi. Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Buchholtz.

Interpretation des Don Quijote, mit praktischen Uebungen. Freitag von 5—7 Uhr. Dr. P. Förster.

Rumänische Grammatik. Mittwoch von 5—6 Uhr. Prof. Demeter Boghean.

Ausgewählte Stücke aus der rumänischen Literatur erläutert Sonnabend von 5—6 Uhr Prof. D. Boghean.

Angelsächsische Uebungen mit Erklärung des Beowulf. Dienstag und Donnerstag von 5—6 Uhr. Dr. Zernial.

Etymologisch-historische Lautlehre der englischen Sprache. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Geschichte der englischen Literatur, seit der Zeit Chaucer's. Montag und Freitag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Immanuel Schmidt.

Shakespeare-Emendationen. Die Uebungen leitet Montag um 2 Uhr Prof. Dr. Leo.

Sheridan's School for Scandal erklärt Montag und Donnerstag von 6—7 Uhr Prof. Dr. Hoppe.

Lord Byron. Mittwoch und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Chr. Rauch.

Thackeray and Dickens. Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr. Prof. G. Boyle.

Exercises in English style. Donnerstag von 4—5 Uhr. Mr. W. Wright.

Uebungen in freien englischen Vorträgen. Sonnabend von 5—6 Uhr. Mr. W. Wright.

Schwedische Grammatik mit praktischen Uebungen. Dienstag und Freitag von 4—5 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

Interpretation einiger Gesänge aus Tegnér's Frithjof. Dienstag von 5—6 Uhr. Dr. von Nordenskjöld.

Ueber die Celtischen Sprachen, Charakteristik und verwandtschaftliches Verhältniss derselben, sowie über deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen. Freitag von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Berichtigungen.

Bd. LXI, pag. 338, Zeile 24 v. o. lies πέντε, Z. 27 v. o. l. wazzar, Z. 9 v. u. l. ae. nǽme. — pag. 339, Zeile 4 v. o. lies ausführlich, Z. 5 v. u. l. drauhts. — pag. 340, Zeile 4 v. u. lies ae. cearu. — pag. 341, Zeile 1 v. o. lies lagu, Z. 15 v. o. l. cearu, Z. 24 v. o. l. hiêran, Z. 1 v. u. streiche wohl pîse. — pag. 342, Zeile 5 v. o. lies ae. pise, Z. 16 v. o. l. wie statt für, Z. 20 v. u. l. ne. me, Z. 25 v. u. l. cildru. — pag. 343, Zeile 2 v. u. lies Gal, Z. 4 v. u. l. asfaifraisi, Z. 6 v. u. l. hlaihlaup und haihlaup. — pag. 344, Zeile 2 v. o. lies sion statt sion, Z. 10 v. o. l. huzd, Z. 12 v. u. l. healden, Z. 13 v. u. l. Me. st. Ae., Z. 17 v. u. l. spannan, Z. 22 v. u. l. þihd.

Bd. LXII, pag. 227, Zeile 17 von oben lies: Desinit in piscem statt: Desinet in pisces.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIV. JAHRGANG, 63. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1880.

Inhalts-Verzeichniss des LXIII. Bandes.

Abhandlungen.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Programmenschau.

Seite

Miscellen.

Bibliographischer Anzeiger.

Zu Molière's Don Juan.

Von

Dr. Mahrenholtz.

I. Ueber Villiers' Festin de Pierre ou l'Athée foudroyé.

Mit den Vorstudien zu einer Geschichte der dramatischen Bearbeitungen der Don-Juan-Erzählung beschäftigt, fand ich auf der Kgl. Bibliothek zu Dresden Villiers' Festin de Pierre. Das Werk gehört zu denen, die viel genannt und wenig bekannt sind, denn die meisten französischen und deutschen Commentatoren wissen von dem Stücke wenig mehr, als den Titel anzugeben, und selbst ein Artikel der Revue des deux Mondes* begnügt sich, eine Stelle aus der Vorrede anzuführen, ohne auf die Sache selbst näher einzugehen.

Der Pariser Schauspieler de Villiers spricht auf der zweiten Seite der Préface über das Verhältniss seines Stückes zu den vorhergehenden dramatischen Bearbeitungen desselben Stoffes in wenig klarer, aber doch nicht missverständlicher Weise. „Les Français à la Campagne, les Italiens à Paris, qui en ont fait tant de bruit, n'en ont iamais fait voir qu'un imparfait original, que nostre Copie surpasse infiniment.“ Da Villiers' Stück 1660 zu Amsterdam im Druck erschien und vorher (ausser der dem Villiers scheinbar unbekannten, wenigstens von ihm nirgends angedeuteten Komödie des Tirso di Molina: El Bur-

* Jahrg. 1847, S. 565.

lador) nur Onofrio Giliberti's: Convitato di Piedra, die von einer italischen Truppe in Paris aufgeführte Harlekinade und endlich Dorimond's 1658 in Lyon gegebener Fils criminel existirten, so kann hier die Bezeichnung „imparfait original“ nur auf die beiden letzteren Theaterbearbeitungen sich beziehen, die eine nicht wortgetreue und genaue, aber durch selbständige Zusätze erweiterte Reproducirung des italischen Stückes sind.* Diesen „originalen“ Bearbeitungen gegenüber bezeichnet Villiers sein eignes Stück als blosse Uebersetzung, wie denn auch auf dem Titel das „traduit de l'Italien“ nicht fehlt. Wir haben hier also den wortgetreuen Text der 1652 erschienenen italischen Komödie, die seit längerer Zeit vergebens in französischen und ausserfranzösischen Bibliotheken gesucht worden und beinahe als verloren anzusehen ist, und können aus diesem Stücke auf das Verhältniss des Italiäners zu Tirso di Molina und zu Molière schliessen. Dieser Umstand allein kann dem Stücke, das keinen selbständigen Werth beansprucht und darum weder „mehr Verve“ noch einen „schlechteren Geschmack“, als Dorimond's Arbeit verrathen kann, wie Laun (Einl. zu Don Juan, 7) behauptet, eine hohe literarische Bedeutung verleihen.

Ohne auf die höchst charakteristische Vorrede Villiers' zunächst einzugehen, eile ich, den Inhalt dieses auf deutschen Bibliotheken fast ausgestorbenen Buches anzugeben, um den daraus gewonnenen ästhetischen Eindruck mit der Art von Kritik zu vergleichen, die Villiers selbst an dem Stücke übt.

Amarille, eine schüchterne Liebende, spricht mit ihrer dreisten, die Herrin bewundernden Dienerin Lucile von ihrer heissen Liebe zu Philippe. Wir erfahren, dass Amarille's Vater von der Sache nichts wissen will, weil er auf Philippe's Kriegsruhm eifersüchtig sei. Stellen wir uns danach den Philippe als einen ritterlichen Kriegshelden vor, so erscheint er in der folgenden Scene doch nur als verliebter, wortreicher Cavalier à la mode. Da hören wir nach einer Anzahl schwülstiger Liebesphrasen, dass er eher sterben — als Vater und Tochter veruneinigen wolle, und nach diesem Theatercoup muss denn das furchtsame,

* Der Ausdruck „les Français à la Campagne“ kann nur auf französische Schauspieler ausserhalb Paris gehen, wie die Gegenüberstellung des „Italiens à Paris“ zeigt.

scheue Liebchen ewige Treue schwören und ein Fenster-Rendezvous zu abendlicher Stunde concediren. Da erscheint Don Juan, ein weitläufiger Bekannter* des Philippe, und kündigt sich uns als gefährlicher Herzensdieb an. Scene IV hören wir ein Duett zwischen Alvaros, dem Vater Don Juan's, und Philippin, dem Hanswurst des Stückes. Während Alvaros in rührender Weise sein Unglück als Vater schildert, macht Philippin schlechte Witze und spielt, zur Ruhe verwiesen, den treuesten Verehrer seines leichtfertigen Herrn.** Scene V. Zankscene zwischen Vater und Sohn, der sich als offenen Atheisten bekannt, seinem Vater das Pietätsverhältniss aufkündigt und das ganze Sünden- und Lasterleben mit seiner heissblütigen Jugend entschuldigt. Endlich verbittet sich der Sohn die „insolence“ seines väterlichen Tugendpredigers und giebt dem Alten eine Ohrfeige, nachdem ihn dieser freilich vorher dazu aufgefordert. Alvaros bittet die Götter erst um Rache, dann um Besserung des Verirrten.

Act II. Don Juan ermordet den Vater der von ihm betrogenen Amarille, während Philippin hungrig und vor Furcht zitternd im Dunkel Wache hält. Im Sterben macht der Ermordete den einst zurückgewiesenen Don Philippe zu seinem Schwiegersohn. Die Tochter eilt herbei, weint und klagt und ruft endlich die Gendarmen zu Hülfe. Später trifft Don Philippe auf dem Schauplatz der Mordthat ein, schwört dem Mörder, den er übrigens nur „wenig gesehen“, ewige Rache und theilt uns ganz beiläufig mit, dass Don Juan sich ihm bei dem abendlichen Rendezvous substituirt und so die keusche Amarille entjungfert habe. Im Folgenden komisches Duett zwischen dem furchtsamen Lakaien, der vor lauter Furchtsamkeit des eignen Herrn Schandthaten ausplaudert, und dem weder Hölle noch Teufel fürchtenden Bramarbas Don Juan. Letzterer entreisst endlich dem kläglich jammernden und winselnden Diener sein Gewand, um sicherer entfliehen zu können. Inzwischen hat Amarille den renommistischen Prévost und die ebenso bramarbasirenden Archers zur Rache an Don Juan aufgestachelt. Mitten im besten Renommiren treffen die Herren von der Polizei auf den Pseudo-

* II, 2. J'ai si peu vu ce traistre.

** Z. B.: Je ne puis ni manger ni boire pendant la folie et tout ce badinage. Je veux sauver mon fils u. a.

Don Juan. Der furchtsame Bediente wird vor der drohenden Gefahr plötzlich keck und beherzt, giebt sich für einen Comte und Gebieter der Polizei aus. Seine Verfolger ziehen sich ehrfurchtsvoll zurück, Pseudo-Don Juan bewundert seinen plötzlichen Muth und reisst dann schleunigst aus.

III. Ein Pilger singt uns in rührenden Weisen die Herrlichkeit des Lebens in Gott. Don Juan und Philippin kommen hinzu. Ersterer, nachdem er in falstaffartiger Weise mit seinem Muthe renommirt, erklärt, dass er in ferne Länder gehen und als gefeierter Kriegsheld einst zurückkehren wolle. Der Diener theilt ihm den Tod seines Vaters mit, Don Juan, der erst Hölle und Teufel verhöhnt, sieht in dem Ereigniss eine Strafe der Hölle und fängt an, sentimental zu werden. Nachdem er dem Diener, der nicht länger mit ihm hungern will, aus einander gesetzt, dass er Geld genug für sie beide habe, hört er in aller Gemüthsruhe Philippin's entsetzliche Strafpredigt an.* Doch schon in der folgenden Scene ist Don Juan's reuige Sentimentalität vorbei, er entreisst dem Pilger sein Gewand, um sich seinen Bedrängern darin zu verbergen, droht den Widerstrebenden zu tödten und hat es nur der Vermittlung seines naiv schlauen Dieners zu danken, dass er einen Mord weniger auf dem Gewissen hat. In seiner Verkleidung trifft nun Don Juan den Don Philippe, der die Götter angefleht, ihn und Amarillen an dem Verführer und Mörder zu rächen. Don Juan spielt eine Zeit lang den gottesfürchtigen Pilger, mahnt den Gegner von der Rache ab, „welche die Götter verbieten“, verräth sich aber so gründlich, dass nur Philippe's gänzlicher Mangel an Geistesüberfluss nichts merkt. Endlich „des trocknen Tones satt“, entreisst er dem Feinde das Schwert und stösst ihn nieder.

IV. Don Juan, aus einem Seesturme glücklich gerettet, ist warm und weich im Hause des Bauern Philemon. Dieser und seine Frau Macette merken, dass Don Juan etwas auf dem Gewissen habe, sprechen auch von Pedro's Ermordung, doch Don Juan weiss geschickt zu heucheln, und beschliesst endlich, durch gute Handlungen „die Gunst des Himmels zu ertrotzen“.

* Philippin wirft ihm u. a. vor, dass er seine Schwester entehrt und seinen Bruder ermordet habe.

Unmittelbar darauf — verführt er eine Schäferin Béline, während deren Schwester entrinnt. Philippin sucht die letztere zu trösten, indem er die Namen der von Don Juan Entehrten aufzählt oder vielmehr aus einer Papierrolle abliest. Plötzlich trifft Don Juan ein, ist wieder ganz der Alte, entschuldigt alle seine Schandthaten. Im Weitergehen gelangt er mit dem Diener vor Don Pedro's Grab und lässt dessen Statue zum Gastmahl durch Philippin einladen.

Der letzte Act zeigt uns Don Pedro's Schatten, als Gast Don Juan's. Letzterer, ganz wieder der arge Sünder, zwingt den abergläubischen, gespensterscheuen Diener, den Geist durch frivole Liebesgesänge zu höhnen, und weist Pedro's Besserungsversuche kategorisch zurück. Der Geist ladet beim Abschiede Don Juan zum Revanchediner ein. Don Juan sagt zu, verführt unterwegs noch eine Braut, die er vor den Augen des Bräutigams und der Eltern wegraubt, und stellt sich mit Philippin, der auf alle Weise zu entfliehen sucht, bei dem Todten ein. Die feierlichen Ermahnungen und Drohungen des Gastgebers verspottet Don Juan in frivolster Weise und stirbt mit dem Bekenntniss des offenen Atheismus und raffinirter Schurkerei. Inzwischen haben die Eltern der Braut die „Justiz“ herbeigeholt, die leider zu spät kommt, um die Verführung zu hindern,* und finden auf dem Rückwege den bewusstlos daliegenden Philippin. Letzterer erholt sich schnell wieder, erzählt seines Herrn Schicksal, bedauert übrigens diesen „unvergleichlichen“ Verlust, und ermahnt alle ungehorsamen Kinder, sich an Don Juan ein Beispiel zu nehmen.

So macht das italische Stück in Villiers' Uebersetzung nicht den Eindruck eines einheitlichen, nach Charakteristik, Composition und Idee wohldurchdachten Stückes. Scene reiht sich ohne innere Ordnung und Nothwendigkeit an Scene; die Widersprüche in der Charakteristik des Helden, der bald als niedriger Heuchler, bald als grossartiger Verbrecher, als frivoler Atheist und dann als reuiger Sünder, als verächtlicher Renommist und wieder als tapferer Cavalier erscheint, die Unebenheiten der

* Philippin sagt V, 5: Sans doute la justice un peu tard avertie aura donné du temps d'achever la partie.

Figur des Philippin, in dem der sittlich denkende Gläubige und der loyale Diener sich schlecht mit dem possenhaften Witzemacher und dem materiell gesinnten Feigling vereinen, entbehren jeder psychologischen Motivirung. Dieses Wirrwarr von Scenen, Motiven, Personen, das selbst der sonst streng beobachteten Einheit des Ortes spottet,* wird nur lose durch die an einzelnen Stellen angedeutete, am Schluss ausgesprochene Moral: Kinder, gehorchet euren Eltern, zusammengehalten.

Bei diesen Schwächen begreift man, dass der Uebersetzer selbst von dem Unwerth des Vorbildes überzeugt war. In der Vorrede sucht er die Veröffentlichung des Stückes in jeder Weise zu entschuldigen. Seine Collegen am Theater hätten die Herausgabe dringend gewünscht, der Buchhändler hätte ihm das Stück nach der Aufführung abgezwungen, um noch „einige Privatleute damit anzuführen", wie vorher die Schauspieler des Hôtel de Bourgogne „das Publicum hinter's Licht geführt". Gelderwerb sei der Zweck der Herausgabe, was kümmere ihn die üble Nachrede, wenn nur das Stück Erfolg hätte. Um auch solche Käufer anzulocken, die das Theater nicht besuchten, habe er das Machwerk dem grossen Corneille gewidmet (Préf. 4). Ueberhaupt, so heisst es an zwei Stellen (Préf. 2 u. Au Lecteur 1), die Zahl der Kenner sei gering, gross aber die Zahl derjenigen, die sich mehr an dem todten Gouverneur und an seinem Pferde erbauten, als an „den Versen und der Charakterzeichnung", darum hätten noch schlechtere Machwerke der schaulustigen Menge gefallen.

Mit dieser anerkennenswerthen Offenheit stehen die geradezu hündisch kriechenden Schmeicheleien gegen Corneille in Widerspruch. Corneille, heisst es (Préf. 4), sei mehr als Terenz, Horaz, Euripides, als alle Gesetzgeber des Theaters, jeder Leser solle gleich bei „Eröffnung des Buches" sehen, wie er den grossen Dichter ehre. Sein Lob aber sei ein aufrichtiges (?), verschieden von dem der „faiseurs d'épistres dédicatoires".

Vergleicht man nun diese Copie der Giliberti'schen Komödie mit dem spanischen Burlador, so sieht man recht, wie wenig

* Auf dem Titel heisst es: la scène est à Seville et dans quelques lieux fort proches de la ville.

die hohe Poesie des Spaniers erreicht, wie vieles dem spanischen Stücke Eigenthümliche entweder unnachahmbar erschien, oder in der Nachahmung verzerrt und entstellt wurde. Gang der Handlung wie die Personen sind in beiden Stücken fast gleich, aber was ist aus der grossartigen Bilderpracht, der bezaubernden Verskunst, der zarten Anmuth der Liebesscenen geworden! Wie ist vor Allem der Charakter des Helden und seiner Opfer herabgezogen und entstellt!

Don Juan, wie ihn Tirso zeichnet, ist weder Atheist noch Verbrecher aus Princip. In religiöser Hinsicht glaubt er, was die Kirche seiner Zeit lehrte; die Allmacht Gottes, selbst die Schrecken des Jenseits (s. III, 11) haben für ihn ihre Bedeutung nicht verloren, noch im Augenblick des Todes verlangt er nach Beichte und Absolution. Doch der Sinnentaumel, der ihn blindlings von Verbrechen zu Verbrechen treibt, die ungezügelte, nie befriedigte Genusssucht drängt jeden moralischen oder religiösen Gedanken zurück. Gottes Strafe wähnt er in weiter Ferne,* die Schrecken der Hölle und des Jenseits fordern seinen ritterlichen Muth heraus.** Heuchler ist er nur insoweit, wie sein Beruf als Mädchenverführer das „engañar à las mugeres" (II, 9) es fordert. Er verachtet zwar die Ermahnungen des Vaters, wie der Don Juan im italischen Stücke, aber zu einer gemeinen und ehrlosen Handlung, wie es die Misshandlung des Alvaros ist, lässt er sich nicht fortreissen. So ist er denn inmitten der frivolsten Genusssucht doch von einer poetischen Verklärung umflossen, die den Widerwillen des moralischen Gefühles nicht aufkommen lässt. Giliberti's Don Juan, der wie eine Wetterfahne zwischen den entgegengesetzten Motiven und Entschlüssen schwankt und stets von den gemeinsten Regungen fortgestossen wird, erweckt in gleicher Weise den ästhetischen wie moralischen Unwillen. Isabella, im spanischen Stück eine noble Erscheinung, voll Muth und Würde, steht in der italischen Komödie ganz auf dem Niveau des alltäglichen Lebens, von dem sie nur ein Zug moderner Sentimentalität erhebt. Tisbea und Aminta sind zu zwei gewöhnlichen Landdirnen geworden,

* II, 9. En la muerte? Tan largo me lo fiais? De aqui allá hay gran jornada.

** III, 11. Si fueras el mismo infierno, la mano te diera yo.

die zwar in gezierten Liebesphrasen sich des Breiten ergehen (IV, 4), an denen aber ein Kenner wie Don Juan nur die „Taille" zu bewundern weiss. Philippin, dem spanischen Catalinon in seinen Grundzügen verwandt, drängt sich ungebührlich in den Vordergrund des dramatischen Interesses.

Während dem spanischen Stücke eine bestimmte Grundidee fehlt, welche den lose verbundenen Scenen einen festen Halt geben könnte, sucht Giliberti eine prosaische Moral geflissentlich hervortreten zu lassen. Das heisst denn freilich, einen dramatischen Fehler durch eine Versündigung an der Kunst verbessern wollen. Die Heirathsscene am Schluss des Burlador, die uns mehr das ethische Gefühl des Geistlichen, den loyalen Sinn des Spaniers, als das Bewusstsein des Dichters verräth, muss freilich den dramatischen Eindruck abschwächen, aber sie wirkt doch anders, als die matte, fade Schlussscene des Villiers'schen Festin. Die Unselbständigkeit der italischen Bearbeitung verräth sich namentlich in directen Entlehnungen einzelner Züge und Scenen. Schon die pathetische Schilderung der Höllenstrafen (V, 5), die warme Poesie, welche Don Juan's Beschreibung des Seesturmes athmet (IV, 1), das Preisen des ritterlichen Muthes und kriegerischer Thaten (I, 5, III, 2), der religiös erbauliche Ton einzelner Stellen (I, 4, III, 1, 2, 4, IV, 1, 2, 3, V, 1 u. f.) zeigen das Vorbild entsprechender Scenen des Burlador.

An zwei Stellen ist sogar das spanische Stück ziemlich wörtlich ausgeschrieben. So sagt II, 8 der Vater Don Juan's: Es posible, que procuras Todas las horas mi muerte, und Alvaros drückt dasselbe drastischer aus: Si ta main d'un soufflet a fait rougir ton père, frappe, frappe cruel, plongez-y, tes armes (I, 5). Ebenso antwortet Don Pedro, von Don Juan zum Essen aufgefordert: Ah, j'ay bien d'autres mets, dont je m'en vais goûter, und im spanischen Stücke (III, 16) findet wirklich im Grabgewölbe ein Nachtessen statt, bei dem es Vipern, Scorpionen, Galle und Essig giebt. Die mythologischen Anspielungen in der Villiers'schen Uebersetzung (besonders IV, 3, V, 6) kennzeichnen die antikisirende Richtung der Zeit.*

* Die Scene zwischen dem Pilger und Don Juan (III, 3) erinnert etwas an die bekannte Unterredung in Lenau's Faust, wie verschiedene Scenen ganz zu dem Texte der Mozart'schen Oper stimmen.

Von einem directen Einfluss Giliberti's — sei es im Original, oder in Villiers' Copie — auf Molière's Don Juan kann kaum die Rede sein. Höchstens stimmt die eine Stelle, an der Don Juan den furchtsamen Bedienten auffordert, dem Commandeur vorzutrinken und vorzusingen (IV, 12), zu Villiers' V, 3, wie sie sich auch in der Harlekinade (s. Moland, Oeuvres de Mol. III, 352) findet.

Nur einzelne Züge lassen sich wahrnehmen, die Molière in freiester und genialster Weise vertieft und verschönert hat. Schon der Don Juan des Villiers ist stellenweis ein Heuchler aus gemeinster Berechnung, ohne diesen Charakterzug irgendwie consequent zu wahren (s. die Inhaltsangabe). Der Molière-sche Don Juan, der Glaube, Sittlichkeit und Autorität in kecker Frivolität gehöhnt und dann zum Heuchler aus Politik wird, ist zugleich das Gegenstück und Abbild des Tartuffe. Doch er führt seine Rolle mit Consequenz durch, nie verleugnet er den Grundzug seines Charakters; und selbst da, wo edlere Züge seines Innern hervortreten, wie nach der letzten Unterredung mit Elvire,* vor der Statue des Gouverneurs,** und wo er den von Räubern bedrängten Don Carlos errettet, vermögen sie den Grundtypus der bewussten Immoralität nicht zu verwischen.

In Molière's Sganarelle ist der rohe Aberglaube, die mechanische Frömmigkeit Philippin's zu einem bewussten, auf Vernunftgründen ruhenden Deismus geworden, der mit überzeugender Klarheit dem frivolen Atheismus des Herrn gegenübertritt. Gleich ist in beiden nur der materielle Sinn, die feige Klugheit, die servile Unterwürfigkeit gegen den als unwürdig erkannten Gebieter.

Das wäre Alles, was die italische Komödie zu dem Molière-schen Stücke beizutragen vermocht hätte. Auch der spanische Burlador ist von ihm nur in einer Scene genutzt worden (II, 9, IV, 6), und selbst da ist der pathetisch-religiöse Ton der ergreifenden Strafpredigt von Molière sehr verändert und gemässigt worden. Wie weit ein Einfluss der oben erwähnten Harlekinade anzunehmen sei, wollen wir im Folgenden prüfen.

* IV, 8. Sais-tu, que j'ai encore senti quelque peu d'émotion pour elle.
** III, 5. Allons, sortons d'ici.

II. Die Harlekinade der italischen Truppe zu Paris und Molière's Festin.

Von einem possenhaften Stücke, welches italische Schauspieler zuerst 1657 in Paris aufführten, findet sich eine genaue Inhaltsangabe in der „Histoire de l'ancien théâtre italien par les frères Parfait", die von Moland (Oeuvres III, 345—353) wieder abgedruckt worden ist. Haben wir nun in Villiers' Festin die genaue Reproduction des Giliberti'schen Stückes, woran nach der ausdrücklichen Bezeichnung als „Copie" und „Uebersetzung aus dem Italischen" kaum zu zweifeln, so zeigt der Inhalt der Harlekinade neben der Nachahmung Giliberti's auch Entlehnungen aus dem Burlador und selbständige Erfindung.* So ist u. a. die Scene zwischen Rosalba und Don Juan (347 f.) ganz aus dem Burlador (I, 9, 11) entnommen, auch die Täuschung der Donna Anna und ihres Verlobten lässt das spanische Vorbild wiedererkennen (II, 5). Ebenso ruft auch hier die von Don Juan Betrogene den Beistand des Königs an, wie überhaupt das Hineinziehen des souveränen Herrschers ein dem spanischen Original entlehnter Zug ist (a. a. O. 345, 46, 52). Bei dem Gastmahl des todten Gouverneur wird auch hier Don Juan mit Schlangen regalirt (a. a. O. 352), gerade wie im Burlador (s. o.). Manches Andere, z. B. die Aufzählung der von Don Juan Verführten und Betrogenen, die Verfolgung des Verführers durch „Sbirren", die fingirte Besserung des Don Juan, die feige Verrätherei von Seiten des Dieners, der seinen Herrn nicht wiedererkennt (a. a. O. 347, 48, 49), geht auf Giliberti zurück.

Von Molière ist die Harlekinade nur an drei Stellen benutzt worden. Die komische Scene vor der Schlusskatastrophe, in der der naschhafte Diener durch die unbequemen Fragen des Herrn stets im besten Essen unterbrochen wird, die Unterredung mit dem zu Tische geladenen Gouverneur (350, 51, 52)

* Moland a. a. O. 344 macht darauf aufmerksam, dass das Stück viele Veränderungen erlitten habe und der ursprüngliche Inhalt nicht mehr festzustellen sei, doch bestanden diese Aenderungen wohl nicht in Umformung des Inhalts, sondern in der Einlage komischer Intermezzos und coupletartiger Discurse.

sind von Molière in kürzerer und schärferer Form wiederholt. In der Harlekinade wie im Festin wird der Diener in die trügerischen Liebesgespräche Don Juan's hineingezogen, hier freilich, um die Unmöglichkeit einer formellen Heirath zu bestätigen (348), dort um Don Juan simulirte Geneigtheit zu bezeugen. Auch die erheuchelte Besserung des Herrn und die Verhöhnung des dadurch getäuschten Dieners sind Züge, die dem Molière-schen Stücke und der Harlekinade gemein sind (a. a. O. 349, 50). Das Mysteriös-Religiöse tritt bei Molière noch mehr als dort zurück, und ist es nur unbegreiflich, wie Laun hieraus auf eine Nichtkenntniss und Nichtbenutzung des Burlador schliessen konnte (a. a. O. 8).

III. Die Originalität der Molière'schen Komödie.

Eigenthümlich ist so vielen grossen Dichtern ein instinctiver Gegensatz gegen Adel und Kirche. Bei Molière war diese Abneigung durch persönliche Kränkungen von Seiten der Höflinge, durch die Intoleranz, mit der die Kirche das Theater verfolgte, zur bittersten Antipathie geworden. Die Gunst des Königs gab ihm einen Rückhalt in dem Kampfe gegen beide Kasten, welchen er mit Don Juan eröffnete, nachdem er in den Facheux mehr die Waffen gezeigt, als geführt, und mit Amphitryon endete. Die Ueberlieferung der andalusischen Chronik über Don Juan giebt ihm Waffen zu dem Kampfe, die keiner seiner Vorgänger dort zu finden gewusst. Man kann Molière's Don Juan als bittere Satire aller Seiten des höfischen Lebens auffassen. In erster Linie wird der offene Unglaube, wie die sittliche Corruption gegeisselt, welche, in den Zeiten des frommen Ludwig XIV., durch äussere Frömmigkeit verhüllt, nur desto offener hervortraten, als der atheistische Orleans das Scepter ergriffen. Auch gegen diese äusserliche, scheinheilige Frömmigkeit richtet sich diese zermalmende Satire; darum muss Don Juan in sarkastischer Selbstironie zum berechnenden Heuchler werden. Finanzielle Zerrüttung war oft mit dem ausschweifenden Treiben vereint; so wird denn auch Don Juan durch den unbequemen Gläubiger, Mr. Dimanche, hart bedrängt. Brutaler Uebermuth gegen die Untergebenen, gewissenlose Selbstsucht gegenüber den niederen Classen sind Charakterzüge der höfi-

schen Gesellschaft, die auch Molière's Don Juan nicht verleugnet. Wie die Edelleute am Hofe, so auch die Damen. Auf ihre sträflichen Neigungen, die oft in dem Kloster erst eine Ruhestätte fanden, deutet in poetischer Verklärung Elvira's Gestalt.

Mit all diesen Schwächen und Lastern vereinen sich humane Bildung, chevaleresker Sinn und angeborene Courtoisie. Darum wirft Don Juan dem Bettler ein Almosen im Namen der „Humanität"* zu, vertheidigt mit ritterlichem Muthe den bedrängten Don Carlos, verspricht ihm in ebenso ritterlicher Weise Genugthuung für die Entehrung der Schwester. Höfische Courtoisie zeigt er dem strafenden Vater, den er Platz zu nehmen auffordert, der mahnenden Elvira, dem drängenden Gläubiger, ja selbst dem zu Tische geladenen Gespenste. Er ist eben stets der „grandseigneur", wie ihn Sganarelle nennt.

Der Corruption des Hoflebens tritt die naive Unbefangenheit des niederen Volkes, dem Unglauben, wie der Heuchelei im kirchlichen Leben der einfache, ungekünstelte Glaube des Sganarelle gegenüber. Dies die culturhistorische Seite des Stückes.

---

* Man möge die Vorstellung aufgeben, dass Molière hier die Humanität der Philanthropen des XVIII. Jahrhunderts vorausgeahnt und verspottet habe, wie das ein Artikel der Daily News will (s. Humbert, Englands Urtheil über Molière, 37), oder dass Molière später die Stelle nicht aus Rücksicht auf die Geistlichkeit, sondern um die Empfindlichkeit seiner human philosophischen Freunde zu schonen, zurückzog. (Revue des deux Mondes 1847, 561.)

Neues zur Tell-Sage.

Es ist so viel über die Tell-Sage oder -Geschichte geschrieben worden — für und wider, dass zur Genüge daraus hervorgeht: Die Angelegenheit hat ihren Abschluss noch nicht erreicht. So mögen denn auch beifolgende Zeilen nicht überflüssig erscheinen, in welchen ich einiges Neues zu bieten glaube. Mein erster Grundsatz war, dem kahlen Materialismus, dem Verderb der Menschheit, entgegen zu arbeiten — dem unerquicklichen Materialismus, welcher auch den Tell als freches Lügengespinnst hinstellt. Ich lasse den Tell vollauf gelten — allerdings nicht als Geschichte, an welche der politische Ursprung der Schweiz geknüpft zu werden pflegt, sondern als eine uralte Sage, eine der schönsten Sagen des deutschen Volkes. Dies möglichst an das Licht zu ziehen, war seit längerer Zeit mein Bestreben; es sei die Aufgabe dieser Zeilen.

Vorausschicken muss ich, dass alle echten Sagen aus der Betrachtung der Natur und ihren verschiedenartigen Aeusserungen entstanden sind. Aus rohen Uranfängen bildeten sie sich in ewiger Forterzeugung aus, wobei es häufig vorkam, dass sie bei der lebendigen Erinnerung, willkürlich oder unwillkürlich, geschichtlichen Persönlichkeiten angepasst oder mit geschichtlichen Begebenheiten verschmolzen und dadurch getrübt wurden.

Eine bedeutende altnordische Sagen-Sammlung, unter den Namen Wilkina- oder Thidreks-(Dietrichs-)Saga bekannt, deren Abfassung (nicht Entstehung) spätestens in die Mitte des 13. Jahrhunderts fällt, enthält uralte, gesammt-germanische Sagen,

welche ihren Urgrund in dem heidnischen Glauben unserer Altvordern haben. Der Verfasser derselben, oder richtiger „Sammler“, sagt in seiner Vorrede (nach F. H. von der Hagen): „Diese Saga ist eine von den grössten Sagen, welche in deutscher Zunge sind verfasst worden“ u. s. w. „Die Dänen und Schweden haben manche Sagen (zu ergänzen: desselben Inhaltes), etwelche auch in Gesangsweise, mit denen sich reiche Männer vergnügen“ u. s. w. „Die Nordmänner (d. i. Norweger) haben auch einen Theil dieser Saga zusammengesetzt;“ u. s. w. „überall, wo sie gesagt wird, da hat sie fast Einen Ursprung. Diese Saga ist zusammengesetzt nach der Sage deutscher Männer, aber zum Theil auch aus den Gesängen, welche zur Ergetzung reicher Männer dienen, und vormals von denselben Geschichten verfasst wurden, welche in dieser Saga erzählt werden“ u. s. w. Noch bestimmter heisst es im Laufe der Sammlung: „Auch die Männer haben uns hiervon gesagt, welche in Bremen (Brimum) und in der Stadt Münster (Maenstrborg) geboren sind: und keiner von ihnen wusste um den andern, und doch sagten alle auf gleiche Weise davon; auch ist es meist dem gemäss, wie alte Lieder in deutscher Zunge sagen, welche weise Männer gemacht haben, von den grossen Geschichten, welche sich in diesem Lande zugetragen haben.“ Ich führe diese Auslassungen als Beweis an, dass das Sagengebiet ein allgemein-germanisches war. Die Sagen galten unseren Vorfahren nicht als Erfindungen, was sie auch im eigentlichen Sinne nicht sind, sondern als wunderbare Begebnisse geschichtlicher Vorzeit. — Jene ehrwürdige Sagen-Sammlung erzählt nun unter Anderem von dem riesischen Helden Egil (Eigil, Agilo, Egilo) (laut von der Hagen's Uebertragung):

„In dieser Zeit kam der junge Egil, Wieland's Bruder, an König Nidung's Hof, dieweil Wieland nach ihm gesendet hatte. Egil war einer der wackersten Männer und hatte ein Ding vor allen zum voraus: er schoss mit dem Bogen besser, als irgend jemand anders. Der König nahm ihn wohl auf, und war Egil da lange Zeit. — Da wollte der König einsmals versuchen, ob Egil so schiessen könnte, wie von ihm gesagt war, oder nicht. Er liess Egil's dreijährigen Sohn nehmen

und ihm einen Apfel auf den Kopf legen, und gebot Egiln darnach zu schiessen, so dass er weder darüber hinaus, noch zur linken, noch zur rechten vorbei, sondern allein den Apfel träfe: nicht aber war ihm verboten, den Knaben zu treffen, weil man wusste, dass er schon von selber es vermeiden würde, wenn er irgend könnte; und auch einen Pfeil nur sollte er schiessen und nicht mehr. Egil nahm aber drei Pfeile, befiederte sie, legte den einen auf die Senne und schoss mitten in den Apfel, so dass der Pfeil die Hälfte desselben mit sich hinweg riss, und alles zusammen auf die Erde fiel. Dieser Meisterschuss ist lange hochgepriesen worden; und der König bewunderte ihn auch sehr; und Egil ward berühmt vor allen Männern, und man benannte ihn Egil den Schützen. — König Nidung fragte Egiln, warum er drei Pfeile genommen habe, da ihm doch nur verstattet worden einen zu schiessen. Egil antwortete: Herr (sagte er), ich will nicht gegen euch lügen: wenn ich den Knaben mit dem einen Pfeile getroffen hätte, so hatte ich euch diese beiden zugedacht. Der König aber nahm dieses gut auf, und dünkte Allen, dass er biederbe gesprochen habe.“

Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dass der Apfel auf eine südlichere Gegend deute, also wohl auf Deutschland im Allgemeinen und auf die Männer aus Bremen und Münster ins Besondere. — Wer wird bei dieser Eigil-Sage nicht sofort an unseren Wilhelm Tell und sein Begegniss mit Gessler denken? Aber dies ist nicht die einzige Wiederholung der Sage; sondern sie findet sich bei vielen deutschen und germanischen Stämmen in grösserer oder kleinerer Abweichung, wobei ich an die Worte obiger Vorrede erinnere. Jacob Grimm (deutsche Mythologie) stellt eine Anzahl Beispiele zusammen, und ich werde mich seiner Aufzählung fast genau anschliessen.

Schon der Däne Saxo (mit dem Beinamen „Grammaticus“), welcher im 12. Jahrhundert gelebt hat, erzählt von dem jumensischen (d. i. pommerischen) Sagenhelden Toko, einem Kämpfer des dänischen Einkönigs Harald Gorms-Sohn, oder Hildetand (Kriegzahn), auch Blauzahn, ganz Aehnliches mit dem Zusatze, dass Toko nach dem Apfelschusse im Seesturme sich heldenmüthig erwies und später den König erschoss,

bei welcher That er einen goldenen Helm trug. Toko ist vollständig ungeschichtlich. Harald ist eine halbgeschichtliche Persönlichkeit, d. h. Geschichte und Sage sind in einander geflossen; sein gewaltsamer Tod gehört der Geschichte an (992). Jedenfalls geht aus Saxo hervor, dass die Sage des Apfelschusses im 12. Jahrhundert schon vollständig ausgebildet war, also spätestens in das 10., 11. Jahrhundert gesetzt werden muss. Auch die Isländer gedenken bruchstückweise der Thaten Toko's, bei ihnen Palna-Toki genannt (auf Fühnen noch im Volksglauben als Palnejäger bekannt), indem sie mit Saxo übereinstimmend melden, dass Harald zuletzt durch Toki's Pfeil gefallen sei.

Aehnlichkeit bietet auch die norwegische Sage vom Könige Olaf dem Heiligen, welcher zwischen dem 10. und 11. Jahrhundert lebte; ihr Inhalt ist der: Olaf wollte einen heidnischen Mann, Namens Eindridhi (Endrid), bekehren und versuchte sich mit ihm in Leibeskünsten, auch Schiessen; nach einigen gelungenen Schüssen verlangte Olaf, Eindridhi's Knabe solle ans Ziel gestellt und ihm eine Schreibtafel (Stein vom Brettspiel?) vom Haupte geschossen werden, ohne das Kind zu schädigen. Eindridhi erklärte sich willig, aber jeden Schaden zu rächen bereit. Den ersten Pfeil schnellte Olaf und traf dicht neben die Tafel; Eindridhi auf Bitte seiner Mutter und Schwester weigerte sich des Schusses.

Gerade so mass nach einer anderen norwegischen Sage König Haraldr Sigurds-Sohn sich mit dem Bogenschützen Hemingr und befahl ihm, eine Haselnuss vom Kopfe seines Bruders Biörn (d. i. Bär, altdeutsch: Pero) zu schiessen; Hemingr vollführte den Schuss. Hier also ist die südlichere durch eine dem Norden mehr angemessene Frucht ersetzt. — Dieselbe Sage ward viel später (2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) im Holsteinischen auf einen Hemming Wolf oder von Wulfen übertragen: Hemming hatte Partei gegen König Christian genommen, und dieser ihn des Landes verwiesen, und die Volkssage erzählt dann des Weiteren genau so wie bei Toko und Harald. Ein altes holsteinisches Kirchengemälde stellt auf einer Wiese den Schützen mit abgespanntem Bogen dar; in der Ferne den Knaben, den Apfel auf dem Kopfe;

mitten durch den Apfel geht ein Pfeil, einen zweiten hält der Schütze mit den Zähnen. Zwischen dem Schützen und dem Knaben steht ein Wolf — vielleicht nur als Namenanspielung — vielleicht auch ausdrückend, dass Hemming nach der kecken Antwort für vogelfrei (oder wolffrei: Ein Verfesteter, Gebannter hiess altdeutsch: Warg, d. i. Wolf) erklärt ward; vielleicht rührt erst daher Hemming's Beiname — vielleicht auch hat der Wolf noch eine tiefere Bedeutung.

Ein altenglisches Lied, in welchem die drei Wildschützen Adam Bell, Clym und William of Cloudesle vorkommen, berichtet von dem Letzten: Er erbot sich vor dem Könige, seinem siebenjährigen Sohne einen Apfel auf 120 Schritte Entfernung vom Kopfe zu schiessen; der abgeschnellte Pfeil spaltete den Apfel.

Eine oberrheinische Sage aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts von einem verwegenen Schützen Puncher (oder Punkher?) stimmt fast wörtlich mit der Sage vom Apfelschusse des Tell überein: Statt des Gessler wird ein Edling ungenannt aufgeführt; die Zielscheibe ist diesmal ein Geldstück, welches auf die Mütze des Söhnleins gelegt wird.

Der Zeit nach fügt sich alsdann unmittelbar die Erzählung von Wilhelm Tell (oder wie er auch, der schweizerischen Aussprache folgend, genannt wird: Tall) als Schlussstein und Gipfelpunkt ein; die Zeugnisse der Zeitschriftsteller beginnen gegen das Ende des 15. Jahrhunderts. Von jeher bestand das Bestreben, die Tell-Quellen in das 14. Jahrhundert zurück zu versetzen. Ich muss an dieser Stelle der „Urkundliche Landesgemeind-Erkanntnuss von 1387“ Erwähnung thun. Darin heisst es: „Im Namen Gottes Amen. Ich Conrate von Unteroyen Ammen ze Ure thuen Kunde offentliche mit disen briefe“ u. s. w. „Auch haben wir angesechen und us aufgesatzt ze haben ein predigte ze Bürglen an dem Orte wo unser Liebes Landsmanns Erste Widerbringers der Freiheit Wilhelm Tellen Haus ist ze ewigen Danke Gottes und seiner schütze“ u. s. w. Ich masse mir kein Urtheil an; auch ist die Urkunde ziemlich unwesentlich. Anders würde es mit der berüchtigten Urkunde über eine Landgemeinde von 1388 sein, wo mehr als hundert Personen ausgesagt haben sollen, Tell noch gekannt zu haben; aber sie ist als unecht und untergeschoben nachgewiesen

worden. Es wäre ein interessanter Zufall, wenn noch einmal eine Urkunde über die schweizerische Tell-Sage aus der Zeit vor dem geschichtlichen Tell aufgefunden würde. Aber es wäre ein grosser Zufall, weil der Local-Sage damals nicht die Bedeutung, wie später, beigelegt ward.

Viele Anzeichen sprechen dafür, dass die Sage noch viel allgemeiner bekannt gewesen sein muss, als aus den vorstehenden Beispielen erhellt, ja dass sie in ganz Germanland bekannt gewesen sein muss, wozu im weiteren Umfange auch Skandinavien und selbst England zu rechnen ist. Grimm meint: „Von solch kühnem Bogenschuss muss unser frühstes Alterthum erfüllt gewesen sein, an vielen Stellen und immer eigenthümlich taucht die Sage auf.“ Durch eingehende Nachforschungen lassen sich vielleicht noch manche Bezüge auffinden. Jedenfalls aber darf nicht ausschliesslich Eine Sage zur Erklärung hervorgeholt werden; sie Alle müssen beachtet werden; sie werfen wechselseitiges Licht auf einander. Auf keinen Fall ist die Annahme haltbar, als ob die Tell-Sage durch Einwanderung eines Stammes aus dem Norden oder sonstwie künstlich in die Schweiz versetzt worden sei. Die Sage muss unserem gesammten Alterthum ureigenthümlich sein, und Jeder mit unbefangenem Urtheile wird schon nach dem Bisherigen eingestehen müssen, dass die Erzählung der Waldstätte dem erwähnten grossen Sagenkreise angehört.

Wir wollen nun den Namen „Wilhelm Tell“ und die Sage zu deuten versuchen. Der Vorname ist schon in dem älteren „William of Clousdesle“ enthalten; auch hat man auf den Aehnlichklang des Hauptnamen mit „Bell“ hingewiesen. Simrock hat zur Erklärung des Namen „Tell“ einen missglückten Versuch gemacht; ich hoffe, auf einem sicherern Wege zum Ziele zu gelangen.

In den Edden wird ein Ase (hochdeutsch „Anse“, d. i. Gott, wörtlich „Säule“, wobei „der Welt“ zu ergänzen) Dellingr erwähnt, dessen Name, aus Dag-lingr, Deg-lingr zusammengezogen, „Tagbringer“, also den „Morgen“ bedeutet und im Althochdeutschen Taklingar, Taglingar, zusammengezogen Tallingar oder nach dem Gesetze des Umlautes Tellingar lauten muss. Derselbe ist vermählt der Riesin Nôtt,

hochdeutsch Naht, d. i. Nacht, und Beider Sohn ist Dag, hochdeutsch Tak oder Tago, d. i. der „Tag" selber. Dies und die dichterische Umschreibung „vor Delling's Schwelle", d. i. „am Morgen" ist fast Alles, was uns von dem germanischen Gotte Tellingar bekannt geworden ist; aber es ist als wahrscheinlich anzunehmen, dass ein grösserer Sagenkreis von ihm bestanden hat. Die im Volksglauben und in volksthümlichen Redarten beruhende Ansicht von einem Kampfe zwischen Tag und Nacht, dessen auch in alt- und mitteldeutschen Gedichten erwähnt wird, möchte ich weder auf Feindseligkeiten zwischen Sohn und Mutter, noch überhaupt auf den Ansen Tago beziehen; sondern ich bin geneigt, naturgemäss dafür den Morgen einzusetzen: wie dieser sich gleichsam aus den Banden der Nacht herausringt, so nehme ich einen täglich sich wiederholenden Kampf zwischen dem Morgengott Tellingar und einem nächtigen Riesenunhold — der überlieferte alte Eigenname Nahtolf würde hieher zu ziehen sein — an. Lichtgötter, zu welchen Tellingar gehört, sind — wie leichtlich aus unzähligen Beispielen vieler Völker nachgewiesen werden kann — aus dem Grunde ihres Wesens kriegerisch: die Lichtstrahlen werden Pfeilen verglichen und als solche wirklich betrachtet, und im Altdeutschen wird das Fremdwort „Pfeil" (lateinisch: pila) durch das echtdeutsche „Stral" (Mehrzahl „Sträle") gegeben. Daher ist Tellingar als meisterhafter Bogenschütze gedacht. Nach Simrock (Mythologie) hat sich von Tellingar, dessen Name in Deutschland noch in vielfachen Wandlungen fortlebt, in einem Volksliede ein Theil der verdunkelten Sage erhalten: Ein Türke erscheint vor dem Hoflager des Kaisers und fordert dessen Helden zum Zweikampfe. Jedoch Niemand will wagen, sich mit Jenem zu messen. Schon zürnt der Kaiser über die Feigheit der Seinen. Da springt der Döllinger zum Kampfe vor; zuerst zwar erliegt er dem Türken, aber bei einem zweiten Ritte sticht er den Gegner ab, dessen Seele alsdann vom Teufel entführt wird. — Trotz des geschichtlichen Aeusseren ist dies eine Sage, und wenn auch sehr verdunkelt — sie weist uns deutlicher auf die Richtigkeit obiger Behauptung: denn die Namen Tellingar und Döllinger sind Eins. Es muss eine grosse, allgemeine Sage von einem Kampfe zwischen Tellingar

und einem Nahtolf, einem männlichen Riesen der Nacht, bestanden haben; und es ist bedauerlich, dass uns hier der Faden, welcher uns zur Vorzeit führt, abgeschnitten ist. Aber dennoch — hier erlaube ich mir einen kühnen, hoffentlich als glücklich zu bezeichnenden Gedankensprung: der sagenhafte Tell ist der alte Lichtgott Tellingar! Ich hoffe die Kluft allmählich ausfüllen zu können.

In dem Ansen Dellingr, dessen nähere Herkunft nicht angegeben wird, glaube ich Odhinn, Wuotan, Wodan, den Allgott, Urquell des Lichtes und Seins, den Hauptkern unserer Sagenwelt, zu erkennen. Dieser ist es, welcher sich der dunklen Riesin Nacht vermählt und den Tag erzeugt; sein heiliges Thier, der Wolf, kann jenem Hemming den Beinamen verliehen haben. Noch Hans Sachs weiss, dass der Herrgott sich der Wölfe als Jagdhunde bediene. Wuotan's Beiname Thridhi (der Dritte) erinnert vielleicht an jenen Eindridhi. Wuotan's goldener Helm war ein Wunschhelm, Wunskohalm oder Wilihalm; wenn Wuotan zum letzten Wettkampfe auszieht, so reitet er zuvorderst „mit dem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spiess, welcher Gungnir heisst." Ein bedeutsamer alter Beiname Wuotan's war Heimdallr. Wie hoch dieser Name verehrt gewesen sein muss, erhellt aus der Völuspâ, der Spähung der Wala, in der älteren Edda, wo es zum Beginne heisst:

Allen Edlen gebiete ich Andacht,
Hohen und Niedern, Söhnen des Heimdallr.

Hier werden alle Menschen als Heimdall's Söhne bezeichnet; Wuotan war Vater der Götter und Menschen. Im zweiten Theile des Wortes Heimdallr nun liegt unser Dallingr, Dellingr in abgekürzter Form Dallr, ganz ähnlich der Abkürzung Tell. Heimdallr bedeutet „Tagbringer der Welt"; der nordische Name würde hochdeutsch mit Heimtell wiedergegeben werden können. In der grauen Vorzeit des Germanenthums wurden seltsamerweise Tag und Sonne auseinander gehalten: jener erhellt, diese erwärmt die Welt. Bei fortschreitender Bildung aber wurden diese Begriffe nicht mehr streng geschieden. So sehen wir den Lichtgott und insbesondere Tagesgott (oder Morgengott, was dasselbe) auch zum Sonnengotte werden.

Heimtell's heiliges Thier war ein grosser Hirsch, Sonnenhirsch genannt, dessen strahlendes Geweih dichterisch herrlich der Sonne verglichen wird; im sogenannten „Sonnenlied“ heisst es:

Den Sonnenhirschen sah ich von Süden kommen,
Von Zween am Zaume geführt;
Auf dem Felde stunden seine Füsse,
Die Hörner hub er gen Himmel.

Merkwürdig begegnet uns auch ein alter Hirschname Dalr.

Später ward, wie das vielfach geschah, der Beiname Wuotan's zu einem besonderen Gotte ausgebildet, welcher als Sohn Wuotan's und neuner Jungfrauen dargestellt wird und von der hohen Heiligkeit des Vaters kaum etwas eingebüsst hat. So heisst es im Hyndlu-Liede von ihm:

Geboren ward Einer in der Urzeit der Tage,
Ein Wunder an Stärke, göttlichen Stammes.

Die Abkürzung des Namen Dellingr, Tellingar in Dallr, Tell muss vielfach verbreitet gewesen sein; denn auch die germanisch-esthnischen Sagen wissen von einem riesenhaften Helden Töllo, Töl, Tell zu erzählen. Genug: Der sagenhafte Tell ist Tellingar und Heimtell, ein Ausfluss Wuotan's. Spuren seiner Sage sind vereinzelt hie und da erhalten; aber in den Waldstätten ist uns die Sage am reinsten bewahrt worden. Von diesem Standpunkte aus werde ich die Tellingar-Sage wieder herzustellen suchen, wobei man mir Zuhilfenahme einiger Phantasie zu Gute halte:

Tellingar, göttlichem Geschlechte entstammt, war ein Wohlthäter der Menschen und daher hoch verehrt; wenn sein goldener Wunschhelm (altdeutsch: Wilihalm) die Lande beleuchtete, so sanken die Sterblichen anbetend auf die Knie. Aber durch die Begünstigung der Erdenkinder hatte er sich den tödtlichen Hass des mächtigen menschenfeindlichen Riesen Nahtolf, welcher jenseit der Weltsee wohnte, zugezogen, und dieser zog aus, den Gegner zu fangen oder zu tödten; seine Hauptwaffe, weit und breit gefürchtet, war eine wuchtige Geissel, weshalb der furchtbare Riese den Namen Keisilar (d. i. „Geissler“) erhielt. Der furchtlose Tellingar wich dem Kampfe nicht aus, unterlag aber der Stärke des Riesen, worauf

er mitsammt seinem Sohne Tago in Gefangenschaft gerieth. Der Riese versprach nur unter der Bedingung Tellingar'n das Leben zu schenken, dass dieser als guter Schütz von dem Haupte des kleinen Tago mit einem einzigen Pfeile (Strale) einen Apfel (Nuss) abschiesse. Der hämische Keisilar glaubte nicht, dass das Verlangte erfüllt, sondern dass der Knabe getroffen und so seinem Todfeinde der empfindlichste Schmerz bereitet werden würde. Die grausame Bedingung ward beeidet. Tellingar legte zögernd den Stral auf die Sehne uud schnellte ab: der Apfel fiel durchbohrt auf die Erde. Keisilar musste den Schuss gelten lassen und lobte ihn, sagte aber: er habe gesehen, dass Jener noch einen Stral aus dem Köcher genommen habe, und frug, warum das geschehen. Tellingar antwortete: „Mein Leben ist gesichert! So erfahr' denn, Wütherich: dies andere Geschoss war dir zugedacht, wenn ich meinem Sohne nur die Haut geritzt hätte!“ Rasend vor Wuth schlug der Unhold mit der Geissel ihn zu Boden, und Tellingar wäre des Todes gewesen, wenn nicht der wunderkräftige Wilihalm ihm das Leben gewahrt hätte. Keisilar warf ihn in Banden und schleifte ihn an das Seegestade und in sein Schiff, um ihn in sein unwirthliches Reich zu schaffen und in einen festen Thurm für immer zu verschliessen. Der Knabe blieb jammernd am Strande zurück. Unterwegs überfiel ein gewaltiger Sturm das Schiff und drohte es mit den Insassen zu verschlingen. Da gedachte der gefesselte Tellingar listigen Sinnes die Verlegenheit des plumpen Riesen zu seinen Gunsten auszunutzen. Er versprach, als erfahrener Seemann das Schiff glücklich über See zu bringen, wenn man ihn so lange der Fesseln entledige. Das geschah. Trotz dem Ungestüm der wilderregten Fluth kam das Schiff seinem Ziele näher und näher. Als es aber nahe an den Strand herangekommen war, ersah Tellingar sich eine in die See vorragende Felsplatte, ergriff schnell Bogen und Köcher und sprang in kühnem Satze hinauf, indem er zugleich mit dem Fusse das Schiff weit in die brandende See zurück schleuderte. Tellingar jauchzte über das Gelingen und beobachtete scharfen Auges, ob sein Feind auf den Wellen umkommen würde. Jedoch endlich trieb das Fahrzeug wieder gegen das Land, und der Riese tappte das Ufer hinauf.

Tellingar hatte sich auf ein felsiges, mit wildem Gestrüppe bewachsenes Versteck zurückgezogen, von wo aus er weithin sehen konnte. Er hielt die Sehne gespannt, und als der racheschnaubende Unhold in den Bereich seines Schusses gelangt war, schwirrte es durch die Luft, und Keisilar sank zu Tode getroffen zu Boden."

So etwa mag die uralt-germanische Sage gelautet haben. Auch sie ist eine Natur-Symbolisirung: das Ringen zwischen Nacht und Morgen ist dichterisch-wirksam ausgedrückt. Es ist bezeichnend, dass der nächtige Riese mehr dem Knaben Tag als dem Vater Morgen nach dem Leben trachtete; denn was hätte dieser noch für einen Sinn ohne Jenen!

Dass Tellingar als Fährmann hingestellt wird, beweist die Entstehung der Sage bei Anwohnern der See, wo das Morgenlicht aus den Fluthen emporzusteigen scheint gleich einem fernher kommenden Schiffe. Wie Tag und Morgen keine gegen einander begrenzbaren Begriffe sind, so mag man auch öfter Sohn und Vater zusammengeworfen haben; und von diesem Standpunkte aus, könnte der Tod Tell's im Schächenbache den Abend ausdrücken – das scheinbare Untertauchen des Tageslichtes in die See.

Wir können noch einmal an den Namen Biörn-Pero, einer der obigen Sagen anknüpfen: Der Bär, der deutsche König der Thiere, ist nicht nur ein heiliges Thier, worauf der Eigenname „Heiligbär" und viele Sagen und Märchen deuten, sondern insbesondere ein den Lichtgöttern geheiligtes Thier. Weshalb? Warum gerade der Bär eine solche bevorzugte Rolle spielt? Eine derartige Auseinandersetzung würde uns zu weit über den Bereich dieser Aufgabe hinaus führen; sie gehört in die Handbücher der Mythologie. Uns fesselt nur, dass der Bär dem Tago geheiligt gewesen zu sein scheint, weil dem „Biörn" die Nuss vom Kopfe geschossen ward. Wie Götter sich zuweilen in die Gestalt ihrer heiligen Thiere wandelten, so nahm Tago vielleicht Bärengestalt an; vielleicht führte er auch den Beinamen Pero. Dass der Tag in Thieres Gestalt auftrat, wussten noch mittelalterliche Lieder, ohne dass sie gerade des Bären gedenken. Wolfram beginnt ein Wächterlied:

Seine Klauen durch die Wolken sind geschlagen,
er steiget auf mit grosser Kraft,
ich seh' ihn grauen, den Tag.

Anderwärts heisst es:

Dass die Wolken waren grau,
Und der Tag seine Klau
Hatte geschlagen durch die Nacht.

Ob der Berner Bär hierher gezogen werden darf?

Der wilde Keisilar tritt als „Geissler" (auch in Vervielfältigung) im Volksglauben in einigen Gegenden der Schweiz, besonders im Churer Lande, auf. Hier zieht er durch Wald und Feld, Gebirg und Thal; und sein Ruf tönt schauerlich durch die Lüfte. Im Canton Glarus hört man den „Geisser" Abends in den Wäldern pfeifen.

Wie vielfach in den Sagen die Gegensätze Tag und Nacht zu Sommer und Winter erweitert werden, so auch hier, wo Keisilar die dunkle Jahrzeit, der Winter, ist, und für den Sommer der Sommeranfang, der Frühling, als Tellingar eintritt. Dadurch ist auch der sie überfallende Sturm als einer der häufigen Frühlingstürme zu verstehen, welche wiederholt in Sagen vorkommen. Auch Tago's Bär ist wieder hieher zu ziehen: Wie die sommerlichen Götter während des Winters in Schlummer versenkt gedacht werden, so hält auch der Bär seinen Winterschlaf, und der Winter selber heisst „Bärennacht".

Der Winter ward häufig, ins Politische übergeführt, als Türke bezeichnet, wie schon oben in dem Kampfe Döllinger's, und wie es in einem den Kampf der Jahrzeiten darstellenden schwäbischen Volksspiele heisst:

Mit dem Türken wollen wir streiten,
Den Degen an der Seiten.

Die Sage ward, wie alle im tiefen Bewusstsein des Volkes wurzelnde Sagen, im Laufe der Zeit vielfach von den einzelnen Stämmen umgebildet, localisirt, auf die Stammhelden übertragen und schliesslich historisirt, wie wir das schon theilweise bei Toko gesehen haben, und wie es auch bei dem jüngsten Tellingar mit dem Wilihalm, dem Wilhelm Tell, der Fall ist.

Der Wechsel zwischen Nacht und Tag, bezw. Morgen, weil alltäglich sich wiederholend, war zu einer Feier nicht geeignet, wogegen die Wiederkehr des Frühjahrs als freudiges Ereigniss seit den ältesten Zeiten festlich begangen und in Gesängen und Volksspielen lebhaft vergegenwärtigt ward. Ein solches Volksspiel war in dem kernigen Völkchen der Waldstätte seit alten Heidenzeiten das Tellenspiel, welches sehr volksthümlich gewesen sein muss. Was Wunder, dass eine solche heilige Feier, welche dem Wohlthäter der Natur galt, vom christlichen Glaubeneifer nicht ausgerottet werden konnte, sondern geduldet werden musste und christianisirt ward. Noch eine grosse Umwandlung stand der Sage bevor.

Der unglückselige Sondertrieb (Particularismus), der ewige Erbfehler der Deutschen, vermochte zwar nicht — Dank der Zähigkeit unseres Volkes — die Zusammengehörigkeit, wenigstens nicht die innere, geistige Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme zu zerreissen; aber die Schwäche der Obergewalt des Reiches vermochte nicht überall die in Folge ihres Sondertriebes nach Selbständigkeit ringenden Stämme zusammen zu halten, vor Allem nicht die Grenzlande dauernd an sich zu fesseln; sondern diese wussten sich im Laufe der Zeit unter kluger Benutzung der politischen Wirren, theils mit Unterstützung des Auslandes, namentlich mit Hilfe der feindlich gesinnten kelto-gallisch-französischen Race, eine staatliche Unabhängigkeit zu erringen — gleichsam wie an einer Krystalldruse die äusseren Krystalle durch Einwirkung der zersetzenden Luft verwitternd sich ablösen. So geschah es auch mit den helvetischen Stämmen, zunächst mit dem gegen Ende des 13. Jahrhunderts geschlossenen Bunde der Waldstätte. Nicht Ein schroffes Ereigniss löste das naturgemässe Verhältniss zu dem deutschen Mutterlande, sondern eine ganz allmähliche Lockerung fand statt, zuerst unter dem Schilde der Reichsunmittelbarkeit 1309, bis als Abschluss dieses halben Zustandes der leidige westfälische Friede die thatsächliche Selbständigkeit der aus dem Bunde der Waldstätte, der Eidgenossenschaft, erweiterten Schweiz durch den Machtspruch Frankreichs zu einer anerkannten Unabhängigkeit machte. Die herrschend gewordene Schilderung, welche die Thatsache der allmählichen Erringung der

Reichsunmittelbarkeit und Selbständigkeit der Waldstätte auf eine kurze Spanne Zeit zusammendrängt, kann nicht im Anfange des 14. Jahrhunderts entstanden sein; 50 Jahre, vielleicht noch mehr, mögen vergangen gewesen sein. Sie entstand erst, als bei ausgeprägtem Volksbewusstsein das Streben sich geltend machte, einen glänzenden Anfang der Sondergeschichte zu haben. Es würde Schwierigkeit gemacht haben, dem Volke von einer geradezu unwahren Geschichte Glauben beizubringen. Aber die Sache war viel einfacher: Die bisher bescheiden aber fest im waldstättischen Völkchen wurzelnde Sage von Tellingar-Tell ward benutzt und ihr — vielleicht halb unwillkürlich — ein geschichtliches Aeussere gegeben, in welcher Gestalt sie bald in neuer Ueppigkeit wucherte: Anstatt des jährlichen Frühlings ward — übrigens sehr dichterisch — der politische Frühling des Schweizerlandes genommen; Tellingar oder Tell, der Erkämpfer der Freiheit der Welt aus den Banden des Winters, ward zum politischen Vorkämpfer gegen einen Vertreter despotischer Gewalt; dass man unter Letzterem das verhasste Oesterreich verstand, darf Niemand verwundern, welcher die Geschichte kennt. Eigenthümlich ist, dass, während der alte Tell-Schuss in das Frühjahr fällt, die geschichtlichen Angaben wechselnd auf den 13. Heumonat (Juli), auf den 31. Weinmonat (October) u. s. w. lauten. Jedenfalls aber ist ebenso sicher, dass es einen geschichtlichen Tell nicht gegeben hat, als dass unter den Landvögten jener Zeit erweislich kein Gessler gewesen ist.

Wer die Möglichkeit solcher Umwandlung der Tell-Sage bezweifelt, dem seien hiermit Fingerzeige gegeben, wie leicht der Volksglaube in das politische Gebiet geleitet zu werden vermag und oft ganz unbewusst dahin übergeht: Die Göttersagen wandelten sich in erster Reihe in Heldensagen oder Heiligensagen, später gingen sie auf geschichtliche Personen über, unter fortwährender Neubildung bis auf die moderne Zeit. So wurden aus dem alten Gotte Wuotan mit dem Beinamen Charal (Karl, d. i. Herr) im Glauben des Volkes nacheinander Karl der Grosse, Karl V. und zuletzt gar Erzherzog Karl, der Sieger über Napoleon I. Schon oben hatten wir gesehen, dass die Sagen ins Politische streiften. Wie einfach

es ist, den Volkssinn unter Benutzung des Volksglaubens und alter Gebräuche nach einer zeitgemässen Ansicht zu lenken, erhellt auch daraus, dass die gehässige Rolle des Winters dem Türken als dem Erbfeinde des Glauben zugetheilt ward; noch auffallender ist das Beispiel, dass in einigen katholischen Gegenden, z. B. am Rheine, eine den Winterriesen darstellende Strohpuppe, welche bei dem Frühlingspiele dem Feuer überliefert wird, unter der Bezeichnung „Luther“ bekannt ist.

Die Erinnerungsfeste sind kein Beweis für die Geschichtlichkeit Tell's; denn sie galten seit uralten Zeiten dem Sagen-Tell. Die Tells-Capellen sind ebenso wenig ein Beweis, da die erste Errichtung derselben nachweisbar in eine Zeit fällt, wo Tell bereits vollständig historisirt war; selbst ein früheres Vorhandensein würde keinen Beweis liefern, da es ebenso gut dem sagenhaften, abgöttisch verehrten Helden gegolten haben könnte.

Dennoch wollen wir — trotz aller Anfeindung — die schöne Tell-Sage festhalten, wenn ihr auch das geschichtliche Mäntelchen abgestreift ist. Der Tell gehört der grossen deutschen Sagenwelt unentreissbar an. So lange der Sinn für die herrlichen Sagen unseres Alterthums besteht, wird auch Jener fortleben. Es ist nicht zu verwundern, dass die schöne Sage unseren Goethe anheimelte, und dass Schiller sie in lieblicher Gestaltung als immergrünes Blatt seinem Lorbeerkranze zufügte. In dichterischem Verständniss lässt Schiller das Drama mit dem Herbste beginnen:

Ihr Matten, lebt wohl,
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muss scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder
Wenn der Kuckuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fliessen im lieblichen Mai.

Im 4. Aufzuge deuten „Blitz und Donnerschläge“ auf den nahenden Lenz, bis die That Tell's den Volksfrühling anbahnt und entscheidet:

Es lebe Tell, der Schütz und der Erretter!

Zum Schlusse erlaube ich mir, an Alle, welche diese Abhandlung fesseln sollte, die Bitte zu richten, etwaiges neues, einschlagendes oder berichtigendes Material mir zukommen zu lassen. Zugleich bitte ich, unausgesetzt ein scharfes Augenmerk auf den Sagenreichthum der Schweiz zu richten, zunächst auf die Winkelried- und die Rütli-Sage, auch nicht weniger auf die Unzahl alterthümlich und sagenhaft klingender Ortnamen. Noch eine reiche Ausbeute des Sagenschatzes lässt sich erwarten.

Saarlouis. Adalbert Rudolf.

Eine lateinisch-italienische Grammatik.

Von

Felix Zvěřina,

k. k. Reallehrer in Innsbruck.

Die k. k. Staats-Realschule zu Teschen in Oesterreichisch-Schlesien besitzt in ihrer Bibliothek eine lateinisch abgefasste Grammatik der italienischen Sprache, deren seltenes Vorkommen namentlich in Privat-Büchersammlungen wohl vorausgesetzt werden darf. Das Buch führt den Titel: „Grammatica linguae italicae methodo matrem linguam respiciente usui juventutis literarum studiosae matrisque gnarorum generatim accomodata cura et studio D. Lichardi. Günsii. Sumptibus Caroli Reichardi Bibliopolae. 1837": und zählt VIII und 400 Seiten in Octav auf starkem, wenn auch nicht gerade elegantem Papier. Die Thatsache einer in Oesterreich erschienenen lateinischen Grammatik des Italienischen lässt sich bei der polyglotten Zusammensetzung der Bevölkerung des Kaiserstaates nicht gerade als barok erklären, im Gegentheil aus dem Gesichtspunkt der Verständlichkeit für die classisch Gebildeten aller Zungen rechtfertigen; diese Thatsache begreift sich aber um so leichter, wenn man den Verlagsort — Güns in Ungarn — ins Auge fasst. War doch Ungarn damals noch das classische Land des allgemeinen Lateinsprechens und Lateinschreibens — freilich einer Latinität, die in „grobianus", „strohwagium", „plana facere" (Pläne machen) einige ihrer schönsten Blüthen trieb. Auch unser Buch schlägt denn öfter mehr als nöthig in ungarisches Latein über, ohne indess im Ganzen die Grenzen eines anständigen Mittelwegs zwischen gutem und schlechtem Latein zu verlassen. Wir wollen nun untersuchen, wie der Verfasser seine Aufgabe erfasst und gelöst hat. Die gelegentliche Beleuchtung mancher Punkte der italienischen Grammatik wird vielleicht manchem Freunde derselben nicht unwillkommen sein. Ueber das sich gesteckte Ziel belehrt uns der Verfasser klar und unzweideutig in seinem „Prooemium". Er will nicht ein Buch schreiben, blos um den Büchermarkt zu bereichern: „Crevit vero cum numero philologiae culturum, librorum quoque, ad

haec studia pertinentium caterva, qui variae formae involuti, mox in bonam, mox in malam partem trahi possent. Ne vero his quoque pagellis, ad numerum solummodo illius catervae augendum contulisse videar: concede L.(ector) B.(enevole) ut pauca de scopo, internaque hujus opusculi oeconomia, in medium proferre liceat.“ Unter den italienischen Sprachlehren giebt es zwar manche werthvolle; „in iis (compendiis grammaticis) tamen non raro fuse pertractantur ea, quae juventus literarum studiosa jam pridem cognita habet; alia, materiali linguae parti nimium tribuendo, negligunt justo magis ea, quae ad formarum grammaticarum geneticam evolutionem indeque fluxuram earundem accuratam cognitionem pertinent, adeoque vix exigui sunt momenti; alia denique, (et haec sunt plurima) Syntaxeos, etsi non nullam, certe insufficientem curam gerunt.“ Man muss gestehen, der Verfasser hat mit richtigem Blick bereits vor 40 Jahren einige Hauptmängel der italienischen Grammatik-Literatur erkannt; besonders anerkennenswerth aber ist die Erkenntniss, dass in verhältnissmässig formenarmen Sprachen, wie die „modernen“* sind, der Darstellung der syntaktischen Gesetze die meiste Aufmerksamkeit zu schenken ist. Dadurch ist Lichardi (warum nicht ohne h?) einem ganzen Schock seiner Nachfolger auf dem Gebiete der italienischen Sprachlehrfabrikation vorausgeeilt — und dies im 22. Jahre der Alleinherrschaft Fornasari's in Wien. — Der Verfasser stellt es als unzweifelhaft hin, dass der Grundstock des Italienischen im Latein zu suchen ist** und hat unter diesem Gesichtspunkt sein Buch geschrieben: „His accessit cagitatio, ad sermonis Italorum cognitionem certo longe facilius perveniri posse,

* Der Verfasser erlaubt sich hier auf seine für das Programm der Teschener Realschule des Jahres 1877 geschriebene Abhandlung: „Was ist eine moderne Sprache?“ hinzuweisen.

** Dies ist auch jetzt noch keineswegs überflüssig zu betonen; so unglaublich es ist, so beweist doch das Programm des Gymnasiums zu Rovereto von 1873/74 schwarz auf weiss, dass dort in der 6. Classe folgendes Thema gegeben wurde: „Abbaglio di chi crede la lingua italiana derivata dalla latina“!!! — Welchen Phantasmagorien man verfällt, wenn man, den Boden nüchterner und vorurtheilsfreier Forschung und gesunder Methodik verlassend, linguistischen Idiosynkrasien huldigt, zeigt das Buch „Dei dialetti comunemente chiamati romanici messi a confronto coi dialetti consimili esistenti nel Tirolo.... Dal Sacerdote Prof. Giuseppe Giorgio Sulzer. Trento. Perini 1855.“ Der Verfasser desselben ist fanatischer Keltolog und leitet nicht nur alle romanischen Idiome, sondern auch Latein und Griechisch ohne viele Umstände vom Keltischen ab. Der wissenschaftliche Charakter des Werkes geht u. a. aus folgenden Stellen hervor: „I dialetti impropriamente detti romanici (giacchè dal comuneloro stipite si dovrebbero contrassegnare coll' appellativo di celtici)... esprimono ad esempio del Sanscrito il nome... come nel genitivo così anche nel nominativo per esteso,

si inistitutio (de iis loquor, quibus opusculi pagellae destinatae sunt) eam sequatur methodum, quae matris latinae rationem habendo, in ea diligenter indaget, in quibus ambae conveniant, aut discrepent ab invicem; cum alioquin omnibus lucidum sit, partem sermonis Italorum materialem, seu sic dictam vocabulorum copiam ex sermone latino, vel penitus immutatam (ut infinitivi verborum), vel certis, utut hae quoque exiguae sint, mutationibus subjectam, maxima ex parte remansisse." Doch masst sich der Verfasser nicht an, das Feld der Vergleichungsmomente zwischen Latein und Italienisch vollständig angebaut zu haben, vielmehr will er durch das Gebotene nur angeregt haben „ut ipse Lector B. iisdem (a me traditis) incitatus, in affinitatem linguae utrinsque proprio Marte uberius inquirat." — Am Schlusse der Vorrede gedenkt er der benutzten Vorarbeiten, worunter wir an erster Stelle den tüchtigen Fernow begrüssen — wieder ein Beleg für den guten Takt des Verfassers, denn Fernow's 1804 in erster, 1829 in dritter Auflage (Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 8. XXIV u. 819 pp.) erschienene „Italienische Sprachlehre" ist ein noch immer werthvolles, gründliches, theilweise musterhaftes Werk.* Dem grammatischen Lehrgebäude

e non sincopato" (Introduzione p. 16—17) und in der Note (p. 16): „L'uso di sincopare il nominativo venne alla lingua latina dal Greco, mentre l'Italiano, conservando il costume della comun madre, la lingua sanscrita, continua ad esprimerlo per esteso, cioè con tutte le lettere esistenti nella radice. Per es. Sancr. pad padas, Ital. il piede, del piede, Lat. pes pedis." Das sind allerdings Errungenschaften, gegen welche die Leistungen eines Bopp ein wahrer Pappenstiel sind. — Und (ib. p. 23—24): „Infatti chi asserisce, che i dialetti romanici hanno comune coll' Osco la materia non solo, ma ben anche in gran parte la forma, ha per lo meno tante ragioni della sua, quante ne hanno coloro. che asseriscono, essere detti dialetti tutti quanti una metamorfosi nata, Dio sa come (!), dal Latino; venire cioè l'articolo determinato maschile dal pronome ille, il femminile da illa, l'indeterminato da unus... altri asseriscono avere i dialetti romanici appreso l'uso del verbo ausiliare essere dal latino, che per es. dice: amatus sum, non riflettendo che qui il sum non fa che la funzione dell' ordinario verbo rapporto al soggetto sottinteso, ego, ed al predicato espresso colla voce passiva amatus: costume che già aveano, e dovevano (!) anzi avere come ogni popolo, così anche gli Oschi antichi per esprimere un qualche giudizio. Altri finalmente... dicono, che gl'Italiani, e consorti, si formassero quest' avverbio dal sostantivo latino mens, mentis = intenzione, come per es. in altrimenti = alia mente, oppure lo usassero in forma di affisso per esprimere il modo o la maniera d'una qualche azione. Ma queste sono asserzioni, le quali, perchè gratuitamente (!) affermate, si negano del pari gratuitamente." Das schreibt man im Jahre 1855, wo die romanische Sprachforschung, wiewohl sie selbstverständlich noch nicht die heutige Höhe erreicht, doch schon auf festem Boden stand und Diez sein unsterbliches Werk bereits geschaffen hatte!

* Gegenüber der noch immer nicht ausgestorbenen, ja hie und da sehr prätentiös auftretenden oberflächlichen Sprachlehrerei und -lernerei ist es nicht uninteressant, auf Aussprüche alter tüchtiger Sprachgelehrten dagegen

geht voran eine „Historica praeparatio de successiva linguae latinae depravatione indeque derivata linguae italicae origine, ejus efformatione atque ad recentissima tempora progressu.“ Der Verfasser setzt als bekannt voraus, dass es eine von der Schriftsprache abweichende lateinische Volkssprache gab: aber indem er sie ein „idioma corruptum“ nennt, giebt er zu verstehen, dass er sich die Volkssprache erst aus der Schriftsprache entstanden denkt, diese also für das *πρότερον* hält, während bekanntlich nur das Umgekehrte möglich war. Wenn L. ferner meint: „Depravationis hujus in dies magis ingravescentis diversae causae fuere“ — so können darunter nur die Gründe verstanden werden, warum im sinkenden Römerreich die Kluft zwischen Literatur- und Volkssprache immer mehr zunahm, während allerdings die Urbanität der Rede auch bei den Gebildeten und in den Schriftwerken zusehends abnahm. Den ersten Grund, warum das Volk der Schriftsprache entfremdet wurde, sieht der Verfasser in der Unterdrückung der öffentlichen Redefreiheit: „Ac prima (causa) quidem ex libertatis oratoriae apud Romanos interitu repeti debet, quam primi jam Imperatores suo dumtaxat commodo studentes, omnimodo opprimere conabantur. Eversa vero hac publice ad populum dicendi facultate, quae antea stimulum praebebat excolendo sermoni aptissimum, non solum omnem inter meliora ingenia aemulationis fervorem exstingui, hinc puritatem sermonis a cultioribus quoque negligi, sed et apud plebem, cui olim de rostris praestantissima casti sermonis exempla proponebantur imitanda, animum quam maxime erga maternam linguam indifferentem oriri debuisse facile patet. — Zweitens, die meisten Schriftsteller jener Zeit suchten mehr durch leeren Wortschwall und

---

zurückzukommen. Der durch mehrere italienische Sprachwerke für seine Zeit sehr verdiente Matth. Kramer spricht sich folgendermassen aus: „Es hat noch selten einer in Sprachen, ohne vorhergehende gründliche und gute Information, auch sogar im Lande selbsten, allwo sie floriren möchten, viel guts geschafft; es heisst freilich: Er kann Italienisch, er redt sein Spanisch, er parlirt sein Französisch, dieser hat es ex usu gelernt, jener hat gar keine grammaticam gesehen etc.; aber lasst einen rechtschaffenen Kerl über sie kommen und einen Discurs mit ihnen anfangen, oder lasst sie benöthigt sein, sich irgend hören zu lassen, oder die Feder anzusetzen; man lege ihnen einen rechten Autor zum Expliciren vor; da würdest du deine Wunder sehen, da bestehen sie wie Butter in der Sonnen; es gehört mehr zu der Toscanischen Sprache, als zu Venedig, ja, auch zu Florenz und zu Rom gewesen zu sein. — So etwas, wie die Paperle, tägliche Familien-Dinge betreffend, daherschwatzen, oder etwas Leichtes, wiewohl nicht ohne grobe Schnitzer und Unfüglichkeiten, componiren oder schreiben, bringen sie endlich mit langer Zeit und steter Uebung bei ihren Schülern zuwege, wie solches auch die französische, bei deutschen Fräulein in Diensten stehende Kammermädchen prästiren können.“

eitlen Redeschmuck zu glänzen, als durch natürliche Anmuth und Würde des Stils zu wirken: „Scriptorum deinde, qui his temporibus florebant, haud pauci extranei fuere; plurimi vero domesticorum, sensui pulchri apud Romanos jam haud parum depravato, singulari scribendi genere, tumido et barbaro blandiri, attentionemque, quam naturali sermonis ornatu exemplo majorum movere debuissent, ineptiarum venatione excitare conabantur.“ — Drittens: „Ipsae denique Romanorum legiones ex bellis, quae cum finitimis barbarorum populis gesserant, reduces... sermonem quoque ... in patriam referebant, quo... depravationi jam existenti novum suggerebatur nutrimentum.“ — Endlich nach dem Sturze des letzten Schattenkaisers: „Jam non solum plebs, barbaris victoribus permista, puriori sermoni intelligendo impar erat, verum ipsi quoque cultiores, metu hostium, consuetudine vel necessitate adacti, novas ideas, in tanta et rerum et opinionum conversione ortas, novis iisque potissimum barbarorum vocibus, ad arbitrium sermoni latino accomodatis, designare cogebantur.“ — Wenn aber L. beifügt: „Clerus vero, apud quem fugitivae Musae ultimum refugium quaerere videbantur, altiorum exempla secutus puritatem sermonis minime curabat, imo eandem contemnebat“: so verstösst er einerseits gegen die historische Wahrheit und verkennt andererseits die volksthümliche Aufgabe des Clerus.* Den Schluss der „Praeparatio“ bildet eine Uebersicht der italienischen Literaturgeschichte.

Als „Pars prima“ figurirt „Grammatica Linguae Italicae“; zu verstehen ist darunter die Formenlehre. Das vorgesetzte Motto aus Parini: „Le lingue de' popoli non tanto sono differenti tra loro per la differenza de' vocaboli** quanto per la diversa maniera del combinarli e del disporli nell' uso del discorso; anzi in questo consiste ciò, che appellasi „l'indole o il genio d'una lingua“: würde besser an der Spitze der Syntax stehen. In den Ausspracheregeln wird mit Nach-

* Es ist für jeden Kenner der Geschichte überflüssig darzulegen, welche Verdienste die Diener der Kirche auch damals um Sprache und Literatur sich erwarben und welche stilistische Perlen sich in ihren Werken finden. Andererseits muss man aber bedenken, dass die Kirchenschriftsteller in ihren homiletischen, katechetischen und anderen populären Erzeugnissen zunächst das Ziel vor Augen hatten und wohl haben mussten, verstanden zu werden; es war ja eben nicht ihre Hauptaufgabe, die Rhetorik zu fördern. Dass sich auch in diesen Kreisen Unwissenheit vorfand, ist weder zu bestreiten, noch Wunder zu nehmen.

** Es ist gar sehr auch „differenza de' vocaboli“ vorhanden, indem eben zunächst die verschiedene phonetische Gestaltung des Sprachmaterials die Sprachen, Dialekte, Mundarten etc. unterscheiden lehrt.

druck auf den Unterschied zwischen geschlossenem und offenem e und o hingewiesen. Die beiden Lautnuancen zugewiesenen Fälle verdienen für jene Zeit Beachtung. Geschlossen ist nach L. das e, so oft es aus latein. i hervorgegangen (nembo nimbus, sete sitis, vetro vitrum, pesce piscis), ferner in den Endungen eggio, ente, esco, etto, evole; offenes e haben die Ausgänge ello, enza, ere, ero. Geschlossen ist das aus ursprünglich u entstandene o (forca furca, colpa culpa, noce nux, molto multum) und in den Endungen ojo, one, onte, ore, oro; offenes o in uolo, oria, orio, orto. Vergessen ist die schon damals unschwer anzustellende Beobachtung, dass offenes e und o nur in betonter Silbe vorkommt. Auch über das scharfe (asperum) und gelinde (remissum) Z werden verständige Regeln aufgestellt. Leider noch immer nicht überflüssig, sondern fortwährend von neuem Lehrern und Lernenden einzuschärfen ist die „Observatio“: „In ipsa jam lectione, si accurata institui debeat, in eo potissimum elaborandum erit, ut omnes et vocales et consonae distincte et praecise enuncientur. Imprimis vero ad duplas consonas attendere oportebit, quas ita proferre oportet, ut jam ipso vocis sono earum duplicatio indicetur...“ Sehr praktisch angesichts der Vielsprachigkeit Oesterreichs ist die angehängte Transscriptions-Tabelle der italienischen Orthoëpie, z. B.:

Ital.	germ.	hung.	bohem.	
ci	tſchi	csi	či	
gi	dſchi	dzsi	dži	
sci	ſchi	si	ši	
gli	lji	lyi	li	etc.

Was L. über die Voci tronche schreibt, beweist, dass er eine Ahnung vom Gesetze der Persistenz des lateinischen Accentes hatte: „In his vocibus (truncatis) tonus in primitivo statu penultimae syllabae inhaerens, peracta quoque contractione immotus manet ... Peculiaris est has voces pronuntiandi modus, qui optime hac ratione concipi potest: proferatur e. g. vox virtute cum eadem vocis in penultima syllaba elevatione, qua in sermone latino pronunciatur; abjecta deinde finali syllaba te, vox decurtata efferatur cum eodem in syllaba tu vocis accentu, ita tamen, ut eidem brevissima nonnisi mora tribuatur.“

Die Wortbildungsregel: „in pluribus vocibus quae declinari possunt, Ablativus Latinorum est Nominativus Italorum“, darf uns nicht Wunder nehmen, wenn dieselbe sogar heute noch in manchem Lehrbuch ein urgemüthliches Dasein fristet.

Das dritte Capitel handelt „de Nomine“, wovon inconsequenter

Weise das Pronomen ausgeschlossen wird. Im 1. Paragr. über den Artikel legt L. eine sehr richtige Auffassung der Modernität der romanischen Sprachen an den Tag: „Omnes linguae latinae filiae habent quosdam characteres distinctivos, quibus eaedem a matre strictiori ratione separantur. Primus horum characterum est articulus ejusque usus.“ * Den nichtbestimmenden (indeterminatum) Artikel verwirft L. als dem Begriff des Artikels zuwiderlaufend; auf seine (Schein-) Gründe kann hier nicht eingegangen werden. Sehr naiv ist die etymologische Auffassung des Artikels: „Memorabilis sane est fraterna ratio, qua Itali et Galli pronomen Latinorum demonstrativum ille, in usum articuli masculini inter se partiti sunt. Itali namque mediam partem priorem il retinere, Galli vero posteriorem le civitate sua donarunt.“ Schon die offenkundige Thatsache, dass die ältere Sprache ausschliesslich lo als Masculinform des Artikels kannte, hätte von dieser etwas kindischen Bemerkung abhalten sollen.

Bei Bestimmung des Genus Nominum hält sich L. blos an „terminationes“, ohne auf den Unterschied zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht zu achten. Dadurch wird er zu sehr überflüssigen Wiederholungen veranlasst; so heisst es bei „terminatio *a*“: „Quae vero apud Latinos exceptionem faciunt, illa in sermone quoque italico masculinum genus sibi vindicant. Huc referuntur: 1. Nomina propria virorum quae in *a* definiunt. 2. Substantiva quae dignitates tam civiles quam ecclesiasticas, munera item, officia, et occupationes viris solummodo destinatas denotant.“ Aehnliches wird dann bei terminatio *i* gesagt.

---

* Nach Hr. Sulzer's Theorie ist der Gebrauch des Artikels gegenüber dessen Mangel im Latein ein Beweis der nichtlateinischen Abstammung des Italienischen. Mögen solche (glücklicherweise nur wenige) Ideologen sich zu Gemüthe führen, was Ascoli („Archivio glottologico I, Proemio, p. XXVII und XXVIII) schreibt: „... e causa di nuove aberrazioni si è ancora fatta quella che potrebbe dirsi l'ambizione storica... la quale ora si manifesta specialmente per questo doppio modo: cansare il latino, quando si cerca l'intima ragione delle voci o delle forme romanze, per rappicar queste direttamente alle rimote fonti dell' Asia ariana, oppure ad una o più d'una favella dell' antica Asia, che sia o s'imagini difforme, o almeno affatto divergente, dalla latina che ci sta dinanzi nella letteratura di Roma... Chi sia affetto di codesto preguidizio della molta distanza fondamentale fra la base delle lingue romanze e il latino delle lettere romane, pensi, per dir di un fatto solo, a darsi ragione, obbedendo a' suoi supposti, della fedeltà... per la quale un numero infinito di favelle neolatine dà un riflesso diverso della vocale classica, secondo che questa vocale fosse lunga o breve; e se il meditare intorno a questo unico fatto non basta a convertirlo, egli si dia ad altri studi.“

Die Sectio III. dieses Capitels handelt erschöpfend „de Formatione numeri Pluralis.“ Die gegebenen Regeln sind grösstentheils richtig und verständig, nur wird eine systematische Ordnung vermisst. Für die bei L. nicht seltene natürliche und nüchterne Auffassung der Spracherscheinungen zeugt u. a. die Regel in § 69: „Feminina in cia, gia, scia nec non masculina in cio, gio, scio, cum in iisdem vocalis *i* non verae vocalis sed tantum signi vicibus fungatur consonas antecedentes emollientis, in plurali illud *i* amittunt, atque regularem terminationem nanciscuntur, feminina scilicet in ce, ge, scē, masculina vero in ci, gi, sci.“ Dass unser Lob wegen eines scheinbar so selbstverständlichen Punktes nicht grundlos ist, wird der Kenner der italienischen Sprachbücher gewöhnlichen Schlages zugeben. Sehr reichhaltig ist das angehängte Verzeichniss der Wörter mit doppeltem Plural.

Die „Sectio V. Declinatio Nominum“ wird mit folgendem Passus eingeleitet, der sowohl die Vorzüge der italienischen Casusbezeichnung als deren Unterschied von der lateinischen in bündiger Kürze angiebt: „Accurata vocum latinarum declinatio haud paucas habet difficultates, exinde potissimum oriundas, quod, tam in singulari quam plurali numero, ad designandos sex notos casus finales vocum terminationes magis vel minus variari debeant. Italorum contra sermo hoc ex respectu ad admirabilem simplicitatem eluctatus est, quae tamen simplicitas dictionis claritati nullatenus obstat. Itali namque dum voces suas declinare volunt, relicta semper immutata terminatione finali, designandis casibus nonnullas praepositiones adhibent. Cum vero jam ipsa vox „declinatio“ mutationem vocis involvere videatur; facile patet linguam italicam nullam declinationem proprie ita dictam habere.“ Enthält letztere Bemerkung eine sehr einseitige unberechtigte Auffassung des Declinationsbegriffs, so ist dagegen die darauf folgende „Obs.“ sehr wahr: „Haec declinationis italicae natura in qua efformanda filia matrem suam penitus abnegavit, alterum characterem distinctivum hujus linguae constituit.“

Der Abschnitt über die Gradation der Adjectiva ist leider wie in den meisten sonstigen Grammatiken ein Gemengsel von formalen, etymologischen und syntaktischen Elementen. Der Verfasser führt auch die Superlativirung mittelst Wiederholung des Positivs (una montagna alta alta) an und meint hierbei: „Memorabile sane est Italos superlativi formandi rationem talem quoque habere, quae Hebraeorum solummodo sermoni est propria“ — ohne zu bedenken, dass einer-

seits im Hebräischen meistens nicht das Adjectiv, sondern die demselben nachgesetzte Partikel מְאֹד (valde) wiederholt wird und andererseits jene Doppelsetzung des Positivs weniger eine syntaktische Eigenthümlichkeit als vielmehr eine auch anderen Zungen geläufige Wirkung des Affectes ist, woraus es zu erklären ist, warum selbst eine Superlativform wiederholt werden kann, wozu L. aus Parini das Beispiel bringt: „Perocchè l'uno essendo avarissimo avarissimo e spilorcio, temeva ad ognora, non gli mancasse il terreno sotto a' piedi."

Folgt der unvermeidliche Abschnitt „de nominibus alteratis". Es ist unbegreiflich, wie seit undenklicher Zeit ein italienischer Grammatiker den andern copiren und blaue Wunder erzählen konnte von der Biegsamkeit, Kraft, Fülle und Anmuth der italienischen Sprache, und wie man einen kleinen Abschnitt der Wortbildungslehre so breit treten konnte, während man diese sonst fast gänzlich vernachlässigte. Man erklärte die Diminutiv-, Augmentativ- u. s. w. Endungen für eine Specialität des Italienischen, während doch das Latein deren eine ziemliche Menge aufweist, das Französische Analogien bietet, das Spanische daran keinen Mangel hat, das Böhmische nicht zurücksteht etc. Daher sind denn auch die Einleitungsworte zur Sectio VII. einfach unwahr: „Peculiaris est linguae Italorum praerogativa, quod scilicet mutata (magis vel minus characteristice) vocis terminatione, significationem ipsam vocis immutare valeat. ..." Allerdings mag man, aber ohne fade Declamation, zugeben, dass das Italienische hierin zuweilen einen Formenreichthum besitzt, der anderen Sprachen fremd ist, z. B. (aus Parini): „Ma che dico visi? se visi non vene aveva, e tutti quanti erano visetti, visuzzi, visoni, visacci o visucciacci."

Mit Uebergehung des Numerale und des Pronomen, deren Behandlung unter Anerkennung der Vollständigkeit keinen Anlass zu besonderen Bemerkungen bietet, folgen wir dem Verfasser zur Formenlehre des Verbums (Caput V.), welche, freilich mit Einschluss manches Ungehörigen oder Ueberflüssigen, von p. 76—136 reicht. Die Einleitung bilden „Notiones generales", die mit folgendem Passus eröffnet werden: „Quemadmodum in omni lingua, ita in italica quoque verbum principalem totius orationis partem constituit, adeoque etiam ejus grammatica formatio maximam adtentionem meretur. Negari quidem nullo modo potest, multas easque haud parvi momenti difficultates imminere iis, qui hanc orationis italicae partem, quoad totam ejus indolem, penitius cognoscere cupiant: adtamen id quoque certum est,

sermonis latini notitiam ad easdem feliciter superandas haud parum conferre. Quod namque materiam, seu ipsa vocabula adtinet, ea paucis mutationibus exceptis maximam partem ex latino sermone in italicum transivere; forma vero seu conjugatio ipsa, in cardinalibus pariter sermonem latinum secuta, in formatione nonnisi aliquorum temporum, secundum analogiam aliarum linguarum progressa est."

Es ist eine stehende Phrase, das Verbum sei der wichtigste Redetheil u. dgl., und viel unschätzbare Gelehrsamkeit ist aufgeboten worden, um diese Wichtigkeit ins rechte Licht zu setzen. Es ist Zeit, daran zu erinnern, dass diese Phrase eben nur ein „flatus vocis" ist, ohne innere Wahrheit. Es ist ein Axiom der Linguistik, dass sämmtliche sprachlichen Ausdrücke auf Wurzeln zurückgehen; es ist ferner ein Axiom, dass eine Wurzel, ja auch das daraus gebildete (primäre) Thema an und für sich indifferent, also weder Nomen noch Verbum ist, sondern erst durch formale Differenzirung zu jenen beiden Kategorien sich ausgestaltet; es ist endlich ein Axiom der wissenschaftlichen Grammatik, dass mit Nomen und Verbum die Zahl der Wortkategorien erschöpft ist, da die angebliche dritte Kategorie (Partikel, χarf der arabischen Grammatiker) durch die kritische Sonde sich als nominalen Charakters erwiesen hat. Schon die Beachtung dieser Zwillingsstellung von Nomen und Verbum sollte davon abhalten, letzterem eine Superiorität zuzuerkennen, und ein Fingerzeig sein, die Gleichwerthigkeit beider und ihr correlatives Verhältniss zu erfassen. Ein Satz ist der sprachliche Ausdruck für die Verbindung des Begriffs eines Thätigen (Seienden) mit dem Begriff einer Thätigkeit zu einer Einheit, wobei die Thätigkeit als vom Agens ausgehend appercipirt und angeschaut wird. Der Thätigkeitsbegriff wird durch das Verbum bezeichnet. Wir fragen nun, was würde der Thätigkeitsausdruck nützen, wie könnte er zur Verwendung kommen, gäbe nicht der Nominalausdruck das nomen agentis an, wie wird eine Thätigkeit denkbar ohne Thätiges? Offenbar könnte ohne Nomen die Sprache gar nicht concretirt werden. Das ist so wahr, dass selbst das Verbalthema ohne nominales Element gar nicht zur sprachlichen Geltung gelangen kann; denn: „Verbum ist die Verbindung eines durch die Wurzel oder deren Ableitung bezeichneten Ausdruckes eines selbständig Thätigen mit einem Pronominal-Elemente persönlicher Natur in prädicativer Weise (d. h. derart, wie im Satze Subject und Prädicat mit einander verbunden werden)" (F. Müller, Grundriss der Sprachwissenschaft I. Bd. I. Abth. p. 108). Und ibid. p. 126—127: „Der wichtigste Theil

des Verbal-Ausdruckes ist unstreitig sein subjectiver Bestandtheil, die sogenannten Personal-Suffixe. Durch sie wird erst das indifferente Nominal-Verbal-Thema zum eigentlichen Verbum, ebenso wie es durch die angefügten Numerus-Casus-Suffixe zum Nomen wird." Endlich ist wohl zu beachten, dass weitaus die meisten Sprachen gar kein eigentliches, selbständiges Verbum besitzen, sondern nur ein Nomen-Verbum; nur die japhetischen (indogermanischen) und semitischen Sprachen haben wahre Verbalthemen geschaffen, während schon die hamitischen Idiome des echten Verbalausdrucks entbehren. In solchen Sprachen fungiren demnach lediglich Nominal-Elemente (Pronominal-Possessiv-Suffixe) in verbaler Bedeutung. Der behauptete Vorrang des Verbums ist folglich wissenschaftlich unhaltbar, er gehört in das Gebiet der Declamations- und Gefühls-Grammatik. — L. macht mit Recht auf die Schwierigkeit einer vollkommenen Beherrschung der italienischen Verballehre aufmerksam, er gehört nicht zu jenen ebenso verstand- als gewissenlosen Charlatanen, welche eine kindleichte Aneignung der italienischen oder einer anderen Sprache versprechen, ohne zu ahnen, dass gar keine Sprache leicht zu erlernen ist und dass der wahre Sprachgelehrte desto mehr Schwierigkeiten oder doch ihm bisher Unbekanntes oder von ihm Unbeachtetes in einer Sprache entdeckt, je eingehender er ihr Studium betreibt.*

* Ebenso wahr als gründlich schreibt Dr. K. Plötz im Programm des franz. Gymnasiums in Berlin von 1854 („Quel peut être le but d'un Collége français en Allemagne?): „Je sais bien qu'en avançant cette opinion, je heurte de front un de préjugés les plus répandus parmi mes compatriotes, celui de la prétendue facilité que tout homme sachant le latin trouve à apprendre le français. Ici ma position devient des plus délicates. Cette opinion est un des plus graves erreurs; le français est au contraire une langue très-difficile à apprendre. Cependant il n'est guère possible de le démontrer à d'autres qu'à des gens qui en ont fait une étude sérieuse dans toute la force du terme, c'est-à-dire à ceux-là précisément qui n'ont pas besoin de la démonstration. Quand de pénibles efforts longtemps infructueux, de rudes labeurs, suivis enfin de quelque succès, souvent mis en doute, toujours lents et difficiles à obtenir, sont là pour nous faire sentir la vérité, on est suffisamment revenu de toute illusion à ce sujet. Mais les autres — et qu'on oublie pas qu'ils forment la majorité — vont tout d'abord, et avec un sérieux imperturbable, m'opposer comme le meilleur des arguments, la connaissance, qu'ils ont eux-mêmes de cette langue, que je me plais à leur représenter comme difficile, connaissance, qui ne leur a pourtant pas coûté très-cher. Je ne sais, je l'avoue franchement. comment tourner autour d'un pareil argument „ad hominem", sans blesser les premières règles du savoir-vivre et de la politesse. Force m'est donc de renoncer à un démonstration dans les termes; mais ne pouvant me dispenser de dire quelque chose à l'appui de mon opinion, je vais présenter quelques considérations générales qui, à défaut d'arguments concluants, feront entrevoir où j'en veux venir.

Je dirai donc à mes adversaires, assez heureux pour se trouver

Indess trifft L.'s Bemerkung mehr die syntaktische Handhabung des Verbum als dessen Flexion; denn diese, obwohl noch ziemlich reich, steht doch gegen die lateinische bedeutend zurück und kann namentlich in der schulmässigen Darstellung durch Uebersichtlichkeit, Vermeidung von Wiederholungen und Ausscheidung des Ueberflüssigen ausserordentlich vereinfacht werden. — Der Verfasser sucht eine besondere Erleichterung für Erlernung des Italienischen in der Verwandtschaft und im Vergleich mit dem Latein. Ohne Zweifel ist ein wissenschaftliches Studium des Italienischen ohne Latein nicht denkbar und wird die Herbeiziehung des Lateins für den denkenden und

vainqueurs sans combat, possesseurs sans travail, que je crois, sauf erreur, qu'il existe dans la connaissance d'une langue une infinité de degrés, qu'on pourrait comparer à autant d'échelons d'une longue échelle appuyée contre une tour. Cette échelle est d'une construction singulière; car les distances des échelons, très-faibles et très-faciles à franchir en bas, deviennent toujours plus grandes, plus on approche du sommet de la tour. Or, il est dans la nature des choses que, pour bien juger de l'infériorité des positions d'en bas, il faut avoir eu la patience et l'habileté de monter jusqu'au haut de la tour, vérité qui s'applique encore avec plus de force à ceux qui ont la vue un peu basse. Sans m'arrêter à cette image, j'ajouterai sans figure que les conditions de l'étude d'une langue étrangère change essentiellement selon le but qu'on se propose à atteindre, que la tâche de celui qui veut se borner à entendre sans secours les livres écrits dans cette langue, est infinément plus facile que le travail de ceux qui s'appliquent à la parler couramment et à l'écrire avec facilité. Il ne sera pas inutile de rappeler que dans ses trois manières de savoir une langue il y a encore une infinité de degrés à établir. Tel qui croit parfaitement comprendre les prosateurs et les poètes de tous les temps, n'est souvent encore qu'à une demi-entente de ce qu'il lit, où le véritable sens des mots et des phrases, la force des termes, le sentiment intime de l'esprit de l'auteur lui échappe plus d'une fois, sans qu'il s'en doute. Il faut ajouter que les jugements sévères qu'un étranger se permet de porter, et imprimer même, sur un ouvrage, un auteur, sur tout un genre littéraire, doivent quelquefois être mis, en grande partie du moins, sur le compte de l'insuffisance de ses connaissances. J'ai eu l'occasion de voir que de fâcheuses impressions de voyage, qu'on rapportait de bonne fois dans sa patrie, que les critiques sinon fausses, du moins exagérées sur les institutions et les mœurs d'un peuple n'avaient souvent pas d'autre source.

Quant à l'art de parler une langue étrangère, on ne comprend pas toujours assez que cette facilité de débiter les lieux communs de la conversation ordinaire, la possession complète des invariables questions et réponses de la politesse banale des salons, de ces choses enfin pour lesquelles les langues ont des phrases toutes faites, est encore très-éloignée de la faculté de trouver promptement l'expression nette et précise d'une pensée qui est à nous et que nous avons besoin de développer pour la faire comprendre. Si quelques exercices de memoire soutenus par cet emploi si utile du temps qu'on appelle à Berlin de leçons de conversation, suffisent souvent pour donner la première de ces aptitudes, la seconde ne saurait être, hors du pays où l'on parle la langue, que le résultat d'un travail sérieux, d'exercices gradués, variés et dirigés par des maîtres habiles, d'étude approfondie des chefs-d'œuvre de la littérature et qui ne doit pas exclusivement avoir pour objet les célébrités souvent fort douteuses du jour."

gehörig qualificirten Studirenden ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel zur rationellen Aneignung des Italienischen sein; allein man darf sich keiner Illusion hingeben über Natur und Bedeutung des Lateins als methodischen Adminiculums, um das Italienische oder überhaupt eine romanische Sprache Anfängern oder selbst bis zu einem gewissen Grad Vorgeschrittenen beizubringen, mögen sie auch bereits einige Jahre Lateinunterricht genossen haben. Dass der parallele Anfang des lateinischen und italienischen Unterrichts für letztere keinen Vortheil bringen kann, liegt auf der Hand. Der Anfänger hätte dann die Schwierigkeiten zweier fremder Sprachen zu überwinden, läuft Gefahr in keiner Tüchtiges zu leisten, kann, schon aus Mangel positiver Kenntniss beider Sprachen, unmöglich auf vergleichendes Studium sein Augenmerk richten, während andererseits die Gleichheit oder doch grosse Aehnlichkeit der lateinischen und italienischen Wortformen fast mechanisch und instinctmässig den Anfänger zur Verwechslung der Formen verleitet und in seinem Kopfe eine congesta materies anhäuft, deren mündlicher oder schriftlicher Ausdruck sich als Kauderwälsch charakterisirt; der Schüler befindet sich dann gewissermassen in der Lage eines geborenen Italieners, der, verführt durch die Leichtigkeit, womit er sich die lateinischen Vocabeln einprägt, keinen besonderen Fleiss auf gründliches Lateinstudium verwendet, so dass z. B. selbst italienische Geistliche es selten zu einer Fertigkeit im Lateinsprechen bringen. Die comparative Methode darf daher im Unterrichte erst dann eintreten, wenn dem Schüler im Latein ein solches Mass von Kenntnissen zum sicheren Eigenthum geworden ist, dass er unter gehöriger Anleitung die Tertia comparationis mit dem Italienischen aufzufinden und festzuhalten vermag. Und auch in diesem Falle, soll die Vergleichung fruchtbringend und nicht eine nutzlose, zeitraubende Spielerei sein, muss mit didaktischer Umsicht und weiser Beschränkung auf ein bestimmtes Ziel hingearbeitet werden. Die Vergleichung darf nicht darin bestehen, dass neben jede italienische Form die entsprechende lateinische gesetzt oder zu jedem italienischen Vocabel sein lateinisches Primitivum gefügt werde; vielmehr müssen sowohl in morphologischer als etymologischer Hinsicht die wichtigeren Differenzgesetze und Berührungspunkte in exemplificirender Weise erörtert und anschaulich gemacht und hinwieder durch gelegentlich der Lectüre und dergl. vorkommende Beispiele ins Gedächtniss gerufen und zum Bewusstsein gebracht werden; ein Specimen, wie ein solch rationelles Verfahren beiläufig anzustellen, finden wir in E. Fiedler's Schriftchen:

„Das Verhältniss der französischen Sprache zur lateinischen, 2. Aufl. Lpz. 1872.“ In der Syntax darf nicht jede Regel, wie in Plötz' „Nouvelle Grammaire“, durch stereotype Wendungen „wie im Latein“ oder „im Gegensatz zum Latein“ eingeleitet werden, sondern es sind einfach jene Fügungen, die im Latein ein nennenswerthes Analogon finden und wo der Vergleich dem Schüler wirklichen Gewinn bringt, hervorzuheben. So geistbildend aber nun auch ein nach den richtigen methodischen Grundsätzen durchgeführter vergleichender lateinisch-italienischer Unterricht wirken kann, so wäre es doch ein schwerer Irrthum zu meinen, es könnte dadurch ein spielendes Erlernen der italienischen Formen und Wörter erzielt werden, ja der Schüler ist im Gegentheil davor zu warnen, nach Analogien zu haschen, aus e i n e m Fall unbedingte Schlüsse auf alle ähnlichen Fälle zu machen, oder gleichsam durch Errathen eine copia italienischer Derivata aufzustellen; ein solch planloses, gleichsam anarchisches Vorgehen führt zu groben Täuschungen, zu lächerlichen Quidproquo, zu durch die ganze Folgezeit sich hinschleppenden Fehlern. Die Sprachverwandtschaft, resp. die Abstammung einer Sprache von der anderen beruht unstreitig auf Gesetzen und ist eine Folge organischer Vorgänge, bietet aber auch wieder frappante Anomalien, unerwartete Ausnahmen, scheinbar unerklärliche Paradoxa; auch ist der Bedeutungswechsel ein hervorragender Factor der fortschreitenden Sprachentwicklung. Nehmen wir nur ein kleines Beispiel aus der Wortbildung. Es liegt gewiss nichts näher als die Annahme, dass jener Theil der lateinischen Messe, den man Praefation (Praefatio) nennt, italienisch regelrichtig la prefazione heisse; allein der einzige übliche italienische Terminus dafür ist il prefazio. Es wird also nicht nur das lateinische Wort unverändert beibehalten, sondern auch das Genus verändert, wozu wohl die Analogie der Wörter auf -o verleitete. La prefazione ist allerdings auch italienisch, aber nur in der Bedeutung „Vorrede“ gebräuchlich.

Ein wunder Fleck, wie in den meisten Grammatiken, ist auch bei L. der Paragraph von der Eintheilung der Verba. Die Eintheilungsgründe werden nämlich theils unrichtig bezeichnet, theils durcheinander geworfen. Als Eintheilungsgründe werden aufgestellt: Significatio (activa, passiva, neutra, reciproca), forma (regularia, irreg., personal., impers.), mutationes quas significatio patitur (inchoativa, frequentativa etc.). Abgesehen davon, dass „Bedeutung“ ein zu allgemeiner Ausdruck ist, der auf verschiedene Kategorien angewendet werden kann,

gehört die drittgenannte Classe offenbar in die Wortbildungslehre, in der zweiten Classe sind formale und syntaktische Arten vermengt, die erste ist rein syntaktisch mit Ausschluss der gar nicht in die Verbaleintheilung gehörigen activa und passiva. Activum und Passivum sind virtuell Genera Verbi; so wenig man nun die Substantiva (im Ital.) als solche in Masculina und Feminina eintheilt, sondern sagt, das genus nominum sei ein zweifaches, ebensowenig wird man das genus verbi zu einem Eintheilungsgrund stempeln, ja um so weniger, da Activum und Passivum an demselben Verbum haften. Formell genommen und zwar zunächst rein empirisch ist das lat. Passivum eine Umendung des Activum (reperir*e* — reperir*i*), historisch-genetisch die Suffigirung des zum Formalelement gewordenen Reflexivpronomens an das Verbalthema (reperiri aus reperir-ie-se), es müsste demnach z. B. reperire in die eine, reperiri in die andere Classe von Verben gereiht werden, was ein grammatischer Widersinn wäre; im Ital. kann von einem Verbo passivo schon gar keine Rede sein, da hier das fungirende Verbum finitum essere, das mit dem passiven Sinn bekleidete Verb aber nur durch das Particip vertreten ist. Das einzige wirkliche selbständige V. passivum ist nascere, dessen Uebergang in die active Form jedoch in die Wortbildung gehört.

Die rein syntaktische Eintheilung der Verba geschieht nicht nach der „Bedeutung“, sondern nach dem Umfang der durch das Verb bezeichneten Thätigkeit. Es sind demzufolge zu unterscheiden: 1) Die Thätigkeit wird einfach gesetzt ohne irgend welche Beziehung auf einen Gegenstand, ja ohne logisches Subject — verba mera (piove). Mit dem Ausdruck „impersonalia“ können wir uns nicht recht befreunden. Nimmt man „Person, persönlich“ im eigentlichen Sinn, so giebt es in den Sätzen „canis latrat, ventus flat, sol splendet“ ebenso wenig ein persönliches Verbum als in „pluit, ningit, tonat“; fasst man hingegen jene Ausdrücke im grammatischen Sinne, so steht nichts entgegen auch hier eine (dritte) Person anzunehmen. Indessen mag der nun einmal conventionell gewordene Terminus nichts verschlagen.* 2) Die gesetzte Thätigkeit beschränkt sich auf das thätige Subject — verba subjectiva (dormo). 3) Die vom Subject gesetzte Thätig-

* Die aufgestellte Eintheilung der „Impersonalia“ in „Impersonalia proprie sic dicta“ (nevica) und „ea, quae quidem in primitivo statu personalia sunt, sed praeposita particula si (se) naturam impersonalium induunt“ (si dice) ist hinfällig, denn bei letztern ist stets, wenigstens implicite, ein logisches Subject (wirkliche oder grammatische Person) vorhanden.

keit erstreckt sich auf einen zu jenem in Beziehung stehenden Gegenstand — verba objectiva. Hierbei sind drei Fälle möglich: a) die Thätigkeit geht in reagirender Weise auf das Subject zurück oder das Subject macht sich selbst zum Object seiner Thätigkeit — verba reflexiva (mi rallegro); b) die Subjectsthätigkeit afficirt einen ausserhalb des Agens liegenden Gegenstand — v. transitiva, und zwar je nach der Rection: α) v. accusativa (diligo fratrem), β) v. genetiva (recordor tui), γ) v. dativa (parco inimico), wobei Mischclassen wie „accusativo-dativa" etc. zulässig sind. Die „intransitiva" oder „neutra" fallen füglich mit den sub 2 zusammen.

Somit bleibt für die Formenlehre nur die Spaltung in regelmässige und unregelmässige Verba. Dabei ist aber wohl zu beachten, dass die Benennung „unregelmässig" in der Wissenschaft nur dann einige Berechtigung hat, wenn man darunter nicht regellose, sondern nur nicht nach der vorherrschenden Regel beschaffene Spracherscheinungen versteht. Indess ist es sowohl in der Wissenschaft als in der Schule besser, von dieser Benennung abzusehen und dafür lieber die Bezeichnungen „stark" und „schwach" auch hier zur Geltung zu bringen.

In der Eintheilung und Benennung der Tempora haben die italienischen Grammatiker eine verwirrende Buntscheckigkeit zu Tage gefördert. L. hat folgende Denominationen: Presente, Imperfetto, Passato indeterminato, Passato determinato, Trapassato indeterminato, Trapassato determinato, Futuro semplice, Futuro perfetto, Correlativo presente, Correlativo passato. Z. B.: ho, aveva, ebbi, ho avuto, aveva avuto, ebbi avuto, avrò, avrò avuto, avrei, avrei avuto. Bezeichnen wir diese Zeitarten nacheinander mit 1—10, so finden wir für 2 bei verschiedenen Grammatikern ausserdem folgende Ausdrücke gebraucht: Pendente, Descrittivo, Relativo, für 3 Perfetto oder Passato semplice, Definito, Aoristo, Pass. rimoto, Narrativo, für 4 Pass. composto, Pass. prossimo, Pass. indefinito, für 5 Trapass. imperfetto, Primo Anteriore, Piuccheperfetto (auch più che perfetto), Piuchè passato, für 6 Trapass. perfetto, Pass. anteriore, Secondo Anteriore, Aoristo secondo, für 8 Fut. passato, Fut. secondo, Fut. condizionale, für 9 Imperfetto relativo, gewöhnlich Condizionale presente, für 10 Piucchè passato relativo, gewöhnlich Condizionale passato. Einem solchen Labyrinth von einander zuweilen geradezu widersprechenden Namen gegenüber wäre es wohl endlich an der Zeit, eine unschwer herzustellende Vereinfachung durch möglichste Anlehnung an die concisen und bekannten lateinischen Namen

herzustellen, und käme eine solche italienischen wie deutschen Lernenden sehr zu statten: Präsens, Imperfectum, Praeteritum, Perfectum, Plusquamperfectum I. u. II., Futurum, Fut. exactum, Fut.-Imperf., Futur.-Plusquamperf. Letztere beide Termini bedürfen heutzutage keiner Rechtfertigung mehr; Conditionalis bezeichnet eben nur eine secundäre und zwar nicht temporale, sondern modale Function dieser Formen.

In einen seltsamen Widerspruch verfällt L. in seiner Theorie über die Bildung des Futur. Er lässt dieses aus dem lat. Futur. exact. entstehen — ein damals allgemeiner Irrthum — setzt aber unmittelbar bei: „Formatur vero ita, ut *e* finale infinitivorum mutetur in ò... in prima vero conjugatione etiam penultimum *a* in *e* convertatur necesse est.“ Und ferner: „Occurrit tamen in formatione futuri etiam anomalia, quam sic dicta verba contracta faciunt... Haec futurum a contracta hac Infinitivi forma assumunt, mutata *e* in ò accentuatum...“ Gleichzeitig aber scheint dieser Widerspruch wenigstens auf eine Ahnung des Verfassers hinzudeuten, dass der Infinitiv einen Bestandtheil des Futur. bildet.

Zum „Correlativo presente“ (Futur.-Imperf.) bemerkt unser Verfasser: „Formatio hujus temporis facillima est ab Infinitivo“, macht aber dann die „Obs.“: „Hoc tempus ortum est ex Imperfecto Conjunctivi Latinorum...“ — Hingegen kann ihm der Ursprung des Conj. Praeter. — von ihm Condizionale pres. genannt, nicht entgehen: „Ortum namque est hoc tempus ex Plusquamperfecto Conjunctivi Latinorum — (significationem tamen immutavit).“ — Sehr verständig ist es von L., dass er nicht lächerliche „Stammformen“, sondern ein „Schema“ der Flexionen aufstellt, wodurch die Entstehung der Verbalformen aus Stamm und Endung wenigstens insinuirt wird. — Der Ursprung von credetti aus credidi ist zwar sehr unwahrscheinlich, dessen Annahme kann aber L. um so weniger zur Last gelegt werden, als dieselbe auch nach ihm noch mehrfach aufgestellt wurde. — Sehr gefällt mir die Unterscheidung der factitiven und neutro-passiven Bedeutung und die danach angelegte Tabelle (abbrunare fuscum reddere, abbrunire fuscum fieri, affinare ad finem perducere, affinire ad finem vergere etc.), doch ist zu bemerken, dass öfter beide Bedeutungen beiden Formen promiscue anhaften, z. B. annerare schwarz machen und schwarz werden. — Auch der inchoativen Herkunft der Präsentia auf -isco gedenkt L. — Die verschiedene Bedeutung des reflexiven Verbalausdrucks findet bei ihm Beachtung

und ziemlich gute Formulirung: die eigentlichen Reflexiva können nicht analysirt werden („alia scilicet jam per naturam suam reciproca — potius reflexiva — sunt, adeoque nunquam qua activa adhiberi solent, e. g. pentirsi dolere, accorgersi observare"). — Die ital. Passivbildung erklärt L. durch Accomodation an die „linguae septentrionales, germanicae imprimis originis"; er wusste wohl nicht, dass die linguae septentrionales κατ' ἐξοχήν, die scandinavischen, noch heutzutage ein flexivisches Passivum besitzen. Treffend ist allerdings seine Bemerkung: „Conjugatio proinde passivorum in sermone Italorum nihil est aliud, quam completa conjugatio verbi auxiliaris essere, cui per omnia tempora et modos participium verbi conjugandi subjungitur. Atque hinc facile patet, Italos proprie sic dictam passivorum conjugationem non habere." — Die „Verba irregularia" behandelt L. bei jeder Conjug. nach dem doppelten Gesichtspunkt, ob sie dem lateinischen Typus treu geblieben sind oder nicht, und stellt nach diesen beiden Abtheilungen alphabetische Verzeichnisse auf. — Den „Verbis defectivis" wird folgende „Obs." angefügt: „Omnia haec defectiva tantum in antiquis Italorum scriptis occurrunt, quorum origo ad incunabula sermonis adhuc pertinet." Das sollten sich diejenigen Verfasser von Schulgrammatiken merken, die sich nicht enthalten können, lange Indices gänzlich obsoleter Formen den Schülern vorzuführen.

Ganz tadellos und für manche Spätere beschämend sind L.'s Worte über das Adverbialsuffix -mente: „Quod hanc singularem derivationis formam attinet, eadem sine dubio ex latino sermone repeti debet. Terminatio scilicet mente nihil aliud est, quam vox Latinorum: mens... Ut jam Latini dicere solebant e.g. jucunda mente, sincera mente, pro: jucunde, sincere; ita Itali quoque, hanc scribendi rationem imitati, posuerunt giocondamente, sinceramente. Sententiae huic non solum antiquissimi Italorum libri favent, in quibus derivata haec adverbia separatim excussa sunt sc. sincera mente, gioconda mente; sed ipsa quoque formatio adverbiorum, de qua superius dictum, calculum addit, imo hujus asserti certitudinem evincit. Propterea namque terminatio adjectivi masculina in femininam mutari debet, ut scilicet voci mente, quae et in latino et in italico sermone feminina est, correspondere voleat; adjectivis vero in *e* ideo simpliciter haec terminatio.... adnectitur, quod eadem utriusque sint generis.

Die Syntax wird von p. 153—258 nach der Reihenfolge der Redetheile, wobei jedoch die Rectionslehre theils dem Adjectiv, theils

dem Verbum überwiesen ist, ziemlich eingehend behandelt; das Werthvollste dabei sind übrigens die zahlreichen Belegstellen, sämmtlich ital. Auctoren entnommen. — Dem „Articulus partitionis“ wird die ihm gebührende untergeordnete Stellung angewiesen: „Hac partitiva articuli forma Itali non adeo copiose utuntur, quemadmodum Galli in quorum sermone usus ejus regulis est strictissime determinatus“; wenn aber beigefügt wird: „cum contra in Italorum lingua ad unum idemque redeat, num quis hac partitiva articuli forma uti, vel vero ejus loco pronomina: alcuni, alquanti, alquanto adhibere malit“, so wird vergessen, dass doch der Franzose ebenfalls quelque(-*s*), maint etc. anwenden kann, dass aber der Unterschied vielmehr darin liegt, dass der Italiener die Genetivform des Artikels ganz weglassen kann und demnach „vi sono città bellissime“ fast = „delle città bellissime.“ Mit dem sogen. partitiven Artikel hat es übrigens im Italienischen eine eigene Bewandtniss. Mussafia („Ital. Sprachl.“, 11. Aufl. 1879) lehrt (p. 54): „Auch kann der Theilungsartikel kein Vorwort vor sich haben; also nicht: con del vino, per degli amici, a delle famiglie, sondern: con vino, per amici, a famiglie.“ Auch in Recensionen spricht sich der illustre Romanist entschieden gegen diese Wendungen als gegen Gallicismen aus; ähnlich thuen Puoti und Andere. Gewiss ist es am besten, Anfänger so zu belehren und überhaupt vor einem excessiven Gebrauch dieser im Italienischen nie so recht eingebürgerten Structur zu warnen; denn so grosser Freiheit sich die italienische Syntax erfreut, so muss man doch den Schülern feste Anhaltspunkte wenigstens für ihre schriftlichen Arbeiten bieten, da sonst ewiges Schwanken und Willkür die Folge sind. Andererseits aber ist nicht zu leugnen, dass selbst bei alten und neuen Schriftstellern des besten Rufes Partitivformen mit vorgesetzten Präpositionen vorkommen, namentlich Manzoni scheint davor nicht die mindeste Scheu zu haben. „Questo che esso dice, ho già udito dire a degli altri.“ Bembo. „Dovrà parere ancora a degli altri.“ Varchi. „Assisa sopra la riva con de' fiori in grembo faceva ghirlande“ Caro. Aus Manzoni, „Promesse spose“: „Dopo tre o quattrocento passi, vedrete una piazetta con de' begli olmi. — Le facciate delle case povere erano state ornate da de' vicini benestanti.“ Prospero Viani zieht in seinem „Dizionario di pretesi francesismi“ (Firenze, Felice Le Monnier, 1858) gewaltig gegen die Widersacher solchen Gebrauchs los. Nachdem er s. voce „Articoli“ die betreffende Regel Puoti's angeführt, fährt er fort: „Ammanna ch'io lego. Ma come debbo fare a legar tanti covoni

quanti n'abbica? Il Dal Rio nelle note alla grammatica del Puoti appunto sotto questo luogo, pag. 52 ediz. di Milano e Reggio, e il Gherardini nell' Appendice alle grammatiche, pag. 241, 255, 475, ragionarono a lungo sì di queste due maniere (a dei, con degli) come di Per del con sagace dottrina, e n'addussero un monte d'esempj de' principali scrittori. Come ammonticchiare tutti gli altri che n'avrei io? La pazienza e lo spazio mi manca. Ne' due citati filologi però si trova oltre a bastanza per lo studioso a rendernelo certo che questi modi non sono francesi, e che dal trecento in poi furono usati da' più classici scrittori. De' quali se non reco gli esempj, e'sappia che i principali sono della cronica del Velluti, del Bembo, del Caro, del Varchi, di Gio. Villani, della novella del Grasso Legnajuolo, del Berni, de' Comici Fiorentini, del Galilei, del Gelli, dell' Omelie di S. Gregorio, del Rucellai, del Cellini, del Bartoli e d'altri. Io credo che il partigiano del Puoti abbia voluto dare un pizzi cotto al Nanuncci, il quale, tanto inferiore al Puoti, al Lissoni, all' Azzocchi, nella prefaz. alla teorica dei nomi, pag. VII. dice: „Ma v'ha egli alcuno di loro (grammatici) che ti assegni il perchè noi ci troviamo oggidì con dei nomi, che hanno più desinenze nel minore e nel maggior numero e con altri che ne hanno più nel numero del meno, ed una sola in quello del più?" — Trotzdem wäre es gewagt, die präpositionale Theilungsform als echt italienisch zu erklären, und wir glauben, der alte Domenico Filippi habe Recht zu schreiben („Ital. Sprachl.", 10. Aufl., Wien 1820): „Wenn man Hauptwörter anführt, wovon man nur eine gewisse Menge oder Anzahl, ohne nähere Bestimmung begreifet, so gebrauchen die Italiener, ebenso wie die Franzosen, (aber meistens nur im Nominativ und Accusativ) den bestimmten Artikel in der zweiten Endung,... zuweilen steht auch diese partitive Art mit einem Vorwort..." Aehnlich verhält es sich mit dem Theilungsartikel bei Abstracten. Der Ausländer thut jedenfalls am besten, sich an das zu halten, was Mussafia irgenwo schreibt: „Ha della tenerezza, dello spirito." Neologismi, che fanno contra ol genio della lingua. „Parlare a degli sciocchi" si trova, ma è assolutamente da fuggire."

Wenn L. einen indefiniten Artikel nicht gelten lassen will, sondern uno, a eine Partikel nennt, so verkennt er eben, in Nachahmung einer kindischen Marotte französischer Grammatiker, die Natur des Artikels, die darin besteht, den Begriff des Nomens zu individualisiren, was ebenso wohl in bestimmter als unbestimmter Weise geschehen kann. „Dieser tonlose, für sich allein nichtssagende Redetheil,

der Artikel, soll einen Begriff als ein Individuum hervortreten lassen, und zwar entweder als ein bestimmtes Individuum oder als ein unbestimmtes; jenes geschieht mit dem Demonstrativ ille, dieses mit dem Zahlwort unus.“ (Diez, Grammatik, III, 4. Aufl., p. 18—19). Auch hier begegnet uns die seltsame Ansicht von dem Einfluss des Germanischen auf die grammatische Gestaltung des Italienischen.

Von der Manie vieler italienischer Grammatiker, überall Ellipsen zu wittern, ist L. auch nicht ganz frei zu sprechen. In: „di Aprile fioriscono gli alberi“ soll zu ergänzen sein „nel mese“, während dies, so gut wie im Französischen, ein sehr ausdrucksvoller idiomatischer Gebrauch ist (vergl. übrigens auch im Deutschen [des] Nachts, eines Tages etc., wobei ein nomen regens absolut ausgeschlossen ist). „Ischia è una isola vicina di Napoli“ soll eigentlich heissen „alla città di Napoli“, als ob nicht vicino sein Complement schliesslich auch im Genetiv haben könnte. „Con l'ajuto de' villani il mise in terra del palafreno“ ist mit nichten durch Ellipse von „dal dosso“ zu erklären, sondern di ist, wie so oft, stellvertretend für da eingetreten (da = de und ad), während das Umgekehrte nicht stattfinden kann. Die Beachtung der Etymologie von da hätte auch von der Bemerkung abgehalten, der Gebrauch von da zur Bezeichnung der Annäherung an eine Person oder des Verweilens bei derselben (was übrigens von L. nicht klar und erschöpfend dargestellt wird) sei die grösste Anomalie der italienischen Sprache und beruhe auf einem allmählich aus der Pöbelsprache in die Redeweise der Gebildeten eingedrungenen Idiotismus.

Der „Tractatus de Poesi Italorum“ (p. 259—285) gewährt genügende Einsicht in die Wesenheit, die integrirenden Factoren und die Hauptformen der italienischen Dichtkunst. Wir heben daraus die Charakterisirung der italienischen Metrik im Verhältniss zur lateinischen hervor, als wieder manche spätere Theoretiker anticipando überholend: „Latinorum namque versus certo numero pedum absolvuntur, quorum quivis rursus defixo syllabarum numero constat; ipsas vero syllabas longitudine et brevitate, seu extensive distinguere solent, pro eo, ac sonorum in syllaba contentorum pronuntiatio, majorem vel minorem temporis moram deposcit. Italorum contra versus tantum certum syllabarum numerum doposcunt, quarum nonnullae semper tonicae esse debent (intensiva syllabarum mensura)... Nonnulli Italorum poetae metra poeseos latinae in sermonem suum transferre conabantur, quod imprimis de Hexametro et Pentametro dici debet. Cum

autem ipsa jam linguae indoles mollis, et ad certas syllabarum longitudines vel brevitates producendas minus apta, naturae, quae metris Latinorum inest, in specie vero valido et potenti Hexametri characteri renitatur; facile colligitur, omnes hujus generis conatus ad irritum cadere debuisse.“ Als Specimen eines solches Versuches werden die ersten Verse einer Uebersetzung der Aeneide gegeben:

L'armi e l'uomo io canto il qual da sponde di Troja,
Primo nell' Italia e nel Lavino lido ne venne,
Per fato errando. Ei per terra e per mare molto
Per la superna potenza, di Giunon cruda per ira,
E'n guerra assai sofferse in fabbricare la bella
Città, e'n portar gli Dei nel Latio, onde Latina
Stirpe e i padri d'Alba e i muri d'inclita Roma.
Muse, le cause ricordami, quale offesa e dolore
Mosse la gran regina di Dei contra uomo benigno
E divoto, onde infortunj e tante fatiche
Ebbe? Ah si grandi son l'ire in celiche menti?

Folgt ein „Appendix. De praecipuis linguae italicae dialectis“ (p. 286—292), worin zwar einzelne Lautgesetze verschiedener Mundarten richtig angegeben sind, aber dennoch zu viel von Corruption u. dergl. geredet wird. — Zur Einübung des Gelernten sollen dienen „Centum pensa latina in sermonem italicum vertenda“, ferner „Selecta Italorum proverbia exercitii causa memoriae mandanda“, endlich „Phrases in vita communi usitatissimae“ (p. 293—346). Die gebotenen Uebungssätze sind meist recht ansprechend, einige nicht ohne Humor. Z. B.: „Nonnulli dicunt rubros capillos esse omnium pulcerrimos. — Hodie habemus non tantum venatores sed etiam venatrices. — Tota die pugnabant et tota nocte bibebant, ut vires resumere possent.“ — Den Schluss (p. 347—394) bilden „Lectiones prosaicae et poeticae“, ein, wie die Seitenzahl zeigt, ziemlich mageres Lesebuch, dessen Zweck eben nur sein konnte, die Sprache in einzelnen Proben zur Anschauung zu bringen.

Mittheilungen aus einer franz. Handschrift
des Lambeth Palace zu London.

Von

Robert Reinsch.

Unter den französischen Handschriften, welche die erzbischöfliche Bibliothek des Lambeth Palace zu London besitzt, ist die reichhaltigste, wiewohl nicht qualitativ beste Nr. 522, in 8⁰, welche 320 mit Bildern verzierte Blätter enthält und aus dem 14. Jahrhundert stammt. Dieselbe ist bereits kurz beschrieben worden in A Catalogue of the Archiepiscopal Manuscripts in the Library at Lambeth Palace. With an Account of the Archiepiscopal Registers and other Records there preserved. London 1812, p. 66. Doch ist diese Inhaltsangabe gänzlich ungenügend, da nur 20 Stücke dort verzeichnet werden, während die Hs. in Wirklichkeit 62 enthält. Daher ist ein genaueres Verzeichniss der in dieser Hs. enthaltenen Gedichte und Prosastücke in anglonormannischer Mundart nicht überflüssig. Um jedoch den Compilatoren genannten Katalogs völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, mögen hier die in demselben namhaft gemachten Stücke mit der Nummer des ausführlicheren Verzeichnisses angegeben werden. So ist oberflächlich angedeutet Nr. I des Kataloges = 1 der unten folgenden Inhaltsübersicht; II = 2; III = 3 bis 10 incl.; IV = 11; V = 12—15 incl.; VI = 16; VII = 17; VIII = 18; IX = 19—28 incl.; X = 29; XI = 31; XII = 32—46; XIII = 47; XIV = 51; XV = 54; XVI = 55—57 incl.; XVII = 58; XVIII = 59; XIX = 60; XX = 61. Somit fehlen einige Stücke ganz im Kataloge, andere sind unter vagem Titel unter einer Nummer

subsumirt; vgl. XII, wo 14 Nummern mehr vorhanden sind. Auch die Angabe der zweiten Lücke der Hs. fehlt gänzlich; ferner wird Nr. 2 als dem Verfasser des ersten Stückes angehörig betrachtet, eine Annahme, die jedes Grundes entbehrt. Der Dialekt der Hs. ist der anglonormannische, wie aus den bekannten Eigenthümlichkeiten hervorgeht; beachte c statt s in ces, au statt a in haunter, comaunz, eidaunt, gaunt; s für ss in enrichisez, asez u. a.; ou für o: ount; y für i in seygnur, eyme, Ynde, reyne, seynte, meteyent, vilaynie, joye, reynt u. a.; ke statt qui, kant statt quant, quanke statt quant que; s statt c in reseustes; sinc; oscit; dusur; umgekehrt pecheresce. Vorsetzung von h vor Vocalen in habyme, helemenz, Betlehent, ahurer etc.; h für s: finiht; ferner die Verdoppelung des c vor h: pecchiez; die Verdoppelung von Consonanten ist aufgehoben in nomer, bele, asez, comande, bele; alterthümliche, der Etymologie folgende Formen: glorie, victorie etc.

Einzelne Stücke der Handschrift sind bisher erst theilweise, andere noch gar nicht bekannt geworden; einige sind nur in dieser einen Hs. erhalten und darum unten der Mehrzahl nach vollständig abgedruckt. Da die Handschrift eine grosse Zahl von Fehlern und Missgriffen enthält, auch die Silbenzahl durch die Nachlässigkeit des Schreibers an vielen Stellen nicht auf das richtige Mass zu bringen ist, so können die einzelnen Stücke hier nicht in völlig gereinigtem Texte zum Abdruck kommen, indem bloss ausführlichere Nachricht über die Handschrift und deren Inhalt gegeben werden sollte. Noch sei bemerkt, dass, was in eckigen Klammern steht, in der Hs. fehlt; was in runden Klammern steht, bedeutet, dass es fehlerhaft ist und getilgt werden muss. Wir gehen sogleich zur Besprechung der einzelnen Stücke über, wie sie in der Handschrift der Reihe nach auf einander olgen.

---

1) Die Hs. beginnt fol. 1:

Ky bien pense, bien poet dire,
Sanz bien penser ne poet suffire,
De nul bien fait comencer;
Deu nus doint de lui penser.

Wie der Anfang zeigt, ist dies Gedicht Robert Grosseteste's Chasteau d'Amour, hier im Ganzen 1756 Zeilen umfassend, während die Harley-

Hs. angeblich 1761 enthält, und ist diese Hs. den von E. Stengel, Codicem manuscriptum Digby 86 in bibliotheca Bodleiana asservatum descripsit etc. Halis 1871, p. 49—52 aufgezählten hinzuzufügen. Der Schluss lautet fol. 49[b]:

E Deu nos doint par sa merci
Nostre vie mener si
E ces comaunz si tenir,
Ke a sa pes puissum venir. Amen.

Da bessere Handschriften erhalten sind, so ist es unnöthig, hier die abweichenden Lesarten an der Hand des mangelhaften Druckes M. Cooke's zu notiren, welcher noch immer nicht durch eine neue kritische Ausgabe ersetzt ist. — Auf demselben Blatte folgt als rothgeschriebene Titelüberschrift:

2) Ici comence une douce meditatiun des hures del jur. Cest' oreysun poez dire al comensement de chescun' houre.

Der Anfang dieser frommen Betrachtung in Prosa lautet:

Beau sire Jhesu Crist, en l'onnour de cele peine e cele hunte, [fol. 50] ke vos suffristes por nus, donez me grace, ke je puisse en pacience suffrir les mals, ke jeo ai deservi en remissiun de mes pechez. Devant matines devez penser de la passiun nostre duz seygnur, coment il esteit tel hore de la nuit trai, trai de son disciple, e pris come traitre, lie come laron, e demene come felun, e despoile, batu, buffete, escharni e vilement accuse etc. Ende fol. 52: . . . . enrichisez voz quers en vostre seynte amur e confermez e apres ceste vie voz almes sauvez. Amen. — Es folgt mit rother Ueberschrift in Prosa:

3) Meditation devant prime, beginnend: A prime fu il vilement come larrun amene a la cort devant Pilate e a lui baille por estre juge. A tel hore porta Judas les trente deners, k'il avoit a tort pris * e par grant traison.

Ende fol. 59: Por ceo ke nus offendum Deu nostre pere tant sovent le jur par peche, le devum nus devotement chescun jur, si cum ore avez oi la reisun, loer e glorifier, si cum fist David, ke en le sauter escrit: Sepcies in die laudem dixi tibi super judicia justiciae tuae. Deus, propicius esto michi peccatori, et qui me plasmasti, miserere mei. Amen. — Hieran schliesst sich unmittelbar ein Prosastück, welches beginnt fol. 59[b]:

* Hier folgt noch e pris, ist jedoch unter der Zeile mit Punkten unterzeichnet.

4) Ki leaument eyme Jhesu Christ, est tuit dis enquerant les choses, ke meuz lui sunt plesant. Por ceo vos lou jeo, comencez e ausez vos de bien vivre: kar l'usage vus turnera cum a nature, und endigt fol. 62[b]: Entrez en ces duz braz, ducement vos reposez. Jhesu Crist por sa pite vus aprenge de faire sa volente e vus doint la vie pardurable. Amen.

5) Das nächste Stück in Versen ist ein Gebet, welches hier ganz folgen möge, da es sich in keiner anderen Hs. findet; es ist wie Prosa geschrieben; daher ist der unregelmässig gebaute Vers schwer auf die gehörige Silbenzahl zu bringen. Deshalb möge der blosse Text folgen.

A matines voleit Jhesu orer, [fol. 63.]
Por nus ensample doner.
A matines duz Jhesu tristes esteit,
Ke bien saveit,
Ke sa char tendre forment pene serreit.
A matines Judas Jhesu beisa,
Mes desuz le beiser venim musça.
A matines mains en Jhesu meteyent
Li Jeus cum en larrun e le peneient.
A matines li apostles Jhesum lesseient
Por cremur de mort, ke il aveient. —
Ad laudes les Jeus tuz a terre chaeient,
Ke les moz le duz fiz Deu suffrir ne poeyent.
Ad laudes seynt Pere Jhesum renia,
Mes par ameres lermes apres le rechata.
Ad laudes Jhesum escharnirent,
Cum il fust fous, le debatirent.
As laudes Jhesu ne cela,
Ke il fu fiz Deu, sanz dute granta.
As laudes les Jeus par faus testomonier
Voleyent le fiz Deu a dure mort livrer. —
A prime aveient les Jeus parlement,
De crucifier Jhesu per consentement,
E nient ne parleit
Por vilaynie, ke hum lui feseit.
A prime Pilate ad Jhesum lie,
Cum larrun le bailla de estre crucifie.
Judas a prime sei meismes pendi
E le pris del fiz Deu arere as Jeus rendi.
A prime crierent les princes a tort:
Livre seit Jhesu a huntuse mort!
A tierce fu Jhesu as Jeus baille:
Kar Pilate le aveit issi juge. [fol. 64.]
Sa teste Jhesu enclina
E nule vilainie refusa.
A tierce grant hunte lui feseient,
Ke en sa bele teste vilement escopeient.
A tierce Jhesu sa croiz porteit,
Cum fet la beste sun fesseleit.
A tierce Jhesu batirent e treinerent
Les chivalers, ke malveis erent. —
A midi en la croiz fu duz Jhesu fichi,
Mes avant fu sa robe entre eus sorti.
A midi le beivre lui fu done
De fel amer e de eisil ensemble mesle.
A midi l'un larrun merci cria:
Jhesu le receut, l'autre lessa.
A midi le solail perdi sa clartez.
E icens ke le virent, furent esmerveillez.
A midi escrit Pilate sur la croiz ensus:
Ce est Jhesu de Nazareth, ke est rei des Jeus.
A none Jhesu sa teste enclina
E en les meyn[s] sun pere sun espirit bailla.
A none loins de lui ses amis esturent
Por dolur de quer, ke de lui eurent.
A none al pellican Jesu resembleit:
Kar par le sanc de sun quer nus vivre feseit.
A none Jhesu en haut criout
E par son cri peres depesçout.

---

9 teneient statt peneient. 10 lesserent. 12 chairent. 21 liuerer.

37 escoperent. 39 fesselet. 51 de de nazareh. 54 ces.

A none centurio Deu glorifia,
Ke il fu le fiz Deu, veroyement granta.
A vespres le cors Jhesu Crist
Se reposa come home mis en lit.
A vespres Thomas de Ynde quideit,
Ke Jhesu de enfern ne istereit
Come li pecheur, ke a torment
Sunt livrez pardurablement.
A vespres Joseph volentiers a Jhesu sacrifia,
Ke son cors mort enz en un net lincel volupa. [fol. 65.]
A vespres Nichodemes le cors Jhesu enterra
E par sacrifice de loenge le honura.
A complie les Maries en grant dolur
Sistrent cuntre le cors lur seygnur.
A complie nostre dame sanz dute creeit,
Ke Jhesu sun fiz de mort relevereit. —

6) Hieran schliesst sich unmittelbar folgendes Gebet zur Jungfrau Maria in monorimen Strophen von je 4 Zeilen.

Seynte Marie, pleyne de grace e de piete,
Deus est ou vus, ke vos ad rechate.
Beneite seit le ovre, ke vos esteyez ne:
Kar par tun frut eymes nus sauve.
Honore seez vos, duce Marie:
Kar en vus est refu sanz tricherie;
Par ta franchise e ta curtaisie
A vos serfs tuz jurs estes amie.
Duce dame od vus demorai en fe,
Por eschivre les traces del malfe:
Kar ki le suist, il avra le malgre
De tun cher fiz, ke nus ad rechate.
Seynte Marie, mere al sauveur,
En peyne cherrie e en dolur,
Si de vus n'eie aide e socur:
Kar li malfe me geite nuit e jur.
Duce Marie, de moi vus prengez piete
Por Jhesu, ke en la croiz fu pene,
Ke defendu seie del malfe,
Ke ne chece en criminal pechie.
Seynte Marie, dame succurrable, [fol. 66.]
Trop a[i] pechie a gable;
A moi sire seez merciable,
Ke ne perde la joye pardurable.
Seynte Marie, reyne de parais,
Eidez moy al jur, ke est asis,
Quant l'em jugera les morz e les vifs,
Ke greve ne seye de mes enemis.
Seynte Marie, mere Jhesu Crist,
Ma priere oez sanz despist,
Si veroyement cum Jhesu en vus se mist
E de vos sanz blemure humaine char prist.
Seynte Marie, ke estes fille e mere,
Si vereiment oiez ma priere,
Cum en tun ventre portastes tun pere
E le conseustes en merveilluse manere.
Seinte Marie, ke estes la plus bele,
Si veroyment cum estes mere e pucele
E le fiz Deu leitastes de ta mamele,
A la joye me menez, ke tut dis iert novele.
Seynte Marie, en vus est ma fiance,
Ma priere eez en remembrance,
Ke ne chece par mescheance
En gref peyne par ma fesance. Amen.

7) Religiöses Gedicht, wie Prosa geschrieben.

Venez, dames, venez avant, venez la dreite voie, [fol. 66 b.]
Levez, levez chantant, levez sanz demoroie!
La croiz est ja leve[e] en halt, par unt git nostre voie;
Alum en freit, alun en chaut, amurs i funt la voie!
Jhesu i va por nus morir e nus moustre grant joye;
Alum a li a grant desir, amurs i funt la voie!
Mes fin amur ne poet dormir por peine ne por joye; [fol. 67.]
Alum a li a grant desir, amurs i funt la voie!
La mere vet sun fiz suant soule la dreite veie.

---

5) V. 60 deu centurio; centurio als Eigenname angesehen. 6) 11 auera = avra.
7) V. 1 veie.

Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie!
Sun duz fiz veit en croiz morir a grant dolur sanz joye;
Alum en croyz od Deu morir, amurs i funt la joye!
A gre s'en duit e en suffrant, por atendre sa joie;
Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie!
Tuz li autre l'unt guerpi, cil ke esteit lur joye;
Alum en croiz morir od lui, amurs i funt la voie!
Mes la tresduce vet avant e nos moustre la voie;
Alum apres trestuz suant, amurs i funt la voie!
Mal est, s'il deit sul morir cil ki est nostre joye;
Alum apres trestuz suant, amurs i funt la voie!
Le chief lui ad fait tuit sanglant corone d'espinoye;
Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie!
Des poynz, des piez funt sanc issir clous par grant desroye;
Alum od li a grant desir, amurs i funt la voie!
Du quer lui fait Lungis huillir sanc par grant undoie;
Alum od lui a grant desir, amurs i funt la voie!
Ceste mort lui fist suffrir fin amur e verroye;
Alun od lui a grant desir, amurs i funt la voie!
Alas, Jhesu suffri tant, por nus mener en joie;
Alum, alum, alum avant, amurs i funt la voie! [fol. 68.]
Ke vos amer velt e servir par veir bien, s'amur bien emploie;
Alum a lui a grant desir, amurs i funt la voie! —
Ore prium en chantant, ke est dreiture e joye:
Venez, venez, venez avant, amurs i funt la voie,
K'il nus doint a nostre morir vie, repos e joie!
Alum a lui a grant desir, amurs i funt la voie.
Amen dium en chantant, Jhesu le nos otroie! —

8) Gedicht von den fünf Freuden Maria's, wie Prosa geschrieben. Vgl. Gröber's Zeitschrift III, 2, p. 202. Anf. fol. 68ª:

Ky eyme leal amie,
Bon guerdun avera
La duce Marie,
Ke le fiz Deu porta;
Ne est pas femme fere:
A lui mustre sa chere,
Envers ky amurs ad.
Lessum fole voies,
Si chantum de cinc joyes,
Ke Deu en lui mustra.
La primere joye,
Ke nostre dame avint,
Bien voit, ke l'em oie,
Ke Gabriel li vint
E lui dit: Marie,
De tai nestra Messie,
Ke tuit le mund sauvera;
E ne vos dotez mie
De chose, ke l'en vus die:
Kar tuit si a vendra.
Ky eyme leal amie
La duce Marie,
Deu tost le trovera;
Ki de fin quer lui prie,
Por amender sa vie,
Merci en avera.
La secunde joye,
Ke nostre dame avoit:
Li sire du mond de li nez estoit.
Unke n'i out tristesce,
Mes trestuit en leesce
Sun duz fiz porta
E de sa mamele,
Ke tant est duce e bele, [fol. 69.]
Sun cher fiz aleita.
Ky ayme lel amie.
Ce est la joye terce,
Ke nostre dame ama:
Bien matin en terce
Sun duz fiz releva

8) 2 auera; im Folgenden wird auera mit avra und aura mit aura wiedergegeben. 8 veis. 9 sinc.

22 marie doppelt. 29 esteit.

E de mort en vie,
E ce ne dotez mye,
Les cheitifs hors mena.
Le diable ad grant envie
De la duce Marie
De honur, ke ele a.
Ke eyme.
La quarte joie fu bele,
Quant ele en le cel munta.
Le diable ad grant envie
De honur, ke ele a.
Ele vit les angles
E si vit les archangles,
Quant le cel receulad.
Ele vit sun pere,
Ke estoit si come jugere,
Ke tuz nus jugera.
Ke eyme leal amie.
La quinte joye fu bele,
Quant sun fiz l'apela;
Hoiez, quele novele
Tuit en terre i ala.
Beneit seit li mestre,
Ke de lui deignat nestre:
Tant honur lui dona.
En cel est sun estre;
Ele set en sun destre,
Ke tuz nus sauvera.
Ke.
Ore vus voil, ma duce dame,
Prier tuit en chantant,
Ke merci eyez de m'alme
Devant vostre enfant,
E ke jeo puisse en ma vie
Amender ma folie,
Ke tant acumbre me ad,
E vus, duce Marie,
Nus donez vostre aye.
Ke eyme leal amie.

Dann folgt mit rother Tinte geschrieben: Ky chescun jur dit cest vers od bone devociun treys fiez, taunz aunz come il le dira, taunz jurs savra devaunt sa mort, quant [fol. 70] il murra. Hieran schliesst sich unmittelbar ein lateinisches Citat: Domine, diripuisti vincula mea, tibi sacrificabo hostiam laudis et nomen domini Jhesu invocabo. Omnipotens sempiterne Deus, te deprecor, ut me perire non permittas etc.

9) Ohne Ueberschrift beginnt das folgende als Prosa geschriebene Gedicht fol. 70ª:

Quard est, ke amer n'ose,
Vileyn, ke ne velt amer.

Ende fol. 71:

Mes a vus puisse venir,
Ou n'i ad si joye nun
E kanke vus vient a pleisir. Amen.

Dasselbe findet sich noch in Cod. Digby 86 fol. 200 und Cod. Douce 137 fol. 111; nach den beiden letzteren Handschriften ist es herausgegeben von E. Stengel, Cod. Digby 86 p. 128—129. Hier mögen die Varianten der dritten Hs. folgen:

V. 1 Qvard. 2 vileyn ke velt. 3 sanz. 4 de home. 5 grant folie . de amer. 6 poet longes durer. 7 e ke dechiet a chief de pose. 8 kar dunc n'i ad. Die zweite Strophe fehlt hier. — 17 ky uelt amer saunz pesance. 18 ami lui say. 19 ke . puissaunce. 20 poet. 21 reis . nessance. 22 bealte . n'ad il nul per. 23 ne en bunte tuit saunz dutaunce. 24 ne si franc ne duz de q. 25 ce. 26 ke est tresfin amerus. 27 ke de nostre aduersaire. 28 nus reint. 29 peust . sun viaire. 30

ke tant par est delicius. 31 cist m. 32 tant serreit de lui coueitus. 33 Jhesu merciable, also le fehlt hier. 34 esprenez moi. 35 donez moy. 36 uos . nuit. 37 tuit. 38 kanke il premet . docur. 39 bealte nest mie. 40 einz flestrit . fait. 42 nostre espeir nostre d. 43 itele. 44 donez . jeske . morir. 45 malme . neit perdicion. 46 puisse. 47 ou . ioye nun. 48 kanke vus vient.

10) Gebet in Versen, ist jedoch wie Prosa geschrieben.

Prium en chantant [fol. 71.]
La mere Jhesu,
K'ele nus seit eidaunt,
Ke ne seum perdu,
Enver icel enfant,
Ke de lui nez fu,
K'il nus seit garant
Par sa grant vertu.
La joye ert dublee,
Dunt fu engetee
Eve par le frut.
Lor fu unkes nee
La dame honuree,
Dunt la joye mut.
Certes pecheur,
Ne vus quer celer,
Ke de bon amur
Veult la dame amer,
Ja n'avra pour
De nul encumbrer,
Ne mal ne dolur
Ne lui poet grever.
La duce Marie
Li dora sa aye,
Force e vigur.
Ele est lele amie
A tuz ceus, ke folye
Lessent por s'amur.
Flur de parais,
Mere e fille Deu,
Pucele de pris,
Rose de beaute,
Vus avez conquis
La nostre herite,
Dunt Adam jadis
Nos out engete.
Dame coronee,
Vus avez la flur portee,
Dunt sumes reynt cheitifs;
Por nus fu sa char penee
E a mort livree,
Par quei sumes vifs.
Deu la salua
Par l'angle, ke dist:
Ave, Maria,
Kant en lui se mist.
Deu tant la honora, [fol. 72.]
Kant de lui char prist.
Puis la corona
E delez lui l'asist.
Unkes ne feu blesmee
De home ne adesee:
Pucele remist
Ne ne fu grevee,
Einz fu espiree
Del seynt espirit.
Mere al tuit puissant,
De nus remembrez:
Priez vostre enfant,
Ke de vus fu ne,
Kant vendrum avant
E serrum juge
Por noz pechez granz,
Dunt sumes chargez.
Dame seynte Marie
Al halt rey Messye,
Por nus prier deyngnez
Jhesu le vostre fiz, Marie,
Ke en pardurable vie
Seuns herbergez. Amen.

11) Lateinisches Prosastück, eine Sammlung von Namen für die heilige Jungfrau enthaltend; das Ganze ist mit rother Tinte geschrieben.

fol. 71: In nomine domini nostri Jhesu Christi hec sunt sancta nomina beatissime virginis Marie: Via, virgo, virga, nubes, regina etc. Ende fol. 72^b: Fuit autem gloriosa virgo in hac mortali vita sexaginta tribus annis, quatuordecim enim annos habuit, quando Jhesus Christus

ex se natus est et triginta tribus vixit cum eo et post passionem ejus sexdecim.

12) Gedicht von der Vergänglichkeit des irdischen Lebens; dasselbe beginnt fol. 73 und ist als Poesie geschrieben; es möge hier ganz folgen:

Mult est cil fous, ke trop se fie
En sa beaute ou en sa vie,
Tuit seit il noble creature,
S'il ne pense de sa nature,
De quele nature il est venu,
Einzceis qu'il fu conceu.
E apres sa conception
Nule rien for corruption
N'aporte del ventre sa mere,
Tuit seit il reis ou emperere:
Terre est il e terre serra;
James tant riche ne serra,
Ke terre ne serra a la fin.
Ceo savom nus certes enfin:
Se l'home fait grant deslaute,
Ke se baudit de sa beaute,
Kant il ne pense, dunt il est,
Jeo vus dirai sanz nul arest
Ceo ke ai trove en escrit:
Poudre est home, quant il vit,
E poudre ert, kant serra mort,
Ja ne seit tant riche ne fort;
En poudre l'esteut revertyr.
De ceo se deust bien avertyr
Chescun de nus devant la mort,
Encontre ceo n'ad nul resort.
Ou sunt ceus ke furent jadis?
Ou troverez dozze ne dis
Princes, ducs, contes, barons,
Que vestoient les ciclatuns?
Genz furent, come tu es orendreit. [f. 74]
Ore te porpense mult estreit
De ceus ke si riches esteient;
Ausi come tu resplendiseient.
Ceo n'est pas veine gloire,
Si les volez aver en memoire:
En la terre gisent porriz
E en poudre tuit revertiz.
Ou sunt ceus ke jadis teneient
Les granz citez e tant poeient?
Ore les querrez, pas nes troverez:
Poudre sunt il, e poudre serrez.
Ou sunt li riche empereur,
De ki li mund aveit pour,
Que nul nes poeit surmunter?
Ja tant ne savrez a conter,
Que tu en trovez dous ou treis.
Homme, pensez ent, si tu me creis!
Ou sunt les ducs e le[s] barons,
Ke aveient tant de compaignons
E si grant host a lur baniere?
Lor boban est ale ariere.
Ore est lur baniere abatue:
Vermine en terre les manjue;
Chuvaus e armes asez aveient,
Mais de la mort petit penseient;
Quant furent munte sur lur destriers,
Orgoillus furent e fiers
E surquide de lur aveir,
Ke ore lur poet petit valer:
Mort sunt peiça e enterrez
E de vermine devorez.
Alas, les dames e les puceles,
Ke furent tant bones e beles,
Come est dolur de regreter
Lor mort, dont le mal est amer.
Qu'est devenu lur vis rovent,
Lor cors, ke tant fu bel e gent,
Les oilz rianz, li duz parler,
Le col tresblanc, le bien chanter,
La char, ke tant fu blanche e tendre?
Alas, ore n'est fors poudre e cendre.
Alas, alas, come dolur grant,
Qu'il n'est en cest siecle vivant
Home ne femme, ke pense.
Alas, tant mar fist la defense
De la pome le primer Adam
Par le conseil sa femme Evam
Por l'encheison, qu'il firent tort,
Tuit lur lignage avrunt la mort
E serrunt mange de vermine.
Oil, certes, de cele meime,
Ke de nostre char istera,
Ja autre verm n'en gostera,
Si tost come nus serrum finiz;
Noz meillurs amis mult enviz
Soffrunt tant por nostre amur,
Ke nus seums pres de eus un jur,
Einz nus mettrunt en piere dure,
De nus veer n'avrunt mes cure.
Orgoillus sire, orgoillus rei,
Dame orgoilluse, porpensez tei.
Chascun de nus sanz nul resort
A la parfin suffra la mort.

12) 1 celi.

Puis serrum issi demene,
Come jeo vus ai avant conte.
Ou sunt les bons viandiers,
Ke tant eurent divers mangiers,
De lur biens e de lur delit
Les povres eurent en despit,
E ke les granz genz assembleient,
E les tyranz, ke les serveient,
Ke tormenterent les seynz Deu? [f. 76.]
Ore nes troverez a nul leu
For en la terre od les verms,
Ke le manjuent char e nerfs.
Quei sunt il ore fors poudre e cendre
Ausi le grant come le meyndre?
En quei est escrit lur memoire?
En poi de vers lor estoire.
Ore esgardez lor sepulture
E metez tun sen e ta cure,
Ne savras, ki sunt mendiant,
Ki riche ne ki pain querant,
Ki fu sergant ne ki seignur,
Ki fu vilein, ki vavassur,
Ne ki fu fieble ne ki fort,
Ki bel, ki led, ki dreit, ki tort.
Tu ne sez pas, lessez ester;
N'est nul, ke le seust mostrer.
Alas, porquei est home orgoillus,
Alas, porquei est home envious,
Alas, quel duel est e marrement,
Ke home veut pechier mortelment,
Quant por un pechie delitable
Receit la mort pardurable?
E home par dreite nature
Est la plus haute creature,
Ke unkes fust ou james ert;
Ke ceo est veirs, trop bien apiert.
Quant Deu cria le mund
E tuz les biens, ke dedenz sunt,
Bois e prez, terre e mer,
Bestes, oiseaus, pessuns noer,
Ensemblement la joye grant,
Ke dure al cel a remenant,
Trestuit ceo cria Deu por veir,
Por ceo ke home le deust aveir.
Iceo vus di leaument:
Cil ke fait sun comandement, [f. 77.]
Puis ke Deu home de sa meyn fist
E por s'amur homesce prist
E por home la mort suffri,
Nun pas por sei, sachiez de fi,
E por home enfern brisa,
Home ove sei amena;
Apres sa resurection

123 queil. 127—130: der Gedanke erinnert an Sophokles' Worte: πολλὰ τὰ δεινά etc.

Fu e ert veir Deu e hom.
Cil Deu e home si revendra
A grant jor e nus sauvera.
Greignur amur al mien quider
Ne porreit nuls home deviser.
Alas, alas, tant mar fu nez,
Ki trespasse cel amistez;
Tant mar nasqui li desleaus,
Ke ver lui est trichere e faus:
En enfern avra sojor
Sanz fin en peine e en dolur.
Si de peche te veus garder,
De Jesu Crist devez penser
E de sa seynte passion,
Ke nus mist a salvation.
Quant un gref pechie nus argue
D'un delit, ke vus tout veue,
Pensez, come Jesu Crist ala
Nu-piez, e cum il travailla,
Cum il juna karante jurs,
Cum il achata noz amurs,
Pensez, cum il esteit trai,
Come Judas as Jeus le vendi;
Pensez, cum il l'urent despoille
E mal batu e ferm lie.
Vus devez penser de la corone,
K'il mistrent al chief de prudome,
E coronerent sun beneit chief,
Le sanc raiant vernal e brief
De sa teste aval le vis. [fol. 78.]
Pensez, cum il en la croiz fu mis:
Entre dous larruns fu posez,
E meins e piez de clous fichez.
Puis devez aver en remembrance,
Cum il fu feru de la lance
Parmi le coste einz al quer,
Si ne pecherez a nul fuer.
Pensez, cum il out dure mort,
Par quele avum de mort resort,
Come od la croyz brisa enfer,
Les portes e les huis de fer,
Cum il vendra au jugement
La croiz en mein, le cors senglant,
Ausi cum en la croiz fu mis
E sauvera tuz ses amis.
Pensez, cum il serra dampne
Cil ke muert en mortel pechie,
E cum a bon' ore nasquirent la gent,
Ke ci avrunt fait son talent.
Pensez, cum nus a duel nasquis,
E come a grant dolur tu ci vifs;
A peine un sul jur joie avrez;
Pensez, cum vus departyrez,
Pensez, cumbien avrez amis,
Quant serrez en la terre mis?

192 ces.

Certes un sul, ke tant vus aime,
Ke sentist por vus une peine.
Si vus volez issi penser,
Ja n'avrez talent de pechier,
Ke li malfe n'avra poer,
De vus grever ne mein ne seir,
Puis ke vus avez ferme creance
E de pecher es en dotance.
Vien ou viens, va ou vas,
En chescun liu fiz Deu serras,
Puis si avrez tantes joies, [fol. 79.]
Ke vus serrez vis tuittes voyes,
Ke nul ne eit joie for vus,
De regarder le rey glorius,
Avrez tant cum tun quer desire.
Mult est fous, ke poet eslire,
E a scient au pis se prent,
Kant poet eslire a sun talent.
Dampne Deu de tuitte puissance,
Ke sur tuz les suens avance,
Nus doint sa grace e sa vertu,
Ke par lui seum sustenu,
E en cest siecle leaument vivre
E tuittes ses nuisances eschivre
E conuistre de ferm corage
Cest mund, ke n'est fors folage,
En regretant nostre nature
La mort, ke est tant pesant e dure,
Ke nos covient trestuz soffrir.
Mais Jesus par sun duz pleisir,
Si veir cum por nus suffri mort,
Nos meint en cel en sun deport.
Amen.

13) Rede Christi an die Seele, erst als Prosa, dann als Verse geschrieben. Anfang fol. 79^b:

Levez suz, ma alme, ne dormez tant,
Oez, ke a toy dist li tuit puissant
Sa passiun en demustrant,
Sa croiz, sa mort si come parlant:
Eye ore, ma duce chiere amye,
Ke jeo ai plus chiere ke ma vie:
Kar por vus mener a port,
Ben le beivre en tuche de mort.
Por tei fu pris par grant treisun,
Sake, lie come larun.

Ende fol. 83:

Puis a mun pere au cel muntai,
Por acorder li a mes amis,
Ki of moy vivrunt a tuz diz.
A moy dunc en foy vus tenez
E of moy sanz fin en joye serez. Amen. Amen.

14) Gebet zu Christus. Anfang fol. 83^a:

Duz sire Jhesu Crist, ke por nus sauver
Suffristes vostre seint cors en la croiz pener,
Por cele mort penuse, beau sire, vus requer,
Ke tuz les sens de mun cors deignez governer,
Ke jeo n'ai volente, desire ne penser
Ne de faire chose, ke me deyve dampner etc.

Ende fol. 83^b:

Donez moy force de rester encontre le temptur felun
Par le remembrance de vostre passiun,
Par sovent rehercer, duz Jhesu, vostre nun.
Amen. Paternoster. Ave Maria.

15) Prosastück, ein kurzes Gebet zu Christus enthaltend.

Anfang fol. 83^b: Jhesu Crist, sire, roi de pardurable gloire, loe seez vos, beneit seez vos, grorifie seez vos, gracie seez vos, k'il vus

plut de la gloriuse virgine Marie prendre char e sanc e por moi home devenir.

Ende fol. 84: E me donez sire grace de vostre seyntime cors receivre od ferme fey, od verrai creance, od veraie esperance de merci, einz ke je passe de cest mortel siecle, e donez moy, syre, joye pardurable. Amen.

16) Bearbeitung der Gesta Pilati in achtsilbigen Reimpaaren, von P. R. Wülcker, Das evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur, Paderborn 1872, gänzlich übersehen. Vgl. C. v. Tischendorf, Evangelia apocrypha, Leipzig 1876, p. 335 fg.

En le nun de la trinite, [Anf. f. 85 a.]
Treis persones en unite,
Y ert nostre comencement
De parler hardiement
Iço ke nos veums escrit
De nostre sire Jhesu Crist;
E nos vos dirum, coment
Li sires omnipotent
Fu des Jeus enchesunez
E puis a tort a mort livrez,
E cum il fu resuscitez
Par le poer de sa deitez,
E puis vint la prison debriser
De enfern, por delivrer
Ceus ke il out cher achatez,
E les ad de peines delivrez;
A ces disciples puis est venu,
Si lur ad dit: Jeo sui Jhesu;
Alez partuit mun nun precher
E la gent baptizer;
Puis est en cel releve
E la meint en sa majeste;
E por enoiter la creance
A ces ke sunt en dutance,
Nus cunterumes les privitez,
Ke nos avums issi trovez:
Kar Theodosius l'empereur [fol. 86.]
Les trova en le parlur;
Pilate les fist enscrivre
A Jerusalem en livre.
Seignurs, crestiene gent,
Oiez e creiez fermement
Ceo ke vos avrez oi:
Kar il avint jadis ensi
En tens de un empereur,
Ke de Rome fu grant seignur —
Tyberius Cesar fu nome —
En l'an de sa poeste
E de sun regne vintime tyerz
E en tens Herodes li fierz,
Ke de Galile se fist rei
E fu le fiz Archilei.
Vindrent avant les uns des Jeus, —
Je vos nomerai les queus:
Sompne, Dathan e Caiphas,
Levi, Neptalim, Judas,
Syrus, Alysandre, Annas,
E puis Gamaliel,
E meynt autre, ne sai le quel,
Ke de Jesu mal parlerent
E ver Pilate le acuserent;
E puis li unt misur,
Ke il esteit mesfesur,
E ke il le conesoient,
E certeinement savoient
E ke il fu de Marie ne
E de un fevre engendre,
E ke il se fist fiz Deu e rei
E ad huni tute la ley;
Ne pas le sabat sulement,
Mais la veyle ley ensement
Ad huni e vout defaire.
Respont Pilate: En queu maniere?
Dient les Jeus: La ley defent
E nostre usage ensement,
Ke en sabat deit em garir
Acun, mes le sabat tenir;
E celi Jesus ad sanez
En sabat les aveglez,
Les parletiz e les devez,
Clops e surdes, autres asez,
E messeaus e les contrez,
Trestuz par ses maufez.
Pilate dist: Par maufez? Por quei?
Dient les Jeus: Acontre la fei
Fait tuz jurs, kant ke il fait,
E solum ceo mesfesurs est
E par Belsebub enget hors
Deables de humeyne cors,
E par lui sunt obligez

Tuittes choses e mis sus piez.
Respont Pilate, si lur ad dit:
Ne pas par malveis espirit
En tel manere deables engettre
E garisun en home mettre,
Mes est par la vertu de Deus.
Dunt dient trestuz les Jeus:
Sire, nos vos priums tuz,
Ke facez venir devant nos
Jesus por oir e ver,
Coment il vodra parler.
Puis ad Pilate apele
Un garçon, si l'ad comande:
Di a Jesus, k'il vienge ça.
Le garçon meintenan ala;
Si tost com il ad Jhesu veu,
Mult tresbien le ad coneu,
Si l'ad mult tost aorez
E sur la terre desployez [fol. 88.]
Un drap, ke il en sa meyn po[r]tont,
Vers Jhesu, cum il alout,
Si lui dist: Sur ceo drap alez
E au parlur entrez:
Kar Pilate vos ad apellez
Dunt unt les Jeus en haut criez,
A Pilate unt dit cum irez:
Por quei ne ussez vos mandez
Par vostre bedel Jhesu:
Kar nos avums trestuz veu,
Cum le garçon l'ad honurez.
A ceo ad Pilate aresunez
Le garçon, si li diseiet:
Porquei avez ceo feiet?
Pilate le garçon respont:
Jeo vos dirai, coment e dunt
Me avint ceo ke jeo fesoye,
E ke jeo Jhesu saluaie,
Quant vos m'aviez enveie
A Jerusalem a la cite.
Jeo vi, ke Jhesu fu munte
Un anne e mult fu honure:
Enfanz ebreus le honurerent,
Branches e flurs abatyrent, ...
La ou l'anne deveit aler.
Les uns se alerent despoiller:
Lur dras en sun chemin jeterent
E en haute voiz crierent:
Sire Deu, nos sauvez,
E beneit seez vos, ke venez
En nun de nostre seygnur.
Dient les Jeus tuit entur
A garçon, si l'unt apesez,
E dient: Coment savez
Ceo ke il crient en ebreuz,
Cum vos estes meimes Gruz? [f. 89.]
Li garçon dist: La ou jeo alay,
A un des Jeus demandai,
Ke Jhesu ahurerent,
Ke fust le ebreu, ke il crierent.
E il me dist: „Osanna“!
Puis Pilate apesa
Les Jeus, si lur ad demandez:
Coment cest ebreu entendez
Osanna, e ke est a dire?
Dient les Jeus: „Sauvez, beau sire!“
Respont Pilate: Ore veez,
Come vos meimes teimoinez,
E ke le garçon oy crier,
Quei le volez demander,
En quei ad il trespassez?
A ce sunt les Jeus corescez
E se tindrent tuit en pes.

Um die Vorlage des Dichters zu erkennen, möge hier noch folgender Passus eine Stelle finden:

Dunt dient des Jeus aukuns: [fol. 93.]
Sire, por voyrs nos vus diums,
Ke Jhesu en fornication
Ne est pas ne par reson,
Mes est de Marie esposee
A Joseph e marie[e].
Pilate as autre Jeus ad dit:
Ore n'est pas verey vostre dit,
Ke de Jhesu dit avez,
Jeo qui, ke vos mes entendez.
Kar esposeiles faites sunt,
Si cum entendre me funt
Les uns ore de voz gent,
Ke le me unt dit veroyment.
Dun dient Annas e Cayphas:
Beau sire, ne crez pas
A cele gent, ke ceo diseient:
Kar por voyrs il forveyent,
Ke certes tuit le pople crie,
Ke Jhesu le fiz Marie
Fu ne en iteu maniere.
Porné sunt il pas a crere,
E il ne sunt pas de nos:
Kar paens sunt e ne mye Jeus;
E les disciples Jhesu sunt,
E por ceo tant de lui dit en unt.
Dient Lazar e Astarus
E Jacob e Ammanus
E Zarras, Ysaac e Scrispus,
Agrippa, Samuel e Finees

132 aposez. 141 aposa.

E Judas e Amites:
Paiens ne ne sumes nus mie,
Mais sumes Jeus, ke k'em die,
E nos avums dit verite
De ceo ke Jhesu deust estre ne
En espose e ne pas autrement,
E ceo sievent mult de gent:
Kar nos veymes la jornee,
La ou Marie fu esposee
A Joseph sun baron.
Ki ke autre dit, nos dium nun.
Puis ad Pilate aresone
Les dusze, ke unt testmoyne,
Ke Jhesu fu bien ne,
E puis les ad conjure
Apertement par le sancte
De Cesar, ke lur rei fu,
Si il unt veir dit de Jhesu.

Das Gedicht schliesst mit dem Briefe des Pilatus an Kaiser Tiberius:

... E jeo fis batre Jhesu Crist [fol. 143.]
E li fys suffrir grief torment,
E puis le bailay a lur jugement,
E les Jeus le penerent
E puis le crucifierent,
E puis fu Jesu enseveliz,
E autur sun sarcu furent mis
Chivalers, ke le garderent
E ke le sarcu encelerent.
Puis li tyrs jurs est Jhesu leve
De mort e s'en est ale,
E en tant ardeit lur malveiste,
Ke il urent done
Grant avoyr a mes chivaliers,
Ke il dussent partuit conter,
Ke Jhesu ne fu pas de mort leve,
Mais de ces disciples emble.
Mais les chivalers ne pocient celer
La verite, mes testmoyner
Comencerent la resurrection [fol. 144.]
E altres asez a grant foyson.
E por ceo, sire empereur,
Kant ke ad este fait en le parlur
De Jhesu, certeygnement
Vos ay conte e apertement. — — —

17) Prosastück, Beichtformeln enthaltend, beginnend fol. 145: A Deu e a ma dame seynte Marie e a tuz les seynz Deu e a vus, pere espirital, de tuz les pechiez, ke ay fait, me renc culpable, und endigend fol. 149^{b}: E de quanke j'ay pense u fait encontre le pere e le fiz e le seynt espirit, me cleym copable e cri merci devant Deu e sa treschere mere e tuz les seynz del ciel, e devant vus, pere espirital, de tuz mes pecchiez requer merci e pardun e de vus, prestre, absolucion. Misereatur etc.

Derselbe Tractat findet sich auch im Cod. Digby 86, fol. 7. 8. Vgl. Stengel's Abhandlung p. 3.

18) Gedicht von den 15 Zeichen des jüngsten Tages. Anfang fol. 150^{a}:

Si jeo ne vus quidasse ennuyer
U desturber de acun mester,
Les quinze signes vus deisse,
Einz ke muer me queisse,
Tuite la pure verite,
Se il vus vendreit a gre
A oir le fin de cest mund,
Kant tuites choses finerunt.

Ende fol. 158^{b}:

E quant il amerra les bons,
Nos retiengne come les suens.

16) Zeile 8 von unten: poerent.

Aidez nos, seynte Marie;
Amen, amen chescun en die.

Eine Probe hieraus ist bereits mitgetheilt von Paul Meyer in der Romania VI (1877) p. 24, woselbst auch die übrigen Handschriften verzeichnet sind. Dem dort genannten provenzalischen Gedicht von den 15 Zeichen in der Pariser Hs. 1745 fol. 121 ist noch die Londoner Hs. Ms. Harl. 7403 des British Museum hinzuzufügen. Ueber andere Bearbeitungen vgl. Caroline Michaëlis in Herrig's Archiv Band XLVI, p. 33 fg.; dazu Nölle's Dissertation und Rud. Peiper in Schnorr von Carolsfeld, Archiv für Literaturgesch. Leipzig 1879. IX. Band, 2. Heft, p. 117—137.

19) Gedicht [Les aves Nostre Dame] in monorimen Strophen von je 4 Zeilen. Anfang fol. 159ª:

Ave, seynte Marie, mere al creatur,
Reygne des angles, pleine de duçur,
Ave, esteile de mer de grant resplendisur,
Esteile de parais, salu de pecheur.
Ave, seynte Marie, la verge al rey Jesse.
De vos espanit* la flur, ke pleyn est de bunte,
De force e de entendement e de humilite,
De conseil e de science e de pite.
Ave, la mere al rei Deu, ave, seynte Marie,
De vus vint cele pere, par ky moruit Golie,
E le parente Adam de mort revint en vie,
Avez merci de moy, ke es Deu amie.

Ende fol. 166ᵇ:

Jeo requer les martyrs e tuz les confessurs,
Ke servent nostre seignur de nuz e de jurs,
E si requer les virges, iceles duces flurs,
K'il requerrent ma dame, k'ele me seit succurs. —
Amen, ma dame, por ta merci
Otriez moi, k'il seit issi.

Mit Abweichungen im Einzelnen findet sich dasselbe Gedicht im Cod. Digby 86 fol. 186—188; vgl. Stengel a. a. O. p. 80.

20) Kleineres Prosastück, in dem die heilige Jungfrau um Gnade angerufen wird.

fol. 166ᵇ: Aidez mey, seynte mere Deu, por ceo ke jeo n'ay mie solaz, elluminez ma pensee del seint espirit; je vus requer, seynte dame, ke me facez conuistre la veie de salu, par laquele a Deu venir puisse e pleysable e propice [fol. 167] poeste aver en icest siecle e en l'autre, por ceo ke mes pechiez e cumenchez par longe chaitivete sunt estendu: kar vos, dame seynte, e sanz teche engendrastes celi ke fu

* Unten fol. 211 espant. 19) 11 reuent.

flaele en sa char en la seynte croiz, por la redemption de tuit le mund sun sanc espandi, comandez, dame, les oiz de mun quer estre overz e me tornez de mal en bien e paremplez mun desir; dame, jeo me enfi en vostre merci. Amen. Pater noster. Ave Maria.

21) Kurzes Gebet in Versen, als Prosa geschrieben.

Dame seynte Marie, mere de piete, [fol. 167 a.]
Fontaygne de merci estes apele,
De vos requer aye, ne seye rebote,
Por l'amur de vostre fiz, Jhesu le crucifie,
Defendez moi de l'enemi, ke ne seye enginne,
Mais par vostre aye, dame, seye delivre. Amen. Pater noster.

22) Mariengebet in monorimen Strophen.

Gloriuse reygne, ke le fiz Deu portastes, [fol. 167 b.]
Virgine le conceustes e virgine l'enfantastes
E de virginal let, dame, le leytastes,
Duzce dame, com ceo est veir e jeo bien le crey,
Eyez en garde le cors e l'alme de mei
E tuz iceus por ky prier dei. Pater noster. Ave Maria.

Ende fol. 168^{b}:

Beneit seez vos, mere del rey pardurable,
Beneyt seez vus, fille le rei, ke est estable,
Beneit seez vos, ke engendrastes joye covenable,
A tun sire e a tun fiz nus seez succurable,
Ke a la joie puissum venir, ke tuz jurs ert durable.
Amen. Pater noster.

23) Prosatractat über die sieben Freuden Maria's.

Anfang fol. 168^{b}: Duce dame seynte Marie, por cele joye, ke vos eustes, quant l'angle Gabriel vus nunciad, ke le fiz Deu en vus s'enumbreit, [fol. 169] duce dame, por cele joye requerez vostre chier fiz, ke il eit de moi merci, e k'il me doint sa grace a faire sun pleysir e le vostre etc. Ende fol. 171: Icel duz cors me doint retenir od remembrable resun au jur de ma fin, e pardurable vie e lui ver e vus face a face e od lui e od vos remeyndre sanz fin. Amen. Pater noster. Ave Maria.

24) Gebet in Prosa.

fol. 171: Beau sire Deu, Jhesu Crist, aiez merci de moy e donez a moy, ke vostre grace puisse crestre en moi, e ke jeo puisse conustre vus, e ke vus deignez conustre moy meymes devant ma fin. Amen. Pater noster. Ave Maria.

25) Gebet in Prosa.

fol. 171: Ave, dame seynte Marie, jeo vus pri e requer por l'amur nostre seignur Jhesu Crist, ausi verrayement cum vus le por-

tastes entre voz duz costez, ayiez de moy piete e merci e lui requerez por moi, k'il por l'amur de vus me face verrai indulgence etc. Ende fol. 171[b]: . . . en la vostre meyn, en la vostre protection comand mon cors [fol. 172] e m'alme e kanke de moi est. Amen.

26) Gebet in Prosa.

fol. 172: Duce dame, recevez ceo ke jeo vus pri, por l'amur vostre chier fiz, en quel ure ke m'alme s'en partyra del cors pechieres, dame, conduiez le par vostre grant duçur en quiete e en joie, si me seez escu de l'enfernal prison. Amen.

27) Gebet in Prosa.

fol. 172: Duce dame seynte Marie, virgine, reygne des angles, mere al seignur de conseil, merci vus requer, ke ausi verrayment cum le mund par Eve fu desconseille e par vus, duce dame, reconcilie, ausi veroyment requerrez vostre chier fiz, ke est sire e seygnur de conseil, ke il por la vostre amur e vostre honur me conseile, duce dame, de la chose, dunt vos savez, ke mester me est au cors e a l'alme. Amen.

28) Gebet in Versen, als Prosa geschrieben.

Je vos salue de par Deu, virgine seynte Marie, [fol. 172b.
Merciable dame duce, digne e pie,
Franche pucele, de tute grace replenie,
Ke vus eyme e vos honore, certes bien l'enplie:
Kar Deu lui durra joie grant e pardurable vie,
Si lui durra suef repos e duce melodie.
En l'onur dampne Deu cest' oreison vus di e rend,
Presumptiun grant en faz, merci aiez de moi dolent,
Pardun espeir de mes pecchez par vus aver benignement:
Kar mult estes sucurable, par Teofle bien l'entenc:
Aiez dame de moi merci e de tuz les voz ensement.
Ki cest' oreyson vus die, de Deu socorus lui seit present.

Ende fol. 179[b]:

Oiez, doce dame, iceste moie orisun:
Jeo vus requer par charite, ke ce seit le guerdun,
Ke vus priez vostre fiz, k'il me doint sa beneiçon
E tuz iceus, ke l'oyent e dient par devociun,
Doint de tuz lur pecchiez devant la mort confession
E joie el cel; ce otreit Deu par sun seyntisme nun. Amen.

29) Unvollständiges Gedicht, dessen erste Zeilen als Prosa geschrieben sind.

Beau sire, Deu fiz e pere, [fol. 179b.
Ke comandas ta duce mere
A seyn Johan l'ewan[gelistre] ....

Hier ist die Seite zu Ende und das folgende Blatt fol. 180 ist leer.

Die Fortsetzung auf fol. 181ª ist wie Verse geschrieben.

A itant la virgine enceynta.
Enclos dunc porta en sun ventre,
Ke tuit le mund ne poet comprendre.
En sun ventre dunc porta
Sun creatur, ke la forma.
Il entra par la porte close
Ne l'entama nule chose
Ne amenusant sun pucellage
Ne en cors ne en corage.
Pucele apres, pucele avant,
Pucele letoit sun enfant.
Ore oy avez la manere,
Come le fiz Deu vint en terre.
Ore oiez ensement
Del secund avenement:
Kar il vendra autre feiz
Al jugement, por tenir dreiz.
Il vint einzceis celeement,
Dunc vendra apertement;
Cil ke juge fu a tort,
Jugera e vifs e mort.
Ceo èrt al jur de juyse,
Ou il ert juge e justise,
Jur de grant amerete,
Jur de grant chaitivete,
Jur de ire e de coruz,
Jur de pleynte e de grouz,
Jur de lermes e de plur,
Jur de peyne e de dolur.
Le solail come sanc avra ruur,
E la lune pale colur;
E le jur ennercira,
E tuit li mund fremira.
Quatre munstres dunc vendrunt
E quatre busines tornerunt
Issi de quatre pars del mund,
Ke cel e terre tremblerunt
E tuz les morz releverunt, [fol. 182.]
Ke unkes furent ou serrunt
Del tens Adam le premerayn
Jeskes al plus tardif dereyn.
De lur tumbes irrunt hors
Chescun od sun propre cors,
Si irrunt ver le jugement
Plurant dolerusement.
Dunc vendra nostre seignur ......
Od la curt celeste,
Environ lui mult grant tempeste,
E oveke lui turmente grant
E mult orible feu ardant,
Ke flammera enmi le vis
Tuit environ ses enemis.
Nul n'avra poer a rester,
Parmi le feu lur estut aler,
N'avra si petit ne si grant,
Ke par iluoc n'irrat avant,
Nul si haut ne si bas,
Ke ne tastera cel pas.
Mais nul plus n'i ardera,
Ke cil deservi n'avra.
Les seynz dunc vendrunt
E cel poeple severunt
Chesc(h)un a sun propre degre,
Si come le feu les avera pruve.
Une partye serrunt a destre,
Autre partye a senestre.
Dunc vendra nostre sire avant
Od ses playes tuit sanglant,
Si cum il fu en la croyz,
Si dirra en haute voiz:
Jeo sui primer, jeo sui dereyn,
Kanke est, est en ma meyn;
Jeo sui parmanant sul,
E sanz mei n'est autre nul;
Jeo sui vostre creatur,
Jeo sui vostre sauveur;
Mes meyns, ke vus unt formez,
Por vus furent pereeez;
Des escorges fu flaele,
Des espines por vus corone;
En la croyz fu de clou fiche,
De la lance feru al coste;
Mort fu e enseveli;
Jeo sui leve, veez me ci,
Veez, ke jeo sui cel meisme,
Si poez veer verray enseigne;
Si mostera ses plaies avant
Devant tuz aparisant.
Cest suffri por la vostre amur.
Ore voil saver a icest jur,
Come vus avez mun testament
Garde e mun comandement,
Iceo ke vus comandai,
Quant en terre vus lessai.
Jeo vus lessai mun aver,
Sen e science e saver;
Del mien eustes vestement
E vitaille ensement,
Del mien eustes argent e or,
E tuit ceo fu de mun tresor;
Ore voil, ke seit reconeu,
Come chescun s'est conteneu;
N'i ad si grant ne si petit,
Ke n'aura pour de sel dit
Ne si pruz ne si hardi,

9 Maria wird porta clausa genannt nach Hesekiel 44 V. 1—2.

67 Hs. also: auera.

Ke ne serra abay,
Ne si fiers ne si orgoillus,
Ke ne serra tuit pourus:
Kar chescun por sei respondra,
De quant ke ci fayt avera, [fol. 184.]
N'i porra rien estre cele
De quant ke est dit, fait u pense,
Fors ki par confession
En penitence ad pardon:
Kar ceo ke ci est amende,
Ja n'ert ilekes remenbre.
La sue merci Deu seit auree,
Ke cele grace nus ad donee.
Chescun avera icel jur
Luer sulum sun labur,
Chescun aura sulum sa deserte,
Le quel ke seit, u gayn u perte.
Le jugement ert si ordine,
En quatre maneres devise.
Partie sunt sauf sanz jugement;
Sanz jugement sunt saufs tuit cil,
Ke sei meymes urent vil
E guerpirent tuit honur
Terrien por Deu amur
E chescun terrien delit.
Sei meimes eurent en despit;
Nu-piez alerent e en lange,
Tuit aisement lur fu estrange;
Por Deu suffrirent feim e freit
E de ce firent lur espleit;
Deu servirent seir e matin,
E il les mena a bone fin.
Quant le alme s'en parti del cors,
El cel fu porte a repos.
Cil ne serrunt pas jugez:
Car il sunt en joie entrez,
E puis avrunt plenerement
Cors e alme ensemblement.
De l'autre part serrunt juge
E par jugement sauve
Icil ke furent baptize [fol. 185.]
El nun del seynte trinite
E a Deu porterent fei
E bien garderent la sue lei,
Amerent Deu e sun servise
E honurerent seynte eglise;
Dreite dime bien donerent,
De quant ke il a dreit gaignerent,
Herbergerent e peurent povres
E vestirent de lur aumones;
Si ver Deu rien trespasserent,
Par penitence l'amenderent.
Ices serrunt ilec juge
E par penitence dunc sauve,
Partie al senestre coste*
Sanz jugement serrunt dampne:
Li paen e li fel Jeu,
Ke refuserent le fiz Deu;
Il servirent Apolyn,
Ke les mena a male fin:
Kar quant vindrent al morir,
E l'alme deust del cors partyr,
Diables vindrent a cel cors
E l'alme arascerent hors;
En enfern parfunt le porterent,
El pulent puz le trebucherent;
E ces ne serrunt pas jugez:
Car il serrunt sanz fin dampnez
De l'autre part serrunt juge
E par jugement dampne,
Ki receurent ci baptisme
De meyn de prestre par oille e creme,
Puis mentirent a Deu lur fei
E ne garderent pas sa ley;
Mais hardi furent de pecher
E tardis de amender.
Ceo sunt larun e robeur, [f. 186.]
Avoltre, puteyn e lecheur,
E li beveur gloton,
Ke nul Deu n'a si son ventre nun,
E li torcenus pledur,
Ke gules e autri labur;
Lur langes vendunt volentiers
Al meyn le diable por deners
E sovent font faus jugement
Por destrure la povre gent.
Teus come ore avom nome,
S'il parmenent en tel peche
E ne sei velent repentyr,
Deskes il vienent al morir,
Dunkes ert il trop tart,
Por ceo irrunt il male part:
Car poi vaut donkes repentance,
Quant nul tens est de penance,
Ke en tel ovre sunt trove,
Par jugement serrunt dampne.
Dunques dirrat al jugement
Nostre sire premerement
A ces ke a destre sunt turne
E a joie destine:
Venez, beneurez a mun pere,
Mi cher ami e mi cher frere
Venez avant, si recevez
La joie, ke aver devez,
Ke a vus fu aparillez,
Ainz ke li mund fu formez:

---

120 aure. 121 done.

* coste von späterer Hand ergänzt.

V. 205—284 ist entlehnt aus Matthäus 25, 34—46.

Car quant jeo avoi feym e sei,
Viande e beivre donastes mei;
Malades fu e en prisun,
Vus en eustes compassiun,
Si me venistes visiter
E del vostre bien doner;
Oste fu e pelerin, [fol. 187.]
A voz meysuns trovai reclin;
De faym e freit me veistes las,
Si me vestistes de voz dras.
Dunc responderunt cele gent
De joie mult pitusement:
Ai, Deu, sire glorius,
U e quant vus veime nus,
Ke vus fustes suffreitus
E a vus feimes sucurs?
  Dunc respondra bonement,
Si lur dirra mult ducement:
Quant vus donastes de voz biens
Al meindre de ces ke furent miens,
Ke urent freit e faym e sei,
Dunc le feistes vus a mei.
  Puis turnera a la senestre part,
Si lur fra mult fier regart,
Si lur dirra cruelement:
Maleurez, alez vus ent
Al feu, ke est aparilez
Al diable e a ses privez,
La u feu vus ardera,
La u verms vus mangera.
Sel feu james n'esteindra,
Li verms james ne morra:
Kar vus me veistes meseise;
Unques ne eustes pite.
Vus me veistes aver feym
Ne me donastes mie peyn;
Vus me veistes freit suffryr
Ne me voliez vestir;
Vus me veistes aver sei,
A beivre ne donastes mei;
De ostel fu boseignus,
Devant moi clostes voz us;
Malades fu pres de morir, [fol. 188.]
A mei ne deygnastes venir;
En chartre fu e en prison;
Vus ne eustes compassion
Ne me deignastes regarder
Ne de vostre rien doner.
  Dunc responderunt cil dolent
Plurant dolerusement:
Sire, u vus veimes nus,
Ke de nus fustes bosoignus,
Malade u enprisone
U peleryn desherberge,
Feyn e sei u freit suffrir,
Ke ne vus nus volium servir?
  Le rey dunc respondra
Brevement, si lur dirra:
Quant nient feistes al menur
Demandant por la meie amur,
A mei feistes deshonur,
Por ceo vus esterra dur.
Quant de mei nen eustes cure,
Ore irrez en peine dure.
En enfern, el feu ardant;
Alez a diables, vus comand.
Li maleureiz puis irrunt,
La u sanz fin arderunt.
Les beneurez irrunt chantant
A joye sanz fin promenant.
La nus meyne icel seignur,
Ke suffri mort por nostre amur.
    Amen. Amen. Amen. Amen.

30) Gedicht von der Bedeutung des Namens „Jesus“.

Der Schreiber hat den grossen Initial vergessen.

Quant jeo pens de Jhesu Crist, [f. 188 b.]
Le penser mun quer enducist:
Duz est li nuns e suef sune,
Au quer, ke l'aime, grant joie dune. [f. 189]
Chescun sage sei rejoit,
Quant il hot numer Jhesu Crist.
Mult l'esperit mei recrie
Le nun Jhesu. le fiz Marie:
Car nul plus haut nun ne poet estre,
Ceo nus dient tuit li mestre;
E li apostle nus recounte,
Ke cil tuz autres surmunte.
Cest nun Jhesu nus dit autant:
Sauveres u salu portant.
Itant nus dit le nun Jhesu,
Come sauveres u salu.
Jhesu Christ, fiz Deu le pere,
Il est salu, il est sauvere,
Il est apele sauveur,
Il vint por sauver le pecheur;
Il sul est auctor de saluz,
Il vint por sauver les perduz.
Jhesu sauve e alme e cors
E par dedens e par dehors.
La u il deygne mettre meyn,
De cors e de alme feit home seyn;
De tuz maus seit mescine e cure,
Si come li auctur de nature,
Il seit trestuz esperemenz:
Kar il est auctur des helemenz;
Sa puissance e sun saver
Sunt concordant a sun voler;

Tuit seit, tuit poet cil ke tuit fist,
Trestote rien li obeist.
Bien deit chescun crestien
Amer icel phisicien.
Cinc lettres ad cest nun Jesus;
Contez, n'i trovrez meyns ne plus.
La signifiance, vus di por veir, [fol. 190.]
Surement me met en bon espeir
E grant bien me fait, quant jeo en pens:
Car quant jeo ai peche en mes cinc sens,
Dunc espeir jeo de aver pardun
Par la vertu de cest seynt nun
E par la vertu Jesu Crist,
Ke issi por nus nomer sei fist;
Mult suffri plaies por noz maus,
Mes nomeement cinc principaus
Por noz cinc sens, dunt chescun jur
Offendum nostre creatur.
Amez, maschez, rungez cest nun,
Ke por vus suffri passiun,
Sages est ki ad en us,
Sovent ronger cest nun Jesus;
Meillure espece ne poet mascher,
Ky le seit e vout sovent ronger.
La sauvor est mult duce e seyne
E d'espiritele joye pleyne
E est del nun come de oygnement,
Ke partuit sa odur estent
E done mult grant duçur
E replenist quanke ad entur.
Veez ma comparisun,
Ke mult acorde a cest seint nun.
Oylle de olyve, come bien savez,
Ad en sei tresgrant buntez;
Ceste est la vertu tuit premere:
Mult done clere e grant lumere
E viande est as famillus
E medicine as languerus.
Cest treis choses en sei comprent:
Lumere, viande e oignement;
Espiritelment le home pest
De la viande, ke a l'alme plest,
E playe de pecche, ke mort e point;
Mult la suage e suef la oint, [f. 191.]
E viande est deliciuse
A alme, ke est devociuse,
N'i a duresce, ke n'enmolist,
Ne amertume, ke n'enducist.
Itel oille de sa licur,
Le nun Jesu le sauveur,
Le nun sur tuz nuns glorius,
Sur tuz autres precius,
Sur tuz autres honure,
Sur tuz autres beneure,
De tuz autres estes la flur,
Pleyne de joie e de duçur.
E nun sur tuz nuns delitable,
Sur tuz autres estes estable.
Mult fait ke sages, ke vus ayme,
E ke suvent vus recleyme.
Jesu est duz a repentant
E ami al bien començant, [fol. 191.]
Duz est en la veie active;
Mais plus duz en la contemplative.
Duz est a ki bien au secle vit,
Mais plus duz a ki le mund despit.
Duz est a ki le mund bien use;
Mais plus duz a ki le mund refuse.
Jesus est duz a bon espus,
Mes plus duz a le religius.
Duz est en purte de vie,
A chescun est duz, ke en lui s'afie;
Ne sai, coment jeo dirrai plus:
Partuit est bon li duz Jesus.
Mult sunt fous, ke legerement
Funt de cest nun lur serement:
Car sanz reverence ne dussum nus
Numer cest seint nun Jesus.
Net corage en deit penser,
E nette buche le deit nomer: [f. 192.]
Kar lange e buche, ke sunt soillez
E des ordes paroles entuchez
E en veines e en detraction,
Ne sunt pas digne nomer cest nun.
Ky meist un beivre precius
En un vessel venimus,
Mult envis entastereit
A scient, ki le savreit:
Car mult tresmalement acorde
Viande nette en esquele orde.
Del nun Jesus autant os dire:
Nule rien le nun ne empire;
Mes le offrendre e la priere
Devant Deu en est meyn chiere,
Ke de orde buche vient e ist,
Petit plest a Jesu Crist;
Ne sai, porquei je dis petit,
Del tuit riens deusse aver dit.
Ore Jesu Crist, li duz sauvere
Por la priere de sa mere
De lui amer nus doint voler
E dignement sun nun nomer;
E de lui servir nus doynt poer,
En dit, en fait onurer
En tele manere, ke nus seit profitable
E lui pleisible e acceptable.
Amen.

31) Ermahnung, die Sünde zu fliehen und sich vor dem Tode zu bessern, in achtsilbigen Reimpaaren.

Grevus mal est de pecher, [fol. 192 b.]
E pis est de peche trop amer;
Mais uncore est plus grevus,
Quant le peche turne en us:
Kar a peine poet ne fol ne sage
Leisser ce ke ad en usage.
E de jur en jur atent,
De venir a amendement, [fol. 193.]
Jeskes veint la mort sur sel,
Tuit die il: ore ce peise mei,
Ke jeo ai vesqui si malement;
De tuz mes maus ore me repent.
Ne sai, ke dirrai de celi,
Ke repentance fait issi:
Car cele repentance est mult tart
E grant dute de aler male part:
Car quant home est a la mort,
Il ne poet faire dreit ne tort.
Dunc lesse il de pecher,
Por ceo ke il n'ad mes le poer;
Par force est dunkes repentant,
E por ceo ad il dute grant.
E sachez, ke seynt Austin
Ne prise mie tele fin.
Por ceo enforcez vos ent
De vivre bien e seyntement.
Ki chastement e bien se vit,
Temple est al seynt espirit.
Ki ke se vit en chastete
Ensemble od humilite,
Il ad en sei les dous vertuz,
Ke nostre seygnur aime plus
Ke est iceo ke li lecheur,
Li werai, li chaitif pecheur,
Ke il tint a si grant dusur
Delit de charnel amur.
Verrayment est tuit ordure
E vermine e porreture.
E si ceo ne volez crere,
De l'oil le porrez veer a neire.
Alez a ces monumenz,
La u sunt les ossemenz,
E veez, u sunt les cors enter
De ces ke furent avant ier,
Ke lur delit tant amerent.
Veez, quei il sunt: car ore aperent;
Termine est ore lur delit
E si sunt ore en grant despit
A ces ke lur firent un faus semblant
De amur issi en lur vivant.
Ke ceo seit veir, je le mustrai
Par un ensample, ke vos dirai.
J ad il nul el mund vivant,
Ke unkes amast sa amie tant,
Ke il vosist giser une nuit
El sepulture, u ele jeut,
U demi u meins un' ure
En icele poreture?
Por nul amur, ke il eust vers li,
Verraiement nul ad, jeo qui.
Mult sunt fous, ke lur vie
Gastent ci en lecherie:
Car le delit en est mult bref,
E le peche est mult gref,
E par teu peche mult suvent
Ad meynt home encombrement;
E sages est, ke sei chastie
Par autri mal de sa folie
E fait le bien, tant cum il poet:
Car chescun morir estuit,
E nul' ure ne savum,
Quant de ci partir devum;
E ja plus tost de ceste vie
Le alme a l'homme n'iert partie,
Ke ne lui serra errant retrait
Tuit le mal, k'il avra fait,
E autiel loer recevra,
Come cil deservi avra.
Mult ert dunkes fort le pleit
[fol. 195]
A celui ke ci nul bien n'ad fait.
Por ceo enpensez avant meyn,
Quant vos estes halegre e seyn:
Curez a confessiun
E faitis satisfacciun:
Car confessiun de peche
Si est confusiun a li maufe,
Si vos penez nuit e jur
De servir vostre creatur:
Kar bien savez plaie, ke est grande,
Longe cure mult demande,
E grant mesfait ensement
Demande grant amendement.
E nostre sire en sun recet
Ne receit nul, ke ne seit net.
Pensez, ke toz finerez
E de cest secle departyrez,
Hommes e femmes e enfanz,
Veus e jevenes, petiz e granz,
N'est au secle rien, ke vive,
Ke encontre la mort seit poestive.

8 a fehlt.

80 E statt a.

Sunge, me semble, signifie
Cest mund mortel grant partye:
Car kant aucuin ad vesqui cent anz,
Riche de aver, fier e puissanz,
E vient au dur trespas de mort,
Tute la joie e le desport,
Ke il en cest siecle ad eu,
Est, come par sunge le eust veu.
Nule rien pas ne li profite;
La joie est povre e petite.
Dunc pert beaute e richesce,
Dunt pert valur e hautesce,
Dunc pert argent, dunc pert or,
Dunc pert tuit terrien tresor,
Delit de char, glutunerie,
Orguil, hautesce e seignorie.
Mult par vaut poi icest delit: [f. 196.]
Car par un tresmult petit,
Ke solement est mort nome,
E si grant chose aveient trove,
E[st] tresale e confundu
E tuit remis e tuit perdu:
Car quant ke home poet amer
En cest mund u converter,
Tuit ensemble veit a nient,
Quant la neire mort survient.
A mal' ure fu unkes ne
Cil ke murt en sun peche,
Ke ne s'amend devant sa mort:
Kar apres n'ad nul resort.
Einz ke Deu eust crie le mund,
Konuit il tuz ceus ke ore sunt,
E tuz ices ke unt este:
Nul ne lui poet estre cele.
Por ceo vos penez de bien faire
E de chescun peche retraire,
Si avrez la joie pardurable,
Ke tuit dis serra estable.
Ceo nos doint le fiz Marie,
Ke tuit cest mund governe e guie,
E nos defende de enfernal maus
Par sa pite e face saufs. Amen.

32) Prosastück, ein Gebet zu Christus enthaltend.

Anfang fol. 196^{b}: Beau sire Jesu Crist, ke le vostre beneit e seyntime cors e vostre precius sanc donastes en la seintisme verraye croiz, por le mund sauver . . . . . etc. Ende fol. 197^{b}: Kar vos, sire, estes sols veirs sauvere, beneiz e glorius e partuit puissant en icest siecle e en l'autre od Deu le pere e od le seynt espirit in secula seculorum. Amen. Pater noster.

33) Prosagebet zu Christus.

Anfang fol. 197^{b}: Beau sire duz, fontaine de veir amur e de tute duceur, iceste priere vos offre jeo, si vus plaist, por tuz mes amis e mes bienfetors e mes apartenanz e por [fol. 198] tuz ices e celes. n. e. n. Ende fol. 200^{b}: Mustrez nus au jugement la clarte de vostre vis e metez nos trestuz ensemble en la joie de parais. Amen.

34) Dieses hier folgende Gedicht, welches beginnt:

Duz sire Jesu Crist, ke por nos sauver [fol. 200 b]
Suffristes vostre seynt cors en la croyz pener

ist dasselbe wie auf fol. 83^{a}. Siehe oben unter Nr. 14.

35) Auch das nächste Stück in Prosa stimmt mit dem auf fol. 83^{b} bis 84.

---

31) pert ist viermal piert geschrieben, doch ist i unterpungirt.

Anfang fol. 201^{a}: Jhesu Crist, sire rey de pardurable glorie, loe seez vos, beneit seez vos etc. Ende fol. 202^{a}: . . . einz ke jeo transe de cest mortel secle e donez moy, sire, joye pardurable. Amen.

Siehe oben Nr. 15.

36) Gebet eines Sünders zur heil. Jungfrau in Strophen von je 4 Zeilen.

Gloriuse Deu amye, dame de piete, [fol. 202 a.]
Mere al glorius Messie, nostre sauvete,
Ke nos reint de mort en vie par sa poeste,
Dame tresduce Marie, dame de honeste,
Rose ke unkes ne flestrie en ivern ne en este,
Je ke sui par ma folie tuit desherite,
Grantez moi par vostre aye, ke je eye herite:
Kar vostre fiz est vie, veie e verite. Pater.
Gloriuse Marie, du cel seynte reygne,
Mere al rey des angles, a ki li mund encline,
Defendez mun cors de torment, dame del mund hautisme,
E ma alme par ta priere del dolur de habyme,
Seynte pucele, ne me despisez
Por mes granz folies ne por mes pechez,
Mes por ta custumiere piete vos pri, ke me aydez,
E de l'enemi vostre fiz, vos pri, ke mei gardez,
Defendez mei del diable e de sa poisance
E tuitte crestiene gent, ke en vos unt fiance,
Tuz mes amis mors e vifs de mortel grevance, [fol. 203.]
Ke ja ne serruns descunfiz par sa decevance,
Otriez nos, dame, cel grant
Par vostre fiz, ke est tuit puissant,
Ke veistes, quant fu enfant,
En la creche del bouf gisant. Amen.

37) Das wie Prosa geschriebene Gedicht, welches beginnt:

Beneit seez vos, mere del rei pardurable, [fol. 203 a.]
Beneit seez vos, fille le rei, ke est estable.

ist dasselbe wie auf fol. 168^{b}. Siehe oben Nr. 22.

38) Gebet erst wie Prosa, dann wie Verse geschrieben. Anfang fol. 203:

Jhesu Crist, sire, dreit jugeur,
Rois sur tuz rois e guvernur.
Ke en cel regnes veint finablement
Od pere e seynt espirement,
Por vostre piete seynte e chiere
Plest vos oir ma priere,
Ke del cel deignastes descendre
E dedens la virgine char prendre;
De lui vos plut char prendre e nestre,
De sun let te lessas pestre;
Tuit nostre humanite
De lui receustes for sul peche,

Por le mund revisiter
E de peyne delivrer,
Ke par folie e par utrage
Encuru fu en trop vil servage.

Ende fol. 207^{b}:

Kant la fin de ma vie vendra,
E l'alme du cors partyr devra,
A isel hore me regardez
E del diable me defendez,
Ke je puisse la joie aver,
Ke sanz fin(t) deit durer. Amen.

39) Das demnächst folgende Prosastück, beginnend fol. 207^{b}: Duce dame seynte Marie, por cele joye, ke vos eustes, quant le angle Gabriel vus nunciat etc. ist dasselbe wie auf fol. 168^{b}. Siehe oben Nr. 23.

40) Ebenso ist das sich anschliessende Prosa-Gebet, beg. fol. 210^{a}: Beau sire Jhesu Crist, ayez merci de moy e donez a moy, ke vostre grace puisse crestre en mei, dasselbe wie auf fol. 171. Siehe oben Nr. 24.

41) Das auf fol. 210^{a} beginnende Gebet: Duce dame seynte Marie, jeo vos pri e requer por l'amur nostre seygnur Jesu Crist, ausi verayment cum vos li portastes entre voz duz costez, ayez de moy pite e merci, welches fol. 211^{a} endigt: si me seez escu de enfernal prisun. Amen. stimmt überein mit fol. 171 — 172. Siehe oben Nr. 25 und 26.

42) Unterhalb der Zeilen auf fol. 210^{b}—211^{a} begegnet dasselbe Stück wie auf fol. 172, beg. Duce dame seynte Marie, virgine des angles, mere al seygnur de conseil, merci vus requer. Siehe oben Nr. 27.

43) Ein Gedicht, das bereits oben fol. 159^{a} sich findet, folgt hier nochmals, jedoch mit besseren Lesarten:

Ave, seynte Marie, mere al creatur, [fol. 211 a.]
Reygne des angles, pleyne de duçur,
Ave, esteile de mer de grant resplendisur,
Eschele de parais, salu de pecheur.

Siehe oben Nr. 19. Auf fol. 216^{b} werden als Heilige angerufen: S. Pere, Pol, Andreu, Jake, Thomas, Jake Richard de Cicestre, Edmund de Pontenei, S. Phelippe, Bartholomeu, Matheu, Symun, Jude, Martyn, Barnabe, Estephene, Laurenz, Jorge, Nicholas, Thomas le martyr.

44) Das kurze Gebet in Prosa, beg. fol. 219^{b}: Aidez mei, seynte mere Deu, por ceo ke jeo n'ai mie solaz, illuminez ma pensee del seynt espirit, ist eine Wiederholung des auf fol. 166^{b} stehenden. Siehe oben Nr. 20.

45) Nicht getrennt durch einen grossen Initial und als Prosa geschrieben ist das Gebet, beg. fol. 220:

Dame seynte Marie, mere de pite,
Fontayne de merci estes apele.

Dasselbe entspricht fol. 167^{a}. Siehe oben Nr. 21.

46) Gedicht in Strophenform, als Prosa geschrieben und die Mahnung enthaltend, die Güter des Lebens rechtzeitig zu sammeln.

[fol. 220 b.]
Puis ke homme deit de ci partyr
E en ceste vie murir
E aillurs sanz fin remeyndra,
Bon serreit, ke chescun trussast
Les biens, ke il peust mettre en sun sac:
Kar james ci ne revendra.
Aust signifie ceste vie.
Li sage en aust fait sa quillie,
Dunt il en le an vivra,
E la petite formie
En este pas ne se oblie:
Bien seit, ke yvern apres vendra.
Chescun veye en sen corage,
Li jevenes e li veus d'eage,
En queu biens se afiera;
Chescun veie, ke il ad glene,
E quels biens il a ci entasse
E queus biens od lui menera.
Chescun pense, ke od doil nasqui,
Od doil e od tristur vit issi,
Od doil s'en departyra. [fol. 221.]
Vie de home n'est for dolur,
A peyne joie avra un sul jur,
Ke de sa fyn bien pensera
Quei vaut force u pruesce?
Ke vaut aver u richesce?
Or e argent tuit se irra,
E li cors irra purrir en terre,
E le alme irra grant erre.
Truisse de ceo ke ele glena.
Chescun.
Puis ke home aura vesqui cent anz,
Ja n'ert tant prus ne tant vaillanz,
Ne tant de richesces en avra,
Ke tuit nel perde a un launz:
Kar mort tapit enmi sun gaunt,
Kant meyns quide.
Chescun.
Ke fra li roys, barun u cuntes,
Ke rieus ne sievent des acuntes?
Acunter lur covendra.
Certes mult avrunt grant hunte,
Ne lur vendra cuntur ne cunte.
Chescun por sei respondera.
Chescun.
Ke fra li veske e li erceveske,
Li bons clers u li sage mestre,
Ke tant des acuntes apris ad?
Kant la summe iert de lui sustrete
De depenses e de receite,
Li plus sage a fols se tendra.
Chescun.
Vie de homme, c'est chevalerie:
Ki bien la gard e dreit la guie,
Grant luer de Deu avra,
E ki degaste sa vie
En peche e en vilaynie,
En enfern ostel prendra.
Chescun.
Seygnur, ky voit en ceste vie
Servir Jhesu le fiz Marie,
Sachez, ke grant luer avra:
Car kant le alme iert du cors partye,
Dunc n'avra ele au[c]une amie,
Alas, en ki se afiera.
Chescun pense de l'espleiter, [f. 222.]
Ke il ne perde le grant luer
Ke Jesu Crist promis nos ad.

47) Gedicht, auf Christi Tod, als Prosa geschrieben.

Pensez ent de cele mort, [fol. 221 a.]
Ke Jesu suffri por nus a tort,

De overt quer pensez de lui,
K'en la croyz por nos pendi.
Pensez, cum nostre creatur
Pendi por la nostre amur.

Ende fol. 226[b]:

Jesu Crist, si veraiement
Cum il por sauver tute gent
Par la sue grant merci
Se enumbra el cors de li,
Nos doint la grace e le poer
E sen od tuit e le voler
De lui amer e lui servir
Dignement a sun pleisir,
E la parmanable vie
Nos doint par la sue aye. Amen.

48) Sündenklage in achtsilbigen Reimpaaren.

Jhesu Crist, par ta duçur [fol. 226 b.]
Oyez mun cri, oyez mun plur,
Ke jeo faz por mes pechez:
De mei cheitif merci aiez;
Donez moi le mal fuir,
Donez moi le bien tenir,
Donez moi en tei fiance
E en bien perseverance,
Donez moi amer verite,
Hair tute fausete,
Donez moi dreiture amer
E mensunge nient haunter;
Esteyngnez en moi coveitise
E tute male feyntise,
Averice e lecherie,
Hange e orgoil e envie.
Donez moy, tey Deu amer
De tuit mun quer, de tuit mun poer,
La char mun cors si chastier,
Ke force n'eit de regiber;
Grantez moi, Deu, cele grace,
Ke james a nul ne face,
For ceo ke voil, k'il face a moi,
E ceo ke enseygne nostre lei.
Donez moi sovent orer,
En orant mes maus plurer.
Levez mun quer el cel a vos,
Ke tuit men penser seit od vos,
Coment les angles chantent duz
E tuz les seyns, ke sunt od vos,
La gloriuse melodie,
Ke est en pardurable vie.
Donez moy de ceo penser,
Ke jeo puisse od eus chanter,
Le siecle aver tuit en despit
E trestuit le suen delit.
Dame, dame gloriuse,
La mere Deu, file e espuse,
Marie, reygne de reygnes,
E virgine de virgines,
Seynte Marie, duce dame, [fol. 228.]
Aidez a la meye alme,
Ke ele puisse a Deu venir,
Quant del cors deit partyr.
Ne suffrez ja, ke tuche li
Li malignes enemi,
Mes li angles la receivent,
Ke bons almes prendre deivent.
Dame, quanque vos volez,
Tun fiz granterad acez.
Ne suffrez ja, ke li malfe
De ma alme eit poeste.
Tuz les seynz, ke sunt en glorie,
A ki Deus donad victorie,
Donez, ke par vostre aye
Vienge a vostre compaignie.
Amen. Pater noster. Ave Maria.

49) Kurzes Gedicht auf das Kreuz, beginnend:

Aorez seez vos, seinte croyz gloriuse, [fol. 228 b.]
Salue seez vos, seynte croyz preciuse.

Hiermit eng verbunden ist das folgende Prosastück.

50) Dieses Gebet endigt fol. 229[a]: . . . . de faus testemoyne, de vileyn cri, de tuz maus e de tutes males aventures. Amen.

51) Prosatractat über die Beichte.

Anfang fol. 229^{a}: Ky vodra beaus e bel vestu aparer devant la face Jhesu, il covient, ke il eit une robe, ke ad nun confessiun. Ky bien ceste robe use, ja n'avra garde del felun. Al comencement deit l'em prendre garde, k'ele seit bien taillee, ke rien n'i eit, ke reprendre. Hieran schliesst sich eine Aufzählung der 10 Gebote: Li primer comandement est itel: Tu aorras Deu tun seygnur e a lui sul serviras etc.

Ende fol. 244^{b}: Dampne Deu par sa grant doçor e par la requeste de sa gloriose mere seynte Marie doint a chescun pecheur e pecheresse de ses pechez en le siecle verrai repentance e verrai confession e suffisant amendement, par quei il puissent sel seygnur sanz fin aver, ke a ses amis rendra tiel loer, ke lange ne poet reconter ne quer suffist a penser; ceo doint Deu, ke de cele compaignie seum, ou n'a jamais si joie nun. Amen.

Dasselbe Stück findet sich in der älteren Pariser Hs. 19525 fol. 82^{b}—86^{b}. Vgl. E. Martin, Le Besant de Dieu des Guillaume le Clerc. Halle 1869. Einleitung unter Nr. 16.

52) Gedicht in Tiraden, als Prosa geschrieben, Gedanken eines Laien über die Welt enthaltend. Dies weniger durch den Inhalt als durch die alterthümliche Form bemerkenswerthe an Guiscart de Beaulieu erinnernde Stück verdient wegen der darin genannten Namen besondere Beachtung; es folge hier ganz.

A ce ke voi en le siecle, ai pense longement: [fol. 245.]
Por ceo vos voil mostrer le mien entendement;
Puis ke l'em me comande e nul nel me defent,
Si est bien, ke jeo die la ou jeo pens sovent;
Por ceo ke ne sai de lettre, le dirrai plus brevement:
Kant Deu fist cel e terre e le comencement,
Le solail e la lune e tuit le firmament
E le eir e les esteiles e la mer e le vent,
De sa manere sunt tuz li quatre elemenz.
Angles por lui servir fist il dignement,
Mais une grant partie en erra folement,
Encontre lui se orgoillerent, tant furent bel e gent,
Ke il vodreient regner vers Deu omnipotent.
Icele creature pecha premerement,
Le eritage forfirent bien fu ne ki l'atent:
Kar nostre Deu, ke tuit poet e aprent,
Por l'orgoil, k'il vit en eus, s'en venga durement,
K'il les fist trebucher du riche pavement
Aval en sel abime en un liu de torment,
En enfern le puant, ou ja feu ne esteint;
Une puis ne amerent Deu ne ceo ke a li apent;
Lur nun e lur beaute remua le dement,

Angles furent de primes, ceo sachez a escient,
Ore ont a nun debles partuit comunablement. [fol. 246.]
Solunc ceo ke furent beaus, ore sunt leid e pulent.
Mult est fous e hardi, ke pour ne ne prent.
Deu dist a sei meismes, k'il freit une gent;
Por reemplir les seges par sun comandement
Fist Adam en sa forme e Eve ensement
Du lumun de la terre sanz nul enseignement;
Puis lur dona memoire du seynt espirement,
Ke chescun crestien(t) le auctorite prent.
Il lur devea la pome, vos savez bien, coment;
Kant le diable le sout, si l'enpesa forment,
Par mal e par engin e par decevement
Prist conroi, k'il pecherent asez hastivement;
E Deu por le forfait e por le frangment
Les geta del seynt liu, ke peche ne consent,
En la peine les mist, ke chescun de nus sent;
E ceo siecle dura cinc mil aunz verrayment.
Por mult petit pru i furent meint dolent,
Ke Adam mordi en la pome sur le defendement;
Par ceo morerent primes nostre primer parent
E furent en enfern sanz nul arestement;
Ne ja bien k'il feissent ne lur vausit rien,
Ne s'il lour estust estre tuit parmanablement,
Par piete e par grace le fist Deu sutivement,
E par seynte sapience e par anunciement
Descendi en la virgine e prist anumbrement:
En sun dreit terme nasqui en Betlehent,
Si cum fu dit avant tot covertement.
Les angles les nuncierent le jor apertement.
Apres au pasturs chanterent ceo chant mult duzcement, [fol. 247.]
Ke Deu ert ne en terre tant gloriusement,
Ke pes a tuz iceus, ke avreient bon talent.
Lors amena l'esteille les treis reis de l'orient;
Iceus seignurs lui firent le premerein present,
De offrendre devise chescun par espirement,
Or e encens e mirre par bon entendement;
E Deu lur enseigna e fist demostrement,
Ke il esteit li haut sires, a ki le mund apent,
E ceus de lui aorer ne furent mie lent,
E cil sire fu ne par semblant povrement.
Mais iceo demostra il e fist chastiement,
Ke riche home deit estre en cest siecle umblement.
James n'avra fiance en sancte n'en juvent,
Ke se passe plus tost, ke quarel se destent;
Mais james ne passera cil ke a Deu se prent.
Mult sunt beles a conter tot si errement,
E meillur a oir a celi ke les entent.
Mais li Jeus feluns i garderent malement
La verraie profecie de lur pontificent,
Ke lur dist, ke uns morreit por tuz communement.
Por nos tuz morrut Deu, ne poet estre autrement;
Mult par devons amer sun resuscitement,
K'il nos engetta d'enfern e tret a sauvement;
E ki en ceo crerra par bon repentement,

30 lumun statt limon.

Il ert en parais, ou sunt li innocent:
Por ceo sunt cil perduz de la loi Moisent
E Turc e Arabi, Boidevin e Persant, [fol. 248.]
Ke sievent, ke tuit poet e partuit se estent,
E si ne velent crere le suen advenement:
Mult en avrunt grant honte al jor de jugement,
K'il irrunt en enfern, jeo le sai a escient,
E vient avant, ke de ceo me dement;
Le seynt ewangeliste en trai a garant.
Mult ai pense au secle de ceo ke jeo le conui,
Mi sires me pria, kant jeo parti de lui,
Ke teile chose feisse, ke pensisum amdui;
Solunc ke jeo sei, ke jeo pense e ke jeo sui,
Vodrai verite dire, sanz rien mettre d'anui:
Ja ne me disdirra nul, ke levast hui,
Ke le delit del munde ne veine a tiel ennui.
I[l] n'i a home ne feme, celui ne cetui,
Se il ne guerpi le siecle, ke le secle ne gerpit lui.
Du secle vodrai dire ceo ke ai enpense.
Mult par serra dolent, ke trop l'avra ame;
Cil ke plus se delitent, plus sunt malure.
Puis veez nullimes, ke vive sur tae,
E cil ke plus iest solunc sa volente,
Tant fait il noaunz, jeo le sai de verite,
Si est par le munde de plusurs espruve.
Seignurs, ne sumes pas ici en nostre herite,
Ainz sumes sanz faille a un home comande:
Sur chescun tient s'espee, si a sun cop leve,
Ja ne refusera le jefne por l'eigne,
Le povre por le riche, le fol por le sene,
Le grant por le petit, le lai por le lettre.
Tuz nus covient morir, issi est il garde, [fol. 249.]
Chescun avra de terre solement sun este
Lors le cocherunt en si estreit fosse,
Ke si il serreit tuit seyn, fort e en sancte,
Ne se turnereit il, si il l'avoit jure.
Puis ke i serreit covert, est de vos oblie.
Ja ne verrez nulli, tant se est desire,
Ke ja puis veer le voille, ke il ert enterre.
Lors trovera chescun ceo ke il a ovre.
Se il a eu richesces ne chastel ne cite,
Tant serrat plus dolent, si il n'ad issi erre,
Solunc ceo ke seyt e eglise li avra comande,
Autresi de povre solunc sa poverte.
De nul pelerinage n'i avra ja parle
Ne de chaucee fere ne de moster leve,
Ne il porrunt pas dire, ke il ne lur seit rove
A meintenir les povres, a estre en charite
E leisser coveitise, ke porte enfermete
De tuz les maus, ke sunt defenduz e veez.
Mult angossement lur serra reprovez
Al jor de jugement, kant li boneurez
Irrunt en parais en la riche clartez.
Ja mar emblerunt eveske ne abbe,

* Nach dis ist ein Zeichen, dass das am Rande roth geschriebene de einzuschieben. 122 pelerimage. 128 angoissosement?

Ceus ke les secrez sievent de la divinite,
Ke par dreite reisun lur unt dit e mostre,
Coment il porrunt estre a Jhesu acorde.
Bien poet chescun de sei penser, coment il a ovre:
Kar cil s'en deliverunt e cil sunt encombre,
Mais kant de Deu parolent, pou sunt escote,
E dit li un a l'autre: Cestu ad bien sarmone. [fol. 250.]
Ja avreit bien tost beu plein hanap de clarte.
Ici perde dunc la merite e le gre.
Une chose sachez bien du rei de majeste:
Si duns ne poent estre par nuli rechate,
Mais sa misericorde a meint home sauve,
Si tuz cil diseient, ke erent de mere ne,
Puis Deu out Adam a sa ymage forme.
Il ne porreient dire la grant bonurte
Au plus povre, ke ert en parais pose,
Tant serrunt hautement en parais apele:
Joefne sanz envilir, riche sanz poverte,
Chescun serra plus cler, ke solail en este,
E cil d'enfern sachez serrunt si malure.
El mund n'ad nul home, tant eit de leaute,
S'il aveit par mort le siecle trespasse,
E en enfern un oret este
E sentu la puur e veu le oscurte,
S'il reveneit en vie e en prosperite,
Ke james feit mal, tant serreit effree,
Le angoisse ne la dolur, dunt il a a plente,
Plus ke porreit dire nul home de mere ne.
Bien sai a escient, k'il avreit plus bonte,
Ke unkes n'out seynt Estefne, ke fu lapide.
Mult est le cors vers l'alme fel e contrarious:
De sun grant damage est il plus envious,
Dunt il serra uncore dolent e coreçous;
Ke sei meismes oscit, il fait ke outragous.
Mult devreit chescun estre de bien faire envious,
Por estre en parais od les boneurous [fol. 251].
E porter corone ovec les glorious.
Mais Sathanas ne lesse, ke mult est envius.
Il est lie del pechie, de l'aumone est hontous,
Ke plus fait sun servise, plus fait ke maleurous.
Cil lur rendra merite, ke n'est pas ublious.
Ore i a gent ke dient: Je ne puis aler sus.
Dunc avrunt compaignie od les felons lous,
Il avrunt grant pour en enfern le hidus:
Kar la est tuit li parmanables feus;
Debles les atendent ja ne serrunt pitous;
De nule rien del munde n'erent tant desirous
Cum de la mort aver, tant ert anguissous.
Mais il serrunt tost dis chaitifs dolerous,
Apres la grant ardure serrunt plus frillus
Ke ne porreie dire en un an ou en dous,
Ke plus e plus veit e plus est pereçous.
Mult s'en aparceut bien dan Girard de Baious:
Bien se garda de aler en sel liu tenebrus.
Ceo ke jeo vus voil dire, avez sovent oi,

154 une horette? 184 Wer ist Girard de Bayeux?

Sachez, ke ceo n'est mie d'Aucher ne de Landri,
Ainz vus voil ameintiver de Symon le crespi,
Ke le conte real sun pere desfui
E trova en sa boche un crapout mult hai,
Ke li mangout la lange, dont il avoit menti.
Li quens vit la merveille, tuit s'en espanti;
Dampne Deu reclama, k'en la croiz fu peni
E de la seinte virgine en Bethleem nasqui; [fol. 252.]
E ceo doint le mien pere, ke tant chastials basti;
Ja n'aveit il en France chevaler tant hardi,
Ke osast vers lui faire ne noise ne hasti;
Kank'il aveit en siecle, le lessa en hai,
Tuit le lessa por veir, kant sa terre enguerpi:
Dedenz un forest en exil s'enfui.
La devint charpentiers, icele ordre choisi,
Cele vie mena, tant k'il a febli.
Puis revint a l'aumone engis de mendi,
Mais cil n'est mie povres, ke Deu a reempli.
Mult i firent grant joie, kant a Reme mori.
Ausi out ore chescun sun age fini,
Si serra en la gloire, dont l'orgoil chei.
Mult l'a bien entendu dan Girard de Montargi
E li seynt arceveske, ke cria a haut cri,
De lessier les pechez, ou sumes endormi.
Si nus creissum bien dan Milon de Lani,
De pardurable joie porrum estre afi,
Mais le secle ne leisse, ou sumus alenti,
Ke mult par est malveis, peior ke jeo ne di,
Kant jeo plus me conui e jeo plus me afi;
Kant le pere e la mere ont lur enfanz nori,
Lors vodreient, k'il fussent mort e enseveli,
Por aver l'eritage, de ce il sunt seisi.
Quant quident il aver sel mal peni,
Mult en avrunt grant honte al plet en champ flori,
Ou tuz sumes mande e bani,
Li Griu e li Arabi, li Turc e Ermeni,
Baudewin e Persant, Geroin e Jacopi
E li Gius, ke pristrent Deu en Getsamani, [fol. 253.]
Ke dient, k'il out lai, mes il out failli,
Il retendrunt la paille e lesserunt l'espi.
E Deu, li nostre seignur, se aparra issi,
Cum il fu mis en croiz a jor de vendredi;
Cher nus repruvera ceo ke por nos soffri.
Mult serrum pourus, hontous e mari,
Quant nus verum la plaie, ou Longis le feri.
I[l] n'i avra un sul, ke ose crier merci:
Kar les seyns e les seintes, ke plus l'avrunt servi,
Tremblerunt de pour e sa mere autresi.
Le jugement ert fort a ceus ke serrunt peri;
Puis ke Deu le voudra, tost serrunt departi:
Il seignera les bons, kant il avra maudit
Ceus ke irrunt en enfern al puant enemi.
Lors se repenterunt e tendrunt a trai,
K'il unkes firent mal, mais tart sunt repenti.
Aler les covendra en dolerous abbei,

203 aumorne. 224 getsamain.

Dunt le seynt' escripture le conte e jeo le di,
Ou dampne Deu ala, kant de la croiz parti,
Si engeta Adam e Eve autresi,
Abraham e Jacob, Ysaac e Leivi,
Daniel e Jonas e li beau Ysai
E les autres prodomes, ke lores furent gari:
Cil servirent a Deu, ki l'auront deservi;
A cinc mil dobles lur ert le jur rendi,
K'il avrunt lur seges, ke lur sunt establi.
Ja n'avrunt envie, tant erent enbeli.
Li plus povres, ke i serra, ne retornereit ci,
Ke li dorreit le regne a riche rei Henri. [fol. 254.]
Lors se entreamerunt, plus leaument le vus di,
Ke le mere sun enfant ou oiselet sun ni.
Cil ke dampne Deu pert, veirement ad grant perte,
De tuz les biens du munde chiet en si grant poverte,
Ke quer ne poet penser, coment ele seit sofferte;
Aler les covendra en dolerose deserte,
Ou senterunt tuit, ke ceste parole est certe.
Kant dampne De de gloire fist, fist parole aperte,
Ke en la seinte virgine se umbra par la verte
E out de humeine char sa deite coverte.
Par ceo sumes enfranchiz, nul' alme n'est coverte,
E la lei des Gius est enfin deserte.
Ore est la prophecie Daniel descoverte;
Ja perdu ne serrum, si n'est par nostre deserte.
Por nient ad aver, ke nel siet despendre;
Le diable l'a saisi, ke bien seit ces laz tendre.
E ceo est verite, nuls ne me poet reprendre,
Ke cil ne seit garri, ke au bien se veut entendre
E enver Deu aver le quer douz e pitous e tendre
E por la sue amur a bien creire e aprendre,
Ke jeo n'eie au plus haut abesser e offendre.
Mais Symon de Crespi ne poet nuls entreprendre:
Mult hai coveitise, mult vosit, k'ele fust mendre,
Ke il la veit partuit largir e estendre.
Poi esparne de gent, k'ele ne les vout suspendre;
Maint home fait ele malveis e meinte terre vendre, [fol. 255.]
Ou ele fait itant, ke ele le fait pendre.
Quidez vos, ke li tolur eit talent de rendre?
Nanil, si il le veist sacher le quer del ventre
Ou ardeir en charbun ou en cendre.
Mais cil ke l'a tolu, ne se porra defendre,
Ke ne li covienge son gueredon atendre.
En enfern le puant lui covendra decendre,
En glace e en feu de angoisse le mal rendre;
Le ardur ne porreit dire nul clerc, ke tant peust aprendre.
Mult est malveis cest siecle, bien deit estre blame;
Ja nuls home en cest munde tant seit en parente,
Ke se puisse pestre, tant ke un an seit passe,
K'il n'oist tele novele, ke n'est mie a sun gre.
Ki cest siecle lest por l'autre, il n'est mie enseigne;
Ki or change por cendre, il n'est mie enseigne:
Kar tost est un age fini e trespasse,
E cil ke plus i est, il ne vaut pas un dez.

246 Usai? Hs. vsai. 275 Vgl. Vers 188.

La mort les consiut les jefnes e les eynez,
Les riches ne les povres ne sunt deportez.
Dan Renaud de Pounpenne, ke ke mult fu alosez,
Par le coup de un garçon fu a mort livrez.
Mult est fous, ke fait trop de sa volentez,
Por aler en enfern, la ou le chemin est lez;
Garir nel pout proesce ne beautez,
Richesce ne deliz, chasteaus ne citez.
Une chose sachez, ke bien est veritez, ...
Par manger e par beivre, tant k'il seit sazez, [fol. 256.]
E les autrez deliz, ke vus tant desirez;
Ceo ke hem plus vos defent e plus le meintenez,
Ki issi porreit devant Deu estre coronez?
Por nient out donkes ars seynt Lorenz ses costez.
Ne prenez nule garde a ceo ke vus veez:
Kar teus se fait tuit simples e enchaporonez,
Ke ert en parais le demenz refusez.
Por le peche de Adam n'iert jamais un dampnez:
Kar nostre sire Deu nus ad rechatez;
Chescun par sa deserte ert perdu ou sauvez.
Pleideurs, pleideurs, entendez, entendez!
Grant dolurs vus entent, si vus ne vus regardez.
Avez vus mes ke vendre, kant vostre lange vendez?
Sachiez bien, ja ces maus ne vus serrunt pardonez,
Si par vostre parole est home desheritez.
Ovec eus en irrez, ke Deu a desevrez;
Del seint ordre de ceus departirez
Dreitement en enfern, ou li chemin est mult lez.
Chiens puans, en fossez porriz e enversez
Fleirent plus suef, ke vus, sachez, ne frez.
Muge ne basme ne encens ne brasez,
Envers ke cil fra, ke la est enterrez,
Ne par nule fenestre n'i entra clartez.
Ceo est la lunge prison, dont ja n'ert agetez;
La dolur ne porreit dire nul clerc, tant seit lettrez,
Ne ja en cest siecle ne avrioms tant de noz aisez,
Ke ne seit en enfern en un jor comparez. [fol. 257.]
Cil ke la se herberge, mult avra mal ostelez;
Ja ne savera, quant ert ivern ne quant ert estez.
Ceo dit seynt Germein, ke mult par fu senez,
Kant li membroit de enfern e des malurez;
Les denz ferroient ensemble, tant esteit effrez.
Cil ke ne se porpense, mult est malurez.
Mais trop par est cest siecle en mal aseurez,
En tuz ordres abessez e fei e crestientez;
E ke issi poet dire, com est li mien pensez,
Il en devroit bien estre come sire escotez.
    Ercevesque e evesque, ke sunt simonal
E ount desuz eus li ministres, ke meintenent le mal;
Deu vendunt e achatent, mult funt ke desleal,
Forfait en ont du cel la corone real.
Jeo defent, k'il ne pernent estole ne messal,
Por nent en est mis sur l'autel corporal.
Bien le oserai dire veant un cardenal,
Ki durreit por lur almes de argent tuit plein un val,
Ne lur vausist il un anel de cristal,
Ke aler ne les covenit en enfern le mortal.

E ki Deu servira a pie ou a cheval,
Les set clartez avra de l'esteille jornal;
Plus ert clere ke n'est ameraude ne cristal,
Ki ert en paradis od Deu l'espirital.
Chescun devreit penser, ke s'alme feust garie,
Cele k'est perdue, n'est pas bien garnie.
Le cors, ou a este e pris herbergerie, [fol. 258.]
Verraiment il li a fait malveis herbergerie.
Mult poet estre dolent, kant par lui est perie,
Por ceo k'ele n'ad pas la dolur deservie,
Ke plus trenche ke fauz ne ke espee forbie.
Mais ceo fait coveitise, ke ad si grant baillie,
Ky n'a pechie el munde, ou il n'ait de sa frarie,
Murdre e traison, usure e fei mentie,
Homicide, parjure, larrun e faus testmonie.
Ke dirrai de ceti, ke l'en escumenie?
Desevre est de Deu e de sa compaignie.
Ceo sunt li granz pechez, ke coveitis' a lie;
E ki en ceo morra, queus ert sa manantie?
Au pleit en champ flori a la grant departie,
Ou nus sumes somons, nuls ne sei escondie,
Ne jeo ne vei celi ke ja seit de ceo garnie,
Le jur avra chescun sa deserte merie;
Del jugement ert tost la parole finie.
Deu le fra tost sul, ke ne fu de Marie,
Ne ja ne trovera, ke point le contredie:
Kar les seyns tremblerunt e neis seynte Marie
Avra le jur pite de la gent maubaillie,
Kant les verra torner a la senestre partie
E aler en enfern en la chartre haie
Plus ke poet conter bouche, ke tant die;
Ceo est sanz misericorde e sanz terme finie.
Mult par est fous e fole, ke sei ne chastie,
Ja ne savom le ure, ke la mort nos oscie.
Mais Milun de Lani, ke tant povre marrie,
K'il n'est el munde prodome, ke tant seit aisie, [fol. 259.]
K'en mult poi de terme ne lest tuit e guerpie,
Ou s'il enfeblist ou s'il e[n]viellie,
Sa force ne sun poer ne lui vaut un alie,
Ainz le torne l'en lors tuz ses diz a folie.
Kant l'em quident mesfaire, si fait redoterie.
Tuit nus covient lesser orgoil e felonie
E faire bien confes de tuite vilainie,
Puis ert nostre parole de dampne Deu oie;
Il coveneit bien le home, ke de bon quer lui prie.
Lors nus apelera a duzce voiz serrie;
Ceus k'il trovera sanz mal e sanz boisdie,
Lors sa misericorde lur fra tele aie,
Ke ne porreit pas estre par nuli deservie;
Il les mettra en seges de la grant tour garnie.
Le plus pov[e]res, ke iert, ne retornereit mie,
Ke li dorreit del mund tuitte la seignurie.
Tant en avra chescun, ja n'i avra envie
Del bien seynt Nicholas ne seint Jeremie.
Beneit seit tele servise, ke si bien multiplie.
Malement fait la flecche, ke au derein la brise;
Ke por son ovre se pert, mult fait malveis servise.

Ore le dirrum por ceus ke ount ordre promise,
Quant le devoms prendre au baron seynt Denise:
Kar par lui nos fu ja crestiente tramise:
Kar le religius, ke il out de Deu aprise,
Ont malement sauvee e freinte[e] malmise.
Tuit en orgoillent, aiment larcin e coveitise. [fol. 260.]
Mult plus fait peche, ke defent seinte eglise
Par le conseil celi ke tuz maus atise.
Mais nen ert par mei la parole reprise:
Kar jeo l'ai par reison encerche e enquise,
Ja ne mesdirra nul mestre, tant haut lise,
Si Deu apertement n'en prent ore justise,
Il lur mettra en liu au grant jur de juise.
Ja dient li pisant, ke mult par s'est bien pise.
De une part siet la mer e de autre la falise,
Par mer e par terre jugent marchandise;
Unkes a bien fermer ne fu point entreprise
Ne agard, deskes ele seit de nule part asise
E quei vaut tel chastel, orgoil ne coveitise,
Ne tur ne fermete, ke tant seit bien asise,
Or ne argent ne robe vert ne grise,
Richesce ne aver un nois de cerise?
Honiz ert ki n'aura honurs ne manandise;
Mult anguisusement li en serra reprise;
Ne ki parmi la gole poet passer la falise,
Ne avra il la gloire, ke Deu nus ad tramise
Ou en Gesamani, la ou sa char fu prise,
Ou el munt Calvarie, ou sa char fu occise,
E leve[e] a compas ne en sepulcre mise?
Por la pour del sanc fendi la piere bise.
Sa resurrection nos treit a coveitise
E nos geta d'enfern e nos tret a franchise.
Ke issi nel creit, com jeo le vus devise,
L'envios diable, ke tuz jurs t'en aprise,
Les enportera tuit nui en sa chemise,
E si ne le lerra jamais par nul engise; [fol. 261.]
Apres greignur freidur ke n'est glace ne brise
Les fra il plus chaut, ke n'est forneise esprise.
Morir les covendra en dolerous occise,
Puis ke porreit dire nul clerc, ja tant ne lise.
    Une gent a el siecle, ke mult avrunt dolur,
Rei e duc e prince chasteleins, vavassur,
Ke le comandement en fausent chescun jur,
Ke Deu lor comanda, kant les mist en l'onur
De garder seynte eglise come lur creatur
E ne mie tenser les genz, ke vivent de labor,
E de faire justise au feble du forçor
E pleisir li orgoillus encontre le menur.
Issi soleient faire jadis nostre anceisur,
Mais la meillur costume remeint por la noelur.
Povre home n'a mes dreit, ceo sievent li plusur.
Cil ke mielz seit tricher, cil tient em por meillur.
Mais l'em poet bien dire solum le positor
Par la defaute au princes, ke tant ont eu sejor,
Ke ne velent escoter du povre la clamor,

447 ne nest. 462 ciel t.

Si ont desoz eus lur ministres, larons e traitor,
Seneschal e conestable, provost e comandur,
Ne desportent heremite ne nonein ne prior
Ne orfanin ne vedue ne povre hem ne langor.
Jeo l'oserai bien dire veant un empereor,
Par poi ke jeo nes jug a arder en un for
Ou a faire saillir a terre d'une haute tur.
Ja desur li riche hom ne currunt a nul' our, [fol. 262.]
Mais les povres destruient e tolent le lour,
K'il ont gaigne a peigne e a suour;
Sovent les maudient od lermes e od plur.
Ki chiet entre lor meins, mult avra dolur.
Mais il ne sievent, ou pleyndre, fors a lur creatur:
Cil lur fra justise, Deu, ke est lur seignur.
Deu ne comande mie de lou faire pastour;
En enfern les mettra en la grant tenebrour.
Il n'avalerunt mie ne rose ne flour,
Mais en la flambe neire, ou plus a de puur
Ke ne porreit dire juste ne pecheur.
E ki Deu servira de bon quer par amur,
A cent mil duble li rendra sanz demour:
Por son petit servise lui rendra Deu greignour,
Ke il ert en parais, ou ja n'avra tristour;
Ja puis n'avra suffert ne peine ne dolur
Ne sentira trop freidor ne trop de chalur.
Au plus povre, ke ert, avra Deu tiel amur,
K'il serra asis en rosiers e en flur;
Les set clartez avra du solail en pascour,
Tuz jurs vivra la sus en si fresche colur.
La nos doint Deu venir par la sue doçour.
Larcin e coveitise, homicide e parjure,
Traison, fei mentie, averice e lecherie,
Mult est malurez, ke en vus s'asure.
Ore deit chescun saver sun peche par dreiture
E se deit porpenser par sen e par mesure
E par confession oster le cocheure.
Deu maudit l'arbre, dunt le frut ne mure.
Gent sunt escumengez, ke meinent en usure,
E ke vivent de ravine e de tonsure,
Si veirs come Deu en terre fist cest mostrure,
K'il fu mis en la creeche en povre vesture,
Kant le buef e la vache entre lui e la mure,
Si estes vos maudiz de tote creature
Par la buche de Deu e par seint' escripture.
Mult en devez bien crere celi ke tant jure.
Que querrez vos en moster ne en forte coverture,
Ke Deu escumige cil ke de lui n'a cure?
Li apostle comand, somont e conjure:
Ki est sires du mund par dreit e par mesure,
El liu Deu est en terre e porte sa figure
E vus deit avoer en la comune pasture.
En enfern irrez plus tost, ke l'ambleure.
La serrez vus liez dedenz tele fermure,
Ke mult est tenebruse, cruel e oscure,
Ja plus m'orrez parler de nule envoisure,

503 escumegez.

Ne n'i aparra nule flur ne verdure.
De la nus geta Deu par sa bone aventure,
Sa resurrection nus tret a noreture,
E ki ceo ne creit, que il est la sepulture
En trocs e en chaudere e en feu e en ardure,
Li meins chaut bevreit tuit l'ewe de ure.
Deus tant i avra en cele grant boture
Eveskes e abbez, moynes a grant couture, [fol. 264.]
Si i avra de proveires, ke ont humeyne cure,
Chivaliers ardanz, chuvauchure,
E burgeis n'i avrunt pas bone robe a vesture,
Ne dames n'i avrunt blianz a forure.
La ert li taverners od sa fauce mesure,
E si ert li moniers, ke prent trop grant muure,
E si ert li suors, ke triche en sa costure,
E li gaigneur, ke prent autri couture,
Ke la dime retint, de doner ne a cure.
Apres les le jugement serra, ou Deu fra dreiture,
Partyrunt cil des bons a mult grant amblure
Tuit en char e en os, ja n'i avrad desjunture.
Por ceo dublera le plus grant malaventure,
K'il ne voleient crere la divine escripture.
Tuit lur ert a damage cele chuvauchure.
Le jur avrunt chescun doleruse enture,
Li deables le tendrunt en si grant liure,
K'il les irra batant, mes la verge ert mult dure,
Plus pesera le coup ke la tor de aumure;
E quant il les avra tuz mis en fermure,
Dunc poet bien saver, mult par ert grant la poure,
Plus puera ke farcin ne ke autre coture.
Li diables lur fra un estrange bouture:
De chalur en freidure, de freidure en chalure
Les fra trubicher tuit nu sanz vesture,
Tant mettrunt au char, si cum dit l'escripture,
Ke lay ne poet saver ne clerc par lettreure;
Quer ne porreit penser la dolur ne l'ardure,
Ke lur covient soffrir tuz les jors, ke Deu dure. [fol. 265.]
Mort, mult par es(t) cruel, ke tuit vas osciant
L'un el ventre sa mere e l'autre le suen veant,
En trestuz les ages va le siecle enpeirant;
Teus i fu longement asassez e manant.
Mielz li avenist morir, kant il fu lettant,
Tant plus vivent e pis font e plus vont enpeirant,
Mais mort les oscira, ja ne tarjera tant,
Ke bien ne siet a chescun tenir son covenant.
Mult se repentrunt des ilec en avant,
Mais icele repentance ne lur vaudra nient.
Poi se pout l'em fier en chose trespassant,
Ja nul por sa richesce en cest mund ne se avant:
Kar n'i a si haut home en cest siecle vivant,
Ke encontre la mort poet aver garant.
La ne poet pas aider le pere sun enfant.
Veez, ke ne deporte ne petit ne grant:
Nient plus ke ne fist Charles Rollant.
Querrez par Normendie Gillam le Normant,
Ke jesque as porz de Irlande ala tuit conquerant;
S'il vesqui longement, li suen fussent li Irrant.

Nuls ne trovereit mie, k'ore l'irreit querant.
La mort l'en ad seure, ke nos vait porsiwant.
Passer nos covient en dolerous chalant,
Tuit verons en l'autre siecle, ke nus va prometant,
Ki lors avra bien fait tost li serra devant.
Mult malement se gardent plusurs e li akant, [fol. 266.]
Larron, traitour, usurer, mescreant
Ne quident pas trover angoisse perisant:
Les debles les entendent en enfern le puant.
La avrunt plus de dolur, ke l'em ne treve lisant,
Si aucuns par sa richesce vait gent desirant
E autri heritage par force conquerant,
E si l'eir le saveit de veir a escient,
Ke de cest heritage deit estre tenant,
E puis se face asoudre, ke le coullant,
Saveir, si le retrerreit de flambe quisant,
Si prendra conseil e si respont en pleidant:
Jeo frai bien dreiture, s'il est riens, ke l'em me demant,
Ke ja par nul home ne me verreit rendant;
Bien me porreit hom donkes tenir a recreant:
Mien est le heritage, mun pere en vi tenant.
Cil claiment de eir en eir en enfern a remenant,
Mais il avrunt mult au jor demourant,
E en sis piez e demi en avrunt autretant.
Tuz serront de un age devant le rei amant,
Ke nuls n'i avra ancele ne serjant.
Mais ke mielz avra fait, mielz avra avant. — — —

53) Dies Stück in einreimigen Strophen ist durch einen grossen Initial vom vorhergehenden geschieden, ist aber ebenfalls fortlaufend als Prosa geschrieben. Es beginnt:

Duz sire Jesu Crist, ke par vostre seynt pleysir [fol. 266 b.]
De femme deygnastes nestre e home devenir, [fol. 267.]
Grant travail e peine en vostre cors suffrir,
Por l'amur de nos almes en la croyz morir,
De m'alme pecheresce, syre, eiez pite,
Ke de vostre sanc precius le avez achate.
Delivrez moy de vices, de mal e de peche
E me donez grace de vus servir a gre.
Duz sire, ke suffristes voz bele[s] mayns lier,
Par celes seyntes peynes, duz sire, vus requer,
Ke vostre bele face me deygnez mustrer,
Ke por beaute voz angles desirent regarder:
Kar rien n'est en cest mund, ke tant dei desirer.
Duz sire, ke de pite de vostre tresduz quer
Por cheitifs pecheurs deygnastes plurer,
Por cele seinte pite, ke voz oilz fist lermer,
Faites moy salubrement por mes peches plurer.
Pardonez moy, duz sire, quanke ai pechie
Par la veue de mes euz, puis ke jeo fu ne,
Gardez les desoremes, ke en nule vanite
Ne se delitent fors en bien e en nettete.
Duz sire, ke deignastes oyr suffrablement
Reproces e ledenges de la malete gent
E devant Pilate le cruel jugement,

Sanz rien contredire, receustes humblement,
Par cele seynte pite, ke dunc vus fist suffrir,
Pardonez moy, quanke ay pechie par oyr..
Gardez ma oye par vostre seynt pleysir, [fol. 268.]
Ke ja ne eye delit fors de bien oyr.
Duz sire, ke odurement fu tuz jurs seynt e pur,
Pardonez moy kanke ay peche par odur,
Ne suffrez mes, ke jeo eye delit en fleeur,
Par unt jeo deserve le enfernal puur.
Duz sire Jhesu Crist, ke por pecheurs sauver
De vostre buche deignastes precher e urer
E a verais repentanz lur pechez pardoner,
De quanke ay peche par parler, pardun vus requer,
Donez moy grace ma lange governer,
Ke ja ne eye delit de vanite parler,
Mais ceo ke puisse a moy e as autres profiter
E loer vostre seynt nun tuit dis e honurer.
Duz sire Jhesu Crist, ke deignastes guster
Eysil e fel en la croyz, le beivre tresamer,
Pardonez moy mes pechez de beivre e de manger
E me donez grace de sobrete amer,
De abstinence faire, si cum il est mester,
En manger e en beivre tuit dis mesure aver.
Duz syre, ke en la croyz voz braz estendistes
E trespercer de clous vus seyntes mains suffristes,
Par celes seyntes peynes pardun vus requer,
De quanke ay pechie des mains par tucher,
Gardez les desoremes en bien e en nettete
E me donez grace par vostre pite, [fol. 269.]
Ke mes ne face de mes mayns rien, ke seit pechie,
Mais seyntes ovraynes, dunt vos seez pae.
Duz sire Jhesu Crist, ke por noz grefs pechiez
Anguisses e peynes suffristes en voz pez,
Quant furent de gros clous al dur fust atachez,
Por vostre sanc precius, dunt furent rubrichez,
Pardonez moy quanke ay peche par mes pez
E en vostre seynt servise tuz jurs les a drescez.
Duz sire, ki suffristes par vostre amyste
De lance percer vostre seynt coste,
En la vostre plaie bien nus est mustre,
Ke unkes creature ne out tant de charite,
Par vostre sanc precius, funteyne de pite,
Ke surd de la plaie de vostre seynt coste,
Sanez, beau duz sire, les plaies de mun quer,
Pardonez moi quant ke ai pechie par penser
E me donez grace de vus forment amer,
Ke le duz amur de vus me face ublier
Les joyes de cest siecle, por vos desirer.
De l'agu dart de vostre amur trespercez mun quer,
Ke rien, ke vus despleise, puisse mes amer
Fors de vostre amur tuit dis languir e penser.
Escrivez en m'alme de vostre sanc precius
Les plaies e les peines, ke suffristes por nus,
Ke sanz obliance pense voz dolurs
E la mort merveilluse, ke mostrastes a nos.
Duz sire Jhesu Crist, ke por nos rechater
En la croiz suffristes vostre cors pener,

Estendre voz beau membres e de clous atacher,
Si fierement, ke l'em poust tuz voz os numbrer;
Par cele seynte pacience, ke preistes a gre
La mort, a ki fustes sanz culpes juge,
Donez moi pacience en chescun[e] adversite
E por vos suffrir peyne de bone volente,
Gardez mun cors e m'alme de mal e de encumbrer,
Faites moi, duz sire, seynte fin aver
E par vostre grace de enfern eschaper
E venir a la joie, ke sanz fin deit durer. Amen.

Dasselbe Gedicht findet sich im Cod. Digby 86 fol. 191—192, doch unvollständig, wie aus der Probe bei Stengel a. a. O. p. 83—84 hervorgeht; deshalb ist hier das Ganze zum Abdruck gekommen.

54) Gedicht auf das Kreuz und Gebet in Siebensilblern.

Seynte croiz, jeo vus aur [fol. 270b.]
E vus salu nuit e jur,
C'est en vus ma esperance,
En vus fu mis le creance.

Ende fol. 275^{b}:

Ducement a grant delit
Vostre chiere mere vus prit,
Ke en facez otriance. Amen.

55) Gebet zur heil. Jungfrau in Achtsilblern und in Fünfsilblern endigend.

Duce dame, seynte Marie, [fol. 275b.]
Le ancele Deu e espuse e s'amie,
Jeo vus requer por isel honur,
Ke vus fist nostre creatur,
Quant il sun fiz enveya Jhesu Crist,
Ke char e sanc deyns vus prist;
E sel seynt sanc fu salvatiun,
Quant il por nus prist incarnation,
Si verayment entendez ma priere, [fol. 276.]
Jeo vos requer, ma duce mere.

Ende fol. 280^{b}:

Por ceo en chantant
E tuit en plurant,
Mere al rey puissant,
De fin quer vus pri,
Ke vers vostre enfant
Me seiez aidant,
K'il me seit garant
E eit de moi merci. Amen.

Hier ist fol. 280^{b} zu Ende, wo nur die letzte Zeile leer gelassen ist; dann folgt ohne alle Vermittlung das folgende Bruchstück in Prosa.

53) 84 pa.

56) Blatt 281 beginnt: sauve. E ke jeo devant ma fin tel servise vus puisse faire en repentance de tuz mes pechez e de mes mesfez, e en ma fin verrai confessiun e si vostre seynt cors reseivre en verrai confession* al salu de m'alme e a vostre seynte misericorde parvenir. Duce dame seynte Marie, por ta seynte virginite, ke virgine es e mere, ke Jesu Crist en vostre seynt cors sei enumbra, e por la seynte passiun, ke vos eustes, kant vus le veistes morir en la verray croiz, requerez lui por moy, ke tel me face, ke jeo puisse amender mes pechez en ceste vie e aver la compainie de vus al jur de juise. Amen.

Also vor fol. 281 sind Blätter ausgefallen.

57) Dankgebet, Anfangs wie Prosa geschrieben.

Sire Jhesu Crist, merci vus cri, fiz Deu omnipotent, [fol. 281 b.]
Ke de la virgine Marie char pristes tant merciablement
E pur pecheurs suffristes, sire, peine e torment,
Kant vos penerent la mescreable gent.
Duz sire Jhesu Crist, iceo vostre seynt cors, ke en la croiz fu pene,
Sel sanc, dunt le damage du munde est restore,
En vostre remembrance ici est sacrifie; [fol. 282.]
E por noz pechez neer est le mester celebre,
Por la vertu de vostre seynt cors, ke l'en si sacrifie,
Merci vus cri, Jhesu, le fiz Marie,
Ke el siecle me doygnez mener si honeste vie,
Al jugement grant, kant vendrez, ke m'alme seit garie.
Pere, fiz e seynt espirit, vos ahour jeo par noun,
Merci vus cri de mes pechez, ke vus me facez pardun,
Verraie repentance, sire, e confession
Moi donez devant la mort, dunt sui en suspection.
A vos me reng de mes pechez, beau sire Deu, culpable
De ver, de oir, de parler chose nient covenable,
En dit, en fait, en pense me vout deceivre le diable,
De ses agueiz me defendez, pius reys merciable.
Duz sire Jhesu Crist, ke en la croiz oistes la priere al larun,
A mey donez de mes pechez, beau sire, pardun
E a. N. e a trestuz mes amis, dunt vos ai fait hui menciun,
Ou ke m'unt en memorie en lur bon' oreison,
De pechez e de tuz encumbrers seez defension,
E a trestuz voz feaus, a mors e a vifs donez vitam eternam e vostre large benesun. Amen. [fol. 283.]

58) Gedicht, betitelt: De seynte Magarete, ist als Prosa geschrieben.

Seynte pucele Margarete, [fol. 283 a.]
Ke sustenis dure diete
Por amur le fiz Marie
Jhesu Crist, ce lui prie,
Ke il por la sue pite
Moy purge de mortel peche,
De mal e de mesaventure,
Del feu d'enfern, ke tuit tens dure,
De male mort, de desturber,
De hunte, de ire e de encumbrer,
Si moy defend nuit e jur
De vergoine e de tristur

57) 14 padun.

Del diable e de sa poeste
E de chescune adversite,
De orguil, de envie, de luxurie,
De tute riens, dunt il n'ad cure;
Seynte pucele, por mei ure
Dampne deu, k'il moi sucure,
E ke il por vostre amur
Moy defend e nuit e jur,
Si cum il set, ke moi seit bons
Ambure a l'alme e al cors.
Seynte pucele sucurable,
Ke es en gloire parmanable,
En vus m'enfi e met ma entente,
Faites, ke par tens moy sente,
Priez por moy nostre seygnur,
Nostre poant creatur,
Ke il me doint verrai creance
E de mes pechez penitence, [f. 284.]
Ke jeo me puisse repentir
E mes pechez espenir,
Si moy doint quer enterrin
E moy mette en bone fin,
Ke jeo eye confessiun
E de mes pecchez verrai pardun,
E quant l'almes s'en ist fors
E guerpira cest cheitif cors,
Contre diable seit garnie
E mis[e] en vostre compaignie.
Ou sunt tuz li fidel Deus,
Ke sul luy veer ducement puis,
Ke ja ne cessent de dire:
Sanctus Sabaoth, duz sire!
Beneit seit, ke vint en tun nun,
E celui trestuz aorum! Pater noster.
Ave Maria.

59) Gedicht von den Freuden der heiligen Jungfrau, wie Prosa geschrieben, in Form eines Gebetes.

Anfang fol. 284^{b}:

Gloriuse pucele, des angles reygne,
Ke Jhesu Crist enfantastes pure meschine,
Merci vus cri, ma duce dame chere,
Por l'amur vostre duz fiz, oyez ma priere;
E por la joye e les honurs,
Ke aviez od Deu por pecheurs,
Sovengez vus, ma dame, de moy aider
E vers mun creatur acorder.
Tant ay peche, bien say de fi,
Ne sui pas digne aver merci.
Tresduce Marie, de quer enter
Pensez m'alme avancer. [fol. 285.]
Vos estes saluz de pecheurs,
Verrai confort as dolerus;
De moy vus en prenge piete
Por vostre grant benignete. Ave.
Ma duce dame, merci vos cri,
Aidez moy, jeo vus en pri,
Ke aver puisse le duz amur
De Jhesu Crist mun duz seignur
Por la joye, ke aviez la,
Kant Gabriel vus nuncia,
Ke de vus prendreit humaine nature
Li rois de tute creature. Ave.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joie desiree,
Ke aviez, dame beneuree,
Quant de vus nasqui sanz dolur
Li roy des roys, li haut seignur.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joye, ke vostre quer senti
De la esteille, ke resplendi,
Ke les treis reis fist de loins venir,
Vostre duz fiz e vus servir.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joye e le grant honur,
Ke aviez le quarantime jur,
Kant virgine e mere
El temple venistes
E vostre beau fiz i offristes.
Ma duce dame, merci vus cri
Por la joye, ke aviez, seinte pucele,
Kant Jhesu Crist, tun fiz, leita ta mamele,
E por l'onur de la beneite enfance,
De sa beaute e de sa cressance.

Ende fol. 292^{b}—293:

Ma duce dame, merci vos cri,
Grantez moy, ke seit issi.
Seynz e seyntes communalment,
Ke la dame veez en present,
Por la joye, ke de lui avez,
Por nus cheitifs la requerez,
K'ele nus seit vers Deu en aye,
De venir a vostre compaignie.
Amen.

60) Das als Prosa geschriebene Gedicht führt die folgende Ueberschrift in rothen Buchstaben:

Ici comence la chante-plure;
Bien eit, ke por ces pechez plure.

Anfang fol. 293^{a}:

De celi haut seignur, ke en la croiz fu mis
E les portes d'enfern brisa por ces amis,
Seient cil beneit e en bone fin pris,
Ke un poi entendent des biens, ke jeo ay apris.
Mult vaut meuz plure-chante ke ne fait chante-plure.
Cil ke s'en voise e chante e en peche demore,
Cil plura en enfern etc.

Ende fol. 306^{a}:

Ore priums Jhesu Crist, ke fiht le firmament
E le cel e la terre e la mer ensement,
Ke nus puissums au siecle faire tel finement,
Ke nus ne soiums dampnez au jur de jugement.
Amen en dient tuit li petit e li grant.
Ici finiht la chante-plure;
Bien eit, ke por ces pechez plure.

Dies Werk ist zuerst 1834 veröffentlicht worden von H. Monin nach der Lyoner Hs. 984, vorher 649, wo das Ganze 324 Zeilen enthält; alsdann ist es nochmals 1839 von A. Jubinal nach einer anderen Hs. in den Werken Rutebeuf's I p. 398—405 mit herausgegeben worden, wo es 334 Zeilen zählt. Die zahlreichen Handschriften sind gesammelt von Paul Meyer in der Romania (1877) VI p. 26; doch ist von ihm die Lambeth-Hs. übersehen.

61) Dem nächsten Abschnitt in Prosa geht die rothe lat. Ueberschrift voraus: Memorie beate Marie virginis. Ave Maria, alma redemptoris mater etc.

Anfang fol. 306^{b}: Duce dame seinte Marie, gloriuse reyne du cel, merciable mere Jhesu, merci eiez de nus e aydez nus, ke nus vus puissum dignement a pleisir amer e loer e onurer e servir en penser e en parole e en fait a la gloire e le onur de vostre duz fiz, nostre seygnur Jhesu Crist. Ave Maria. Quasi aurora. Fortsetzung fol. 307: Bonure[e] dame seynte Marie, ke li rey de gloire a sun olz aturna e el munde devant sa seynte incarnation enveia, si come l'aube de jur devant le soleil, piete eyez de nus, ke avum este en oscurte de nunsavance e de peche etc. Ende fol. 319: Aidez nus, ke nus puissum despire tuittes les seculeres vanitez, ke nostre alme ne en seit ja encombre, mes ke nus puissum par vostre aie al jur del tremblable jugement a la verray gloire du cel estre apelle a destre vostre duz fiz, nostre seygnur Jhesu Crist.

62) Chansun de la Passion. Das so betitelte Gedicht, welches hier ganz folgen möge, ist als Prosa geschrieben.

Eya ore ma duce amie, [fol. 319 b.]
Ke je ai plus cher ke ma vie:
Kar por tei mener a port,
Ben le beivre entuche de mort;
Si poez trover nul amant,
Ke por vus face autretant,
Lessez moy e amez lui;
En joy[e] vivez ambedui.
De mun sanc vermail te lavai,
Kant sur la croiz por tei penai,
Tey delivrer e garir
Lessai mun cors en croiz perir.
Si poez trover.
Por tey fu enprisone,
Escope e flaele
E de espines corone
E par eschar rei apelle,
Mes costez de sanc rugi,
Kant la lance al quer me feri;
Mun vis pali, mun cors redi,
Kant m'alme departi.
Si poez.
Por tei avoi les oilz bendez,
A desmesure avilez,
Al chief du rosel feru, [fol. 320.]
Al vis, al col debatu.
Si poez.
Por tei fu a mort juge,
Des Jeus a la croiz mene,
Entre larruns crucifiez
E mains e piez de clous fichez.
Si poez.
Unde de sanc corust de moi
Des cinc plaies, ke suffri por tei,
Fremi, pali por dur conrei,
Ke les Jeus pristrent de mei.
Si poez.
Le cors de moy fu turmente,
L'alme dedenz mult anguisse.
De mortele peine quer creva,
Sanc, ewe a terre ala.
Si poez.
La meie mort mult penible,
Por tei reyndre, fu mult orible.
Suspirs jetai e grant cri,
Kant m'alme du cors parti.
Si poez.
Issi poez vus amurs deservir,
Bien devrez a moi tenir,
Ne lessez moi autre honir
Ne entarjer ne escharnir.
Si poez.
Fiz sui au roi de majeste,
Si demand ta amiste
E a espose te voil aver,
Ne me devez pas refuser,
Si poez trover nul amant.
Roi sui puissant e amiable,
Beaus e franc e charitable.
Si a moi volez fei tenir,
Au cel te frai a moi venir.
Si poez trover.
Iloc te frai coroner,
En haute see od moi regner
Od la virgine pure
Seynte Marie, la meie mere.
Si poez.
Ore vus gardez sagement:
Kar tuz jurs vus sui en present,
Si vei tuittes voz ovraygnes;
Gardez, ke eles seyent seynes.
Si poez trover nul amant,
Ke por vos face autretant,
Lessez moi e amez lui,
En joie vivez ambedui.

Ici finit ceste chansun de la passion le duz Jhesu Crist. —

Index.

10) Gebet zur heil. Jungfrau in Versen. Text.
11) Namen der heil. Jungfrau in lateinischer Prosa. Probe.
12) Gedicht von der Vergänglichkeit des Daseins. Text.
13) Anrede an die Seele: Gedicht. Probe.
14) Gebet zu Christus: Gedicht. Probe.
15) Dankgebet zu Christus in Prosa. Probe.
16) Poetische Bearbeitung des Evangeliums Nicodemi (Gesta Pilati). Probe.
17) Beichtformeln in Prosa. Probe.
18) Die 15 Zeichen des Weltgerichts: Gedicht. Probe.
19) [Les aves Nostre Dame.] Gedicht. Probe.
20) Anrufung der heil. Jungfrau in Prosa. Text.
21) Gebet zur heil. Jungfrau in Versen. Text.
22) Gebet zur heil. Jungfrau in gleichem Metrum. Probe.
23) Ueber die sieben Freuden Mariä in Prosa. Probe.
24) Gebet zu Christus in Prosa. Text.
25) Gebet zur heil. Jungfrau in Prosa. Probe.
26) Gebet zu Maria in Prosa. Text.
27) Gebet zu Maria in Prosa. Text.
28) Gebet zur heil. Jungfrau: Gedicht. Probe.
29) Fragmentarisches Gedicht von Jesu Geburt und seiner Wiederkunft am jüngsten Tage. Text.
30) Gedicht vom Namen „Jesus“. Text.
31) Gedicht, enthaltend Ermahnungen zur Besserung von den Sünden vor dem Tode. Text.
32) Gebet zu Christus in Prosa. Probe.
33) Gebet zu Christus, ebenfalls in Prosa. Probe.
34) Wiederkehr desselben Gedichtes wie Nr. 14.
35) Dasselbe Prosastück wie Nr. 15.
36) Gebet zur heil. Jungfrau in Versen. Text.
37) Dasselbe Gedicht wie Nr. 22.
38) Gebet zu Christus: Gedicht. Probe.
39) Dasselbe Stück in Prosa wie Nr. 23.
40) Dasselbe Gebet in Prosa wie Nr. 24.
41) Dasselbe wie Nr. 25. 26.
42) Dasselbe wie Nr. 27.
43) Dasselbe Gedicht wie Nr. 19.
44) Dasselbe Prosagebet wie Nr. 20.
45) Dasselbe Gedicht wie Nr. 21.
46) Gedicht, zur Benutzung des irdischen Lebens zum Dienst Christi ermahnend. Text.
47) Gedicht auf Christi Tod am Kreuz. Probe.
48) Sündenklage und Gebet zu Christus und Maria. Text.
49) Lied auf das Kreuz Christi. Probe.
50) Gebet in Prosa. Probe.
51) Abhandlung über die Beichte und die 10 Gebote in Prosa. Probe.
52) Betrachtungen über die Welt, in Tiradenform. Text.
53) Gebet zu Christus: Gedicht. Text.
54) Gedicht auf das heil. Kreuz, mit Gebet endigend. Probe.
55) Gebet zur Jungfrau Maria: Gedicht. Probe.
56) Fragment in Prosa. Text.
57) Dankgebet: Gedicht. Text.
58) De seynte Margarete: Gedicht. Text.
59) Gedicht von den Freuden Mariä. Probe.
60) La chante-plure. Probe.
61) Gebet zur Jungfrau Maria in Prosa. Probe.
62) Chansun de la passion. Text.

Programmenschau.

Das psychologische Moment in der Bildung syntaktischer Sprachformen. Vom Gymnasiallehrer Dr. A. Ziemer. Programm des Domgymnasiums zu Colberg 1879. 20 S. 4.

Die Abhandlung greift ein in die Methode und die Forschungen der neuesten Phase der Sprachvergleichung, der sog. junggrammatischen Schule, die in Osthoff und Brugman ihre Hauptvertreter gefunden hat, und verdient darum, wenn sie auch hauptsächlich auf die lateinische Sprache sich bezieht, auch hier Erwähnung. Man hat der vergleichenden Sprachwissenschaft den Vorwurf gemacht, dass sie das psychologische Element in der Sprache zu sehr übersehen habe; es sei nicht beachtet, dass nach denselben Gesetzen des heutigen Sprachwandels auch sich die Umwandlungen der alten Sprachen vollzogen haben müssen, und die Formassociation, welche zweifelsohne in den neueren Sprachen bei Neubildung auf dem Wege der Analogie wirksam sei, müsse auch für die älteren Sprachen unbedingt Geltung haben. Das psychologische Moment will nun die vorliegende Abhandlung zuerst an sich betrachten und sodann den gemeinsamen psychologischen Grund in einer Zahl syntaktischer Bildungen im Lateinischen nachweisen.

Die historische Methode der Sprachforschung kann nicht der psychologischen Betrachtung entbehren. Anscheinend unlösbare Räthsel, auf die wir bei der Erforschung der in der Sprache wirksamen Kräfte stossen, lassen sich nur auf psychologischem Wege entwirren. Nicht blos durch den menschlichen Sprachmechanismus, sondern auch durch psychische Bewegung werden Veränderungen des lautlichen Ausdrucks bedingt, vor allem auf dem Wege der Formassociation neue Formen geschaffen; die Sprache ist nicht ein Complex von Lauten, Wurzeln, Suffixen, sondern auch der Ausdruck der Gesetze des Denkens. Indem wir die beim Reden wirksamen psychischen Vorgänge betrachten, gelangen wir zur Klarheit über die Entwicklung der Satzfügung. In der Sprachentwicklung ist das sinnliche Element verloren gegangen oder doch aus dem Sprachbewusstsein verschwunden; das psychologische sowohl wie das logische Moment haben neue Sprachformen geschaffen, bei der geschichtlichen Betrachtung der Sprache hat die Lehre vom Unbewussten ihre Stelle. Die Logik giebt uns oft keinen Aufschluss über den Ausdruck des Schriftstellers; die Schnelligkeit der Rede, die den eine Form bedingenden Gedanken überspringt, verlangt einen psychologischen Erklärungsgrund. Die lateinische Sprache folgt mehr als andere logischen Gesetzen, aber auch in ihr ist das Walten des psychologischen Moments vielfach erkennbar. So in allen Arten der Assimilation oder Attraction; sie findet sich im Relativsatze; ferner gehört dahin die

der Attraction verwandte Erscheinung der Verschränkung des Relativ- oder abhängigen Satzes mit dem Hauptsatze, Attraction der Tempora und Modi, die Figur *ἐκ παραλλήλου* d. h. die Parallelisirung vermittels der correspondirenden copulativen und disjunctiven Partikeln, die Figur *ἀπὸ κοινοῦ*, wobei die Rede mit der Eile der Vorstellungen der Seele nicht gleichen Schritt hält; auch das sogenannte Hyperbaton hat keinen rhetorischen Grund; auch der antithetischen Assonanz liegt nicht rhetorische Regel, sondern natürliche Eigenheit der menschlichen Seele zu Grunde.

Der Verfasser betrachtet nun aus dem Gebiete der lateinischen Sprache eine Anzahl verwandter Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte der Ausgleichung zweier Gedankenformen, oder Veränderungen von Satzstructuren, die man gewöhnlich Anakoluthien nennt. Dahin gehört der Infinitiv des Perfects, wo das Präsens erwartet wird, so im ältesten Latein bei volo und nolo; da ist das Perfect so zu erklären, dass das auf Vollendung gerichtete Verlangen sich einmischt, die Sache möge nicht eingetreten sein. Dieser Infin. Perf. findet sich dann weiter bei den Verbis des Könnens und Strebens u. a., sodann der Infin. Perf. Pass. bei den Verben des Wollens; bei den Präteritis der Verba oportet, decet, aequum est, und hier liegt eine einfache Attraction zu Grunde, denn das abhängige Perfect verdankt seine Existenz allein dem regierenden Perfect, mit welchem es sich assimilirt hat. In ähnlicher Weise, stets vom ältesten Vorkommen ausgehend, betrachtet der Verfasser noch die Ausgleichung in Vergleichungssätzen und auffallende Analogiebildungen in der Construction einzelner Verba.

Die deutsche Prosalectüre in den oberen Classen des Gymnasiums. Vom Subrector August Fink. Programm des Gymnasiums zu Ratzeburg 1878. 46 S. 4.

Immer von neuem so weit als möglich ausholend, will der Verfasser auch einen Beitrag zur Reform der Gymnasien bringen, nur dass er es dem Leser schwer macht, seinen Deductionen zu folgen oder zuzustimmen. Er fängt damit an, dass das Gymnasium mit Recht seinen Schwerpunkt in dem Unterrichte in den alten Sprachen habe; es sei durchaus nicht seine Absicht, den alten Sprachen irgend welchen Abbruch zu thun. Man erwartet nun, wenn reformirt werden soll, dass die Frage aufgeworfen werde, ob dies Material auf dem Gymnasium auch auf die rechte Weise benutzt werde, ob der Universitätslehrer klage, der Schüler vermöge seinen Vorträgen nicht zu folgen, oder ob in jenem Unterrichte nicht genug der ideale Sinn gepflegt werde, so dass dann früh schon, worüber so manche Klagen laut werden, die banausische Gesinnung in seinem Herzen Platz greift. Diese Fragen wirft der Verfasser nicht auf, er lässt den philologischen Stoff in seinem Rechte, er hat nichts gegen die Methode einzuwenden. Aber die so gewonnene Bildung nützt doch nicht, weil sie keine Beziehung zur Gegenwart, für die doch der Mensch sich vorbereiten muss, hat; die Zöglinge bringen dem Neuen, was sie jetzt erwartet, kein Verständniss und keine Unbefangenheit entgegen; der Abiturient bringt nicht die allgemeine Vorbildung mit sich, die ihn befähigt, wenn auch mit einiger Anstrengung, ein grösseres und wissenschaftlich gehaltenes Werk in deutscher Sprache zu studiren und sich selbständig zum Verständniss zu bringen. Welches ist der Beweis dafür? Die vielen Compendien, die jetzt für die Examennoth erscheinen. Soll nun der altclassische Sprachunterricht eine Reform erleiden? Nein, er soll bleiben wie bisher. Aber er ist nur gut für die erste Schulung des Denkens, das Gymnasium „ermangelt noch eines Factors, welcher die Zöglinge wirksam für ein Eingreifen in die Gegenwart erzieht.“ Sollen nun in den oberen Classen die Unterrichtsstoffe präponderiren, die mehr unmittelbar auf die Bedürfnisse des äusseren Lebens sich beziehen?

Nein und abermals nein. Es ist behauptet, dass der junge Student kein grösseres wissenschaftliches Werk verstehe. Dies wird als sicher angenommen, und weiter: er versteht es nicht, weil es ihm nicht etwa noch an den materiellen Kenntnissen gebricht, sondern weil er den logischen Deductionen nicht zu folgen vermag. Diesem Uebel soll nun abhelfen die deutsche Prosalectüre auf dem Gymnasium. Durch sie soll den Schülern das Verständniss der gegenwärtigen Wissenschaft in Bezug auf Schreibweise und Sprachgebrauch erschlossen werden. „Den philosophischen Schriften Cicero's mit seinen psychologischen Confusionen und Oberflächlichkeiten widmet man ganze Semester und versagt sie den weit reiferen Erzeugnissen unserer Muttersprache." „Zur ausschliesslichen Betreibung deutscher Prosalectüre sind nothwendig für Secunda zwei, für Prima wenigstens drei wöchentliche Unterrichtsstunden einzusetzen und es wird nicht schwer sein, die dazu nöthige Zeit zu gewinnen." Diese Privatlectüre wird dem bequemen „Abschöpfen" der wissenschaftlichen Ergebnisse sicher entgegentreten. Die zu behandelnden Aufsätze müssen der Art sein, dass sie kein System fertig darlegen, sondern „auf die Mängel aller Erklärungsversuche hinweisen", so das Denken reizen, sie müssen aus verschiedenartigen Gebieten genommen werden. Zuerst solche, die Veranlassung geben „mit der Fackel wissenschaftlichen Lichtes in die Dunkelheit der blind durcheinander wogenden inneren Welt zu leuchten", z. B. über die Leidenschaften, über die Natur des Willens oder der Begierde, über die Pflichten des Menschen. Dann in Prima eine Abhandlung etwa aus dem Gebiete der Nationalökonomie oder der Staatswissenschaft, z. B. Begriff der bürgerlichen Freiheit. Denn „ästhetische Fragen gehören nicht mehr in dem Umfang wie bisher in die ringende Gegenwart", statt ihrer lieber Analyse einer Kirche oder Statue. Stoff bieten zunächst Bücher von E. Curtius, Zeller, J. B. Meyer, Lazarus u. A. Wenn aber den deutschen Schriftstellern ein ganz neues Absatzgebiet verschafft wird, so wird bald eine reich aufblühende Literatur sich entfalten. Die Methode aber bleibt die grammatische; jeder Satz wird grammatisch analysirt, paraphrasirt, die logischen und grammatischen Verbindungen der Sätze durchgenommen, so das Ganze klar erfasst. — Dem Verfasser scheint aus der Geschichte der Pädagogik nicht bekannt zu sein, dass schon vor einem Jahrhundert die von ihm empfohlene Methode auf der Karlsschule Leben gewonnen hatte.

Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigand's deutschem Wörterbuche. (Fortsetzung.) Vom Oberlehrer Dr. A. Gombert. Programm des Gymnasiums zu Gross-Strehlitz 1878. 24 S. 4.

Wir erhalten hier den 3. Theil der sehr schätzbaren Nachträge und Verbesserungen zu Weigand's Wörterbuche, deren frühere Theile schon im Archiv empfohlen sind. Wie bemerkt, sind diese Beiträge auch als Ergänzungen zu früheren Theilen des Grimm'schen Wörterbuches anzusehen. Sehr reichhaltig umfasst dies Heft die Wörter von Staffel bis Wächsern. Auch hier ist die Nachlese besonders aus Schriftstellern des 16. und 15. Jahrhunderts entlehnt, auch hier wieder bewiesen, wie zahlreiche Wörter weit früher vorkommen als Weigand bezeichnet; die Belesenheit des Verfassers ist eine ungemein umfassende und sorgfältige. Auch hier beziehen sich die Verbesserungen des Verfassers ausserdem auf Angaben über Geschlecht und Declination. Auch hier ist endlich die noch geltende Volkssprache berücksichtigt. Bei einer neuen Auflage des Weigand'schen Wörterbuches müssen gerade diese drei Programme vor allem berücksichtigt werden, wie sie schon jetzt unentbehrliche Supplemente sind. Die Fortsetzung der Nachträge bringt der Verfasser in Steinmeyer's Anz. für deutsches Alterth. Bd. 4.

Die Laute der Werdener Mundart in ihrem Verhältnisse zum Altniederfränkischen, Altsächsischen, Althochdeutschen. Vom ord. Lehrer Dr. Franz Koch. Programm des Gymnasiums zu Aachen 1879. 28 S. 4.

Die Werdener Mundart umfasst einen noch engeren Bezirk, als das Territorium der ehemaligen Abtei Werden, über deren Entstehen und ältestes Vorkommen der Verfasser Auskunft giebt. Die Mundart erweckt ein besonderes Interesse, schon aus der Lage mitten zwischen dem fränkischen und sächsischen Volksstamm; zudem kennen wir sie schon in althochdeutscher Zeit in zahlreichen Aufzeichnungen; führt ja auf sie auch der Heliand. Die sehr interessante Lautlehre dieser merkwürdigen Mundart legt die vorliegende Abhandlung sorgfaltig, sowohl den gegenwärtigen Bestand, wie alte Aufzeichnungen und verwandte Mundarten berücksichtigend, auseinander, nach den Rubriken: 1) Vocale: Kürzen, Längen, Diphthonge, Vocalverbindungen. 2) Consonanten: Liquida, Muten. Zahlreiche auffallende Wörter, welche die Mundart darbietet, finden sorgfältige Erklärung.

Die Namen der wirbellosen Thiere in der Siegerländer Mundart, verglichen mit denen anderer deutschen Mundarten und germanischer Schriftsprachen. Von Dr. Heinzerling. Programm der Realschule I. O. zu Siegen 1879. 25 S. 4.

Der Verfasser, welcher sich um die Erkenntniss der Siegerländer Mundart schon durch sein Programm von 1874 und durch seine Dissertation von 1871 (über Vocalismus und Consonantismus der Siegerländer Mundart) verdient gemacht, hat ein alphabetisches Verzeichniss der der Mundart eigenthümlichen Wörter angelegt. Es ist aber, zur Erleichterung der Vergleichung anderer Dialekte, sehr zweckmässig, dass er diesen Sprachschatz anders gruppirt hat, z. B. nach den Theilen des Hauses, den Hausgeräthen, Nahrungsmitteln, Thieren u. s. w. Aus diesem reichen Schatze theilt er nun hier die Namen der wirbellosen Thiere mit, bei denen sich unter den einzelnen germanischen Stämmen eine unendlich geringere Uebereinstimmung findet als bei den Wirbelthieren. Im ganzen die Ordnung in Brehms Naturleben beobachtend, behandelt der Verfasser: Floh, Biene und ihre Geschlechter (S. 4), Ameise, Käfer und Unterarten (S. 5), Schmetterlinge (S. 11), Fliegen (S. 13), Heimchen, Grille (S. 14), Wasserjungfer (S. 15), Heuschrecke, Ohrwurm, Schabe (S. 16), Laus (S. 17), Wanze (S. 18), Spinne, Zecke (S. 19), Milbe, Krebs (S. 20), Wurm (S. 21), Schnecke (S. 22). Ein Register der in der Abhandlung vorkommenden siegerländischen und neuhochdeutschen Namen schliesst die höchst sorgfältige Arbeit, die bei der steten Bezugnahme auf die verschiedenen deutschen Mundarten und alle germanischen Schriftsprachen ein werthvoller lexikographischer Beitrag ist und ausserdem über Volksanschauungen ähnlich wie Schiller's Thierbuch interessante Aufschlüsse giebt.

Die Entwicklung der Balladendichtung in der deutschen Poesie. Von Dr. Paul Blume. Programm der höheren Bürgerschule zu Lauenburg a. d. Elbe 1879. 34 S. 4.

Nachdem der Verfasser zuerst die verschiedenen, sich zum Theil widersprechenden Definitionen der Aesthetiker von Balladen und Romanzen aufgeführt hat, findet er das erste Vorkommen dessen, was wir jetzt Ballade nennen, in den alten Volksliedern; das älteste Bruchstück das Lied von Hildebrand und Hadubrand. Als das historische Lied untergegangen war,

suchte zuerst Gleim die Volkspoesie wieder in Aufnahme zu bringen; indem er den Spanier Gongora sich zum Muster nahm, glaubte er, die scherzhafte, ironische Behandlung des Stoffes sei die Hauptsache der Romanze. In gleicher Weise bearbeitete er die Gassenlieder der Bänkelsänger, den letzten entstellten Rest der Volkspoesie. Von alle dem werden mehrere Proben mitgetheilt. Es folgen die Bänkelsängerromanzen von Löwen, die mythologischen Romanzen von Schiebeler nach Ovid und Anderen, die frivolen Lieder von Geissler. Im Ton der Gleim'schen Romanzen sind zwei Gedichte von Zachariae gehalten, als Mährlein bezeichnet: von der schönen Melusine und von einer untreuen Braut. Hiermit schliesst die erste Periode in der Entwicklung der deutschen Balladendichtung, d. h. vor dem Bekanntwerden der Percy'schen Sammlung.

Romanze und Ballade. II. Theil. Vom Oberlehrer Dr. Jos. Hense. Programm des Gymnasiums zu Warburg 1879. 18 S. 4.

Da der Verfasser besonders darauf ausgeht, den Schülern eine genaue Kenntniss des Wesens der Dichtungsarten und ihrer eigenartigen Behandlung durch die bedeutendsten Dichter, durch Bürger, Goethe, Schiller und Uhland zu vermitteln, hat er auch kurz eine Biographie der genannten Dichter beigefügt. Nach Wiederholung der in dem vorjährigen Programm aufgestellten Definition von Romanze und Ballade bemerkt er, dass der Unterschied der beiden Dichtungsgattungen bei manchen Gedichten nicht scharf festzuhalten sei, die Dichter selbst auch beide Begriffe oft mit einander verwechseln. Als charakteristisch bei Bürger wird bezeichnet: Der Stoff ist einfach, volksthümlich, nicht erdacht, sondern vorgefunden, einfach geordnet, die Personen nicht idealisirt, die Behandlung warm und lebendig, aber leicht schwülstig, phrasenhaft, der Stil der des Volkstons, daher frisch, aber auch leicht unschön, die Sprache wohlklingend; die Gedichte entsprechen der früher aufgestellten Definition der Ballade. Goethe, seiner Dichternatur entsprechend, nimmt den Stoff seiner Balladen (die wenigen Romanzen werden übergangen) meist aus den Volkssagen und dem Volksglauben; die Behandlung ist in den älteren Gedichten frisch, der Dichter giebt sich liebevoll dem Stoffe hin, in den späteren steht er ihm gleichgültiger gegenüber, sucht ihn aber durch die Kunst wirkungsvoll zu gestalten; denen der dritten Periode fehlt der poetische Hauch. Die Personen sind nicht individuell gezeichnet, mehr passiv gehalten, die bestimmte Scene scharf hervorgehoben. Der Stil ist einfach und knapp, der naive Volkston vorherrschend, Figuren glücklich angewandt, die Verse musikalisch. Die Balladen sind also Musterballaden, behandeln meist dunkle Stoffe in knapper Form höchst lebendig. Schiller wurde durch seine ideale Natur auf die Romanze geführt, selbst den Stoff der Ballade behandelt er romanzenartig. Der Stoff ist vorgefunden, der idealen Welt des Alterthums oder des Mittelalters entlehnt, frei behandelt, die Theile zu harmonischer Einheit verbunden; die Handlung nur Mittel zur Belebung der ästhetischen Idee, die Ideale die höchsten, die Personen ideal gehalten. Der Stoff ist dramatisch gestaltet, die Sprache schwungvoll, kühne Wortcomposition, Stellung, Periodenbau kennzeichnen die Romanzen Schiller's. Uhland findet seinen Stoff in dem starken freien germanischen Mittelalter; die Behandlung ist einfach und schlicht; er lässt die edlen Grundzüge des deutschen Nationalcharakters hervortreten; klar, anschaulich, individuell sind seine Helden. Die Sprache ist einfach, kräftig, möglichst kurz, zu alterthümlichen Wendungen sich hinneigend, auch zum Volkston; der Versbau ist einfach. Er ist der reichste Romanzen- und Balladendichter.

Die Abstammung des Ulfilas. Vom Oberlehrer Dr. C. P. V. Kirchner. Programm der Realschule I. O. zu Chemnitz 1879. 26 S. 4.

Der Verfasser untersucht sehr ausführlich die Nachricht des Kirchenhistorikers Philostorgius, dass Ulfilas abstamme von Kappadociern, welche durch plündernde Gothen in Gefangenschaft geführt seien. Er bespricht alle die verschiedenen Auffassungen dieses Berichts. Es habe danach die geraubte Familie, dem Christenthume treu, der alten Heimath eingedenk, der griechischen Sprache kundig, im heidnischen Gothenlande gegen 50 Jahre zugebracht. Da bleibe es sehr fraglich, wie Ulfilas Christ geblieben sein könne, nicht minder, woher seine Kenntniss des Griechischen stamme. Es erhelle aus der genauen Durchforschung, dass ihm das Griechische nicht so geläufig war wie das Gothische. U. bekennt von sich selbst ausdrücklich, dass er von Jugend an immer demselben Glauben angehangen habe, nämlich dem modificirten Arianismus; die Nachkommen der kleinasiatischen Gefangenen in der Krim aber hingen der orthodoxen Kirche an, und ebenderselben auch die katholischen Christen Kleinasiens. Es ist am sichersten, die Zuverlässigkeit des Philostorgius überhaupt zu prüfen. Eine solche, das Einzelste nicht übersehende Kritik führt aber zu dem Resultat, dass Philostorgius als eifriger Arianer nicht selten sogar bis zur Fälschung sich herabliess, dass er durchaus unzuverlässig ist, dass, obgleich er selbst Kappadocier war, er nichts weiter wusste, als dass Christen aus Kappadocien geraubt waren, dass er daraus willkürlich schloss, U. sei ein entführter Kappadocier gewesen. Somit bleibt das Resultat, U. sei auch seiner Geburt nach dem deutschen Volke zuzuzählen.

Das Ludwigslied, das Hildebrandslied und die beiden Merseburger Zaubersprüche, ins Neuhochdeutsche übertragen und mit einem Commentare versehen vom Prorector Prof. Dr. Nestor Girschner. Programm des Gymnasiums und der Realschule I. O. zu Colberg 1879. 23 S. 4.

Die Abhandlung verdient vor vielen in die Hände der Schüler der oberen Classen zu kommen. Denn sie ist besonders geeignet, den Werth der deutschen Philologie ihnen zum Bewusstsein zu bringen und durch Hinweisung auf den Reichthum des ursprünglichen Sprachschatzes zu eigener weiterer Beschäftigung damit anzuregen, den Schleier von dem Schaffen des Sprachgeistes zu lüften, vom Staunen sie zur Erkenntniss zu führen, mit Ehrfurcht vor der Sprache und der Wissenschaft zu erfüllen, vor Oberflächlichkeit sie zu warnen. Die Uebersetzung ist absichtlich so wörtlich als möglich gehalten, so wie u. A. Kehrein und Götz sie gehalten haben. Der Hauptwerth der Abhandlung besteht in dem Commentar, der nur geringe Kenntnisse voraussetzt. Hier wird nämlich nicht blos das vorkommende Wort erklärt, sondern nach allen Seiten hin sprachverwandte Wörter aus den verschiedensten Kreisen herangezogen, so dass dem Schüler ein ganz neues Licht über den inneren Zusammenhang aller arischen Sprachen aufgeht. Einzelne Beispiele mögen dies erläutern: „Ludwigslied 77: ellian, nhd. ellen, goth. aljan = kühnheit, tapferkeit, stärke; urverw. lat. alaces (davon ital. allegro), gr. ὀλκή; dagegen nicht verwandt franz. élan von é-lancer." Hildebrandslied 10: „hringa = die ringe des Panzerhemdes, plur. von hring, ahd. auch rinc = ring oder reif jeder art, altnord. mit verhärteter aspirata kringr, ebenso noch jetzt dialekt. kring = kreis, und davon das diminut. kringel; verw. ital. cringo = kreisförmige rennbahn, franz. haranguer = eig. die in einem ringe, kreise herumstehenden anreden; urverw. gr. κρίκος, lat. circus." — Hildebrandslied 47: „arm (Glied, ahd.

eig. aram); das Wort geht durch alle germanischen Sprachen, urverw. lat. ramus, gr. *ἁρμός*. Unser anderes Wort arm, pauper, hat scheinbar mit dem Namen unserer oberen Gliedmassen nichts zu thun, und dennoch stammt es von ihm ab; goth. heisst armejo das mitleid, das gefühl, welches uns treibt, jemanden mitfühlend in die arme zu schliessen, ihn zu umarmen; das volle Licht auf den zusammenhang wirft erbarmen, bemitleiden und hülfreich aufnehmen." — 1. Zauberspruch 8: „invar (entfahren), imp. von invaran, urverw. mit fahren, lat. peritus, porta, gr. *πείρω*, *πόρος*, per, *περὶ*, *παρά*; unser jetziges erfahren hatte zuerst die ganz sinnliche bedeutung cursu nancisci aliquid, dann itinere facto certiorem fieri, heute nur noch comperire; in der vorzeit, ehe es zeitungen und telegraphen gab, konnte man nur durch herumfahren im lande, durch fahrende sänger oder schüler etwas von den vorgängen in der welt erfahren." —

Das Ludwigslied. Von Ed. Samhaber. Programm des Gymnasiums zu Freistadt in O.-Oesterr. 1878. 14 S. 4.



Die erste Abtheilung der sehr eingehenden Abhandlung über das Ludwigslied ist bereits im Archiv angezeigt. In gleich gründlicher Weise verbreitet sich die vorliegende zweite Abtheilung über die Sprache des Gedichtes. Sie bespricht den Lautbestand, sowohl den Vocalismus als den Consonantismus, dann die Flexionen, Conjugation und Declination der Substantive, Adjective und Pronomina', endlich die Mundart. Da das Gedicht nicht in der ursprünglichen Gestalt erhalten ist, so lässt sich als die Mundart des Dichters nur die rheinfränkische bezeichnen, aus welcher die karolingische Hofsprache hervorgegangen ist; dieser gebildeten Hofsprache bediente sich der Dichter und giebt sich dadurch als einen Geistlichen zu erkennen, aber die noch erkennbaren Spuren mundartlicher Einflüsse geben über seine Heimath Aufschluss.

Ueber die culturgeschichtliche Bedeutung der älteren religiös-ethischen Dichtungen in der deutschen Literatur. Programm der Realschule zu Darmstadt 1878. 40 S. 4.

Der Verfasser setzt auseinander, dass die älteren religiös-ethischen Dichtungen unserer Literatur nicht blos ein sprachliches Interesse haben, sondern auch den Culturzustand bezeichnen. So zeigt der Heliand, wie kurz nach der Bekehrung der Sachsen sich das Christenthum geistig tief, lauter und wahr gestaltete; der Geist dieser Dichtung wurde zu einem getreuen Eckart, der das Volk in seinem edelsten Besitz schützte und die Pfunde ihm bewahrte, bis Luther es aufrief zu geistigem Kampfe gegen Alle, die es seinem ersten und einzigen Friedefürsten entfremden wollten. Für die oberdeutsche Dichtung ist Otfried's Evangelienharmonie das hervorragendste Zeugniss der Entwicklung. Um seinem Werke bei seinem Volke sicherer Eingang zu verschaffen, spricht Otfried nicht blos dessen Sprache, sondern kleidet auch, wie der Dichter des Heliand, Personen, Gegenden, Sachen so viel als möglich in das Gewand seiner Heimath und Zeit; hier haben wir auch die ersten Spuren des geistlichen Laiengesanges, der theilweise umgestaltend auf den weltlichen Volksgesang wirkte. Durch beide Gedichte, den Heliand und die Evangelienharmonie, wurde das Volksleben in seinen naturwüchsigen Erscheinungen durch das Christenthum veredelt und einem idealen Ziele entgegengeführt, andererseits wurde das Christenthum in seiner Verbindung mit dem germanischen Volksgeiste mit einer inneren Kraft ausgerüstet, dass es nicht wie anderwärts zu einem blossen religiösen System herabsank, sondern in Wahrheit gerade hier zu einer Religion wurde, die Leben ist und das Leben wieder zur Religion macht. Durch die Ein-



giessung eines neuen Geistes in die vorhandenen Sprachstoffe entstand allmählich ein ganz neuer Sprachschatz. — Die sächsischen Kaiser konnten sich in Folge ihrer Beziehungen zum romanischen Süden dem Einfluss der dort herrschenden Cultur nicht ganz entziehen. Man entlehnte jetzt Stoffe aus deutscher Sage und bearbeitete sie in lateinischen Versen. So ging die reiche Anregung des Zeitalters der Ottonen für das eigentliche Volksleben fast ganz verloren. Danach entstanden manche Dichtungen, deren ernster Inhalt bald an die sittliche Strenge der alten Kirchenväter, bald an die Gedanken der späteren Mystiker erinnert. Dahin gehören das Lied „von den Wundern Christi" und „die vier Evangelien". — Mit den Kreuzzügen beginnt ein wunderbares Erwachen des idealen Lebens; es zeigt sich, dass das Christenthum mit seiner ernsten Aufforderung der Einkehr in sich selbst das deutsche Volksleben durchdrungen hat. Vor allem trägt die Legende den Charakter der Zeit an sich. Aber wie der Charakter der Zeit es mit sich brachte, über das Natürliche und Wahrscheinliche hinauszugehen, so trat in der Poesie an die Stelle der Einfachheit der älteren Epen das Phantastische der romantischen Zeit. Alles in der Poesie erscheint im Gewande der Legende, erhält Färbung und Bedeutung nach christlich-kirchlichen und religiös-sittlichen Vorstellungen. Die Jungfrau Maria und die grosse Schar der Märtyrer und Heiligen wird der Mittelpunkt aller religiösen Dichtung. Der Dichter des Parzival verbindet die Stoffe der Artus- und Gralsage, durch seine poetische Bearbeitung werden dieselben in deutscher Auffassung geistig vertieft, so ein Epos geschaffen, welches den Menschen in seinem Sehnen und Ringen nach dem Ewigen zum Gegenstande hat. Die Hülle zur idealen Gestaltung des Höchsten im Reiche der Dichtung entlehnt er von dem Templerorden, in dem er die Durchdringung des Nationalen und Christlichen sieht. Die Gralsgemeinde ist in Wahrheit das Reich Gottes, worin der Mensch nicht durch äusseres Kirchenthum, sondern allein durch die Gnade Gottes von der Sünde und ihrer Knechtschaft erlöst wird, worin nicht ein bevorzugtes Priesterthum herrscht, sondern Gott selbst im Geiste des reinen Evangeliums Herrscher und Richter seiner Gläubigen ist; diese Gemeinde hat also nicht den Papst, sondern Gott allein zum Oberhaupte, kennt keine Hierarchie im römischen Sinne, sie hat nicht ein aus der Scholastik hervorgegangenes, sondern das ursprünglich reine Dogma, keinen Cultus der äusseren Formen, sondern der Aeusserungen des gläubigen Gemüths und einer gotterfüllten Gesinnung. Leicht ist eine Abweichung gegenüber einzelnen scholastischen Dogmen und manchen positiven Satzungen der Kirche zu erkennen. Auch mit den gesammten ritterlichen Leben seiner Zeit und den dasselbe verherrlichenden höfischen Dichtungen tritt Wolfram in einen bestimmten Gegensatz. Die herrlichen Ideale Wolframs aber fanden im wirklichen Leben keinen Eingang. Und bald tritt die Klage über Enttäuschung und Vernichtung der schönsten Hoffnungen in den Vordergrund, so auch im Winsbecke. Wie schon Walther von der Vogelweide sich dem Leben und Wandel der ritterlichen Welt gegenüberstellt, so tritt die scharfe Abgrenzung noch mehr in Freidank hervor. Wie dessen ernste Worte den höheren Ständen, so gelten die Dichtungen Hugo's von Trimberg den mittleren und unteren Ständen. In dieser Zeit des Verfalls wird aber besonders das Drama gepflegt und dies wird an Stelle des Epos Träger des religiös-sittlichen Gedankens. Die Kirche gebrauchte auch die geistlichen Spiele dazu, an den hohen Festtagen die wichtigsten Thatsachen der heiligen Geschichte und vor allem die Offenbarung der göttlichen Liebe in dem Opfertode Christi zu lebendigster Anschauung zu bringen. Aber nach und nach wurden diese Spiele immer mehr Eigenthum des Volkes selbst und zwar so, dass sie zuletzt als Gebilde des gesammten Volksbewusstseins zugleich auch wieder Bildner und Förderer religiösen Glaubens und Lebens in allen Kreisen des Volkes wurden. Als das mittelalterliche Drama dann mit der Einbusse seines kirch-

lichen Charakters und seiner ursprünglichen Bestimmung auch seine Wirkung innerhalb der Gebiete religiösen Lebens verloren hatte, trat an seine Stelle wieder das kirchliche Lied. Nichts konnte der rettenden That Luther's grösseren Vorschub leisten, als die Lieder, in denen des Volkes Sehnsucht nach dem Heiligsten zum Ausdruck kam. Das geistliche Lied wurde als Ausdruck des innerlich erlebten und empfundenen Christenthums die mächtigste Stütze der Reformation; wesentlich durch die Hülfe der geistlichen Lyrik wurde die evangelische Kirche bei ihrem Entstehen zur wahren Volkskirche.

Vergleich, Metapher, Allegorie und Ironie in dem Nibelungenlied und der Kudrun. Von Dr. Groth. Programm des Gymnasiums zu Charlottenburg 1879. 19 S. 4.

In beiden Gedichten, führt der Verfasser aus und fügt überall Stellen aus denselben an, sind die Vergleiche und bildlichen Ausdrücke viel spärlicher als bei Homer. Von dem Bilde wird nur so viel dem eigentlichen Ausdruck zugesetzt, wie unbedingt nöthig ist für die Versinnlichung eines Begriffs; mit wenigen Worten wird meistens der Vergleich abgethan. Auch die Gebiete, aus denen die Vergleiche entlehnt werden, sind beschränkter als bei Homer, sehr wenige aus dem Gebiete des menschlichen Schaffens und Handelns. Auch die Verwendung der Metapher ist viel spärlicher als bei Homer; sie ist entlehnt aus Kampfesscenen und Gemüthsstimmungen. Die im Kunstepos viel verwandte Personification kommt hier selten vor. Die Allegorie findet sich in der Kudrun nicht, wohl im Nibelungenliede. Die Ironie kommt am häufigsten in Kampfesscenen vor; im Nibelungenliede ist sie herbe, in der Kudrun harmlos.

Vorwort zu einem kritischen Versuch über die mythischen Grundbestandtheile der Nibelungensage. Von Dr. Ernst Snell. Programm des Gymnasiums zum heiligen Kreuz zu Dresden 1879. 21 S. 4.

Die Einen pflegen das Mythische als den Grundkern der Sage zu betrachten, das historische Element als das Secundäre, die Anderen historische Thatsachen als den Ausgangspunkt aller Sagenentwicklung. Diesen letzteren Standpunkt vertritt am entschiedensten Gervinus, er ist aber nicht unparteiisch. Der Verfasser vertritt die Ansicht, dass nicht jede Sage auf Thatsachen beruhe, dass manche Sagen nichts Anderes sind als Metamorphosen von Mythen. Der grosse geschichtliche Impuls zur Entwicklung des deutschen nationalen Heldengesanges lag in den welterschütternden Bewegungen der Völkerwanderung; aber der stoffliche Inhalt der Sage erweist sich als aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, unter denen die rein geschichtlichen zurücktreten. Die volksthümliche Ueberlieferung von geschichtlichen Thatsachen verbindet sich bei der Bildung der Heldensage nicht unmittelbar mit Naturmythe, sondern mit solchen schon ausgebildeteren Sagen, die ihrerseits bereits aus der Verbindung älterer Sagenproducte hervorgegangen sind. Unwillkürlich und unmerklich durchdringen sich die geschichtlichen Erinnerungen und Ueberlieferungen im Volksgeiste mit den ihm bereits innewohnenden Sagenelementen. Es ist etwas ganz Natürliches, dass die Sage nachträglich sich an die Geschichte anlehnt, der Process wiederholt sich auch in der neueren Zeit unaufhörlich: die meisten der sich auf einen geschichtlichen Boden stellenden Sagen beruhen nur scheinbar auf Geschichte. Die Sage liebt es, die Thaten ihrer Helden, die einst die Thaten und Geschicke der Götter waren, auf geschichtliche Persönlichkeiten zu übertragen. So kann auch leicht aus zwei

Geschichten eine werden. Eine zufällige Aehnlichkeit in den Namen geschichtlicher Personen und mythischer Helden, in den Ortsnamen hat oft zur Verbindung geführt. Man hat sich zu hüten, die Sagen ohne weiteres auf diejenigen geschichtlichen Personen und Verhältnisse und auf denjenigen Schauplatz zurückzuführen, auf welche die Sage selbst Bezug nimmt. Die auffallende Uebereinstimmung ferner im Inhalte der epischen Dichtungen mit gewissen alten geschichtlichen Begebenheiten verliert dadurch an Beweiskraft, dass ja auch diese Geschichtstraditionen sagenhafter Natur sind. Die mythische Siegfriedsage ist der Kern des Ganzen in der Nibelungensage, der zweite Theil, der einen geschichtlichen Hintergrund erkennen lässt, ist an denselben erst angeschlossen, hat dann aber das Uebergewicht über ihn erhalten, schon in Folge der Beziehung, in welcher er zu dem volksthümlichsten Sagenhelden, zu Dietrich von Bern, tritt. Eine Untersuchung der mythischen Grundbestandtheile der Nibelungensage kann sich also auf die Siegfriedsage beschränken.

Die Kudrun-Dichtung nach Wilmanns' Kritik. Von Dr. El. Kolisch. Programm der städtischen Real-Lehranstalt zu Stettin 1879. 22 S. 4.

Wilmanns' Untersuchung kommt zu dem Ergebniss, dass ein Bearbeiter der Kudrun zahlreiche Zusätze einschob, ohne eigene Revision des erweiterten Werkes, dass zwei Bearbeitungen der Kudrun in echten Kudrun-Strophen contaminirt seien, dass der Inhalt der ursprünglichen Dichtung auf einer Contamination der drei Sagen von Hilda, Herwig und Kudrun beruhe, dass eine Wiederherstellung des ursprünglichen Liedes nicht möglich sei, dass viele der bisher als echt angegebenen Lieder sich an vielen Stellen als Compilation von Bestandtheilen verschiedenen Ursprungs erwiesen. Die vorliegende Abhandlung bestreitet die Voraussetzung einer planmässigen Ueberarbeitung, dass Cäsurreime und Nibelungenstrophen der Hinzudichtung angehören. Die Entstehung zahlreicher Zusätze sei vielmehr durch die Sitte des Vortrags einzelner Abschnitte durch fahrende Sänger zu erklären. Unsicher sei es, dass Cäsurreime und Nibelungenstrophen einer jüngeren Entwicklungsepoche der Dichtung angehören. Viele der von W. beanstandeten Verse störten bei richtiger Erklärung oder leichter Correctur den Zusammenhang nicht. Gegen den Satz von W., dass in der 20. Aventiure zwei Dichtungen, a und b, die ein Compilator zu verbinden gesucht habe, vorliegen, sei zu bemerken, dass die Ueberlieferung bei richtiger Erklärung einen guten Zusammenhang habe; ebenso beruhe die Annahme, dass in der 25. Aventiure die Contamination zweier Dichtungen a und b vorliege, auf Missverständnissen und Irrthümern. Durch die bis ins Einzelste eingehende Interpretation sucht der Verfasser W. zu widerlegen. Die Fortsetzung der fleissigen Abhandlung soll nachfolgen.

Die Darstellung des Wolfram'schen Humors. Von Christian Starck. Programm des Gymnasiums zu Schwerin 1879. 33 S. 4.

Die Abhandlung geht aus von einer Reihe von Nachweisungen der einfachen Darstellung des komischen Widerspruches in dem jugendlichen Auftreten Parzivals; auf der einen Seite die hohe Begeisterung für das Höchste, auf der anderen Einfalt, Erfahrungslosigkeit, zweckloser Ungestüm; und überall leuchtet die warme Liebe des Dichters zu seinem Helden durch. Besonders die Jugendgeschichte Parzival's bietet manche komische Züge, aber auch andere Personen, wie Feirefiz. Wolfram liebt es, den komischen Widerspruch humoristisch auszuführen, zu individualisiren; man vergleiche

Parzival's Auftreten am Hofe des Königs Artus, die traurige Erscheinung der edlen Jeschute, der Königstochter, die Hässlichkeit und das reiche Wissen der Zauberin Cundria. Weiter zeigt sich die Neigung des Humoristen auch in einzelnen Ausdrücken, in dem Hinabsteigen nämlich bis ins Kleinste. Nicht immer ist die Individualisirung Verdeutlichung, sondern oft Verhüllung des Gegenstandes. Der Humor zeigt sich auch in der negativen Individualisirung, indem er an dem Erhabenen die Eigenschaften vermissen lässt, welche es zum Erhabenen machen, oder dem Erhabenen eigen sind. Daher bei Wolfram die ausserordentlich grosse Vorliebe für den negativen Ausdruck. Diese negative Individualisirung tritt besonders bei Schilderung der Armuth und Noth hervor; man denke z. B. an die Aufzählung der mangelnden Freuden eines guten Tisches bei der Beschreibung der Hungersnoth zu Pelrapeire, die Schilderung der Armuth Trevrizents. Zur humoristischen Darstellung gehört ferner das Wortspiel und der bildliche Witz; zu jenem sind die vielen Sinn-Wortspiele nicht zu übersehen; viele Vergleiche, viele Bilder sind Darstellungsmittel des Humors, manche sind für uns höchst seltsam, z. B. die Vergleichung eines schlanken Frauenzimmers mit einem Hasen am Bratspiess u. a. m. In der Ausführung der Vergleiche ist das Bestreben nach reicherer Farbenausstattung erkennbar. Die breitere Ausführung klingt dann besonders humoristisch, wenn sie sich an einzelnen, allgemein üblichen tropischen Ausdruck anschliesst. Ausser der Aehnlichkeit der verglichenen Gegenstände hebt W. auch die Unähnlichkeit, das Zweckwidrige stark hervor, um das Widersprechende der Vergleichung zu steigern. Indem W. bei der Vergleichung einen Gegenstand nennt, dem der verglichene nicht gleiche, wird durch diese Negation der Humor ironisch. Die Ironie und der Spott erscheint in den verschiedensten Formen, bald grob, bald fein. Wenn ein Zusatz gemacht wird, der sich von selbst versteht, so ist auch das Ironie, denn es wird dadurch der Schein hervorgerufen, als sei vielleicht das Gegentheil von dem Selbstverständlichen der Fall. Des ironischen Ausdruckes durch Negation der Adjectiva und Verba giebt es viele Beispiele. Indem die vorliegende Abhandlung diese verschiedenen Darstellungsmittel des Humors darlegt, hat der Verfasser nicht unterlassen, dieselben durch zahlreiche Belege zu verdeutlichen.

Ueber den Wigalois von Wirnt von Gravenberg und seine altfranzösische Quelle. Von Dr. Albert Mebes. Programm der Realschule zu Neumünster 1879. 20 S. 4.

Die Vergleichung der Dichtungen führt den Verfasser zu dem Resultat, dass Wirnt's Wigalois nach dem französischen Gedichte Le bel Inconnu von Renaud de Beaujeu gedichtet sei; Wirnt habe für den einen Theil seiner Dichtung ein Bruchstück einer Handschrift des französischen Gedichts besessen, den andern Theil aber nach der mündlichen Erzählung eines Knappen, der sich des Inhalts des Bel Inconnu nur dunkel erinnert habe, verfasst. Nur die Quelle für V. 1—1523, die Wirnt selbständig habe, die Geschichte des Gawein, sei noch unerforscht. Daraus würde denn nun für die Zeit des Renaud de Beaujeu folgen, dass der Bel Inconnu nicht nach den Jahren 1208—1210, in welche der Wigalois fällt, verfasst sein kann.

Priester Konrad's deutsches Predigtbuch. Von Johann Schmidt. Programm des Staatsgymnasiums im 3. Bezirke zu Wien 1878. 20 S. 8.

Der Verfasser theilt hier einige Bruchstücke aus der 1871 angekündigten, auch im Archiv angezeigten Predigtsammlung mit, sieben an der Zahl, als

deren Verfasser in der lateinischen Vorrede ein Priester Konrad sich nennt. Die Bruchstücke kennzeichnen ihn als einen nicht gewöhnlichen Geist, sonst ist von ihm nichts bekannt; der Herausgeber vermuthet als seinen Wirkungskreis die Gegend am Bodensee, als seine Zeit das Ende des 12. Jahrhunderts. Die Handschrift, aus der die Bruchstücke entlehnt sind, befindet sich in der Wiener Hofbibliothek und ist von zwei alemannischen Schreibern angefertigt, von denen der erste die Formen in die Sprache seiner Zeit, des 13. Jahrhunderts, umgeschrieben hat, der zweite seiner Vorlage treuer geblieben ist. Ein Seitenstück zu der Wiener Handschrift bilden die von Roth herausgegebenen Regensburger Bruchstücke, sie enthalten den sprachlich besten Text, aber haben geändert und gekürzt. Der Herausgeber hat daher beim Abdrucke die Wiener Handschrift zu Grunde gelegt, in den die einzelnen Formen berührenden Fragen aber dem Regensburger Bruchstücke den Vorrang gelassen. In den Noten sind alle Abweichungen von dem vom Herausgeber construirten ursprünglichen Texte angegeben.

Luther's Einfluss auf die deutsche Literatur. Von J. Weiss. Programm des Gymnasiums zu Cilli 1878. 35 S. gr. 8.

Wir müssen bedenken, dass dies Programm in Cilli in Krain an der Grenze deutscher Sprache unter grösstentheils slovenischer Bevölkerung und wohl schon ausserhalb des freien deutschen Geisteslebens erschienen ist, und da ist es eine wohlthuende Erscheinung, dass die Grösse Luther's unumwunden anerkannt und bewundert wird. Was aber Inhalt und Form betrifft, so leiden beide an Unklarheit und Verschwommenheit, die Darstellung ist reich an jugendlichem Ueberfluss ineinander schwimmender Bilder, an vielen Stellen sehr incorrect, undeutsch. Beweise dafür bietet jede Seite. Luther „beschloss“, Reformator zu werden, so drückt sich der Verfasser aus, auf sprachlichem und religiösem Gebiete, und „um eine rasche Verbreitung seiner Schriften zu erzielen und seine religiösen Reformbestrebungen dem Volke beizubringen, musste er einen Stoff wählen, welcher sowohl die hohen wie die niederen Stände zu interessiren vermochte. Dadurch erlangte er zweierlei auf einmal: das rasche Umsichgreifen seiner Reformen und die Ausbreitung seiner Sprache. Wenn nun Luther in der Bibelübersetzung den glücklichsten Stoff zur raschen Verbreitung seiner Lehre und seiner Sprache gewählt hat, so wirkte auch die Art und Weise, wie er seine religiösen Neuerungen beibrachte, auf das Volk wohlthätig ein, indem es zum selbständigen Handeln angeleitet wurde. Er machte nämlich die Religion zur Angelegenheit des Volkes, er suchte sie mit dem Charakter desselben in Einklang zu bringen u. s. w.“ — Dagegen als Beweis der oben zuerst aufgeführten Charakteristik, als ehrendes Zeugniss der Gesinnung des Verfassers möge das Schlusswort (S. 35) hier stehen: „Vor allem müssen wir in Luther jenen Genius verehren, der dem deutschen Volke die einheitliche Sprache wiedergab. Hätte er nur diese einzige That vollbracht und fiele sein ganzes übriges Wirken weg, sie allein wäre genügend, ihm den Dank der Nation und eine uneigennützige, von Herzen kommende Verehrung auf ewige Zeiten zu sichern.“

Martin Luther's Sendbrief vom Dolmetscher. Zum Schulgebrauch herausgegeben vom Dir. Prof. Dr. E. Grosse. Programm des Gymnasiums zu Memel 1878. 26 S. 4.

Luther's Sendbrief, am 8. September 1530 geschrieben, hat der Verfasser hier nach der ersten Ausgabe abdrucken lassen, um, wie er selbst bemerkt, bei Erörterung von Luther's Bedeutung in der deutschen Literatur den Schülern einen deutlicheren Begriff und auf kürzerem Wege von seiner

Sprache geben zu können als dies, ohne dass sie eine Schrift Luther's in Händen haben, möglich ist. Es sind einzelne Schriften Luther's schon in Separatausgaben dem deutschen Volke zugänglich geworden; aber der Verfasser hat Recht, keine der kleineren Schriften verdient mehr demselben, namentlich auch der studirenden Jugend in die Hände gegeben zu werden, als diese. Sie erschliesst so recht die Grundsätze, nach denen Luther bei der Bibelübersetzung verfuhr, die einzig richtigen, nach denen er verfahren konnte, die eben seiner Arbeit diese unermessliche Bedeutung gegeben haben. Und welch eine köstliche Sprache; der ganze Luther ist darin, sein männlicher Stolz, seine Kraft und Gewalt und daneben die Tiefe und Innigkeit seines Gemüths, seine Demuth. Das Büchlein ist eine glänzende Apologie seiner Uebersetzungsweise gegen seine aberwitzigen und unwissenden Krittler, es zeigt aber überhaupt den Weg, wie übersetzt werden muss. Der Brief ist gerichtet an Luther's Freund, Pfarrer Wenceslaus Linck zu Nürnberg. Dem sorgfältigen Abdruck des Briefes ist hier ein vollständiger Commentar beigefügt, ausführliche Uebersicht über die Geschichte der Bibelübersetzung Luther's, Parallelen aus anderen Schriften Luther's über seine Methode der Uebersetzung, eine gründliche und klare Untersuchung über die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache Luther's, da in den neueren Literaturgeschichten Luther's Selbständigkeit zu sehr zurücktritt. Zu Grunde liegt Luther's Sprache die Kanzleisprache, aber sie hat ihn nur veranlasst, ununterbrochen zu forschen, neue Sprachformen auszuprägen; er hat die innersten Anlagen der deutschen Sprache beim Volke zu beobachten und genial auszubilden nicht aufgehört und in der Begeisterung für seine Sache die bewundernswerthe Fülle der Sprache entfaltet. Seine Sprache gehört, wie die Kanzleisprache, das gemeine Deutsch, keiner Mundart an. Wir wissen aus Urkunden, dass die kaiserliche und sächsische Kanzleisprache um 1490 schon so gut wie neuhochdeutsch waren. Dieser bedient sich Luther, aber nur so weit sie sich mit seinem Sprachgefühl vertrug. Als Mitteldeutscher hatte er den Vortheil, dass ihm sein Heimathsdialekt weniger Schwierigkeiten in den Weg legte als den ober- und niederdeutschen Schriftstellern. Seine mitteldeutschen Idiotismen corrigirt er nach der Kanzleisprache, aber auch diese misst er nach dem lebendigen mitteldeutschen Sprachgefühl und wählt überall mit glücklichstem Takt. Die Kanzleisprache ist ihm in keiner Weise ein massgebender Canon; das innere Wesen der Sprache konnte ihm die Sprache der weltlichen Urkunden nicht erschliessen. Nicht zu übersehen ist auch der Einfluss der deutschen Mystiker. Eigentlich Neues hat also Luther nicht geschaffen, aber er hat den Durchschnitt der Gemeinsprache mit originellem Lebensgefühl gezogen. Dass er diese Gemeinsprache so emporhob, das beweist die Schöpferkraft des Genies. Dass die Sprache Luther's schon am Ende des 16. Jahrhunderts zur Alleinherrschaft gelangt war, den Schwankungen des schriftstellerischen Gebrauches ein Ende gemacht ist, dazu hat auch sehr viel die weit verbreitete, ganz auf Luther's Schriften beruhende Grammatik von Joh. Clajus 1578 beigetragen.

Daphne, das erste deutsche Operntextbuch. Von Dr. Otto Taubert. Programm des Gymnasiums zu Torgau 1879. 32 S. 4.

Vom ersten Drucke der „Dafne" von Opitz existiren noch vier Exemplare; nach dem in Weimar befindlichen erhalten wir hier einen auch in den Typen genauen Abdruck. Dem geht aber eine ausführliche Einleitung voran und folgen nachträgliche Erläuterungen. Die Daphne, ein Zwischenactsstück zu der Aufführung eines Schauspiels bei festlicher Gelegenheit, dichtete Ottavio Rinuccini in Florenz 1509. In neuer Weise wurde es

componirt von Jacopo Peri, er erfand das Recitativ. Diese erste aller Opern kam 1594 zur Aufführung, wurde aber nicht gedruckt. Daher bearbeitete Rinuccini wiederum 1608 seinen Text. Wiederholt ist die Daphne Rinuccini's componirt worden. Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen beauftragte seinen Capellmeister Heinrich Schütz, der seine Studien in Italien gemacht hatte, zur Feier der Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, die in Torgau gefeiert werden sollte, mit einer neuen musikalischen Aufführung. Schütz wählte sich Rinuccini's Daphne. Martin Opitz wurde auf einem Besuch in Dresden mit Schütz bekannt und übersetzte auf dessen Bitte die Daphne, sich möglichst den Wünschen des Componisten anschmiegend, mit viel Geschick, stellenweise schwungvoll. Dieser erste deutsche Operntext erschien gedruckt zu Breslau bei David Müller. Die Hochzeitsfestlichkeiten berichtet der Verfasser nach den noch vorhandenen Rathsacten. Die Aufführung fand wahrscheinlich am 31. März am Polterabend statt. Schütz' Composition hat sich nicht erhalten, was um so mehr zu bedauern ist, als die anderen, nach einem zweiten italienischen Aufenthalt verfassten Werke ihn als hervorragenden Künstler kennzeichnen. Eine zweite Oper von ihm ist der Orpheus, 1638 aufgeführt, Text als Umdichtung der Euridice Rinuccini's von August Buchner, in dem Buchner zum ersten Male den Daktylus als solchen in die deutsche Poesie eingeführt hat, auf besonderen Wunsch Schützens. Heinrich Schütz starb hochgefeiert 6. November 1672.

Die Gedenkfeier des 25. October 1878. Festrede des Rectors J. A. F. Vollbrecht. Programm der höheren Bürgerschule zu Otterndorf 1879. 14 S. 4.

Am 25. October 1878 waren es gerade 100 Jahre, dass Johann Heinrich Voss seine Wirksamkeit als Rector in Otterndorf begann. Die Feier dieses Tages ist in Otterndorf eine allgemeine gewesen, es war an freiwilligen Beiträgen so viel zusammengekommen, dass eine Gedenktafel mit der Inschrift: Hier wohnte, dichtete und übersetzte J. H. Voss vom 25. October 1778 bis zum 1. Juli 1782, für die Vorderseite des Rectorhauses, eine Büste für das Schulhaus angeschafft, die Festkosten bestritten und der Grund zu einer Voss'schen Schülerstiftung gelegt werden konnte. Ein begeisterter Verehrer Vossens, der Dichter der Marschen, Heinrich Allmers, verehrte für die Studierstube im Rectorhause ausserdem eine Büste Homer's nnd ein Gesims in griechischem Stil. Unter den Beitragenden zählt auch eine Enkelin des Dichters, Adam Voss' Tochter, Frau Henriette Krüger in Bremen. Das schöne Fest schildert in vorliegender Abhandlung Rector Vollbrecht. die Rede aber giebt kurz eine gute Charakteristik des Dichters, setzt die Bedeutung der Odysseeübersetzung auseinander und hält namentlich der Jugend vor, was ihr als ernst strebender Mensch Voss sein müsse.

Wie denkt Schiller über Religion? Vom ord. Lehrer Blaskowitz. Programm der höheren Bürgerschule zu Gumbinnen 1879. 15 S. 4.

Der Verfasser ist der Ansicht, dass man selbst der Jugend Schiller's Ansichten über Religion nicht vorenthalten solle, deshalb habe er noch einmal den Dichter durchgelesen, denn, sagt er, „es sei ja süss genug, von den Strahlen des köstlichen Juwels wieder einmal durchleuchtet zu werden“ und kommt zum Resultat: „Schiller ist im Laufe der Jahre dem Christenthum wieder näher gekommen als er es wissen wollte. Wenn man unter Glauben das Fürwahrhalten der Dogmen versteht, so war er nicht gläubig;

ist aber das Christenthum die Religion des stetigen Gottesbewusstseins, das Streben nach Gotteskindschaft, nach seliger Einheit von Gott und Mensch, so war er gläubig.“

Grillparzer's Selbstbiographie. Von Ad. Fäulhammer. Programm des Gymnasiums zu Troppau 1878. 41 S. 8.

Grillparzer's Selbstbiographie ist im 10. Bande der Werke 1874 erschienen. Der Verfasser vorliegender Abhandlung theilt aus derselben die wichtigsten Punkte mit, aber um die Entwicklung des Dichters klar zu machen, so vervollständigt er die Selbstbiographie, indem er die politischen Ereignisse, welche ohne Zweifel ihren Einfluss auf den Dichter nicht verleugnet haben, an unseren Augen vorübergehen lässt. Als Geburtstag Grillparzer's steht jetzt der 15. Januar 1791 fest. Durch den Besuch des Theaters wurde früh seine Liebe zur dramatischen Dichtkunst geweckt. Seine erste Erziehung war keine methodische; naive Anschauung und Mangel an Energie wurden durch sie befördert und blieben ihm eigen. In der Schule blieb er zurück. Die Lectüre der Jugendwerke Schiller's begeisterte ihn zu seinem Jugenddrama Blanka von Castilien. Gleichzeitig wie die philosophischen Studien betrieb er nachher die juristischen. Einige Anregung gewährte ihm die Freundschaft mit dem geistvollen Georg Altmüller. 1809, mitten im Unglück des Staates traf die Familie der Verlust des Vaters. Der Jüngling war jetzt auf sich selbst angewiesen. Er wurde Hofmeister in der gräflich Seilern'schen Familie. Zur Zeit der Erhebung Deutschlands war er schwer erkrankt. Nach seiner Genesung erhielt er eine Stelle bei der Hofkammer. Er hatte Zeit, sich mit dem Griechischen und Spanischen zu beschäftigen und Calderon zu studiren. Eine Uebersetzung des Dramas „Leben ein Traum“ brachte ihn in Verbindung mit dem Leiter des Burgtheaters, Schreyvogel, der unter dem Namen West selbst dichtete. Auf dessen Ermunterung vollendete er rasch in zwei Wochen die Ahnfrau. Er war dazu angeregt durch die Volkssage von der weissen Frau und eine französische Räubergeschichte. Der Verfasser geht hier in eine Analyse des Gedichts ein; er stellt es weit über die Schicksalstragödie Müllner's, Werner's und Gouwald's, er giebt zu, dass der Eindruck des Gedichts ein beängstigender sei, aber hebt auch die Vorzüge hervor, besonders die treffliche Technik. Einen gleichen Erfolg wie die Ahnfrau hatte die Sappho. In Folge davon wurde Grillparzer's äussere Stellung durch Graf Stadion verbessert. Mit den nach Wien eingewanderten deutschen Schriftstellern Gentz, Fr. Schlegel, Adam Müller verkehrte der Dichter nicht, sie waren ihm antipathisch. Das damals angefangene „Traum ein Leben“ ist erst 1834 fortgesetzt. Mitten in der Arbeit an der Medea traf ihn der plötzliche Tod seiner geliebten Mutter und warf ihn auf das Krankenlager. Eine Reise nach Italien sollte ihn leiblich und geistig stärken. — Hier bricht die Abhandlung ab, deren Schluss versprochen wird.

Studien über die dramatische Sprache der „Ahnfrau“ Grillparzer's. Von Hans Schwetz. Programm des Gymnasiums zu Horn in Niederösterreich 1878. 57 S. gr. 8.

Der Verfasser steht nicht an, vom Standpunkte der Bühne aus den Dramatiker Grillparzer über Goethe und Schiller zu setzen. Wenn er auch Schiller einen weiteren Ideenkreis, einen grösseren Reichthum an erhabenen Gedanken, eine majestätischere Sprache zuschreibt, so übertrifft nach ihm Grillparzer jenen in der Zeichnung der Charaktere und der wirkungsvolleren Gestaltung des Stoffes, er besass eine specifisch-dramatische Genialität, weshalb er auch so schnell arbeitete. Der Verfasser untersucht nun die Sprache der Ahnfrau nach ihrer Bedeutung für den Bühnenerfolg, ihre glückliche Wahl für den Stoff und für das Publikum.

Die Sprache Grillparzer's, fährt er fort, will immer wahr bleiben, sie bedient sich dramatisch wirksamer Mittel, ist oft hart und knapp, aber immer effectvoll. So tritt nun vor allem in der Ahnfrau die leidenschaftliche Sprache, der energische Ausdruck hervor, Ausrufe, kurze Fragen, Ellipsen, die Aposiopese, und diese Figuren beherrschen auch die Sprache des wirklichen Lebens, welches ja im Drama sich abspiegeln soll. Diese Figuren kommen schon in der Exposition vor. Mit dem Vorrücken der Handlung wird das Drama noch leidenschaftlicher. Den mehr lyrischen Monolog hat Grillparzer wenig angewandt. Der Dialog ist dem Leben nachgebildet, meist kurz, unterbrochen; aber in der Schilderung, in den Momenten höchster Erregung ist die Einzelrede ausgedehnt. Da wo viele Personen auftreten, zeigt sich der glücklichste Wechsel in den Reden der einzelnen, die Handlung ist da immer eine reiche. Im Satzbau vermeidet Grillparzer die Periode, die Subordination der Sätze; der Nebensatz wird sogar öfters verkürzt oder aus der abhängigen in eine selbständige Form gebracht. Die Verbindung der Hauptsätze ist oft grammatisch nachlässig, gleichwie die zwanglose Verkehrsprache. Die Zusammenziehung dagegen ist geschickt angewandt und ersetzt durch ihre Kraft den Mangel der rhetorischen Periode.

Auch den Einzelbegriff drückt die Sprache Grillparzer's anschaulich aus und passt zugleich den Einzelausdruck meistens dem idealen rhythmischen Gewande an. Die Mittel sind die metaphorischen Figuren sammt den Erweiterungen des Bildes und Gleichnisses, d. h. in der richtigen Beschränkung gegenüber dem Epiker, da im Drama doch schon das Meiste angeschaut wird. So halten sich bei Grillparzer Wahrheit, Kürze und metaphorische Anschaulichkeit das Gleichgewicht. Die Bilder und Vergleichungen sind massvoll und kräftig, einzelne freilich gesucht und rhetorisirend. — Sodann bezeichnet die Eigenthümlichkeit der dramatischen Diction die fortwährende Gegenüberstellung von Contrasten, so wie die den einen Begriff scharf accentuirende Wiederholung; beide Mittel, von Grillparzer oft gebraucht, sind gerade für die Bühne von grosser Bedeutung, sie geben der Sprache die eigenthümliche Schlagkraft. Dahin gehört die bekanntlich öfters angewandte kräftigste Form der Wiederholung, die Anaphore. Dem Charakter des Dramas angemessen tritt das Epitheton in handlungsreichen Scenen zurück, wird aber in Erzählungen und Schilderungen häufiger gebraucht. Zudem wird nicht gern das an und für sich passendste, sondern das der Situation angemessene Epitheton gern gewählt, wodurch die betreffende Scene eine subjective Färbung erhält. Die Inversion gebraucht Grillparzer, wie es für den Dramatiker passt, massvoll; zeitweise dient sie als Mittel der Satzverbindung, auch wohl als rhythmischer Behelf. Neugebildete Wörter sind selten, der Dichter schliesst sich dem Sprachgebrauch an. Das Metrum, der trochäische Vers, ist nicht immer rein festgehalten; solche Abweichungen finden sich aber bei allen Dichtern. Der Reim ist mit Leichtigkeit gehandhabt. Assonanz und Alliteration kommen wenig vor. An erhabenen Sentenzen, welche die Würde der Dichtung so sehr heben, ist die Ahnfrau ausserordentlich arm, oder richtiger gesagt, es findet sich wohl keine, die Beachtung verdiente. Dagegen hat dem Reichthum an Handlungen das Gedicht seinen Haupterfolg zu verdanken. Die Charakterisirung der Personen durch ihre Sprache, in der Grillparzer später Treffliches geleistet hat, ist in diesem Drama noch schwach. Ueberhaupt auch tritt der Mangel einer individuellen Charakteristik stark hervor. Man hat die Ahnfrau zu den Schicksalstragödien gerechnet; aber eine imposante Schicksalsidee tritt nicht hervor, es regiert der blosse Zufall. Diese bedeutenden Mängel giebt am Schluss seiner Abhandlung der Verfasser gern zu. Sie treten ja auch jedem Leser entgegen, so dass das begeisterte Lob, mit dem die Abhandlung beginnt, uns doch seltsam anmuthet.

Die patriotische Dichtung der Deutschen seit Klopstock (Schluss). Von C. Düwell. Programm der Realschule zu Spremberg 1879. 16 S. 4.

In dieser Abhandlung werden kurz folgende Dichter erwähnt: Hoffmann von Fallersleben, Anast. Grün, Nic. Becker, Schneckenberger, Dingelstedt, Herwegh, M. Strachwitz, Freiligrath, R. Prutz, Kinkel, M. Hartmann, Glasbrenner, die Dichter des Kladderadatsch, Em. Geibel, Wilh. Wackernagel, Redwitz, Strodtmann, Jul. Rodenberg, G. Hesekiel, und Einzelnes von ihnen mitgetheilt.

Ueber die Kriegslieder aus der Zeit der Befreiungskriege 1813 bis 1815 und des deutsch-französischen Krieges 1870 bis 1871. 1. Theil. Vom Lehrer Eberhardt. Programm der höheren Bürgerschule zu Strausberg 1879. 14 S. 4.

Es ist ein ganz richtiger Gedanke des Verfassers, dass es sich wohl lohnt, dass die Jugend in Kenntniss der patriotischen Gedichte der Freiheitskriege und des letzten Krieges gehalten werde. Indess so werthvoll die eigentlichen Volkslieder für die Culturgeschichte sind, so sind doch, wie es ja durch die Art ihrer Entstehung bedingt ist, unter ihnen nur recht wenige, die im Gedächtniss der Jugend aufbewahrt zu werden verdienten. Die kriegerischen Volkslieder des 19. Jahrhunderts können nicht mit den echten Volksliedern früherer Jahrhunderte, in denen sich fast die ganze dichterische Kraft des Volksgeistes concentrirte, auf eine Stufe gestellt werden. Das patriotische Kunstlied, die Lieder Rückert's, Arndt's, Körner's, Schenkendorf's, verdient mehr der Jugend nahe gebracht zu werden; und hat sie in diese sich hineingelebt. so hat die Schule völlig ihre Pflicht erfüllt. Ein historisches Interesse, wie gesagt, haben die Volkslieder; gerade dies aber so sehr hervorzuheben, dazu fehlt es an Zeit. Fehlt es aber nicht daran, will man die Jugend damit bekannt machen, dann müssten die besten ganz oder doch fast vollständig ihr vorgelegt werden. Der Verfasser hat aber in dieser Abhandlung nur eine Inhaltsübersicht der Lieder der Ditfurth'schen Sammlung gegeben und aus einigen je eine Strophe oder noch weniger mitgetheilt.

Die Kaiseridee des deutschen Volkes in Liedern seiner Dichter seit dem Jahre 1806. Vom Dir. Dr. Jos. Scherer. Programm des Gymnasiums zu Arnsberg 1879. 21 S. 4.

Die Kaiseridee knüpft sich an die Personen Karl's d. Gr. und Friedrich's I. und hat ihren Mittelpunkt in der Kyffhäuser Sage. Der Verfasser hält es zunächst nicht für unpassend „eine kurze historische Notiz über beide grosse Kaiser gewissermassen als Folie für die dichterischen Bestrebungen vorauszuschicken.“ Dann erwähnt er als auf Karl sich beziehend, Gedichte von E. Ortlepp, O. Weber, E. Geibel, M. Beer, Max v. Schenkendorf, Rückert, Simrock, auf Barbarossa von Alb. Knapp, Conz, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Freiligrath, Viehoff, J. G. Fischer.

G. Koerting: De vocibus latinis, quae apud Joannem Malalam chronographum Byzantinum inveniuntur. Vorwort zum Lectionsverzeichniss der Akademie zu Münster 1879. 20 S. 4.

Der Titel dieser akademischen Abhandlung lässt die eigentliche Bedeutung derselben nicht erkennen. Das französische Gedicht von Benedict von St. Maura, von dem Herausgeber Joly unter dem Titel: Benoit de Ste-

More et le Roman de Troie, Paris 1870, herausgegeben und ans Ende des 12. Jahrhunderts gesetzt, ist die gemeinsame Quelle der deutschen, italienischen und anderer Dichtungen vom trojanischen Kriege. Die einzige Ausgabe, von Joly, kann nicht eine kritische genannt werden. Der Annahme von Joly und von Settegast (Benoit de Ste-More. Breslau 1876), dass dieser Benedict identisch sei mit dem Benedict, welcher auf Geheiss des Königs Heinrich II. von England eine poetische Geschichte der Normannen schrieb, sowie dass das Gedicht von Troja der Gemahlin Heinrich's II., Eleonore, gewidmet war, stimmt Koerting bei, aber aus anderen Gründen als seine Vorgänger. Da alle Handschriften des Gedichts von Troja die bessernde Hand der Schreiber verrathen, so ist noch nicht einmal der Dialekt des Dichters bekannt, daher auch noch nicht seine Heimath; es ist also zunächst der Werth der verschiedenen Handschriften zu untersuchen. Bis dies geschehen, ist für Untersuchungen die Ausgabe von Joly zu Grunde zu legen, dessen Pariser Codex ins 13. Jahrhundert gesetzt wird.

Benedict von St. Maura schöpfte aus Dares Phrygius und Dictys Cretensis. Dass er die bei diesen sich nicht findenden Erzählungen selbst ersonnen habe, ist nach der Weise der französichen Epiker unwahrscheinlich; ebenso hat der Dichter der Normannengeschichte nur ältere Historiker ausgeschrieben. Der Dichter von Troja muss ausser Dares und Dictys noch andere Quellen benutzt haben. Indessen, da es nicht denkbar ist, dass ein ungelehrter Dichter des Mittelalters beim Schreiben reiche literarische Hilfsmittel zur Hand gehabt habe, so nimmt Koerting an, dass B. Dares und Dictys in vollständigerer Gestalt, als wir sie jetzt besitzen, vorgelegen haben. Hat es einen solchen vollständigeren Dares und Dictys gegeben? Der Verfasser hatte früher (1874) zu beweisen gesucht, dass Dares und Dictys zuerst griechisch geschrieben, dieses ins Lateinische übersetzt, daraus das uns jetzt erhaltene Excerpt gemacht sei, und hält gegen den Widerspruch von Dunger und Wagner diese Meinung noch fest. Dictys ist von dem Byzantiner Malalas bei der Erzählung der trojanischen Geschichten zu Grunde gelegt und fast ganz ausgeschrieben. War Malalas so gut bewandert in der lateinischen Sprache, um einen lateinischen Dictys benutzen zu können? Zur Entscheidung der Frage sind die lateinischen Wörter, die er gebraucht hat, und die von ihm citirten lateinischen Schriftstellen ins Auge zu fassen. Die Untersuchung der letzteren soll nächstens nachfolgen. Jetzt bringt der Verfasser ein Verzeichniss aller lateinischen Wörter bei Malalas. Sie alle und noch viel mehr finden sich bei den meisten Byzantinern, wie es denn fest steht, dass im byzantinischen Sprachgebrauch zahlreiche lateinische Wörter eingebürgert waren; sie beweisen nichts für Malalas Kenntniss der lateinischen Sprache, vielmehr tritt seine Unkenntniss der eigentlichen Bedeutung oder Form des lateinischen Wortes hervor. Ja, die Zahl der lateinischen Wörter ist verhältnissmässig gering, auch kommen sie gerade in den Büchern, die über troische und römische Geschichten handeln, wo man sie also am meisten vertreten finden sollte, weniger als in anderen Büchern seiner Chronographie vor. Somit ist aus seinem Gebrauch lateinischer Wörter nichts über seine Kenntniss der lateinischen Sprache zu folgern.

Friedrich Jacobs über Molière und die Classiker aus der Zeit Ludwig's XIV. I. Molière. Vom Oberlehrer Dr. Humbert. Programm des Gymnasiums und der Realschule I. O. zu Bielefeld 1879. 24 S. 4.

Eine jetzt verschollene Abhandlung von Fr. Jacobs lässt der Verfasser hier abdrucken wegen ihres genauen Eingehens auf die Vorzüge Molière's; der genaue Titel oder ob sie sich in einem grösseren Werke findet, ist

nicht angegeben. Bei ihrer Unbekanntheit verdiente sie die Erneuerung, da auch sie, wie alle Schriften von Fr. Jacobs, ein tiefes Eindringen und einen feinen Geschmack zeigt. Jacobs stellt Molière nicht blos sehr hoch, er sagt von ihm, dass die Nachwelt keinen ihm Gleichen hervorgebracht habe. Er nennt ihn den Vater der Komödie, er habe das komische Theater in einem Zustande der Rohheit gefunden und bis zur Vollendung ausgebildet. Bewundernswürdig ist sein feiner Beobachtungsgeist in Bezug auf die herrschenden Sitten, die Thorheiten der Zeit, die Neigungen des menschlichen Herzens; er übertrifft darin weit Goldoni. Aber die Wahrheit der Natur genügt nicht, es wird ein strengerer Zusammenhang, kräftigere Umrisse, ein frischeres Colorit gefordert, allen diesen Forderungen entspricht Molière. Die Grösse seines Geistes zeigt sich in der Kraft seiner Darstellung und in der Hervorbringung grosser Wirkungen mit den wenigsten Mitteln. Eine Gallerie der mannichfaltigsten Charaktere, kräftige Zeichnung, sichere Durchführung durch die mannichfaltigsten Situationen zeigt er z. B. im Tartüff. Unerschöpflich ist die Mannichfaltigkeit der Charaktere in den verschiedensten Gattungen, noch bewundernswürdiger die Wahrheit der Darstellung in den verschiedenen Nüancen jeder Art. Die ausserordentliche Bestimmtheit und Individualität der Charaktere entspringt ferner nicht allein aus ihren Handlungen, sondern ebenso sehr aus der Art, mit der der Dichter sie anzukündigen, und der Kunst, mit welcher er sie zu gruppiren verstanden hat. Denn jede Dunkelheit, mit der die Personen auftreten, würde den Effect schwächen; wir müssen also einigermassen vorbereitet sein. Die Gesellschaft sodann, in der die Personen auftreten, giebt ihnen die individuelle Gestalt. So liegt z. B. in dem Misanthrope der grösste Theil des Werthes in der Kunst, Charaktere von verschiedener Richtung mit einander zu gruppiren, ohne sie in scharfen Contrasten einander gegenüberzustellen. Eine vorzügliche Quelle der komischen Kraft bei Molière ist der Contrast der Situationen mit den Neigungen und Absichten der handelnden Personen. Nicht minder komisch wirkt der Contrast zwischen der Denkungsart und dem Betragen der Person und ihrem angenommenen Stande, ferner zwischen den Worten und den Gesinnungen oder Umständen. Komische Missverständnisse sind bei Molière öfters die Quelle des Lächerlichen, die Ueberraschungen, die Vereitelung künstlich angelegter Pläne. Bewundernswürdig ist auch das Lächerliche, welches in einzelnen Worten liegt. Genial ist sein Gebrauch einfacher Mittel zu mannichfaltigen Zwecken, der Entwicklung der reichhaltigsten Handlung aus den einfachsten Anlagen. Unnachahmlich ist Molière in dem Dialog; immer gedrängt und rasch führt er gleichsam zufällig dem Ziele zu. Endlich ist auch die Kunst der Exposition charakteristisch, sie steht nicht getrennt von der Handlung, sie erklärt die vorläufigen Umstände, entwickelt die Charaktere, reizt und belustigt den Zuschauer. Indem er, sagt Jacobs, der erste komische Dichter war, welcher die Intrigue und die Charaktere mit gleicher Sorgfalt und gleichem Geiste bearbeitete, übertreffen seine Komödien die Werke aller seiner Vorgänger ebenso sehr an Wahrscheinlichkeit wie an komischer Kraft. Diese einzelnen Vorzüge hat der geistvolle Aesthetiker durch zahlreiche Beispiele aus den Werken des Dichters erläutert.

Herford. Hölscher.

Münch: Bemerkungen über die französische und englische Lectüre in den oberen Realclassen. Programm der Realschule I. O. zu Ruhrort a. Rh. 1879. 18 S. 4.

Dem Verfasser der obigen recht beachtenswerthen Abhandlung, von der derselbe wünscht, dass sie ein Beitrag zur inneren Lösung der

Realschulfrage werden möchte, gebührt der Dank aller Fachgenossen dafür, dass er es unternommen hat, von Neuem ein Gebiet der Pädagogik näher zu beleuchten, auf dem, wie in so vielen anderen wichtigen Punkten, noch wenig Einmüthigkeit erreicht ist: die Auswahl der neusprachlichen Lectüre für die oberen Realclassen, die, wie der Verfasser gewiss mit vollem Recht verlangt, „mit grösster Umsicht und Gewissenhaftigkeit und mit möglichster Selbstlosigkeit" getroffen werden muss, wenn sie zum Nutzen der Schüler dienen soll.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die grosse Schwierigkeit, die sich dem Lehrer der modernen Sprachen bietet, aus der Fülle der neueren Literaturen das Geeignetste auszuwählen, sowie über die dabei zu berücksichtigenden Ziele der Lectüre, kritisirt der Verfasser kurz die bezüglichen Ansichten von Autoritäten wie Baumgarten (in Schmid's Encykl.) und Schrader, sowie die nach dieser Seite gefassten Resolutionen der Directorenversammlungen der Provinzen Preussen (1874) und Sachsen (1877), und giebt nach den in Programmen publicirten Schulnachrichten (leider ohne genauere Citate) eine Zusammenstellung des neusprachlichen Lectürestoffes an einigen deutschen Realschulen, aus welcher hervorgeht, wie gross die Divergenz in der Schätzung der Schwierigkeit und in der Vertheilung dieses Stoffes auf die einzelnen Classen der verschiedenen Anstalten ist, und wie dadurch die Einheit der doch sonst gleichartig organisirten Schulen nach dieser Richtung gänzlich verloren geht (vergl. die dasselbe Resultat ergebende Uebersicht über die an 102 Gymnasien und 56 Realschulen gelesenen französischen Autoren von Th. Lion, Ztschr. f. neufranz. Sprache und Literatur I, 47 ff.). Die hierauf folgenden eigenen Ansichten des Verfassers über neusprachliche Werke, welche sich zur Lectüre in den oberen Classen eignen oder von derselben auszuschliessen sind, sowie über die dabei massgebenden Gesichtspunkte wollen wir bei der Wichtigkeit derselben zusammengefasst wiedergeben.

A. Prosa.

I. Historiker. Im Allgemeinen ist für eine erspriessliche Lectüre derselben der Umstand hinderlich, dass ganz objective Darstellungen wohl nirgends zu finden sind, und daher meist die Bildung einer richtigen historischen Auffassung aus dem Dargebotenen unmöglich ist (Voltaire's Charles XII., Michaud's Geschichte der Kreuzzüge — Dickens, A child's History of England, trotz mancher Vorzüge als Lectüre in IIIa oder IIb); immerhin lassen sich sachliche Incorrectheiten, wenn nöthig, leicht berichtigen. Doch wähle man aus dieser Sphäre vor Allem nicht Stoffe, in denen deutsche Helden durch fremde Federn geschildert sind (Paganel's Frédéric le Grand, Capefigue's Charlemagne u. A.). — Man vermeide ferner möglichst Werke, die aus gewissen Gründen das Verständniss überall erschweren, eine beträchtliche Nebenarbeit erfordern und in Folge der Nothwendigkeit ausgedehnter Detailerklärung in der Schule viel Zeit rauben (Guizot's Hist. de la Civilisation en Europe, Macaulay's Hist. of England — zwar reich an Rhetorik, aber überfüllt von Reflexionen).

II. Biographieen. Empfehlenswerth als Lectüre in II ist besonders Mignet's Vie de Franklin, ed. Göbel (schildert trefflich das bewegte Leben dieses Culturförderers zugleich in Verbindung mit der allgemeinen Entwicklungsgeschichte seiner Zeit). — In James Watt von Arago (Bibl. instr., ed. Werner, Bd. I) macht die detaillirte Schilderung der Idee und Gestaltung der Dampfmaschine zu grosse Hingebung des Lehrers und Schülers nothwendig (vgl. oben zu I a. f.).

III. Rein exactwissenschaftliche Schriften, flüchtige Essays (Macaulay's Lord Clive und Warren Hastings natürlich nicht!), Briefe, Dichterbiographieen (ausgenommen etwa Macaulay's Life of Milton),

und fast alles blos Literaturgeschichtliche dürfen keinen regulären Lectürestoff abgeben.

IV. Redner. Die Lectüre solcher, welche nicht an dem oben zu I a. f. gerügten Fehler leiden, ist wegen der wohlgefeilten, flüssigen Sprache derselben nur zu empfehlen (Reden Mirabeau's, ed. Fritsche. Berlin, Weidmann — englische Parlamentsreden); akademische Éloges oder geistliche Reden dagegen sind auszuschliessen.

V. Philosophen. Eine derartige Lectüre, z. B. des Discours de la Méthode von Descartes, wird man nicht geradezu abweisen dürfen.

B. Poesie.

I. Lyrik. Hier genügt eine mässige Anzahl von Proben. — Boileau's Satiren und Episteln sind aus dem zu I a. f. angegebenen Grunde nur chrestomatisch zu lesen.

II. Epos. Die komische Epopöe (z. B. Boileau's Lutrin) kann ausgeschlossen werden. — Unter den ernsten Epen ist vor Allem Paradise Lost gründlich zu behandeln, dagegen Child Harold's Pilgrimage, Lady of the Lake, Lalla Rookh, Evangeline u. A. nur in Proben zu statarischer Lectüre zu verwenden.

III. Drama. Unter den Neueren nehmen Mademoiselle de la Seiglière und Scribe's Camaraderie einen hervorragenden Platz ein. Doch verdient hier die Vergangenheit eingehendere Berücksichtigung:

Französisch. a) Lustspiel: Molière's Tartuffe, Femmes sav., Misanthr. und Avare (trotz mancher Schattenseiten seinen übrigen Dramen vorzuziehen). — b) Tragödie: Für diese empfiehlt sich fragmentarische Lectüre aus Chrestomathien; jedenfalls dürfte der Schüler nicht mehr als zwei ganze Stücke lesen. An der Spitze stehen Corneille's Cid, Horace, Cinna (Polyeucte zeigt einen vollständigen Missgriff im Sujet) und Racine's Athalie, Phèdre, Britannicus (Iphigénie ist durchaus abzuweisen — Esther ist nur eine schwächere Vorläuferin der Athalie und stofflich bedenklich); sonst empfiehlt sich etwa noch Voltaire's Tancrède.

Englisch. Von Shakespeare, der in I den Hauptplatz einnehmen, und vor dem selbst die Prosalectüre zurücktreten muss, lese man J. Caesar, Macbeth, Coriolanus, Richard II. und Merch. of Venice (manche andere Stücke bieten Hindernisse), daneben vielleicht Byron's Marino Faliero. — Sheridan's School for Scandal ist zu statarischer Schullectüre entschieden ungeeignet.

Zu bedauern ist es, dass der Verfasser nicht bei jeder Gruppe beide Sprachen hinsichtlich der empfehlenswerthen oder abzuweisenden Autoren in gleichem Masse, sondern bald die eine, bald die andere Sprache allein oder vorzugsweise berücksichtigt hat (z. B. bei A II, B I); überhaupt wäre eine ausführlichere Angabe von Werken zur Aufstellung eines Canons, die der Verfasser allerdings, nach dem Titel der Arbeit zu urtheilen, wohl nicht beabsichtigt hat, förderlicher gewesen. Auch liesse sich gewiss über die Richtigkeit einiger der vom Verfasser vorgetragenen Ansichten streiten, doch begnügt sich Ref. mit der im Vorstehenden gegebenen Inhaltsübersicht, die vielleicht manchen Fachgenossen zu eingehenderem Studium der an treffenden Urtheilen reichen Schrift veranlasst.

R. Tamm: Bemerkungen zur Metrik und Sprache Villon's. Progr. der höheren Bürgerschule zu Freiburg in Schl. 1879.

Der Verfasser sucht nachzuweisen, dass in Bezug auf Metrik und Sprache Villon der Sohn seines Jahrhunderts, der Uebergangsperiode von der alten zur neuen Zeit, ist, namentlich aber in der Form mit den altfr. Dichtern noch in engster Verbindung steht (p. 3). — Nach einigen ein-

leitenden Bemerkungen über den Charakter des Dichters, seine Darstellungsweise und seine Popularität, von der die innerhalb 50 Jahren seit der ersten Ausgabe seiner Gedichte (1489) nothwendig gewordenen 27 Auflagen (darunter die von Marot 1533 „verbesserte") ein beredtes Zeugniss ablegen, geht der Verfasser zur Besprechung der Metrik über. V. bediente sich hauptsächlich des achtsilbigen Fabliaux-Verses, seltener des zehn- oder fünfsilbigen (p. 5). Die Technik des Verses machte ihm keinerlei Schwierigkeiten, wie namentlich einige Balladen bezeugen, deren sämmtliche Verse auf r, s oder t ausgehen (p. 6). Als Eigenthümlichkeiten seines Pariser Dialekts sind der Uebergang von r in s, die Aussprache des e wie a (z. B. nach Marot: houbert = houbart) u. A. zu verzeichnen (ib.). Anklänge an altfr. Dichtungen sind: der häufige Gebrauch des Hiatus, der Aphäresis, Apokope und Synkope (lairray, debteur etc.), die Zweisilbigkeit von soyent u. dgl. (während andrerseits die Geltung von Wörtern wie muerai, prierai als zweisilbige der neufrz. Metrik entspricht, ib.), sowie das vereinzelte Vorkommen des enjambement (p. 7). Die Regelmässigkeit der Reime ist durchgängig bewahrt; gleichmässiger Wechsel zwischen männlichem und weiblichem Reim ist allerdings nicht vorhanden, wie auch die Verse nach altfr. Weise oft nur für das Ohr reimen (p. 8). — In Bezug auf die Grammatik behandelt T. nur Substantiv, Adjectiv, Artikel und Zahlwort. Die Declination des Substantiv anlangend, führt er zunächst den Nachweis von noch öfterem Gebrauch der altfr. s-Declination, namentlich aus Reimen, wo ja Marot keine „Verbesserung" anbringen konnte (p. 9), sowie von mehrfacher Auslassung der Genitiv- und Dativ-Präposition in gewissen Fällen (p. 10), giebt alsdann eine Aufzählung von Substantiven von echt altfr. Form und Bedeutung (chastel, monstier, enhort u. A., p. 11), von Stammwörtern, von denen die jetzige Sprache nur Composita oder Derivata braucht (heur, vis; ib.), von Substantiven, die bei V. eine andere Bedeutung haben als heute (escolier, chière etc., p. 12) und schliesst mit der Anführung mehrerer vom Dichter neugebildeten Wörter (repentaille, papaliste etc., ib.). — Aus den Adjectiven hebt der Verfasser zunächst eine lange Reihe solcher von veralteter Form oder Bedeutung hervor (voire, faictis etc., ib.); hierauf erwähnt er die Geschlechtslosigkeit derjenigen Adj., welche im Lateinischen nur eine Endung für masc. und fem. hatten (grand, tel), die aber allerdings auch schon in neufr. Form vorkommen (ib.), und führt greigneur und mineur als flexivische Comparativformen an (p. 13). Hinsichtlich des Part. passé constatirt T. die einige Male sich findende Nichtcongruenz mit vorangehendem Acc.-Object und bei être (ib.). — Von den Formen des altfr. bestimmten Artikels haben sich nur ly und das häufig begegnende ès, ez (= en les) erhalten; der partitive Artikel findet sich noch nicht, auch der bestimmte Artikel fehlt mehrfach, während noch der unbestimmte Artikel wie im Altfr. vor Plur. tantum in Pluralform vorkommt (unes brayes, ib.). — Unter den Zahlwörtern sind vingt und cent beachtenswerth, die ein Plural-s annehmen, sobald eine multiplicirende Zahl vorangeht (ib.), wie auch ambes, tiers und quart noch die echt altfr. Form zeigen (p. 14). —

Dieser Inhaltsübersicht will ich ein paar Bemerkungen über Einzelheiten hinzufügen. Zu bedauern ist es zunächst, dass T. nur die älteren Ausgaben der Werke V.'s von Prompsault (1832) und Jacob (1854), nicht aber die neuere von P. Jannet (Paris 1867) benutzen konnte, die jenen bei Untersuchungen, wie sie der Verfasser anstellte, wohl vorzuziehen sein durfte. p. 5, Abs. 2. Es lässt sich nicht recht erkennen, ob der Verfasser meint, der Gebrauch von esperit statt esprit rühre lediglich auf Grund einer Forderung der Metrik von V. her; jedenfalls ist esperit eine im Altfr. mehrfach vorkommende Form (z. B. im Chev. Lyon, Bartsch Chrest. [2]154, 17). — p. 6. voult (649) ist keineswegs durch Synkope aus voulut entstanden, sondern entspricht der altfr. stammbetonten Perfectform volt (neben volst). — ib. Dass man selbst noch zur Zeit V.'s in der optativen

Wendung m'ayd Dieu (124) die regelrechte altfr. Verbalform fast durchgängig bewahrte, von einer Apokope des e also hier nicht die Rede sein kann, habe ich in meiner Dissertation* ausführlich nachgewiesen. — p. 9 unt. Die Angabe, dass traïtor = traditor sei, ist doppelt fehlerhaft, denn ein Mal hätte mindestens traditorem als Etymon angegeben werden müssen, aber auch dies wäre nicht richtig, obwohl es sich bei Diez, Wtb. [3]421, s. v. tradire gleichfalls findet; vielmehr ist für den Nom. tradictor (altfr. trai[s]tre) zu Grunde zu legen, da bei jener Ableitung das t hätte ausfallen müssen. — p. 10. Wenn Verfasser sagt, dass die Casuspräp. im Gen. und Dat., so lange als Sujet und Régime besondere Formen hatten, „meistens" überflüssig waren, so ist das ein sehr ungenauer Ausdruck, da dieselben nur vor persönlichen Begriffen, wie auch die von T. citirten Beispiele beweisen, vor Sachnamen aber nur dann wegfallen durften, wenn diese personificirt erschienen (v. 42: Pour luy. foy que doy mon baptesme). Näheres Diez [3]III, 127 und 140. — p. 11. Bei mauffez verweist T. auf Burguy III s. v. faire (vgl. auch Diez Wtb. 373 s. v.); es ist jedoch nicht auf male factus, sondern auf male fatus zurückzuführen (G. Paris, Rom. V, 367). — ib. Wie in 1971 Chaussans, sans meshaing fauves bottes — meshaing mit meschin = jeune homme identisch sein kann, verstehe ein Anderer. Jacob's Erklärung „sans douleur" hätte getrost beibehalten werden können. Die Grundbedeutung „Verstümmelung" (vgl. Chev. Lyon 5314 méhaigner verstümmeln) und Etymologie des Wortes s. Diez, Wtb. s. v. magagna. — p. 12. Unter den Subst., die bei V. eine andere Bedeutung haben, als in der neufr. Sprache, erwähnt Verfasser la gent = peuple, nation. Er hätte dagegen bemerken müssen, dass gent in der heutigen Schriftsprache nur als Plural in der Bedeutung „Leute" vorkommt. — ib. In 402 Ly Dauphin, ly preux, ly Senez ist senez keineswegs ein von V. neugebildetes Wort = vieillards, sénateurs (etwa von senex?!), sondern ein echt altfr. = mit Verstand begabt (Diez, Wtb. s. v. senno). — p. 13. Wenn in 600 Pluschauldes que feu sainct Antoine der bestimmte Artikel vor dem Eigennamen fehlt, so dürfte der Grund dafür nicht in der vorangehenden Vergleichungspartikel que liegen, sondern darin, dass mit saint verbundene Personennamen keinen Artikel vor sich dulden, eine Regel, auf welche hier selbst die Hinzufügung von feu ohne Einfluss war.

Es soll nicht verkannt werden, dass der Verfasser Fleiss auf die Lösung seiner Aufgabe verwandt und manches zur genaueren Kenntniss der Metrik und Sprache V.'s in ihrem Verhältniss zum Altfr. Wichtige beigebracht hat; doch dürften obige Bemerkungen gezeigt haben, dass zu einer solchen Untersuchung in gewissen Punkten eine gründlichere Kenntniss des Altfr., namentlich der neueren etymologischen Forschungen, nöthig gewesen wäre.

---

* Historische Untersuchung über den Conj. Präs. der I. schwachen Conjugation im Französischen. Göttingen 1878 (Abdruck in Böhmer's Studien III, 411 ff.).

Ohrdruf. Dr. G. Willenberg.

Miscellen.

Zur patriotischen Lyrik von 1870/71.

Wie die Dichtung der Freiheitskriege von 1813/15 sich den ihr gebührenden Platz im Herzen des deutschen Volkes erworben, so wird auch die patriotische Lyrik von 1870/71 einst in unauslöschlichen Zügen auf ihrem Blatte in unserer Nationalliteratur verzeichnet stehen. Der gewaltige geistige Aufschwung der Jahre 1870/71, welcher auch die deutsche Lyrik in Waffen zeigt und in der Kunst- wie Volksdichtung Früchte gezeitigt hat, die bei gewissen ästhetischen und innerlichen Schwächen in letzter Instanz in dem über Alles erhabenen Ausdruck reinster und hingebendster Begeisterung gipfelt, jener gewaltige Aufschwung — sage ich — bietet in mehr als einem Punkte Parallelen, freilich auch die schärfsten Contraste zu der Kriegspoesie der Freiheitskriege. Der grosse Liederstrom, welcher sich in dieser, das gewaltige Ringen des Volksgeistes nach trüber und schmählicher Knechtschaft zum Bewusstsein bringenden Zeit über das Vaterland ergiesst, war wie der tausendstimmige Gesang des Jahres 1870, eine mächtige Waffe gegen den in tiefster Seele verhassten Corsen. Berufene und Unberufene stimmten die Leier an, um ein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Aber die Dichtung der Freiheitskriege hat ein individuelleres, ein mehr die dichterische Persönlichkeit wiedergebendes Gepräge, sie ist gemüthsinniger; die Lyrik der Jahre 1870/71, Jahre, in denen uns ein politisch reiferes, nicht geknechtetes, sich mächtig zur Einheit aufschwingendes Volk entgegentritt, ruht auf einem breiteren und festeren nationalen Grunde, sie hat weitere Perspectiven. Die Kriegspoesie von 1870/71 ist der von 1813 in der Herrschaft über die Formen der Dichtung überlegen; die ihr eigene politische Reflexion und das sich häufende rhetorische Pathos aber vermag die tiefer liegenden Saiten des Gemüthes nicht so stimmungsvoll in Bewegung zu setzen, wie die meist einfache liedliche Flüssigkeit des Gesanges von 1813, welcher sich überdies meist an das alte Volkslied selbst anlehnt. Die Poesie endlich der Freiheitskriege war in ihren Hauptvertretern, welche den Kämpfen selbst — wie Körner und Schenkendorf — nicht fern standen, eine Poesie der Jugend und athmete, wie bei Körner, noch unter dem sittlich hohen Pathos der Schiller'schen Muse.

Die Kriegslyrik von 1870 dagegen ist zum grossen Theil eine Poesie des reifen Mannesalters, — Freiligrath, Geibel, Grosse, Gottschall, Rittershaus, Marbach u. s. w. — ihr fehlt das Unmittelbare, das frische Leben einer Dichtung, welche auf feindlichem Boden, im Angesicht des Todes

entstanden ist. Freilich haben wir auch 1870 Dichter aufzuweisen, welche zugleich die „Leier und das Schwert" ergriffen — allein ihre Erzeugnisse sind nicht von durchschlagender Wirkung gewesen. Eine Erscheinung wie Theodor Körner, „der wie ein Meteor unter der staunenden Bewunderung der Mitwelt aufging und im Strahlenlichte verschwand, dem es vergönnt war mit der reinen Begeisterung der Jugendliebe die Erstlinge seiner Poesie auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen, mit seinem Schwerte an der Befreiung desselben theilzunehmen und ein Lied auf den Lippen für das Vaterland zu sterben", haben wir 1870 nicht aufzuweisen.

Dennoch ist die patriotische Lyrik von 1870/71 ein unvergänglicher Edelstein unseres Volkes; sie legt ein beredtes Zeugniss ab, wie frisch und mächtig das Herz Alldeutschlands schlug in dieser grossen, in der Geschichte fast einzig dastehenden Zeit.

Die drei Hauptrepräsentanten von Sammelwerken über die patriotische Lyrik sind die grosse Prachtausgabe der „Lieder zu Schutz und Trutz",* „Alldeutschland. Dichtungen aus den Ruhmestagen von 1870/71"; herausgegeben von Müller v. d. Werra und Wilhelm von Baensch"** und the last — not the least: „die Kriegspoesie der Jahre 1870/1871, geordnet zu einer poetischen Geschichte von Ernst Hensing, Ferdinand Metzger, Dr. Münch und Dr. Schneider.*** Letzteres ist ein wahrhaft nationales Denkmal der edelsten Erscheinung! Ohne Zweifel wird dasselbe das populärste Werk dieser Art bleiben, wie es an Reichhaltigkeit das umfassendste ist. Es enthält nicht nur das Beste der Kunstlyrik von 1870/71, sondern birgt auch einen grossen Theil der Volks- und Soldatenlyrik in sich. „Nicht allein die Heroen der Dichtkunst, auch das Volk, welches seine heiligen vaterländischen Gefühle dem Liede anvertraut hat", ist in demselben vertreten. Dem Umstande, dass das Werk erst einige Jahre nach beendetem Feldzuge erschienen, ist zu Gute gekommen, dass ihm die gesammte poetische Production der Kriegsjahre 1870/71, 5000 Gedichte, für die Ausarbeitung hat zu Grunde liegen können und in einer späteren Zeit das Gesammtgebiet der neuen Literatur mit mehr Ruhe und Objectivität zu überblicken war. Die Bewältigung eines so kolossalen Materials war mühevoll; Alles ist systematisch an dem Faden der Geschichte aufgebaut und harmonisch zu einem Ganzen verbunden. Als poetische Geschichte sich genau an die Phasen des Krieges haltend — es ist also nicht ein blosses Sammelwerk, durch seine Anordnung und seine Reichhaltigkeit unterscheidet es sich vortheilhaft vor anderen Publicationen — fügt es die Fülle der Gedichte in übersichtliche Rubriken ein. Kurz, es bietet ein vollständiges und getreues Bild des gewaltigen poetischen Aufschwunges der Jahre 1870/71. Dem „Volk in Dichtern" ist in demselben ein Denkmal gesetzt; ist daher manche duftlose Strohblume mit eingeflochten — auch das geringste Denkmal einer solchen Zeit ist der Erinnerung nicht unwerth, und ist doch auch sie aus einem Herzen voll reinster Begeisterung hervorgegangen.

Wie bereits früher gesagt, sind aus der Armee — natürlich abgesehen von der breiten Volksmasse — in den Jahren 1870/71 Sänger hervorgegangen, wenn auch nur in geringer Anzahl. „Aus dem Tagebuche eines Kriegsfreiwilligen" veröffentlichen wir hier zum ersten Male als einen „Nachtrag" zu der „Kriegspoesie der Jahre 1870/71" — wie zu den anderen Sammelwerken — eine Anzahl Lieder,† welche an echt vaterländischer Gesinnung, an jugendlicher Begeisterung den übrigen Erzeugnissen der patriotischen Lyrik dieser Jahre nicht nachstehen.

---

* Berlin, Franz Lipperheide.

** Magdeburg, Emil Baensch.

*** Strassburg, J. Schneider. 6 Bände.

† Die gesammelten Dichtungen sind unter dem Titel „Schwertlieder eines Freiwilligen" mittlerweile bei A. Silbermann, Essen u. Leipzig 1880, erschienen. Red.

1) Kriegslied für die Freiwilligen von 1870.

(Nach Fouqué's Kriegslied für die freiwilligen Jäger.)

Frisch auf, zum fröhlichen Jagen,
Ihr Muth'gen weit und breit;
Wie in der Väter Tagen
Das Kampfspiel sich erneut!
Auf, auf, freiwill'ge Jäger,
Entsteiget Eurer Gruft!
Ihr, edler Freiheit Träger! —
Zermalmt den wälschen Schuft.

Der König hat gesprochen —
Sein Wort ergreift das Herz —
Da sind wir aufgebrochen
Dem Corsen nicht zum Scherz.
Mit frischem Jünglingsmuthe
Und heh'rem Gottvertrau'n;
Mit unserm warmen Blute
Zu schirmen Deutschlands Gau'n.

Bleibt ruhig all' ihr Lieben!
Sei sorglos deutsches Land!
Mit alten deutschen Hieben
Ziehn wir zum Seinestrand.

Wir wollen tapfer streiten
Vom frühen Morgenroth,
Und thät der Abend leiten
Uns in den bleichen Tod.

Doch ziehen wir einst wieder
Als Krieger bei Euch ein —
Geeinte deutsche Brüder,
Das wird 'ne Freude sein!
Bekränzt mit Laub von Eichen,
Die Brust von Liedern voll —
Lasst nimmer uns mehr weichen
Vom Bund, dem Heil entquoll.

Ins Feld, ins Feld gezogen,
Es lacht uns Sonnenschein!
Gott ist uns wohl gewogen;
„Fest steht die Wacht am Rhein!"
Die Schwerter hoch geschwungen —
O selig, süsses Los!
Die Hörner sind erklungen,
Der Kampf, der Kampf bricht los.

2) Missmuth.

Als das Regiment lange Zeit vor Metz auf Vorposten liegen musste.
(Nach Körner's: „Vaterland, du riefst den Sänger.")

Vaterland, du riefst zum Schwerte,
Und ich liess der Brüder Reih'n;
Heisse Glut die Brust verzehrte,
Sehnend, stürmend ich begehrte
Dir mein junges Blut zu weih'n.
Abschied nahm ich von den Lieben,
Manches Auge wurde nass;
In das Feld hat mich getrieben
Frankenhass.

Und es flohen Tag' um Tage,
Dass ich steh auf Feindes Grund;
Aber wehe! trübe Lage,
Du entringst mir bitt're Klage,
Kämpfen durft' ich nicht zur Stund.

Soll ich ewig sein auf Wache,
Tief im Sumpfe bis ans Knie?
Soll'n die Geister meiner Rache
Flammen nie?

Feinde ringsum eingeschlossen,
Brecht hervor zum Völkerstreit!
Auf! Ihr Freunde, Kampfgenossen!
Tummelt Euch auf muth'gen Rossen,
Seid zum blut'gen Sieg bereit!
Fluch dir müss'gem Lagerleben!
Brich heran du Schlachtenroth!
Lass die Hörner laut erbeben
Mir zum Tod.

3) Im Lager vor Metz.

Unaufhaltsam strömt der Regen
Aus der Wolken dunklem Grau;
Herbstlich kalte Nebel legen
Weithin sich auf Flur und Au!

Ohne Obdach, ohne Hütte
Lagern wir auf freiem Feld;
Kaum ein Feuer in der Mitte
Nachts die Kälte fern uns hält.

Trauter Mantel, du Begleiter,
Deckst die müden Glieder zu;
Hüllst nach heissem Kampf den Streiter
Ein zu seiner ew'gen Ruh'.

Will die Feste noch nicht fallen!
Hart ist des Belagrers Los.
Alle Fäuste fest sich ballen
Zu des Feindes Todesstoss.

4) Auf Posten.

Tiefe Nacht umhüllt die Erde,
Alles ist so still umher,
Und am hohen Himmel droben
Leuchtet trüb das Sternenmeer.

Ich allein auf Posten stehend,
Luge nach dem Feinde aus;
Um mich her die Todten schlummern.
Kehr' ich je ins Vaterhaus?

Holde Träume bald umfangen
Von der Heimath meine Seel';
Und mit sehnend heissem Bangen
Ich der Rückkehr Stunden zähl'.

Da erschreckt mich heft'ges Feuer
Aus dem feindlichen Geschütz;
Hinter starkem Festungsmäuer
Dringt hervor der blaue Blitz.

Schnell Alarm! Hinweg das Träumen!
Kämpfe für dein Vaterland!
Und auf Posten ohne Säumen
Halte bis zum Tode Stand.

5) Am 27. October 1870.

Horch! Welch' süsse Töne dringen
An das kriegsgewohnte Ohr!
„Metz! Heil — Metz — hat sich ergeben!"
Schallt's aus Aller Mund hervor.

Kurz zuvor noch Donnerwetter,
Und das Herz so sehnsuchtsvoll;
Plötzlich diese frohe Kunde,
Welche uns erlösen soll!

Jubel über Jubel mischt sich
In das frohe Dankgebet. —
„Gott im hohen Himmel", klingt es,
„Du warst Schützer früh und spät!"

Bange, bange Monde lagen
Wir auf feuchtem Erdengrund;
Fern vom heimathlichen Herde,
Voller Müh' zu jeder Stund.

Doch der Muth, der hehre, wich nicht
Zu des Vaterlandes Heil,
Metz, die Feste zu bezwingen
War ja des Belag'rers Theil.

Endlich ist der Sieg errungen;
Lauter schlägt es an das Ohr,
Und aus tausend Kehlen schallet
Gottes Lobgesang hervor.

Dr. Weddigen.

Die ſchickſale der germaniſchen *g* und *j* im Neuhochdeutſchen.

Bekanntlich haben die germaniſchen Sprachen ihre F, Þ, H erweicht wenn dieſe im Inlaut nach der urſprünglich „unbetonten" ſilbe standen, d. h. ſie haben in dieſer Stellung *f*, þ, *x* zu *v*, *ð*, *j* gemacht.* Ferner haben ſie mehr oder weniger früh die durch ſchwund des *h*-Lautes aus den indogermaniſchen BH, DH, GH hervorgegangenen *b*, *d*, *g* in vielen Fällen des Inlautes ebenfalls durch *v*, *ð*, *j* erſetzt (vergl. mein Buch „Zur Laut-

* *j* bezeichnet den mediopalatalen tönenden Reibelaut. Das J der indogermaniſchen Sprachen ist urſprünglich kein antepalatales *j́*, ſondern wie das neuhochdeutſche nichts als ein mitlautender Vokal und kommt hier nicht in Betracht. Über mitlautende Vokale und ſelbstlautende Konſonanten vergl. „Zur Lautverſchiebung" ſ. 110 ff. ʹ verwende ich als Längenzeichen; die Gründe dafür ſ. Herrigs Archiv Bd. 58, ſ. 51 f., Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum, Anzeiger IV, ſ. 307, Bartſchs Germania XXIII, ſ. 123 f.

verſchiebung"). Während alſo im Anlaut die alten F, þ, H und B, D, G ſtreng geſondert bleiben und es in dieſer Stellung überhaupt keine *v*, *ð*, *j* giebt, fallen im Inlaut beide Reihen häufig in ein unterſchiedsloſes *v*, *ð*, *j* zuſammen.

Die alten *g* und *j* erlitten nun in den verſchiedenen neudeutſchen Mundarten ſehr ungleiche ſchickſale. Die meiſten niederdeutſchen haben alle inlautenden *g* geöffnet, d. h. ſie haben den Verſchluss in eine bloſe Verengung übergehen lassen; die oberdeutſchen haben umgekehrt, nach einigem Hin- und Herſchwanken, alle *j* wie *g* behandelt (ſo in einem groſen Theil von Oberſachsen, in ſchleſien, Deutſchöstreich, Altbaiern, Oberſchwaben, im ſüdlichen Theil des ſchwarzwaldes, im Oberelfass und in der ſchweiz, ferner in manchen niederdeutſchen Gegenden, wie z. B. Mecklenburg, Westfalen); die mitteldeutſchen haben den stimmloſen palatalen Reibelaut für *g* und *j* geſetzt. ſo finden wir nebeneinander:

lüjen, träje, dirijiren, elejiſch
lügen, träge, dirigiren, elegiſch
lüchen, träche, dirichiren, elechiſch u. ſ. w.

Was ſoll aber als richtig neuhochdeutſch betrachtet werden?

Offenbar nur was den Geſetzen der neuhochdeutſchen Sprachentwicklung gemäs ist. Alle alten *v* ſind im Nhd. zu *b* geworden, alle *ð* zu *d* und dann (in Folge der hochdeutſchen Verſchiebung ſämtlicher *d*) zu *t*; die Erſetzung der Verengung durch vollständigen Verſchluss ist alſo das Geſetzmäsige; darnach gehn alle *j* in *g* über. Entweder müssen wir lewen, Vaðer, lejen, oder leſen, Vaþer, lechen, oder aber leben, Vater, legen ſagen. Dass auch früher das G nicht wie im niederdeutſchen lejen, ſiejen u. ſ. w. den Laut eines neuhochdeutſchen J gehabt haben kann, ergiebt ſich daraus dass alle alten J im Inlaut getilgt worden ſind: z. B. mittelhochdeutſch mǟje, krǟje, sǟje, drǟje, blǟje, nǟje, wǟje, blýeje, kýeje, vrýeje, glýeje, mýeje, brýeje u. ſ. w. ist neuhochdeutſch zu *mǟə* (mähe), *kṙrǟə* (krähe), *ſǟə* (ſäe), *dréə* (drehe), *blǟə* (blähe), *nǟə* (nähe), *wéə* (wehe), *blýə* (blühe), *kẋýə* (Kühe), *fṙýə* (frühe), *glýə* (glühe), *mýə* (Mühe), *bṙýə* (brühe, Brühe) u. ſ. w. geworden, nicht aber býege, výege, klýeger, ſchlýege, trýege, krýege, trǟge, lǟgen u. ſ. w. zu *býə* (Büge), *ſýə* (füge), *kllýəṙ* (klüger), *šlýə* (schlüge), *tṙṙýə* (trüge), *kṙṙýə* (Krüge), *tṙrǟə* (träge), *lǟən* (lägen) u. ſ. w.; folglich kann das G nicht wie unſer J gelautet haben.

Für die echte Media *g* im Inlaut ſpricht ferner unſere herkömmliche Rechtſchreibung, welche im Ganzen als ein treues Bild unſerer Sprache zu betrachten ist, ganz entſchieden, indem ſie J, CH und G ſcharf ſondert und zwar in Übereinstimmung mit den oberdeutſchen Mundarten; ſie ſchreibt weder gejen, noch gechen, ſondern gegen; ſchlagt neben ſchlacht; mögt neben Macht, mochte, gemocht. ſo wenig die vorkommenden Vertauſchungen von Ü und I, von Ö und E, von O und A, von SCH und Z, von S und SS u. ſ. w. beweiſen, dass man Ü, Ö, O, SCH, S wie I, E, A, Z, SS u. ſ. w. ſprechen müsse, ebenſo wenig kann man aus

den vereinzelten Vertauschungen von G, J und CH etwas gegen die richtige Unterscheidung der entsprechenden Laute folgern.

sowohl die Sprachgeschichte als die neuhochdeutsche Orthografie giebt also den zwanzig Millionen Deutschen Recht welche das inlautende G niemals weder als J, noch als CH hören lassen.*

Hinter N ist G stäts geschwunden, nachdem N (wie vor K) zu *η* geworden; statt *laηgə* spricht man heute *laηə*. Genau wie *ηg* ist auch *mb* behandelt worden: statt des Lambes, krumbe u. s. w. sagen wir jetzt des Lammes, krumme u. s. w. Da Lammes Lamm, Kämme Kamm, krumme krumm u. s. w. und nicht etwa Lammes Lamp, Kämme Kamp, krumme krump u. s. w. das im Nhd. einzig Zulässige ist, so kann natürlich auch nur das bei der vorwiegenden Mehrheit übliche Gesaηes Gesaη, ich driηe ich draη u. s. w., nicht aber Gesaηes Gesaηk, ich driηe ich draηk u. s. w. für neuhochdeutsch gelten.

Überall wo sich im Inlaut vor Tönenden die Media erhalten hat, kann kein Zweifel darüber sein, was im Auslaut und vor T und S an deren Stelle treten muss. Wir sagen gében gáp, líeben líept, gráben gräpst u.s.w. láden lút, Wälder Wältchen, neidisch Neit u. s. w. und nicht etwa gében gáf, líeben líeft, gráben gräfst u. s. w., láden lús, Wälder Wälschen, neidisch Neis u. s. w.; folglich ist auch nur genű-gen genúk, lűgen lók, bergen bark u. s. w., und nicht genűgen genúch, lűgen lóch, bergen barch u. s. w. den neuhochdeutschen Lautgesetzen gemäs. Das ist nicht etwa eine Neuerung: schon das Mittelhochdeutsche schreibt im Auslaut stäts C, T, P statt G, D, B. Dasselbe thun das Griechische, das Lateinische und viele andern Sprachen vor T und S: statt GT und GS erscheint ausnahmslos KT und KS; z. B. ἐκλεκτικός von ἐκλέγω, — director von dirigo u. s. w. Da unsere schulen das Ohr der Jugend vom ersten Leseunterricht an gegen den

---

* In Herrigs Archiv Bd. 57, s. 196 ff. und 209 habe ich gezeigt, wie unbesonnen und gedankenlos es ist wenn man sich zur Feststellung des nhd. Lautstandes auf den sogen. „Wohllaut" und auf den Reim berufen will. Wenn z. B. Goethe überzeugen: Gleichen, — vergnügen: Griechen, — Augen: brauchen u. s. w. bindet, so ist das für ihn und die Millionen welche iberzeichen, vergniechen, Auchen u. s. w. sprechen, ganz richtig gereimt; aber sollen wir deshalb das Nhd. verhunzen? — Da man gewohnt ist in Aufsätzen über nhd. Lautlehre die naivste Voreingenommenheit und Befangenheit zu finden, so bemerke ich ausdrücklich, dass die hier von mir vertheidigte Sprechweise weder die meiner Heimat ist, noch die der Gegenden in welchen ich den grösten Theil meines Lebens verbracht habe. Gegenüber der seltsamen Leidenschaftlichkeit, mit welcher sich die Leute oft für ihre Sprachgewohnheit erhitzen, erkläre ich ferner, dass ich mit der grösten seelenruhe gejen, oder gechen, oder jejen, oder chechen u.s.w. sprechen würde, wenn eine dieser Lautformen allgemein üblich wäre; davon sind sie freilich alle weit entfernt.

Unterſchied zwiſchen den reinen, ungehauchten Tenues einerſeits und den Aspiraten und Affrikaten *ph*, *th*, *kẋ*, *kx* (wie im neuhochdeutſchen Pass, Tón, Kíel, Kasse) und den tönenden Medien andrerſeits gewaltſam abstumpfen, giebt es freilich unzählige Leute welche ap, unt, lák sprechen und gleichwohl mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit ab, und, lág zu hören behaupten.

Die hier auf Grund streng wissenſchaftlicher Unterſuchung als neuhochdeutſch nachgewieſene Sprechweiſe herſcht auf der Bühne und wird von Männern wie Karl Weinhold, Daniel Sanders, Heinrich Laube, Richard Wagner, Julius Stockhauſen, Ferdinand Hiller, Karl Eckert u. A. als die richtige anerkannt und gelehrt. Es kennzeichnet ſo recht die auf dem Gebiet der neuhochdeutſchen Lautlehre herſchende Stümperei und Unwissenheit, dass Manche ſich nicht entblöden jenen Lautstand als etwas Gemachtes und Erkünsteltes hinzustellen; dieſen Herren ist unbekannt, dass zwanzig Millionen, worunter auch zahlreiche Niederdeutſche, das G weder in der Volksmundart noch in der gebildeten Rede mit J oder CH zuſammenwerfen.

ſaargemünd. J. F. Kräuter.

Fehlerhafte Imperative.

Eine geradezu widerwärtige (weil durch nichts zu rechtfertigende) Erscheinung des neueren deutschen Sprachgebrauchs sind solche Imperative wie „trete“ statt „tritt“, „lese“ st. „lies“, „schelte“ st. „schilt“, „komme“ st. „komm“, „lasse“ st. „lass“, „verlasse“ st. „verlass“ u. a. Man kann allerdings sagen: „Er trete heran und lese diesen Brief (accedat atque legat has litteras; qu'il approche et qu'il lise cette lettre) — das sind aber bekanntlich keine Imperative, sondern es ist der Conjunct. Präsentis und zwar nicht in der zweiten, sondern in der dritten Person Sing. In der zweiten Person Imperativi kann es nur heissen: „Tritt heran und lies diesen Brief“; desgl.: „Komm und lass Dich umarmen“, nicht: „Komme und lasse Dich umarmen.“ Denn die zuletzt genannten Formen könnten wiederum nur als dritte Person Conj. Präs. angesehen werden („Er komme und lasse sich umarmen“).

Fehlerhafte Imperative dieser Art finden sich nicht selten, auch bei einzelnen Klassikern, z. B. bei Göthe: vergl. G.'s Werke XIII, 346 („So ziehe denn hinüber und trete frisch in jenen Kreis“);* desgl. XII, 165 („Betrete“ st. „betritt“). Die zuerst genannte Imperativform findet sich auch bei Anast. Grün: vergl. den „Letzten Ritter“ p. 198 („Du aber Karl, mein Enkel, o trete näher mir“). Die Imperative „schelte“ und „empfehle“ st. „schilt“ und „empfiehl“ kommen ebenfalls bei Göthe vor: vergl. XIV, 20 u. XXVIII, 362. „Lasse“ st. „lass“, „verlasse“ st. „verlass“ sind ziemlich häufig und weniger anstössig für das Sprachgefühl: vergl. Anast. Gr. „Der letzte Ritter“ p. 165, und den bekannten „Aufruf“ von Th. Körner („Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen etc.“), während es in demselben Gedichte kurz vorher richtig heisst: „Lass den Meissel fallen etc.“ Ebenso lesen wir bei einem bekannten Schriftsteller der neuesten Zeit: „Führe mich zur Mauer und lasse mich dort nieder“ (vergl. Ebers: Homo sum, 4. Aufl., Stuttg. u. Leipz. bei Hallberger, p. 389).

* Auch hier wäre es natürlich richtig, zu sagen: „Er ziehe hinüber und trete frisch in jenen Kreis.“

Merkwürdig aber ist es, dass wir bei dem soeben genannten Autor bisweilen auch die umgekehrte Erscheinung finden. In einer bei ihm sehr beliebten Redeweise gebraucht er nämlich eine Imperativform, wo der Conj. Präs. stehen müsste: vergl. Homo sum p. 32 („Sieh Einer den Tölpel“ st. „Sehe Einer den Tölpel“, videat aliquis hominem rusticum).

Ldsb. a. d. W. A. W.

Zur Geschichte der pseudo-aristotelischen Ortseinheit.

In einer bei Georg in Genf erschienenen Brochüre Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille, bedaure ich, den Commentar Castelvetro's zu Aristoteles' Poetik nicht zur Hand gehabt zu haben. Hier in Mailand habe ich nun die erste (Wiener) Ausgabe von 1570 einsehen können. Sie enthält Fol. 60 folgende für mein Thema wichtige Stelle:

„Appresso, la tragedia non ricevette la lunghezza della favola dell' epopea, cioè non ricevette quella azione che trapassi un giro del sole, nel poteva ricevere secondo il possibile, siccome mostreremo. Ora, perchè la tragedia da prima ricevesse ancora la lunghezza dell' epopea, la quale ha rifiututa poi, essendosi avveduta che non le si conveniva come cosa impossibile, — Aristotele parla specialmente dello spazio che può al più occupare la tragedia, che è un giro del sole, laddove lo spazio dell' azione dell' epopea non è determinato. Percioché l'epopea narrando con parole sole può raccontare una azione, avvenuta in molti anni e in diversi luoghi senza sconvenevolezza nissuna, presentando le parole allo intelletto nostro le cose distanti di luogo e di tempo, la qual cosa non può far la tragedia, la quale conviene aver per soggetto un' azione avvenuta in piccolo spazio di luogo e in piccolo spazio di tempo, cioè in quel luogo e in quel tempo dove e quando i rappresentatori dimorano occupati in operazione, e non altrove, nè in altro tempo. Ma così come il luogo stretto è il palco, così il tempo stretto è quello che i veditori possono a suo agio dimorare sedendo in teatro, il quale io non veggo che possa passare il giro del sole, siccome dire Aristotele, cioè ore dodici, conciòsiacosachè per le necessità del corpo, come è mangiare, bere e deporre i superflui pesi del ventre e della vesica, dormire e par altre necessità, non possa il popolo continuare oltre il predetto termine così fatta dimora in teatro. Nè è possibile a dargli ad intendere, che sieno passati più dì e notti, quando essi sensibilmente sanno, che non sono passate se non poche, ore, non potendo l'inganno in loro avere luogo, il quale e tuttavia riconosciuto dal senso. Per la qual cosa vegganse Plauto e Terenzio come si possono scusare di non aver errato, che in alcune commedi, loro hanno fatto durare, l'azione più lungo, d'un giorno. Ora quantunque l'epopea, come abbiamo detto, non sottogiaccia alla necessità di questa legge e possa raccontare una azione avvenuta in molti anni, non che in molti dì, e in luoghi molto distanti, non che in un luogo largo, — non può non dimeno essa tirare il suo raccontamento in lungo tanto, che non fosse cosa verisimile, che esso epopeo l'avesse potuto recitare al popolo in una fiata, cioè in tante ore in quante con suo agio l'avesse potuto il popolo ascoltare per quelle medesime, ragioni per le quali la tragedia non si può tirare in lungo oltre il giro del sole. E perciò si trova la distinzione dell' epopea lunga in libri di tanta lunghezza di quanta è verisimile che agiatamente, abbia l'autore, potuto recitare e l'ascoltatore udire in una sola volta.“

Man ersieht aus dieser wichtigen Stelle: 1) dass der Autor sich der 1561 publicirten Ansicht Julius Cäsar Scaliger's anschliesst, nach welcher die Dauer der tragischen Handlung mit derjenigen ihrer Aufführung zusammenfallen soll, 2) dass Philip Sidney's Apology for Poetry aus Castel-

vetro geschöpft hat (man vergleiche nur den Passus über Plautus und Terenz), 3) dass die Ortseinheit also schon 1570 klar ausgeschieden und der Zeiteinheit gegenübergestellt erscheint. Bis auf Weiteres muss wohl Castelvetro als ihr Finder und Formulirer betrachtet werden.

Mailand. H. Breitinger.

Tout comme chez nous.

In Nolant de Fatouville's „Arlequin, Empereur dans la Lune“, aufgeführt im Jahre 1684 (Ghérardi „Théâtre Italien“, Bd. I), macht Harlekin, der sich für den Kaiser im Monde ausgegeben hat, dem Doctor, dessen Tochter er heirathen will, eine Beschreibung der Mondbewohner; bei jedem Zuge dieser Beschreibung bemerken die Umstehenden: „C'est tout comme ici.“ Daraus ist das bekannte „tout comme chez nous“ geworden, wie Goethe in der „Italienischen Reise“, Brief aus Castel Gandolfo vom 8. October 1787, citirt. Schon Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans schreibt am 22. October 1794 an Kurfürstin Sophie von Hannover (Ranke „Französische Geschichte“, 1. Aufl. 1870, 6. Bd., S. 216): „Man kann nicht sagen von Lutzenbourg wie im Empereur de la Lune: c'est tout comme ici — denn man sieht hier wenig vergnügte Gesichter.“ Auch Holberg benutzt im „Ulysses von Ithacia“, Act 2, Scene 2 diese Wendung häufig in dänischer Form. Georg Büchmann.

Zu dem Bd. LXII, S. 77 ff. veröffentlichten Vortrag des Herrn K. Biltz über die Etymologie des Wortes „Sorge“ sei es gestattet einen kleinen Nachtrag zu liefern. „Sarg“ heisst in Oesterreich beim Buchbinder das, was in Norddeutschland „Falz“ genannt wird, die Einpressung am Rücken des Buches, wo die Deckel angelegt werden. Wenn der Deckel des Buchs zu schwer aufgeht, so hat es einen zu kleinen „Sarg“ oder „Falz“. „Sarg“ heisst ferner in Süddeutschland der einschliessende Rahmen an einem Tisch, in welchem die Füsse eingereiht sind, auf welchem das Tischblatt aufliegt; ferner der untere Rahmen an einem Kasten, in welchen die Rück- und Seitenwände eingefügt sind, welcher also unten den ganzen Körper des Kastens umschliesst.

Statt Besteck ist in Süddeutschland allgemein Gesteck oder G'steck zur Bezeichnung einer Frauensperson in humoristischem oder auch verächtlichem Sinn. Ein Localblatt brachte vor einiger Zeit in einer Persiflage der Mode folgende Verse im Volksdialekt:

Was bampelt mer mei Röckle,
Was bampelt mer mei Schlepp,
Was bin i für e G'steckle
Mit meine falsche Zöpp'.

Notiz.

Der Verfasser der im LXII. Bande des Archivs (S. 114—116) besprochenen deutschen Literaturgeschichte in italienischer Sprache ist ein geborener Waldenser und heisst eigentlich Jean Jacques Parander, Pasteur. Brenles près Moudon (Vaud) Suisse. Im Verkehre mit seinen italienischen Landsleuten dagegen schreibt er sich Gian Giacomo Parandero.

Die Hermansschlacht in der deutschen Literatur.

Von

J. E. Riffert.

I.

Die alte Zeit.

Indem in folgenden Blättern achtzehn Jahrhunderte deutscher Geistesbestrebungen mit besonderem Hinblick auf ein bestimmtes Gebiet derselben vorgeführt werden sollen, ist es die Absicht, unter der Bezeichnung der „Hermansschlacht in der deutschen Literatur“ die Grenzen der Betrachtung soweit zu ziehen, dass auch alle diejenigen Schriftdenkmäler dabei zu berücksichtigen sind, die, gleichsam Ableger des gewaltigen Stoffes, sich um die Vor- und Nachgeschichte des cheruskischen Helden gruppiren und als „Hermans Tod“ und unter ähnlichen Titeln in der Literatur zu Tage getreten sind. Da dies Verfahren, bei der Untrennbarkeit so verwandter Tatsachen, keiner besonderen Rechtfertigung bedarf, so gehe ich sofort auf die notwendige geschichtliche Unterlage der Armin-Ereignisse über. Diese, auf den unten angezogenen Historikern fussend, stellen sich in Kürze, wie folgt, heraus.* Ar-

* Tacitus, Annal. I, 55—71. II, 5—26. 44—46. 62. 63. 88. XI. 16—17. XII, 27. Cassius Dio LVI, 18—22. 24. 25. LVII, 5. 6. 18. Vellejus Paterculus II, 117—120. Strabo VI, 4. VII, 1. Florus IV, 12. Sueton, Augustus 23. Orosius VI, 21. Plinius VII, 45. Seneca, epist. 57. Zonaras, Annal. tom 2. — Ein antiker Poet, ein Römer, der letzten Zeit des August angehörig, berührt die Varusschlacht ebenfalls, Manilius, im ersten Buche seines Astronomikon: feurige Zeichen hätten sich bei jenem Ereigniss am Himmel gezeigt (Ausg. v. Bentley, 1739, v. 896 ff.):

min,* ein Cherusker, Sohn des Segimer, wahrscheinlich 16 v. Chr. geboren, teilweise in Rom erzogen, überfällt mit Hülfe der Katten, Marsen und Brukterer im Herbst des Jahres 9 n. Chr.** drei römische Legionen, die achtzehnte, neunzehnte und zwanzigste, unter dem Oberbefehl des Quintilius Varus, als dieser auf einer Expedition in das Innere Germaniens begriffen war, zuerst an der Weser, darauf, als der Römer sich zurückzog, im teutoburger Walde, woselbst das feindliche Heer vollständig vernichtet wurde.*** Als darauf, im Jahre 15, Germanicus seinen ersten Rachezug unternahm, spielte Segestes, ein Freund der Römer, seine Tochter Thusnelda, Armins Gemalin, in die Hände desselben.† Wütend über den Verlust, wiegelt der Gatte die Cherusker von neuem auf; zwi-

„Externas modo per gentes; ut foedere rupto
Cum fera ductorem rapuit Germania Varum,
Infecitque trium legionum sanguine campos;
Arserunt toto passim volitantia mundo
Lumina, et ipsa tulit bellum natura per ignes,
Opposuitque suas vires, finemque minata est.“

* Ueber den Namen später.

** Vellej. Paterc. II, 117. Ein Gelehrter, Eduard Schmidt, will die drei Schlachttage für den 9. 10. und 11. September berechnet haben. Clostermaier, Wo Hermann den Varus schlug. Lemgo 1822, p. 201. — Auch das Jahr 9 blieb nicht unbestritten (Brandes); man nahm noch die drei folgenden 10, 11 und 12 in Anspruch.

*** Der Kampfplatz zieht sich in die Gegend zwischen Oesterholz, Schlangen und Haustenbeck im lippischen Walde zusammen. Clostermaier, p. 87 bis 110. Ueber den Zug des Varus weiter unten. Ferner Tac. Annal. I, 61. XII, 27. Interessant ist, dass dem Germanicus später eine Anhöhe gezeigt wird, von der Armin zu den Deutschen vor dem Angriff geredet. Eine Karte des Kampfplatzes findet man bei Tappe, Die wahre Gegend und Linie der dreitägigen Hermansschlacht.

† Ihren Namen kennt als Einziger Strabo, VII, 1. Thussinhilda. Sie gebar in der Gefangenschaft den Thumelicus und ward mit diesem im Triumph aufgeführt. Beide waren 47 schon tot. Im genannten Jahre war von dem Heldengeschlecht nur noch des Flavius Sohn, Italicus, Armins Neffe am Leben. Die Prachtworte des Tacitus, Thusneldens Gefangennehmung betreffend, lauten: (Annal. I, 57) „Inerant feminae nobiles, inter quas uxor Arminii eademque filia Segestis, mariti magis quam parentis animo, neque victa in lacrimas neque voce supplex, compressis intra sinum manibus gravidum uterum intuens.“ — Ueber ihr sowie ihres Sohnes vermutliches Bild in den Statuen der Loggien dei Lanzi zu Florenz vgl. Göttling, Thusnelda und Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Jena 1843. Bei der Mutter ist der Beweis der Echtheit sicherer. Die tiefe Tragik der Züge eignete sich wol für die vor dem feindlichen Triumphwagen schreitende Gemalin Armins. Unter den Neueren haben Ernst von Bandel und Piloty ihre Gestalt zu fixiren gesucht, ersterer plastisch, letzterer malerisch.

schen ihm und Cäcina, dem Unterfeldherrn des Germanicus, kommt es auf dem zweiten Kriegszuge zur Schlacht, die infolge der Uneinigkeit der germanischen Fürsten verloren geht. Durch die Wälder Deutschlands abgeschreckt, setzt Germanicus ein Heer vermittelst einer Flotte an der Küste der Nordsee ab; an der Weser treffen sich die beiden Gegner, die Deutschen wieder unter Führung Armins; nachdem dieser in einer Unterredung über den Strom hinüber vergebens seinen römisch gesinnten Bruder Flavius zu seiner natürlichen Partei herüberzuziehen versucht, siegen zwar bei Idistavisus (16 n. Chr.) die Römer von neuem, jedoch hält es Germanicus für geraten, den Rückzug anzutreten. Seitdem blieben die Germanen von Italien aus unbehelligt. Armin wollte sich in der Folge, aus seiner gewaltigen Natur heraus, die Alleinherrschaft aneignen, wol mit dem Hintergedanken, Rom in Italien anzugreifen; seinen mächtigsten Gegner Marbod, den Beherrscher der Sueven, schlug er aus dem Felde; zuletzt fiel er durch Hinterlist seiner Verwandten, im Alter von siebenunddreissig Jahren, also 21 n. Chr.*

Was die Haupttat unsres Helden, die Schlacht im teutoburger Walde, anbelangt, so muss, um sie richtig zu beurteilen, vor allem eins im Auge behalten werden. Als historisches Ereigniss, als Factum an sich, war sie keineswegs von so ungeheurer Bedeutung. Will man den Berichten der Römer Glauben schenken, so fielen bei Idistavisus, wenige Jahre nach dem Untergang der drei Legionen, sicher eben so viel Germanen, wie Römer im lippischen Walde. Aber, was diese Schlacht aus der deutschen Geschichte wie wenige heraushebt, was sie, ich möchte sagen, typisch für einen Befreiungskampf macht, das waren die ethischen Motive, die sie bedingten, war der moralische Eindruck, den sie hervorbrachte. Dieser letztere war so bedeutend, dass der Sieg durch zwei darauf folgende, für die Deutschen ungünstig ausfallende Schlachten nicht ge-

* Die Daten ergeben sich aus Tac. Ann. II, 88. — Ebendaselbst widmet er dem Gefallenen die ehrenvollen Worte, die auch sein Denkmal auf der Grotenburg zieren: „Arminius, liberator haud dubie Germaniae, et qui non primordia populi romani, ut alii reges ducesque, sed florentissimum imperium lacessierit, proeliis ambiguus, bello non victus.“

trübt werden, ja der siegreiche Römer noch obendrein nach diesen Vorteilen gezwungen werden konnte, sich mit dem Rhein als Grenze zu begnügen, nachdem er bereits bis an die Weser vorgedrungen war.

An den unter den Strich verwiesenen Nekrolog, den Tacitus dem Helden widmete, knüpft sich nun sogleich die erste Nachricht, dass vielleicht schon zu Armins Lebzeiten, sicher aber bald nach seinem Tode Lieder von seinen Taten im Munde der Landsleute erklangen. „Canitur adhuc, fährt der Römer fort, barbaras apud gentes, Graecorum annalibus ignotus, qui sua tantum mirantur, Romanis haud perinde celebris, dum vetera extollimus, recentium incuriosi.“ Tacitus schrieb seine Jahrbücher etwa hundert Jahre nach der teutoburger Schlacht; die Gesänge lebten also zu jener Zeit noch im Volke; erhalten sind sie uns nicht.

Jakob Grimm* hat diese Notiz, die uns den Befreier Deutschlands zum ersten Mal von poetischem Lichte verklärt zeigt, zerstören wollen. Er nimmt an, Tacitus habe Lieder von dem Helden Irmino gehört und sie irrtümlich auf Armin bezogen. Ich glaube, dass diese Behauptung der Beweiskraft völlig ermangelt. Und angenommen, sie wären unserm Helden nicht als eigentümlich zuzuweisen, hätte man nicht die Frage als berechtigt aufzuwerfen, ob die Germanen ihren Befreier nicht in Liedern gefeiert haben sollten? Was, aus der Erfahrung aller Zeiten heraus, nur mit: Ja beantwortet werden müsste.

Noch eine zweite Hypothese ist hier zu erörtern. Mone** will die Lieder für Siegfriedsgesänge in Anspruch nehmen. Er folgert: die Taten Armins den Römern gegenüber mussten untergehen, sobald man dieselben nicht mehr als Feinde zu betrachten hatte. Nur der tragische Tod blieb im Gedächtniss der Nachwelt haften. Nachdem so der politische Charakter des Ereignisses abgestreift war, bildete die Sage sich wesentlich als Familiensage aus: die kurze unglückliche Ehe (Armin, Thusnelda; Siegfried, Chriemhilt), die einem andern bestimmte

* Mythologie, 4. Auflage. I, 292.

** Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache. Aachen und Leipzig 1830. I, 69—73.

Frau, die mörderischen Verwandten, der frühe Tod, der grosse Ruhm. Auch bei Siegfried treten die Taten — der Kampf mit dem Lindwurm, der Sieg über die Nibelungen — zurück, sie werden nur erzält; dazu erinnert Chriemhilt der Wortbedeutung nach an Thusnelda, die als Thursenhilt eine Riesenkampfjungfrau wie Chriemhilt ist; der Ort, den Germanicus dem gefangenen Segest zum Aufenthalt anweist, das castra vetera, ist in der Tat Xanten; die Alliteration in den Namen Segest, Segimunt, Segimer leitet auf Siegmund, Sieglint und Siegfried hin, in Adgandester, der nach Tacitus sich erbot, Armin durch Gift beiseite zu schaffen, ist im Keim bereits der Name des Hagen enthalten, und das: „dolo propinquorum cecidit“ des Römers deutet auf Hinterlist bei der Ermordung hin. Dann muss Etzel als römischer Kaiser in Anspruch genommen werden, dessen Hof dem des Hunnenkönigs an Pracht gleichkommt; zudem war auch Siegfried daselbst anwesend,* wie Armin zu Rom; sein Geschlecht, wie das der Burgunden, ward in den Kämpfen nach des Helden Tode aufgerieben. Nur ist ein Unterschied zu bemerken: bei den Cheruskern sucht der Mann die Rache, im Liede der Nibelungen die beleidigte Frau.

Ich glaube, dass es wenig Mühe in Anspruch nehmen würde, die Mone'schen Ausführungen Nummer für Nummer zurückzuweisen; die übereinstimmenden Punkte sind zum Teil Zufall, zum Teil sehr problematisch, wie die Alliteration der Namen, die man bei altgermanischen Geschlechtern vielfach antreffen kann; und Hagen etymologisch mit Adgandester in Verbindung zu bringen ist schwerlich erlaubt. Zudem leidet die ganze Ausführung an grosser Künstlichkeit. So ist für Armin, wie für Chriemhilt, keineswegs Rache das Hauptmotiv seiner Kämpfe gegen Germanicus, Cäcina und Marbod. Und endlich, was die einzelne Widerlegung der Mone'schen Hypothese überflüssig macht; mit seinen Vergleichungen würde man die ganze Siegfriedsgestalt als eine Sagengestalt hinstellen müssen; sie ist aber eine mythische, die erst sich zur sagenhaften ausbildete, als geschichtliche Momente hinzutraten. Von Siegfried

---

* Nibelungenlied, Zarncke 177, 4.

erzälten die Germanen sicher schon, ehe ein Römer deutschen Boden betrat.

Dass aber im Arminsfoff ein nationales Epos im Keime verborgen lag, tragisch und gross, wie das Nibelungenlied, will ich nicht bestreiten. Zeit und Umstände, andere Helden, wie der Berner, erstickten eben die junge Pflanze, wie sie uns die taciteischen Lieder repräsentiren. „Das blutige Ende Armins, der in den heimischen Bergen von der Hand neiderfüllter Verwandten erschlagen wird, erinnert an den Tod unseres Nibelungenhelden Siegfried am dunklen Lindenbrunnen.“*

Diese verlorenen Lieder von Armin, von denen nur dürftige Kunde zu uns gelangt, sollte, wenn auch nicht dem Wortlaute nach, die deutsche Literatur von nun an nicht mehr los werden. Wie ein Strom durchzieht ihr Inhalt die Jahrhunderte, oft lange Strecken unter der Erde fliessend, unsichtbar, aber stets von neuem hervorquellend, nie versiegend. Und nie zu gleichgültiger Zeit. Es sind hochbedeutende Tage, und wenn nicht bedeutend, so doch bedeutendes vorbereitend, in denen sich Männer finden, die das verborgene Gold, das in jenen Liedern lag, hervorhoben und es zu Formen gestalteten. Nicht jedes Jahrhundert erinnert sich des Wahrers der deutschen Nationalität, aber wenn er wieder ans Licht tritt, da wird der Cherusker ein Vorkämpfer des deutschen Wesens, gegen welchen Feind es auch sei. Ja man möchte behaupten, dass mehr als in den Tagen der Freude, in denen der Not er seinem Volke ein Hort des Trostes und der Begeisterung geworden, auf welchen blickend seine Edlen einer bessern Zukunft entgegenarbeiteten.

Wie lange die von Tacitus erwähnten Gesänge am deutschen Herd erschollen, wissen wir nicht; sie gingen wol in den Fluten der Völkerwanderung zu Grunde, als der germanische Volkskörper sich auseinandersprengte, die einzelnen Teile sich ihre Stammeshelden schufen. Auch währt es lange, bis wir dem Namen des Armin wieder begegnen und nur kümmerlich sind die Andeutungen, die besagen, dass die Tat im teuto-

* Georg Weber, Germanien. In Schmidt, Deutsche Nationalbibliothek. 1861. I, 117.

burger Bergwalde sich überhaupt im Gedächtniss der Nachkommen erhielt. Dass dies aber trotzdem der Fall war, soll im Folgenden nachgewiesen werden.

II.

Von der Völkerwanderung bis zur Reformation.

Wenn man heutzutage bei Nennung des Namens: deutsches Kaisertum sich unwillkürlich ein solches als von Deutschland ausgehend denkt, so ist diese Ansicht erst eine Errungenschaft der nationalen Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Vor dieser war ein solches Fühlen dem Deutschen fremd. Das alte Römertum beherrschte auf Jahrhunderte hinaus die Gemüter noch mit solcher Gewalt, dass, wenn Karl und Otto nach der Kaiserkrone griffen, es sich von selbst verstand, dass sie sich als Nachfolger der römischen Cäsaren betrachteten, von welchen sie nur ein Interregnum trennte. Rom war und blieb der Schwer- und Mittelpunkt dieses internationalen Weltreichs,* was um so selbstverständlicher war, als sich in seinen Mauern die höchste Potenz des geistlichen Reiches, der Papst, befand. Beide Gewalten, sich verbindend, sich abstossend, zeitweise einander unterdrückend, bildeten die Doppelspitze des grossen Reiches; selbst in Zeiten höchsten Zwiespaltes beider war von einer deutsch-nationalen Gegnerschaft nicht die Rede. Die Ansätze hiezu sind auf anderer Seite zu suchen: die Welfen hatten dieselbe als Parole auf ihre Fahnen geschrieben, in Walter von der Vogelweide rang etwas Derartiges und gab ihm seine Sprüche ein.

Diese Abschweifung war nötig, um zu begreifen, dass eine solche Zeit einen Armin weder brauchen noch verstehen konnte. Was sollte jene Schlacht, von vier germanischen Stämmen erfochten, den Sachsen, Franken und Hohenstaufen? Sie verlor,

---

* Wie wenig eine specifisch deutsche Geschichte im Gefühl der Zeit lag, beweisen die Chronisten, die stets von Adam an in ununterbrochener Folge bis in die Gegenwart erzälen und Karl den Grossen unmittelbar an die römische Kaiserreihe anknüpfen. Es steckte dies eben der damaligen Welt im Blute.

als ein Glanzpunkt deutschen Nationalitätsbestrebens ihren Wert für die, denen das alte Rom mit seiner gigantischen Wucht den Blick blendete. Für die höheren Kreise jener Tage war der cheruskische Held mit seiner unritterlichen Grösse zudem nicht geschaffen. Wie unter den Ottonen die lateinische, so beherrschte unter den Schwaben französische Bildung die oberen Stände. Wol wandte man auf die Vergangenheit den Blick, aber es war der Wald von Breziliane, nicht der teutoburger, in dem sich die neuen Fantasiehelden der Tafelrunde tummelten. Kaum dass einmal ein Dichter es schüchtern wagte, wie Hartmann von Aue und der Bruder Werner der Gärtner eine deutsche Fabel zu behandeln. Den gewaltigsten Stoff, den die Poeten selbst durchlebten, den Kampf der Hohenstaufen, Welfen und Päpste, liessen sie unbeachtet an sich vorübergehen. Das Wenige, was sich ansatzweise findet, verflüchtete ins Legenden- und Sagenhafte.*

Auch die Geistlichkeit, Trägerin der Wissenschaft, konnte kein Interesse daran haben, einen Sieg zu feiern, der die Kraft germanischen Heidentums so glänzend bewährt hatte.**

Wenn die mächtigsten Factoren sich so gegen sie verschworen, was Wunder, wenn bei den wortführenden Mächten die Arminschlacht in Vergessenheit geriet? Erst als man dem römischen Cäsarentum entsagte, konnte der bescheidene Held wieder emporsteigen, um die patriotische Führung zu übernehmen. Wie so manche andere, so war auch diese Erinnerung zu wecken die Reformation berufen.

So stand denn in dem Jahrtausend zwischen der Völkerwanderung und der religiösen Umwälzung unter den Deutschen das Bild, von den leitenden Kreisen verlassen, verwaist da, nur der Pflege des Volks anheimgegeben. Dass es aber von die-

* Wunder nimmt es doch, dass der patriotische Walter, der sonst mit dem Entferntesten seine Lieder auslegt, den Helden nirgends ins Treffen führt. Es zeigt dies, wie weit die höfische Richtung dem volkstümlichen Boden sich entrungen. Walter wusste ohne Zweifel nichts von Armin, wie auch Wolfram, der doch wieder Fühlung mit den Heldenliedern hatte.

** Wie die Geistlichkeit sich von der germanischen Urzeit abwandte, ersieht man als besonders drastisches Beispiel daraus, dass der Geschichtsschreiber der Sachsen, Widukind von Korvei, in welchem Kloster fünfhundert Jahre später die taciteischen Annalen aufgefunden wurden, diese Epoche deutscher Geschichte vollständig ignorirt.

sem, wenn auch verwischt, mit fremden Bestandteilen übermalt, aber dennoch treu im Herzen getragen wurde, dafür haben wir folgende Beweise.

In einem lateinischen Prosadokument des elften oder zwölften Jahrhunderts, dem sogenannten „vellejischen Bruchstück“, das vielleicht zu einer Vorlage der grossen Kaiserchronik gehörte,* wird einer Schlacht zwischen Julius Cäsar und den Sueven gedacht, in welcher ein römischer tribunus militum, Namens Verres, dadurch dem Tode entgeht, dass er sich in einem Sumpfe verborgen hält. Das Bruchstück — es sollte von Schriftstellern der augusteischen Zeit herrühren** — nennt die Stadt, bei welcher dies geschah, Cisaris. Dies Cisaris als Zisa-Riess (Zisa als altgermanische Gottheit; Riess die bekannte Landschaft) ward nun von Glossatoren jenes Dokuments auf Augsburg bezogen; und da daselbst in der Tat ein Perleichturm nachweisbar war und noch ist, ein Wort, noch nicht erklärt, aber ohne Zweifel deutschen Ursprungs, so leitete man diesen Turm als auf einer periens oder perdita legio erbaut her,*** indem den untergegangenen, nicht bekannten Le-

* Massmann, Kaiserchronik III, 309. — Ob übrigens nicht in der Kaiserchronik selbst verworrene Erinnerungen an die ersten Römerkämpfe vorhanden sein sollten? Massmann führt eine Stelle an. Sollte nach v. 315 f.

„die geslehte der Baiere
kômen her von Armênie
da Nôê ûz der Arke gie.“

der Name Armenien, von wo die Baiern ihren Ursprung herleiten, nicht aus einer Durcheinanderwirrung der Namen Germania und Arminius entstanden sein? — Später lässt noch Aventin (Baiersche Chronik, Ausg. 1622, p. 57) den König Beyer, den er als den zwölften König der Deutschen anführt, nach Armenien dringen. — Mir scheint übrigens im Allgemeinen der Umstand, dass gerade die Sueven (die Schwaben) zu Gegnern Cäsars gewält werden, sowol an die grossen Suevenkämpfe zwischen Armin und Marbod, als an die Beziehungen des letzteren zu den Römern, denen er furchtbar war, zu erinnern.

** G. C. Mezger, Ueber die Sage einer Schlacht zwischen den Römern und Sueven bei Augsburg. Augsburg 1838, p. 10. — Weitere Nachrichten darüber bei Braun, Notitia historico-literaria de codicibus august. Augsburg 1793. III, 57. 58. — Unterhaltungen aus einigen Teilen der Wissenschaften. Augsb. 1788. — Grimm, Myth. p. 182.

*** Diese Definition wiederholt sich später noch sehr häufig. Andreas Althamer in seinen Scholien de Cornel. Tacit. de Germ. (historicum opus I, 52 ff.)

„Cur me Perlegiam dicant, si forte requiris,
Jam tibi responsum per breve, siste, dabo.

gionen die Cäsars untergeschoben wurden. Zu diesem nicht aussergewöhnlichen Moment kam nun noch ein neues hinzu.

Bereits im Anfang des zwölften Jahrhunderts, im Chronicon Uraugiense (Urach in Schwaben; Verfasser ist ein Ekkehard; es reicht bis 1125) war, auf Sueton fussend, der varianischen Niederlage gedacht,* zugleich jedoch kurz vorher jene Suevenschlacht Cäsars erwähnt worden.** Während das vellejische Bruchstück den tribunus militum Verres nennt, wird er hier zu Varus berichtigt. Denn so hiess derjenige Unterfeldherr nach Cäsar, welcher mit Labienus in Spanien fiel.***

Diese beiden Elemente traten nun zusammen, eine eigentümliche, specifisch augsburgische Localsage erzeugend. Der Quintilius Varus des Sueton, an dem andere römische Historiker Geiz und Habsucht tadeln, mit dem Kriegstribun Cäsars zusammengeworfen, musste an jenen Verres erinnern, dessen Erpressungssucht in Sicilien berüchtigt war. Wie diese augsburger Suevenschlacht und wann sie zuerst mit der varianischen Niederlage sich verbunden, ist nicht genau nachweisbar, ebenso wenig wie die kleinen Zwischenglieder, die beide aneinanderknüpften; bereits fertig tritt uns die neue Sage von der Arminschlacht zuerst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, bei Otto von Freisingen entgegen; zwischen 1125 und 1143 muss diese Umwandlung vor sich gegangen sein.

In dieser neuen Gestalt stellt sich die Arminschlacht nun

Non unum verbum est, duo sed mea nomina sunto,
Quod periit legio hic, Perlegiam vocitant."

Das Chronicon urspergiense hat folgenden Vers:

„Indicat hic collis Romanam nomine cladem,
Martio quo legio tota simul periit."

Im letzteren zeigt die Sage bereits einen Fortschritt; die martische Legion schrieb man speciell der Varusschlacht eigentümlich zu.

* Pertz, VI, 93. „Sub eodem vero tempore Quintilianus Varus propretor cum tribus legionibus trans Rhenum fluvium mira superbia atque avaricia in subiectos agens, a Germanis rebellantibus cum tribunis et legionibus deletus est. Quam reipublicae cladem Caesar Augustus adeo graviter tulit, ut veste capilloque ac reliquiis lugentium indiciis deformis, et sepe per vim doloris caput parieti collidens, clamaret: Quintili Vare, redde legiones."

** Pertz VI, 89. „Caesar . . . Suevos, gentem ferocissimam, quorum centum pagos esse multi prodiderunt, omnemque Germaniam Romano subdidit imperio." — p. 91. „Titus Labienus et Actius Varus in acie caesi sunt."

*** Hirtius, de bello afr. 27—31. 52. 64.

wie folgt heraus:* „Ea tempestate cum tribus legionibus Varus Romano more superbo et avare erga subditos se gerens, a Germanis deletus est. Quam militis Romani cladem in tantum aegre tulisse fertur Augustus, ut saepissime caput parieti collideret, ac per vim doloris diceret: Quintili Vare, reddes legiones. Gravissimum et atrocissimum hoc Romanorum et Germanorum bellum . . . scribit Suetonius. Unde notari potest quanti roboris praedicta gens Germanorum fuerit, quae in summa auctoritate Romani imperii tantam stragem Romani militis dederit. Tradunt Augustenses hanc caedem ibi factam, ostenduntque, in argumentum collem ex ossibus mortuorum compactum, quem in vulgari Perleich, eo quod legio ibi perierit, usque hodie vocant, vicumque ex nomine Vari appellatum monstrant.“**

Für sich betrachtet ist an diesem Denkmal charakteristisch, dass die Sache den Chronisten kaum berührt. Nichts als einige kümmerliche Worte hat er für die Schlacht übrig, keine Silbe für den Helden selbst. Otto war aus erlauchtem Geschlecht, ein Enkel Heinrichs des Vierten, und man kann schliessen, dass in den von lateinischer Bildung beherrschten Geschlechtern der Sachsen und Franken, die wie früher Karl der Grosse durchaus einer Renaissance huldigten, eine gleiche Teilnahmlosigkeit für die Vorzeit herrschte. Scheint doch schon früher Thietmar von Merseburg (976—1018), in dritter Generation mit Otto dem Grossen verwandt, während er der Irminsul erwähnt,*** wobei es vielleicht nahe lag, wie später Spalatin und andere taten, des Armin zu gedenken, keine Ahnung davon gehabt zu haben, dass ein solcher vorhanden gewesen. Auch Lambert von Hersfeld nicht (gest. 1077), trotzdem sein Buch „de rebus gestis Germanorum“ heisst. Und Gottfried von Viterbo, Notar Konrads des Dritten, Friedrichs des Ersten und Heinrichs des Sechsten, der einen Pantheon verfasste, welcher die Geschichte der Welt von Adam bis Heinrich dem Siebenten

* Pertz XX, 173. Die Darstellung ist nach Sueton und Orosius. Otto war 1109 geboren; er starb am 22. September 1158. Sein Chronicon entstand zwischen 1143 und 1147.

** Ueber diese sowie weitere Bezüge unten.

*** Pertz V, 744.

behandelte, hat über die ganzen Kämpfe zwischen Römern und Deutschen nichts als die kahlen Worte: „Quarto autem imperii eius anno (des Tiberius), id est ab incarnatione Domini 19, Germanicus de Germanis triumphavit.“* Charakteristisch ist für diese ganze Zeit, was der Fuldaer Mönch Marianus Scotus, der unter Heinrich dem Vierten starb, in seinem chronicon unter das Jahr 9 n. Chr. einträgt: „M. Lepidus, L. Arnucius, Tiberius Caesar Dalmatas et Sarmatas in Romanam redigit potestatem.“** Dabei waren diesen Männern sagenhafte Persönlichkeiten keineswegs unbekannt; so führt z. B. der Presbyter Siegfried (1307) den Türingerhelden Irminfried an, den er Erinfried nennt.*** Bis zu welcher Leichtfertigkeit schliesslich diese Gleichgültigkeit führte, zeigt der Erfurter Anonymus der „historia de landgraviis Thuringiae“,† der, nachdem er kurz verzeichnet: „perdidit (Octavianus) tres legiones“, wobei er nicht einmal den Varus nennt, in demselben Athem auf die Dacier übergeht.

Aus dem kaiserlichen Chronisten (auch das vellejische Bruchstück war noch tätig) schöpft die Augsburger Localsage die Chronik von Ursperg,†† indem sie einige nicht ganz wertlose Zusätze hinzufügte, ein Beweis, wie die Fantasie tätig war, den Ruhm der Stadt Augsburg auf Kosten des Armin zu mehren. Die Verfasser, ein Burchard und ein Konrad von Lichtenau, Aebte des Klosters Ursperg, das zwischen Ulm und Augsburg gelegen ist, schrieben am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ihr Werk, das sie bis zum Jahre 1229 fortführten. Ich verweise die Stelle unter den Strich.†††

* Pistorii script. rer. g. II.

** Ebds. I, p. 359.

*** Epit. libri II.

† Pistorii script. rer. g. I, 909. Er schrieb 1253.

†† Wonach Massmann, Kaiserchronik III, 309 zu berichtigen ist. Massmann stellt das Verhältniss zwischen Otto von Freisingen und dem Chronicon urspergense umgekehrt dar. Otto schrieb sein Werk zwischen 1143 und 1147 (Pertz); das Chron. ursp. entstand vor 1229. Vgl. Pertz XXIII, p. 334: „Burchardus patria Biberacensis Welfonem ducem a 1191 vita defunctum vidit . . . sub fine anni 1226 diem obiit supremum . . . Cuonradum de Lichtenau, quem successorem habuit Burchardus etc. — p. 335. Ottonis Frisingensis Chronicon bene novit.

††† Pertz XXIII, p. 356. 57. Unter 1168. Der Verfasser spricht als „interpositio de civitate Augusta“ von der Suevenschlacht Cäsars und fährt fort: „De hac perdita legione adhuc Perlaich, quasi perdita legio, nomina-

Noch vier Jahrhunderte lang hielten die Augsburgischen Chronisten an der Meinung fest, dass die Befreiungsschlacht vor den Mauern ihrer Vaterstadt erfochten wurde. Armin wird nie genannt. Dafür treten ihnen näherliegende Persönlichkeiten ein. Das Ereigniss ward vollständig zur Sage; Namen und Orte werden mit ihm in Verbindung gebracht. Erst Ende des sechszehnten Jahrhunderts versuchten zwei kritische Schriftsteller an dem Hergebrachten zu rütteln; dem zweiten derselben, Markus Welser,* gelang es, den Bann des Ueberlieferten zu brechen, mit dem Jahre 1594 kann die Sage als abgetan betrachtet werden. Seitdem begannen die Streitigkeiten in anderen Gauen Deutschlands, welchem engeren Vaterlande der Befreier angehöre.**

---

tur; ubi post modum hi versus reperti: Indicat etc. (p. 10, Anm.) Solus Verres (hier wieder der frühere Name) tribunus militum amne transmisso in proximis paludibus se occultans honestam mortem subterfugit, lacui Vernse hucusque nomen dedit, unde versus:

Das nomen lacui Verres, quo tu latuisti.

.... Propter hunc Verrem, tradunt Augustenses, hanc caedem fuisse eandem, quam sub Augusto factam quidam describunt. Sed Varum illum nominant his verbis. Folgt die Stelle Ottos von Freisingen. S. oben p 138 f.

* Rer. august. Vind. libri VIII. Venet. 1594, p. 43 f. Welser leitet das Entstehen der Sage aus Vellejus Paterculus II, 25. 39. 122 her. Der andere Sceptiker hiess Achilles Prim. Gassar (Menkenii script. rer. germ. I, 1317 f.).

** Mezger, a. a. O. Folgende Werke bezeichnen die Strasse, die die Sage durch die vier Jahrhunderte nahm.

Adalbert, Prior zu St. Ulrich (13. Jahrh.) im Prolog zum Leben des heil. Afra. (Gloriosissimor. Christi confessorum Udalrici et Symperti nec non beatiss. martyris Afrae etc. historiae. Aug. Vind. 1516.)

Siegmund Meisterlein (1456). Ein schöne Cronick und Historia wye nach der Synndtfluth Noe die teutschen das streitpar volck jren anfang enpfangen haben. 1522. Bl. C III, bis D II,. Dies Werk hat trotz seiner breiten und wertlosen Darstellungsart Wichtigkeit für uns, weil es zeigt, wie die Sage schöpferisch weiterarbeitete. Dies beweist seine ausführliche Charakteristik des Varus; in dem Hinweis auf die Verse, die auf die Schlacht am Perlachturm gestanden haben sollten („die verss vor alten zeiten darvon gemacht") und in der Notiz, dass Germanicus „mit seyner aigen hand" die Gebeine der Legionen am Perleich zusammengetragen haben sollte, haben wir neues Detail. Letzteres, irrtümlich aus Tacitus entlehnt, weist direct auf die Arminschlacht hin. Meisterlein stand dem volkstümlichen nahe, seine Sprache (er giebt dem Feldherrn die Vorschrift, „dass er seiner hand ain höld vor den feinden sein solle") beweist dies. Er benutzte Eusebius, Otto von Freisingen, Sueton und das noch ausführlich zu behandelnde Gedicht von Kuchlin. Von dem Benehmen des August nach der Schlacht heisst es: „dz die selben hyeter (des röm. Kaisers Leibwacht) allein schwaben seyen gewesen, dz magstu daraus briefen, wann alsbald die niederlegung in den römern under Varro beschach in der stat Vindelica, da

Auch in volkstümliche deutsche Verse flüchtete sich diese Localsage von der Arminschlacht. Das Gedicht,* dem vierzehnten Jahrhundert angehörig, ward von einem Geistlichen, Namens Kuchlin, für einen Maler Georg verfertigt, der die Geschichte Augsburgs an dem Hause des Bürgermeisters Peter Egen daselbst zur Darstellung bringen sollte. Ueber den Dichter, von dem es heisst

„Der tichter haisst der Küchlin,
und hat es genomen von latin
und ze teutsch also verkert,
etwa gemindert, etwa gemert" —

ist nicht näher bekannt; seine Quelle war vielleicht das chron. ursp. (Mezger, p. 8). Die Darstellung ist kunstlos, doch nicht ohne einen gewissen volkstümlichen Reiz. Als erste poetische Darstellung unseres Ereignisses jedoch hat es bedeutenden Wert, weshalb ich es auch hier unverkürzt wiedergebe:**

1.

Hie sagt diss buch, wie die Römer
für die statt Augspurg zugen.

Als ym Augustus Octavian
kaiserlichen gewallt gewan
und hort, das die edlen Germaney
uberall wollten sigen frey,
da schickt er auss drey legion.
Die ain was komen von den herrn ze Rom,

---

liess der mechtig keiser Octavianus Augustus die selben schar zu hand von jm dz er besorgt sy fiengen etwaz bösz an als jr landesliut." Er verlegt, was nicht uninteressant ist, die Schlacht in das Jahr 16 v. Chr.

Burkhard Zenk, Anfang und Beschreibung der kgl. Stadt Augspurg. In Oefelii rer. boic. script. I, 246.

Eine andere Chronik, von Zenk begonnen und von Jacob Schmidt fortgesetzt; bei Braun, not. hist. lit. IV, 43.

Noch eine andere (Zapf, Augsb. Bibliothek, p. 43) bis 1448 gehend, wiederholt Meisterlein wörtlich.

* 1371—1391. Abgedruckt (ohne Interpunction) bei Braun, notitia hist. lit. III, 184—189 und bei Mezger, p. 6—8. Letzterer, der die Suevenschlacht für sich ausführlich behandelt, hat die von mir aus dem Gedicht gewonnenen Consequenzen nicht gezogen.

** Voraus gehen drei Kapitel von der Vorgeschichte Augsburgs, woran sich dieses als viertes anschliesst. Die Orthographie ist möglichst einheitlich herzustellen versucht worden. Bei ihr, wie in der ganzen Ueberlieferung (sie ist ohne jede Interpunction), herrscht grosse Nachlässigkeit.

und vor auss der statt pretor
fürt yn der streit paner vor.
Die ander zwo legion
komen waitren von Macedon;
die fürt des kuniges sun Avar;
und komen für die statt her,
für Zisaris* die statt gerant.
Die römisch legio was genant
Marcia, und ir pretor
belaib mit im vor dem obern tor,
und schlagend auf das feld
gar köstlich hütten und gezeld.
Mit seinen Kriechen künig Avar
zoch für das tor für war
uber die Wertag,** auf solichen sin
das die Germani nit mochten in,
die man besorgt da her ze komen.***
Er het mit im hin über genomen
all wegen und was haist ross und geschirr,
das er die einfart mocht verirr.***
Also was pey im die grosser macht;
und puten hütten tag und nacht,
bis yn die velder uber all
zu dem geliger warn ze schmal.
Das was yn paiden heren
vil stoltzer junger hern,
die der Römer und Kriechen zucht
gelert waren und wol versucht.

2.

Wie die freien Germani oder
Schwaben der statt ze hilf komen.

Vor paiden toren nu die here
verpauten und verschrankoten sere,
das sie in iren hütten sicher belibent.
Herschauen und mutisternt† sie tribent
mit stoltzen hochen prangen,
bis nach ir zukunft vergangen
waurend acht und fünfzig tag.
Von dem neunden ist die sag,

---

* S. oben p. 137.
** Gewässer bei Augsburg.
*** Auf das Ersatzheer zu beziehen.
† mustern?

das den gemaniclich yn der statt
der göttin ze eren gefürt hat
yeder man, und was kain forcht
ze hütten, weder* tor noch port;
und dienten nach lust der göttin wol.
Des selben tag wurden vol
die nänsten veld mit Schwaben haiden,
die komen warend, dahin zu laiden
die gest und die statt zu retten,
das sie auch ritterlich teten.
Sie überfielend das kriechisch her;
sie machten wegen und hütten ler;
sie erschlugend all die da waren,
ausgenomen den jungen kunig Avaren;
der ward geantwort** nach dem sig
in kunig claider lebendig;
die herrn hatten kain erparm
und wollten kain sein pett geweren;
sie liessen in metzgen als ain ku,***
und begrubent ym in dem veld zu.
Und der Kriech begraben leit,
dem dorf es den namen geit:
Kriegs Avar† den leuten da bekant,
wan der künig Avar was genant.

3.

Hie sagt ditz puch, wie die
Römer erschlagen wurden.

Das geschray kam under die Römer;††
die wolten sich im herüberker
und retten ir hergesellen.
Sie zugent aus den gezelten.††
Die in der statt noment des war
und zugent heraus mit grosser schar;
darunter sassen zwen stattfürsten,
die ward des ersten fechten dürsten.
Der ain was gehaissen Habin.
Die Römer den pald richten hin,

---

* Ist hier ein: an einzuschieben?
** Vielleicht geworcht?
*** Bei Meisterlein (C. V, 2) „sy metzgeten in als ain thyer."
† Kriegshaber bei Augsburg.
†† Man beachte die alte Art zu reimen.

das er tod auf der erden lag.
Pey ainem perg geschach der schlag:
der perg haist Habinperg* davon.
Kackus, der ander fürst, gar schon
was aus der statt mit pomp geprangt;
nach vechten het in ser belangt;
der ward auch pald erschlagen;
darumb hört man noch sagen,
das ain dorf haist Keckingen**
von des selben tods schlag dringen,
wann es alsda beschechen ist.
Der Römer craft sich sehr beweist
gen dem statt volck yn dem dem streit;
und wärend die Schwaben komen nit,
der statt wer vast misselungen.
Die Schwaben starck herüberdrungen.
Das was der statt geluck gross;
die machten die Römer siglos,
und schlugen die all dernider,
das ainer nit kam wider,
der hin haim die potschaft pracht.
Der platz, darauf was das gefecht,
haist noch darumb der Berlegg.
das nit verstat ain yeglich leyg;
es ist ain welsch wort,
das verstat man also dort,
das der Römer legio
ist verdorben hie also.

4.

Hie sagt diss buch, wie es
der Römer haubtman ergieng.

Der pretor von Rom ist nit ze loben;
er ward mit hilf hin geschoben
uber die Wertag an die Möser.***
Sein ding das ward darnach böser;
er wolt hie mit eren nit sterben,
und must anderstwa mit schand erwerben,
das er mit urteile nam den tod.
Das moss, darin er hie vor nod

* Abenberg bei Augsburg.
** Bei Augsburg.
*** Gewässer bei Augsburg.

flüchtig verporgen lag,
des ist an dem heutigen tag
ein wasserhaus und wasserstand,
nach seinem namen Varrus* genant.
Aber darwider sind gar hoch ze loben
die ödlen German und Schwaben,
das sie vermochten solich ritterschaft
und durstig warend nit schwertes kraft,**
des kaisers sich zu erweren,
der zu Rom in grossen eren
was aller welt forchtsam.
Do er die niderlegung vernam,
sein hertz und gemüt was laides fol,
und klagt anders denn ain kaiser soll;
er ward vor laid der sin beraubt,
das er schlug an die wand sein haubt;
die claider zarrt er ab dem leib;
vil ungeberd sach man yn treib;
er schrey: „ach Rom und Macedon!
„Varre, gib wider die legion!"
Je grösser ward der Römer laid,
je grösser ward die frolichhait
zu Zisaris hie in dem Riesse;
niemand sich liess fröden verdriesse.
Die Schwaben und statt erkant sich,
das yn waren gewesen hilflich
die wasser streng zu dem sigen.
Das gelück sie nit wolten verschwigen,
und sprachen: „zu eren der wassern da
„die statt soll haissen Vindelica."***
Also behub sie auch den namen,
bis die Römer herwider kamen.†

Es ist auf den ersten Blick ersichtlich, dass wir in den etwas rohen, ungeschickten Versen des Geistlichen Kuchlin nicht entfernt eine rein volkstümliche Darstellung vor uns haben; er arbeitete im Auftrage anderer, die glorreichen Mo-

* Var-Hus.
** Diesen Vers verstehe ich nicht.
*** Von den beiden Strömen Vinda und Lech, Licus.
† Das achte, letzte Kapitel beschreibt, wie Augsburg, zur Rache, von Augustus' Stiefsohn Drusus und dessen Sohn Claudius zurückerobert ward. v. 33 heisst es: „denn noch was Crist geporen nicht." Vgl. Meisterlein, p. 13, Anm. **

mente Augsburgs zu illustriren; er tat dies mit Zuhülfenahme gelehrter Namenableitung und etymologischer Beziehungen; aber man kann denselben eine gewisse Popularität nicht absprechen. Da die Bezüge auf die Arminschlacht (sie sind in den ersten drei Kapiteln besonders hervorgehoben, im vierten war es kaum nötig) gesichert sind, so gehe ich sofort auf die Beantwortung der Frage über, was wir aus dieser ganzen Augsburger Localsage für Schlüsse zu ziehen berechtigt sind.

Ich glaube nichts Geringeres als das: Fern vom höfischen Fühlen und Denken hat sich bis zur Reformationszeit, in der gelehrtes Studium die grosse Tat der Vergangenheit wieder in die Literatur einführte, im Volke eine, wenn auch noch so fragmentarische, verzerrte, dunkle Erinnerung an dieselbe erhalten. Ja grade dies Durcheinanderwerfen von Zeiten und Tatsachen, dies Vermengen mit phantastischen Elementen ist ein Zeichen, dass das Volk bei dieser Bewahrung vorwiegend tätig war. Teure Begebenheiten werden nie historisch rein erhalten; man liebt es, sie mit poetischem Schmuck zu bedecken. So wurde die Arminschlacht, wenngleich ihr Held gar nicht einmal genannt wird, doch Sage wie die Taten Siegfrieds und Dietrichs. Und grade das Festwurzeln in einem, wenn auch factisch noch so wenig dazu berechtigtem Gaue, das Verknüpfen mit Orten, die man täglich sah, mit Helden, von denen allgemein erzält wurde, spricht für die Volkstümlichkeit, welche noch durch die Etymologie, die sich ganz fern vom Gelehrten hielt, unterstützt wird. Man setzte einen Stolz darein, dass grade hier, und nicht an andern Orten, die Schlacht geschlagen war: daher die Verse, die Meisterlein erwähnt, dass sie am Perleichturm gestanden haben sollten, als versus divulgati. Auch war es nicht leicht, den Augsburgern in der Folgezeit diesen Wahn zu benehmen; vier Jahrhunderte waren nötig, einen Skeptiker auf diesem Gebiete zu erzeugen.

Und noch eins ist hier heranzuziehen. Sollte es ganz Zufall sein, dass das Schlachtfeld gerade vor die Tore Augsburgs verlegt ward? Auf dem Lechfelde ward 955 die deutsche Nationalität vor den hereinbrechenden Scharen der Magyaren bewahrt. Wie damals vor dem Osten, ward Germanien neunhundert Jahre früher vor dem Süden gerettet. Echt volks-

mässig verfahrend, warf man beide Siege zusammen, indem man sich ihrer Bedeutung voll bewusst blieb. Die Slavenschlacht aber lebte noch im Gedächtniss des Volkes, als der kaiserliche Chronist sein Buch schrieb.

Es ist mir möglich, noch einige Kleinigkeiten als Stütze meiner Hypothese anzuführen.

Als im Jahre 1815 ein Freiherr von Hammerstein auf Notizen hin, die er aus dem Munde zweier Einwohner des Dorfes Feldrom, zwischen Horn und Lippspringe, es sich angelegen sein liess, den Schlachtort ausfindig zu machen,* konnten seine Ergebnisse, weniger auf Betrug als auf Halbkenntniss jener Leute beruhend, vor der Kritik nicht bestehen; aber, und deshalb citire ich hier den freiherrlichen Schriftsteller, Hammerstein hatte damit auf einen Weg hingewiesen, auf dem, wenn der wissenschaftlich-gelehrte verloren, man wol, wenn auch nicht zum Ziel kommen, so doch noch manches Verlorengeglaubte wiederzufinden im Stande ist: die Erinnerung des Volkes selbst. Denn Derjenige, der endlich Licht über den Zug des Varus schuf, Clostermeier, stand ja mit einem Fuss seiner Forschungen im vollen Leben, indem er seine Studien auf gesunder Ortskenntniss aufbaute.

Man will in neuster Zeit ein Volkslied aus Westfalen entdeckt haben, das den Armin besingt. Jacob Grimm führt es an,** wie es noch heute in einigen Gegenden von Hessen und Westfalen lebt. Es lautet:

„Hermen, sla dermen,
sla pipen, sla trummen,
de kaiser wil kummen,
met hamer un stangen
wil Hermen uphangen“

wobei Vers 4 noch variirt als:

---

* Die Sagen zu Fallrum am teutoburger Walde. 1815. — Fallrum, dialectisch für Feldrom, sollte: Römerfeld bedeuten. Clostermeier, p. 143, wies diese Behauptung zurück.

** Mythologie, 4. Aufl. I, 294. In Schumanns Musikal. Zeit. 1836 steht die Melodie. Das Lied lebt noch heute in besagten Gegenden als Kinderreim. Man vgl. übrigens damit das Lied auf Karl den Fünften (Wunderhorn 1873. I, 121), wo es heisst: „Der Kaiser schlägt die Trum Mit Händen und mit Füssen, Mit Säbeln und mit Spiessen.“

„met stangen un prangen“ (Stäbe)

oder

„met hamer un tangen.“

Grimm findet hierin den entstellten Ueberrest eines Liedes, das zur Zeit Karls des Grossen gesungen wurde, als dieser die Irminsul zerstörte. Dass es schwerlich auf Armin geht, ist wol anzunehmen; aber ist nicht grade der Umstand, dass das Volk für den ihm unverständlich gewordenen Irmin den Namen des Cheruskers (und dieser ist es wirklich) einführte, ein Beweis, dass man dieses Mannes noch keineswegs vergessen hatte? Das Lied ist, seiner erhaltenen Fassung nach, natürlich modern; Trommeln kamen erst mit den Kreuzzügen nach Europa.

Auch der Name des Befreiers, von Armin zu Herman geworden, lebte fort, namentlich in Gegenden, die ein Recht hatten, auf ihn stolz zu sein. Von neueren Zeugnissen haben wir hierbei ein Recht, auf Vergangenes zu schliessen. Grimm, im Wörterbuch,* führt mehrere Beispiele an. Wie der Schweizer für den Stier, der die Herde führt, gern seine Lieblingsnamen verwendet, so gibt man in Iserlohn, wie es scheint, noch heutzutage, dem die Schafe leitenden Widder den Namen Herman. In Hessen ist er Kosewort für einen Ziegenbock geworden.** Ebendaselbst spottet man: ein steifer Herman.*** So verflicht das Volk zuletzt seine liebsten Erinnerungen mit seiner täglichen, kleinen Umgebung, wenn die eigentliche schwere Bedeutung derselben von ihm vergessen ward: die alte Waffe wird ihm zum gemütlichen Hausgerät. Aber das ist die Entwicklung aller Heldengestalten im Volksgedächtniss, dass ein Hildebrand zum gemütlich polternden Alten, der wilde und wüste Erzbischof Bucco von Halberstadt zum kinderschreckenden Butzemann† wird, während Wotan der Heide als christlicher Knecht Ruprecht dieselben Kleinen beglückt; so verflüchten sich

* IV, 2, p. 1113.

** Reineke Voss 1171:

„Melke de zege, unde Hermen de bok.“

*** Vilmar 165.

† Wunderhorn 1873, I, 117. 121 f.

endlich Siegfried und Brünhild zum Prinzen und der Prinzessin im Märchen. Auch Armin schritt gleichen Weg. Aber nach 1588* wird herman, wie es scheint, sprichwörtlich, geradezu für: Held gebraucht.**

Endlich sei es mir noch gestattet vom Ende des Mittelalters ein kleines Moment aus dem Leben desselben in seinen höchsten, den Fürsten-Kreisen, herzusetzen, welches, wenn auch mit keiner Silbe Armins gedenkend, doch zeigt, dass der Sinn für die alte Vergangenheit in Deutschland nicht ausstarb. Spalatin*** berichtet von einem Zwiegespräch zwischen Kaiser Maximilian und dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, bei dem er Zeuge war, wie sich beide Männer über die vielen Titel der Fürsten unterhielten, und wie die Vorfahren solche nicht nötig gehabt. „Hm! hm! meinte der Kaiser, es sind die Alten die besten Leut gewest, dass sie allein die Taufnamen der Fürsten und Herrn, ohne Vermeldung ihrer Lande und Herrschaften gesetzt haben; und dafür hielten, solche Leute würden allzeit leben, welche vermeldeten, dass man wüsste, wo sie, die alten Fürsten, von welcher Art und welchen Namen gewest wären.“ Der fromme Kaiser, erzält Spalatin weiter, war auch recht unwillig über die Vergesslichkeit der alten Leute, dass sie nicht mehr überliefert hätten. — Liegt nicht über diesen Worten, die das Mittelalter schliessen, etwas wie eine leise Trauer, dass man in den leitenden Kreisen so gar ganz des Arminius vergass? †

* In J. Sanders Tragödie von Johannes dem Täufer. 1588.

** Auch noch später. Vgl. Hans Wilhelm Kirchhof, Wendunmuth. Hrsg. v. H. Oesterley. (Bibl. d. Lit. Ver. zu Stuttgart. XCVII.) III, 73. „ein kriegsman und Arminius“.

*** Von dem theuern deutschen Fürsten Arminio. Wittenberg 1535. Vorrede.

† Kurz sei hier noch im Anschluss an die augsb. Localsage darauf hingewiesen, dass, wenn vom sechszehnten Jahrhundert an auch andere Länder und Orte den Ruhm, die Schlacht gesehen zu haben, in Anspruch nahmen, diese Annahmen sicher auf älteren Ueberlieferungen fussten; von einer, der für Mainz, fallen die Dokumente schon ins fünfzehnte Jahrhundert: Engelhusius 1434. Aeneas Sylvius 1458. Ueber ihre Schriften später. Ich stelle, da sich hier die beste Gelegenheit bietet, die hauptsächlichsten zusammen: An der Ems (Pirckheimer, um 1500); zwischen Saale und Rhein (Wimpheling 1562); an der Elbe (Irenicus 1518, Seb. Münster 1550); Duisburg (Aventin 1533, Spalatin 1535); Frankfurt a. M. (Mutius 1539); Pannonien (Panciroli 1593).

III.

Von der Reformation bis zum Ausbruch des dreissigjährigen Krieges.

Das Hohenstaufenhaus war untergegangen, das höfische Epos, das Minnelied verklungen; der Meistergesang übernahm die Aufgabe, die Kunst ohne Einbusse in eine bessere Zeit hinüberzuretten. Am politischen Himmel waren die Habsburger aufgezogen; mit dem Jahre 1517 schloss das Mittelalter ab. Eine neue Geistesgeschichte anbahnend schritt der Humanismus der Reformation voraus.

Die antikisirende und internationale Bewegung des Humanismus war einem so nationalen Unternehmen, wie der Arminschlacht, nicht günstig; sie tritt auch erst wirklich nachdrucksvoll auf, als in dem bedeutendsten Vertreter der neuen Richtung, in Ulrich von Hutten, sich 1518 die Wendung gegen Rom und zwei Jahre darauf die muttersprachliche Revolution vollzogen hatte.

Die Geschichte Armins konnte allerdings der quecksilbernen Beweglichkeit des Humanismus nicht entgehen. Aber sie entsprach seinen Idealen nicht, die sie in der Grösse der Antike gefunden hatte. Wie in den ersten Renaissancen, unter Karl und Otto, wie in der französisch gebildeten Hohenstaufenzeit, musste auch jetzt wieder das besonders Nationale des Stoffes eher abstossen als anziehen. Nicht dass die Humanisten, zumal durch Auffindung der historischen Werke angeregt, nicht auch anfingen, sich mit deutscher Vergangenheit zu beschäftigen. Aber wenn z. B. Bebel eine Lobrede auf Deutschland vor Kaiser Max hielt,* wenn Conrad Celtis ein Gedicht in lateinischen Hexametern „de situ et moribus Germaniae" dichtete, so laufen diese Bemühungen doch nur auf rhetorische und poetische Stilübungen hinaus. Sie entspringen aus dem In-

---

* Bebel sagt (op. hist. p. 294) „hanc Quintilium Varum cum tribus legionibus ab illo ad arcendas barbarorum excursiones contra Augustam missum Suevi ad internetionem deleverunt." Nicht Armin, nicht einmal die Cherusker werden genannt; der Festredner übertrug das Verdienst auf die Schwaben, deren Lob er spricht. Bedeutsam ist für den Humanismus die Bezeichnung der Germanen als: barbari.

teresse eines Dilettanten, der von allem zu kosten begehrt, aber der vor Unruhe, den ganzen Süden und Norden in den Kreis seines Wissens zu ziehen, nicht die Fähigkeit besitzt, sich auf einen Punkt zu beschränken, wie letzteres später Hutten und Luther vermochten. Die Nationalitätslosigkeit, der Geistes-Epicureismus soll der neuen Richtung nicht zum Vorwurf gemacht werden; sie wirkte doch wie ein erfrischender Luftzug, der reinigend einem neuen Frühling Bahn brach.

Das Wesen aller Kundgebungen aus Humanistenkreisen über die Arminschlacht ist kurz dahin zu charakterisiren: man excerpirt, was an Material zur Hand lag, kurz, meist trocken, ohne inneren Anteil an der Sache; Armin wird selten genannt; die Autoren versetzen sich in Gedanken in das alte Rom,* von wo aus sie ihre Berichte in die Welt senden. Bedeutsam ist, dass sie Tacitus mit seinem warmen Anteil am Schicksal des Helden wenig benützen; seine markige und gedrängte Darstellungsweise konnte ohnehin dem stilistischen Bedürfniss der Neu-Lateiner nicht genügen; desto mehr lag ihnen der rhetorische Sueton, der zierliche Florus, der gemässigte Vellejus Paterculus am Herzen. Von Gestaltungslust und Gestaltungskraft an den handelnden Personen, von irgend welchem Leben der Darstellung, wie sie in den nächsten Jahrzehnten Platz greift, ist keine Spur vorhanden.

Es ist infolge der Uebereinstimmung fast sämtlicher Denkmale unnötig, die Anmerkungen damit zu belasten; ich begnüge mich, ausser dem Hinweis auf zwei mir besonders bezeichnend erscheinende, welche gewissermassen den Anfang und den Endpunkt der Entwicklung bilden, da wo der Humanismus noch ganz im Romanismus befangen, und da, wo schon Vorboten des Huttenschen Geistes sich melden.**

* Wimpheling, epitoma etc. (hist. op. I, 353) sagt: „Quae laus (dass Germanien nicht überwunden sei) maior dici potest, quam quod homo Romanus, linguaque Romana de Germanis triumphos actos esse, vere autem nunquam victos fuisse asseverat, nisi quantum benevolentia ac benignitate in fidem Romanae nobilitates adducti sunt.“ — Schon früher hiess es in der Chronica compendiosa (Pist. script. rer. g. I. 706) „Varus de Germanis rebellantibus deletus est.“

** An dieser Stelle sei, der Vollständigkeit halber, noch einiger Denkmale gedacht, die, zwar noch dem fünfzehnten Jahrhundert angehörend, doch der Darstellungsart nach bereits mit denen der Humanisten zusammen-

So schreibt der Humanist Glareanus um 1500:* „Occisi Vari trucidatarum trium legionum a Cheruscis Arminio duce meminit Florus. Sed hanc pugnam nemo copiosius candidiusve retulit in literas quam Vellejus Paterculus, qui ultra tres legiones, totidem alas et sex cohortes addit etc."

Anders schon lautet 1518** der Bericht des Franciscus Irenicus; die Darstellung bekommt liebevollere Färbung; die Personen fangen an zu leben; eine Stammtafel, die hinzugefügt wird, soll das Interesse heben; Armin und Marbod gehören für ihn zu den grössten Feldherrn, die gelebt.*** „Ariminius† Cheruscorum dux tres legiones consule Q. Varo prostravit. Et postea huius virtutem Cornelius Tacitus Italus non Germanus adeo celebravit, ac coelo aequavit. (Folgt der Nekrolog des Römers.) Eundem Ariminium tanta virtute Q. Vari legiones contudisse Florus refert, ut Augustus semper hunc diem lugubrem habuerit, caputque suum parieti impegerit, barbam vellicaverit, ac sacrificia diis voverit, ut in meliorem statum res Romanorum redigerentur. Hic quinquies Romanis conflixit, semper victoriae compos nunquam superatus est. Ultimo tamen ab amicis eius insidiis circumventus, ultimum diem clausit."††

---

fallen. Sie sind bedeutungslos. 1) Theodorus Engelhusius' (gest. 1434) Chronicon (bis 1421 gehend) in: Leibnitii script. rer. brunsw. 1710. II, 1018. 2) Aeneas Sylvius, Germania 1582 und 1583. (hist. op. I, 452) und 3) das Chronicon compendiosa eines Anonymus, bis 1474 gehend. (Pist. script. rer. g. I, 706.)

* Heinrich Loriti von Glarus: Commentariolus in Corn. Tac. de moribus etc. (hist. op. I, 191).

** Germaniae exegeseos volumina XII. III. c. 6.

*** Diesen Gedanken nahm Hutten auf.

† Man beachte, wie hier Armin bereits aus der untergeordneten Stellung in die Handlung getreten: er wird Subject derselben.

†† Hinweis auf die übrigen Stellen. Althamer, Scholia in Cornel. Tacitum (op. hist. I, 52). — Bebel, oratio de Germaniae laudibus. 1490 (ebds. I, 228. 230. 294). — J. Wimpheling, Epitoma germanicarum rerum. 1502 (ebds. I, 353. 354). — Albrecht Krantz, Saxonia. 1504. Verdeutscht von Basilius Fabrus Soranus. Leipzig 1563. bl. IX. — Conrad Peutinger, Sermones convivales ad illustrationem Germaniae 1505 (hist. op. I, 413). — Joh. Naucleru, Chronographie. Tübingen 1514 (I, fol. 190). — Irenicus, 1518. s. oben V. c. 21. — B. Pirckheimer, Germaniae explicatio (hist. op. I. p. 200. 208. 209). — Paulus Constantinus Phrygio, Chronicum regum. Basel 1534, p. 262. — Mutius, De Germanorum prima origine, moribus, institutis, legibus et memorabilibus pace et bello gestis omnibus. 1539 (Pist. script. rer. g. I, 19. 20). — Guido Panciroli, Notitia dignitatum utriusque Imperii orientis et occidentis. 1593. (In: thesaurus antiquitatum romanarum cong. a J. G. Graevio. 1698. VII, p. 1960). — Welser, Rerum augustarum

Soweit der Humanismus. Zum ersten Male, in lateinischer Sprache, ist der Name des Armin von deutschen Lippen an unser Ohr gedrungen. Damit war er und seine Tat wieder in die officielle Literatur eingeführt. Das Verdienst, dies voll-

libri VIII. Frankf. a. M. 1594. lib. III. Deutsch 1595 (ebds. p. 14—16). — Es ist leicht möglich, dass mir Notizen entgangen sind; aber schwerlich werden sie die obige Darstellung wesentlich verändern können. Nach Spalatin (a. a. O.) findet sich bei Melanchthon noch einiges; bei Volater (Paralippomenorum libri 38) Picus iunior, Wolfg. Lazius (Commentarii reipubl. rom. I. c. 8) Beatus Rhenanus, Wolfg. Jobst (Auszug aller Chroniken, Frankf. 1567) müssen noch Hinweise vorhanden sein. Ihre Abwesenheit ist schwerlich von Verlust. — Obwol nicht zu den Humanisten und erst einer späteren Zeit angehörig, füge ich doch, als an diesem Orte am passendsten, einige Autoren an, die behufs wissenschaftlicher Erörterung lateinisch die Varusschlacht behandelten, und nicht ganz ohne Fug verspätete Ausläufer des Humanismus genannt werden können. 1) Johannes Cuspinianus, opus de Caesaribus et Imperatoribus romanis 1529, p. 9. 10. — 2) Bernhard Möller, Rhenus et eius infl. etc. descriptio. Cöln 1570. lib. V in einer grossen Anzal lateinischer Distichen. 3) Cluverius, Germania antiqua 1616. III, p. 78. — 4) Nicolaus Schaten, Historia Westphaliae 1690. p. 61—96. — Neues bringen sie nicht, aber es ist zu bemerken, wie sich das Interesse vom rein Historischen ab und dem Geographischen zuzuwenden begann. Vom poetischen Standpunkte aus am wichtigsten, oder vielmehr das einzig wichtige Dokument ist das Möllersche Gedicht. Möller war Mönch. Das Werk ist bei weitem ausführlicher als die oben angeführten Schriften, bringt aber über Armin nur insofern etwas Neues, als es den Stoff in die Breite zieht, und durch lange Reflexionen und Reden im Charakter der römischen Erzäler, sowie durch Eingreifen der personificirten Naturelemente, z. B. der Flüsse Ems und Lippe in die Handlung, sich ein Detail zu schaffen sucht, das die Distichen füllt. Stilistisch ist das Gedicht rein; Möller ahmt der Antike nach, bringt auch classische Mythologie in die Darstellung (Armin ruft, nach Tac. Germ. III, den Hercules an), aber über einen rhetorischen Versuch kommt das Ganze nicht hinaus. Als Probe diene die Schilderung Armins (p. 232):

„Tum dux militia praeclarus; ad omnia felix:
  Sigimeri natus stirpe parentis erat.
Promptior ingenio plus quam Germania ferret:
  Teutonica maior nobilitate fuit.
Barbarus et patria, non barbarus estitit arte:
  Indole maiorum clarius egit iter.
Quod vir militiam curaret, ad ardua praesens,
  Teutonis Hermannum nomine lingua vocat.
Armigeris Harmon belli fervore vocatus
  Italis Harminium nomine Roma facit.
Jam gradui Romae fuerat donatus equestri:
  Jam pars Ausoniae ceperat esse manus.
Esse videbatur patrii desertor amoris.
  Sed tacite patrii cultor amoris agit.
Nomine Romanus, patria Germanus, et ausu
  Parthus, fraude vafer mentis, ut Afer erat.
Ille videbatur membris praestare Gigantem:
  Consilii donis maior Ulysse fuit."

bracht zu haben, soll dem Humanismus nicht geschmälert werden.*

Ein neuer Geist beherrscht die nun folgenden Denkmale; aus der Zelle des einsamen Denkers treten wir in die frische Luft, den fröhlichen Lärm des öffentlichen Lebens; nicht objective Ansichten eines abgeschlossenen Gelehrten, wir hören das Urteil des Volkes, das für alles Partei und Meinung fasst, seinen augenblicklichen Zwecken jegliches dienstbar zu machen weiss, ohne es zu schädigen und zu zerstören; und diese Menge redet nicht, wie jene tüchtigen Humanisten, lateinisch, sondern deutsch. Zwar das erste Dokument, Huttens Arminiusdrama, ist noch in fremder Zunge geschrieben; aber es athmet echt deutschen Geist; und grade Hutten steht als schöner Wegweiser an der Grenzscheide des Gebietes, das wir soeben verlassen, weil er der erste war, der die mächtige Wandlung in sich vom Humanisten zum Deutschen der Reformation aus sich heraus vollzog.

Hingewiesen auf Armin ward Hutten durch die Notizen seiner früheren Genossen; auch sein Liebling, Tacitus,** legte ihm diesen Helden ans Herz. Schon 1512 und 1513 hatte er durch gelegentliche Erwähnung der alten Schlacht sein Interesse für sie an den Tag gelegt;*** in der dritten Rede gegen Ulrich von Württemberg (1517) führt er den streitbaren Cherusker ins Feld;† und in dem Sendschreiben an Friedrich den Weisen, das er 1520 von Sickingens Ebernburg aus erliess, ermahnt er diesen, als einen Landsmann Armins, sich den Uebermut des päpstlichen Roms nicht bieten zu lassen.††

* Dass man es der Literatur als Schuld anrechnete, des Helden vergessen zu haben, bezeugen, ausser Stellen in Huttens Dialog, die Empfehlungsgedichte zu Lohensteins Arminius. Die Helden „die durch die lange Zeit zum andern mahl gestorben“ (Hans Assmann von Abschatz). „Und dennoch sahe man: dass Deutschland sein vergass“ (Hans Caspar von Lohenstein).

** Vadiscus. Hutten, op. ed. Böcking IV, 154 ff., § 11: „so doch kein historienschreyber mehr von unserm volck geschriben, und unsern alten lob höchlicher gepreist hat.“ Die andere Stelle, in der Hutten Tacitus hervorhebt, findet sich im Arminius selbst; IV, p. 410. 411.

*** „Quod Germania nec virtutibus nec ducibus ab primoribus degeneraverit.“ Ferner im Panegyr. in laudem Alberti Archep. Mog. III.

† V, p. 45. § 19.

†† I, p. 390.

„Dan ich zele, ruft er aus, unter euch die Westphalen, und die so in vorzeiten die Cherusci und Cauci geheissen, ein merck-lich erzeygung jrer mendlichen gemüt und getath in dem Römischen krieg gethon, unnd Teutschen landen den Arminius geben haben, den aller besten und aller stercksten hauptman der je auff erdenn gewest ist, welchs lob er auch von den feinden erlangt hat, Welcher nit allein sein vatterlandt, sonder gantz Germanien und teutschland aus den Händen der Römer die zeit do sie am mechtigsten und reichsten waren erlediget und gerissen, und die Römer mit viel und ungehörten schlachten dar nider gelegt, menlich verdriben und veriagt. Der halben derselbig unser erlöser, was meint er, was heldt er jtzo in jhener welt, wen er sicht, weyl er die besten Römer und hern der welt hie nicht hat lassen herschen und regieren, uns sicht den verzagten pfaffen unnd weibischen Bischöffen dienstbar und untertänig sein? Solt er sich nit seiner nachkommen schemen?“

In der letzten Reflexion liegt bereits der Keim des späteren Arminiusdialogs ausgebildet vor. Dieser ist, sehen wir von dem Gedichte des Kuchlin ab, die erste freie, uns erhaltene Schöpfung im Gebiete des alten Stoffes, erzeugt durch die Fantasie eines Dichters und das Feuer eines politischen Geistes.

Während des noch halb von Hoffnung für seine Pläne erfüllten Aufenthaltes auf der Ebernburg bei Franz von Sickingen (1520–22) ist der Arminius entstanden.* Die äusserliche Anregung fand er in einem der Totengespräche Lucians, in welchem Hannibal und Alexander sich vor Minos um den Vorrang in der Feldherrnkunst streiten; Scipio tritt dazwischen und stellt Alexander über sich, damit den Streit zu schlichten suchend; infolge dessen weist der Totenrichter dem Macedonier die erste, Scipio die zweite und Hannibal die dritte Stelle an.**

* IV, 407–418. Strauss, Gespräche von Ulrich von Hutten. Leipzig 1860. p. 393 ff. Nach Böcking schon in Bologna verfasst (1516). Gedruckt ward der Arminius erst 1529, aus Huttens Nachlass herausgegeben, eingeleitet durch ein Gedicht des Humanisten Eoban Hesse. Vgl. Strauss, Ulrich von Hutten. Leipzig 1859. II, 324–326.

** Vgl. hierzu Livius IX, 17–19 den Vergleich Alexanders mit den Römern späterer Zeit, sowie XXXV, 14 das Gespräch Hannibals und Scipios in Ephesus, auf welchen Reflexionen und Sagen das Totengespräch begründet ist.

Hier setzt das Huttensche Gespräch ein.* Armin beklagt sich, dass er bei dieser Rangstellung übergangen sei, so dass Minos die strittige Sache noch einmal aufnehmen muss. Nachdem Tacitus herbeigerufen und auf Armins Verlangen seinen berühmten Nachruf aus den Annalen (II, 88) vorgelesen, bringt der Deutsche seine Gründe, zum öftern auf Tacitus sich beziehend,** vor. „Er habe Rom bezwungen, als das Reich in seiner grössten Machtfülle gewesen, nicht während seiner anfänglichen Entwicklung, wie andere Feldherrn; und ihm müsse, als dem Besieger Roms in solch einer Zeit, notwendiger Weise der Ruhm des grössten Führers zuerkannt werden. Jung, ohne Mittel, mit dem Neid seiner eignen Verwandten ringend, habe er, fern von Italien, Rom in Schrecken gesetzt; das grösste persönliche Missgeschick (die Gefangennahme seiner Gemalin und seines Sohnes) habe ihn nicht abgehalten, den Todfeind zu bekämpfen; Deutsche wären gegen ihn aufgestanden; er aber habe sich nicht von seinem Ziele, der Einigung und der Freiheit seines Vaterlandes, abirren lassen; infolge dessen sei Germanien allein von dem Weltreich nicht unterjocht worden.“ Solchen Gründen gegenüber erkennt denn auch der Beherrscher der Unterwelt Armins Ansprüche auf die erste Stelle unter den Feldherrn an; doch da den einmal gefällten Spruch umzustossen unmöglich ist, soll Armin, „der Freieste, Unbesiegteste und Deutscheste“, neben den Brutus unter den Vaterlandsbefreiern den ersten Platz erhalten. Das Gespräch schliesst:*** „Necesse est vero hunc qui norunt Arminium, praeclaram ob indolem valde ament: proinde auctum honore decet esse te, Germane, neque nos tuarum virtutum fas est unquam fieri immemores.“

Augenscheinlich fehlt dem Werk die letzte Ueberarbeitung; dieser war es wol vorbehalten, die Anspielungen auf das Rom der Reformation zu mehren, die vorhandenen zu schärfen. Es ist in dieser Hinsicht das ruhigste und objectivste unter den Gesprächen. Dass aber Hutten bei den Anmassungen des Varus, dessen Geiz und Erpressungssucht hervorgehoben wird, an die Uebergriffe der römischen Clerisei dachte, beweist die

* IV, p. 411. 412, § 14.
** IV, 415, § 37 und sonst oft.
*** IV, 413.

unten angezogene Stelle.* Sonst auch finden sich Hinweise auf die Zeit,** auf die schon Strauss aufmerksam gemacht hat. Der Gedanke am Schluss des Dramas, dass Armin befugt gewesen, König von Deutschland zu werden, erinnert an Huttens Pläne für Sickingen.

Leider war es diesem nicht vorbehalten, den Arminius in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, was er bei mehreren seiner Gespräche tat, und die er so kräftig handhabte. Bedeutsam aber steht die Gestalt des Cheruskers grade am Ende seiner Laufbahn; sie wies auf eine Geistesverwandtschaft mit dem grossen Vorfahren hin.

Als in jener verhängnissvollen Nacht vor der Kaiserwahl 1519 Friedrich der Weise, der uns eben bei dem steckelnburger Ritter entgegengetreten, die angebotene Krone ausschlug, war ein anderer deutscher Fürst so hochherzig, sie, damit sie in deutschen Händen bleibe, für sich, wenn auch ohne Erfolg, in Anspruch zu nehmen: Joachim der Erste von Brandenburg. Dieser sollte „zu künsten und historien sonderliche Lust tragen", und deshalb widmete ihm derjenige, dessen Erwähnung des Armin in deutscher Sprache uns als älteste aufbewahrt ist, Johannes Cario, sein Werk.*** Freunde hatten ihn gebeten, die Schrift zusammenzustellen, welchem Rufe er Folge leistete. Der Bericht, der Armins Taten erzält, ist nur kurz: „Da war ein Fürst mit namen Herman, die Römer nennen ihn Harminium" u. s. f., aber abgesehen vom Ebenerwähnten, ist er für uns von besonderer Wichtigkeit, weil er den Namen: Herman für den Armin zuerst in unserer Literatur belegt. Es fragt sich, mit welchem Recht.

Die Form Arminius ist von Tacitus überliefert.† Ihr folgen die Humanisten, z. E. Glareanus 1500, Peutinger 1505, Pirckheimer, Nauclerus 1514.††

---

* IV, 417, § 48. „Ibique ea fuit superbia et animi impotentia, ut mente conciperet bestias esse Germanos et ratione carentia bruta, non homines, neque ullam tantam esse indignitatem quam aversari non deceret aut contra quam resistere.

** IV, 413.

*** Chronica. Wittenberg 1532. Melanchthon legte das Buch seinen Geschichtsvorträgen zu Grunde.

† Strabo hat Armenius.

†† Irenicus, 1518, hat Ariminius, worauf wol kein Gewicht zu legen ist.

Entweder ist sie römisch und dann nahm der deutsche Krieger bei Erteilung des römischen Bürgerrechts den Namen an, oft von dem römischen Geschlecht, durch dessen Vermittelung es geschah. Dann war Armin Gentilname, so dass sein Bruder Arminius Flavius, oder besser Flavus, sein Neffe Arminius Italicus oder Italus hiess. Ein römischer Gentilname Arminius ist beigebracht.*

Oder der Name war deutschen Ursprungs, und der neue Bürger und Ritter entnahm ihn seinem heimischen Geschlechtsnamen, vielleicht, was unwahrscheinlicher, seinem Volksnamen: Germanius.

Sollte nun im letzteren Fall der Name vielleicht identisch sein mit Irmin, den Tacitus als einen der drei Söhne des Mannus nennt?** Die Irminonen hatten ihren Wohnsitz im Innern des damaligen Deutschlands, was dem Sitze der Cherusker entsprechen würde. Der Name mochte infolge dessen bei diesem Volksstamm gebräuchlicher sein, als bei den übrigen Germanen. Sollte es bloss auf Unkenntniss und Nachlässigkeit zurückzuführen sein, dass beide Namen: Armin (und also auch die später dafür eingeschobene Form Herman) und Irmin so häufig durcheinander gewürfelt wurden? Aventin*** nennt den obenberührten dritten Sohn des Mannus Herman. Das Grimmsche Volkslied aus Westfalen hat auch für Irmen Hermen gesetzt. Zusammenstellungen mit Irmin gehen oft in Herman über. Irminfried, der Türinger, heisst auch Hermanfried, Ermenrich Hermanrich. Die Irmensul ward vielfach auf Armin gedeutet.† Zwingende Beweise lassen sich allerdings nicht beibringen.

Der Name Herman ist aus Armin durch Verwechslung entstanden. Das Volk wälte ihn wol des ähnlichen Klanges halber, da der alte Name ihm fremd geworden war. Eine Analogie bietet sich in Theodorich und Dietrich. Beide Formen, Armin und Herman, bestanden noch eine Weile neben-

* Vgl. Göttling, p. 15, Anm. 3. — Bei Vergil, Aeneide XI, 642, kommt, um dies hier beiläufig zu erwähnen, der Name Herminius vor.

** Mone, Quellen und Forschungen. I, 69. Arminius gleich „Ermen, Irmen und später mit Herman verwechselt."

*** 1622, p. 43.

† Spalatin u. a.



einander; ich schliesse das aus der Zusammenwürflung Harminius;* später suchte man ihn zu latinisiren,** ein Beweis, dass Arminius zurücktrat, ja zu etymologisiren.*** Zuletzt trug die jüngere Version den Sieg davon.†

So, als Herman, tritt uns der Cherusker bereits ein Jahr später bei Johannes Thurnmaier entgegen, zur Besprechung von dessen „Baierscher Chronik" wir uns jetzt wenden.†† Hatte der fränkische Ritter die gewaltige Gestalt in die Unterwelt citirt, so beschwört der Baier Aventin, wie Thurnmaier sich nach der Sitte der Zeit latinisirte, seinen Herzog Erman vollends an das helle Tageslicht und bringt uns den mächtigen Mann wie einen lieben Bekannten menschlich näher. Er führt ihn uns vor als elften Helden nach Tuisco und Mannus und reiht ihn familiär den Erzkönigen der Deutschen an. Das Gedicht, welches das Bild eines jeden derselben ziert (Herman hält in der Linken das Haupt des Varus), lautet bei unserm Helden, wie folgt:

„Arminius, den man nennet Herman,
Ein junger Heldt, ein kühner Mann,
Von Leib und Gemüt wol aufferwachsen,
Geborn vom Hartz, ein Fürst zu Sachsen:

---

* Bei Cario 1532. Mutius 1539. Möller 1570.

** Möller hat p. 232 Hermannus.

*** Wiederum Möller:

„Armigeris Harmon belli fervore vocatus"

Luther V, 154b, „Herman, den die Lateiner übel verkeren, und Arminium nennen, heisst aber ein Heerman, dux belli, der zum heer und streit tüchtig ist, die reihen zu retten und forn an zu gehen, sein leib und leben drüber zu wagen." Grimms Wörterbuch.

† Hier auch ein paar Worte über den Namen des Thumelicus, des Sohnes Armins. Ueber seine Ableitung sind zwei Ansichten vorhanden, die aber in ihrem Endpunkte zusammenlaufen. Göttling (p. 14. 15) will ihn als Apellativum der Fechterschule entnommen und aus dem Griechisch-Lateinischen erklären: thymele der unbedeckte Teil der Arena, thymelicos ein solcher, der hier auftritt; wahrscheinlich endete der Sohn Armins als Fechter in Ravenna. Oder (Wackernagel, Gesch. d. Lit. p. 41) der Name setzt sich aus dem Deutschen zusammen: tumôn = circuire und leich. Der Sinn würde dem thymelicos entsprechen.

†† Deutsch 1622. 1533 geschrieben, 1580 gedruckt. Geboren ist Thurnmaier 1477 zu Abensberg in Baiern; gest. 1534 zu Regensburg. — Man vgl. Moscherosch, Gedichte etc., der ihm die Ehre erweist, ihn als Secretär der sieben altdeutschen Helden in Geroltseck fungiren zu lassen.

Der hat offt Ritterlich gekriegt,
Stäts obgelegen und gesiegt.
Zu dess Keysers Augusti zeiten
Wolt Varus wider d Teutschen streiten,
Als von den Römern aussgesandt;
Mit grosser Gwalt wehrhaffter Handt
Ins Teutschland biss an Hessen kümpt.
Wie solchs Arminius vernimpt,
Macht sich balt auff, schlugs alle gar,
Solch gross unüberwindtlich Schar;
Dess Vari Kopff gen Rom ward geschickt,
Darob der Keyser sehr erschrickt,
Dass er für Angst, Sorg, Leyd und Traurn
Den Bart räufft, schlug an d Maurn.
Da ward geschwächt der Römer Macht.
Dergleichen vormals nie gedacht;
Damit Arminius erlangt,
Dass ihm das gantze Teutschlandt dankt;
Und wurd sein lob bey Alt und Jungen
Hernach viel hundert Jar gesungen."

Aventin hatte Liebe zur deutschen Vergangenheit; er wies als erster auf den Waltarius Manufortis hin. Das Kapitel, das er in seiner baierschen Chronik Armin widmet,* ist in jener naiv-treuherzigen Weise des sechszehnten Jahrhunderts verfasst, die so tief, weil von einer ernst sittlichen Weltanschauung getragen, wie gesund und packend wirkt, weil sie stets nur aus der Zeit heraus schreibt, in der sie lebt. An mehr als einer Stelle geht er auf die Schäden seines Jahrhunderts ein; neues Material bringt er nicht; aber voll Leben tritt uns die ganze Handlung entgegen, gänzlich verschieden von der trockenen Annalistik der vorhergehenden Jahrzehnte. Er gibt die alten Historiker in oft ziemlich getreuer, aber individuell gefärbter Uebersetzung wieder, wie am Schluss seiner Darstellung, wo es heisst:**

„Weiter mehrgenannter Herzog Erman ist ohn allen zweiffel, sol auch also gehalten, dafür geacht und von jederman menniglich genannt werden, ein Erlediger Teutscher Nation, der nicht im Anfang, da es noch klein und schwach war, das römisch

* p. 283 ff.
** p. 284.

Volck, Reich unnd Kaiserthumb, wie andere König, Fürsten und Herrn, sonder da es am allermächtigsten und glückseligsten gewesen ist, angegriffen und gezwackt hat: Wie wol er in den Schlachten hernach mit den Römern gethan, jetzt under, jetzt obgelegen, ist er doch nie mit streit überwunden unnd dess kriegs müd worden, hat zwölff Jahr stracks aneinander mit grossen Ehren unnd Macht den Krieg wider die Römer geführt und vollstreckt, biss an sein End. Ist im 37 Jahr seines alters, im zwölfften Jahr seiner Regierung von dieser Welt abgeschieden. Es singen unnd sagen noch von ihm die Teutschen."

Zwei Jahre nach Aventin ward unser Held, „der theure Held" wie ihn das Titelblatt nennt, Gegenstand einer eigenen Monographie, die Spalatin schrieb.* Der schon erwähnte Verfasser war Kanzler Friedrichs des Weisen, sein eigentlicher Name Georg Burkard aus Spalt. Gewidmet ist die Schrift dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen; das Interesse weist also in hohe Kreise hinauf. Gelehrten Zirkeln ward es durch eine lateinische Uebersetzung von Peter Kenler** zugänglich gemacht. Das Buch erzält in vierunddreissig Kapiteln die Geschichte Hermans bis zu seinem Tode, wie sie dem Verfasser in den Geschichtsbüchern der Alten, namentlich des Tacitus, vorlag. Doch benutzte er auch moderne Autoren, wie Otto von Freisingen, Thietmar von Merseburg, die Chronik des Kranz.

Der Zweck der Arbeit Spalatins ist weniger genaue Wiedergabe der Tatsachen, wie bei Aventin, sondern — und dies muss beachtet werden — sucht vielmehr eine gemütvolle Erhebung des Lesers zu erzielen; und so nähert sich das Werk, wenn auch des Versgewandes entbehrend, dem dichterischen Kunstwerk. Kommt es dem Verfasser doch nicht auf Unrichtigkeiten an, wenn er den Germanicus als Tibers Sohn hinstellt und die Goten anstatt der Cimbern nach Italien wandern

* Von dem thewern deutschen Fürsten Arminio: Ein kurtzer auszug aus glaubwirdigen latinischen Historien: durch Georgium Spalatinum zusammengetragen und verdeutscht. Wittenberg 1535.

** Historia Arminii, Germanorum contra Romanos ducis. Hist. op. I, 501 ff.

lässt. Was aber mehr wert ist, als die zweifelhaften Streitigkeiten der späteren Zeit über den Ort der Schlacht, das ist die Nutzbarmachung des Stoffes für die Zeit des Dichters. Da heisst es z. B. in der Vorrede: „Damit E. C. F. G. mügen sehen, was grosser sachen die alte Deudschen gefurt, Auch wie Gott der allmechtige hoffart, geitz, unzucht, auch untreu, ungehorsam, auffruhr und andere untugent allzeit gestrafft hat, und gewislich hinfurder auch, wo man sich nicht bessert und busse thut, ernstlich straffen wird.“ Und weiter unten:* „Solt auch billich unserm itzigem Adel ursach geben, solchem ehrlichen Exempel und vorbild nach mehr zu folgen, denn tag und nacht im luder zu ligen, und nümmermehr kein zornigen man sehen.“ Leider waren solche Warnungen notwendig geworden; während Hutten in Armin vor allem den Todfeind der Römer verehrte, liebt Spalatin in ihm den Mann, den Charakter.

Infolge dieser Tendenz übersetzt auch Spalatin das Römertum in die Verhältnisse des sechszehnten Jahrhunderts, wie das schon Aventin tat. Aber er geht noch weiter, wenn er von den Städten der Germanen spricht und die Bewohner jenseit des Rheins Franzosen, die Bataver Holländer nennt.

Für seinen Helden, dessen Beiwort: teuer, charakteristisch, er nicht oft genug wiederholen kann, ist er denn auch bereit, alle möglichen Ehren zu fordern, und deshalb will er auch für ihn die Irmensul bei Eresburg als Hermanssäule in Anspruch nehmen: gewiss so rührend, wie historisch verfehlt.

Der ungemeine Reiz der Darstellung beruht in den Detailpartien: da ist der Mann an seinem Platze, wenn ihm auch sonst der grosse geschichtliche Blick des Tacitus und Aventin fehlt. Um eine Probe zu geben, greife ich eine Stelle heraus. Spalatin erzält, wie Germanicus auf seinem ersten Rachezuge nach Deutschland die Stätte im teutoburger Walde berührt, wo die Varianischen Legionen untergegangen sind.** „Also zogen die Römer betrübt und traurig an den selben ort, von wegen der grossen schlacht zuvor, der ende erliten.*** Also sahe

* fol. C II.

** Bl. D.

*** „Des Orts“. „Ende“ hat bei Spalatin oft die Bedeutung von „Ort“, wie früher: Ort für „Ecke“, „Ende“ gegolten hatte.

man zum ersten fein, wo der Obirst Felthauptmann der Römer mit sampt der Römer dreien Legion gelegen, und wie die schlacht geschehen war. Mitten auch auff dem platz lagen die weissen gepein, darnach sie entweder geflohen waren oder sich geweret hetten; an etlichen enden zerstreuet, an etlichen orten heuffig und dick bei einander. So lagen auch stück von pfeilen und pferdgebein dabei, desgleichen steckten menschenköpff an baumstrümpffen; zu dem auch inn den nehesten Hainen und höltzern der Deudschen altar, auff welchen sie die hauptleut und Webel geschlacht und ihren Göttern geopffert hetten. Die krieger auch, so aus der Varianer schlacht durch die flucht mit dem leben davon komen waren, zeigten fein an, wo die Legaten und Leutinanten weren erschlagen, Wo die Obirste Feltpanir, die Adler, den Römern abgedrungen weren, Wo der Obirst Felthauptmann Varus erstlich wund war worden, Wo er sich endlich auch selbs erstochen het; Wo der Hertzog Arminius enpor gestanden und gered hat; wie viel galgen die Deudschen wider die gefangen Römer, wie viel auch gruben gemacht hetten; Auch wie der Arminius der Römer Fenlein und panir gehönt, geschmecht und gespot het, da mans inen abgedrungen und abgewonnen het. Also klaubten und lasen der Römer heer der dreien erschlagen gebein zusamen, sechs jar nach gehaldener schlacht; Und wie wol ir keiner wider der freunde noch feinde gebein kante, so begrubens sie es doch alle fur irer freunde und verwandten gebein und ergrimten noch serer dadurch auf die Deudschen und waren betrübt dazu."

Mehr als Spalatin und seine Vorgänger zog Sebastian Frank (1500—1545) unsern Stoff in das Gebiet des rein Geschichtlichen mit kunstvoll moderner Behandlungsweise; aber weit ist seine Objectivität von der Trockenheit, seine höhere Auffassung des Geschichtslaufs von der annalistischen Ausführung, seine deutsche Gesinnung von der antik-römischen Universalanschauung entfernt, wie sie die Humanisten zur Schau trugen. Abgesehen von der kurzen Notiz in der „Chronica, zeytbuch und geschichtsbibel"* behandelt er in seinem Hauptwerk, der „Chronik teutscher Nation"** die Sache aus-

* 1531. Bl. CXX biy.
** 1539. p. 12 u. 13.

führlicher. Es ist ein grosser Unterschied zwischen seiner Darstellung und der des Baiers Aventin; ersterer wird nicht minder ergriffen von der Sache, wie der letztere, dessen Erregung in der Darstellung nachzittert, so dass sie an Glanz und Farbe die des Schwaben Frank übertrifft; aber letzterer zeichnet besser und lieber in scharfen Umrissen; objectiver als Thurnmaier lässt er die Beleuchtung der eignen Zeit beiseite und verweilt nicht länger auf dem Gegenstande, als es der Zweck des Ganzen gestattet. Aber was beiden gemeinsam ist, das ist der weite historische Blick und die Auffassung der Geschichte als eines sittlichen organischen Ganzen.

Dies zu beweisen gebe ich seine Darstellung des deutsch-römischen Krieges. Es heisst da: „Varus wolt diss frei volck der Teutschen, dess jochs ungewont, zu hart zämen; und meynet Varus, sie hetten jetz des kriegens vergessen, und jre schwerter weren rostig; und verliess sich also auff den frid, das er auch, vor der teutschen waffen gewarnet, sich nit liess bewegen.

„Als sie nun zu jm, für gericht oder in ein landstag gfordet, mit jrem auff geworffen hertzogen Arminio kamen, fallen sie gleich die Kastel an und erwürgten bald drei legion Römer, also das sie alles verwüsteten und zuletzt auch den gfangnen, eim ein handt, disem die zungen abschnitten und auss dem halss rissen, den die augen ausstachen und zu in sprachen: ‚Nun hört einmal auff, jr nattern, zu zischen!‘ Des Fürsten Vari leib, den die kriegss knecht schon in die erden hatten gescharret, ward wider aussgegraben sampt dem zugelegten zeychen, zwen adler, sein leib zerhauen und in ein pfütz geworffen. Also mochten die Römer den Rhein nit besitzen oder behalten, die doch das meer und alles, was dran war, beherschten; da warde das reich und der nam der Römer bei den Teutschen wider aussgelescht.“.*

* Auch Sebastian Münster, der Zeitgenosse Franks, erwähnt die Arminschlacht in seiner „Kosmographei (Basel 1550), allerdings in einer wenig von den Referaten der Humanisten unterschiedenen Weise. Sein Bericht ist lateinisch, ohne jede Bedeutung; auch er will die Germanen „cogere ad officium“. Ich würde ihn kurz unter den Humanisten abgefertigt haben, wenn nicht der Vater der deutschen Erdbeschreibung eine gewisse exceptionelle Stellung beanspruchen könnte. Die Notizen finden sich p. 207



Seinem Wert und Geiste nach* etwa zwischen Aventin und Spalatin stehend, ist die Schilderung, die Cyr. Spangenberg in seiner „mansfeldischen Chronik“** von Herman dem Cherusker entwirft, zu verzeichnen. Auch ihm ist Armin „der theure Held“, auch er geht auf seine Zeit ein, wenn er z. B. bei Gelegenheit des Vergiftungsvorschlags, den Adgandester der Katte dem römischen Senat macht, ausruft:*** „Solte es aber dazumal allbereit die gelegenheit gehabt haben, das solche Untreu unter den deutschen Fürsten gewesen, so ist itziger zeit gleiches auch nicht so gar gros zu verwundern.“ Man beachte, wie diese gelegentlichen Notizen die wachsende Verwilderung des Jahrhunderts beleuchten.

Noch mehr als bei den vorhergehenden Darstellungen ragt hier das sechszehnte Jahrhundert in das erste hinein. Herman, „der freydige, der unerschrockene, der Ausbund unter den Helden“, erscheint hier wie ein Landsknechtshauptmann der Reformationszeit. Als Germanicus, um die Stimmung der Soldaten vor der Schlacht zu erkunden, den Horcher an den Zelten spielen will, zieht er sich seinen „Pelz“ an und belauscht die Knechte in ihren „Losamenten“. Wem kommt da nicht Frundsberg in den Sinn?

Um Genauigkeit ist es auch ihm nicht zu tun; wunderlich ist die Art, wie er sich Namen zurechtzustutzen weiss; aus Siegmar macht er Siegmaier, die Bructerer zu Brockenbergern.

Die Motivirung ist reich, gemütvoll, aus dem Leben gegriffen; als Varus „Schöppenstühle errichtet“, lässt Herman die Deutschen zum Schein, um die Römer sicher zu machen, Prozesse anstiften. Den Rachezug des Germanicus erklärt er daraus, dass dieser den unbeerdigten Toten der Schlacht die letzte Ehre habe erweisen wollen.

Die freundliche Darstellung verweilt mit besonderer Liebe beim Detail. Den kläglichen Zustand des römischen Lagers vor einem der späteren Gefechte charakterisirt er so (p. 31):

---

und 279. Armin erwähnt er gar nicht; er benutzt augenscheinlich seinen Vorgänger Frank.

* Einzureihen ist hier die p. 153 Anm. †† angeführte Uebersetzung von Krantz' Saxonia. 1563. Besonderes zeigt sie nicht.

** 1572. Bl. 23–35.

*** Bl. 26.

„Sie hetten dazumal eine müheselige und unruige Nacht. Die Deutschen assen, truncken, waren guter und frölicher Dinge, sungen und schreien greslich darzwischen, das es in Tälern und Weldern erschallete. Dagegen hetten die Römer schwach Feuer, redten krenklich, lagen hin und wider umb die Wagenburg, giengen auff und ab und waren hart bestürtzet.“ Kann man in wenigen Zeilen den Zustand beider Heere, den Gegensatz besser zeichnen?

Auch bei Spangenberg treten die grossen Züge der Darstellung zurück. Die Sprache ist kräftig; altertümliche Ausdrücke* geben dem Ganzen eine prächtige Färbung. Seine Quellen nennt er selbst: Tacitus und Spalatin; der Einfluss des letzteren ist unverkennbar.

Fast wörtlich benutzte diese Schilderung ein Bremer, Erpoldus Lindenbruch,** ein Hamburger Canonicus. Wichtigkeit hat das Werk nur wegen einiger Zusätze, z. B. im Titel, in welchen man infolge der Betonung des strategisch-kriegerischen Elements der Arminschlacht sieht, wie der dreissigjährige Krieg seine Schatten vorauswarf.*** Was das Patriotische anbelangt, so möchte man vermuten, dass, unter dem Einflusse der über Deutschland heraufziehenden schweren Schicksalswetter, dasselbe eher geschärft als abgestumpft wurde; mit einer gewissen Hast und Dringlichkeit wird dasselbe gradezu betont. Des Verfassers Vorsatz war, „aus liebe gegen das Vaterland

* mangeln für kämpfen; ramen für stossen.

** Chronica von des löblichen thewren Helden Harminij oder Hermanni der Cherusken Hertzogen lobwirdigen Geschichten unnd Thaten. Hamburg 1589. — Es ist der zweite Teil einer Chronica. Von dem Scheutzlichen Kriege welchen die Cimbri mit dem Römischen Volcke geführet. Bl. G II bis P II. Er nennt seine Quelle nicht. Die Darstellung Spangenbergs, etwas umgestellt, wenig verkürzt, selten vermehrt (der Localpatriotismus des Verfassers verursacht sie meist), ist so verarbeitet:

Lindenbruch	G II_2 bis G IV_2	=	Spangenberg	Bl. 23_1 bis 24_1
„	G IV_2 bis K II_2	=	„	Bl. 26_2 bis 30_1
„	K IV_1 bis O I_1	=	„	Bl. 30_2 bis 35_1
„	O I_2 bis O II_2	=	„	Bl. 34_2
„	O II_2 bis O IV_1	=	„	Bl. 35_2 bis 36_1
„	O IV_2 bis P II_1	=	„	Bl. 25_1 bis 26_1

*** „Darauss zu lehrnen, was einem freudigen Kriegssman und gutten Obersten zustehn, wie unnd an welchem Orth er nach vortheyl das Läger schlagen, die Schlachtordnung machen unnd mit auffgerichtem Fenlein mit dem Feinde schlagen soll.“



seine Geschichten aus den bewerten Schreibenten zusamen zu lesen, auszuklauben"; und in der Vorrede, die an mehre bremensische Prälaten gerichtet ist, hebt er ausdrücklich das ethisch erhebende Gefühl hervor, das uns der Anblick und die Schicksale grosser Männer zu gewähren vermögen. Sein Buch, obwol den Bremer Landsleuten besonders ans Herz gelegt, sollte aber auch das ganze Vaterland angehen.*

Der dringende Patriotismus, den das Werk Lindenbruchs documentirt, steigert sich, durch die drohende Gefahr gezeitigt, je mehr wir uns dem verhängnissvollen Jahre 1618 nähern, und findet seinen vollen Ausdruck in dem Buche, das wir als letztes vor dem Ausbruch des Krieges über unsern Helden geschrieben zu verzeichnen haben: „Teutscher Nation Herligkeit" von Matthias Quadt von Kinckelbach.** Dieser Mann steht mit dem einen Blick freudig in die Vergangenheit, mit dem andern sorgenvoll in die Zukunft schauend so recht am Platze, wo die Periode, welche die Reformation geschaffen, schliesst; von der epischen Ruhe der früheren Erzäler ist bei ihm wenig mehr vorhanden; die Not macht ihn subjectif; ein seherischer Anflug liegt auf seinen Worten, wenn er ausruft:***

„Siehe zu, ein solch land haben besessen unsere Vorfaren, und seind gleich wols noch solche gehertzte menner und helden dabey gewesen, das die Römer, welche nun in die achthundert jahr in stetigen wehr und waffen geubt waren, sie nie mals zu irem willen in gehorsam bringén kunten."

Diesem unruhigen, ich möchte sagen publicistischen Wesen des Autors gemäss nimmt das Werk den Charakter eines Reise-

---

* Noch zwei Stellen der Art sind: die Geschichte Armins (Bl. III), „welche mir so wol gefallen, das ichs darfür geachtet, das es der mühe und unkosten wol werth und der wirdigkeit unnd grösse sein kundten, das man sie in ein eigenes abgesondertes Buch verfassete" und (Bl. IV) „Also kan einem ehrlichen hertzen nichts lustigers sein, denn die Antiquiteten und alten Monumenta und Gedechtnissen seines Vaterlands zu wissen."

** Köln 1609. Bereits 1595 hatte Quadt in der „Jahr Blum", einer Reimchronik, auf Armin Bezug genommen (Bl. D I_1):

„Berühmet war in dieser zeit
Quintilius Varus genandt,
Mit all seim Volck im Teutschen landt
Erschlagen wirdt durch Harmin stoltz;
Gschach bey dem Teutenburger Holtz."

*** p. 6.

buchs an, weil es auf dem gewöhnlichen Wege der Veröffentlichung seine Wirkung nicht erreicht haben würde. Es ward kurz gehalten, damit es nicht nur in der Stube, sondern auch beim Durchreisen des Vaterlands, auf dem Schiff, dem Wagen gelesen werden konnte.* Es behandelt ausser Geschichtlichem auch Geographisches, Kunstnotizen, Anekdoten, Curiosa; unbewusst — der Autor stand unter dem Einfluss seines Jahrzehnts — schleicht sich, in tragischem Gegensatze zu seinem reinen Inhalte, in den Stil ein wenig Sprachmengerei ein. Nicht zu übersehen ist, dass das Werk am Rhein entstand, dort, von wo das Verderben der folgenden Zeit hereindringen sollte: ein Kölner Bürger veranlasste es, und dem Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein widmete es der Autor, der selbst Pfälzer war.

Solch einem Patrioten durfte allerdings der Cherusker nicht entgehen. Er schreibt (p. 14):

„Es haben die Römer sehr grosse muhe gehabt, das Teutschland under das Römische joch zu bringen, wie es alzeit dz Römich joch gehasset, noch denselbigen, so die Teutsche Freiheit zu under trucken gedencken, nach bestem vermögen widersetzet: daraus dan ein auffrechte Teutsche art erkant mag werden. Es hat der Turck und etliche andere Potentaten viel mächtiger länder under sich bracht; und wie sehr sie auch noch das Teutschland streben, wirt es jhnen doch zu jhrem willen nimmer glucken werden; und wolte Got, das Teutschland nicht so viel Marios und Pompejos hette, dabei wirs itz lassen mussen. Octavius Augustus hat auch nie viel glucks mit dem Teutschen krieg gehabt; er schicket Tyberium und Drusum, seine beyde stieffsöhne, gegen sie; und als Drusus in der Schlacht umbkommen, schickt er den Tyberium und Quintilium Varum uber die Teutschen; aber Harminius, der Saxische Furst, schlug jhn in Westphalen uff jehnseit des Duissburger Walds, das er drey Legion, das ist 21000 zu fuss und 1500 zu pferd, uff der walstat liess; geschehen im eilfften jahr des alters Christi."

---

* Vorrede: „Wollen also hiemit zu dem werck fortschreiten, und diss herrliche Teutsche Paradeiss oder Lustgarten mit gutem gemach, ohn alle Gefahr, und geringem unkosten durchwandern."

Leider konnten Männer, wie Quadt, das Verderben wol aufhalten, nicht beschwören. Es nützte auch nichts, als der Gründer der fruchtbringenden Gesellschaft, Fürst Ludwig von Anhalt, bei einem Vermälungsfeste, 1614, mit seinen Genossen inmitten der fremdländischen Maskeraden, als alter deutscher Held aufzog und in deutschen Reimen sprach.* Indess mag diese rührende Tatsache unsre Epoche beschliessen.

Auch im Volksgedächtniss schlummerte das Andenken an den Cherusker nicht. Als 1546, während die beiden Hälften Deutschlands sich gerüstet gegenüberstanden, der Dichter des Volksliedes in Sorgen entschlafen ist,** führt ihn der Traumgott in eine ferne Gegend, durch rauhe Berge, bis er an einen kühlen Bach gelangt, an dem ein Maulbeerbaum mit Früchten steht, welche den Ermüdeten erquicken. Wie er so des harten Wegs vergisst:

„da sah ich kommen her zu mir
der helden und fürsten vier,
die zwen von kleider, har und bart,
von aller zier heidnischer art“,

die andern beiden in fürstlicher Weise bekleidet. Sie begrüssen ihn freundlich und geben sich als König Eerenvest (Ariovist), Herzog Herreman, Kaiser Friedrich Rotbart und Jörg von Frondsperg zu erkennen. Ariovist führt das Wort:

„ich bin könig Eerenvest,
Ariovistum zu latein
nent mich Caesar, der feinde mein,
mit dem ich hab ein lange zeit
gefüret krieg und grosse streit,
dass ich im nit liess uberhand
uber mein liebes vaterland.
Darnach der bei mir, zeig ich an,
der heisst Herzog Herreman,
ein ritterlicher Sachse frum;
den nenneten Arminium
die Römer in iren geschichten.“

---

* Bartold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin 1848. p. 69–71. — Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt. Zerbst 1710. V, p. 228. VII, p. 229.

** Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. IV, p. 302 ff. Der Dichter heisst Johann Schradin; das Lied selbst etwas breit, trocken und gelehrt.

Auf der vier Alten Befragen, wie es um ihr „liebes Vaterland" stehe,* weiss der jüngere Landsmann nun wenig Gutes zu berichten:

„von unserm vaterland,
wie es darumb so ubel stand,
kan ich leider nit alles sagen,
es ist zu weinen und zu klagen."

Der Dichter ist Protestant: daher klagt er den Kaiser der Gewalt und Untreue an seinem Volke an.** Als die Vorfahren dieses hören und noch ausserdem, dass der Anstifter der Papst in Rom sei, da wissen auch sie von den Vergewaltigungen der Römer zu erzälen, worauf sie natürlich nur den Rat geben können, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben:

„Es ist besser einmal gestorben,
dann alle tag in schand verdorben."

Die Rechtfertigung solchen Beginnens übernimmt Herzog Herman und führt sie mit Sophistik und Beispiel aus:

„wie kan der ewer haupte sein,
der sich sondert von ewerm leib,
dass er euch von der freiheit treib,
handelt wider sein ampt und stand,
verderbet selb das vaterland,
zwingt euch unter frembd tyrannei?
Meinstu, dass es ein aufrur sei,
so man nit alles ubersicht,
das ieder unbillich anricht?
Dann er ist nit ewer halsherr;
auch weil er wider trew und ehr
dem römischen pfaffen zugefallen,
solich gewalt treibt mit euch allen,
so ist er nun des babsts amptman
und geht euch Deudschen nit mehr an,

* Der Gedanke, die Gegensätze alter und neuer Zeit, natürlich zu Ungunsten der letzteren, durch solche Gespräche der Vertreter beider noch schärfer hervortreten zu lassen, liegt in dem Charakter jeder bedrängten Zeit: wir werden ihm hundert Jahre später, in Rists friedewünschendem Deutschland (1647) von neuem begegnen.

** Vergl. v. 373—386. — Es ist diese Nutzbarmachung grade für den Protestantismus (vergl. das folgende Dokument) nicht ohne Bedeutung. Wir werden sehen, dass der Stoff sich mit Vorliebe ins antikatholische Lager flüchtete.

ir solt im auch nit fragen nach.
Ee ich von im lid solich schmach,
die er an euch unbillich legt,
ee müst das deudsche land erregt
sein, ehr und freiheit zu beschirmen,
mit kriegen, fechten, schlahen, stürmen
auf sein bei tag und auch bei nacht.“[*]

Das Beispiel aber weiss er aus seinem Leben zu berichten: die Schlacht im teutoburger Walde:

„wie ich auch thet der Römer macht:
die hetten sich gerüstet ein,
wolten auch unser herren sein,
trieben gewalt und ubermut
mit unserm leib, land und auch gut.
Drei legionen wol gerist
die lagen zu derselben frist
zu der besatzung in dem land
Dort an der Ems. Ich zoch zuhand
mit meinen lieben deudschen frum,
erschlug Varum Quintilium,
iren obersten feldhauptman;
dem selben ich auch abgewann
ross, harnisch, baner, grosse beut,
erschlug die besten kriegsleut
und schwechet ser die römisch macht.
Das klagt Augustus tag und nacht,
sein kopf vor leid stiess an die wand;
also half ich dem vaterland.
Darumb so weiss ich bessers nicht,
dann dass sich Deudschland aber richt
wider der Wahlen[**] list mit macht,
zu brechen ir hochmut und pracht
frisch nach der alten Deudschen art.
Wem der kopf bleibt, der scher den bart.“

Ein besseres Exempel konnte schliesslich dem Johann Schradin nicht überwiesen werden.[***]

* Die ganze Explication zwingt unwillkürlich an Hutten zu denken.

** Welschen.

*** Aus v. 261 f. geht hervor, dass der Dichter, noch von der Sage befangen, sich die Armmnerereignisse in die Zeit vor Christi Geburt verlegt.

Leider sollte der Rat nicht zum Heil ausschlagen. Als die Schlacht bei Mühlberg (1547) geschlagen war, die Not der Evangelischen auf ihrem Höhepunkt stand, da wird wieder die Gestalt Armins als Helfer in der Not heraufbeschworen, diesmal von zarten Lippen: *

„Zwen held des kriegs gabstu uns, got,
Arminium, den dritten Ott;
Arminius macht frei deutsch land,
Ott stiftet der churfürsten stand.“

Die Weise ** zeigt an, wie dringlich man es meinte.

So als getreuer Eckart, *** zog der alte Held durch das Land; und wie fest das Volk seine Gestalt, trotz alles Elends der Zeit, im Gedächtniss behielt, zeigt eine Notiz bei Moscherosch, † die für uns unschätzbar ist, weil sie beweist, wie die alte Arminsage auch durch die Reformation nicht ertötet ward. Der Cherusker, diesmal neben Ariovist mit Wittekind und Siegfried †† verbündet, hat bei seinem Ritt durch das Land auch seine heimische Stätte gefunden: die Burg Geroltseck im Wasgau, auf der ihm von den Wanderungen auszuruhen vergönnt ist. Philander von Sittewald erzält:

„In dem wir nun überzwerchs zuruck durch den Wald, auff die Matten kommen, erkante ich mich alsobald, dass wir nicht weit, und nächst bey Geroltz Eck, einem alten Schloss auf dem Wassgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abentheuer erzehlen hören: dass nemblich die uralte Teutsche Helden, die Könige Ariovistus, Arminius, Witichindus,

---

* Liliencron, IV, p. 460. „Eines sechsischen meidlein (Magdeburg?) klag und bitt.“ 1548. Str. 11.

** Im ton: Erhalt uns, herr, bei deinem wort.

*** Liliencron, IV, 299. „Ein klagred teutsches lands mit dem treuwen Eckhart.“ 1546.

† Gesichte. 1650. II, p. 32. 33. Es ist selbstverständlich, dass diese Erzälung, trotzdem sie erst durch den dreissigjährigen Krieg ihre rechte Beleuchtung erhielt, älter anzusetzen ist, als da sie niedergeschrieben wurde.

†† Für das Sagenhafte von grosser Wichtigkeit, dass grade Siegfried genannt wird, wie früher Friedrich Barbarossa, was, ausser der obigen Notiz, darauf hindeutet, dass man Armin zeitweise mit dem im Berge schlafenden Nationalhelden identificirte.

der Hürnin Siegfried* und viel andere, in demselben Schloss zu gewisser Zeit des Jahres gesehen werden; welche, wan die Teutsche in den höchsten Nöthen und am undergang sein werden, wieder da herauss, und mit etlichen alten Teutschen Völckern denselben zu hülf erscheinen solten."

Werfen wir noch einen Blick zurück auf die Epoche seit dem Beginn der Reformation, um das Resultat derselben gegenüber dem Vorhergehenden festzustellen. Mit wenigen Ausnahmen gehören die Denkmäler der erzälenden Geschichte, der Chronik an, was kein Zufall ist: freier poetischer Production war das Jahrhundert der Reformation nicht günstig. Vorzugsweise wird der Held zu Tendenzzwecken verwendet: ein Zeichen für den polemischen Zug der Zeit. Dennoch versuchte man den Stoff künstlerisch zu gestalten: lebendige Darstellung, kräftige Sprache, eine charakteristische Auffassung gelang. Die trockenen Notizen der Humanisten treten zurück, das Latein wich dem volkstümlicheren Deutsch. Lieb ist es, verzeichnen zu können, dass an Stelle des Florus, Sueton als Quelle der ungleich gewaltigere Tacitus trat: ein Beweis, dass man das Grosse dem Correcten vorzog und zu geniessen vermochte. Noch zwar versuchte man nicht, den Marmor selbst künstlerisch zu bemeisseln, zu beschneiden, wo zu viel, hinzuzusetzen, wo eine Lücke vorhanden war, — dies blieb den folgenden Jahrhunderten vorbehalten — aber in der Charakteristik der handelnden Personen — bei den Humanisten trockene Schemen — regte sich schon der erste Flügelschlag des künstlerischen Genius. Man beginnt sich die handelnden Menschen in ihrem Tun und Treiben zu erklären, z. B. den Segest. Mit den wenigen Andeutungen, die ihm Tacitus über diesen Mann überliefert, rang Spalatin, ehe er sich das Bild des Schwähers des Armin zusammenstellte. In der Geschichte ein rauher, im harten Leben stehender, missgünstiger Geselle, ein Gegenbild des grossen Idealisten Herman, aber mit unverrückbarem Ziel seines Strebens, das er in gedeihlichem, friedlichem Verkehr der Deutschen mit den Römern sieht, wird er bei Spalatin, bei gänzlicher Beibehaltung dieser Züge, eine redliche, offene Natur, die dem Armin auf jede

* Auffallend ist die Vierzal, die auch später bei Rist (1647) wiederkehrt.

Weise, weil es seinen Ueberzeugungen zuwiderläuft, entgegenarbeitet, aber, als die Römer ihn schlecht behandeln, ihnen derbe Wahrheit ins Gesicht sagt. Die Gestalt hat etwas von ihrer Grösse eingebüsst, aber sie wird gemütvoller.

Eine andre Seite, das etymologisch-wissenschaftliche Interesse, mit welchem man sich den Ereignissen zu nähern suchte, darf nicht ganz übergangen werden. Ist der erste Gefühlsrausch einer neuen Bekanntschaft vorbei, so will man derselben mit dem Verstande beikommen. Bei den in etymologischer Hinsicht noch primitiven Kenntnissen der Zeit, kam allerdings Wunderliches dabei zu Tage. Nicht nur bei dem Namen des Cherusker allein, auch Teutoburg musste es sich gefallen lassen, Gleichklangs halber, mit Duisburg zusammengeworfen zu werden. (Aventin.) Irminsul sollte Herman zu Ehren errichtet sein* (Spalatin), Idistavisus, das Schlachtfeld des Germanicus Oedestwiese bedeuten (Spangenberg); Lindenbruch leitet seine geliebten Chauken von den homerischen Kaukonen her. Wenn Melanchthon den Vergilschen Herminius mit Armin zusammenbringt und behauptet, der Dichter der Aeneide habe hier den Cherusker vor Augen gehabt, so beruht dies nur auf falscher Kenntniss, denn Vergil starb 19 v. Chr. und Armin ward erst 16 geboren.** Aber der Name Hermans ward auch von heerman, dux belli abgeleitet (Luther), mit harmon = armigeris belli fervore zusammengestellt.***

Auch an die andern germanischen Namen legte man Hand an: Thusnelda ward wunderlich verstümmelt, Veromarus ward Freymaier, die Bructerer sollten Brockenberger, Sesithacus

---

* Heinrich Meibom, Professor zu Helmstädt, schrieb eine lateinische Schrift darüber: „Irmensula saxonica.“

** Lindenbruch, Bl. P II übersetzt demgemäss die Vergilschen Verse, wie folgt:

„Balder auch Hertzog Herman felt,
Der im streit war ein küner Helt.
Auff sein Heubt er kein Helmen fürt,
Sein Schulder von Harnisch umbgürt,
So ferne bloss zum Streit er gieng;
All gefahr und wunden acht gering.
Solch sterck, freud, muth war in ihm dann:
Darumb hies er billich Heermann.“

*** S. oben p. 160, Anm. ***

Siegsdegen, Berthorites Werdreich, Siegmar Siegmaier sein.*) Aber mit einem Lächeln über diese Unmöglichkeiten ist es nicht abgetan; es bezeugt das rege Interesse an dem alten Ereigniss in noch höherem Masse, als es durch blosse Kenntnissnahme der Sache selbst documentirt wird. Durch Zurechtlegung der Namen suchte man das Neugewonnene in den Kreis seiner täglichen Umgebung hineinzuziehen.

---

*) Die letzteren bei Spangenberg und Lindenbruch.

(Schluss folgt.)

Eine französische Bearbeitung der Don-Juan-Sage vor Molière.

Von

Dr. Mahrenholtz.

Seitdem Tirso di Molina die überlieferte Don-Juan-Sage zum Gegenstande eines an poetischen Schönheiten wie an dramatischen Fehlern reichen Stückes gemacht hatte, bemerken wir in Italien sowohl wie in Frankreich einen regen Wetteifer, diesen echt dramatischen Stoff der Schaulust der Menge oder den eigenen finanziellen Bedürfnissen dienstbar zu machen. Giliberti wandelte zuerst (1652) die Tragödie des Spaniers zu einem halb possenhaften, dramatisch wie technisch unvollkommenen Zugstücke um, eine italische Truppe zu Paris machte aus dem spanischen Stücke, aus Giliberti's Dichterei und aus eigenen grotesken Erfindungen eine Harlekinade, aus der einzelne Bestandtheile selbst in Molière's Meisterwerk übergingen.* Villiers übertrug 1660 das Giliberti'sche Stück in leichtfliessende Alexandriner, mit der ausgesprochenen Absicht, Geld zu erwerben und den Concurrenzwerken des Pariser und Lyoner Theaters ein Paroli zu bieten.* Zwei Jahre früher hatte der Schauspieler Dorimond in Lyon einen Fils criminel aufführen lassen, der das Giliberti'sche Stück in freier Reproduction und durch originale Erfindungen vermehrt vorführt. Gedruckt wurde diese „tragicomédie“ erst 1665 und ist dann eine Zeit lang unter dem

* Nähere Beweise in meiner Abhandlung: „Zu Molière's Don Juan“, Archiv Bd. LXIII, S. 1 bis 12.

Namen Molière's der Nachwelt überliefert worden, so dass die Amsterdamer Ausgabe der Molière'schen Komödien (Amsterdam, chez Henri Wetstein 1691, Tome III) dieselbe enthält.

Da das Stück selbst den Molièristen häufig unbekannt zu sein pflegt, und namhafte Herausgeber Molière'scher Dichtungen, z. B. Moland und Laun, darüber Irriges behauptet haben, so wird vorerst eine kurze Inhaltsangabe nicht unerwünscht sein.

Act I. Amarille, die heldenhafte Tochter des Gouverneur Don Pierre, erklärt ihrem Geliebten Don Philippe, dass sie ihm Herz und Hand für ewig schenken würde. Letzterer erwidert mit einer Anzahl hergebrachter Liebesphrasen und renommistischer Drohungen gegen seinen Nebenbuhler Don Juan. Das liebende Paar verabredet ein nächtliches Rendezvous. Don Juan schwört dem glücklicheren Nebenbuhler Rache, und letzterer erfreut uns noch einmal mit einem Wortschwall von verliebten Phrasen. In einem Monologe erörtert uns Don Juan, dass er nur der „galant", nicht der „espoux" der schönen Amarille zu werden beabsichtige, dass er das Mädchen durch erheuchelte Liebesversicherungen bethören wolle. Die Scene ändert sich dann. Wir finden Alvaros, den tiefgebeugten Vater des lüderlichen Don Juan, in einem Gespräche mit Briguelle, dem hanswurstartigen Lakaien des Sohnes. Alvaros wünscht sich den Tod: Briguelle macht ihn darauf aufmerksam, dass ein solcher Wunsch etwas verfrüht sei, und räth, den ungerathenen Sohn entweder sich austoben zu lassen oder nach Rom zur Kirchenbusse zu senden. Alvaros bemerkt, dass die Redereien des Dieners überflüssig seien, und der gehorsame Briguelle wagt nur noch die schüchterne Bemerkung, dass der alte Herr durch sein Zürnen und Schelten seine Gesundheit „alterire". Da kommt zufällig Don Juan dem zürnenden Alten in den Weg. Alvaros fährt auf ihn los, er mache sich durch seine tollen Streiche alle Welt zu Feinden, in seinem jugendlichen Alter überlege er nicht, wohin solches Treiben führe. Don Juan darauf, seine Jugend entschuldige eben Alles. Alvaros fährt fort, er entehre die Töchter „der besten Freunde" seines Vaters, er stürze deren Liebhaber ins Grab. Würdiger sei es, Kriegsruhm zu erwerben. Briguelle mischt sich ein: der junge Herr nenne das „Galanterien". Don Juan kündigt dem Vater das Pietätsverhältniss auf,

er sei mündig, brauche nicht mehr zu gehorchen. Alvaros beschwört ihn auf den Knien, endlich vernünftig zu werden. Ironische Erwiderungen von Seiten Don Juan's bringen den unterdrückten Zorn des Alten zum Ausbruch, er nennt den Sohn einen „démon des enfers, Tygre insatiable“. Auch Briguelle redet zum Guten — und wird durch einen Fusstritt Don Juan's belohnt. Neuer Wuthausbruch des Alten. Ob denn der ungerathene Sohn nicht einmal des Vaters Gegenwart ehre? Don Juan: er habe die „importunitéz“ des Vaters satt, der Alte sollte sich „zurückziehen“. Alvaros droht mit Gewaltthätigkeiten. Don Juan: er verdanke dem Vater gar nichts, denn nach dem Belieben des Schicksals (au gré du destin) kämen die Kinder zur Welt. Alvaros droht, flucht und schimpft weiter, und der Sohn bemerkt kühl: Ne m'approche pas. In einem Monolog am Schlusse des Actes bittet Alvaros Himmel und Hölle um Rache an Don Juan und fleht zugleich um sein eigenes baldiges Ende.

Nach dem falschen Pathos des ersten Actes führt uns Act II, 1 in realere Verhältnisse. Briguelle hält, von Hunger gepeinigt, unter einem Küchenfenster Wache, während sein Herr der keuschen Amarille einen nächtlichen Besuch abstattet. Durch Kalauer aller Art sucht er den knurrenden Magen zu besänftigen und flucht insgeheim dem brutalen Herrn, der ihm „mehr als hundert Mal den Hals habe brechen wollen“. Da plötzlich tosender Lärm. Don Pierre, von Dienern begleitet, verfolgt den frechen Störer der häuslichen Ruhe und wird durch einen Stoss von Don Juan's Klinge ins Jenseits befördert. Amarille eilt hinzu, klagt um den ermordeten Vater, schwört dem Mörder Rache und wüthet gegen die Diener, die ihren Herrn nicht vor dem Mörder gerettet. Auch Philippe eilt herbei und verschwendet die Worte, an denen er so überreich ist, durch nutzloses Fluchen auf Don Juan. Amarille, praktischer als er, giebt wenigstens den Rath, die Thore Sevillas zu schliessen, damit der Mörder nicht entkomme. Zur Beruhigung des zukünftigen Ehegemahls theilt sie mit, dass Don Juan's frevelndes Attentat auf ihre Jungfrauschaft noch rechtzeitig verhindert sei. Doch kann sie dem Liebhaber nicht verhehlen, dass das nächtliche Rendezvous und somit sie selbst und Philippe Schuld an des

Vaters Tode gewesen. Pathetische Exclamationen aus Don Philippe's Munde. Don Juan, inzwischen glücklich entkommen, trifft seinen Hasenfuss von Diener, der sich anfänglich nicht zu erkennen giebt, auch feierlich gelobt, dem Scheusal von Herrn nicht ferner zu dienen, endlich aber der force majeure gehorchend, seine Kleider mit denen des Gebieters tauscht. In dieser Verkleidung treffen die Polizeibeamten Sevillas, ein Prévost und zwei Archers, die Don Juan's Verfolgung unter bramarbasirendem Gepolter unternommen haben, den nichtsahnenden Briguelle. Letzterer, im Augenblick der Gefahr plötzlich beherzt, giebt sich für einen „Prince" aus, der seiner Maitresse einen Besuch mache. Die dupirten Polizisten machen ihm ehrerbietigst Platz, Briguelle wettert noch hinter ihnen her und reisst dann eiligst aus.

Act III. Ein Pilger schildert sein Wanderleben und preist die Einsamkeit der Natur. Don Juan kommt hinzu und will die Gewandung des Pilgers als sicherste Verkleidung um jeden Preis erwerben. Briguelle bemerkt witzelnd, da würde sein modischer Herr noch manchen Zierrath hinzuthun müssen, um salonfähig auftreten zu können. Der Pilger sträubt sich natürlich gegen Don Juan's Vorschlag, muss sich aber schliesslich der Gewalt fügen. Inzwischen hat Briguelle dem Don Juan mitgetheilt, dass der Kummer dem alten Alvaros das Herz gebrochen. Don Juan ist anfänglich gerührt, meint aber zuletzt, der excentrische Alte sei selbst Schuld an der Affaire. Dann fasst er den Entschluss, in überseeische Länder zu gehen. Briguelle, seit dem Rencontre mit den Polizisten plötzlich beherzt und zu allen Schandthaten fähig, entschliesst sich gern, die Reise mitzumachen, zumal ihn Don Juan betreffs etwaiger finanzieller Verlegenheiten beruhigt. Nur der Gedanke an seine Eltern macht ihn einen Augenblick betroffen. Don Juan bemerkt: Eltern finde er überall, auch in der Türkei, worüber Briguelle seine gewohnten Kalauer macht. Plötzlich bemerkt Don Juan, als Pilger verkleidet, seinen Todfeind Don Philippe. Letzterer fragt den heiligen Mann, ob er auf seinen weiten Pilgerfahrten nicht den Frevler Don Juan getroffen habe. Während nun Philippe, Don Juan's heuchlerischem Rathe folgend, in heissem Gebete den himmlischen Beistand zu seinem Rachewerke erfleht, entreisst ihm der schlaue Gegner das Schwert.

Philippe will auch unbewaffnet den Kampf mit dem Todfeinde wagen, doch nimmt er schliesslich sein Leben als Geschenk aus des Feindes Hand. Wortreiche Klagen des so erretteten Cavaliers beschliessen den Act.

Act IV. Die Schäferin Amaranthe ist von zudringlichen Freiern auf Schritt und Tritt verfolgt und durch den Eigenwillen der Eltern an der Vermählung mit dem Herzensgeliebten gehindert. In dieser verzweifelten Stimmung, wo sie selbst den Eltern Trotz bieten will, trifft sie auf Don Juan, der aus einem Seesturme glücklich errettet ist und eben seinem halb ungläubigen Diener die aufrichtigste Besserung angelobt hat. Natürlich ist Don Juan beim Anblick der niedlichen Landdirne ganz wieder der Alte und weiss das resolute Mädchen, das anfänglich ihn entschieden zurückweist, durch ein erheucheltes Heirathsversprechen und wohlberechnete Schmähungen des Hoflebens und der Hofdamen zu gewinnen. Folgt dann ein possenhafter Dialog zwischen dem Bauern Bontemps und seinem albernen Schwiegersohn, der sich über die Zumuthung, seine Braut zu küssen, sittlich entrüstet. Plötzlich der Schreckensruf: die Braut sei geraubt worden. Don Juan natürlich ist der verwegene Räuber. Briguelle hat inzwischen die betrogene Amaranthe zu trösten gesucht, indem er ihr die Namen der von Don Juan Verführten herzählt. Don Juan kommt hinzu und sagt der verzweifelnden Amaranthe ins Gesicht, dass er sie nie gesehen. Eine komische Katechese des Dieners lässt sich der gutgelaunte Herr gefallen.

Im Weitergehen kommen Don Juan und Briguelle zu dem Grabmahle Don Pierre's. Don Juan höhnt den Todten, will seine Statue in Stücke brechen und lässt ihn endlich durch den kläglich jammernden Diener zum Souper einladen. Briguelle tröstet sich damit, dass das Gespenst schwerlich Don Juan's Haus finden werde.

Act V. Das Souper wird von Briguelle aufs Beste angerichtet. Don Juan erzählt ihm, dass er nach Sevilla zurückgehen und die väterliche Erbschaft versilbern wolle. Briguelle denkt an nichts als an Befriedigung seiner Esslust und sucht den huldvollen Gebieter in ein kleines Liebesgespräch zu verwickeln, um an des Herrn Seite tafeln zu können. Plötzlich

erscheint der „Schatten des Don Pierre“ seinem Versprechen getreu. Don Juan's höfliche Entschuldigungen, dass er in der „Hotelwirthschaft“ kein besseres Souper auftreiben könne, erwidert der Geist mit einem drohenden Hinweis auf des Sünders baldiges Ende und mit einer furchtbaren Strafpredigt. Don Juan ist ohne alle Besorgniss, sagt dem Geist, er möge sich nicht lächerlich machen, fordert den furchtsamen Briguelle auf, zu essen und zu trinken. Der Geist ladet Don Juan zum Revanchesouper im Grabgewölbe ein.

Auf den Rath einer Cousine hat sich inzwischen Amarille entschlossen, den Don Philippe zu ehelichen, trotzdem er das Rachewerk noch nicht vollführt. Zum Uebermass des Glückes verkündet nun auch der Prévost, dass Don Juan wieder aufgetaucht sei. Natürlich spornt Philippe die Archers zur Eile an und will selbst den Todesstreich gegen den Todfeind führen. Inzwischen haben sich Don Juan und Briguelle auf den Weg zum Grabgewölbe gemacht. Don Juan, heiter und gesprächig, verkündet dem Diener, nachdem er Alles auf Erden gesehen, wolle er auch Hölle und Himmel sich anschauen. Im Grabgewölbe angekommen, hat er wieder die Katechese des Gespenstes zu erdulden, das ihm die echt pastorale Frage vorlegt: ob er an Gott glaube. Don Juan bejaht, meint aber, Gott habe ihm seine geistigen und körperlichen Fähigkeiten gegeben, um „dem Schicksale zu trotzen“. Seine muthvolle Zuversicht ist grösser als je, er will sogar den Donner mit dem Schwert auffangen. Zu bereuen und Gott um Gnade anzuflehen, weigert er in stolzer Selbstüberhebung, selbst als ihm der Erlass der Höllenstrafen zugesichert wird. Vom Blitz getroffen, sinkt er dann in den Abgrund.

Briguelle, der betäubt dabeigestanden, wird von den Archers auf Philippe's Befehl festgenommen. Halb bewusstlos hält er die Archers für böse Geister und fleht ihr Mitleid an. Dann, als seine gesunde Vernunft zurückkehrt, schildert er das Schicksal seines „armen Herrn“, tröstet sich aber über diesen Verlust, als Philippe ihn in seine Dienste zu nehmen verspricht. Amarille's und Philippe's ehelicher Bund, durch Vermittelung der Respectscousine Lucie geschlossen, erhöht die Freude über des grauenvollen Sünders Ende.

Mit dem Stücke Giliberti's verglichen, wie wir es in Villiers' Uebersetzung wiederfinden, zeigt Dorimond's „tragicomédie" erhebliche Verschiedenheiten in Bezug auf Inhalt wie Charakterzeichnung. Zwar sind die Personen fast die gleichen wie dort, denn dass Lucie aus einer vertrauten Dienerin des Amarille zu deren „Cousine" gemacht, dass die von Don Juan verführte Schäferin mehr in den Vordergrund des dramatischen Interesses gerückt wird, das sind Kleinigkeiten ohne Bedeutung. Anderes ist aber für die Gestaltung des Drama und für die Entwickelung der Charaktere nicht ohne Wichtigkeit. So wird Don Juan, der in Villiers' Stück ein weitläufiger Bekannter des Philippe* ist, hier zu einem Nebenbuhler desselben. Während er also dort nur aus Lust am Bösen die Verführung der Amarille ersinnt, ist hier gekränktes Ehrgefühl und Durst nach Rache neben angeborener Sinnlichkeit das Motiv zu der schändlichen Handlung. In der Scene mit Alvaros lässt sich Don Juan trotz aller Pietätslosigkeit nicht zu einer so ehrlosen Handlung fortreissen, wie es die Misshandlung des Alten in Villiers' Stücke ist. Dem wehrlosen Todfeinde schenkt er das Leben, bei Villiers stösst er ihn mitten im Gebet nieder. In seinem Verhältniss zu Briguelle ist er viel weniger brutal und herrisch, als dort. Zwar schildert der Diener, wie sehr er durch Wort und That von dem Gebieter zu leiden habe, aber abgesehen von dem Fussstosse, der durch Briguelle's aufdringliches Wesen einigermassen motivirt ist und von dem erzwungenen Kleidertausch, der durch die drohende Verfolgung nöthig wird, sehen wir keine gewaltthätige Handlung auf Don Juan's Seite. Dem Todten gegenüber ist Don Juan zwar ebenso frivol und sarkastisch, wie in Villiers' Festin, aber er geht wenigstens nicht so weit, den Schmerz desselben durch frivole Liebesgesänge verhöhnen zu lassen. Vor Allem ist er nichts weniger, als ein Athée, wie es der Titel des Stückes besagt. Wenn er auch in Bezug auf sittliche Verhältnisse einem crassen Realismus huldigt und weder vor dem Alter, noch vor dem Tode irgend welche pietätsvolle Scheu zeigt, so spricht er doch seinen Glauben an die strafende Allmacht Gottes an zwei Stellen deutlich aus. Dass er sich

* J'ai si peu vu ce traistre, sagt Philippe.

nicht überreden will, der Todte könne zum Leben zurückkehren und an dem Mörder Rache nehmen, dass die pathetischen Katechesen des Gespenstes ihren Eindruck auf seinen jugendlich leichtfertigen Sinn verfehlen, werden wir ihm nicht besonders verargen können. Ritterlicher Muth ist ein Grundzug seines Charakters. Als er nach dem Seesturm vor der rächenden Allmacht Gottes bangt und vorübergehende Reue zeigt, hebt er doch besonders hervor, dass nicht Feigheit oder Furcht vor den Folgen seiner Thaten das Motiv seiner Stimmung sei. Mit dem Schwerte in der Hand will er selbst dem Tode trotzen.

Giliberti's und Villiers' Don Juan, wie ich in der angeführten Abhandlung mit aller Schärfe hervorhob, ist kein einheitlich geschlossener Charakter, bald ist er der tapfre Cavalier, bald der zerknirschte Sünder, bald kecker Gottesleugner, bald aus Furcht zum Glauben geneigt. Heuchelei und Neigung zu renommistischen Prahlereien sind Züge, die seinen Charakter noch mehr entstellen. Der gleichnamige Held des Dorimondschen Stückes ist von eitler Prahlsucht völlig frei und Heuchler nur insoweit, als es seine Verführungskünste fordern.

Es scheint, Dorimond war Dichter genug, um den ästhetischen und moralischen Widerwillen zu beachten, den Giliberti's Don Juan hervorruft, und deshalb den Helden seiner Komödie sittlich wie ästhetisch zu veredeln.

Die Grundidee des Giliberti'schen Stückes, so wie es in Villiers' Versificirung hervortritt, ist eine prosaische Moral. Jenes „Kinder, gehorchet euren Eltern“, wie es durch das ganze Stück hindurch gepredigt wird, hebt Philippin am Schluss noch einmal ausdrücklich hervor. Dem feineren Dichtertacte Dorimond's mochte eine solche in die Augen springende Moral ebenso unsympathisch sein, wie die einseitig vergeltende Gerechtigkeit des Villiers'schen Festin, die zwar den Don Juan zermalmt, aber auch den unschuldigen Don Philippe in den Tod stürzt. Darum musste er das Leben Philippe's retten und ihn zu dem Besitz der heissgeliebten Amarille gelangen lassen.

Idealisirt im Vergleich zu Giliberti, ist auch der Charakter Amarille's. Dort eine gewöhnliche Modedame, ohne Energie der Liebe, wird sie hier zu einem heldenhaft entschlossenen Mädchen, das zu handeln weiss, während ihr Geliebter sich in

zwecklosen Klagen verliert. Philippe selbst dagegen ist, wie in Villiers' Festin, ein wortreicher, liebessüchtiger Cavalier à la mode.

Briguelle erinnert in den Grundzügen an den Giliberti-Villiers'schen Philippin, nur tritt der rohe Aberglaube hier weniger nackt, der mechanische Kirchenglaube dagegen offener hervor. Amaranthe ist hier wie dort eine modisch angekränkelte, aber von Natur derb realistische Erscheinung.

Der Prévost und die Archers sind nicht in gleichem Masse lächerliche Renommisten, wie in der Uebersetzung der Giliberti'schen Komödie, doch von einem naiven Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer Polizeikünste keineswegs frei. Uebertrieben carrikirt sind dagegen der Bauer Bontemps und sein läppischer Schwiegersohn. Ebenso überschreitet die leidenschaftliche Wuth des Alvaros jedes künstlerische Mass.

Sind nun diese Abweichungen von dem Giliberti'schen Stücke, dessen Grundbestandtheile in Dorimond's „tragicomédie" übergingen, wie der Vergleich mit Villiers' Uebersetzung zeigt, Producte der eigenen Dichtererfindung oder auf die Nachahmung einer anderen Dichtung zurückzuführen? Eine directe Benutzung der dem Dorimond'schen Stücke vorangehenden Bearbeitungen ist, von Giliberti abgesehen, nur an einer Stelle (V, 1) nachzuweisen, wo Briguelle's fingirte Liebesschilderung an einen Passus der oben erwähnten Harlekinade (s. Moland, Oeuvres III, 351) erinnert.* Auf eine Benutzung des Tirso'schen Burlador (I, 13) möchte die Scene zwischen Don Juan und Amaranthe (IV, 3) hinweisen, doch sind die Uebereinstimmungen höchst allgemeiner Art.

Aber andere Erwägungen führen zu der Annahme, dass der Burlador dem Dorimond ebenso bekannt war wie dem Giliberti und den Improvisatoren jener Harlekinade (s. meine oben angeführte Abhandlung). Nicht zufällig kann es sein, dass der Charakter Don Juan's mehr an den Helden des spanischen Stückes erinnert, als an Giliberti, nicht zufällig auch, dass dem

* Jedenfalls ist es aber incorrect, wenn Laun (Einleitung zu Don Juan, 7) das Dorimond'sche Stück „aus der Bearbeitung Giliberti's und der italischen Posse zusammengesetzt sein" lässt, oder wenn Moland (a. a. O. III, 353) in demselben eine „Uebersetzung" Giliberti's erblickt.

Briguelle einige Züge fehlen, die Giliberti's unglückliche Erfindungsgabe hinzugedichtet hatte. Auch dass die Ehre der Amarille noch im letzten Augenblicke gerettet wird, ist ein dem spanischen Original entlehnter Zug; hier verräth Don Juan im Angesichte des Todes, dass er die Verführung der Donna Anna nicht habe vollenden können. Vor Allem die sichtbare Scheu, den Helden nicht in offenen Widerspruch mit dem Kirchenglauben zu setzen, lässt den Einfluss Tirso di Molina's erkennen. Die pathetische, bisweilen von wahrer Poesie durchdrungene Sprache in den tragischen Scenen des Stückes möchte gleichfalls ein Beweis für unsere Annahme sein, wenn sie nicht schon im Giliberti, ebenso wie die zahlreichen Anspielungen auf antike Mythologie, zu finden wäre. Dem Schluss des Dorimond'schen Stückes liegt dieselbe moralische Reflexion zu Grunde, wie der Hochzeitsscene im letzten Acte des Burlador; nicht ohne Kenntniss der spanischen Dichtung ist sie wohl hinzugedichtet worden.

Mag nun Dorimond direct oder indirect aus dem Burlador geschöpft haben, jedenfalls sind die Aenderungen des Gilibertischen Stückes sehr glücklicher Art. Die prosaische Moral ist mit Geschick ausgeschieden worden; der Charakter des Helden ist ästhetisch würdiger und psychologisch richtiger, namentlich ist der Kampf zwischen dem angeborenen Leichtsinn und dem plötzlich aufdämmernden Bewusstsein der göttlichen Vergeltung an zwei Stellen (III, 2, IV, 2) mit feiner Seelenkenntniss durchgeführt. Auch die Figur des Briguelle ist von psychologischen Widersprüchen frei und in ihren komischen Eigenthümlichkeiten weniger übertrieben, als Philippin. Ueberhaupt ist die sichtbare Effecthascherei Giliberti's auch in den Charakteren zweiter Ordnung, in den Polizeibeamten und den Bauerdirnen, vermieden worden. Das Stück als „höchst mittelmässig" zu bezeichnen, wie es Laun a. a. O. thut, erscheint mit Rücksicht auf den herrschenden Zeitgeschmack als ungerecht.

Auf den Molière'schen Festin de Pierre ist diese tragicomédie ohne Einfluss geblieben.

Hâvamâl 93—101

Das Lied von „Billings mey".

Uebersetzt und erläutert

von

Werner Hahn.

I. Lyrische Bestandtheile in der Edda.

Wie sehr umfangreich der Zeitraum poetischen Lebens gewesen ist, dessen Erzeugnisse für uns zu den Resten der Edda zusammengeschmolzen sind, dafür finden sich in diesen letzteren selbst die sprechendsten Hinweise; und zwar äussere und innere. Zu den äusseren gehören Merkmale der Sprache und der poetischen Form; zu den inneren Art und Inhalt der Dichtungen.

Als eines der bedeutungsvollst mitredenden Zeugnisse verdient die Thatsache hervorgehoben zu werden, dass neben den Hauptbestandtheilen epischer Art sich in der Edda vereinzelt auch lyrische finden.

Die Gattung, die dem Mythus unmittelbar ausschliesslich eignet, ist ja die epische. Gegenstände und Vorgänge objectiver Wahrnehmung sind es, Himmel, Erde, Wasser, Feuer, Sturm etc., die im Mythus durch Vermenschlichung verherrlicht werden. Dass ein Dichtungsgegenstand dieser Art im Charakter der Objectivität erledigt wird, das bringt er selbst unmittelbar mit sich. Ein Gott, der die Sonne, den Himmel, das Feuer etc. bedeutet, steht dem Menschen, der ihn sich vorstellt, der ihn in seiner Phantasie gestaltet, ebenso fern wie die Sonne, der Himmel und was es sonst sei, selbst: so fern, so durch die Art des Daseins von ihm getrennt, dass von einer Annäherung an ihn und gar von einer inneren Durchdringung mit ihm, wie es die lyrische

Poesie fordert, in keiner Weise die Rede sein kann. Die Stimmungen, die den Denkenden mit einem solchen Gegenstand seines Denkens verbinden, sind Fürchten, Verehren, Bewundern. Es ist eine Verbindung, die das Getrenntsein der Beiden trotz aller Verbindung aufrecht hält.

Wenn dennoch unter den Resten der Edda sich auch lyrische Bestandtheile finden, so kann dies nur in Folge einer grossen, wandlungs- und stufenreichen Entwicklung geschehen sein. Die Götter müssen wiederholentlich grossen Umbildungen durch die Phantasie der Dichter anheimgefallen sein. Was die Götter bedeuten (die Naturform oder -Kraft) muss zurückgetreten; was dagegen die Dichterphantasie ihnen hinzugefügt hat (Form und Richtungen des menschlichen Lebens), muss in den Vordergrund getreten sein. Ebenso muss andererseits der Mensch in der Erfassung seines eigenen Wesens, seiner Seelen- und Geistesnatur, ausserordentliche Fortschritte gemacht haben, Fortschritte namentlich ins Tiefe und Abstracte. Aus Seele und Geist des Menschen heraus, aus diesem räumlich-kleinsten und dennoch wirkungs-grössten Grunde des Weltdaseins hervor, müssen Kräfte als herrschende Gewalten im All zum Bewusstsein gelangt sein, an denen die Wahrnehmung lange Zeit unthätig vorübergegangen war. Die seelischen und geistigen Aufregungen, Kämpfe, Leiden und Siege müssen den Göttern nicht nur im Allgemeinen als Art ihres Daseins, sondern in dem Sinne überwiesen worden sein, dass sie durch ihr Thun und Erfahren, durch ihr Forschen und Erkennen dasjenige, was ewig und unwandelbar an Seele und Geist ist, klar legen.

In der Geschichte der griechischen Mythenpoesie sind von den Zeiten der objectiv-epischen Auffassung d. i. von den Zeiten Homer's und Hesiod's, bis zu denen der subjectiv-lyrischen d. i. zu den Zeiten Aeschylos', Pindar's, Jahrhunderte vergangen. Nach Jahrhunderten messbar wird auch die Zeit sein, die in der Geschichte der germanisch mythischen Dichtungen zwischen der Ursprungszeit der ersten, rein epischen Poesie und zwischen der der lyrischen Bestandtheile liegt, die in der Edda erhalten sind.

„Lyrische Bestandtheile" — es könnte eine Zweideutigkeit mit diesem Wort einhergehen. Wir meinen nicht Dichtungen, in denen die menschliche Stimmung der Verehrung und Anbetung gegen die Götter zur Darstellung kommt, — Dichtungen dieser Art werden überhaupt nicht zu den mythischen zu rechnen sein, sie setzen den Mythus

vielmehr voraus, — sondern von Dichtungen ist die Rede, in denen aus dem Ich eines Gottes heraus gesprochen wird, und zwar so, dass die Seelen- und Geistesart, sei es ihrem allgemeinen Wesen nach, sei es in einer einzelnen, als bedeutungsvoll hervorgehobenen Richtung derselben, dadurch als eine ewige gekennzeichnet, als eine göttlich gegebene geweiht wird.

Kleinere Ansätze zum Lyrischen in dieser Weise, vereinzelte Strophen solchen Inhalts, ferner auch epische Dichtungen, deren Darstellungen mit so feinem Eingehen auf Seelenzustände der Götter ausgestattet sind, dass der Stoff zum Lyrischen fast ohne Weiteres herausgehoben werden könnte, — alles dies giebt es in den Resten der Edda mehrfach. Zum Werth selbständiger Dichtungen aber ausgeprägt, mit Anfang, Mitte und Schluss in sich, sind nur vier Abschnitte hervorzuheben. Und zwar zuvörderst das inhaltschwere, ebenso tiefsinnige, wie geistesklare

veit ek at ek hêkk vindga meidi â

(Hâv. 139—143); ferner das übermüthig schelmische, welches die achtzehn Zauber aufzählt, deren Odin sich mächtig weiss (Hâv. 147 bis 164); ferner das Lied mit dem beschämenden Geständniss Odins, Billings Maid gegenüber (Hâv. 93—101); endlich die beiden Fragmente Hâv. 12—13 und 104—110, wenn es nämlich gestattet ist, diese in den Handschriften der Sammlung so auseinander gerückten Strophen als Glieder Eines und desselben Liedes zu betrachten; Behandlung Eines und desselben Liedstoffes sind sie unzweifelhaft. Odin spricht die Empfindungen aus, die er im Gedenken der höchst beseligenden und dann doch preisgegebenen Liebe Gunnlöds hegt.

II. Stellung der Wissenschaft den lyrischen Bestandtheilen gegenüber.

Die Wissenschaft nimmt, diesen lyrischen Bestandtheilen der Edda gegenüber, zur Zeit noch eine weit abgerückte und unsichere Stellung ein. Kaum dass man sie von ihrer Umgebung getrennt und als Dichtungen, die der Form, Art und Gattung nach von allem sonst in der Edda Enthaltenen verschieden sind, bezeichnet hat.

Der Grund für diesen geringen Grad der Aufmerksamkeit liegt — abgesehen von der allgemeinen Thatsache, dass die Wissenschaft, die sich mit der Edda beschäftigt, eine ganz junge und nur spärlich betriebene ist, — der Grund dafür liegt vielleicht hauptsächlich darin,

dass in den Handschriften jene lyrischen Bestandtheile über ein grosses Ganze zerstreut sind, welches, der Hauptmasse nach Spruchpoesie, für den Mythus überhaupt von keinem Belang ist. Hâvamâl enthält Sprüche, wie:

Gâttir allar, âdr gangi fram,
Um skodask skyli;
þviat övist er at vita, hvar övinir sitja
Â fleti fyrir —

Sprüche, die dem Erdenwaller im Hause Gastfreundschaft, in der Fremde Vorsicht, beim Mahle Mässigkeit, im täglichen Leben Fleiss, Ordnung und Besonnenheit rathen, Sprüche, die den Werth der Freundschaft, des Eigenthums, der Lebenserfahrung verkünden, Sprüche, die (mit Einem Wort bezeichnet) die Prosa und Moral des thatsächlichen Lebens jener alten Zeit zeichnen. Mitten unter Gedanken so realer Art auf kleine Strophenzusammenhänge zu stossen, die, wie jene lyrischen Dichtungen, sich so frei und hoch und weit im Schwunge der kühnsten Phantasien des Mythus bewegen: darauf ist man nicht gefasst. Dem geringfügigen Umfang, den sie einnehmen, entsprechend, glaubt man ihnen auch nur geringen Werth beilegen zu sollen. Der verlorenen Stellung, die ihnen durch die Aufzeichnung von Alters her gegeben ist, entsprechend, glaubt man auch in neuerer Zeit die Bedeutung wesentlicher Glieder für das Mythenganze ihnen nicht geben zu brauchen.

Und noch ein anderer Umstand kommt hinzu: die verhältnissmässig grosse Schwierigkeit der Behandlung. Was nur immer, das Verständniss eines Dichtwerks erschwerend, eintreten kann, die Art der Vorstellungen, die zusammenkommen, der Hinweise, die gegeben werden, der Pointe, die beabsichtigt wird: Alles ist in jenen lyrischen Resten anders als in der grossen Mehrzahl der objectiv-epischen Mythenbestandtheile.

Die Möglichkeit so gehäufter Schwierigkeiten liegt ja unmittelbar in der Gattung, der sie angehören. Während epische Poesie den Gegenstand, den sie behandelt, als einen der Wahrnehmung und Vorstellung entnommenen, auch wieder nach aussen hin klar legt, die Beziehungen und Wendungen aus den Aufstellungen des Gedichts selbst entstehen, durch sie sich ändern oder vergehen lässt, während sie so den Hörer des Dichtwerks unmittelbar und in gleichem Schritt Herr des Ganzen und alles Einzelnen darin werden lässt: verarbeitet lyrische

Poesie, je inhaltvoller sie ist, desto mehr Beziehungen, Andeutungen, Gedanken, die im Geiste vorher schon fertige Gestalt haben müssen, und die auch der Hörer, als ihm klar und bewusst, dem Gedicht entgegen mitbringen muss. Wer sie in seinem Geiste nicht hat, dem bleibt das Gedicht verschlossen. Aus dem Dichtwerk lernt er sie nicht kennen. Er soll sie für dasselbe vielmehr anwenden. Das Dichtwerk erinnert ihn nur daran.

Die lyrische Poesie trägt ihren Stoff aus dem Fühlen und Denken, die epische aus dem Schauen und Vorstellen heraus. Die unmittelbare Art jenes Stoffes ist Verborgenheit, Durchdringung, Unergründlichkeit: das Fühlen und Denken ist einem ruhelosen, vielbergenden Meere vergleichbar. Die Art dieses Stoffes ist Aeusserlichkeit, Begrenztheit, Offenheit: das Schauen und Vorstellen setzt äusserlich klare Gegenstände und Vorgänge voraus. In dem Grade, wie der Quell, aus dem ein lyrisches Gedicht entspringt, sich wirklich als ein geheimnissvoll bergender, unerschöpflicher, unergründlicher empfinden lässt, in demselben wachsen Werth und Bedeutung des Gedichts. Anders beim epischen. Hier wachsen Werth und Bedeutung in dem Masse, wie das Gebiet, dem die Gegenstände und Vorgänge der Erzählung angehören, begrenzt, klar gesondert und übersichtlich ist.

Es ist ein ganz allgemeines Gesetz in Betreff der epischen und lyrischen Art, auf das hiermit hingedeutet ist: ein Gesetz, in dessen Folge sich unmittelbar von selbst versteht, dass Pindar schwieriger zu commentiren ist als Homer, Horaz schwieriger als Vergil, Klopstock's Oden schwieriger als Klopstock's Messias.

Man überlege, was alles und wie sehr viel Verschiedenartiges ein lyrisches Gedicht, selbst ein ganz kleines, in sich aufnehmen kann! Von wie viel verschiedenen Personen und Dingen, Oertern und Zeiten redet z. B. Claudius im Rheinweinlied! Man überlege ferner, wie gross die Freiheit ist, die ein lyrischer Dichter in der Verwendung seiner Kenntnisse, Erinnerungen, Erfahrungen zeigen kann! Mit Freiheit, die der Willkür ganz nahe steht, legt er einen Gesichtspunkt an, wie er zu Stimmung und Tendenz des Dichtwerks passt. Wenn Schwierigkeiten dieser Art nur in geringem Masse in einer lyrischen Dichtung vorkommen, so können sie den Worten schon reichlich den Charakter des Verschlossenen und Harten, des Sonderbaren und Räthselhaften mittheilen.

Alle diese Erwägungen treten aber doppelt und dreifach in Bezug

auf ein Dichtwerk zusammen, das auf dem Boden eines so weit entlegenen Vorstellungs- und Gedankenkreises, wie der mythischen Phantastik des Germanenthums erwachsen ist.

Die Commentare zur Edda geben in der That in Bezug auf die beregten Stellen kaum eine nennenswerthe Ausbeute für das Verständniss. Ich lasse zur Begründung dieser Anklage die Wissenschaftsmethode ganz unberücksichtigt, wie sie von norwegischen Gelehrten, namentlich Bugge, gehandhabt wird. Von daher ist nichts als Missverständniss, Verwirrung und Entfremdung zu erwarten. Die Bedingung für eine erfolgreiche Auslegung von Geisteswerken fehlt dort, die allgemein philosophische; die Fähigkeit des Eingehens auf die naturmässig geschiedenen Entwickelungen des menschheitlichen Geistes, namentlich so entfernter wie des Denkens unter dem Einfluss des lebendigen Schauens und Glaubens der Völker und des unter dem Einfluss des Bibliothekwissens und Buchstabenvergleichens. Aber auch unter den Richtungen der Wissenschaft, denen das Verständniss der Mythik nicht ganz abhanden gekommen ist, wird zur Auslegung jener lyrischen Abschnitte nur wenig beigebracht. Am meisten fern haben sich unter den deutschen Gelehrten in neuerer Zeit Holtzmann und Bergmann gehalten; jeder auf andere Weise — Holtzmann durch sein umfangreiches Nichtwissen und Nichtverstehen, Bergmann durch sein rücksichtsloses Alles-ändern.

Holtzmann sagt in Bezug auf die Strophen Hâv. 139—143, die oben als inhaltschwer, tiefsinnig und geistesklar bezeichnet sind, wörtlich Folgendes, zuvörderst im Allgemeinen: „Mythen kommen darin vor, die wir nicht kennen"; dann zu Str. 139: „von wem die Rede ist, wissen wir nicht"; ferner zu 140: „wer Bölþôr ist, wissen wir nicht". Trotz dieses Nichtwissens im Einzelnen urtheilt Holtzmann aber ganz sicher über das Ganze: „keine sehr tiefe Weisheit!" — Welch ein Zauber des Gedankens muss in der Edda liegen, wenn solch eine oberflächliche, nichts vermögende und nichts achtende Art des Umgehens, vom Katheder eines Universitätssaales herab, den Sinn für ihre Geheimnisse in der Jugend nicht sogleich im Keime erstickt hat!

Anders Bergmann. Er dichtet Alles nach seinen Ideen um. Den übereinstimmenden Handschriften gemäss lautet z. B. Vers 1 in Strophe 139: veit ek at ek hèkk vindga meidi á. Bergmann verbessert hèkk in vætta'k und meidi in heidi. Aus dem Gedanken „ich

weiss, dass ich am windigen Baume hing" macht er: „ich weiss, dass ich auf windiger Haide wartete". Warum? wozu diese Aenderungen? Das lässt sich, ohne höchst weitläufig zu werden, nicht sagen: nämlich um allerlei andere Aenderungen, die Bergmann hier und dort vorgenommen hat, nun durch neue Verunstaltungen zu stützen. Es ist ein innigst verflochtenes Gewebe von eigen gefertigten Gedanken, das Bergmann überall, am reichlichsten vielleicht in jenen Strophen lyrischer Poesie, bis zur vollsten Unkenntlichkeit der alten Vorstellungsweise über die Edda ausgebreitet hat.

Bei der Möglichkeit so grosser Dürftigkeiten und Irrungen im Umgehen mit der Edda mögen wohl auch kleine Gaben, und vielleicht um so mehr als sie den Blick durch Beschränkung auf Einzelnes schärfen, etwas zur Förderung beitragen.

III. Hâvamâl 93—101.

Der Text der 9 Strophen in Hâvamâl, die Odins Beziehung zu Billings mey behandeln, gehört zu den im Einzelnen, in Wort- und Buchstabenform am wenigsten bestrittenen. Er folgt hier, wie er von den neueren Herausgebern übereinstimmend anerkannt wird.

93. Eyvitar firna madr annan skal
  þess er um margan gengr guma;
Heimska or horskum görir hölda sonu
  Sâ inn mâtki munr.

94. Hugr einn þat veit, er býr hiarta nær,
  Einn er hann sêr um seva;
Öng er sôtt verri hveim snotrum manni
  En ser öngu at una.

95. þat ek þâ reynda, er ek î reyri sat
  Ok vættak mîns munar;
Hold ok hiarta var mer en horska mær,
  þeygi ek hana at heldr hefik.

96. Billings mey ek fann bedjum â
  Sôlhvîta sofa;
Iarls yndi þôtti mer ekki vera
  Nema vid þat lîk at lifa

97. „Auk nær apni skaltu, Odinn, koma,
  Ef þû vilt þer mæla man;
Alt eru ôsköp, nema einir viti
  Slîkan löst saman."

98. Aptr ek hvarf ok unna þôttumk
  Vîsum vilja frâ;
Hitt ek hugda at ek hafa mynda
  Ged hennar alt ok gaman.

99. Svâ kom ek næst, at in nŷta var
Vîgdrôtt öll um vakin,
Med brennandum liósum ok bornum vidi,
Svâ var mer vilstigr of vitadr.

100. Ok nær morni er ek var enn um kominn,
þâ var saldrôtt um sofin;
Grey eitt ek þâ fann ennar gôdu konu
Bundit bedjum â.

101. Mörg er gôd mær, ef görva kannar,
Hugbrigd vid hali;
þâ ek þat reynda, er id râdspaka
Teygda ek â flærdir fliód;
Hâdungar hverrar leitadi mer it horska man,
Ok hafda ek þess vætkis vîfs.

IV. Kunst der Edda-Uebersetzung.

In Bezug auf die Aufgaben, die in einer Edda-Uebersetzung zu lösen sind, steht unsere Zeit (nicht anders als in Bezug auf die Aufgaben der Edda-Commentirung) auf einer der ersten vorbereitenden Stufen. Dass Alles, was dabei zu erfüllen ist, klar geworden sei, ist nicht der Fall; geschweige denn, dass man über die Mittel einig wäre, durch welche jene Aufgaben erfüllt werden können. Es sind allerdings Schwierigkeiten sehr verschiedener Art, die sich dabei zur Geltung bringen.

Die Abweichungen der beiden Sprachen von einander kommen vor allen Dingen in Betracht. Unsere heutige Sprache ist reich und gereift: sowohl was den Vorrath an Wörtern, die Wandlungsfähigkeit derselben, die Formen ihrer Verbindung zu Sätzen und Satzfolgen, den Ausdruck der Gedanken und Gedankenbeziehungen betrifft. Unsere Sprache hat in Folge der Jahrhunderte langen Entwicklung in Poesie und Wissenschaft, zumal in den höchsten Richtungen derselben, im Drama und in der Philosophie, ein leichtes Umgehen mit den schwierigsten Aufgaben des Denkens, des Unterscheidens, Abstrahirens, Verallgemeinerns, Begründens und Folgerns gewonnen. Die Sprache der Edda dagegen ist arm und unentwickelt. Arm: denn sie besitzt nur Klänge für die natur- und lebensnächsten Vorstellungen und Gefühlserregungen. Unentwickelt: denn sie vermag diese nur in den einfachsten, grössten und unwandelbarsten Beziehungen zur Darstellung zu bringen. Für den Ausdruck der Geisteskategorien, der Unterscheidungen zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, zwischen Grund und Folge, zwischen Bedingung und Voraussetzung, zwischen mittelbarer und unmittelbarer Beziehung, für alles das, was

unsere Grammatik und unser Lexikon so reich mit den feinsten Unterschieden füllt, besitzt sie nur die dürftigsten und gröbsten Mittel.

Um nur an Eines zu erinnern! Die Gedankenbeziehungen, die wir heute, je nachdem, jetzt mit dem Relativpronomen (welcher), dann mit einer relativischen Conjunction (als, wenn, wie) bezeichnen, vermag die alte Sprache noch nicht zu trennen. Er ek i reyri sat (Hâv. 95) kann sowohl heissen: „als ich im Rohre sass“, wie „der ich im Rohre sass“. Ob von etwas gesprochen wird, das als zeitlich Einmaliges, vorübergehend Thatsächliches zu denken ist (das Im-Rohresitzen), oder das zu einer Eigenschaft des Redenden erhoben und befestigt werden soll (der im Rohre Sitzende): das bleibt im Wortlaut der Sprache unentschieden. Als Conjunction ferner verbindet eben diese Form *er* sowohl die Bedeutung des temporalen als, wie des conditionellen wenn, wie des comparativen wie.

Dergleichen Verwischungen dessen, was unser Geist heute getrennt wünscht und unsere Sprache heute zu trennen im Stande ist, kommen fast in jedem Satze der alten Poesie vor. Das 3. Personal- und das Demonstrativ-Pronomen haben ihre Gebiete noch nicht auseinandergesetzt. Unter dem Mangel der Zeitformen ist für uns das Fehlen des Plusquamperfects besonders empfindlich. Und dergl. mehr.

Beschränkt der Uebersetzer die Sprache der heutigen Zeit auf so wenige Formen, wie die Edda in Gebrauch hat, so hören wir ihn eine armselige, eckige, hölzerne Sprache reden. Dass unser Fühlen und Denken von diesen Formen eine wohlthuende, ja nur eine angemessen beschäftigende Anregung empfangen, ist nicht der Fall. Wendet er hingegen Formen unserer entwickelteren Sprache stellvertretend für jene ärmeren Mittel der Edda an: wie viel Gefahr der Abirrung vom Alten, Gefahr des Eintritts schiefer Wendungen, Gefahr der Herstellung eines ganz anderen Seelen- und Geistescharakters als des in der Edda thatsächlich lebenden tritt alsdann ein! In der verschiedensten Weise: jetzt durch die Wahl eines Ausdrucks, dann durch die Bildung einer Satzform, dann durch die Art der Satzverbindung. Je mehr der Uebersetzer feines und reines Hineinfühlen in den alten Wortlaut, lebendige Vorsicht und Umsicht bei der Wahl aus den heutigen Sprachmitteln sich zur Pflicht macht, desto grösser werden die Schwierigkeiten, die er überwinden möchte. Denn man glaube ja nicht, dass, der Einfachheit und Dürftigkeit der alten Sprachmittel entsprechend, die Deutung derselben immer einfach und leicht sei.

Ein Beispiel wird auch dies erläutern. Die Sprache der Eddalieder hat für das Demonstrativpronomen zwei Formen in Gebrauch: sâ sû þat, das von jeher d. h. seitdem Grammatiken und Wörterbücher geschrieben sind, dem heutigen „dieser“; und inn in itt, das dem heutigen „jener“ gleichgestellt wird. Die letztere Form (inn) hat sich in späterer Zeit zur Bedeutung des Artikels abgeschwächt. Aber, wie gesagt, in späterer Zeit. Im Zusammenhang der Strophen, denen das folgende Beispiel entnommen ist, wie in der grossen Mehrzahl der Eddalieder, kommt etwas der Art noch nicht vor. Hâv. 93 finden sich nun in einem sentenzartigen Satze beide Pronomina (sâ und inn) verbunden vor ein Hauptwort gestellt. Heimska or horskum görir hölda sonu sâ inn mâtki munr. Wörtlich übersetzt: Dumme aus Klugen macht die Mannessöhne (sâ inn) diese jene mächtige Liebe. Was sagt der alte Dichter mit dieser Zusammenstellung beider Demonstrative? Das Erste, woran wir denken möchten, ist vielleicht unser heutiges „dieser und jener“ d. h. mehrere, verschiedene, die einzeln nicht genannt werden sollen. Die Verbindung mit dem Abstractum munr aber (Liebe, Liebesleidenschaft) macht diese Auffassung sofort bedenklich. Nicht „diese und jene“ Liebesleidenschaft macht einen Klugen zum Dummen, sondern überhaupt „Liebesleidenschaft“. In jener distributiven Bedeutung läge nichts als Abschwächung des Gedankens, die einerseits im Allgemeinen zur Sentenzart des Verses, andererseits insbesondere zu dem Zusammenhang, in dem er gebraucht wird, schlecht passen würde. Denn Eine (ungetheilte) mächtige Liebe ist es, die das Gedicht im Auge hat. Wir müssen uns nach einer anderen Auffassung des sâ inn umsehen.

Ich glaube, man macht sich die Erklärung unmöglich, wenn man, der Lehre der Grammatiken und Wörterbücher folgend, ohne Vorbehalt annimmt, dass sâ „dieser“ und inn „jener“ sei. Die Unterscheidung dieser Beziehungen ist erst für die Sprache späterer Jahrhunderte eingetreten. In der Sprache der älteren Eddalieder gehen beide Wörter mit der allgemeinen Kraft des Hinweises nahe zusammen, so nahe, dass sie, redend nebeneinander gestellt, nicht den Begriff, mit dem sie verbunden werden, in mehrere und verschiedene trennen, sondern sich gegenseitig zur Stärkung und dem Begriff, mit dem sie verbunden werden, zur Hervorhebung dienen. Von dem „sâ inn mâtki munr“ kam dem alten Denker ein Eindruck, wie heutzutage uns von einer Anaphora („diese — diese mächtige Liebe“), oder

wie uns heute von einer Interjection („ach, diese mächtige Liebe"). Interjectionen, beiläufig gesagt, hat die poetische Sprache der Eddalieder noch gar nicht! Starker Nachdruck, Spannung, Anregung zur Zustimmung, Mitwirkung des Gefühls bei der Gedankenfassung, das sind, meine ich, die Wirkungen, die durch die Verbindung jener beiden Demonstrativen hervorgebracht werden.

Es sind feine Schwierigkeiten, auf die ich hiermit hingewiesen habe; aber Feinheiten, die Niemand für unerheblich erachten wird, besonders nicht, wenn man bedenkt, dass sie in poetischen Ausführungen der lyrischen Gattung vorkommen.

Wendungen dieser Art aber kommen in der Edda vielfach vor. Das Verhältniss, das zwischen den Sprachmitteln und den Sprachwirkungen stattfindet, ist in der alten und in der jetzigen Sprache so sehr verschieden, dass Dichter und Uebersetzer wie auf ganz anderem Boden stehend erscheinen. Ein Gebiet des geistigen Arbeitens liegt hier, auf dem, je nach der Sprachgewandtheit und Geistesfähigkeit, die daran gewandt wird, die Aufgaben in einem selten hohen Grade leichter oder schwieriger, oberflächlicher oder tiefer genommen werden können.

Der deutsche Geist ist im Allgemeinen nicht danach angethan, das, was sich ihm als Arbeit anbietet, leicht abzuthun. Bis die Kunst der Uebersetzung aus griechischen und lateinischen Dichtern bei uns tadellose und normale Formen gewonnen hatte, sind Jahrhunderte vergangen. Höher und höher gestellte Aufgaben haben ruhelos die immer erneute Aufnahme derselben Arbeit wieder und wieder gefordert. Unter dieser Arbeit und durch sie haben sich Sprache und Geist gleichmässig so sehr fortgebildet, dass ein grosser Theil der nationalen Bildung sich daran, an Werke der Uebersetzung aus diesen beiden Sprachen, knüpft.

Den Aufgaben der Edda-Uebersetzung gegenüber befindet sich unser Jahrhundert in dem grade umgekehrten Verhältniss. Die Sprache, wie sie jetzt lebt, steht den reichsten und gewandtesten Sprachen der Erde nahe, wenn nicht gleich oder über. Wie wird sie sich mit der Aufgabe abfinden, mittels Uebersetzung einen Geistesstandpunkt zum Ausdruck zu bringen, bei dem sie sich eines grossen Theils ihrer Vielgewandtheit und ihres Beziehungsreichthums entäussern muss?

Ich frage: wie wird sich die Wissenschaft unseres Jahrhunderts mit dieser Aufgabe abfinden? wiewohl seit etwa 30 Jahren eine Ueber-

setzung, die von Simrock, unter uns umgeht, die von verschiedenen Seiten — nicht des unkritisch lesenden Publikums, sondern der Wissenschaft — als vollkommen ausreichend und befriedigend jedem neuen Versuche gegenüber festgehalten wird.

Fortschritte der Wissenschaft werden immer, je nachdem mehr oder weniger Kräfte dabei mitthätig, ferner je nachdem mehr oder weniger bedeutungsvolle Gesichtspunkte dafür angeregt sind, schneller oder langsamer gemacht. In Bezug auf die Eddastudien aber befindet sich unsere Zeit in einem Vorgang denkbar langsamster Bewegung, fast des träge umschauenden Stillstands, wenn wir nicht sagen wollen, des Rückschritts. Liegt in den Uebersetzungen ein Massstab dafür, so ist der Ausdruck „Rückschritt" vollkommen begründet. Simrock's Uebersetzung, welche die Zeit von 1846 bis jetzt beherrscht, ist gegen die der Brüder Grimm, die im Jahre 1815 erschien und wenig bekannt geworden ist, nichts als ein Rückschritt. Frisch und kräftig ist der Duft der alten Natur- und Heldenzeit in die Sprache der Brüder Grimm übergegangen; bei Simrock dagegen ist alles Charakteristische verwischt und vergeudet.

Es ist Simrock so leicht gefallen, die Arbeit der Brüder Grimm aus dem Felde zu schlagen. Von den letzteren existiren ja nur die Heldenlieder der älteren Edda. Simrock dagegen war es gegeben, schnell mit einem so grossen Werk, wie die Uebersetzung der ganzen alten und aller mythischen Bestandtheile der jüngeren Edda ist, fertig zu sein. Von einem vollendeten Ganzen, selbst wenn es Spuren äusserster Flüchtigkeit an sich trägt, wird leicht ein Bruchstück, selbst wenn es die geistvollste Feinarbeit enthält, in Vergessenheit gebracht.*

Simrock's Uebersetzung ist nicht nur darum so schlecht, weil sie Fehler im Einzelnen, missverständliche Auffassungen in grosser Menge

* Beiläufig sei bemerkt, dass die von mir 1872 herausgegebene „Edda" hier nicht in Betracht gezogen werden kann. Sie ist nicht Uebersetzung, sondern „Bearbeitung", und zwar gelegentlich Paraphrase, gelegentlich Umdichtung des Prosaischen in poetische Form, auch Zusammenziehung mehrerer in Eine Darstellung, auch Ausgleichung widersprechender Angaben etc., mit Einem Wort: kritisch gesichtete, aber der Form nach selbständige Wiedergabe des Inhalts. Dass auch der Wortlaut des Textes zum Rechte kommt, tritt zuweilen, vielleicht kann man sagen: häufig ein, ist für das Ganze aber nicht beabsichtigt. — Hans von Wolzogen's „Edda" (ohne Jahreszahl, Leipzig bei Reclam) kommt wegen des gänzlichen Mangels wissenschaftlicher und ästhetischer Gesichtspunkte überhaupt nicht in Betracht.

enthält, — übrigens zum Theil Fehler der erheblichsten Art, die das Verständniss des Mythus unmöglich machen, — mehr noch darum, weil sie Ton und Charakter des Ganzen, die Geistesart, die in der Edda liegt, auch nicht andeutungsweise zum Ausdruck bringt.

Vorwürfe so schwerer Art müssen erwiesen werden. Ich unterwerfe die Simrock'sche Uebersetzung der 9 Strophen, denen diese Abhandlung gewidmet ist, einer eingehenden Kritik Wort für Wort. Ich verbinde damit zugleich die Klarlegung derjenigen Wendungen des Urtextes, die der Erläuterung bedürfen.

V. Kritik der Simrock'schen Uebersetzung von Hâv. 93—101.

Háv. 93, erste Halbstrophe lautet bei Simrock:

> Unklugheit wundre Keinen am Andern,
> Denn Viele befällt sie.

In der Edda steht von diesem Gedanken überhaupt nichts. Wenn man die Wörter einzeln prüft, so sind namentlich „Unklugheit“ und „Viele“ Simrock's Erfindung und Zusatz. Im Texte steht: „wirf ja nicht dem Einen vor, was Andere auch so trifft.“ Man überlege, welcher Art (abgesehen von dem ganz verschiedenen Inhalt beider Gedanken) die von Simrock beliebte Aenderung ist. Im Text wird mit den ersten Worten Spannung und Aufmerksamkeit erregt, und zwar dadurch, dass nicht sogleich gesagt wird, weswegen man nicht tadeln soll; bei Simrock wird diese poetische Wirkung vernichtet. Statt dass der Hörer bei sich durch eine Frage beschäftigt wird, durch die: was das sein mag, das man bei Einzelnen zu tadeln geneigt ist und doch nicht, weil Andere auch davon betroffen werden, tadeln sollte, spricht Simrock das plumpe Wort „Unklugheit“ und kommt den Hörern mit der Schmeichelei entgegen: „Viele befällt sie.“ Das Wort „Viele“ ist ungeschickte Uebertreibung des Textausdrucks: margr, mancher. Zu dem Worte „Unklugheit“ aber liegt überhaupt kein Recht im Texte: auch nicht in der Fortsetzung der Strophe. Wenn aus dem Folgenden derjenige Begriff, auf den hingezielt wird, vorweggenommen werden sollte, so hätte gesagt werden müssen: „Liebesleidenschaft wundere Keinen am Anderen, denn Viele befällt sie.“ Die „Unklugheit“ (besser: Dummheit, Witz- und Geistlosigkeit) wird vom Dichter erst als Folge des Liebeswahnsinns dargestellt.

Aber noch mehr! Simrock verwischt mit jenen Zusätzen und Aenderungen namentlich die lyrische Art des Ausdrucks. Man könnte strenger urtheilen; könnte sagen: er verwischt überhaupt das Poetische. Oder liegt etwa Poesie in solcher Plattitüde: „Unklugheit wundere Niemand am Anderen, denn Viele befällt sie“? Aber ich will nur auf die Vernichtung des lyrischen Elements aufmerksam machen: d. i. einerseits auf die Unterdrückung der Lebhaftigkeit und Entschiedenheit des in dem Gedanken mitredenden Gefühls, das sich zumal so stark, nämlich in der vorangeschickten heftigen Negation (eyvitar, ja nicht! bei Leibe nicht!) ausspricht; andererseits auf die Wegwischung des im Text sogleich mit erregten Ich. Ausgesprochen wird das Wort „ich“ nicht. Aber (sit venia verbo!) die Ichstimmung, das Gefühl vom eigenen Selbst, wird sogleich erweckt. Der Text fordert den Leser zu Entschuldigung und wohlwollender Parteinahme für den Einen, der wie Andere ist, auf. Das Ich tritt denen, die sonst getadelt zu werden pflegen, nahe. In Simrock's Worten dagegen liegt nichts als Ueberhebung des Redenden über die „Vielen“, die er für unklug ausgiebt; das Ich trennt sich von diesen und schliesst sich vor ihnen ab. Durch die Texteswortе wird der Hörer zu der ihn betreffenden Frage erregt, ob er selbst vielleicht der Eine ist oder zu den Anderen gehört: das Wort des Vorwurfs, an den der Dichter erinnern will, ist ja noch nicht ausgesprochen. Bei Simrock dagegen ist Alles sofort fertig; der Gegenstand und das Ich sind von einander gesondert. Wer den Rath geben kann, sich über die Unklugheit Anderer nicht zu wundern, „denn Viele befällt sie“, der tritt deutlich als Einer der Wenigen auf, die nicht unklug sind. In den Worten des Textes liegt mittels der Allgemeinheit und Weite des ersten Gedankens die kunstgemässe Vorbereitung zu dem „das erfuhr ich“ der Strophe 95. In Simrock's Worten dagegen ist der poetische Zusammenhang der ersten Gedankenglieder zerschnitten; das Gesetz der poetischen Gedankenfortführung (Entwicklung von innen her, aus den mit den ersten Worten gegebenen Aufstellungen unmittelbar heraus) ist missachtet.

Die zweite Halbstrophe lautet bei Simrock:

Weise zu Tröpfen wandelt auf Erden
Der Minne Macht.

Von dem Gefühlsdrang und der Vorstellungsbestimmtheit, die im

Texte liegen, geben diese Worte wiederum keine Ahnung. Buchstäblich übersetzt:

Zu Einfältigen aus Gewitzten macht des Freien Söhne
Diese — diese — mächtige Liebe.

Der Ausdruck ist bei Simrock verweichlicht, der Charakter verwischt: erstens dadurch, dass die Beziehung auf den freien Mann (den mit Recht auf Grundbesitz Ausgestatteten) gegen den trivialen Ausdruck „auf Erden“ eingetauscht ist („auf Erden“ ist in unserem heutigen Gedankengang der Gegensatz zu „im Himmel“: eine Beziehung, die hier ganz fremd ist); ferner dadurch, dass die Wiedergabe eines so viel gebrauchten und gebräuchlichen Worts wie görva (machen) durch ein so gesuchtes und geziertes wie „wandeln“ bewirkt ist; ferner dadurch, dass so verbrauchte sentimentale Worte wie „der Minne Macht“ zur Wiedergabe des gedankenvollen und charakteristischen måtki munr (mächtige Liebesleidenschaft) gewählt sind; ferner dadurch, dass die Demonstrativ-Verdoppelung (så — inn, s. o.) ohne entsprechenden Ausdruck geblieben ist. Will man das Charakteristische des Urtextes inne werden, so muss man sich ferner in die Straffheit der überaus vollen Alliteration, womit der Vers eingeleitet wird (heimska or horskum), hineinfühlen, muss man auch den Gegensatz der Gedankenbestandtheile, den zwischen Object und Subject frisch erfassen (Object: dass ein Freier und Kluger einfältig wird; Subject: die mächtige Liebe bewirkt das).

Strophe 94 muss der Uebersetzung Simrock's zufolge sogleich vollständig citirt werden; die gesetzmässige Theilung in zwei Halbstrophen ist bei ihm vernichtet.

Das Gemüth weiss allein, das dem Herzen inne wohnt
Und seine Neigung verschliesst,
Dass ärger Uebel den Edeln nicht quälen mag
Als Liebès Leid.

Wer versteht den Gedanken dieser Verse? Was beim ersten Hören Simrock's Absicht unerkennbar macht, ist vor Allem die Stellung der Wörter. Der unbefangene Leser wird immer das relative „das“ der ersten Zeile für „was“ nehmen (das Gemüth weiss allein, was dem Herzen inne wohnt). So hat es aber Simrock nicht gemeint. Seine Absicht würde klar geworden sein, wenn er die Worte „weiss allein“ hinter die beiden Relativsätze gestellt hätte. „Das Gemüth, das dem Herzen inne wohnt und seine Neigung verschliesst, weiss allein,

dass“ etc. — Nun aber die Gedanken Simrock's! und ihr Verhältniss zu den Gedanken des Textes! Was soll das heissen: „das Gemüth wohnt dem Herzen inne“? Die Begriffe „Gemüth“ und „Herz“ sind, der volksmässigen Fassung zufolge, mehr tautolog, als dass sie in dieses Verhältniss, dass eines dem anderen inne wohnt, gebracht werden dürften. Es müsste denn unter dem Worte „Herz“ nichts als das organische Glied des Leibes verstanden sein, was (abgesehen davon, dass alsdann die Trivialität der Aussage zu gross wäre) weder dem alten noch dem jetzigen Sprachgebrauch entspräche. Was soll ferner heissen: „das Gemüth verschliesst die Neigung des Herzens“? ist „verschliessen“ im Sinne von „zurückhalten, verbergen“ oder bloss in dem von „inne haben“ zu nehmen? Gedanken, die auf ungezwungene Weise sich an die herrschende Terminologie jener Ausdrücke anschliessen, sind weder so noch so zu fassen. Es ist ein Herumwühlen mit Wörtern, die einander ganz nahe stehen (Gemüth, Herz, Neigung), ohne dass sich Klarheit über das, was der Redende beabsichtigt, einstellte. Was alles wird vom „Gemüth“ ausgesagt! es „weiss“ etwas; es „wohnt dem Herzen inne“; es „verschliesst die Neigung des Herzens“ — oder bezieht sich der Ausdruck „seine Neigung“ etwa auf „Gemüth“ zurück? Soviel Unklarheit und Verwirrung! und die Worte des Textes sind doch ganz einfach. Wörtlich:

Der Geist allein weiss, was dem Herzen nahe wohnt,
Er allein sieht das Sehnen.

Die Fehler gegen Grammatik und Lexikon, die Simrock begangen hat, sind: 1) dass hugr mit „Gemüth“ (statt „Geist“) übersetzt worden; 2) dass das Relativum *er* auf hugr (statt auf das zunächst stehende þat) bezogen; 3) dass die Hervorhebung des Begriffs hugr durch das einn im zweiten Verse nicht zum Ausdruck gebracht; 4) dass die einfache Wendung sia um seva nicht wiedergegeben ist. Gerade das, worin ein Zeugniss von der hohen Darstellungskraft des Dichters liegt, hat Simrock zu Grunde gerichtet. Nachdem das Dichtwerk in der ersten Strophe von dem Liebeswahnsinn, der den Menschen ganz und gar umkehrt, gesprochen hat, geschieht es nun der logischen Nothwendigkeit, die im Gedichte herrschen soll, gemäss, dass die Stellung, die der Geist d. i. die Kraft des Sichselbstkennens und -Beurtheilens, jener Gefühlsmacht gegenüber einnimmt, angegeben wird. Der Dichter bewegt sich auf diese Weise in dem ihm aufgegebenen Fortschritt: im kräftigen Fortschritt zum Gegensatz. Simrock dagegen lässt den

Dichter mittels sinnverwandter Begriffe bei dem, was er in der ersten Strophe schon gesagt hat, ausruhen, sich umschauen und zerstreuen. Der alte Dichter spricht klare Gedanken aus, die Jeder sogleich fasst und deren Zusammenhang er begreift; Simrock dagegen lässt ihn verschwommene Aussagen über psychische Vorgänge machen, bei denen der Leser ermattet und theilnahmlos wird.

Der Grobheit dieser Verstösse entsprechend, fährt dann Simrock in der zweiten Halbstrophe fort. Das Wort des Textes „Krankheit" (sótt) wird zu dem allgemeinen Begriff „Uebel" verflacht. Wie bezeichnend ist gerade „Krankheit"! Der Liebeswahn kommt wie eine Krankheit, deren Veranlassungen man erst merkt, wenn man ihnen bereits verfallen ist; er nimmt ferner, wie eine Krankheit, den ganzen Menschen in Beschlag und macht Alles an ihm leidend. Beide Vergleichungen fallen bei dem Simrock'schen Worte „Uebel" fort. Eine Krankheit ist es, der der Mensch verfällt: das gerade will der Dichter sagen. Der ganze Mensch, Alles an ihm, auch der Geist leidet beim Liebeswahn. Demgemäss gebraucht der Dichter am Schluss der Strophe einen Ausdruck, der das Ganze des menschlichen Wesens (Geist und Seele) umfasst: „in sich nicht zufrieden, in sich uneins sein." Bei Simrock ist ein Gefühl der Geistesklarheit und -Kraft, die hierin liegt, nicht aufgekommen. Ihm gefiel es besser, auf das in der ersten Strophe schon gegebene „Liebesleid" noch einmal zurückzukommen.

Str. 95, erste Halbstrophe, bei Simrock:

Selbst erfuhr ich das, als ich im Schilfe sass
Und meiner Holden harrte.

Fehlerhaft ist 1) die Hervorhebung des „ich" durch das „selbst". Im Text steht dieses letztere Wort nicht. Es liegt aber auch nicht im Sinne des Gedichts, dass Odin sich vor Anderen hervorheben, nicht einmal dass er sich von Anderen unterscheiden will. Die Hervorhebung trifft im Texte vielmehr das dem ganzen Satze voranstehende zurückweisende þat (das erfuhr ich: nämlich dass keine schlimmere Krankheit den Klugen beschleicht, als in sich uneins sein). Der Dichter ist gedanklich stärker beschäftigt, als Simrock zum Ausdruck bringt. 2) Das Wort reyr (Rohr) ist unrichtig mit „Schilf" übersetzt. Wie Simrock nur darauf kommt, solche durch nichts begründete Aenderungen sich zu erlauben? Der Unterschied zwischen Schilf und Rohr ist ja so gross. Das Naturbild wird ein anderes: sowohl

in Bezug auf die Anschauung des Einzelnen (Schilf ist das Kleinere, Beweglichere; Rohr das Grössere, Sprödere), wie auch in Bezug auf den Zusammenhang mit dem Naturleben (im Schilf liegt eine starke Hindeutung auf die Sommerszeit, im Rohr eine auf den Winter). Es wird sich später zeigen, wie sehr bedeutungsvoll gerade die Erwähnung des Rohres ist. 3) Die Wendung „als ich meiner Holden harrte“ ist eine Nachahmung weichlicher Minnepoesieformen, von denen selbstverständlich im Text der Edda nichts steht. „Ich harrte meiner Holden“: als wenn Alles ganz glatt und gut wäre! als wenn Odin wie ein Troubadour in zierlichen Reimklängen sich zeigen wollte! Im Text steht: ich wartete mîns munar. „Munr“ ist das schon besprochene Abstractum vielsagenden, starken Inhalts: ich wartete (ich war ein Knecht) meiner Liebesleidenschaft.

Zweite Hälfte, bei Simrock:

Herz und Seele war mir die holde Maid,
Gleichwohl erwarb ich sie nicht.

1) „Herz und Seele“ ist Uebersetzung von hold ok hiarta d. i. Fleisch und Herz. Allerdings lassen sich diese Worte, wenn unser Mitempfinden nicht durchaus gestört werden soll, in der heutigen Sprache nicht wörtlich wiederholen. „Herz und Seele“ aber, wie Simrock sagt, geht zu weit von dem Realismus des alten Ausdrucks ab: soweit, dass die Pointe, die im Sinne des Dichters damit verbunden wird, gar nicht mehr zum Ausdruck kommt. In einer Antithese mit der Kraft des sarkastischen Verwunderns liegt die Absicht. „Fleisch und Herz war mir die Maid — und doch h a t t e ich sie nicht!“ Mit allgemeinen Worten: was ich selbst bin, habe ich nicht! 2) Simrock nimmt dem Dichter diese Kraft der geistreichen Zuspitzung, indem er auch auf der anderen Seite ein Wort starker Bedeutung (hafa, haben) gegen ein schwächeres (erwerben) eintauscht. 3) Den Gedankenfehler mit dem Worte „hold“ wiederholt Simrock hier. Im Text steht horskr, klug, umsichtig d. i. die objectiv richtige Kennzeichnung der Jungfrau.

Str. 96, erste Hälfte, bei Simrock:

Ich fand Billungs Maid auf ihrem Bette,
Weiss wie die Sonne, schlafend.

Die Fehler, die bisher nachgewiesen werden mussten, gehören im Allgemeinen zu den Flüchtigkeiten und Oberflächlichkeiten. Hier tritt nun ein Fehler schwererer Gattung zu anderen hinzu: eine Dreistigkeit. Simrock ändert den Namen „Billings“ in „Billungs“ Maid.

Die Möglichkeit, dass ein Druckfehler vorliege, ist durch die Wiederholung im Text und durch die Unterscheidung der Namen Billing und Billung im Register ausgeschlossen. Simrock hat den Namen ändern wollen. Die Wirkung dieser Aenderung ist eine sehr grosse. Hören wir Billung, so haben wir einen Namen nach der Bildungsart von Amelung, Nibelung etc.; wir werden mit unseren Orientirungsfragen in das Gebiet der historischen Sage geführt. Lesen wir dagegen Billing, so liegt kein Anlass vor, aus dem Gebiet des Mythus hinauszugehen: wir sind um des Verständnisses willen an die Bedeutung des Stammes bil und an die Verwendung, die theils dieser, theils der ganze Name Billing in anderen Mythen gefunden hat, gewiesen. Statt einer historischen Person nachzuforschen, wissen wir im Voraus, dass es eine Naturart und -Kraft sei, auf die mit jenem Namen hingewiesen wird. Die Aenderung schliesst somit geradezu eine Vernichtung des Mythischen in sich.

Die zwei Verse enthalten noch andere Ungehörigkeiten. Im Text steht: ich fand Billing's Maid bedjum á; was selbstverständlich zu übersetzen ist: auf dem Bette; Simrock schreibt: auf ihrem Bette. Es ist wohl zu kleinlich, von dieser Abweichung zu reden! Natürlich wird ja „ihr" Bett zu denken sein. Freilich, dasselbe wäre auch zu denken, wenn man dem Text gemäss sagte: auf „dem" Bette. Nichtsdestoweniger muss auf so Kleines Gewicht gelegt werden. Auch an einem kleinen Haken bleibt Ungehöriges hängen; und selbst ein festes Gewebe wird durch einen kleinen Haken geschädigt. Und namentlich hier! Denn nicht bloss, dass im Allgemeinen die Denkrichtung durch das Pronomen possessivum verschoben wird (denn dass sie überhaupt, auf dem Bette liegend, schläft, sagt der Mythus aus; durch die Hinzufügung des Pronomen possessivum zu dem Worte „Bett" wird die Einfachheit dieser Aussage vernichtet, der Gedanke mit einem kleinen Schwulst umgeben, mit etwas Fremdem gemischt), sondern mehr noch! in dem Zusammenhang, in den Simrock das Pronomen possessivum bringt, wirkt es geradezu irreführend und Vorstellung fälschend. Wäre es Prosa, so könnte man über das Wort „ihrem" vielleicht ohne Nachdruck hinwegkommen. Der Rhythmus aber verträgt sich nicht mit bedeutungslosen Wörtern; er vertheilt den Nachdruck bis auf die Einzelheiten, bis auf die Silben. Und hier namentlich giebt er dem Worte „ihrem" ebenso viel von seiner Kraft, wie dem Worte „Bette". Wenn wir nun aber mit dieser klangvollen

Weise der in wechselnden Hebungen und Senkungen fortschreitenden Sprache lesen

Λ Λ Λ Λ
Billungs Maid auf ihrem Bette
Λ Λ Λ
Weiss wie die Sonne schlafen etc.

wer ist dann „weiss wie die Sonne"? sprachgemäss das Bett! von einem sehr reinen, glänzend weissen Bette ist die Rede. Im Text aber bezieht sich diese Beschreibung auf die Maid. Auch dieser letztere Ausdruck selbst „weiss wie die Sonne" ist falsch. Im Text steht sôlhvîta d. h. sonnenweiss. Simrock vollzieht eine Aenderung, die die mythische Denkweise in ihrem Nerv verletzt. In der Art des Mythus liegt es, der Natur gleichzustellen, nicht mit der Natur zu vergleichen. Die Eddapoesien geben diesen Urstandpunkt des menschlichen Geistes noch mit ganzer Kraft und Reinheit; weit stärker und reiner als z. B. die vergleichbaren Poesien der Griechen. Man erinnere sich der Ueberfüllung der Homerischen Darstellung mit Vergleichungen in ausgeführten Gleichnissen, im Gegensatz zu der gänzlichen Leere der eddischen Mythenpoesie von solchen Wendungen. Der Geist des germanischen Volkes lebte noch unbefangen und unbeirrt in der Gleichstellung des mythisch Gedachten (der Götter) mit der Natur; der Geist des griechischen Volkes 2000 Jahre früher war schon darüber hinaus. Die Gleichstellung (In-Eins-Fassung) hatte sich zur Vergleichung gespalten.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Aller Fürsten Freude fühlt ich nichtig,
Sollt ich länger ohne sie leben.

Simrock hat den Text durch Hinzufügung zweier Wörter geändert; nicht zum Vortheil des Gesagten. 1) Durch Hinzufügung des Wortes „Aller". Es ist eine wirkungslose Hyperbel. Wie kann Odin „aller Fürsten Freude fühlen"? wie kann er „aller Fürsten Freude nichtig fühlen"? Weit stärker ist der Ausdruck, wenn man wörtlich übersetzt: „Fürstenfreude fühlte ich nichtig." So kann namentlich Odin, der Fürst der Fürsten, sprechen. 2) Durch Hinzufügung des Wortes „länger". Das Wort scheint gedankenlos aus der Feder geflossen. Odin findet ja die Sonnenweisse soeben. Was soll bei dieser Augenblicklichkeit heissen: „sollt ich länger ohne sie leben"? Ohne dieses Wort findet übrigens die Heftigkeit und Entschiedenheit

der Leidenschaft Odins einen weit stärkeren Ausdruck. Simrock hat ein alliterirendes Wort zu „leben“ gebraucht.

Str. 97, erste Hälfte, bei Simrock:

Am Abend sollst du, Odin, kommen,
Wenn du die Maid gewinnen willst.

„Gewinnen willst“ — hier ist wieder ein schlechter Ausdruck um der Alliteration willen eingeschoben. Im Text heisst es ungleich schöner, zarter und zugleich stärker: „wenn du mit der Maid reden willst.“ Ans Gewinnen denkt die kluge Jungfrau noch gar nicht. Sie schneidet dem Zudringling vorläufig selbst das Wort der Anrede ab.

Zweite Hälfte, bei Simrock:

Nicht geziemt es sich, dass mehr als zwei
Von solcher Sünde wissen.

Frei übersetzt. Nicht gerade grob falsch; aber auch nicht im mindesten gut. Namentlich bringt das Wort „Sünde“ einen dem Alterthum fremden Zug des Fühlens und Denkens mit sich.

Str. 98, erste Hälfte, bei Simrock:

Ich wandte mich weg, Erwiderung hoffend,
Ob noch der Neigung ungewiss.

Welch ein Gedanke! in Halbheiten und Unsicherheiten umherirrend! Ob etwas der Art wohl zu den Möglichkeiten der alten Poesie gehört hätte? Zuerst „Erwiderung hoffend“; dann „der Neigung ungewiss“! Simrock hat wohl überlegt, dass diese beiden Ausdrücke sich widersprechen. Er schiebt ja demgemäss das adversative ob (im Sinne von obwohl) dazwischen. „Erwiderung hoffend, ob noch der Neigung ungewiss.“ Simrock denkt also den alten Dichter als einen feinen Psychologen, der sich mit Zerlegung von Seelenzuständen, mit Aufklärung über Dunkelheiten der Empfindung abgiebt! Im Text steht selbstverständlich keine Silbe davon. Wörtlich heisst es: „Ich wandte mich rückwärts, Lieb in Gedanken, vor dem weisen Willen.“ „Vor“ d. i. gemäss dem weisen Willen: dem Willen der Jungfrau nämlich, jetzt nicht da zu bleiben, sondern Abends wiederzukommen. Beides, Weisheit und Liebe der Jungfrau, findet Odin darin; und zwar mit voller Sicherheit, ohne nur einen Augenblick zu zweifeln.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Jedennoch dacht ich, ich dürfte erringen
Ihre Gunst und Liebesglück.

Simrock lässt Odin in seinem Seelenschwanken fortfahren. Der Gott wird wieder etwas sicherer. Aber mit welchen Worten! „Jedennoch!“ ob dieses Wort wohl schon je, d. h. ausserhalb der Parodie, in einem Verse gebraucht ist? „Jedennoch dacht ich, ich dürfte erringen!“ als ob Odin mit Handschuhen im Salon erschien und sich halb schüchtern, halb vertraulich äusserte. Wo bleibt der Hauch des Alterthums?

Str. 99, erste Hälfte, bei Simrock:

So kehrte ich wieder, da war zum Kampf
Strenge Schutzwehr auferweckt.

„Auferweckt“! vom Tode? Im Text steht vakin d. h. wach. „Zum Kampf war sie auferweckt“! mit wem kämpfte sie? Im Text steht vîgdrótt d. h. Kampfesschaar.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Mit brennenden Lichtern, mit lodernden Scheitern
Mir der Weg verwehrt zur Lust.

„Verwehrt“: mit diesem Worte schiesst Simrock über das, was der Text sagt, hinaus. Hier heisst es ungleich feiner und treffender: „gewusst (vitadr) war mein Wonnesteig.“ Die Jungfrau hatte ihn verrathen. Das Gesinde wusste von dem, was als Heimlichkeit in Aussicht gestellt war. Das Participium von vita (wissen) steht hier in geistvoller Beziehung auf dasselbe Wort in der vorangehenden Rede der Jungfrau: „Schmach würd' es, wenn's mehr noch wüssten (nema einir viti).“ Nun war die Sache gewusst. Simrock hat diese fein beabsichtigte Beziehung nicht verstanden.

Str. 100, erste Hälfte, bei Simrock:

Am folgenden Morgen fand ich mich wieder ein,
Da schlief im Saal das Gesinde.

Statt „am folgenden Morgen“ steht im Text: „nær morni, näher zum Morgen.“ Natürlich in derselben Nacht. — Statt „da schlief im Saal das Gesinde“ steht im Text: „da schlief das Saalgesinde (saldrótt).“ „Saal“, wohl verstanden, ist im alten Sprachgebrauch nicht eine grosse Stube, sondern das ganze Haus. Das Hausgesinde schlief. Wo es schlief, bleibt ungesagt. Dass es im Frauengemach nicht schläft, ergiebt sich aus dem Folgenden. Denn jetzt, gegen Morgen, ist der Jungfrau zum Schutz ein Hund ans Bett gebunden.

Zweite Halbstrophe, bei Simrock:

Ein Hündlein sah ich statt der herrlichen Maid
An das Bett gebunden.

„Statt der herrlichen Maid“! Also die herrliche Maid war vordem ans Bett gebunden? und jetzt ist sie nicht mehr im Bette? —

Genug damit! —

VI. Vorbemerkungen zur folgenden Uebersetzung.

Bei der eigenthümlichen Geistes- und Sprechart, die sich in den Eddaliedern ausgeprägt hat (s. IV), können die Ziele, die ein Uebersetzer sich stellt, näher und weiter gerückt werden. Er kann sich's damit genügen lassen, dass er die Gedanken in richtiger Wiedergabe der Sprachformen nur überhaupt verständlich macht; oder er kann das Schwierigere und Weitere unternehmen, die verständliche Wiedergabe der alten Gedanken so zu gestalten, dass das Uebersetzte dem heutigen Sprachcharakter ebenso nahe steht, wie das im Urtext Gedichtete dem damals herrschenden Sprachcharakter unmittelbar nahe gestanden hat. Diese letztere Art der Uebersetzung ist dem Wortlaut nach freier, dem Fühlens- und Denkensinhalt nach aber nicht minder gebunden als jene.

Allerdings fehlt für die Beurtheilung einer solchen Uebersetzung ein Massstab, der in jedem Falle äusserlich erfassbar und ins Einzelne verfolgbar wäre. Wer die Formen beider Sprachen durch Grammatik und Lexikon kennen gelernt hat, ist nicht immer auch zum Urtheil befähigt. Nur wer sich in die Fühlens-, Vorstellens- und Denkensart beider Zeiten und Völker innig hineingelebt hat, wird das mehr oder weniger Zutreffende in der Uebersetzung bezeichnen können, nicht aus einem unbegründbaren Gefühl, sondern — je nachdem — aus der Abwägung dieser und jener Rücksichten, die sich für das Uebersetzte aus dem Ganzen der Mythendichtungen als massgebend nahe stellen.

In der folgenden Uebersetzung von Háv. 93—101 ist diesem letzteren Ziele nachgestrebt worden.

Unter den Freiheiten in der Wiedergabe des Wortlauts, die um dieses Zweckes willen eingetreten sind, werde auf zwei vorweg aufmerksam gemacht! Der Name „Billing“ ist in der Uebersetzung nicht genannt, die Jungfrau vielmehr nur nach dem mythischen Charakter gekennzeichnet, der in ihrem Attribut sólhvît liegt. Die unregelmässige sechszeilige letzte Strophe ferner ist durch Wiederholung ihrer ersten zwei Zeilen in zwei regelmässige und vierzeilige Strophen

ausgebreitet. Diese letztere Aenderung ist geringfügiger Art und rechtfertigt sich, wie ich denke, leicht und von selbst. Die Gründe aber für jene erste Aenderung des Wortlauts werden sich in späterem Zusammenhang besser geben lassen (s. IX).

VII. Lied von der sonnenweissen Maid.

Thu's ja nicht! wirf nicht dem Einen vor,
Was Andre auch so trifft!
Zum müden Tropf wird muntrer Kopf,
Ach, leicht durch Liebes Macht.

Das Haupt nur weiss, was im Herzen wohnt;
Es kennt allein sein Kümmern.
Nicht schlimmre Krankheit schleicht zum Klugen,
Als — in sich uneins sein.

Erfuhr ich's doch, als im Rohr ich sass
Mit Liebes Warten und Wünschen.
Leib und Leben war mir die Geliebte,
Doch — ward sie wohl mein eigen?

Auf ihrem Pfühl fand ich sie liegen,
Die Sonnenweisse schlummern.
Nichts deuchte Fürsten-Freude mir,
Wenn ich mit ihr nicht lebte.

„Des Abends komm! komm, Odin, wieder,
Willst mit mir Worte wechseln!
Dass wir zusammen, Geheimniss sei's!
Schmach würd' es, wenn's mehr noch wüssten.“

Und, Lieb in Gedanken, schnell lenkte ich um
Nach der Jungfrau weisem Willen.
Sie werde gewähren, ich war es ja sicher,
Ihres Herzens ganze Gunst.

Und wie sie gewollt, so kehrte ich wieder:
Da war im Saal das Gesinde,
Kriegsleute, in Händen leuchtende Scheite —
Gewusst war mein Wonnesteig.

Und näher zum Morgen, nochmals naht' ich,
Da schlief des Saales Gesinde;
Den Hund aber fand ich, des Hauses Hüter,
Ans Bett der Jungfrau gebunden.

Erforsche die Mädchen — so manche wohl findst du
Wankelmüthig den Männern.
Ich selbst gewahrt's, als die Sonnenweisse
Zu Liebesgunst ich mir lockte.

Erforsche die Mädchen — so manche wohl findst du
Wankelmüthig den Männern.
Zum Schimpf noch vollführte die Schlaue mir viel
Und nichts gewann ich vom Weibe.

VIII. „Lied“-Charakter der vorstehenden Dichtung.

Als Lied – dieses Wort im engen und strengen Sinne der Theorie genommen — müssen die vorstehenden Strophen bezeichnet werden.

Was dem heutigen Leser den Eindruck eines solchen vielleicht nicht aufkommen lässt, ist eine Seite der Form, die nicht mehr zu unserer Gewohnheit gehört: der Stabreim statt des Endreims. Seinem inneren Wesen nach ist das Gedicht nichtsdestoweniger ein Lied d. h. die poetische Aussprache eines das Ich betreffenden Gedankengangs in der unmittelbaren Art der Empfindungsrede: — der Empfindungsrede, die einfach, leicht verständlich und entschieden ist (daher die kurzen, klaren, selbständigen Sätze), die ihren Gedankeninhalt von den Erregungen der Seele beeinflusst giebt (daher das Springen von Einem zum Anderen, die Abwesenheit logischer Verbindungsmittel, das Unausgesprochenlassen leicht hinzudenkbarer Zwischenglieder), die sich fern von Schilderungen hält, dagegen gern in Verallgemeinerungen bewegt (so namentlich in den Einleitungs- und Schlussstrophen), die das gedanklich Allgemeine nach der Lage und aus dem Gefühl des Redenden einrichtet (so wenn das Gedicht mit der Warnung beginnt, einem Einzelnen nicht Thorheiten vorzuwerfen, in die Andere auch fallen können; und mit dem Tadel über den Wankelmuth der Mädchen schliesst). Alles dies in dem kleinen Gedicht ist der Art des „Liedes“ gemäss.

Ja, das höchste (weil innerlichste) Merkmal eines vollkommenen Liedes muss ihm zugesprochen werden: dies, dass der Ausdruck bis in die kleinsten Glieder von einem sicher erfassten Geistes- und Gemüthston wie getränkt ist: vom Tone schelmischer Naivetät.

Wie geistvoll ist die Schelmerei der ersten Worte: die Einleitung des Gedankengangs durch eine so auffallend starke Negation. Der Hörer glaubt etwas besonders Erhebliches erwarten zu sollen. Es folgt aber nichts als die Warnung, denjenigen zu tadeln, der vor Liebesschmerz thöricht wird. Und warum? Weil der Redende einmal eine beschämende Erfahrung darin gemacht hat. Wie schelmisch ist ferner die Nebeneinanderstellung verschiedener Contraste im Liede! Zuerst gegenüber dem Uebermuth der ersten Strophe der philosophische Ernst der zweiten: die gedankenvolle Unterscheidung zwischen Haupt und Herz; daran anschliessend, die sinnvolle Kennzeichnung dessen,

was die „schlimmste Krankheit“ genannt werden soll (in sich uneins sein)! ferner der Contrast der Kläglichkeit des Gottverstecks im Rohre gegenüber der Fürstenherrlichkeit, welche die Sonnenweisse umgiebt! dann der schnell fertigen Schlauheit der Jungfrau — gegenüber der gutmüthigen Vertrauensseligkeit des Verliebten; dann der glänzenden Kriegsschaar mit den Feuerscheiten — gegenüber dem ans Bett gebundenen Hund! durch das Ganze gehend, endlich der Contrast des Drüberstehens Odins, mit Gedanken und Worten nämlich (er hat die Kraft, den Vorfall zu erzählen, zu beklagen, auch demgemäss ein Urtheil über die Sonnenweisse zu sprechen und weise Lehren daran zu knüpfen), gegenüber dem Drüberstehen der Sonnenweissen, mit Vorkehrungen und Thaten nämlich (sie weiss den Gott von sich zu halten und allerlei Schimpf ihm anzuthun)! Wie schelmisch ist endlich am Schluss die Aussprache von Gedanken, indem sie verschwiegen werden! Odin tadelt am Schluss, wie er sagt, die Mädchen ihres Wankelmuths wegen, während durch die ganze Erzählung ihre kluge Beharrlichkeit in das glänzendste Licht gestellt wird. Odin tadelt ferner am Schluss, wie er sagt, die Mädchen, während vom Eingang des Liedes her der Eindruck noch ganz gegenwärtig ist, dass es die Männer sind, denen nach dieser Seite eine so mitleids- und tadelnswerthe Schwäche anhaftet („zum müden Tropf wird muntrer Kopf, ach, leicht durch Liebes Macht“). Dies Alles ist der Liedart vollkommen entsprechend.

Wir besitzen in den wenigen inhalt- und charakterreichen Strophen ein Erstlingsgepräge dieser den germanischen Stämmen zu besonderem Ruhme gereichenden Gattung: ein Lied, dessen Erhaltung um so dankenswerther erscheint, als es aus dem Geist der mythischen Welt- und Lebensauffassung heraus erwachsen ist.

IX. Der mythische Stoff der Dichtung.

„Mythisch!“ Was ist hier mythisch? hören wir fragen. Wiegt die Nennung eines Namens, wie Odin, oder die Zeichnung solcher Naturstriche wie „als ich im Rohre sass“, oder die Schilderung der Jungfrau mit einem Worte wie „sonnenweiss“, so schwer, dass wir uns zu der Gedankenarbeit mythischer Deutung verpflichtet fühlen? Tritt nicht vielmehr ein anderer Eindruck, ein unmittelbarer Gesammteindruck, vom ersten Worte wachgerufen, dann gleichmässig in Fluss gehalten und bis zum Schluss kräftig bewahrt, in uns ein, der den

Gedanken an mythische Auffassung gar nicht aufkommen lässt? Ein reizendes, spasshaftes Liebesabenteuer wird uns mitgetheilt, ein Abenteuer zwischen einem Kühnen und einer Klugen, bei dem das Zünglein unseres Beifalls abwechselnd von ihm zu ihr und von ihr zu ihm sich wendet! bei dem wir mit dem Redenden ganz unbefangen menschlich empfinden, wir in unserem Jahrhundert ebenso wie vor 1000 Jahren, als das Lied gedichtet wurde! Ein Ich hören wir reden, dem die Erinnerung an ein Leidenschaft anfachendes Begegniss das Herz so voll macht, dass sein Mund davon überfliesst, dass Leid und Lust jener Erinnerung im Klange des Rhythmus und Reims aller Welt preisgegeben werden. Klüger wäre schweigen gewesen. Dem Redenden ist ja nichts als Beschämung von der Jungfrau zu theil geworden. Ist das noch Odin, der sich so bethören lässt? wo ist der Zauber, dessen dieser Gott sich rühmt? der Zauber namentlich, jede Maid sich geneigt zu machen? wo ist in diesem kleinen Liede gar der gewaltige, All-Eine Gott, zu dem ihn der Mythus im Ganzen und Grossen gemacht hat? Der Redende im Liede könnte wie immer genannt werden: die Sache bliebe dieselbe. Mit derselben Leichtigkeit auch eignen wir uns die Naturstriche in der Dichtung für unsere Verhältnisse und unsere Stimmungen an. Das „Im-Rohre-sitzen" fassen wir nach der allgemeinen Poesie-Allegorik als Sinnbild für irgend jeden Versteck, von dem her ein glückliches Begegnen uns einmal zu theil geworden ist; den Ausdruck „die sonnenweisse" nehmen wir als eine sehr kräftige Betheuerung einer grossen, in Verwunderung setzenden Schönheit. Das rein menschliche, unser eigenes, das alle Zeit gleich wiederkehrende Empfinden der Menschheit finden wir in dem Liede, — gerade umgekehrt, wie es in einer mythischen Dichtung sein würde. In dieser letzteren muss mittels der Natur- und Weltbelebung das Subjectiv-, das Beschränkt-Menschliche über seine Grenzen hinausgetragen und zu etwas Wunderbarem umgewandelt erscheinen.

Wir stellen die Gedanken, die zur Beantwortung dieser Frage führen, zusammen.

Odin allerdings ist in den germanischen Mythen ein Gott weitester, vielseitigster, kräftigster und entwickeltster Art. Die beiden grossen Gebiete poetischer Auffassung, die der Mythus sich nacheinander angeeignet hat, — Natur und Geist — beide sind Odin in gleicher Weise zugefallen; in beiden ist er die Vermenschlichung des

Höchsten und Allgemeinsten, des am meisten Unwidersprechlichen, des All-Ueberragenden und All-Umspannenden geworden.

Als Gott, mit der Wiederspiegelung von der Natur her, ist er die Vermenschlichung (populär ausgedrückt) des Himmels d. i. des grossen, unendlichen, ununterbrochenen, Erd-umspannenden und Erd-überragenden atmosphärischen Wechsels. Alles, was am Himmel umfassend auftritt, das wird Odins; danach werden ihm Namen, Attribute und Thätigkeiten in grosser Zahl und Verschiedenheit gegeben. In den Namen Bâleygr (Flammenauge), Bileygr (Weilauge), in dem goldenen Helm auf seinem Haupte, in dem Speer, der nie der Ruhe bedarf, spiegelt sich die Sonne mit ihrer erhabenen, umfassenden, ruhelosen Strahlenmacht; in dem blauen Mantel, in dem Namen Svafnir (Beruhigung), die blaue milde Luft; mit dem Ross Sleipnir (dahinschleifend), mit dem Gefolge der Valkyren saust er als Sturm den Himmel entlang; die Wechsel des Jahres beherrscht er von oben her: in dem Namen Fiölnir (Vervielfältiger), in dem Goldringe, der in jeder neunten Nacht acht ebenso schwere herabtröpfelt, liegt die Schaffenskraft des Sommers; in dem Schlitten, den er zieht, die Freude und das Spiel des Winters etc. Es giebt keinen grossen umfassenden Eindruck, der sich von der atmosphärischen Luft her zur Geltung bringt, den Odin als Gott nicht verträte.

Ebenso gross ist er, sofern das Geistesleben sich in ihm wiederspiegelt. Nicht eine einzelne Richtung, sondern die allgemeine Art des Geistes vermenschlicht Odin: die Kraft, im Bewusstsein von Erkenntniss zu Erkenntniss, im Willen von That zu That fortzuschreiten und dadurch Herr der Welt zu werden. Die Uebergangsstufen der Entwicklung macht Odin durch: das Erwachen von dem bewusstlosen Körper- und Sinnenleben; das Bedürfniss, den Trieb nach Erkenntniss; das Erfassen der Gegenstände am Himmel und auf Erden; das Erfassen der Begriffe recht und klug; den Zwiespalt, den die Leidenschaft, die Selbstsucht des Willens dagegen hervorbringt; die Kraftsteigerung, die ihm durch Ausgleich dieses Zwiespalts zu theil wird. Nachdem Odin das Ziel dieser Entwicklung (All-Erkenntniss und All-Beherrschung) erreicht hat, sind es hauptsächlich die drei umfassendsten und stärksten Richtungen des Geisteslebens, nach denen seine Thätigkeit sich sondert: Krieg, Poesie und Recht. Odin ist der Kriegsgott: er wirft seinen Speer unters Volk, er entzweit die Fürsten, er leiht dem Rachebedürftigen seine Waffe, er thront mit den Helden

des Kriegstodes in Valhall. Er ist ferner der Gott der Poesie: mit der Göttin Saga trinkt er, wo kühle Wellen rauschend hinabsinken, täglich aus goldenen Schalen; den Trank der Dichtkunst zu gewinnen, unternimmt er gefährliche Wagnisse; Göttern und Menschen von diesem Trank zu spenden, bewahrt er die Gefässe, in die er ihn füllt: Geisterregung, Hingebung und Sühne (ódrærir, bodn und són). Er ist endlich der Gott des Rechts und der Gerechtigkeit: im Gerichtshause der Götter stehen zwölf Stühle und Einer, der Hochsitz für Odin; im Thinge der Völker führt er den Vorsitz.

Dieser grosse, erhabene, tiefsinnige, wunderbare, immer doppelt, dreifach, ja vielfach beschäftigte Gott, immer so dass er den Blick und die Kraft auf das Schwierigste, Gewaltigste und Bedeutsamste richtet, — hier wird er auf den Wegen eines kleinen Liebesabenteuers ertappt; hier hat er Musse für solch eine harmlose Unbesonnenheit. Wo ist der Punkt, an dem wir einfügen müssen, um Sinn darin finden zu können?

Den Beziehungen, die Odin sonst mit Weibern hat, liegt, wenn wir näher zusehen, ein und dasselbe Verhältniss der Natur zum Grunde.

Männer und Frauen unter den göttlichen Wesen unterscheidet und verbindet ja der Mythus, je nachdem unter den im Weltall zueinander gehörigen Gegenständen und Kräften, die sie bedeuten, das Eine als Stärkeres und Herrschendes, das Andere als Abhängiges und Leidendes sich zeigt. Wie sehr erklärlich ist es, dass für jene erste grosse Beziehung, die Odin in sich trägt, für die, derzufolge er den Himmel bedeutet, eine Göttin ihm immer zur Seite steht! Himmel und Erde sind in der Natur überall und zu jeder Zeit ein zur Zweiheit getheiltes Ganze. Es ist für den Mythus eine gedankliche Nöthigung, Odin in diesem Sinne nicht als isolirten, sondern als in Vermählung befindlichen Gott aufzufassen.

Die Macht dieser Nöthigung zeigt sich nicht bloss in den germanischen Mythendichtungen, sondern ist mit stärkeren oder schwächeren Anklängen in allen Mythensystemen nachweisbar. Dass z. B. Uranos und Gäa sich vermählen, ist bei den Griechen einer der Grundgedanken, von dem die Fäden ihres Weltvorstellens den Anfang nehmen.

Die germanischen Mythen haben an diesem Punkte vor den griechischen zweierlei voraus: einerseits ein feineres, anschmiegendes

Naturgefühl, andererseits einen grösseren Reichthum von Wahrnehmungen und Auffassungen.

Vorzüge eines Mythensystems sind niemals lediglich in dem Masse der Geisteskraft, die dem Volke einwohnt, sondern ebenso in der Naturbeschaffenheit des Landes (der Zone) begründet, wo die Mythen sich gebildet haben. In der grösseren Mannigfaltigkeit der Jahreszeiten, die dem Heimathleben der germanischen Stämme zu theil geworden ist, in der weiteren Ausspannung des Gegensatzes zwischen Sommer und Winter, in der grösseren Erregung der Empfindungen der Freude dem wieder erwachenden, der Wehmuth dem hinsterbenden Naturleben entgegen, in dem gesetzmässigen grossen Wechsel des Geniessens und Schön-Empfindens mit dem Entbehren und Hart-Empfinden: hierin liegt der Grund, dass sich in den germanischen ein Kreis von Mythen, die von Himmel und Erde handeln, ganz anderer Art und weit grösseren Umfangs gebildet hat.

Bei den Griechen beschränkt sich im Allgemeinen das Bild der Vermählungen zwischen Uranos und Gäa auf zweierlei Geburten: auf die des Okeanos und der Titanen. Sehr erklärlich! Der Okeanos mit seinen wogenden Fluthen und wirbelnden Tiefen liegt räumlich zwischen — und gestaltet sich gleich abhängig von beiden: vom Himmel, dessen Wehen und Stürmen ihn erregt; von der Erde, deren Festigkeit ihm die Grenze giebt. Die Titanen ferner, d. h. (in ihrer naturmässigen Urbedeutung) die über das ebene Land hinaufragenden Berge, Felsen, Kuppen, sind ebenso in gleicher Weise Mittelglieder nach beiden Seiten, mit der Spitze zum Himmel, mit dem Grunde zur Erde hinweisend. Die Griechen haben in diesen einfachen Vorstellungen Himmel und Erde als ein wandlungsloses, ein- für allemal vollendetes Vermählen aufgefasst. Ganz anders die Germanen. Hier ist es eine in Wandlung begriffene Verbindung, die zur Auffassung kommt. Der Jahreslauf mit seinen charakteristischen grossen Wendungen und Gegensätzen ist es, der in den hierhin gehörigen Mythen sich abspiegelt.

Vergegenwärtigen wir uns das Bild des grössten, majestätischsten Naturereignisses, in dem Himmel und Erde zur Frühlings- und Sommerszeit jetzt noch vor unseren Augen sich vermählen. Schwer und schwül, körperlich verdichtet, lagert der Himmel über der Erde. Er ist eine Dunst-, Nebel- und Staubatmosphäre, die Alles unkenntlich macht, die ebenso den Glanz der Luft- und Lichtkörper, wie die Ge-

stalten und Farben der Erdoberfläche in Eins mischt. Der alte poesievolle Germane sagte: Odin vermählt sich mit Iörd. „Iörd“ ist Gattungsbezeichnung für Erde: die nordgermanische Form, dem althochdeutschen erda, dem jetzigen „Erde“ entsprechend. Und wie beschreibt der Mythus diese Göttin? als ein Wesen ohne Selbstheit, nur abhängig von Odin; ohne ein Wort, das sie spräche, ohne ein Attribut, das ihr zur Kennzeichnung diente, ohne einen Willen, eine That, die sie je gehabt oder gethan hätte; nur leidend, unter Odins (des Himmels) Gewalt. Odin und Iörd sind zwei; aber in einer Verbindung, die ihre Zweiheit hinwieder vernichtet. Eine Vermählung in äusserster Kraft und Leidenschaft findet statt. Odin und Iörd vermählen sich und — ein Gott wird geboren, Þôr mit Namen (Tun-hâr Dröhnen in der Höhe); in einem Palast mit 540 aufleuchtenden Heerden wohnt er (in den zerklüfteten Wolkenschichten, die der Blitz zeichnet); auf Schwingen naht er in rasender Eile (auf den stürmend dahersausenden Wolken); oder in einem ratternden Wagen, von zahnknirschenden Böcken gezogen, fährt er dahin (das über den Himmel sich weithin fortsetzende Donnerecho); einen wunderbaren Keil (hamar d. i. Stein) wirft er aus, je nach seinem Willen, zum Segen oder Verderben der Menschen und der Flur (die jetzt segnende, dann verderbende Gewalt des Blitzes).

Himmel und Erde nehmen aber andere Gestalten an und zeigen anderes Verhalten zueinander. Die Zeit der gewaltsamen atmosphärischen Entladungen ist im Vergleich zu der Dauer der sommerlich schönen, sanft ausgeglichenen Natur gering. Es kommt die Zeit, in der ein milder, gleichmässig Licht gebender, Alles fördernder, Alles in Glanz kleidender Himmel herrschend wird. Odin hat sich gewandelt. Er ist nicht mehr der Gott, der eine leidenschaftliche Einigung mit der Erde sucht. Er ist der Gott mit dem blauen Mantel, dem Goldhelm auf dem Haupte. Auf einer Lustfahrt durch die Luft begriffen, thront er über den Landen; sein nimmer ruhender Speer, der Sonnenstrahl, jagt ungestört nach allen Seiten dahin. Und — ist es dieselbe Erde, die sich unter diesem Himmel breitet? (mythisch ausgedrückt) ist es dieselbe Göttin, der Odin sich nun vermählt? Im Gegentheil! der Mythus häuft alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um das Bild einer anderen Göttin zu zeichnen. Zwar, dass es eine Grundbedeutung giebt, in der Frigg mit Iörd zusammenfällt, deutet der Mythus selbst und vollkommen sicher an. Er verwendet Einen

und denselben Namen für beide: Fiörgyn. In Bezug auf Iörd ist es der Beiname der Göttin; in Bezug auf Frigg wird er als Name des Geschlechts eingeführt, von dem diese Göttin stammt. Iörd fällt mit Fiörgyn (d. i. Lebenzeugung) zusammen; Frigg dagegen geht davon aus. Iörd beharrt bei dieser allgemeinen Idee; Frigg dagegen erweitert und erhöht sich von ihr aus. Dies ist der Gesichtspunkt, von dem Friggs Attribute, Thätigkeiten und Art sich erklären.

Sie ist eine Göttin mit der Selbständigkeit einer Hausfrau neben Odin. Sie wohnt in einem eigenen Saal, ist von reichlicher Dienerschaft umgeben, sorgt für geordnete Verwaltung im Hause und hegt Liebe für das Ihre. Die Erde, unter dem klaren Sommerhimmel, bietet sich ja mit Allem, was zu ihr gehört, dem Auge dar, mit den Bergen und Thälern, den Wäldern und Feldern, den Thieren und Pflanzen, Früchten und Steinen, mit Allem, was lebt und todt ist, was entsteht und vergeht. Ueber ihr, der Himmel webt ins Unendliche, hat seine eigenen, freien, beweglichen Gebilde, die dann und wann eintretenden Wolken, die Wechsel des Lichts und der Dämmerung. Die Erde dagegen ist, abgesondert von ihm, schön für sich gestaltet, reich und mannigfach.

Odin und Frigg vermählen sich. Und ein anderer Gott ist es, der geboren wird. Baldr, der in dem Palaste Breidablik (weithin Glanz) wohnt; an dem selbst kein Fehl ist und in dessen Reiche nichts als Reines und Gutes aufkommt; zu dessen Lebenserhaltung sich alle Wesen gern verpflichten; der aber zu früh, zum Schmerz Aller stirbt. Die schöne, schnell dahin eilende Jahreszeit, die des reichen gleichmässigen Lichts, des Gedeihens und Reifens rings in der Natur, des Spiel- und Lustlebens der Völker, des Zusammens aller Herrlichkeiten, die in der Welt Raum haben, ist es, das in diesem Sohne Himmels und der Erde vermenschlicht wird.

Und noch eine Göttin, der sich Odin in eben diesem Sinne vermählt, nennen die Eddalieder: eine Göttin, mittels deren wir einem weit entfernten Wendepunkt im Jahresleben, der Zeit über den Winter hinaus, zugeführt werden. „Im Westen“, sagt der Mythus, „stehen Rinda's Säle. Odin vermählt sich mit dieser Göttin. Da wurde Vali geboren. Eine Nacht erst alt, noch hat er die Hand nicht gewaschen, noch das Haupt nicht gekämmt; doch zieht er schon zur Grossthat aus: zum Siege über den, der Baldr getödtet hat.“ An dieser letzteren Wendung kennzeichnet sich unmittelbar, dass die Rückkehr der

warmen Jahreszeit gemeint wird. Baldrs Tod wird „gerächt“ d. h. die Ordnung der Natur, die Baldr darstellte, wird wieder aufgerichtet. Alle anderen Züge des Mythus passen sinnvoll eben dahin. „Rinda's Säle stehen im Westen“: da, von wo die milden Wetter kommen. „Eine Nacht erst ist Vali alt, als er zur Götterthat auszieht“: die wunderbare Macht Eines warmen, mit Regen daherbrausenden Frühlingstages wird so geschildert. „Noch hat er die Hand nicht gewaschen, noch das Haupt nicht gekämmt“: Bilder für die unreinliche, verworrene Natur, wie sie unter der Mischung der winterlichen Eis- und Schneereste mit der aufthauenden, auflockernden Art der Wärme sich zeigt. Zwei Namen hat der, so jung, schon so starke Gott: Vali d. h. Wähler (den Gegner wählt er, um ihm den Tod zu geben; den Winter tödtet er); und Ali d. h. Ernährer (das Wachsen und Reifen des Sommers leitet er ein).

Diese drei Gottheiten also, Iörd, Frigg und Rinda, zeigen ihren Charakter vollkommen klar und breiten ihre Naturbedeutungen zweifellos aus. Wie! fragen wir, für das Gewitter, die Sommerszeit und den Frühlingsanfang hat der Mythus Vermenschlichungen geschaffen; die lange Winterszeit aber sollte er übergangen haben? Sind Himmel und Erde nicht auch im Winter ein zur Zweiheit getheiltes Ganze? Ist es denkbar, dass der Mythus ein so bedeutsames Glied des Naturlebens unberücksichtigt gelassen habe? der Mythus, dem sich, nicht wie der heutigen Poesie, die Stoffe mit Zufälligkeit und Willkür, nicht in Folge eines Suchens und Aufstöberns im Verborgenen und Entlegenen, nicht in Folge eines glücklichen Findens des Einen oder Anderen, sondern mit Uebermacht und unabweislich von den grossen, unverwischbaren, Allen gemeinsamen Wahrnehmungen der Natur her dargeboten haben! der Mythus, für den in unwillkürlicher Einheit Dichten und Denken zusammenlagen, weit mehr als es heute für die Poesie der Fall ist! Vertritt der Mythus nicht eine Jahrhunderte, ja Jahrtausende lange Zeit? und sollte — wie Alles, was in naturmässiger Entwicklung vor sich geht, — nicht auch dieser Gedankenstoff Zeit und Gelegenheit gefunden haben, vollkommen auszureifen und eine erschöpfende abschliessende Gestalt gewonnen zu haben?

Ich frage nicht länger. Der Gedanke, dass das Lied von Billings mey dieses fehlende Zwischenglied sei, stellt sich ohne Weiteres ein und bestätigt sich mehr und mehr bei jedem Schritt eingehender Prüfung.

Die „sonnenweisse Maid“ d. i. die Erde unter dem Wiederschein des winterlichen Glanzhimmels; die schöne, von der niedrig gehenden Sonne mild erleuchtete Schnee- und Eiserde.

„Als ich im Rohre sass“, beginnt der mythische Verlauf. Die Zeit, in der das Rohr gewonnen wird, ist die der eben eintretenden Kälte, des Eises, das sich an die Ufer legt.

„Auf ihrem Pfühle liegend, schlafend“, wird die Sonnenweisse vorgeführt. Ausbreitung, Ebenheit, Ruhe sind der vorherrschende Charakter der Wintererde.

„Odin naht der Sonnenweissen und wirbt um sie.“ Der Himmel mit seinem lebensfreundlichen Licht spannt sich auch im Winter über der Erde aus.

„Die Sonnenweisse versteht es, den Gott von sich fern zu halten.“ Die Wintererde widerstrebt der Lebenserweckung.

„Odin geht von dem Lager, um wiederzukommen, hinweg.“ Der im Licht erglänzende Himmel des Winters ist immer nur kurze Zeit, die wenigen Stunden des Tages, gegenwärtig.

„Odin kehrt Abends wieder.“ Abend und, was darauf folgt, Nacht ist der herrschende Charakter der Winterszeit.

„Bei abermaliger Annäherung wird Odin schon von weitem zurückgewiesen.“ Die Tage werden kürzer, die Sonne rührt an die Erde nur aus weiter Ferne.

„Was Odin auch versucht, die Sonnenweisse thut ihm allerlei Schimpf an, und Nichts erlangt er von dem klugen Weibe.“ Zur Lebenserweckung vermag der winterliche Himmel die Erde nicht umzubilden.

Die gedanklichen Deutungen des mythischen Vorgangs liessen sich, ins Kleine gehend, vielleicht noch vermehren. Zu weit getrieben, wird Symbolik leicht zur Spielerei. Nur Ein Zug des Mythus, der Name Billing, muss noch erwähnt werden.

In den Namen des Mythus liegt bekanntermassen ein Hauptmittel der Gedankendarstellung. Sie sind nicht Eigennamen im Sinne dieser so benannten Wortclasse, sondern dienen der Charakterbezeichnung. Billing (von bil, der Verzug, die Weile, das Ausharren; vom Zeitwort bila, an sich halten, säumen, gleich bleiben) weist auf die lang dauernde, gleichförmige und wandellose Art der Wintererde. Die Schöne, die Odin, diesen mächtigen Gott, zu höhnen versteht, ist aus einem Geschlecht starken Charakters und festen Willens.

Es ist zu bedauern, dass ein Name mit dieser bedeutungsvollen Kraft in der neuhochdeutschen Uebersetzung nicht wiedergegeben werden konnte. Es hätte etwa heissen können „Langdauerns Tochter“ oder ähnlich so. Eine Wirkung, nur im Entferntesten derjenigen ähnlich, die für das alte Volk in dem Namen Billing lag, wäre dadurch nicht erreicht. Ist der Klang dieses Namens in der alten Mythenpoesie ja so vielfach genützt und geweiht! Einer von den geheimnissvoll waltenden Zwergen heisst Billing. Der Stamm des Namen bil findet sich in mehrfacher Weise wieder: im Namen eines der Kinder, die mit den Mondwechseln einhergehen; ferner im Namen von Þórs Zauberpalast (Bil-skirnir), im Namen der Himmelsbrücke (Bil-röst). Ohr, Vorstellung und Gedanke des alten Naturvolks lebten in diesem Klange ganz anders auf, als dass nur annähernd durch ein Kunstwort unserer Zeit etwas der Art bewirkt werden könnte.

Ja, Odin selbst hat einen seiner Namen mittels eben dieses Klanges empfangen, den oben erwähnten Bil-eygr (Weil-Auge). So also steht im Zusammenhang unseres Mythus ihm ein Wesen seines Gleichen gegenüber. Und es fragt sich, wer den Sieg davon trägt. Der Verlauf neigt von Anfang an zu Ungunsten Odins. Dass er sich namentlich als Bil-eygr geltend mache, ist nicht der Fall. Odin weilt nicht. Er kommt und geht wieder; ist abwechselnd an- und abwesend. Die Göttin mit der Kraft des Klanges Bil vielmehr hat die Uebermacht.

X. Stoff- und Formwandel in der Poesie.

Ein Gedicht — dies ist der zusammenfassende Schluss der Erörterungen, die sich an Hâv. 93—101 angeschlossen haben — liegt vor uns, an dem sich in grossartigster Weise ein Wandel, wie er auf dem Gebiet der Poesie mit Stoff und Form der menschlichen Gedanken vorgeht, wahrnehmen lässt. Dem Stoff nach ist's eine Dichtung, die das Naturverhältniss zwischen Himmel und Erde zur Winterszeit vorführt; der Form nach eine Dichtung, in der ein menschliches Ich Gedanken und Gefühle ausspricht, die ihm bei der Erinnerung eines missglückten Liebesabenteuers sich einstellen. Jenem Stoffe nach steigen vor unserer Phantasie wunderbare, fremde, schwer zu vergegenständlichende Wesen auf, Wesen, bei denen Grenzloses, Naturmässiges, Gewaltiges (Himmel und Erde) mit menschlichem Thun und Leiden in Eins gedacht werden sollen; dieser Form nach dagegen fühlen wir uns

selbst, unsere persönlichen Empfindungen, unsere heimlichen Lebenserfahrungen, die ewigen Charaktere der menschlichen Natur in dem Gedichte wieder.

Wie viel Zeit hat vergehen müssen, bis eine so grosse Wandlung der Gedanken und Gedankenformen vollbracht werden konnte? bis das äusserliche Natursein der Götter und Göttinnen sich in die Seele der vorstellenden und denkenden Geschlechter so verinnerlicht hatte, dass ein kühner, leicht fassender und innig aneignender Dichtergeist zur Aussprache der Stimmungen seiner Seele sich der Sprache jener Wunderwesen bedienen konnte!

Wie geistvoll aber, müssen wir andererseits sagen, ist dieser grosse Wandel in dem Liede von der „sonnenweissen Maid" bereits in dem Zeitraum der mythischen Poesie vollbracht worden!

Die Geschichtsforschung auf dem Gebiete der poetischen Entwicklung hat immer mehr den Gedanken klar gelegt, dass der menschliche Geist Nichts — im eigentlichen und strengen Sinne — schafft, sondern dass ihm Alles, auch das scheinbar Neueste und Eigenste, durch Umbildung eines schon Vorhandenen entsteht. An dem Beispiel unseres Liedes aber können wir diesen Vorgang der Umwandlung auf einer der frühesten Stufen und in einer der kühnsten Weisen wahrnehmen.

Die Orthographiereform in England.

Ist unsere Reichsorthographie mit Herrn von Raumer schlafen gegangen? Ist das Interesse für einen nicht zu unterschätzenden Factor nationaler Einigung in Regierungskreisen erloschen? Wie wurden wir von den Engländern beneidet, als ohne vorhergegangene, dahin zielende Agitation die Verbesserung unserer Rechtschreibung von der Regierung veranlasst und in die Hand genommen wurde! Jenseit des Canals hat man es erst nach Jahre langer, harter Arbeit dahin gebracht, wissenschaftliche Autoritäten und Parlamentsmitglieder für die Orthographiereform zu gewinnen, und hofft nun, durch diese die Aufmerksamkeit und das Interesse der Regierung auf die wichtige Angelegenheit zu lenken. Wie wird man im Auslande über den Verlauf unserer Bewegung auf diesem Gebiete die Köpfe schütteln, der Bewegung, die, einem starken Quell entsprungen, im Sande zu versigen scheint! Wie werden die Feinde unserer nationalen Einigung laut, oder, sind sie klug, ganz in der Stille triumphiren! Hoffen, thun wir für die Zukunft das Beste! Einen neuen Anstoss wird die Sache erhalten durch das vor kurzem erschienene Buch von Paul Eisen, „Herr Professor von Raumer und die Deutsche Rechtschreibung. Ein Beitrag zur Herstellung einer orthographischen Einigung.“

Wenn P. Eisen am Schlusse seines Buches sagt: „Möchte sich das deutsche Publikum . . . bald und gründlich einigen und zwar nicht blos um der lieben Einigkeit willen, sondern ganz besonders im Interesse unserer armen lernenden Kinder“ — so berührt er ein Motiv, welches in der englischen Reformbewegung eine hervorragende Rolle spielt. Nicht mit Unrecht schreibt man die Unwissenheit, an der das englische Volk im Allgemeinen leidet, der corrupten Orthographie zu, deren Erlernung den grössten Theil der Schulzeit beansprucht, so dass für den Unterricht in anderen Gegenständen verschwindend wenig Zeit übrig bleibt.

Das englische Unterrichtsgesetz bestimmt, dass die Kinder von sieben bis dreizehn Jahren in sechs Classen zu theilen sind, und dass das Aufrücken in eine höhere Classe nur auf ein erfolgreiches Examen hin stattfinden darf. Als Unterrichtsziel werden die Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen gefordert, welche von Kindern dieses Alters billig erwartet werden können. Im Jahre 1877 belief sich nun die Zahl der Kinder in den von der Regierung beaufsichtigten Schulen in England und Wales auf 3,154,973. Von diesen hatten 213,306 das zwölfte Lebensjahr überschritten und hätten in die sechste und letzte Classe aufrücken sollen. Allein nur 26,103 konnten befördert werden, d. i. etwa ein Achtel der gegebenen Zahl. Und kürzlich las ich in einer englischen Zeitschrift vom 1. November 1879, dass im Districte der Londoner Schulcommission (School Board) von mehr als 50,000 Kindern vier Fünftel die dritte Classe nicht erreichen oder überschreiten. Robert Lowe, früherer Unterrichtsminister, äusserte in einem Briefe vom 21. Mai 1877 (siehe J. H. Gladstone, Spelling Reform from an Educational Point of View): „Seit vielen Jahren habe ich die Gewohnheit, Knaben vorzunehmen und lesen zu lassen. Ich nehme sie stets aus der sechsten Classe (also Kinder im letzten Schuljahre). Sie sind nicht fähig, leidlich laut zu lesen und haben keine Idee von der Aussprache.“ E. Jones (late Headmaster of the Hibernian Schools, Liverpool) konnte in einer öffentlichen Versammlung die Behauptung aufstellen, dass die Anzahl der Kinder, die jährlich aus den von der Regierung überwachten Schulen mit der Fähigkeit, eine Zeitung oder leichte Erzählung zu lesen, entlassen wird, ungefähr der Anzahl der beschäftigt gewesenen Lehrer entspricht. Aus dem für das Schuljahr 1870/71 gegebenen Comiteberichte des Erziehungsrathes ergiebt sich in der That, dass auf jeden Lehrer weniger als ein Schüler zu rechnen ist, und auf jede Schule weniger als zwei Schüler kommen, die das Unterrichtsziel der sechsten Classe erreichten (siehe G. Withers, The Engl. Language Spelled as Pronounced, p. 13).

Das wird in den englischen Elementarschulen erreicht. In welcher Lage befindet sich nun aber der gebildete Engländer seiner Schriftsprache gegenüber? J. H. Gladstone, Mitglied der Londoner Schulcommission, sagt in der schon erwähnten Schrift: „Wenn wir einem fremden Worte oder einem neuen Eigennamen begegnen, kommen wir sehr oft in Verlegenheit, wie wir aussprechen sollen. Wer hat das nicht schon beim Lautlesen einer Zeitung empfunden?“ Gladstone

illustrirt seine Behauptung mit einem ergötzlichen Beispiele. Er betheiligte sich einst an einem Ausfluge nach „Cothele“. Unterwegs wagte er nicht, den Namen dieses Ortes zu nennen, denn er hatte berechnet, dass derselbe auf 27 verschiedene Arten ausgesprochen werden könnte. Und als er den Namen von competenter Seite aussprechen hörte, fand er keine von seinen Vermuthungen bestätigt. (Er wurde, mit deutschen Buchstaben bezeichnet, „Kotiel“ gesprochen.) Was sagt der Leser dazu, wenn er erfährt, dass der schon erwähnte „Lowe“ dem Unterhause vorhalten konnte, nicht ein halbes Dutzend seiner Mitglieder würde das Wort „unparalleled“ auf der Stelle richtig schreiben? Oder wenn Lord Malmesbury öffentlich erklärte, aus Documenten nachweisen zu können, dass kein erster Minister, von Lord Bute ab bis auf Lord Palmerstone das Orthographieexamen würde haben bestehen können, dem sich die Candidaten für den Civildienst unterwerfen müssen? Ein ansehnliches Büchlein könnte man füllen mit all den Klagen, die hierüber in England öffentlich schon geäussert worden sind. Wer trägt die Schuld daran, dass die Kinder der Elementarschulen ihre kostbarste Zeit zum grössten Theil auf die Erlernung des Lesens und Schreibens verwenden müssen, und trotzdem nur ein geringer Procentsatz einigermassen gut lesen und schreiben lernt? Wer die Schuld daran, dass selbst gebildete Erwachsene vor orthographischen Fehlern nicht sicher sind und nicht selten in Verlegenheit gerathen, wie sie ein Wort aussprechen oder schreiben sollen? Trifft den Lehrer oder den Schüler die Verantwortung? Keinen von Beiden. Es ist ein altes Uebel, ein Acker mit Unkraut überwuchert, da man versäumte, zur rechten Zeit und immer und immer wieder zu jäten. So ist das Unkraut erwachsen zu einer Macht, von deren Tyrannei sich zu befreien, es einer nationalen Heldenthat bedarf. Die englische Orthographie trägt die Schuld, unter deren Drucke jetzt Millionen seufzen, Klein und Gross, Arm und Reich. Die englische Lehrerwelt blickt neben anderen Ländern auch auf Deutschland als ein Eldorado für den Lehrer der Muttersprache, der nicht Jahre lang sich und die ihm Anvertrauten fast ausschliesslich mit geist- und geschmacklosen Combinationen von Buchstaben zu langweilen und zu plagen hat; und wie viel Mühe und Schweiss kostet es nicht schon bei uns, im Lesen und ganz besonders im Schreiben der Muttersprache befriedigende Resultate zu erzielen! Viel Zeit und grosse Summen Geldes verschlingt die „unhistorische, unsystematische, unvernünftige, unlehr-

bare englische Orthographie" (wie sie Max Müller nennt), passender Kakographie. Der Lernende darf weder den Augen, noch den Ohren trauen, den einzigen Sinneswerkzeugen, mit welchen eine Sprache zu erfassen ist: den Augen nicht, denn die Worte werden anders geschrieben, als gesprochen; den Ohren nicht, denn die Worte werden anders gesprochen, als geschrieben. Um die 16 englischen Vocale zu bezeichnen, bedient sich das gegenwärtige orthographische System 28 verschiedener Zeichen. Jedes dieser Zeichen kann aber wiederum mehrere Laute darstellen. Das sogenannte lange a z. B. kann auf 7 verschiedene Arten angedeutet werden: fatal, pail, pay, there, great, vein, prey; allein jedes von diesen vocalischen Zeichen verrichtet noch andere Functionen, „ea" z. B. noch drei: heat, sweat, heart, ei noch zwei: receive, height etc. (Bei dieser Zusammenstellung sind jedoch vereinzelte Fälle, wie heifer, gaol, gauge, people, yeoman u. a., ausser Rechnung geblieben.) Ferner: das kurze u findet sich in dull, love, flood, cousin; ou aber leistet auch anderweitige Dienste: sour, pour, would, tour, cough, sought. W. E. Evans hat in seiner Schrift „A Plea for Spelling Reform" berechnet, dass die 28 Vocalzeichen der englischen Sprache nicht weniger als 80 verschiedene Functionen zu verrichten haben, im Durchschnitt also jedes Zeichen 3 verschiedene Bedeutungen und jeder Laut 5 verschiedene Zeichen hat. Etwas günstiger gestaltet sich das Verhältniss bei den Konsonanten. Für 24 Konsonanten verwendet die englische Orthographie 34 Zeichen (21 einfache und 13 Digraphen) mit zusammen 79 Functionen.

Die gegenwärtige Orthographie ist zu verbessern. Das ist der Wunsch und die Forderung Tausender. Aber wie? „That is the question." Der Professor der Theologie eines englischen College erhielt von einem früheren Alumnen, der eben wohlbestallter Dorfpastor geworden, einen Brief mit mehreren groben orthographischen Fehlern. Schleunigst berief der fromme Herr sämmtliche Studenten zu einer Betstunde und forderte sie auf, brünstig zu bitten, dass ihre alma mater künftig vor solcher Schande bewahrt bleiben möchte. Auch ein Mittel zur Abhilfe, das jedoch den entschiedenen Vortheil bietet, Meinungsverschiedenheiten abzuschneiden, durch welche leider die Partei derjenigen zersplittert wird, die es sich etwas saurer werden lassen und dem orthographischen Ungeheuer persönlich zu Leibe gehen.

Die Bestrebungen, die englische Orthographie zu verbessern, sind in der That sehr alt. Schon der Verfasser des Ormulum (um 1200)

bemühte sich, eine richtige Aussprache zu sichern, indem er consequent nach kurzen Vocalen den Consonant verdoppelte und etwaige Abschreiber seines Buches inständig bat, ja diese Schreibweise beizubehalten, denn sonst würden sie dasselbe nicht richtig englisch schreiben.

„And whase wilenn shall þiss boc efft oþerr siþe writenn
himm bidde icc þat he't write rihht swa summ þiss boc him taecheþþ
and tatt he loke well þatt he an bocstaff write twiggess
eggwhaer þaer itt uppo þiss boc iss writen o þatt wise.
loke well þatt he't write swa, for he ne magg nohht elless
on Ennglissh writenn rihht te word, þatt wite he well to soþe."

Vom 16. Jahrhunderte an bis auf die Neuzeit ist daran gearbeitet worden, die englische Orthographie der Aussprache mehr anzugleichen. (Siehe Ellis, „Early English Pronunciation".) Auch Benj. Franklin schlug ein phonetisches Alphabet vor. Obwohl dasselbe den heutigen Ansprüchen nicht genügen dürfte, haben doch die Gründe, mit denen er es vertheidigte, ihre Geltung behalten, wovon später. Allein all diese Männer waren Prediger in der Wüste; sie vermochten nicht, die Nation für ihre Sache zu gewinnen.

Ohne durch frühere Bestrebungen angeregt worden zu sein, hat sich in neuerer Zeit Isaac Pitman in Bath auf dem Gebiete der Orthographiereform einen Namen erworben. Er construirte in den dreissiger Jahren ein stenographisches System (Shorthand) nach phonetischen Principien. Die erste Ausgabe seiner Phonographie erschien 1837. Fünf Jahre später wurde „The Phonographic Journal" gegründet. „Könntest du die Wörter nicht auch so drucken lassen, wie sie gesprochen werden?" dachte Pitman, und schon im ersten Bande des erwähnten Journals wurden phonotypische Alphabete empfohlen. Dieselben waren jedoch ziemlich roh entworfen; die Buchstabenformen wichen vollständig von den gebräuchlichen ab. 1843 wurde beschlossen, das alte Alphabet, soweit die Buchstaben verschiedene Laute darstellen, beizubehalten und die fehlenden Zeichen zu ergänzen. Also schon damals griff I. Pitman, um ein praktisches Alphabet zu schaffen, zu dem Mittel, welches John Earle in seinem Buche „The Philology of the English Tongue", Oxford 1873, empfiehlt, wenn er p. 178 sagt:

„The letters of the alphabet are too few to represent all the variety of simple sounds in the English language; and even", fährt er fort, „what they might do is not done, because of the restraining hand of traditional association. The consequence is, that when we use the word „orthography", we do not mean a mode of spelling which is

true to the pronunciation, but one which is conventionally correct.“ Von 1843 an nahm Alex. John Ellis, der sich schon, ohne von Pitman’s Bestrebungen Kenntniss zu haben, mehrere Jahre lang mit phonetischen Versuchen befasst hatte, thätigen Antheil an den Experimenten. 1844 erschien „The Phonotypic Journal“ (seit dem Januar 1848 „The Phonetic Journal“ genannt). Durch die vereinigten Bemühungen Pitman’s und Ellis’ kam 1847 ein Alphabet zu Stande, das grossen Beifall fand. Dieses Alphabet bestand aus 40 Buchstaben, 23 alten und 17 neuen. Von ersteren wurden beibehalten: a für das lange a in pale, mate etc. (der entsprechende grosse Buchstabe erhielt eine neue Form), A für das kurze a in at, cap etc. (der entsprechende kleine Buchstabe erhielt die Form des geschriebenen „*a*“), E und e für den kurzen Laut in egg, bet etc., I und i für den kurzen Laut in ill, it etc., O und o für den kurzen in on, not etc., U und u für den Laut in us, nut etc. Von den übrigen Buchstaben des alten Alphabets blieben: B, b; C, c; D, d; F, f; G, g; H, h; J, j; L, l; M, m; N, n; P, p; R, r; S, s; T, t; V, v; W, w; Y, y; Z, z. In diesem Alphabet wurden verschiedene Schulbücher, das neue Testament, the Book of Common Prayer und viele andere auf die Reform bezügliche Schriften gedruckt. 1850 wurde sogar die ganze Bibel in dem Alphabet von 1847 veröffentlicht. Heut noch macht George Withers für dieses Alphabet Propaganda. („The English Language Spelled as Pronounced, with Enlarged Alphabet of Forty Letters, a Letter for Each Distinct Element in the Language etc.“ „On Teaching to Read in Primary Schools etc.“) Pitman blieb jedoch bei dieser Errungenschaft nicht stehen. Von 1851 bis 1870 experimentirte er ununterbrochen weiter, das phonetische Alphabet so vollkommen und praktisch als möglich zu gestalten. Während dieser Zeit wurden nicht weniger als 288 neue Typen gegossen und im Phonetic Journal angewendet. 1870 glaubte Pitman mit einem Alphabet von 38 Buchstaben zum Abschluss gekommen zu sein. Dasselbe bestand aus den schon angeführten 23 alten Buchstaben (nur dass er K, k für C, c wählte) und 15 neuen. Er vermindert die 17 neuen Buchstaben des Alphabets von 1847 dadurch, dass er „ou“ und „oi“ für die entsprechenden Diphthonge beibehielt. Allein erst in neuester Zeit wieder (wie er mir persönlich mittheilte, vom 17. Mai 1879 ab) beschränkte er die neuen Zeichen auf 13, indem er die Diphthonge „ei“ und „ju“ (by, new) durch „ei“ und „eu“ darstellt. So besteht denn gegenwärtig

sein Alphabet aus 36 Buchstaben. Unter allen bis jetzt vorgeschlagenen phonetischen Alphabeten hat das von Pitman die meisten und begründetsten Aussichten, kommenden Falls angenommen zu werden; findet es doch den Beifall wissenschaftlicher Autoritäten, wie eines Max Müller. (Siehe dessen Aufsatz „On Spelling“ in der „Fortnightly Review“ vom April 1876.) Die Abonnentenzahl des „Phonetic Journal“ hat gegenwärtig 12000 überschritten.

Ausser phonetischen Alphabeten mit neuen Buchstaben werden auch solche mit alten Buchstaben vorgeschlagen. Die bekanntesten und durchdachtesten derselben sind die von W. R. Evans, Alex. J. Ellis und F. Jones.

Es folgen hier einige kurze Proben.

1) Evans, „A Plea for Spelling Reform“, p. 33: „Ov koars, we shal not hav gon so far without vairius objekshonz areizing in diferent reederz' meindz. Much fault kanot be found with our regeulareizing the eus of the short vouelz, eksept az tu the dubel deuti given tu „u“ eeven when not distingwisht bei the mark (`) [durch dieses Zeichen wird das u in put, truth, butcher etc. bezeichnet]. In replei, we urj the nesesiti ov the kais, and aulso the ekzampel ov the Duch reformd orɹhografi [durch das umgekehrte „t“ in „th“ wird der scharfe th-Laut angedeutet], in which a preseisli analogus eus ov „u“, for „ü“ (French u) in oapen silabelz, and for ... [hier ist das Zeichen gesetzt, mit welchem Pitman das kurze u bezeichnet] in kloas wunz, iz found tu wurk satisfactorili. But in regard tu the vouel-notaishon we ekspekt the strongest objekshonz wil be tu our eus ov deigrafs or difɹhongz for simpel karakterz in long aksented silabelz etc.“

2) Ellis, „Ingglish Glosik, or Foanetik Speling widh Oald Leterz“:

„Ingglish Glosik (soa kauld from dhi Greek gloassa, tung) konvaiz whotever proanunsiaishen iz intended bei dhi reiter. Glosik buoks kan dhairfoar bee maid too impart riseevd aurthoaipi too aul reederz.

Ingglish Glosik iz veri eezy too reed. Widh proper training, a cheild ov foar yeerz oald kan bee redili taut too giv dhi egzakt sound ov eni glosik werd prizented too him. Aafter hee haz akweird familiariti widh glosik reeding hee kan lern nomik reeding [darunter ist das Lesen der herkömmlichen Orthographie zu verstehen] aulmost widhout instruktshen etc.“

3) Jones: „English or*th*ografy [das cursiv gedruckte „th“ be-

zeichnet den scharfen Laut] vieolaits the true iedeal ov the relaishon ov riten langwaij tu spoeken, and ov an alfabetic moed ov rieting. Tu thoez hoo hav never lookt intu the subject, it may seem that a fonetic speling, giving wun sien tu every sound and wun sound tu every sien, iz a rued and simpel devies, which an enlietend injenuity miet wel enuf be tempted tu enrich and adorn by mixing it with elements ov hier significans. But the stuedent ov langwaij noez that the cais iz far utherwiez: that an alfabet iz the fienal rezult ov senturiez, eeven aijez, ov educaishon and practis in the ues ov riten caracterz etc.“

Jones' System ist insofern das mangelhafteste von diesen dreien, als es sich die meisten Inconsequenzen und, wie es scheint, ohne jeglichen Zwang zu Schulden kommen lässt. Nicht selten sind die Buchstaben vieldeutig und werden dieselben Laute in verschiedenen Worten verschieden bezeichnet. Er schreibt intu, wun, educaishon: u hat hier drei verschiedene Functionen. Neben intu steht true und hoo: hier hat derselbe Laut drei verschiedene Zeichen. Der Diphthong „ju“ wird bald „u“, bald „ue“ geschrieben: educaishon, stuedent. Für langes „e“ findet sich „ee“ und „e“: seem, iedeal etc. etc.

Auch die Systeme von Evans und Ellis sind nicht ohne Inconsequenzen und Mängel (siehe Evans, „A Plea for Spelling Reform“). Ein gemeinschaftlicher Mangel derselben ist die überaus häufige Anwendung von Digraphen für einfache Laute. Es sind dafür einfache Buchstaben mit diakritischen Zeichen in Vorschlag gebracht worden, für aa, ai, ee, oa, oo, uo: a', á, é, ó, ú, ŭ. Neben den vocalischen Digraphen stehen noch die consonantischen ch, th, dh, sh.

Es ist hier wie überall: Abweichungen von einem gesunden Princip (dieses Prädicat gebührt unstreitig dem rein phonetischen System) müssen Schwierigkeiten, Verlegenheiten und Mängel erzeugen. „Jeder Laut nur einen Buchstaben, und jeder Buchstabe nur einen Laut“, das ist die Forderung der strengen Phonetiker. Die consequente Befolgung dieses Grundsatzes führt nothwendig zu einem erweiterten Alphabet. Es ist eben absolut unmöglich, mit der beschränkten Buchstabenanzahl des gegenwärtigen Alphabets die sämmtlichen typischen Laute der englischen Sprache zu bezeichnen, wenn man nicht zu dem Nothbehelfe der Buchstabencombination greifen will. Das streng phonetische Alphabet (wie das erweiterte Alphabet im Gegensatze zu dem phonetischen Alphabet

mit alten Buchstaben, dem semiphonetischen, genannt wird) entspricht auch den Forderungen der Wissenschaft. Ich erinnere an die oben (p. 227) citirte Stelle aus Earle's Werke; und Richard Morris sagt in seinen „Historical Outlines of English Accidence", Chapter VII: „A perfect alphabet must be based upon phonetic principles, and (1) every simple sound must be represented by a distinct symbol; (2) no sound must be represented by more than one sign."

Die erwähnten Vertreter der phonetischen Schreibweise mit nur alten Buchstaben verschliessen sich durchaus nicht gegen die Vorzüge eines erweiterten, rein phonetischen Alphabets. Sie meinen aber, im Interesse des Publikums die möglichste Harmonie zwischen dem alten und neuen Alphabet erstreben zu müssen. Warum verhält sich ein grosser Theil des Publikums, der vom Leben der Schriftsprache keinen Begriff hat, eingewurzelten Gewohnheiten eine zu hohe Berechtigung zuschreibt, so ablehnend gegen orthographische Neuerungen; warum erregen solche in Vielen Widerwillen? Weil die alten Wortbilder, die sie mit unsäglicher Mühe dem Gedächtnisse eingeprägt haben, ihnen zu Fleisch und Blut geworden sind. Nun sehe man näher zu: erscheint im semiphonetischen Drucke nicht eine sehr grosse Anzahl ganz neuer Wortbilder? Die Summe derselben im rein phonetischen System ist nur unbedeutend höher. Die populären Vorurtheile müssen auf jeden Fall erst gebrochen werden; ein klein wenig Mühe mehr, und das Publikum ist für das Bessere gewonnen. Betrachten doch die Semiphonetiker selbst ihr System nicht für das Endziel der Reform, sondern nur für eine Zwischenstufe, für ein pädagogisches Hilfsmittel, vom Alten zum Neuen überzuleiten. W. R. Evans bekennt in der schon citirten Schrift, p. 29: „We may now give a tabular view of the orthographic scheme proposed, in conjunction with the Phonetic Alphabet, of which it is intended to be the imperfect and, we trust, only temporary representative."

In Amerika findet gegenwärtig noch das Angloamerikanische, d. i. semiphonetische System allgemeineren Beifall, als das rein phonetische. Auf der am 30. und 31. Juli 1879 zu Philadelphia abgehaltenen Versammlung des Vereins für Orthographiereform wurde berichtet, dass Erzieher und Zeitungsherausgeber sich durchweg günstig über die neuen Bestrebungen ausgesprochen, dass sogar ein Zeitungsverleger das von dem Vereine aufgestellte Alphabet ohne irgend welche Unbequemlichkeit für das Publikum nach und nach eingeführt habe.

Wenn auf dieser Versammlung ein Herr die Befürchtung aussprach, dass durch die phonetischen Systeme eine grenzenlose Verwirrung in der Schreibung der Personennamen erzeugt werden müsse — er habe bis jetzt seinen eigenen Namen von sieben Buchstaben auf nicht weniger als 60 verschiedene Arten geschrieben gefunden: so scheint er nicht bedacht zu haben, dass durch das rein phonetische System einer solchen Verschiedenheit auch in der Schreibung der Personennamen gründlich vorgebeugt wird. Auf derselben Versammlung erhoben sich in der That auch gewichtige Stimmen für ein rein phonetisches Alphabet, einräumend, dass das angloamerikanische System zwar schon einen bedeutenden Fortschritt auf der Bahn der Orthographiereform bedeute, dass es jedoch nicht als Endziel der Reformbestrebungen betrachtet werden dürfe, sondern blos als eine Stufe hinauf zum rein phonetischen. Es müsse ein Alphabet gewählt, oder erfunden werden, das jedem Fremden sogleich verständlich sei (siehe „The Phonetic Journal“ 13. September 1879.)

Als Unparteiischer den Parteien gegenüber, in welche die Orthographiereformer hinsichtlich der Mittel sich zerspalten, hat sich im Laufe des Jahres 1879 ein Verein gebildet, in dessen Vorstande wir Männern begegnen, wie M. Müller, A. H. Sayce, W. W. Skeat (Verfasser des erscheinenden etymologischen Wörterbuchs der engl. Spr.), J. A. H. Murray, J. Angus, R. Morris, Alex. J. Ellis, J. Pitman, J. H. Gladstone, Lord Bishop of Exeter u. A. Dieser Verein, „The English Spelling Reform Association“, hat sich die Aufgabe gestellt, alle Bestrebungen auf dem Gebiete der Orthographiereform ernstlich zu erwägen, vor der Hand jedoch von der Empfehlung eines besonderen Systems abzusehen. Er will den Neuerungen gegenüber zunächst nur den Standpunkt der öffentlichen Meinung repräsentiren.

Von pädagogischer Seite wird, da die Zweckmässigkeit der Methode durch zahlreiche, von Autoritäten angestellte Versuche nachgewiesen ist, dringend empfohlen, sich vornächst eines phonetischen Alphabets als eines Mittels zur leichteren Erlernung des Lesens zu bedienen. Es wird vielfach bestätigt, dass vermittels eines phonetischen Alphabets das Lesen in etwa einem Drittel der Zeit, welche der gewöhnliche Weg erfordert, bemeistert werden kann. (G. Withers theilt in seiner Schrift „On Teaching to Read“ etc. eine Reihe ausführlicher Berichte über angestellte Versuche mit.)

Im Jahre 1876 bereits hat der Londoner „School Board“, unter-

stützt von 100 anderen „School Boards“, das Comité des Geheimen Erziehungsrathes ersucht, die Regierung zur Ernennung einer Königlichen Commission zu bewegen, die untersuchen möge, ob es möglich sein würde, die Orthographie im Interesse der Elementarschulen zu reformiren, um die Künste des Lesens und Schreibens allen Kindern zugänglich zu machen. Die Lehrer, welche sich des oben erwähnten Mittels bedienten, kommen darin überein, dass die Kinder den gewöhnlichen Druck nicht nur in weit kürzerer Zeit lesen lernen, sondern auch die nach der herkömmlichen Methode unterrichteten hinsichtlich der Aussprache, des Vortrags und des fliessenden Lesens übertreffen, besonders aber, was Mr. W. Silver of Haddington hervorhebt, hinsichtlich der Intelligenz und geistigen Regsamkeit sich vortheilhaft auszeichnen. Schön charakterisirt derselbe Herr die neue Methode, wenn er spricht: „The old system throws the pupil on the teacher; the new throws him on his own resources. The old says, Get the master to help you; the new, Help yourself. The old says, That's too difficult for you, for you can never make it out yourself; the new, You can master that yourself, if you try. The new system induces a spirit of self-reliance, which will be applied, not merely to the art of reading, but to other things.“ (Siehe Withers, „On Teaching to Read“ pag. 19.)

Ich habe manchen Artikel voll beissenden Spottes über die Bestrebungen der englischen Orthographiereformer gelesen. Es ist in England wie bei uns: hinter der anmassendsten Kritik verbirgt sich nicht selten die grösste Unwissenheit; in unserem Falle die grösste Unwissenheit über den Zweck der Orthographie überhaupt, über das Wesen der Schriftsprache, über die hohe Bedeutung der jetzigen Reformbewegung, über die Begründung ihrer Nothwendigkeit. Es liegt doch in der Sache selbst, dass eine geschriebene lebende Sprache von Zeit zu Zeit einer Reform bedarf, da erfahrungsmässig die Orthographie der lebenden Sprache stets folgt, nicht parallel mit ihr fortschreitet. Je länger die Schriftsprache dieser Angleichung sich verschliesst, desto schwieriger wird eine solche. Unterbleiben kann und darf sie jedoch bei einem geistig fortschreitenden Volke nicht, selbst wenn die Orthographie mit der lebenden Sprache so stark differirt, wie es gegenwärtig im Englischen der Fall ist. Dass es auch Gegner giebt, wie jenen Edelmann, der, aufgefordert zur Unterstützung der Reform, entgegnete, dass durch eine bequeme Orthographie die Masse der landwirthschaftlichen Arbeiter zu weit aufgeklärt werden würde,

zur Unzufriedenheit mit ihrem Lose und schliesslich zur Rebellion gegen ihre Herren geführt werden würde; oder Gegner, welche befürchten, dass die Einführung des phonetischen Schriftsystems den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten verwischen, oder dass das neue Schriftgewand die Pietät gegen das Wort Gottes abschwächen würde — dass auch solche Motive gegen die Neuerung ins Feld geführt werden, darf kaum Wunder nehmen. Es liesse sich eine lange Reihe von Einwendungen, eine ziemliche Anzahl amüsanter Curiosa aufstellen. Ich beschränke mich auf diejenigen Bedenken, welche eine ernstliche Berücksichtigung verdienen.

1) „Geht nicht durch das phonetische System der historische und etymologische Charakter der Sprache verloren?"

Einige Beispiele mögen diese Frage beantworten. In Milton's Paraphrase des 104. Psalm lesen wir:

> „Shake Earth, and at the presence be agast
> Of him that ever was etc."

In „Comus", V. 49. 50 heisst es:

> „Coasting the Tyrrhene shore (sc. Bachus), as the winds listed,
> On Circe's iland fell etc."

Heut schreibt man „aghast" und „island", als ob das erstere in irgend welcher Beziehung zu „ghost" stünde und das letztere über Frankreich aus Rom bezogen wäre (got. usgaisjan erschrecken — agls. ealand, nhd. Eiland). Bei Spenser noch findet man: soveraine, soverainty (vereinzelt allerdings auch soveraigne), forreine (daneben forreigne). Welche Berechtigung hat das neuere sovereign, foreign? Haben diese Worte etwas gemein mit reign? Sicherlich nicht. Spenser schrieb phonetisch: vele, battell, hart, brest, heven, foming, heut aber muss es veil, battle, heart, breast, heaven, foaming thun. Und wie lässt sich „a" in reproach, approach der Schreibweise Spenser's gegenüber rechtfertigen, bei dem wir reproch und approch lesen? Wenn wir ferner renowmed (daneben renowned), corage (dan. courage) finden, hat man sich in all den angeführten Fällen, die sich mit Leichtigkeit vermehren liessen, später nicht stets für die falsche Form entschieden, sei es in etymologischer oder historischer Beziehung (auch Chaucer schrieb „corage"). Die moderne Schreibweise des Wortes „kindred" verleitet zu falscher Etymologie; Thom. More noch (1480—1535) schreibt kinred. Die Wörter „limb", „thumb" belästigt man mit einem „b", welches Niemand mehr spricht (vergl. unser „darumb" u. a.) und

vom Etymologen ignorirt wird; das ältere „lim", „thum" ist ausser Curs gesetzt. Chaucer schreibt doute (doubt), dette (debt). Diese Wörter sind dem Französischen entlehnt; daher ist das „b" unhistorisch. Heut schreibt und spricht man husband, gospel, gossip. Will man den Anforderungen der Etymologie gerecht werden, muss man mit Chaucer, Thom. More u. A. „housebond" setzen, nach älteren Autoren godspel, godsip schreiben. Was soll „u" nach „g" in Wörtern deutschen Ursprungs? Chaucer schreibt gess, gest, gild, gilt, tunge. Welche Hilfe bietet dem Etymologen die gegenwärtige Orthographie der Wörter: woman (altengl. wifman), lord (agls. hhaford), righteous (agls. rightvis, d. i. right wise), wholesome (altengl. holsum, nhd. heilsam), orchard (agls. ort geard), ant (agls. aemete), bridegroom (agls. brydguma, got. guma Mann), culprit (culpa), sexton (sacristan), head (agls. heafod, got. haubiþ), daisy (agls. daeges eage, d. i. day's eye), harbour (agls. hereberge) etc. etc.? Diese wenigen Beispiele mögen genügen, das Urtheil M. Müller's, der in dem schon erwähnten Aufsatze „On Spelling" die englische Orthographie eine unhistorische und unetymologische nennt, zu illustriren. Ebendaselbst bemerkt M. Müller: „Die Sprache ist nicht für Gelehrte und Etymologen gemacht; und wenn selbst durch die Orthographiereform das ganze Geschlecht der Etimologen hinweggefegt werden würde, hoffe ich doch, dass sie die ersten sein würden, die sich für eine so gute Sache aufopfern." R. Morris wies 1877 auf einer öffentlichen Versammlung zu London nach, dass gerade dem Philologen die phonetische Schreibweise erwünscht sein müsse, da ihm oft viel daran liege, über die frühere Aussprache genauen Aufschluss zu erhalten. Um zu den ältesten Wortformen zu gelangen, hiengen wir nicht von der gegenwärtigen Orthographie ab, denn wir besässen eine ununterbrochene Kette von Documenten von Alfred d. Gr. ab bis zur Gegenwart. In demselben Sinne spricht sich Skeat in einem Artikel des Phonetic Journal vom 16. August 1879 aus. Sehr richtig bemerkte auf einer am 29. Mai 1879 zu London abgehaltenen Conferenz ein Redner: „Wenn hervorragende Etymologen, wie R. Morris und M. Müller, die phonetische Schreibweise der historischen vorziehen, könnten geringere Männer recht wohl schweigen."

2) „Werden durch Einführung eines neuen Schriftsystems die bereits gedruckten Bücher nicht nutzlos werden?" fragt man weiter. „Werden die Schätze unserer Nationalliteratur den kommenden phoneti-

schen Generationen nicht verschlossen bleiben?" Die Antwort hierauf findet sich schon in einem Brief B. Franklin's vom 28. September 1768, in welchem derselbe die Bedenken einer Miss Stephenson gegen eine Orthographiereform beschwichtigt. Es heisst daselbst: „This inconvenience would only come on gradually, in a course of ages. I and you, and other now living readers, would hardly forget the use of them. People would long learn to read the old writing though they practised the new." (Siehe Pitman, A. Plea for Spelling Reform, Tract No. 311.) Die Reform würde ganz allmählich sich vollziehn, und die späteren Auflagen der noch im Gebrauch stehenden älteren Bücher würden im neuen Schriftgewande erscheinen.

3) Das Bedenken, die Verwirrung in der Orthographie müsse durch die phonetische Schreibweise noch vergrössert werden, da ja die Aussprache verschieden sei, findet durch den Umstand seine Zurückweisung, dass es überhaupt nicht Aufgabe einer für die Gesammtheit der Nation bestimmten Schriftsprache sein kann, alle rein persönlichen und dialektischen Schattirungen der Laute zu fixiren. M. Müller weist darauf hin, dass innerhalb der möglichen Laute, die typischen Vocale und Consonanten einer Sprache sich auf eine sehr kleine Anzahl beschränken, und dass als letztere nur solche gelten können, die durch ihre Verschiedenheit von einander eine Verschiedenheit der Bedeutung des Wortes erzeugen. So wird z. B. „a" in „last" verschieden gesprochen, bald wie ein reines italienisches „a", bald an das niederdeutsche „a" anklingend, bald wie das kurze englische „a". Diese Schattirungen verändern jedoch die Bedeutung des Wortes nicht, so lange das „a" nicht wie „e" in „lest", oder wie „o" in „lost", oder wie „u" in „lust" gesprochen wird. M. Müller preist als einen Vorzug des Pitman'schen Alphabets, dass es sich eben auf die typischen Laute der englischen Sprache beschränkt, nur 12 Vocale giebt (ohne die 4 Diphthonge) und nicht, wie Mr. Bel, 36, welche Anzahl selbst nicht hinreichen würde, alle möglichen Schattirungen zu bezeichnen.

4) Die Grundlosigkeit der Befürchtung, dass durch das phonetische System die Unterscheidung der Homonyma unmöglich gemacht werde, liegt nahe: so wenig Schwierigkeiten die Unterscheidung derselben in der Conversation bereitet, so wenig Missverständnisse wird auch die gleiche Schreibung derselben verursachen.

Werdau. Dr. M. Schilling.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum herausgegeben von Dr. H. Schweitzer. 1. Heft. Biographisches vom Herausgeber.

Schon aus Humbert's Schrift: Englands Urtheil über Molière (124 Anm.) war es bekannt, dass Hr. Dr. Schweitzer in Wiesbaden mit dem Plane umging, ein Molièrejahrbuch herauszugeben, wie wir ein Dantejahrbuch hatten und ein Shakspearejahrbuch haben. Seit September v. J. liegt nun das erste Heft des Jahrbuches vor, dessen Inhalt eine Reihe allgemeinerer Bemerkungen über den Dichter (VII—CV) und die Biographie desselben bis 1641 (3—43) ausmachen.

Die Behandlung des Gegenstandes sucht die Interessen der Fachgelehrten, wie der Gebildeten zu vereinen. Während specielle Literaturangaben, Notizen über ältere Molièrana, Proben aus wenig bekannten Uebersetzungen etc. vor Allem an die Ersteren sich wenden, werden die Letzteren durch eine ästhetisch-culturhistorische Würdigung des Dichters demselben nahe geführt, bevor sie die Details seines Lebens und seiner Werke kennen lernen. Methode und Ziel dieses Molièrejahrbuches ist also verschieden von dem Shakspearejahrbuche — und mit Recht. Denn während die Shakspearegelehrten schon auf Jahrzehnte eines ungestörten Shakspearecultus zurückblickten, während hier das positiv Feststehende auch schon festgestellt war und der Hypothese und gelehrten Conjectur ein weites Feld übrig blieb, muss für Molière erst das Interesse der deutschen Nation gewonnen werden, und wichtige kritische und biographische Fragen, von der copia verborum der französischen Kritiker mehr verworren als gelöst, bedürfen einer erneuten Prüfung.

Der erste Abschnitt hat vielfach einen apologetischen Charakter und richtet sich gegen die Verächter und Verkleinerer des Dichters in alter und neuer Zeit. Parteimeinungen, die den Dichter zum Vorkämpfer des Jansenismus oder des Jesuitismus machen, die in ihm nur einen Schmeichler des Hofes und des Königs erblicken, werden mit Schärfe zurückgewiesen. Ihnen gegenüber erblickt Verf. in Molière einen „Verherrlicher der wahren Frömmigkeit“ (XVI) und einen „der wahren Apostel eines ewigen Friedens“ (XXIII). Im Folgenden enthält namentlich die Besprechung der älteren Biographien Molière's (82 f.), besonders des Grimarest'schen Buches manches Neue. Verf. sucht die erheblichsten Vorwürfe, die von Späteren gegen Grimarest gerichtet sind, theils zu beseitigen, theils zu mindern, ohne übrigens in den sehr aphoristischen und kritiklosen Aufzeichnungen eine zuverlässige biographische Grundlage zu erblicken.

Die Biographie des Dichters, soweit sie in Heft 1 enthalten, ruht auf dem eingehendsten Detailstudium. Alles, was in irgend einer Weise Beziehung hatte zur Charakteristik Molière's und seiner Zeit, ist hier in ansprechendster Weise verwerthet. Selbst die neuesten Schriften über Jesuitismus und jesuitische Erziehung (Kelle, Sugenheim u. a.) liefern einzelne Züge zu dem biographischen Gemälde. Mehrfach zeigt sich das Bestreben, schroffe und einseitige Ansichten Anderer zu mildern und abzuschwächen. So wird das Verhältniss des alten Poquelin zu dem emporstrebenden Sohne

in etwas milderem Lichte angesehen, als das von der neueren Kritik geschehen ist. Auffallend war es für Ref., dass nach einer Andeutung des Verf. die Gemahlin Molière's wieder als „Schwester“ der Madeleine Béjart aufgefasst wird, doch soll die Bilanz der für und gegen diese Annahme vorgebrachten Gründe in dem Folgenden gezogen werden.

Mit besonderer Frische ist der Abschnitt über Chapelle, den Jugendfreund Molière's, und sein Verhältniss zu dem Dichter geschrieben, auch Cyramo de Bergerac erfährt eine eingehende Besprechung. Die interessantesten und schwierigsten Fragen, die sich an das Verhältniss des Dichters zu seinen Zeitgenossen, zum Hofe, zu der Person des Königs und endlich zu der eigenen treulosen Gemahlin knüpfen, können natürlich erst im zweiten Hefte zur Besprechung kommen.

Wenn es überhaupt noch möglich ist, unsere Zeit für Molière zu begeistern und ein tieferes Verständniss für den ersten aller komischen Dichter anzuregen, als es aus den seichten, absprechenden Urtheilen der deutschen Kritik und den oft schwindelerregenden Phrasen der französischen Literarhistoriker sichtbar wird, so ist gewiss Hrn. Dr. Schweitzer's Darstellungsweise hierfür die geeignetste. Dem Ref. will es freilich scheinen, dass unserer Nation überhaupt der Sinn für wahre Komik fehlt, und bestärkt wird er in dieser Meinung, wenn er sich überzeugen muss, wie moderne Schwänke, Possen und dergl. nicht nur den Beifall der grossen Menge erringen, sondern auch von massgebenden Kritikern in bekannten Cliquenblättern wohlgefällig gepriesen werden. Gewiss würde ein Zurückgehen auf denselben Molière, dem Lessing manche Züge seiner Erstlingskomödien entlehnt,* den ein Kotzebue in plumper Weise geplündert und bestohlen,** auch für die Entwicklung des deutschen Lustspieles von erheblichem Vortheile sein. Aber wenn schon auf französischen Theatern der grosse Dichter so ziemlich verdrängt ist, und man gewöhnlich nur Tartuffe und le Malade imaginaire giebt, wie soll er auf dem deutschen Theater wieder eingebürgert werden?

Wenn es somit begründetem Zweifel unterliegen mag, ob das Unternehmen auch in weiteren Kreisen gewürdigt wird, so wird es zunächst das Interesse aller Molièristen in hohem Masse anregen. Besonders wird eine Abhandlung des bewährten Molièrekenner, Dr. Humbert, „Molière in Deutschland“, deren Erscheinen in einem der nächsten Hefte bevorsteht, eine Lücke der Molièreforschung ausfüllen.

Auch die versprochene Kritik der Veuillot'schen Schrift: Molière et Bourdaloue, ist um so erwünschter, da die deutsche Molièrekritik bisher nur ganz vereinzelt ihre Stimme gegen Veuillot erhoben und Lapomeraye doch die Sache etwas leichthin behandelt. Es kann also dem Erscheinen der folgenden Hefte mit grosser Spannung entgegengesehen werden.

Halle. Dr. Mahrenholtz.

Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache von Eduard Müller. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Köthen, Paul Schettler's Verlag. I. 1878; II. 1879.

Dass von dem rühmlichst bekannten Werke E. Müller's eine uns nun vorliegende zweite Auflage nöthig geworden ist, darf an sich als ein günstiges Zeichen für das treffliche Buch selbst, wie für das Studium der englischen Sprache in Deutschland überhaupt angesehen werden. Bei dem

* Ich habe dies in einem Beitrag näher dargelegt, welcher demnächst im Archiv f. Literaturg. erscheinen wird.

** Siehe zwei kleinere Aufs. in Herrig's Archiv 1879, Heft 1 u. 2.

ersten Erscheinen dieses etymologischen Wörterbuchs hatte eine wissenschaftliche Erforschung des Englischen unter uns noch nicht lange begonnen; wenigstens war die geschichtliche Behandlung des Gegenstandes kaum vor der Mitte des Jahrhunderts angebahnt und auf einzelnen Punkten in Angriff genommen worden. Der Verfasser hatte damals sich die Aufgabe gestellt, zunächst im Sinne der neuen Wissenschaft den Grund zu sichern und zu ebenen, auf welchem weiter gebaut werden könnte, und man darf ihm das Verdienst nicht absprechen, dabei mit Fleiss und Besonnenheit zu Werke gegangen zu sein. Den Willkürlichkeiten und Phantasien früherer Etymologen gegenüber hatte er den Wortschatz im wesentlichen nach seiner historischen Entwicklung zu erklären und darzustellen nicht ohne Geschick versucht. Man kann wohl annehmen, dass dann auch seine Arbeit, so viel im Einzelnen daran unvollkommen sein mochte, in weiten Kreisen belehrend und anregend gewirkt hat. Seitdem nun ist freilich gerade auch die Erforschung der englischen Sprache in einer vorher kaum geahnten Breite und Tiefe betrieben worden; nicht nur sind die alten Denkmäler erst in den letzten zwei Jahrzehnten allgemeiner zugänglich gemacht, sondern die systematische Betrachtung der Laute ist hinzugekommen; kurz die eigentlichen Grundlagen zu einer Etymologie, wie sie dem Verfasser selbst offenbar vorschwebte, sind allmählich mehr und werden täglich in grösserer Ausdehnung gewonnen. Unter diesen Umständen musste heute die Aufgabe als eine völlig neue erscheinen; dessen ist, nach seiner kurzen aber für den Kundigen hinreichend deutlichen Bemerkung in der Vorrede, Hr. Müller sich auch vollkommen bewusst gewesen Es blieben ihm bei einer Neubearbeitung zwei Wege offen. Entweder er musste unter Aufgabe des ursprünglichen Plans ein umfangreiches Werk liefern, in welchem etwa unter kürzester Berührung des unzweifelhaft Sicheren, alle — und deren blieb eine grosse Anzahl — irgend noch zweifelhaften Wörter ihrer ganzen Entwicklung nach verfolgt und urkundlich belegt wurden; es würde sich dann mehr um eine grössere oder geringere Anzahl einzelner eingehender Untersuchungen gehandelt haben und ohne Zweifel damit der Wissenschaft ein grösserer Dienst erwiesen worden sein. Das Buch würde aber seinen früheren Charakter eingebüsst, nicht mehr zu allgemeinerem Gebrauche die möglichst sicheren Ergebnisse für den ganzen Sprachschatz geboten haben, kurz dem selbständigen Forscher zwar erwünschter, dem Lernenden minder dienlich gewesen sein. So hat denn der Verfasser den anderen Weg vorgezogen, nämlich unter Festhaltung der ganzen ursprünglichen Anlage, so viel wie möglich von den Errungenschaften der letzten fünfzehn Jahre hineinzuarbeiten. Auch das war, zumal bei dem wie es scheint grossen Drange der äusseren Verhältnisse, keine kleine Arbeit und sie ist immerhin dankenswerth. Die einzelnen Artikel sind ausnahmslos einer gründlichen Ueberarbeitung unterzogen; es sind, wenn auch keine Belegstellen, doch die älteren Formen, die früher meistens fehlten, hinzugefügt worden, um die Geschichte der Wörter wenigstens anzudeuten; die werthvollen Leistungen Stratmann's und besonders Mätzner's sind dabei gewissenhaft benutzt und manche kleine Mängel und Ungenauigkeiten der ersten Auflage berichtigt worden. Dafür den Beweis im Einzelnen zu liefern dürfen wir uns um so eher ersparen, als jeder Leser bei dem ersten Einblicke davon sich unschwer selbst überzeugen kann.

Um unser Urtheil kurz zusammenzufassen: auch diese zweite Auflage des Werkes wird für jeden selbständigen Forscher einen bequemen und zuverlässigen Ausgangspunkt bilden, für die grosse Menge der Lernenden aber, auch auf den Universitäten, ein zu empfehlendes, wo nicht unentbehrliches Hilfsmittel sein. Wir wenigstens wünschen dringend, dass es recht allgemein als ein solches anerkannt und benutzt werde! H.

La Natura, libri VI di T. Lucrezio Caro Tradotti da Mario Rapisardi. Milano, Brigola 1880.

Der Verfasser, Sicilianer, Professor der italienischen Literatur in Catania, ist seinen Landsleuten schon seit den sechziger Jahren als Dichter bekannt. Nach seiner „Palingenesi" und seinen „Ricordanze" hat besonders sein „Lucifero", der in einem Jahre zwei Auflagen erlebte, Aufsehen gemacht. Rapisardi trug hier jenen Materialismus vor, den wir schon im Gedichte des Lucretius finden, so dass vorliegende Uebersetzung sich in gewissem Sinne an seine eigene dichterische Thätigkeit anschliesst, dieselbe so zu sagen ergänzt. Auch hier ist es Rapisardi vor Allem um die poetische Leistung zu thun. Verglichen mit dem Lucifero scheint uns seine Uebersetzung in der That die Klippe südlicher Rhetorik glücklich zu umschiffen, verglichen mit der Uebertragung seines Vorgängers Marchetti (gest. 1714) zeigt die unstreitig grössere Kraft zugleich grössere Treue. Rapisardi hat sich an die Texte von Lachmann, Bernays und Munro gehalten und da wo er die Lesart des Letzten vorzuziehen Gründe hatte, dies am Zeilenrande mit M. bezeichnet. Ausgefüllte Lücken des Sinnes hat er durch cursiven Druck angedeutet. Die Sprache dieser Uebersetzung ist kraft- und schwungvoll, oft sehr glücklich in der Wahl des Aequivalenten, aber sie bewegt sich noch allzusehr im akademischen Geleise der classischen Dichtung: die Inversion des Genitivs namentlich ist zu häufig, mitunter hart und unnatürlich. Die Inversionsmanie ist ein Vermächtniss der akademischen Zopfzeit; in Deutschland hat sie mit Schleiermacher's Monologen ihr Spiel ausgespielt, und auch in Italien gilt sie heute bei den Gegnern der alten Mamma-Rhetorik für bedenklich.

Grammatica italiana dell' uso moderno compilata da Raffaello Fornaciari. Florenz, Sansoni 1879. 8°. 360 Seiten.

Bereits hat sich Herr Fornaciari durch eine im Anschlusse an Diez verfasste historische Formenlehre, durch ein Handbuch der ital. Literaturgeschichte und durch eine historische Sammlung von Stilproben zu letzterer aufs Vortheilhafteste bekannt gemacht. Man darf seine Literaturgeschichte unbedingt als das beste, reichhaltigste und zuverlässigste der in Italien erschienenen Compendien bezeichnen. Seine eben erschienene Formenlehre dürfte zweifelsohne denselben Rang behaupten. In klarer Bündigkeit enthält sie alles Wissenswerthe, empfiehlt sich besonders auch durch die sorgfältige Bezeichnung der Aussprache, was im Falle der vielen Flexionsformen, die in keinem Wörterbuche nachgeschlagen werden können, von grossem Vortheile ist. Selbst als Supplement zu grösseren Werken, wie z. B. Vockeradt's neulich erschienene wissenschaftliche Grammatik der italienischen Sprache, ist Fornaciari zu empfehlen. Hoffentlich wird er die „Sintassi dell' uso moderno", die er heute noch unbestimmt verspricht, uns ebenfalls schenken. Es wäre sehr wünschenswerth, einen Mann von seinem Wissen, seiner Besonnenheit und seiner Bildung auf diesem Gebiete als Berichterstatter zu vernehmen, um so mehr als dasselbe einerseits von unmittelbarstem Interesse, anderseits so zu sagen noch eine „terre vierge" ist, an die sich bisher kein Sachverständiger gewagt hat.

Fornaciari's Buch beginnt mit einer fünfundzwanzig Seiten langen Einleitung über die Entwicklung der italienischen Grammatik seit dem sechszehnten Jahrhundert. Dann wird die Lautlehre, die Formenlehre, die Wortbildung und die Metrik, letztere in origineller Weise behandelt. Nur vermisst man hier ungerne einige Bemerkungen über die Qualität des Reimes, denn die Begriffe vom reichen und vom armen, vom guten und vom schlechten Reime sind ja nicht überall dieselben. Dies ist die einzige Lücke, die uns in dem inhaltsreichen Buche aufgefallen. Wir empfehlen es aufs Wärmste allen Studirenden. Br.

Die Hermansschlacht in der deutschen Literatur.

Von

J. E. Riffert.

(Schluss.)

IV.

Vom dreissigjährigen Kriege bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Grossen.

Der dreissigjährige Krieg naht sich bereits seinem Ende, als das Buch geschrieben ward, das eine ganz neue Reihe von Productionen eröffnet, eigentümlich, weil durchaus andere Seiten unserer Geschichte von Armin hervorgekehrt werden, bedeutend, weil man in ganz anderem Masse, als bisher, beginnt, den Stoff künstlerisch anzugreifen, aber zugleich traurig, weil sie Kennzeichen einer Zeit geistigen Elends und der politischen Unselbstständigkeit sind. Der erste Deutsche, der inmitten der allgemeinen Not den „Beschirmer der deutschen Freiheit“ wieder anruft, ist Johann Heinrich Hagelgans.* Auch diesem ist Arminius „der theure Held“, der mit Unbilligkeit von

---

* Dess thewren Fürsten vnd Beschürmers Teutscher Freiheit Arminii glorwürdige Thaten. Allen jungen anwachsenden Teutschen Helden wie auch andern dess Vatterlands Liebhabern zu frewdiger Auffmunterung auss den Römischen Historien durch Handleitung Johann Heinrich Hagelganss verteutsch Vnd sampt einer notwendigen Land Tafel vnd andern zur Materi dienlichen Stücken Zum öffentlichen Truck befördert durch Wolffgang Endter Buchhändlern in Nürnberg. 1640. — Nach Gottsched's Vorrede zum Schönaich'schen Herman (p. VIII) zu urteilen, scheint 1643 eine neue Auflage des Werks erschienen zu sein, was nicht ganz gleichgültig wäre. Leider sind jedoch die Gottsched'schen Angaben oft recht unzuverlässig.

seinen Landsleuten, „den undankbaren Teutschen“ über anderthalb tausend Jahr vergessen wurde, und er hofft nicht, „dass jemand so träg und hinlässig seyn sollte, deme die beyden Namen Arminii und Germanici nit solten auffmuntern oder zum wenigsten belustigen.“ So ist denn das Wort des Daniel Heinsius über den Cherusker: „virum Arminio majorem ne Romana quidem res cum maxime floreret, habuit“ sein Motto geworden.

Das Werk war ursprünglich lateinisch abgefasst; aber Hagelgans liess es für den Herzog Johann Ernst von Sachsen, dem das Büchlein auch gewidmet wurde, „von zweyen jungen Adelborsen“, seinen Schülern, verdeutschen. Der Ahne sollte „als ein hurtiger Beschützer teutscher Freiheit“ dem Fürsten ein Vorbild sein.

Was die Fassung des Ganzen anbetrifft, so ist allerdings manches von dem chronikartigen Verfahren des verwichenen Jahrhunderts zu spüren; aber bemerkenswert ist es doch, und dies ist entschieden ein Schritt näher zu künstlerischer Vollendung, dass er den Stoff mehr als Roman verarbeitet; der Versuch, die Tatsachen zu einer Erzälung spannend zu gruppiren, ist nicht misslungen; dabei ist der Stil anmutig; bei dem Bericht vom tragischen Ende Armins* erhebt er sich zu pathetischer Grösse, und es berührt uns die Subjectivität des Verfassers angenehm, wenn er die Antwort der Römer auf den Mordvorschlag, den Adgandester gegen Herman plant, durch fetten Druck hervorheben lässt. Um das Werk gebührend zu schätzen, betrachte man z. B. die Charakteristik des Varus und des Armin.** Ich gebe als Probe die erste:

„Vellejus beschreibet ihn, dass er gewesen ein glimpflicher und sanfftmütiger Mann, sittsamer Geberden, jedoch dess Geldes ein uberauss grosser Liebhaber, welcher auch zur Ruhe und Müssigang mehr als zum Kriegswesen Lust gehabt. Dieser als er dem Römischen Kriegsvolck in Teutschland vorstunde, bildete ihm ein, als hätten die Teutschen, ausser der Menschenstimme und Glieder, nit viel Menschlichs mehr an sich, und weil er sie gleich als wilde grimmige Thier mit dem

* p. 226.
** p. 58. 62.

Schwert nicht zu bändigen vermochte, verhoffte er sie durch Recht zu bezähmen.“ *

Dies letztere empört unsern Autor; denn er ist ein guter Deutscher. Als Strabo die Germanen der Treulosigkeit bezichtigt, tritt er für seine Landsleute ein, ** und hebt die Freiheitsliebe und das Rechtsgefül seiner Vorfahren hervor.

Ein Gelehrter ist er nicht, was er auch offen bekennt; *** aber wie er im Volk steht, beweist sein Versuch, die Idistavisusfelder an eine Oertlichkeit im Schaumburgischen zu knüpfen. An der Irmensul als Hermanssäule wagt auch er nicht zu zweifeln.

Von einer Confrontation des ersten und siebzehnten Jahrhunderts sah Hagelgans noch ab; diesen Effect als erster anzuwenden war Johannes Rist berufen. † Wieder wie vor hundert Jahren tritt der alte Held als Wahrer des Glücks im höchsten Jammer auf, und es ist charakteristisch, als sechs Jahre später derselbe Poet seinem „Friedewünschenden“ ein „Friedejauchzendes Deutschland“ folgen liess, †† wie Armin, als ob seine Sendung erfüllt wäre, wie selbstverständlich von den Brettern zurücktrat. 1647 ward das Stück „auf öffentlichem Schauplatze“ vorgeführt, nachdem es innerhalb acht Tagen, infolge des Drängens eines Herrn Andreas Gartner, geschrieben war. Besagter Herr Gartner liess es von seinen Studenten, mit denen er in Hamburg grade Vorstellungen gab, agiren; der Zulauf war gross: man fühlte, dass der Dichter etwas Zeitgemässes geschaffen hatte.

Dieser, eine biedere, ruhige Natur, mehr duldend, als tätig, gedrückt, wie viele durch den endlosen Krieg, friedlich, nicht ohne Verständniss für das Grosse, aber hohen Aufschwungs nicht recht fähig — ein typischer Charakter seiner Zeit. Aber eine ergreifende Liebe zu seinem Vaterlande lodert in ihm, geht auch in sein Werk über, das man wol mit Recht den Notschrei

* Durch Rechtsprechen, römisches Gerichtswesen.

** p. 92—94.

*** p. 240. vgl. p. 117.

† Das Friede Wünschende Teutschland. In Einem Schauspiele öffentlich vorgestellt und beschrieben durch einen Mitgenossen der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. 1647.

†† Nürnberg. 1653.

des durch das dreissigjährige Elend zertretenen Deutschlands nennen kann.

Von diesem Patriotismus ist die Darstellung sowol als die Dedication (an die fruchtbringende Gesellschaft)* und der „nothwendige Vorbericht an den Teutschgesinneten Leser“ wie getränkt. In all der Bedrängniss der Zeit konnte der Dichter in der Zueignung noch Worte finden, um die fruchtbringende Gesellschaft anzureden, als in welcher „unsere hochlöbliche Teutsche Mutter- und Heldensprache in Ihre uhralte Reinligkeit, Zierde und Auffnehmen geführt, von den unzeitigen Flickreden fremder Sprachen befreiet“ u. s. f., „dass man nunmehr allen anderen Sprachen, sie mügen auch heissen, wie sie wollen, an Majestät, Reinligkeit, Zierde und Vollenkommenheit nichtes bevorgibt, ja kühnlich kan trotz bieten.“

Die Sprache seines Werkes ist nicht ohne Kraft, zu schaffen; ein leicht ironischer Ton bei Schilderung der Zustände des siebzehnten Jahrhunderts, ein pathetisch angehauchter bei der der Vorzeit gelingt ihm wol. Die Handlung ist nicht ohne Interesse. Sie summirt sich zu Folgendem.**

Die vier altdeutschen Helden*** König Ehrenvest, Herzog Herman, Fürst Klaudius Civilis und Herzog Wedekind haben die eliseischen Felder verlassen, um Deutschland, „dass allerherrlichste und prächtigste Reich des gantzen Erdbodens“ wieder einmal schauen zu können. Sie treten einher „auff eine gar alte Manier bekleidet, mit auffgebundenen langen Haren, grosse Streitkolben in den Händen haltend, mit angehängten breiten Schlachtschwerdtern.“ † Der dichterische Effect beruht nun darin, dass die alten Recken, als sie hören, an Stelle des Römertums habe das Deutschtum die Weltherrschaft angetreten, aufjauchzen, da sie wähnen, ihr Vaterland in Herrlichkeit und Glanz zu erblicken, während sich ihnen dasselbe in entsetzlich-

* Ein Fingerzeig, dass es Seiten bei den oft falsch beurteilten Sprachgesellschaften gibt, die noch nicht genügend hervorgehoben sind. Rist selbst gehörte der fruchtbringenden Gesellschaft an. p. 35 bricht er auch gegen die Alamodesprache eine Lanze.

** Das Ganze teilt sich in drei Handlungen mit einem Zwischenspiel. Jede Handlung ist in „Aufzüge“ geteilt.

*** Vgl. oben p. 43 Anm. *

† Vgl. dazu p. 11. — Die Anschauung des altdeutschen Lebens ist von rührender Einfalt.

ster Versunkenheit präsentirt. Drastisch tritt ihnen dieser Contrast entgegen in einem sich vor ihren Augen enthüllenden Gemälde des alten Deutschlands als einfache, würdige Matrone, und dem gegenüber in einer Erzälung des die Helden führenden Mercurius, in welcher dieser eine auf den Gegensatz gestellte Schilderung Deutschlands aus dem siebzehnten Jahrhundert gibt. Diese Gegenüberstellung der alten und neuen Zeit wird nun auch noch in dramatischer Handlung gesteigert. Teutschland, von Friede und Wollust begleitet, tritt auf; ihr stellen sich die alten rauhen Gesellen vor,* denen allmählich der wahre Zustand des Vaterlandes einzuleuchten scheint. Denn als Germania sich sogar weigert, deutsch zu sprechen und französische Anrede von den Degen verlangt, da bricht der alte Herzog Wedekind schmerzlich in die Worte aus: „O Teutschland! unsere Teutsche ist eine so tapfere, schöne und Majestätische Heldensprache, dass sie es allen anderen Spraachen weit zuvor thut; und ist es wahrlich zu beklagen, dass eine solche grosse königinn sich nicht schämet, Ihre so vollkommene eigene Spraache zu einer Schlavinnen aller anderen, sonderlich aber der Französischen zu machen! Gott gebe nur, dass dieses nicht ein Vorbild sei der künfftigen Dienstbarkeit, in welche dein mächtiges Königreich durch die gahr zu grosse Verehrung fremder und ausländischer Völker dörffte geraten." ** Solche Reden und Apostrophen können natürlich nur zum Zwist beider Parteien, Hochmut, Ueppigkeit auf der einen Seite, Stolz, Einfachheit auf der andern, führen. Und so entfernen sich die vier Alten denn mit den Worten: „Bewahre dich Gott, du ruchloses Teutschland, wir sehen dich hinfüro nimmermehr."

Im Laufe der Handlung wird nun die Prophezeiung der Vorfahren erfüllt; Deutschland ist am Abgrund seines Elends angelangt, als sein guter Genius es rettet: geläutert durch das Unglück schwört Germania seinen bösen Geistern ab.

Der Gedanke, den ganzen dreissigjährigen Krieg, allegorisch, den Zustand vor, während und nach demselben im

* Diese Scene, komisch, und von den Zuschauern gewiss herzlich belacht, musste auch tieferschütternd wirken: der Gegensatz war zu ungeheuer.

** p. 34. 35. vgl. ausserdem p. 38—41.



Rahmen eines Theaterabends darzustellen, ist entschieden grossartig; wenn auch die Ausführung meist hinkt. Ein Schauspiel im modernen Sinne ist es freilich nicht, wogegen schon die Weise, Begriffe wie Friede und Wollust zu personificiren, protestirt. Es ist mehr eine zusammenhängende Reihe von Dialogen, in welche die Sucht des siebzehnten Jahrhunderts, durch maskeradenartige Aufzüge und lebende Bilder zu wirken, hineinspielt; hierin berührt sich der Autor mit Ludwig von Anhalt, dessen charakteristischer Aufzug erwähnt wurde, und mit Moscherosch, auf den wir noch zu sprechen kommen.* Es wäre übrigens nicht unmöglich, dass der gelehrte Verfasser durch Huttens Dialog, ein Werk ähnlichen Charakters, angeregt wurde: schon die mythologischen Bezüge (Merkurius als Ankündiger) erinnern an dieses, ebenso wie die Personificationen von Abstracten. Zudem weist bei Rist Arminius, grade wie bei Hutten, auf Tacitus, als den Bürgen seiner Taten hin.**

Dem Werk voraus gehen, dem Zeitgebrauch gemäss, empfehlende Gedichte von Harsdörffer und einigen Freunden. Auch Noten sind beigegeben.

Rist führte Armin nur als mahnenden Genius des gefallenen Deutschlands ein; zu einem strafenden, richtenden ward er an der Hand des Satirikers Moscherosch.*** In dem Gesicht: Alamode Kehrauss erzält Philander folgendes: Bei der Burg Geroltseck im Wasgau† ward er, der Typus des entarteten Deutschen seiner Zeit, von germanischen Reitern aufgegriffen und nach besagter Burg gebracht. In dem unterirdischen Gange, den sie dahin zu passiren haben, entdeckt Philander einen Stein mit einer lateinischen Inschrift, welchen der alte deutsche König und Fürst der Sachsen, Arminius „zum Gedenckzeichen, als er den Römischen Feld-Obersten Varus mit dem gantzen Heer erschlagen, und hernach in diese Lande herübergezogen,†† allda einmauren lassen“, und er erkennt daran sofort, wo er sich befindet. Als er in den

* p. 37.

** p. 34.

*** Gesichte Philanders von Sittewald. Strassburg 1650. II, p. 31—136. Die Handlung wird als im Jahre 1641 geschehen gedacht.

† Vgl. oben p. 45.

†† Es ergänzt dies die oben angeführte Sage.

Schlosshof geführt wird, verlachen ihn die Knechte wegen seines modischen Gebahrens und er ahnt, worauf die Gefangenschaft hinauslaufen könne: auf ein Gericht des siebzehnten Jahrhunderts vor den Schranken der alten Zeit. Letztere repräsentiren sieben altdeutsche Helden, Ariovist an der Spitze, daneben Herman, Wittekind und andere. Zunächst wird er vor König Ehrenvest allein gefordert; hier besteht der Arme schlecht, Ariovist zweifelt überhaupt, dass er ein Deutscher sei; das Gericht der Sieben soll entscheiden.* „Dess Montags früh, mit der Sonnen auffgang, hörete ich ein Horn blasen: so bald kam mich ein Gräusahl an: doch hatte der Bläser gewiss wenig Athem mehr im Leib; dan es war ein elendes blasens: und hatte mich gewundert, das in einer so Vornehmer Königlichen Burg nicht bessere Bläser oder Thürmer sein solten, die doch eines Herren Hof mehr zierten, als viel andere köstliche sachen. Hörete dabey aussruffen, konte aber eygentlichen nicht verstehen, was es seyn musste; als etliche wenig Wort vernahme ich, nemlich: Kuonickh Saro! Kuonickh Airovist! Kuonickh Herman! Kuonickh Witckhund! noch andere.

„Bald wurde ich auss Befehl in den grossen Sahl geführet; da sahe ich Sieben Mannspersonen: recht davon zu reden: Sieben Helden in grosser gravität und Stärcke dess Leibes auff eingemaurten Sesslen sitzen, mit langen breiten Bärten, so theils die Haar mitten auff dem Haupt in einen schlupff zusammengewunden und fast grosse Schwerter an der seite hencken hatten, theils lange Wurffspiess in der einen faust, in der andern grosse Pfäffesen oder Schilde, und auff dem Leib mit Wolff- Bären und Hirschhäutten, daran theils noch die Gewichter oder Gehörn waren, gezieret: welches förchterlichen war anzusehen.“

Das nun folgende Verhör vor dem zitternden Angeklagten nimmt nacheinander sämtliche Laster der Alamodezeit in Gebahren, Sprache, Nahrung, Tracht vor und zeigt ihre Unnatur und Undeutschheit; das Gebiet der Kleidung fällt dem Cherusker zu.**

---

* p. 62 f.
** p. 78 f.

„Soltestu ein Teutscher sein? sprach Hertzog Herman: Man sehe deine Kleider an! was vor ein Wambst ist das? was für Hosen und Strimpff? Ich glaub, das du allererst mit von Pariss kommest? ein Wohlthörichter Tausch, den ihr da thut gegen solche Neue Dinge! das alte Teutsche Gelt wird hässlich umbgetauscht! Aber Recht: die Wälsche können es ihnen fein zu Nutz machen. Meynet ihr, wan der Teutschen saur erworbenes Gut nit alles nach Pariss für solche närrische neue Trachten ubermacht wirde, es könte sonst nicht verthan werden? Habt ihr Teutsche (wan du je einer von unsern ungeschlachten Nachkömmlingen bist) nicht in der Erfahrung, das, welchen Völckern Ihr euch in Kleidung alsogleich stellet und nachäffet, das dieselbige dermahlen Euch und eure Hertzen bezwingen, Euch undertrucken und zur Dienstbarkeit ziehen werden? dann sie ja schon Eure Hertzen, das beste Bollwerck; die Schantzen der Augen und Aussenwerck der Sinne undergraben, Eingenommen und gewonnen haben. Ist euch dan nimmermehr ichtwas gut genug dass auss eurem Vatterland kommet? Man spüret wohl, das Ihr Verächter Eures Vatterlands seit und dessen Verräther. Wo ist ein Volck under der Sonnen, als die ungerathene Teutsche jetzt sind, in ihrem Kleidertragen so unbeständig, so Eckel, so Närrisch. Wo siehet man dessgleichen bey Eureren Nachbauren geschehen? O solte Keyser Karl der Grosse, Keyser Ludwig und Otto, die solche frembde Trachten einzubringen mit Ernst und Eyffer hochsträflichen verbotten, deine a la mode Hosen und Wammest sehen, sie würden dich als einen Wälschen Lasterbalg auss dem Lande jagen.“ Und Johannes Thurnmaier, der Secretär der Sieben ist, muss Belege dazu aus seiner Chronik beibringen.*

Es ist wol nicht nötig zu den Worten des Dichters einen Commentar hinzuzufügen.

Mit Moscherosch schliessen die eigentlichen Tendenz-Dichtungen Armin in unsrer Epoche ab; die freien Kunstwerke beginnen; unter ihnen die dramatischen Bearbeitungen.**

* Vgl. noch p. 127.

** Der Vollständigkeit halber setze ich hier noch eine lateinische Dissertation her: De Arminio. Praeside Conrado Samuele Schurzfleisch, publice disseret Paul Conrad Mitternacht. Wittenberg 1677. 24 Seiten. — In

Es berührt eigentümlich, dass, sehen wir von Hutten und Rist ab, die doch mehr Gespräche dichteten, das erste eigentliche Armindrama uns in der unarminisch'sten Sprache, der französischen, entgegentreten muss. Abgesehen von dem Interesse überhaupt, ist dasselbe nicht ohne Einfluss auf die deutschen Productionen geblieben; und da die folgende Literaturzeit bedeutende jenseitsrheinische Elemente enthält, mag es gestattet sein, entgegen dem Titel dieser Arbeit, etwas näher auf besagtes Werk einzugehen.*

Das Stück ist von Campistron und 1685 als „tragédie“ in Paris erschienen.** Wie der Dichter zu dem Stoff gelangt, ist nicht nachzuweisen; die Bezüge zeigen alle auf die hohe französische Gesellschaft hin. Der Herzogin von Bouillon ist es gewidmet.

„Pour faire avec succès paroître sur la Scene
Arminius, jadis l'heureux liberateur
Dès Germains qu'opprimoit la puissance Romaine“

---

zwanzig Kapiteln wird hier die Geschichte Armins kurz und mit Beantwortung aller Nebenfragen (Irmensul) abgehandelt.

* Bereits 1644 war ein französisches Drama: „Arminius ou les freres annemis. Tragi-comedie par Mr. de Scudery. Paris“ erschienen. Wie der Titel andeutet, verlegt der Dichter hier den Conflict in das Verhältniss der beiden Brüder Armin und Flavius zu einander, der um ein Weib, Hercinie, die deutsche Thusnelda entsteht. Die Handlung ist bereits (und deshalb verweise ich diese ganze Notiz unter den Strich) dem Boden der eigentlichen Hermansschlacht entrückt; sie ist in die Kämpfe zwischen Germanicus und Armin verlegt, nach der Varianischen Niederlage. Flavius hat Hercinien in die Hände der Römer gespielt, um sie, die bereits Hermans Eigentum ist, für sich zu reserviren. Die Befreiung derselben, das Für und Wider bei den Wortführenden, die Hoffnung auf Gelingen, die Furcht des Misslingens — alles dies bildet den Inhalt der fünf Akte, bis Armins Dazwischenkunft die Erlösung der Gefangenen, die Rehabilitirung der früheren Geliebten des Flavius, der Segimire, in ihre alten Rechte bewirkt. — Wie bei der oben zu besprechenden Tragödie des Campistron ist auch von Scudery das specifisch Arminische Element vollständig abgestreift. Die Handlung könnte ebenso gut in irgend welchem Fantasielande spielen, wie in Germanien. Sonst hat der Poet grosse Meinung von seinem Werk. Er sagt in der „Preface“: „C'est mon Chef-d'oeuvre que je vous offre en cette Piece; et l'Ouvrage le plus achevé, qui soit jamais parti de ma Plume: car soit pour la Fable, pour les Moeurs, pour les Sentimens, ou pour la Versification; il est certain, que je ne fis jamais rien de plus juste, de plus grand, n'y de plus beau; et que si mes labeurs avoient pu meriter une Couronne, je ne l'attendrois que de ce dernier.“ Im Uebrigen ist zu bemerken, dass die grosse Streitscene zwischen den beiden feindlichen Brüdern im fünften Akte, auf der alle Conflicte zum Austrag kommen, wol auf dem berühmten Kapitel der Taciteischen Annalen beruht.

** Neu abgedruckt in den „Tragédies de Mr. Campistron. 8°. Paris 1715“ als No. 2, ohne Dedication und Gedicht.

heisst es in der Dedication. Ob es aufgeführt ist, weiss ich nicht. Im Hause dieser Herzogin von Bouillon fand Campistron die Vorbilder seiner Helden: Turenne erschien ihm als Armin; Varus als „ce sage Cardinal, ce Jule“; die Herzogin selbst endlich portraitirt er in Ismenie, der französischen Thusnelde. Dazu nimmt der galante Poet die Taten der alten Germanen für das goldne Zeitalter des Louis quatorze in Anspruch. Von Armin

„Sortirent ces Princes Gaulois,
Sources de ce Sang adorable
D'où sont descendus tous nos Rois.“

Der Inhalt der Tragödie nun ist folgender: Segest hat sich, weil er es dem Wol Deutschlands für das Zweckdienlichste hält, mit Varus verbündet und will diese Vereinigung durch die Heirat seiner Tochter Ismenie, die bereits von früher her mit Armin verlobt ist, mit dem römischen Feldherrn befestigen. Armin, der, hiervon nichts ahnend und Pläne für Deutschlands Befreiung schmiedend, im Lager erscheint, wird auf den Befehl des Augustus hin, während seine Truppen in der Nähe versteckt lagern, gefangen genommen, jedoch durch Ismenie mit Hülfe ihres Bruders Sigismond und dessen Braut Polixene, die wiederum Armins Schwester ist, befreit. Er greift die Zelte der Gegner an, errettet seine Freunde, denen ihr Wagniss das Leben kosten soll, gewinnt die teutoburger Schlacht und vergibt Segest, während Varus sich tötet: die Verlobung der beiden Liebespare bildet den Schluss.

Das Ganze ist, wie man sieht, geschickt gemacht und nicht ohne „élan“ durchgeführt. Wie der Held erfährt, dass Varus die Geliebte heimführen soll, bricht er in die Worte aus (II, 4):

„Avant que mon Rival épouse ce que j'aime,
Ce rival périra, fût-ce César lui-même.“

Die letzte Wendung im Charakter des Segest, seine tiefe Beschämung, das Abweisen jedes Trostes ist nicht ohne tragische Wirkung; aber wie (II, 6) der Name Teutberg sich sträubt, in einen französischen Alexandriner gesteckt zu werden, so die ganze Stoffmasse gegen die typische Gussform der französischen

Tragödie: das Individuelle, Armin eigentümliche ist fortgefallen. Von altgermanischem Hauche ist nichts zu spüren; die Fabel ist ganz zur französischen Liebesgeschichte geworden.

Aber grade dies letztere ist von Wichtigkeit. Der Dichter schnitt vom Stoff weg, was ihm nicht passte, er setzte hinzu, was noch weniger passte, aber er schuf ein organisches Kunstwerk, mag man dessen Berechtigung in diesem besonderen Falle nun billigen oder nicht. Zwar vieles blieb noch: bei II, 4 könnte Campistron das Gespräch des Tacitus zwischen Armin und Flavius (der hier durch Segest ersetzt wird) vor Augen gehabt haben; wenn letzterer (I, 1) sagt:

„Les Dieux me sont témoins que dans tous mes desseins,
Me proposant pour but le salut des Germains,
Sans regarder jamais ma grandeur ni ma gloire,
J'ai combattu pour eux, et cherché la victoire"

und Unterwerfung für das Beste hält, so sind dies noch alte Bestandteile der Historie; aber die beiden neuen Errungenschaften sind das Wesentliche des Werkes, und in diesen Eigenschaften ist das Stück denn auch nicht ohne Einfluss in der deutschen Literatur geblieben, in der des freien Kunstwerks und der Liebestragödie, letztere bestimmend für ein halbes Jahrhundert. Gleich das nächste Product in Deutschland, eins der eigentümlichsten, legt Zeugniss davon ab: Lohensteins Roman Arminius.*

Lohenstein war bereits sechs Jahre tot (gest. 1683), als sein Werk im Druck erschien; der Bruder Hans Caspar gab es heraus; er selbst wollte es nicht publiciren. Nicht einmal vollendet war es, als er starb; das letzte Buch ward „von anderer Hand" hinzugetan.** Das Ganze gedieh sehr allmählich;

* Daniel Caspars von Lohenstein Grossmüthiger Feldherr Arminius oder Herrman Als Ein tapfferer Beschirmer der deutschen Freyheit Nebst seiner durchlauchtigen Thussnelda In einer sinnreichen Staats-Liebes- und Helden-Geschichte dem Vaterlande zu Liebe dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlichen Nachfolge In Zwey Theilen vorgestellet Und mit annehmlichen Kupffern gezieret. Leipzig 1689. — Daniel Caspars von Lohenstein Arminius Anderer Theil. Mit annehmlichen Kupffern gezieret. Leipzig 1690. — Das ungeheure Werk umfasst achtzehn Bücher mit 3076 zweispaltigen Seiten.

** II, Anm. p. 22.

was nicht unwichtig ist: es war die Arbeit eines Gichtkranken im Bette.

Zum zweiten Mal tritt hier ein Brandenburger als Beschützer des Armin auf: Friedrich der Dritte, der nachmalige erste König von Preussen, dem das Werk gewidmet war. „Dieser deutsche Held (Armin) zohe Ihm und seinen Landes-Leuten das Römische Joch recht unerschrocken vom Halse. Was Wunder, dass er sich mit seinen Sieghafften zu dem grossen Europeischen Friedrich Wilhelm zu wenden begehret?" Leider war der grosse Kurfürst bereits tot; ihm sollte der Roman zuerst zugeeignet werden. „Arminius bleibt nun zweifels ohne in dem berühmten Berlin, dessen Verherrlichung einen August zum Beherrscher andeutet." (Friedrich den Grossen.) Der Herausgeber hofft schliesslich, dass Friedrich der Dritte der Herman Deutschlands sein werde. Wie plötzlich man begann, den Blick nach Norden zu wenden, beweist der Umstand, dass Lohenstein selbst sich seinen Helden nur in der Person Kaiser Leopolds zu denken vermochte.

Das Werk unsres Dichters ist eins derjenigen unsrer Literatur, denen man entschieden zu wenig gerecht geworden ist, weil man es von einem falschen Standpunkte aus betrachtete. Den Lobsprüchen der Zeitgenossen* und vereinzelten Worten

* Das Werk leiten mehre Empfehlungsgedichte ein. Ein dreissigstrophiges „Ehren-Getichte" von Hans Assmann von Abschatz führt den Gedanken aus: Heldentat ist vergänglich ohne Dichterlob. — Unstrophisch ist das von Hans Caspar von Lohenstein; den Titelkupfer commentirt ein Gedicht von Christian Gryphius. Benjamin Neukirch eröffnet mit einem Gedicht den zweiten Band, dessen Anmerkungen (p. 3) den Arminius als Lohensteins „vollkommenstes Meisterstück" bezeichnen. — Dass es Widerspruch schon bei seinem Erscheinen wach rief, geht aus der Besprechung des Thomasius hervor: Monatsgespräche 1689. (Halle 1706) Augustheft p. 646—686. Von zwanzig Lesenden hätten ihn nur zwei gelobt; er wäre vielen zu hoch; auch wol zu breit. Thomasius selbst hält ihn für einen Universalroman, der zugleich Speise und Arznei sei, wobei jedoch der Nützlichkeitszweck zu bedenken ist, den Thomasius der Poesie als Absicht unterlegt. Der Roman Lohensteins sei zwar nicht so anmutig, wie die Dichtungen Hoffmannswaldaus, dafür aber um so heroischer. Endlich p. 667: „Ich kan wohl sagen, dass ich kein Buch in der Welt weiss, darinnen ich so viel Gelahrtheit beysammen angetroffen, als in der Thusnelda, und dass ich keinen Roman gelesen, der mehr nachsinnen braucht als der Arminius." — 1710 ging aus Lohensteins Armin noch eine Sammlung von Sittensprüchen: Lohensteinius sententiosus hervor. Den Ruhm des Werks stürzten zuerst Gottsched und Breitinger.

der Anerkennung in späterer Zeit* steht unbarmherziges Verneinen seines Wertes gegenüber. Man tadelte es als zu breit, interesselos, bombastisch in der Sprache, kurz als in jeder Hinsicht verfehlt. Frägt man sich jedoch, was der Dichter wollte und in welcher Zeit er schrieb, so gestaltet sich das Urteil allerdings wesentlich anders. Was aber war des Dichters Absicht?

Für ihn sollte diese „Nebenarbeit“, wie er das Werk selbst nannte, das er auf dem Gichtbett in schmerzensfreien Stunden zusammenschrieb, las und dictirte, kein „blosses Getichte“ oder ein sogenannter „Roman“ sein; vielmehr das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, wollte er auch Staatsgeschichte, ja ein ganzes Compendium des Wissens seiner Zeit auf allen Gebieten der Gelehrsamkeit liefern. Daher nimmt die Vorrede ihn weniger als Dichter in Anspruch, sie nennt ihn einen Gelehrten. Als ersterer wollte er zwar durch eine Liebesgeschichte** seine Zuhörer ergötzen, aber zugleich als letzterer den Ruhm des Vaterlands erhöhen, und durch Gelehrsamkeit das Wol der Menschheit fördern. So ward ihm das Kunstwerk nicht Selbstzweck, was es allerdings bei höchster Anforderung sein muss, sondern Mittel zum Zweck. Und das ist immerhin achtenswert. Mag man schliesslich an der Berechtigung seiner Aufgabe zweifeln, das Gebotene als der Idee nachhinkend bemäkeln, man wird dem Gedanken einen grossartigen Zug nicht absprechen können.

---

* Moses Mendelssohn (Ges. Schriften. Leipzig 1844. IV. II, p. 458 bis 460) nimmt, bei Anerkennung aller Fehler, seinen prosaischen Stil in Schutz. Der Armin besitze einen historischen Stil, den sich „unsere Geschichtsschreiber zum Muster nehmen sollten“ was nicht so ganz unrichtig ist, wenngleich man das folgende: „gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke“ etwas einschränken muss. — Unter den Neueren ist Cholevius (Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1866, p. 313—408) ein beredter Anwalt des Romans geworden. (p. IV) „Man findet hier Erzählungen, die von einer solchen Kraft der Phantasie, von einer so tiefen Menschen- und Lebenskenntniss zeugen und zuletzt auch in der Sprache so frei von den Unarten des damals herrschenden Styles sind, dass man in ein gerechtes Erstaunen gerät.“ Freilich schränkt er dies günstige Urteil gleich wieder ein, indem er diese Erzählungen in einem „Meer von barbarischem Wust und Trödel“ schwimmen lässt. — Darin hat Cholevius allerdings Recht, dass der Roman von Menzel, Gervinus unterschätzt, von Koberstein und Kurz zu wenig beachtet ist.

** II, Anm. p. 7.

Und unter welchem Zeichen ward der Dichter geboren, unter dem Banne welcher Anschauungen musste er schreiben! Es wäre ungerecht, von dem Mann, dessen Volk, durch den dreissigjährigen Krieg erlahmt, sich fremder Stützen bedienen musste, um überhaupt noch gehen zu können, es wäre ungerecht, von diesem ein Werk zu verlangen, wie in kampflustiger, frischer Zeit es Hutten und Spalatin schufen. Was vor 1618 lag, war für Lohenstein verschollen. Deutschland vor allem durfte seinen Blick nicht mehr fesseln. Und auch was die Fremde bot, ist nur bedingungsweise heut als gut anzuerkennen. Die Wunderbarkeiten Heliodors, Bischofs von Trikka, der im vierten Jahrhundert in seinen „Aethiopischen Geschichten“ die Historie zum Roman ausweitete, der conventionelle Heroismus des Franzosen Scudery (gest. 1667), der süssliche Schwulst und die Hohlheit des Italieners Marini (1569—1625; Adonis, Epos in zwanzig Gesängen), die marklose Schäferlichkeit des Engländers Philipp Sidney (1554—1586), der eine Arkadia dichtete, endlich, als wirkliche Poesien, die bunte Fabelwelt des graziösen und genialen Ariost und die elegische Rhetorik, die in Tassos „befreitem Jerusalem“ melodische Töne anschlägt — das war die Welt, in der Lohenstein sich bewegte und deren Luft er athmete.

Unter solchen Einflüssen ist es erstaunlich, dass der Verfasser noch so viel zu leisten vermochte, wie in seinem Werke vorliegt. Welch eine deutsche Gesinnung in so undeutscher Zeit, welch eine nationale Anschauung unter so fremdländischem Drucke! Ueberall glüht es gegen den westlichen Feind:

„Ihr stoltzer Hochmuth wächst, macht andre Völcker klein,
Und trachtet allen Ruhm sich selber beyzumessen.“

Strassburgs Verlust, der in den Worten zittert:

„Es dreut der Westen Stern, so sich sonst Sonne nennet,
Uns Deutschen wiederumb aufs Neue Mord und Brand“

fordert einen energischen Aufschwung:

„Ihr aber, die Ihr noch auf Bären-Häuten liget,
Und Deutschlands Untergang mit trocknen Augen schaut,
Seid ihr durch Zauberey in trägen Schlaf gewiget?
Ist das erfrorne Hertz denn noch nicht aufgethaut?“

Und wie weit lässt er Marini und Seinesgleichen hinter sich, wenn seine Anhänger ausrufen konnten, Lohenstein würde ein Denkmal gesetzt worden sein:

„wenn nicht die frembden Heere
Uns bis auf Blut und Marck durch Schwert und Brand geschätzt.“

Und was ist es denn schliesslich anders, als Liebe zu seinem Volke, das ihn die ganze spätere deutsche Geschichte, die Habsburger, Luther, ungeheuerlich genug, unter fingirten Namen* bereits in die Zeit Armins verlegen, die modernen Adelsgeschlechter als Ritter Nassau, Waldeck, Helfenstein, Bentheim schon bei jenen Ereignissen handeln lässt?

Das gelehrte Material des Romans ist so ausgebreitet, dass es auch nicht annähernd erschöpfend vorgeführt werden kann. Es ist dies auch nicht nötig, da die Explicationen nur zum geringsten Teil heutzutage mehr als ein literarhistorisches Interesse einflössen können. Da begegnen wir zuerst dem deutschen Altertum, allerdings in wunderlicher Verzerrung. Man kann behaupten, so subjectif die Poeten des sechszehnten Jahrhunderts die alten Vorkommnisse auffassten, sie standen der Wahrheit näher, als unser gelehrter Sammler Lohenstein. Da werden Notizen des Tacitus mit französischer Antike, mit zeitgenössischen Elementen verquickt; zum ersten Male auch tritt die seltsame Keltomanie auf, die zwischen keltischem und germanischem Altertum keinen Unterschied macht, Ossian für einen altdeutschen Barden erklärte und noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein in unserer Arminliteratur ihren gespensterhaften Spuk treiben sollte. Zwar weiss man von dem alten Heiligtum Tanfans, von der Seherin Velleda, dem Ringetragen der Katten; der Dichter kennt die altgermanische Sitte des Erstickungstodes, der in einem Sumpf an Verrätern vollzogen wird, Wodan, die Walküren („Schutzgeister im Kriege“) sind ihm nicht unbekannt, aber unbekümmert darum erschallen Bardengesänge mit antiken Beziehungen, und Brennus wird als deutscher Heerführer gefeiert.

* Auch die fremder Nationen. So heisst z. B. Robert Essex mit Umstellung der Buchstaben seines Namens Trebosserex. Natürlich hatte alles dies zur Folge, dass ein Commentar gegeben werden musste, den dann die Anmerkungen zum zweiten Bande des Romans lieferten.

Neben diesem werden Dinge abgehandelt, die jeder Unterordnung in Kategorien spotten: die Spielsucht, der Vorzug der Jagd, Weinbau, das Wesen der Liebe, Naturgeschichte der Hirsche und Auerochsen, Kuriositäten, Philosophisches, Pädagogik — nichts wird übergangen. Trotz der vollständigen Abwendung von aller Volkstümlichkeit, die mehr in das Schuldbuch der Zeit einzutragen ist, begegnen wir daneben doch interessanten mythischen, sagenhaften Elementen: so erzält (I. 94) der Fürst Malowend, dass eine Waldgöttin einem seiner Vorfahren ein Wunderhorn gegeben, an das sich bestimmte Bedingungen über Glück und Unglück der Enkel knüpfen;* die Toten kämpfen in der Nacht nach dem Treffen noch als Geister miteinander (I, 64); werden sie bestattet, so bekommen sie eine Münze als Zehrpfennig auf den Weg, die man ihnen in den Mund steckt (I, 68); das Gottesurteil des heissen Eisens (II, 54) kennt der alles wissende Dichter auch.

Die moderne französisch-italienische Gegenwart mischt sich bedenklich in dieses Rendez-vous aller Zeiten und Elemente hinein: die köstliche Naivetät der früheren Jahrhunderte fehlt gänzlich. Ich will hier nur, dem Charakter des Werks gemäss, einige Einzelheiten aneinander reihen. Die gefangenen römerfreundlichen Germanenfürsten, denen jede Reckenhaftigkeit fehlt, ergötzen sich am Schachspiel, um das Missliche ihrer Haft zu vergessen (I, 85). Das Zelt, in dem dies vorgeht, liegt schwerlich in den deutschen Urwäldern; ein zarter Blumengeruch, Düfte von wolriechenden Wässern erfüllen seine Atmosphäre (I, 29); Flavius, als er aus Rom anlangt, bedient sich der Postchaise, ein Posthorn kündigt ihn an. Die Hochzeitsfeier Hermans und Thusneldens, der ein ganzes Buch, das achte des ersten Bandes, gewidmet ist, bietet ein wahrheitsgetreues Abbild der Wirtschaften des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren Allegorien und Festspielen** und die Heeresbewegungen, das Defiliren der Truppen vor ihrem Feldherrn mahnt an das Jahrhundert des grossen Krieges.

* Vgl. Uhlands Glück von Edenhall; Leibrock, Harzsagen I, 130.

** Bei dem Friedensfest der Römer und Deutschen wird die römische Freiheit in einem Schauspiel dargestellt: die sieben Könige kämpfen um den Vorzug, Bellona reicht Romulus den Siegeskranz; dieser, artig genug, übergibt ihn mit einer Verbeugung dem Augustus (II, 424).

Ein neu hinzutretendes Element, das Beachtung verdient und das möglicherweise als italienisches Gut über die westliche Grenze geschmuggelt wurde, ist das mittelalterlich romantische. Hier befinden wir uns ganz auf den Fantasiegefilden des ariostischen Märchens. Verkleidete Schöne kämpfen und werden besiegt und erkannt; unbekannte Prinzen aus allen Weltteilen (wie überhaupt alle nur möglichen und unmöglichen Reiche in Mitleidenschaft gezogen werden) finden sich zu galanten Abenteuern ein. Es sei gestattet, dies zu veranschaulichen, zugleich um endlich Lohensteins Werk selbst reden zu lassen, den Inhalt des ersten Buches, das die teutoburger Schlacht abhandelt, so gedrängt wie möglich, hieher zu setzen:

Um sich vor Varus unzüchtigem Ansinnen zu retten,* hat sich die sicambrische Fürstin Walpurgis in dem Siegflusse den Tod gegeben. Dies entflammt die unterdrückten Deutschen, die grade auf Befehl des römischen Statthalters gegen die aufrührerischen Sicambrer aufgeboten worden, zur Rache; im deutschburgischen (teutoburger) Hain kommen sie zusammen, beschliessen den Untergang der Römer und, nach einigem Hin und Her bei den Unterhandlungen, wälen sie Herman zum Führer der Bewegung, worin man durch eine überirdische Inschrift bestärkt wird, welche besagt, dass das Heer zum Haupte einen Mann brauche (I, 29). Man zieht den Römern entgegen; nach einem lebhaften Kampfe, an dem auch neben Hermans Schwester Ismene** Thusnelda als Ritter verkleidet teilnimmt, indem sie die ebenfalls ritterliche Fürstin Erato von Armenien besiegt, werden die Römer, die durch Schwelgerei geschwächt sind, geschlagen, der Armenierprinz Zeno, der auf ihrer Seite focht, gefangen; Varus tötet sich selbst. Darauf gelingt es, die Angriffe des zur Rache der Erschlagenen her-

* Wo stammt dies Motiv her? Es zieht sich bis in die neusten Hermansdramen hindurch. Basirt es auf früheren Gerüchten? Stammt es von Florus oder Vellejus, welche berichten, dass Varus sehr lüsterner Natur gewesen?

** Hier geraten wir auf eine Spur, die zu den Quellen Lohensteins führen könnte. Bei Campistron heisst Thusnelda Ismene. Sonst sind wir vollständig im Unklaren über dieselben. Es ist dies übrigens, da Lohenstein seine Excerpte wol von allen Seiten her ergänzte, so schwierig wie wertlos. Vgl. Cholevius, die bedeutendsten deutschen Romane u. s. f. p. 376. 377. 391. 392.

beieilenden Lucius Asprenas und Cäcina zurückzuweisen. Segest, der zum Feinde übergegangen und gefangen war, soll getötet werden; seine Tochter will sich für ihn opfern lassen; aber ihre hingebende Liebe zu Herman macht sie, nach alter Sitte, frei und rettet somit auch ihren Vater. Die Gefangenen werden unter grausamen Martern hingerichtet (der Verfasser der Agrippina und ähnlicher Blutstücke verweilt auf diesen Scenen mit sichtlichem Wolbehagen), die einziehenden Sieger in Deutschburg (Teutoburg) festlich begrüsst; während des allgemeinen Jubels findet die Verlobung Hermans und Thusneldens statt, womit das Buch schliesst.*

* Ich füge, als am passendsten Orte, gleich hier den Inhalt der andern siebzehn Bücher summarisch an, durch welchen man sich einen Begriff von der Massenhaftigkeit des Materials machen kann.

II. Jagd zweier gefangenen Fürsten, Malowends (Marse) und des Armeniers Zeno, um sich zu zerstreuen, wobei Nebendinge wie Jagd, Liebe abgehandelt, die Genealogie des cheruskischen Fürsten erzält werden.

III. Herman trägt Sorge, gegen die Rache der Römer das Reich zu schützen. Er und Thusnelda suchen die gefangne Armenierkönigin auf. Die Geschichte ihres Landes bis zur Gegenwart wird berichtet.

IV. Während im Tanfanatempel über die Römerbeute beratschlagt wird (wobei man Drusus' Taten, der Vorgeschichte der germanischen Kriege gedenkt), raubt der wieder abtrünnig gewordene Segest und Marobod Thusnelden und Erato die Armenierin; erstere wird von Herman, letztere von Jubil, dem Bojerkönig, der sie liebt, befreit. Da trifft Flavius, der in Rom erzogen, von daselbst ein, schildert die Bestürzung über die varianische Niederlage, wie sie in Rom herrsche, sowie seine Erlebnisse in Italien und seine Kämpfe in Afrika gegen Juba.

V. In des Verwundeten Zeno Zimmer, der Erato gleichfalls liebt, kommen Herman, Thusnelda, Erato und andere zusammen und, um ihn zu erheitern, unterhalten sie ihn mit der Geschichte der Amazonen, von Egypten, von Alexander und ähnlichem.

VI. Fremde Fürstinnen kommen und müssen unterhalten werden. Deutschlands fabelhafte Vorgeschichte.

VII. Fortsetzung davon. Hermans und Thusneldens Beilager wird vorbereitet.

VIII. Beilager Hermans und Thusneldens. Festlichkeiten. Nachdem sie zu Bett gegangen, wird unter anderm die Jugendgeschichte Hermans in Italien zum Besten gegeben.

IX. Beschluss der Hochzeit. Asblasters, der Mutter Hermans, Erzälung über ihren Aufenthalt in Rom.

Zweiter Band.

I. Vorbereitungen zu einem Einfall in Italien. Geschichte und Geographie von Thracien. Liebesepisode.

II. Krieg mit Germanicus und Tiberius. Geburt des Thumelich.

III. Friedensfest der Römer und Germanen, die zusammen wacker zechen.

IV. Zwistigkeiten unter den deutschen Fürsten.

Fassen wir das Urteil nunmehr über das Werk und seinen Stil zusammen, so haben wir etwa Folgendes zu verzeichnen: Das mehr ungeheuerliche als ungeheure Werk hat einen vorwiegend gelehrt höfischen Charakter, vom Volkstümlichen sich soweit wie möglich entfernend. Dahin sind, ausser den Einzelheiten, die bereits aufgezält sind, noch beispielsweise die etymologischen Spielereien des Dichters zu rechnen. Das ethisch-erhebende Element, das früher von den Autoren vorzugsweise betont wurde, weicht der Polyhistorie, die Hauptsache geworden ist. Im Gegensatz ebenfalls zu den ehemaligen Darstellungen und gemäss dem Charakter des neunten Jahrzehnts im siebzehnten Jahrhundert fehlt jeder grossartige Zug, der die Einzelheiten zusammenfasst; äusserlich und mosaikartig sind diese aneinandergereiht, wie z. B. in der Schlacht, die nur eine Häufung von teilweise uninteressantem Detail zu nennen ist; das Charakteristische des Wald- und Sumpfkampfes, das grauenhafte Colorit der hülflosen Abgeschlossenheit des römischen Heeres wird vollständig vermisst. Der Zeit entspricht ferner die schwächliche Constitution des Ganzen, die sich in Ohnmachten der germanischen Männer äussert, und der echt unkünstlerische Schluss des Werks:* es ist das Zeichen einer entarteten Zeit, wenn tragischen Stoffen der tragische Schluss genommen wird.

Die ganze Welt der Helden überhaupt ist eine kleine geworden: nicht das Grosse der vergangenen Zeit, das Glänzende,

---

V. Neue Spannung zwischen den Römern und Deutschen. Augustus stirbt.

VI. Krieg zwischen Germanicus und Herman.

VII. Thusnelda wird zum zweiten Mal gefangen genommen; gebiert einen zweiten Sohn. Thumelich, scheinbar geopfert, wird gerettet. Der Krieg wird unterdessen fortgesetzt. Gespräch Hermans und des Flavius über die Weser. Beginn eines Zerwürfnisses zwischen Herman und Marobod.

VIII. Mit Rom wird Friede geschlossen; Adgandester, der Katte, als Verräter verwiesen.

IX. Krieg zwischen Herman und Marobod; letzterer bittet Tiber um Hülfe. Adgandester macht aus Rache einen Vergiftungsplan gegen Herman. Marbod muss ins Römische fliehen. Herman entkommt dem Mordanschlag durch ein Wunder, gelangt wieder in Thusneldens Besitz, wird König von Deutschland; Hindeutung auf Kaiser Leopold.

* Wenn auch nicht mehr der Ausführung nach, dem Plane nach gehört der Schluss sicher Lohenstein selbst an. Cholevius, p. 379.

den „Esprit", den Witz derselben hatte man übernommen. Französische Hofluft hat bereits die germanischen Urwälder inficirt; Intriganten, echt modernen Salonstils, treiben ihr Wesen; ihre kleinlichen Motive ersetzten die grossen der Geschichte; so muss (I, 72) ein Brief des Segest, in Varus Gewand gesteckt und gefunden, eine wichtige Wendung herbeiführen. Ein falscher Idealismus, wiederum jenseitsrheinisch, macht sich breit; die kleinen köstlichen Schwächen, die grossen ergreifenden der Heroen werden weggeputzt: die „héros" dürfen keine Fehler haben, so entstehen die „Tugendhelden", deren einer unser Lohensteinscher Armin ist, die bis in die neuste Romanliteratur hinein ihr lächerliches Dasein gefristet haben. Dem gegenüber können die Gegenspieler nicht schwarz genug gezeichnet werden, wodurch sie zu interesselosen Schemen herabsinken. In diese Welt drängt sich unangenehm des Verfassers breite Moral und soll die fehlende Handlung ersetzen. Was die letztere anbelangt, so ist, weil alle Spannung von vornherein aufhebend, der, man möchte sagen unverzeihliche Fehler der Dichtung, dass die Hauptsache, die teutoburger Schlacht, bereits im ersten Akt sich abspielt; siebzehn Bücher noch liegen vor uns; wie soll der Autor sie ausfüllen? Es scheint fast, dass diesem die letzten siebzehn, trotz ihrer künstlerischen Armut die Hauptsache gewesen, weil sie eben Gelegenheit zu einem Compendium boten; es ist doch unmöglich, dass ein Dichter von einigem Geschick das Unschickliche nicht sollte herausgefunden haben.

Die Darstellung, der Stil selbst ist breit, mehr redselig als behäbig, unanschaulich; Erzälertalent ist Lohenstein zwar nicht abzusprechen, aber es ist nicht durchgebildet, oft läuft es auf eine trockene Aneinanderreihung von Tatsachen hinaus. Die Sprache verleugnet ihre Zeit nicht; echt französisch, und so lässt es sich noch bis über Gottsched hinaus verfolgen, sind die stereotypen, grellen Epitheta, wie sie aus der Tragödie Corneille's nach Deutschland verschleppt wurden: das blutige Schwert, das schwarze Herz und ähnliches. Sonst ist die Darstellung oft nicht ohne Geschick; wenn auch anmutlos, so doch nicht grade verunglückt zu nennen; auch Kraft fehlt hin und wieder nicht, wie in der Scene, in der Herman vor dem Be-

freiungskampf sein Heer anredet, das ihn kriegerisch begrüsst (I, 31. 32).

Und doch ist, überblickt man noch einmal das Ganze, ein Fortschritt zu verzeichnen. Wir haben, entgegen dem Früheren, ein selbstständiges Kunstwerk: Arminius vor uns, eine freie Erfindung, oft wunderlich (I, 67), Motivirung, gleichfalls frei, ein Heraustreten aus dem Chronikenbann. Freilich durfte Lohensteins Roman nur ein Anhaltepunkt auf der Strasse sein, der zu einem vollendeten Arminiuskunstwerk führen sollte: dieses konnte nur erreicht werden, indem sich die Kraft der früheren* mit der Kunst der späteren Zeit verband. Den Weg zu letzterem gewiesen zu haben, bleibt unsres Dichters Verdienst.

Es ist nötig, den Schöpfer eines so hervorragenden Werks auch ein wenig selbst reden zu lassen, und ich setze aus dem ersten, weil besten Buche die Schilderung her, wie Varus den Tod an sich selbst vollzieht (I, 49. 50). Sie ist eine der besseren Partien der Dichtung und nicht ohne Schönheit. Lohenstein erzält:

„Als Varus seine noch standhaltende Hand voll Volcks auff allen Seiten umringt und nirgends hin einige Ausflucht mehr sahe, bezeugte er endlich grössere Hertzhafftigkeit zu sterben, als zu kämpfen, und redete die nächsten mit diesen Worten an: „„Lasset uns, ihr ehrlichen Römer, diesen letzten Schlag des veränderlichen Glücks behertzt ertragen, und lieber dem Tod frisch in die Augen sehen, als aus einer bevorstehenden Gefängniss noch einige Erlösung hoffen und also eine freywillige Entleibung einer knechtischen Dienstbarkeit fürziehen. Der stirbt desto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich gestehe, dass uns Segesthes und die Götter unser Verderben vorher gesagt; allein wenn das Ver-

* Immer noch klingt die alte Zeit hindurch. Wen berührte nicht folgende Stelle! (II. Anm. p. 4.) „Solten wir das Glück gehabt haben, die Gesänge der alten Barden von ihm zu hören, oder gar seine Thaten zu sehen, würden wir diesen theuren Helden uns weit ansehnlicher in unsern Gedanken abbilden, als insgemein zu geschehen pfleget; indem dasjenige, was Griechen und Römer von ihm melden, ein unvollkommenes und viel ehe nach seinem Todten-Gerippe als nach dem Leben entworffenes Bild zu nennen ist.“

hängniss an unser Glücks-Rad die Hand anlegt, können uns keine verträuliche Warnungen aus seiner Verfolgung entreissen, und der Scharfsinnigsten Anschläge werden stumpff und verwirret. Jedoch lasse ich gerne geschehen, dass der Schluss der Götter mit meinem Versehen bekleidet und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht werde. Mein Grossvater Sextus Varus hat in der Pharsalischen Schlacht durch seine eigene, mein Vater Varus Quintilius in dem Philippinischen Kriege durch seines freygelassenen Hand sich lieber hingerichtet, ehe sie sich der Willkühr ihrer Feinde, die doch Römer waren, unterwerfen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieser Barbaren Hände falle, und euch ein Beyspiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlassen: Ob ich durch meine Schuld oder durch ein besonders Verhängnüss meines Geschlechts also vergehe. Von dem Tode mehr Worte zu machen, ist ein Stücke der Kleinmüthigkeit. Wie feste ich mir zu sterben fürgesetzt, könnet ihr dahero schlüssen, dass ich niemanden einige Schuld beymesse. Denn sich über Menschen und Götter beklagen, stehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein König aber soll seines Reiches, ein Knecht seines Herrn, ein Kriegsmann seines Obersten, ein Feld-Hauptmann seines Heeres Wohlstand nicht überleben."" Hiemit umhüllete er mit seinem Goldgestückten Purpur-Mantel sein Haupt und stach seinen Degen ihm biss an den Griff ins Hertze. Also verhüllete sich auch der ermordete Pompejus und Julius, wormit niemand ihre sterbenden Ungeberden sehen möchte."

Damit mag es mit Daniel Caspar von Lohenstein sein Bewenden haben. Auch seinen Zeitgenossen, den zweiten Chorführer der Schlesier, Hoffmannswaldau, liess der Schatten des Armin keine Ruhe; auch er suchte ihm gerecht zu werden, freilich in ungleich geringfügigerer Weise. Der Verfasser der Heroinen, fingirter Briefe berühmter Liebespare, führt Arminius und Thusnelden* „nach erhaltenem siege wider die Römer in dem deutschmeyerischen Thale" zusammen und der Held macht ganz im Geiste der zweiten schlesischen Schule, in

* Herrn von Hoffmannswaldau und anderer deutschen auserlesener und bissher ungedruckter Gedichte vierdter theil. Frankf. u. Leipzig 1725. p. 15–18.

Alexandrinern, seiner Gattin oder Geliebten das Geständniss, dass nicht eigentlich er, sondern sie, das Weib, den Feind besiegt habe, was der galante Liebhaber dahin begründet, weil nur sie ihm den Mut zu einer solchen Tat hätte einflössen können. Das ist alles. Man sieht nicht sonderlich viel. Lohensteins Werk beherrschte ihn ganz; auf den Beginn des Romans bezüglich sind die Verse, die zugleich als Probe des schwülstigen Stils dienen können:

„Sein (des Varus) geifer wagte sich an königliche brüste,
Doch die erwehleten davor die siege bach *
Und sturben ohn befleckt, ihr asche ruffte rache!
Die hast du, Fürstin, nun der Fürstin so verschafft.“ **

Damit, wie der Dichter, können auch wir es uns genügen lassen.

Den Weg zur höchsten Kunstform, dem Drama, hatte der Stoff inzwischen weiter verfolgt. Bereits 1687 war das nürnberger Opernhaus mit einer Originaloper „Arminius“ eröffnet worden. *** Leider scheint die Dichtung nicht erhalten zu sein, denn schwerlich ist sie identisch mit der Oper: „Arminius der Teutschen Erzheld. In einer Opera aufgeführet und der Römischen Majestät Leopold dem Grossen allerunterthänigst gewidmet und zugeeignet von Christof Adam Negelein Kayserl. gekrönten Poeten und des löbl. gekrönten Blumen Ordens benahmten Celadon. Nürnberg 1697.“ Das Werk trägt das Brandmal französisch-italienischer Abhängigkeit, ohne durch wesentliche Eigentümlichkeiten zu entschädigen. Der Poet geht der Handlung Campistrons Scene für Scene nach, was er auch in der Vorrede offen bekennt; ein „hochgelehrter Mann“ habe ihm dieses Manöver anempfohlen; da er in Deutschland kein Vorbild fand, so mussten ihn die Verse der Franzosen und die Arien der Italiener ins Schlepptau nehmen. Das Stück selbst, das nur auf eine Verhimmelung Kaiser Leopolds hinausläuft, dem es auch gewidmet ist und den der Dichter als „Armin“ begrüsst, wobei er letzteren stets als Vorfahren der deutschen Imperatoren auffasst, ward in Nürnberg zum achten Jahrestag der Krönung Josefs zum

* Vgl. p. 257.
** Ein weiterer Bezug p. 18, v. 3.
*** Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. I, p. 272.



deutschen König aufgeführt. Dies geht aus dem Vorwort hervor, das sich, charakteristisch genug, nicht mehr an ein allgemeines Publicum, sondern an die „Stands Gebühr nach Höchst- und Hochgeehrten Leser“ wendet, und den Charakter des Dichters erkennt man zur Genüge an dem jammervollen Schweben zwischen widerlicher Servilität und Anflügen von nationalem Stolze. Da heisst es zuerst: „So betrübt dorten Kayser Augustus, als er des Varus Niederlage vernommen, die ungedultige Klag Worte: Vare, o Vare! redde Legiones! wiederholte; so freudig wird man dazumal in der Teutschen Heer den Jubel-Ruff: Lang lebe unser Siegs-Fürst Arminius vervielfältiget haben.“ Und daneben: „Sind diesem Arminius jemals Ehre und Glück zugefallen, so fallen sie ihm mit hauffen zu, wann Eure Kayserl. Majestät von ihm noch heut zu Tag sagen und singen zu hören allergnädigstes Belieben zu nehmen geruhen.“ Und wieder: „Arminius, der sichs für seine Teutschen so sauer werden lassen, siehet sich eben dem am liebsten wiedmen und unterwerffen, der sich um Teutschland am meisten verdient hat.“

Das Stück selbst, das Teutonia „in ihres Landes alt-heroischer Tracht“ (das Titelbild stellt sie so dar) mit einem poesielosen Prolog eröffnet, steht an poetischem Wert weit unter dem Drama Campistrons. Das Heroische ist ins Prosaische, Gemeine, das Erotische ins Schlüpfrige gezogen. Die Alexandriner werden durch Arien von entsetzlicher Trivialität unterbrochen; sie sind derart gebaut, dass die beiden Anfangsverse zugleich als Wiederholung die Strophe schliessen, etwa so (I, 5):

Ismenia (Thusnelda).
Nein, nein! Nein, nein!
ich will beständig sein!
Die Flamme meiner Seele
hat wahre Treu zum Oele:
Wie könnt ein Wankelmut
dann dämpfen ihre Glut?
Nein, nein! Nein, nein!
ich will beständig sein! —

Ich glaube, es ist nicht nötig eine weitere Probe der Leistung unseres Dichters Negelein zu geben.

Ohne Angabe des Ortes und Verfassers erschien im Jahre 1725 ein: „Arminius“,* wol ein Schauspiel, sowie zwanzig Jahre später zwei Opernbücher: „Arminio, ein musicalisches Drama. Dresden 1745. 8°. Poesie von Herrn Abt Joh. Claud. Pasquini. Die Musik von Hrn. Joh. Adolf Hassen, ital. und deutsch“** und: „Thusnelde, ein Singspiel in vier Aufzügen, in Recitativversen von Johann Adolf Scheiten, K. dän. Kapellmeister. Leipzig 1749. 8°.“*** — Wenn man einer Vermutung Raum geben darf, so gehört das erste Stück seinem Abfassungsjahr, die beiden letzten ihrem Charakter als Libretti nach, wol, was Behandlung, Farbe und Sprache anbelangt, in die Kategorie des Negeleinschen Dramas, weshalb ich sie auch, obwol sie bereits über das Grenzjahr des Kapitels hinausgreifen, hier angereiht habe.

Zwei bemerkenswerte historische Darstellungen stehen am Schluss der Epoche, welche, straffer in der Form, einen gesunderen Kern in sich bergen als die bisher besprochenen Productionen und somit etwa als Uebergangsstadien zu einer neuen Periode zu betrachten sind. Mascow ist der erste, der die Armingeschichten als wirklich moderner Historiker behandelt.† Eine methodische Quellenbenutzung zeichnet ihn aus, wovon unter dem Strich Rechnung abgelegt wird; aber er folgt nicht sklavisch dem Ueberlieferten; er sichtet das Material, wie er auch die der Technik der antiken Historiographie unentbehrlichen Reden, die man früher getreu wiedergab, in ihre Bestandteile auflöst. In den Geist der Geschichte drang er tief ein, wie die philosophische Betrachtung beim Ende Armins (p. 102) bezeugt; seine hohe Anschauung von dem Wesen derselben betätigte sich, wenn er die Berechtigung der Widersetzlichkeit gegen ein aufgedrungenes Rechtssystem hervorhebt.

---

* Gottsched, Vorrede zu Schönaichs Herman, p. VIII u. Nöt. Vorrat I, 301. — Leider gelang es dem Verfasser nicht, ein Exemplar des gewiss sehr selten gewordenen Stückes aufzutreiben. Möglich, dass es überhaupt nicht mehr vorhanden ist. Dasselbe gilt von den beiden folgenden Opernbüchern. In den Bibliotheken von Leipzig, Dresden, Weimar, Berlin fehlten sie.

** Gottsched, Nöt. Vorrat. II, 272.

*** Ebds. I, 331.

† Johann Jacob Mascou, Geschichte der Teutschen bis zu den Merovingern. Leipzig 1726. I, p. 76—103. Buch III c. 25 bis IV c. 21.

Ueberhaupt ist er ein guter Deutscher: bei Gelegenheit des Attentates gegen Armin verflucht er zwar die Niederträchtigkeit (p. 102), hebt aber zugleich die Einfalt der Alten hervor, die sich das Gift aus Rom verschreiben mussten. So rühmt er denn auch dem Helden nach: (p. 77) „Alle Grösse der Römer hatte bey ihm die Liebe fürs Vaterland nicht überwogen, und Arminius hielte die Ehre, ein freyer Fürst zu seyn, höher, als alles, was er in Rom hoffen konnte.“

Seine Darstellung ist kräftig und individuell, klar und ruhig; er liebt eine woltuende Kürze; Beziehungen auf seine Zeit verschmäht er nicht, wenn sie sich ihm darbieten, so (p. 76) wenn er sich gegen das römische Recht in Deutschland ereifern oder den Skeptiker und Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts bei Gelegenheit der Traumdeutungen (p. 94) hervorkehren kann; dann wird er auch wol humoristisch und äussert sich dem entsprechend (p. 97) über die Seeungetüme, die man gesehen haben wollte. Dass er von Unrichtigkeiten sich nicht ganz frei hält (p. 78. 90), wollen wir ihm nicht sonderlich als Schuld anrechnen.

Bei weitem nicht so hoch zu stellen ist die zweite Darstellung, die Bünau in seiner „Teutschen Kayser- und Reichs-Historie“, Leipzig 1728. I, p. 178—230 gibt. Ohne die Klarheit und Plastik Mascows, den er im Uebrigen benützt,* nähert er sich wieder mehr der Weise der früheren Chronisten; es fehlt die Durcharbeitung, die seinem Vorgänger eigen ist; für einen Historiker der Neuzeit reiht er die Tatsachen zu annalistisch aneinander, wie er auch die Reden des Tacitus, trotzdem er gelegentlich (p. 215) gegen dieselben eifert, als ob sie „im Gehirn der Geschicht-Schreiber ihren Ursprung gefunden“, wörtlich herüber nimmt.** Ueberhaupt ist ein gewisser Zwiespalt in seinem Wesen nicht wegzuleugnen; während der Rationalist des Jahrhunderts mehrmals (p. 216) zum Vorschein kommt, kann er doch auch den be-

---

* p. 179—181 gleich Mascow p. 79. Anm. 6.
p. 192 „ „ p. 87. Anm. 2.
Auch Irrtümer Mascows nimmt er herüber:
p. 208 gleich Mascow p. 90.

** p. 198. 199 ff. 214. 215. 225 f.

schränkten Hofmann seiner Zeit nicht unterdrücken; so nennt er (p. 184) das Benehmen des Augustus nach der Schlacht „für einen so grossen Kayser gantz unanständig", was doch einfach menschlich war. Diese Kurzsichtigkeit äussert sich auch, wenn er auf deutsches Altertum eingeht (was übrigens auch auf Mascow auszudehnen ist), die religiösen Anschauungen der Vorfahren (p. 194) sind ihm „vormahlige Abgötterey". Dagegen ist hervorzuheben, dass er das Anekdotenhafte, welches früher die Fantasie der Schriftsteller und Leser reizte, mit kurzen Notizen abfertigt (p. 204. 206. 213. 214). Auch fehlt es ihm nicht an patriotischem Stolz (p. 223).

Dieser letztere hatte von je darnach gerungen, einen Armin auch in der Zeit zu finden; nach allen Seiten, allen Thronen hatte man ausgespäht; kein Fürst war geneigt gewesen, das Erbe des Cheruskers zu übernehmen; endlich schien ein solcher gefunden. Schon früher hatte man begonnen, den Blick nach Norden zu lenken; jetzt sollte dieser die Aufmerksamkeit dauernd fesseln.

V.

Von 1740 bis 1840.

Es ist bedeutsam und spricht für die Wichtigkeit unsres Helden für die deutsche Literatur, dass diejenigen Richtungen, welche sich bekämpfend im achtzehnten Jahrhundert gegenüberstanden, und die man nach ihren Chorführern die Gottschedsche und die Klopstocksche nennt, beide sich des Stoffes bemächtigten, um ihn ihren Principien gemäss zu Kunstwerken zu gestalten. So entstand in dem Zeitraum, den die Zalen 1740 und 1800 begränzen, eine Fülle von Kunstwerken, reich nicht nur, weil Epos, Lyrik und Drama mit einander wetteiferten, das Haupt des germanischen Helden zu bekränzen, sondern auch fast unerschöpflich, weil man die mannigfachsten Ideen in diese hineintrug, wie sie die vorhergehenden Jahrhunderte auch nicht annähernd aufzuweisen hatten. Wenden wir uns zunächst zur Gottschedschen Schule.

Johann Christof Gottsched hat wie Lohenstein, dessen Ruhm er als erster stürzte, das Unglück gehabt, infolge der Angriffe seiner Zeitgenossen als Unterliegender auch von der Nachkommenschaft falsch beurteilt zu werden, gegen welche Ungerechtigkeit es schwer ist anzukämpfen. Es ist das Verdienst von Danzel,* hiergegen zuerst ernstlich Front gemacht zu haben. Gottsched war eine literarische Grossmacht des achtzehnten Jahrhunderts und ein Geist, der während dreissig Jahren widerspruchslos das Zepter im Literaturreiche Deutschlands führte. Beides kann weder auf Zufall beruhen noch als vollständig unberechtigt zurückgewiesen werden; seine Geschichte ist nicht damit geschlossen, wenn behauptet wird, er sei ein Pedant und ein Mensch ohne jeden Geschmack gewesen. Jedenfalls war er ein Mann von Charakter und besass Grundsätze, welcher beiden Eigenschaften sich manche seiner Todfeinde, die seinen Ruhm überlebten, nicht rühmen dürften.

Vor allem ist eins zu beachten. Wenn Gottsched die französische Literatur als die einzig massgebende und nachahmenswerte bezeichnete, so ging er zuerst von dem Glauben aus, dass aus eigner Machtvollkommenheit der Deutsche sich keine Literatur mehr schaffen könne, und dass die jenseitsrheinische als Vorbild gewält werden müsse, nicht weil sie die französische, sondern weil sie die relativ beste sei;** zweitens aber leitete ihn auch der Gedanke, dass diese Nachbeterei doch nur Mittel zum Zweck sein werde, der Deutschland zu Gute kommen solle. Er benützte die Feinde nur, um sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen, eine Tactik, die noch kein Feldherr verschmäht hat. Seine Bemühungen um die ältere heimische Literatur sind anerkannt; die deutschen Epen, den Teuerdank, den Froschmäusler stellt er in Parallele zu Vergil, indem er sagt:

---

* Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Zweite Auflage. Leipzig 1855.

** Wie er sich übrigens gegen schlechte Ware, die über den Rhein geschmuggelt wurde, zur Wehr setzte, beweist folgende Aeusserung, bei Erwähnung einer Uebersetzung aus dem Französischen getan (Nöt. Vorrat I, 318 f.). „Es ist beynah eine Schande, dass man ein so elendes Ding, das den Deutschen überhaupt, und ihrem Philosophen (das Stück heisst: die Philosophen) zur Beschimpfung gereicht, noch verdeutschet hat . . . Endlich können wir solche Dollmetschungen mit den Franzosen gegen die abrechnen, da sie die Fassmannischen Todtengespräche übersetzet haben.“ Die Stelle ist beliebig aus der Masse herausgegriffen.

„Man muss sich nur über die sklavische Hochachtung vor dem Ausländischen, die uns Deutschen mehr geschadet als genützt hat, erheben.“ * Die deutsche Sprache war ihm, gegenüber den romanischen, eine Grundsprache. So quälte er sich auch um ein Wörterbuch. All diese Bemerkungen waren nötig, um als Einleitung zu seinem Verhältnisse zu unserm Nationalhelden zu dienen, bei welchem seine deutsch patriotische Gesinnung glänzend zu Tage tritt.

Er selbst hat zwar keinen Herman gedichtet, unter seiner Aegide nur entstanden Epos und Drama, aber es finden sich genug Bemerkungen, die keinen Zweifel walten lassen, wie hoch er über die Werke, als specifisch arminische, dachte. Zunächst wendet er sich zur Geschichte des Helden selbst. „Hermann befreyete einen grossen Theil seines Vaterlandes, von den Ketten der allerfürchterlichsten Macht, die jemals der Erdboden getragen hatte. Aller Ehre und Herrlichkeit, die ihm Rom theils schon ertheilet hatte, theils ihn noch künftig hoffen liess, zog er die gerettete Freyheit seines Volkes vor, die ohne ihn, schon so gut als verlohren war. Kurz, er wollte lieber durch eigne Tapferkeit, ein zwar armer, doch unabhänglicher deutscher Sieger, als durch die Gnade Augusts, ein reicher Sclave der Römer seyn: ungeachtet er bey dieser Knechtschaft, soviel Wollüste des Lebens hätte einärnten können, als Ungemach und Beschwerden er bey jener Herrschaft zu gewarten hatte.“ ** „Wie nun diese Heldenthat eines deutschen Fürsten, der für die deutsche Freyheit gestritten, eines unsterblichen Andenkens wohl werth war,“ *** so wollte Gottsched auch, dass sie und der Befreier als epischer und tragischer Held vor allen andern von den Poeten bei ihren Poesien in Erwägung gezogen würde. Und zwar geht er hier streng systematisch zu Werke, denn „die Kunstrichter gebiethen, dass ein Dichter sich keinen fremden, sondern einheimischen Helden wählen solle, an dessen Ruhme einem ganzen Volke viel gelegen ist.“ † Mit einem solchen Werke wollte er, was Stoff und Ausführung anbelangt, und

* Critische Dichtkunst. Danzel, p. 329.
** Dedication zu Schönaichs Herman. Bl. a[3].
*** Deutsche Schaubühne, IV. Vorrede.
† Vorrede zu Schönaichs Herman. p. II.

man beachte einmal die Tragweite seines Unternehmens, einem Homer, Vergil, Tasso, Voltaire Paroli bieten, den Schöpfer ebenbürtig neben jene, sein Gedicht gleichbedeutend neben die Werke derselben gestellt wissen. Nachdem so das grosse Epos geschaffen, durfte auch das Drama nicht feiern, und hier lag ihm bereits ein Stück vor, dem er mit der Aufnahme in seine deutsche Schaubühne gleichsam den Preis der vollendeten Hermanstragödie zuerteilen konnte. Ganz undenkbar schien es ihm hierbei, dass ein Nichtdeutscher diesen zu erringen im Stande sein möchte, denn das Campistronsche Drama anbelangend, äussert er sich: „Ueberhaupt wird man auch sehen, dass ein Franzos die wahre Grösse eines deutschen Helden, bey weitem nicht so natürlich vorzustellen gewusst, als ein deutscher Dichter; der selbst ein deutsches Blut in den Adern, und die Neigung zur deutschen Freyheit im Herzen, mit der Gabe des poetischen Witzes verbunden hat.“*

Elias Schlegels „Hermann, ein Trauerspiel“,** auf welches diese Bemerkungen zielen, ist 1743 gedichtet. Es eröffnet eine Reihe von dramatischen und epischen Dichtungen, die nach den süsslich-matten Erzeugnissen der früheren Jahrzehnte durch ihre straffe Haltung, trotz vielfacher Monotonie und Pedanterie, einen wahren Genuss gewähren. Schlegel selbst war das Glück beschert, auch noch, als es in unsrer Literatur bereits heller Tag geworden war, als Stern anerkannt zu werden; Schiller*** nennt ihn „einen der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands, an dessen Genie es nicht lag, dass er nicht unter den Ersten in dieser Gattung glänzt,“ und Mendelssohn,† dessen mildem und besonnenem Urteil wir schon einmal auf dem Wege unsrer Untersuchung beizupflichten Gelegenheit nehmen konnten, rühmt von seinem Drama: „Ein deutsches Original, ein Vorwurf, der in der Geschichte Deutschlands so wichtig ist, deutsche Helden, altdeutsche Gesinnungen, und ein Sieg der deutschen Liebe zur Freiheit über die grän-

* Deutsche Schaubühne, IV. Vorrede.

** 1748. Deutsche Schaubühne, IV.

*** Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

† Ges. Schriften. Leipzig 1844. IV, 2. p. 448.

zenlose Ehrbegierde der Römer: können deutsche Zuschauer hierbei gleichgültig seyn?"

Dieses Stück ward am sechsten Oktober 1766 zur Eröffnung des neuerbauten Leipziger Theaters (des jetzigen Alten) von der Kochschen Gesellschaft mit einem Prologe von Clodius* aufgeführt; Koch selbst gab den Siegmar. Man hatte, was bemerkenswert ist, ein vaterländisches Drama wählen wollen. Goethe, welcher der Vorstellung als leipziger Student mit beiwohnte, äussert sich dahin, dass der Herman, „ungeachtet aller Thierhäute und anderer animalischer Attribute sehr trocken abgelaufen wäre."** Dieser Tadel leitet am besten auf eine kritische Betrachtung des Schlegel'schen Stückes über.

Mendelssohn sagt in der eben angezogenen Stelle (p. 452) weiter: „Die Poesie des Hrn. Schlegel war mehr eine Tochter der Vernunft als der Einbildungskraft," er geht auf eine Besichtigung der scenischen Handlung ein, die er als arm bezeichnet, auf eine Analyse einer Persönlichkeit, des Segest, um auch hier, bei den Charakteren, das Unzulängliche nachzuweisen. So nennt er das ganze Werk, das durch Reflexion vermittelt sei, eine Arbeit nach feststehendem Schema. Er trifft hiermit in der Tat den wunden Fleck der Schlegelschen Poesien. Natürlich konnte das Schema nur das französische sein. Die typischen Charaktere, bei denen der interesselose Bösewicht unter dem Namen Segest nicht fehlt, die gegensätzliche Stellung derselben zu einander (Herman — Varus, Siegmar — Segest, Siegmund — Flavius), das gerichtsverfahrenmässige Plädiren für Grundsätze, welche die Personen vertreten (Vaterlandsliebe, Egoismus), welches sie aber zu Schemen herabdrückt, die moralischen Exclamationen, die künstliche Spannung, mit der kurz vor dem Schluss das Gegenteil des schliesslich Geschehenden vor sich zu gehen scheint (Thusneldens angeblicher Tod* V, 3 u. 5) — alles dies ist der Rüstkammer

* Abgedruckt bei Frh. v. Biedermann, Goethe und Leipzig. Leipzig 1865. p. 79—82. Er ist matt, geschwätzig. Clodius hebt die Grösse der alten Zeit hervor und mahnt, diese mit moderner Feinheit zu verbinden. Daran wird ein Lob des königlichen Hauses angeklebt.

** Werke XXVIII, 623. Zu beachten ist, dass Goethe dieses Urteil etwa funfzig Jahre später niederschrieb.

französischer Theatertechnik entnommen.* Aber in diese kalten Farben mischt der Deutsche doch Töne echten Gefüls ein, die dem Werk hoch über seinen Originalen einen Platz anweisen. Im Varus liegt wirklich schon etwas, das an die Kraft späterer Armindramatiker erinnert,** und Thusnelda ist eine edle Erscheinung. Wie woltuend berührt nicht ihr erstes Auftreten, als sie aus der Gefangenschaft zurückkehrt und ihrem jungen Bruder begegnet, bei welchem die Schüchternheit noch den Freiheitstrieb gefangen hält (II, 1). Stimmungsvoll wirkt das nächtliche Zwiegespräch Thusneldens und Adelheids (Hermans Mutter) vor der Schlacht (IV, 1); durch das ganze Werk weht ein Hauch keuscher, zarter Empfindung. Herman selbst ist eine kraftvolle Gestalt, männlich in Taten und Worten, z. B. wenn er (I, 3) schwört:

„Ich schwör in diesem Hayn! Ihr Götter seyd zugegen!
Diess Zeichen meiner Schmach will ich nicht von mir legen,
(den Ring des römischen Bürgers und Ritters)
Bis ich mein Volk durchs Schwert von seiner Dienstbarkeit
Und mich vom Bürgerrecht des stolzen Roms befreyt.“

Und hier setzt auch das patriotische Element ein. Ganz für die Zeit wirkend sind die Worte der Adelheid (IV, 2):

Ihr Kleinmütigen,
„Ihr, die ihr Knechtschaft wünscht, und träge Worte thut!
Wofern auf eurer Schaar das deutsche Volk beruht:
So wohnt in Deutschland nicht die Hoheit grosser Seelen,
Von der die Barden oft, doch ach! umsonst erzählen?
So sind die Deutschen nichts, als Knechte voller Trug,
Nur zu der Bosheit kühn, und zum Gewinnste klug?
So ist das deutsche Volk die schlechtste Last der Erde
Und unwerth, dass es noch ein Volk geheissen werde?
— — — — — — — — — — —

* Auch directe Einflüsse scheinen nachweisbar; man vgl. II, 4. v. 73 bis 76 mit Campistrons Arminius II, 4. v. 160—168. — Bei letzterem im fünften Akt, Scene 2, der scheinbare Sieg der Römer, der bei Schlegel IV, 4 anzutreffen ist.

** Obwol zwar kaum anzunehmen ist, dass spätere Dichter wie Klopstock und Kleist auf Schlegel zurückgegriffen haben sollten, so erinnern doch die Worte (III, 5):

„Es weckt ein heilig Lied aus tapfrer Barden Munde
Des Volkes Herzen schon“

an ähnliche Scenen der angeführten Dramatiker.

Diess Land wird immer noch ein ähnlich Bild der Alten,
Ein würdiges Geschlecht Thuiskons aufbehalten."

So kraftvoll diese und andere Stellen gebaut sind, so fehlt doch dem Ganzen die volle dramatische Stärke; es gebrach dem Dichter an Fantasie und Energie. So lässt, um ein Beispiel anzuführen, der Moment kalt, in dem (V, 5) die totgeglaubte Thusnelda wieder unter die Lebenden tritt: hier mussten andre Töne der Leidenschaft angeschlagen werden, als sie dem Poeten Schlegel zu Gebote standen. Und in dieses verstandesmässige Schaffen mischt sich auch ein gelehrter, kulturhistorischer Zug, welcher verrät, dass nicht allein der Dichtergenius helfend dem Schaffenden zur Seite schwebte, dass auch die Werke des Tacitus während der Arbeit den Studirtisch des fleissigen Mannes schmückten. Doch sind diese Schwächen wol kaum im Stande, den liebenswürdigen Dichter in unsern Augen herabzusetzen, von dessen Werk wir mit der Inhaltsangabe Abschied nehmen.

Varus hat die deutschen Fürsten zu einem Zuge gegen den aufrührerischen Fürsten der Sigambrer, Melo, entboten;* diese, die soeben den jungen Herman zum Herzog der Cherusker erwählt sehen, beschliessen, sich den Aufständischen anzuschliessen, um Germanien zu befreien; der Verrat des Segest misslingt; Varus mit den Legionen wird niedergehauen, und der Sieger Herman begrüsst seine Thusnelda als Braut. Das Stück schliesst mit den Worten:

„Es kröne Deutschland stets ein Ruhm, der uns nicht weicht,
Ein Glück, wie unsers ist, ein Muth, der eurem gleicht."

In diese Handlung greifen ausser den Hauptpersonen Varus, Herman, Thusnelda, Segest, der hier durchaus als eigensüchtiger Tyrann handelt und aus der gegenseitigen Vernichtung der Römer und seiner Landsleute Nutzen ziehen will, die Eltern Hermans ein, Siegmar, der den Heldentod stirbt und Adelheid, eine von der Liebe zum Vaterlande beseelte Matrone, sowie die pendantartig gearbeiteten Söhne Segests und Siegmars, deren

* Lohenstein, Buch I.

erster Siegmund dem Vaterlande nicht helfen darf, indess der zweite, Flavius, aus Eigennutz nicht helfen will, während ihre schliessliche Teilnahme an den Angelegenheiten der Deutschen noch glücklich bewirkt wird.

Bei weitem nicht von gleichem dichterischen Genie zeugend, aber das Werk eines tüchtigen, deutschen Charakters ist der „Arminius" des Justus Möser, erschienen Hannover und Göttingen 1749.* Schon die Vorrede, oder der „Innhalt", wie Möser sie nennt,** zeigt, dass dem wackeren Manne die poetische Weihe allzusehr abging. Grade von dem Tragischen bei Armins Tod, (denn das Trauerspiel verlegt die Varusschlacht schon in die Vorgeschichte) dass nämlich der Vaterlandserretter, um Rom ganz zertreten zu können, zum Unterdrücker des Vaterlands werden muss — von diesem eminent tragischen Vorwurf geht Möser bewusst ab. Herman wird bei ihm zu einer ehrlichen Haut. „Die Grossmut ist sein Tod" heisst es (V, 8) von ihm; aber darf man dies von dem Ende eines dramatischen Helden aussagen? Und auch die so argbeschnittene Idee ist ohne poetische Kraft durchgeführt; die Motive sind schwächlich; durch Belauschen der Sprechenden wird die Handlung vorwärts getrieben, und zwar spannungslos, ohne Leidenschaft in den Scenen; wenn Armin die jahrelang von ihm getrennte Thusnelda wiedersieht, hat er nur die trockensten Exclamationen für diesen ergreifenden Augenblick übrig. Die Menschen wurden Möser zu personificirten Principien, und dies, was den Dramatiker verurteilt, verhilft allerdings dem Verfasser der „patriotischen Fantasien" zu richtigerer Wertschätzung seines Werkes.

Für Möser ist der Arminstoff nur ein Gefäss, um seine edlen, menschen- und vaterlandsfreundlichen Ideen aufzunehmen. Was ganz neu aber charakteristisch für diesen Zweck ist: das

---

* Ein Abdruck befindet sich in der: deutschen Schaubühne zu Wienn, nach Alten und Neuen Mustern, Zweyter Theil. Wienn 1762. — An dieser Stelle möge bemerkt werden, dass der bei Gottsched, Nöt. Vorrat II, 376 erwähnte: „Arminius, ein Trauerspiel von Joh. Moser" zu streichen ist, da er mit dem Möser'schen zusammenfällt; ein neuer Beleg, wie ungenau oft die Angaben Gottscheds sind.

** Werke IX, p. 201—211. Es ist interessant, aus der Vorrede zu ersehen, wie vorsichtig reflectirend Möser an die Arbeit ging.

Volk, repräsentirt durch die alten Germanen als Masse, tritt zum ersten Mal, und zwar gewichtig, mit eigner Stimme und Meinung begabt, hervor. Ueber seine Eigenschaften heisst es (I, 5):

„Das was du trotzig nennst, das ist der deutsche Muth,
Der unauslöschlich brennt in göttlich reiner Gluth,
Und immer schärfer sitzt, je mehr man ihn beenget."

Was nun die „Fantasien" des Patrioten anbelangt, so soll vor allen Dingen Deutschland sich auf sich selbst beschränken, um seine Kraft zu consolidiren (I, 2):

„Nie wird der Deutschen Hals der Herrschaft Joch ertragen;
Nie aber auch sein Blut, um selbst zu herrschen, wagen.
Rom mag sein schändlich Glück auf fremde Trümmern baun;
Wird Deutschland nur, wie Gott, selbsteigner Macht vertraun:
So hat es gnug gesiegt; und könnt es Roms Verderben
Mit eines Deutschen Blut den Augenblick erwerben:
So würde der Gewinnst für uns zu kostbar seyn,
Wie er unnötig ist."

Aber dies Reich darf nur einem Herrscher gehorchen (I, 4):

„Du weisst, was uns bisher in so viel Leid gestürzt,
Und wenn kein Vorurtheil dir Blick und Geist verkürzt:
So bist du überzeugt, dass unsre Bürgerkriege,
Und die bey deren Brand von Rom erschlichnen Siege
Die unglückseelge Frucht der kleinen Staaten sey,
Die neidisch auf sich selbst, mit mehrer Tyranney
Das Vaterland gedrückt, als aller Römer Scharen."

Daher sind ihm auch die deutschen Fürsten zur Zeit Armins die der eignen Zeit, die Deutschland schwächen, indem sie dem Oberhaupt widerstreben (I, 5):

„ihr Eigenstolz, der nur die Freyheit liebt,
Weil ihnen dieses Wort das Recht zu wüten gibt."

Wer aber soll dieser Eine sein? Möser nennt ihn nicht, er stellt nur das Ideal eines Fürsten auf; aber es ist unschwer zu erraten, dass er nach Norden, nach Rheinsberg und Berlin, zielt (III, 3):

„Glückselig ist das Land, das nur ein Fürst regiert,
Der, blos um wohl zu tun, der Gottheit Scepter führt;
Dem seiner Völker Wohl das heiligste Gesetze,
Und ihre Willigkeit die unerschöpften Schätze."

Dieser Hinweis blieb nicht der letzte; energischer schlug die Saite ein andrer Dichter zwei Jahre später an: Christof Otto, Freiherr von Schönaich.*

Ist bei Möser ein directer Einfluss Gottscheds nicht nachweisbar, so finden wir in dem Dichter des „Hermann oder das befreyte Deutschland, ein Heldengedicht. Leipzig 1751"** einen gelehrigen und bewussten Schüler des Leipziger Professors. Nicht zwar, wie wol häufig bemerkt wird, dass das Gedicht auf Veranlassung Gottscheds entstanden sei;*** aber auf seinen Rat nahm Schönaich Verbesserungen vor, ging überhaupt auf die Grundsätze seines Gönners vollständig ein.

Schönaich, ein ruhiger, woldenkender, nicht unwitziger Geist,† aufgeklärt,†† dabei von echt deutscher Gesinnung,††† war ein Schlesier von Geburt; er hatte als Kürassierleutnant die beiden Feldzüge zwischen Preussen und Oestreich auf Seiten des ersteren mitgemacht. Auch sein Werk ist, wie die Leistungen seines Lehrers, namentlich durch dessen übermässige

* Armin, um den Bürgerkriegen in Deutschland ein Ende zu machen, zugleich um die gesamten Stämme gegen Rom führen zu können, hat sich, vom Volke umjubelt, zum König ausrufen lassen. Dies widerstrebt dem Trachten der Einzelfürsten, deren Ehrgeiz schon durch Armins frühere Taten, die Varusschlacht, empfindlich gekränkt ist; sie stiften eine Verschwörung an, deren Haupt Segestes ist; der Held fällt als Opfer derselben.

** Zweite Auflage 1753. — Es führt das Motto: Fortia facta patrum, series longissima rerum. Der Kupferstich zeigt Herman, Germaniens Fesseln lösend, Thusnelda bewaffnet dabei stehend; eine schwebende Göttin über Armin den Kranz haltend. Im Hintergrund Krieger, das römische Lager in Brand steckend; am Boden zerbrochene Adler und Fasces.

*** Danzel, Gottsched p. 369. Schönaich übersandte am 6. März 1751 sein Gedicht anonym als Dritter an Gottsched, mit einem etwas ironisch gehaltenen, sonst sehr devoten Schreiben. Gottsched antwortete sehr schnell.

† Beachtenswert ist der leicht ironisch gefärbte, etwas überlegene Ton in allen Briefen an Gottsched. Das Verhältniss zwischen beiden war später nichts weniger als freundschaftlich; Schönaich überschätzte sich.

†† Danzel, p. 374, wo er über den Ahnenstolz spottet. Auch p. 375. — Uebrigens, wo es nötig war, trat er auch für die Bedeutung seines Geschlechtes ein.

††† Ausser in der Dichtung (Danzel p. 372) „Es ist eine Schande, dass wir Regeln über Regeln geben, und wenn es zur Ausführung kommt, sie gleich vergessen. Sollten die Franzosen allein das Vorrecht haben? Nimmermehr!"

Lobpreisungen,* durch die Opposition der Gegner,** die an demselben kein gutes Har lassen wollten, in ein falsches Licht gestellt worden. Am meisten Eintrag tat ihm der demonstrative Akt der Dichterkrönung, den Gottsched, als Dekan der philosophischen Fakultät zu Leipzig, an ihm vollzog.

Ein aktenmässiges Protokoll dieser sonderbaren Handlung gibt die in Leipzig 1752 erschienene Schrift: „Der Lorbeerkranz, welchen der Hoch- und Wohlgeb. Herr Christoph Otto, d. H. R. R. Freyherr von Schönaich, von einer löbl. philosoph. Facultät zu Leipzig erhalten hat.“ Die Ceremonie der Krönung, die Reden, sowie die Gedichte, die declamirt wurden, sind darin mitgeteilt. Schönaich, der verhindert war zu kommen, liess sich vertreten; etwas kleinliche Familienverhältnisse

---

* Ausser der Vorrede vgl. die Besprechung des Werkes durch Gottsched in: das Neueste aus der anmutigen Gelehrsamkeit. Leipzig 1753. p. 485, in der wenig Neues gesagt wird. p. 920 spricht er von einer Nachahmung des „Herman“. — Diesem reiht sich ein Brief Voltaire's an (Danzel p. 65), welcher lautet: „d. 4 April 1753. je vous renvoye monsieur le manuscrit que vous m'avez fait l'honneur de me confier. je n'y ai corrigé que les fautes de langage j'ay apercu a travers la traduction la plus sublime poesie et les sentimens les plus vertueux; comme on adorait autrefois des divinitez dont les statues etaient couvertes d'un voile. si vous conoissez le jeune autheur je vous prie de l'assurer de ma perfaite estime. c'est un sentiment que je vous ay voué il y a longtemps aussi bien qu'a votre illustre epouse. j'y joints aujourdhuy l'amitié et la reconnoissance que je dois a vos bontez prevenantes.“

** Dagegen: Lessing in der Vossischen Zeitung von 1752 und in den Göttinger Gelehrten Anzeigen. Kästner (ges. poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Berlin 1841. I, p. 42) schoss zwei Epigramme auf den Dichter des Herman ab, von denen das erste Lessing zugeschrieben wurde:

Die poetische Krönung.

Dir, Gott der Dichter, muss ichs klagen,
Sprach Hermann: Schönaich darf es wagen,
Und singt ein schläfrig Lied von mir.
Sey ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür.

Christ und Antichrist.

Entscheidet ihr gerechten Richter,
Wer Deutschland mehr von beyden schmäht:
Der lehret, Opitz sey kein Dichter,
Bey dem ist Schönaich ein Poet.

was auf Christ und Gottsched zu beziehen ist. — p. 22 befinden sich noch drei Stachelverse auf Schönaichs tragische Versuche.



standen hemmend zwischen ihm und seinem Erfolg. Eine berliner Zeitung (Danzel, p. 380) zeigt die Krönung wie folgt an: „Am 18. (18. Juli 1752) dieses ertheilte die hiesige philos. Facultät Hrn. v. Schönaich, Verf. des Hermanns, feierlich den poet. Lorber. Gedachter Herr Baron war nicht selbst zugegen, sondern er liess sich die Klio, mit welcher er schon seit zwei Jahren verbotenen Umgang geflogen, durch Herrn Prof. Gottsched als jetzigen Decanus d. philos. Facult. per procurationem antrauen.“ Aber auch Stimmen aus dem eigenen Lager sprachen sich gegen diese Ceremonie aus, so die gesund fühlende Frau Gottsched selbst:* „Dergleichen Feyerlichkeiten müssen vielleicht auf hohen Schulen nicht ganz in Vergessenheit gerathen; nur ich, ich möchte nicht die Person sein, die sich dadurch unvergesslich machte.“ Bereits früher, am elften Mai 1751, war der gekrönte Poet auf Grund seines Werkes in die deutsche Gesellschaft zu Königsberg aufgenommen.

Sehen wir uns das Werk näher an, das seinem Schöpfer so viele Ehren und Angriffe einbrachte.

„Von dem Helden will ich singen, dessen Arm sein Volk beschützt,
Dessen Schwert auf Deutschlands Feinde, für sein Vaterland geblitzt;
Der allein vermögend war des Augustus Stolz zu brechen,
Und des Erdenkreises Schimpf in der Römer Schmach zu rächen.“

Herman ist in Rom gewesen und wird nach seiner Rückkehr von seinem Vater Siegmar bestimmt, das Befreiungswerk zu übernehmen. Zu diesem Zweck soll er als Gesandter an König Marbods Hof gehen, um diesen für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Unterwegs werden Herman und sein Begleiter Brenno** von einem heftigen Gewitter überfallen; sie müssen in einen Wald flüchten, treffen hier einen gallischen Greis,** dessen Exclamationen über die Schwere des Römerjochs den jungen Helden noch mehr zur Beschleunigung seines Werkes anstacheln. In der Höhle dieses Alten, in welcher beide nächtigen, erscheint dem schlafenden Jüngling der Urahne Mannus und zeigt ihm die Besiegung Roms an. Am fol-

* Briefe, II. No. 106. Unterm 22. August 1752.
** Man sieht, wie die Vorstellung über Zusammengehörigkeit gallischen und germanischen Altertums im Blute der Zeit lag.

genden Tage erreichen sie ihren Bestimmungsort. (Erster Gesang.) Marbod geht anfangs auf die Ideen Siegmars ein; dem Gast zu Ehren wird ein Banket veranstaltet, bei welchem im Gegensatze zu dem prunklosen Wesen der Cherusker Pracht und Reichtum zur Schau getragen werden, wie denn überhaupt diese beiden Stämme die Träger der französischen Uebercultur und der deutschen Einfachheit, wie sie der Dichter sich wünscht, repräsentiren sollen. Armin erzält an der Tafel seine Erlebnisse in Rom, wie er daselbst den edlen Drusus kennen gelernt, der ihn zuerst sich selbst wiedergegeben habe, (Zweiter Gesang) bis auf diesen in der Herrschaft über Germanien Varus gefolgt sei, der als ein ahnenstolzer Weichling geschildert wird. Durch diesen Bericht erregt der junge Held, ausser der Zuneigung Marbods, auch das Interesse der Mathilde, der Tochter des Gismund, der als allmächtiger Ratgeber des Königs fungirt. In einem Zwiegespräch mit ihrer Freundin Frygund bekennt Mathilde ihre Liebe zu dem jungen Ankömmling, eine Zauberin soll helfen und Erwiderung der Zuneigung erzwingen. (Dritter Gesang.) Aber das anscheinend glücklich begonnene Werk der Sendung soll nicht zu gutem Abschluss gelangen. Obengenannter Gismund, der im Solde Roms steht, will zuerst seine Tochter benützen, Herman zu verderben; da dieser Plan an der Liebe des Mädchens scheitert (sie stirbt von seiner Hand), weiss er aus politischen Gründen Marbod zu bestimmen, das Bündniss abzulehnen, so dass der Siegmarsohn unverrichteter Sache den Hof verlassen muss. (Vierter Gesang.) Jetzt eilen zwei überirdische Mächte dem bedrohten Vaterland zu Hülfe; die Zwietracht reizt Segest, sich den Römern, behufs Unterjochung der Deutschen, zur Verfügung zu stellen; Velleda jedoch, die germanische Seherin, die an der Lippe ihren Sitz hat, kündigt Herman den Sieg der Seinen an. (Fünfter Gesang.) Inzwischen hat Siegmar die Deutschen in einem heiligen Haine versammelt und teilt ihnen die Pläne, die er und sein Sohn hegen, mit; alle stimmen bei; Segest, der ihn hier aufsucht, um ihn für die gegnerische Angelegenheit zu gewinnen, wird festgenommen. Herman kehrt von seiner Expedition zurück. (Sechster Gesang.) Ein Privatstreit leitet den Krieg ein: die Zwietracht und die Rache verführen einige Römer, in

den geheiligten Hain zu dringen, um einen Hirsch zu verfolgen; Germanen wollen dem frevlen Beginnen wehren; es entsteht ein Gefecht; da Varus für die Gefallenen Genugtuung fordert, was Herman verweigert, beginnt der Kampf. (Siebenter Gesang.) Eine Schar Römer, die sich bei Nacht zu weit vorgewagt, wird vernichtet. Varus, welchen die Verweichlichung seines Heeres einen Misserfolg befürchten lässt, macht einen Versuch, die Deutschen durch List zum Niederlegen der Waffen zu bewegen: er misslingt. (Achter Gesang.) So auf die kriegerische Entscheidung angewiesen, vereint sich der römische Feldherr mit Segest, der aus seiner Haft entwichen ist, und ein Ueberfall, der jedoch ohne Folgen bleibt, führt direct zur Hermansschlacht über. (Neunter Gesang.) In dieser fällt zuerst Siegmar von Segestes Hand; er wird nach abgebrochenem Kampfe bestattet. Man schreitet zum zweiten Angriff vor. (Zehnter Gesang.) Noch ehe dieser durch einen Ausfall der Römer aus ihrem Lager begonnen wird, sucht sich Varus durch ein Opfer, allein vergeblich, Mut zu machen. Noch jedoch gelingt es den Deutschen nicht die Befestigungen der Feinde zu erstürmen (Elfter Gesang); erst nachdem der gefallene Siegmar als Traumerscheinung seinem Sohn den nahen Sieg verkündigt hat, werden am dritten Tage die Unterdrücker geschlagen, an welchem Entscheidungskampfe auch Thusnelda, des Siegers Verlobte, tätigen Anteil nimmt; Varus, verwundet, tötet sich selbst. (Zwölfter Gesang.)

Entgegen der Zuversicht Gottscheds, der in diesem Werk eine deutsche Henriade, ein neues befreites Jerusalem erblickte, und der das ersehnte vaterländische Epos endlich, was Stoff und Behandlung anbelangt, geschaffen wähnte, gestaltet sich unser Urteil, wie folgt: Das Gedicht arbeitet mit dem den Alten entnommenen technischen Apparat, wie denn auch einige Partien deutlich die Nachahmung Vergils, teilweise auch Tassos verraten.* Aber es ist die durch die Vermittlung der Franzosen bewirkte Kenntniss der Antike. Demgemäss bewegt sich das Ganze in der galanten Anschauungs- und Redeweise des ludwigschen Zeitalters, in antithetisch-pointirtem, rhetorischem Vers-

* Mathilde ist Vergils Dido und Tassos Armida.

fluss; von dem germanischen Colorit ist die beinah sybaritische Pracht des Marbodschen Hofes mit seinen Gemälden und Cedernholzfeuern weit entfernt. Die Composition ist nicht ohne Geschick entworfen, aber ohne grossen poetischen Reiz; der Fortschritt des Geschehenden ist zu träge, die Entfaltung der Schlacht selbst zu ärmlich; doch ragen aus der Sandwüste der Erzälung einige Oasen hervor, wie die Geschichte des Drusus und seiner Schicksale, bei welcher echte Herzenstöne erklingen; die Erscheinung der Zwietracht ist nicht ohne Grösse erfasst. Im Ganzen genommen ist Schönaichs Herman ein rührender Versuch, den gewaltigen deutschen Stoff der Hermansschlacht mit den geringen Mitteln der engbegrenzten französischen Classicität zu bewältigen.*

Ganz im Gegensatz zur Dedication, die nach Westen wies (das Werk war dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen zugeeignet,** erstens weil er einen erhabenen Geschmack besässe, zweitens weil ein patriotischer Held nur wieder von einem solchen Helden nach Gebühr geschätzt werden könne, und endlich, weil die Katten, d. h. die Hessen sich in hervorragender Weise am Befreiungskampfe der Vorzeit beteiligt hätten) richtet Schönaich, noch weit schärfer als Möser, in Stellen, die der Gegenwart gewidmet sind, seine Blicke auf das aufstrebende Preussen.

* Was die Quellen anbelangt, die Schönaich benutzt haben könnte, so war ihm Lohensteins Arminius wol schwerlich ganz unbekannt: seine Thusnelda, die auch als Ritter am Kampf teilnimmt, wäre wol kaum ohne seinen Vorgänger so entstanden. — Bei der Schilderung des Marbodschen Hofes scheint er durch Bünau's Werk beeinflusst zu sein. Letzterer redet p. 227 von der „königlichen Haubt-Stadt“ und dem „dabey gelegenen Schlosse“, woselbst „nebst einer grossen Beute, so die Sueven dahin geflüchtet“, „auch verschiedene Römische Kauf-Leute angetroffen wurden“, die sich „daselbst niedergelassen hatten“. Hieraus konnte er, in Weiterspinnung dieses Gedankens, wol zu einem luxuriösen Hof gelangen, zumal (was charakteristisch für seine Zeit ist) er in ihm, im Gegensatz zu dem deutschen Idealhof des Armin, die verschwenderischen Höfe seiner Zeit porträtiren wollte. Gottsched führt Bünau in der Vorrede auf.

** Die Widmung ging wol von Gottsched aus. Wilhelm VIII., geb. 1682, ein rauher Charakter, durch den Verkauf seiner Landeskinder berüchtigt, wegen seiner Bauten in Cassel berühmt (Gottsched besang ihn deshalb in einer 27strophigen Ode. Das neuste aus d. anmut. Gelehrs. 1753. p. 666 ff.), starb 1760 Im siebenjährigen Kriege hielt er fest zu Preussen. Vehse, Gesch. d. deutsch. Höfe XXVII, p. 151 – 160.



„Hermann, dich will ich erheben: und dem sei mein Lied geweiht,
Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht, zerstreut;
Der, dem ersten Hermann gleich, unser schnödes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilgen Pracht vor dem Adler niederleget.“ (p. 3.)

Die bestehenden traurigen Verhältnisse, die Zerrissenheit Deutschlands gestatten dem Dichter freilich nur Klänge des Schmerzes, höchstens der Hoffnung:

„Nein, die Zwietracht darf noch nicht; nein! ich* darf noch nicht verzagen;
Nein! so lang als Deutsche noch bloss um Geld auf Deutsche schlagen.
Ja, so lang als deutschen Fürsten Thron und Land zu enge dünkt,
Und so lange man mit Römern noch aus fremden Golde trinkt:
Wird die Zwietracht jeder Zeit noch die grosse Zwietracht bleiben,
Und des Friedens faulen Stolz von den deutschen Wäldern treiben.“
(p. 67.)

Dem gegenüber eröffnet sich ein andrer Ausblick:

„O! wie glücklich sind die Völker, die ein einzig Haupt regiert;
Wo man kein geteiltes Herrschen, keine fremde Macht verspürt,
Und wo kein erzwungnes Band Fürsten Händ und Zepter bindet:
Noch beglückter! wenn der Prinz dieses Band nicht unsanft findet!“
(p. 12.)

Wie, wenn dieser Fürst wirklich vorhanden wäre? wenn er, noch nicht vorhanden, bald käme?

„Ach! wo lebt nun wol ein Hermann? holder Himmel! schaff ihn doch!
Deutschland heget ja wol Helden, aber keinen Hermann noch.
Ist es möglich, o! so lass meinen heissen Wunsch gelingen;
Und du, Muse! sollst alsdann in erhabnerm Tone singen!“ (p. 192.)

An diesen Herman sich anzuschliessen, sei es auch in Gefahr und Kampf, in diesem Gedanken schwelgt des Dichters heroisches Gemüt:

„Lieber wollt ich mit den Helden frei in dicken Wäldern sein,
Als an eines Fürsten Seite seinen Lastern Weihrauch streun.
Lieber wollt ich unter ihm in den dünnen Hütten sitzen,
Als durch ein erpresstes Gold in vergüldten Zimmer blitzen.
Solch ein Held, und so ein Sieger sind allein der Lorbeern werth;
Deutsche! nein! ihr habt den Sieger niemals noch genug verehrt!

---

* Die Zwietracht redet.

Ist doch seine Tugend ganz aus der deutschen Welt verschwunden:
Tugend! warst du denn so sehr an des Helden Zeit gebunden?"
(p. 129.)

Und wer noch zweifeln wollte, auf wen alle diese Anspielungen zielen, der lese die Verse (p. 152):

„Mit dem Degen in der Hand für des Volkes Freiheit sterben,
Das sind Lorbeern, die wol nie Fürsten schöner sich erwerben."

Hinsichtlich des Verses, den man aus den angeführten Stellen ersehen kann, und den schon Philipp von Zesen kultivirte, sei nur bemerkt, wie die feinfühlige Natur des Dichters den für ein längeres Gedicht etwas ermüdenden Tonfall dadurch modificirte, dass er über Kreuz stumpfe und klingende Cäsuren und Reime mit einander abwechseln liess. Die Aenderung gehört ganz Schönaich an, und der Vers erhält dadurch einen gewissen melodischen Reiz.

Von minder hohem poetischem Werte, aber wichtig, weil es zeigt, wie sogar die Theaterroutine sich des neugewonnenen Bühnenstoffes bemächtigte, — der Dichter spricht einmal selbst* von einem „deutschen nationalen Geist" der sich „auf der Bühne sehr deutlich ausspreche" — ist das Trauerspiel: „Hermanns Tod von Cornelius von Ayrenhoff. Auf das Wiener Theater gebracht 1768",** welches nicht mehr voll-

* Sämtl. Trauersp. v. Ayrenhoff. Wien 1817. I, p. 199.

** Abgedr. in: „Des Herrn Cornelius von Ayrenhoff sämmtliche Trauerspiele. 2 Bde. Wien 1817", wo es im ersten Bande zu finden ist. — Unter dem Titel: „Hermann und Thusnelda. Ein Trauerspiel in Versen. Von einem K. K. Officier. Aufgeführt auf der Kayserl. Königl Deutschen Schaubuhne in Wien. Verbesserte Auflage 1769" rangirt im vierten Bande des: „neuen Theaters von Wien" 1769 eine andre Bearbeitung des Ayrenhoff-schen Trauerspiels. Die Variationen sind unbedeutend: statt: o Teut! steht: ihr Götter! eine Vertraute der Thusnelda, Bertha, wird eingeführt. Die Auflage kündigt sich als eine verbesserte des 1768 auf das Theater gebrachten: Hermanns Tod an, was wol für die Beliebtheit des Stückes spricht, zudem der Beifall noch besonders im Vorbericht des Herausgebers erwähnt wird. Ob nun der in die Werke aufgenommene Text der ältere, aufgeführte, oder ob er eine dritte Version ist, scheint mir, da die Abweichungen nichtssagend, das Stück selbst ästhetisch wertlos ist, von keinem Belang.

Ayrenhoff, 1733 in Wien geboren, 1793 als Offizier in Ruhestand versetzt, starb am 15. August 1819. Er war nicht ohne Ansehen in den höheren Kreisen der Zeit, mit Friedrich dem Grossen bekannt, der ihm seine Schrift: „de la littérature allemande" vor dem Druck zusandte. Auch geberdete er sich als grosser Gegner Shakespeares sowie als Freund der französischen Classicität.



ständig der Gottsched'schen Schule zuzuweisen ist, sondern in einigen Punkten bereits auf Klopstock'sches Gebiet hinübergreift. Der Inhalt ist folgender:

Die Freigebung der gefangenen Thusnelda und ihres Sohnes Thumelicus ist von den Römern als Preis eines Vertrages mit den Deutschen ausgesetzt; Herman, aus vaterländischen Rücksichten, weist dies Anerbieten nach heftigem Kampfe mit sich selbst zurück; Segest, der sich eben mit ihm versöhnt, glaubt, infolge einer Intrige des römischen Unterhändlers und eines missgünstigen Fürsten, Adgandester, dass Armins Ehrgeiz daran schuld sei, und unvermögend, seine Tochter gefangen zu wissen, erregt er einen Aufstand, in dem er zwar selbst umkommt, aber vorher noch seiner Rache durch den Mord des Schwiegersohnes Genüge tun kann; Thusnelda, die zuletzt hinzukommt, tötet sich selbst an der Leiche ihres Gatten.

Man sieht, die ganze Anlage des Stückes ist misslungen. Jede Tragik fehlt, weil keine Schuld am Helden haftet. Der Zorn Segests beruht auf einem Irrtum. Dass Ayrenhoff in der Vorrede (p. 107) dies ausdrücklich als richtig hervorhebt, zeigt, dass er keine Ahnung davon hatte, was ein Trauerspiel bezweckt.

Aber auch in ihm, dem Oestreicher, — und dies versöhnt uns wieder mit dem mangelnden dichterischen Genie — ist der Patriot stark genug, den Stoff als solchen liebzugewinnen. Er sagt (p. 105): „So gewiss es ist, dass die Erregung heftiger Leidenschaften der Hauptvorsatz seyn muss mit dem der tragische Dichter sein Werk beginnen soll, so gewiss ist es auch, dass der Grund, worauf gegenwärtiges Trauerspiel erwuchs, f a s t a l l e i n ein patriotischer Wunsch, oder diejenige politische Moral war, die ich in die letzten Worte des sterbenden Hermann geleget habe."* Diese vaterländischen Wünsche und

* V, 6.

„Seyd einig unter euch!
Roms Wälle stürzen bald, bleibt eure Kraft vereint.
Der Deutschen Zwietracht ist der Deutschen stärkster Feind."

und p. 106: „Hermann, der grösste Mann des alten Deutschlands, der Befreyer und Beschützer desselben, dieser Hermann kann unmöglich auf einer deutschen Schaubühne erscheinen, ohne zu interessiren."

Hoffnungen, die sich zu Anspielungen auf die Zeit steigern (III, 4):

„Nur innre Ordnung kann der Staaten Macht erhöhn;
Ich habe kleine stark, und grosse schwach gesehn"

spitzen sich auf den Gedanken zu, dass im habsburgischen Kaiser der wahre Nachkomme Armins erstanden sei (III, 5):

„Den aller Runen Mund uns prophezeyt —
Es werd ein Deutscher einst der Cäsarn Thron erstreiten."

Dieser patriotische Stolz des Dichters äussert sich auch noch auf eine besondre Weise. Ayrenhoff war Militär (er schrieb sein Stück in „einigen geschäftsfreyen Stunden" p. 108) und stellt infolgedessen die strategische Fähigkeit Armins in ein ganz besonders günstiges Licht; er verficht demgemäss seine Niederlagen und zweifelt die Siege der Römer, wenn nicht als Tat, so doch in ihren Wirkungen an.

Wenngleich er den heroischen Stoff verwässerte, so ist im Gegensatz zu seinen poetisch höherstehenden Vorgängern doch dies nicht genug hervorzuheben, dass er die Hermansschlacht auf seine Weise für die Bühne eroberte* und infolgedessen vielleicht mehr auf das grosse Publikum wirkte, als Schlegel und später Klopstock. Und insofern kann ihm eine besondere und nicht unwichtige Stelle in der Arminliteratur Deutschlands nicht abgesprochen werden.

Dies Urteil rechtfertigt Ayrenhoff auch in seinem zweiten Arminiusdrama: „Tumelicus oder Hermanns Rache. Ein Trauerspiel mit Chören. Dem Herrn Christian Felix Weisse gewidmet. Auf das Wiener Theater gebracht 1774."** Auf dieses Werk besonders ist die Bemerkung von der übergänglichen Stellung des Dichters von Gottsched zu Klopstock anzuwenden. Der dialogartige Charakter des Stückes, das ohne Akteinteilung dahinläuft, die Einflechtung von Chören, das sich breitmachende mythologisch-gelehrte Element — alles dies verrät den Einfluss der wenige Jahre vorher erschienenen „Her-

* Er stellt im Vorwort den Beifall des Publikums als sein Ziel hin; auch die Scenenanweisungen (statt: „Krieger" „Comparsen" u. s. f.) verraten das Bühnenmechanische.

** Trauerspiele I.

manns-Schlacht“ von Klopstock. Dabei ist es — und dies ist unterscheidend von seinem Vorgänger — durchaus bühnenmässig — es ward auch aufgeführt — und weit geschickter als Klopstocks Bardiete gearbeitet, wenngleich es natürlich an poetischem Werte tief unter diesem steht und bei den Chören, — trivial, sie erinnern im Ton an Gleim'sche Kriegslieder — die zudem ziemlich äusserlich in die Handlung eingeflickt sind, die Vorbilder des Singspiels und des Ballets deutlich hindurchblicken. Was überrascht: wir haben es hier mit einer förmlichen Schicksalstragödie (1774) vor Schiller und Müllner zu tun, was aus der Inhaltsangabe deutlich wird:*

Thumelicus kehrt von Deutschland zurück und wird Herrscher der Cherusker. Eine Stimme Hermans — die Scene ist ein Hain mit der Standsäule des Armin — ermahnt das durch seine Ermordung strafbar gewordene Blut zu vernichten, worauf alsdann Segen über das Volk kommen werde. Man bezieht diese Forderung auf des Thumelicus Gemalin, Aelia, eine Römerin, welche eine Tochter jenes Intriganten ist, der Segest zur Rache angestachelt hat, wie überhaupt das Werk überall Bezug auf: Hermanns Tod nimmt; schon soll die Unschuldige geopfert werden, als der Irrtum sich aufklärt und der wahre Anstifter des Mordes, Adgandester, die verdiente Strafe erhält.

Einzureihen in die Darstellung ist hier „eine pindarische Ode: Herrmann“ von Cramer.** Auch sie steht zwischen den beiden bezeichneten Richtungen:

Satz.

Mit heiligen und kühnen Saiten,
Die edle Lieder stolz begleiten,
Wenn mich ein höhrer Trieb entbrannt,
Hat mich die Königinn der Töne
Zu euch, zu euch, Thuiskons Söhne,
In neubekränztem Haupt gesandt.

---

* Freie Erfindung. Basirt auf Tacitus Bericht von den Bürgerkriegen der Cherusker nach Armins Tode: man erbat in Rom einen Nachkommen desselben zum König und erhielt Italus, Flavius Sohn; Ayrenhoff schiebt für diesen den Thumelicus unter.

** In den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“. 1774. Bd. 6. Juniheft. p. 554—564. — Johann Andreas Cramer, der Freund Klopstocks, geb. 1723, gest. 1788.

Euch will ich von dem Schlafe wecken,
Ich will die Weichlichkeit erschrecken,
Wenn Herrmann, den mein Lied erhebt,
Noch einmal bei den Deutschen lebt.

Gegensatz.

Doch, stolze Saiten, welch Vergehen,
Bey einem Volk den zu erhöhen,
Das selbst den Ruhm nicht mehr begehrt!
Sagt nicht sein Lob den deutschen Erden,
Er zwar verdient, gerühmt zu werden,
Doch sind wohl Deutsche seiner werth?
Ihr weibisch Ohr sey stets verschlossen!
Von dem, der einst auf hohen Rossen
Ein frey und schrecklich Schwerdt erhob,
Erschalle nicht ein furchtbar Lob.

Besonders wichtig ist der

Nachsatz.

Ja, schamroth zittern müssten sie,
Die in Pallästen, die in Hütten:
Denn solche Feigheit weicher Sitten
Herrscht in den alten Hainen nie.
Wo ist die Hoheit erster Seelen,
Die tugendhafte Rauhigkeit?
Itzt fröhnt man, wenn aus seinen Hölen
Des Lasters wilder Blick gebeut.
Strömt wol der Mut noch in den Söhnen,
Die sich zur Knechtschaft nur gewöhnen,
Der in der Aeltern Adern floss,
Und sich in Arm und Antlitz goss?

Dieser Gedanke — Herabsetzung der eignen Zeit gegen das Altertum mit seiner Einfachheit und Tugend — der sich in der mehr hoffend strebenden als vom Besseren leichtfertig sich abwendenden Gegenwart etwas veraltet ausnimmt und einen etwas schulmässig-pedantischen Beigeschmack nicht verleugnen kann, sowie eine Apotheose des Armin:

„Hier ist der Held, der Rom gebeuget;
Das Blau der vollen Adern zeiget,
Wie stark sein Schwerdt der Herrschsucht dräut.
Die freyen Arme sind entblösset;
Ihm ist kein Schrecken eingeflösset;

Vor dem die Weichlichkeit itzt bebt,
Wenn sich ein rauher Sturm erhebt"

wird noch in vierundzwanzig Strophen — Satz, Gegensatz, Nachsatz — durchgeführt. Das Gedicht ist ohne rechte Kraft, breit, durchaus Reflexionspoesie. Zum Schluss hofft er auf Besserung der Zustände; es heisst vom deutschen Volke:

„Doch stets wird es nicht knechtisch bleiben,
Ein Held wird ihren Feind vertreiben,
Wer wird Germanien befreyn?
Er: denn er wird, wie Herrmann, seyn"

worin wir wiederum eine Anspielung (1744) auf Friedrich den Grossen als deutschen Armin finden.

Wir kommen jetzt zu dem Hauptführer der neuen Richtung, die sich ebenfalls der deutschen Vorzeit bemächtigte, zu Klopstock. Lassen wir die Geschichte des Helden vor unsern Augen vorübergehen, wie sie der Dramatiker und Odendichter zu gestalten versuchte.

Schon tobt die Schlacht bereits am dritten Tage; es ist Mittag und die Entscheidung naht. Das Terrain, auf dem gekämpft wird, ist ein Tal mit einem Flusse, der hindurchströmt — das Bodetal. Siegmar hat mit den Seinigen sowie den Barden einen Felsen besetzt — die Rosstrappe* — er, um die

* Klamer-Schmidt, Klopstock und seine Freunde. 1810. II, p. 269, wo Klopstock Herman für einen Harzer hält. p. 201 verrät er Gleim, dass er Herman „auf demselben Felsen geboren werden lasse, auf dem Heinrich der Vogler begraben liegt." — Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. Braunschweig 1867. p. 212. „Heinrich, der in Hermanns Geburtslande begraben liegt." — Pröhle, Friedrich der Grosse und die deutsche Literatur. Berlin 1872. p. 146. 147. Der Brocken ist der heilige Berg Cheruskas. Der Felsen, auf dem Heinrich der Vogler begraben liegt, der Schlossberg von Quedlinburg, Klopstocks Geburtsort; das Bauern-, Jäger- und Fischerlied in „Hermanns Tod" besingt die Bode. — Vgl. auch die Ode: Hermann. 1767. Str. 18, V. 4. — Auf dem Rosstrappfelsen sollte schliesslich das Bardiet von braunschweigischen Soldaten aufgeführt werden Lappenberg, p. 229. Sonst ist es seiner Zeit nirgends dargestellt. In Wien sollte es 1771 „in allem Ernste" aufgeführt werden. Gluck sollte die Chöre in Musik setzen, was er auch mit einigen verwirklichte. Auch Schubart componirte einige Chöre der Hermannsschlacht. Cramer übersetzte die letztere später ins Französische, behufs einer Aufführung in Paris, wo Cheron den Brenno, die Latour Thusnelda spielen sollte. Lappenberg, p. 229. 252. 294. 391. 396. 409. — Auch Schiller trug sich mit dem Gedanken einer Darstellung in Weimar.

Flüchtigen, denen am jenseitigen Abhange der Berge die Katten auflauern, durch Hervorbrechen im letzten Momente den Rückzug abzuschneiden, die Barden, um von diesem geweihten Ort aus — ein Wodansheiligtum * ist er — durch Gesänge in die Tiefe hinab die Streitenden zu ermuntern. Da werden die ersten Anzeichen des Rückzugs der Römer sichtbar; sofort eilt Siegmar, seinem Vorhaben gemäss, mit den Kriegern ihnen entgegen. Die folgenden spannenden Augenblicke, in denen der Sieg aufs neue durch heftigen Kampf zweifelhaft gemacht wird, füllen stimmungsvolle Episoden aus: das Erscheinen des Verräters Segest — er tritt auf, um den Ausgang der Schlacht zu erfahren, der vom Druiden Brenno mit Worten hart gestraft wird, sowie das seines Sohnes Siegmund, der, bisher gezwungen römischer Priester zu sein, die Binde von sich wirft, um nunmehr als Deutscher in den Streit zu eilen. Da sieht man, wie Siegmar verwundet wird, wie die Römer Aussicht haben, durchzubrechen; die Anwesenden geraten in heftige Bewegung; Knaben erwirken die Erlaubniss am Treffen teilnehmen zu können. Der neue Ansturm — bei dem auch Herman selbst sowie der älteste der mutigen Knaben verwundet werden, — sichert den Sieg. Der alte Siegmar, den man, tötlich getroffen, vor den Wodansaltar getragen, stirbt unter dem Triumphgeschrei der Deutschen. Thusnelda naht zuerst, dann der Sieger Herman; zugleich wird sein verräterischer Bruder Flavius als Gefangener herbeigeschleppt; vom Todeslos, das die Barden über ihn werfen wollen, rettet ihn nur die Fürbitte der Thusnelda, trotzdem seine Mutter Bercennis Einsprache dagegen erhebt, indem sie, ein Weib wie Tacitus sie geschaut haben mag, den Tod ihres Sohnes als Sühne für den ihres Gemals Siegmar fordert. Die Trophäen werden vor dem Altar des Gottes aufgestellt und Siegsgesang und ein Schwur ferneren Römerhasses schliesst energisch das Schauspiel ab. **

* Klamer-Schmidt, p. 249. Klopstock ist überzeugt, „dass die Rosstrappe das einzige druidische Ueberbleibsel in Deutschland ist, und dass ich Lust habe, Ihnen (Gleim) den Vorschlag zu tun, dass der Barde der Selke und Bude eine Inschrift in den Fels der Rosstrappe hauen lassen sollten.“ Vgl. Pröhle, p. 289. 292 f. Auch den deutschen Dichterhain, den Hain Bragas verlegt er in die Nähe der Rosstrappe.

** Hermanns Schlacht. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg und Bremen 1769.

Eine idyllische Scene unterbricht die historischen Vorgänge und gestattet uns einen Einblick in das Liebesleben des Helden. Fern vom Festesjubel der Germanen begrüsst Thusnelda ihren Geliebten, wie er im Schmuck des Römerblutes, schweiss- und staubbedeckt von der Schlacht zurückkehrt; Schwert und den feindlichen Adler nimmt sie ihm ab und spricht ihm Trost ein ob des gefallenen Vaters.*

Doch das heitere Geplauder darf nicht lange anhalten; wieder ertönt der Kriegsruf und reisst den Helden aus den Armen der Gattin in noch härteren Kampf. Sieben Jahre sind seit der Schlacht im Bodetale verflossen, und von neuem steht der Feind in den Wäldern Germaniens gerüstet da, diesmal unterstützt von einem wichtigen Bundesgenossen: der Uneinigkeit der Deutschen. Die Fürsten derselben, bei denen Ingomar, der alte unruhige Oheim Armins die Führerschaft der Opposition übernommen hat, treten im Kriegsrat dem Antrage Hermans entgegen, den Römer, wie es schon gegen Varus geschehn, nicht zur Entfaltung seiner Kräfte, indem man das feste Lager angreife, kommen zu lassen, sondern ihn in die Wälder und Sümpfe zu locken, um ihn daselbst zu vernichten. Herman, dem inzwischen die Gemalin durch Verrat entrissen ist, hat durch verschiedene Kriegslisten schon alle Vorbereitungen getroffen, dem Gegner die eignen Verschanzungen unbequem zu machen, muss jedoch, zu den mehr streitenden als ratpflegenden Fürsten zurückgekehrt, den verderblichen Entschluss derselben, der das Gegenteil, einen Lagersturm, beabsichtigt, vernehmen; und, trotzdem einsichtige Persönlichkeiten, wie der alte Brenno und die greise Bercennis, abraten, verschiedene Anzeichen — unter anderm ein Gottesurteil — auf eine Niederlage hinweisen, kann er sich dem Beschluss der Mehrheit nicht entziehen. Der Sturm misslingt, die Schlacht

* Hermann und Thusnelda. Ode. 1752. Cramer, Klopstock an und über ihn III, 362 gibt den ursprünglichen Text. Marie Joseph de Chénier übersetzte sie ins Französische. (Lappenberg, p. 367.) Dieser Dichter, minder begabt als sein Bruder, der 1794 guillotinirte André Chénier, schrieb auch eine Oper: Arminius, von der ich nicht weiss, ob sie gedruckt ist.

geht verloren; nur mit Mühe entflieht er und der starrköpfige Ingomar der Gefangenschaft.*

Die infolge der Zerreissung der heiligsten Familienbande durch den Zerstörer Krieg hervorgerufene Trauer über den Verlust der geraubten Gattin, die aber trotzdem ungebrochene Manneskraft, die zum Wole des Vaterlands tätig ist, — dies ist der Inhalt von Hermans letzten Lebensjahren. Der Sieger von der Rosstrappe sucht sich die Oberherrschaft über sämtliche deutsche Stämme anzueignen, um Rom selbst anzugreifen; dem widerstrebt die Herrschsucht und der Neid der Einzelfürsten. Noch ehe er aber deren mörderischen Nachstellungen zum Opfer fällt, wird ihm noch das Glück zu Teil, die inzwischen gleichfalls unter Sorgen gealterte Thusnelda als Befreite umarmen zu können; vom Jubel des Volkes begrüsst, langt sie an. Ihre Wonne kann nicht von langer Dauer sein; Herman stirbt, von dem Schwert der Fürsten getroffen, die ihn des Verrats zeihen, und die Gattin folgt ihm nach.**

Nach solchen Ereignissen können nur noch Klagen über das Ende des Befreiers erschallen, der Ruhm desselben in elegischen Strophen gefeiert werden. Die Barden Werdomar, Kerding und Darmond — der Greis, der Jüngling, der Mann — versammeln sich bei der Bestattung des Helden, von dessen Taten es heisst:

„So verkündete Hermann durch seine Schlacht,
Entschlossen, zu gehn
Ueber die schützenden Eisgebirge, zu gehn
Hinab in die Ebnen Roms,

„Zu sterben da oder im stolzen Capitol,
Dicht an der Wagschal Jupiters,
Zu fragen Tiberius und seiner Väter Schatten
Um ihrer Kriege Gerechtigkeit.

„Das zu thun, wollt' er tragen Feldherrnschwert
Unter den Fürsten; da zückten sie den Tod auf ihn;
Und im Blute liegt nun der, in dessen Seele war
Der grosse Vaterlandsgedanke.“***

---

* Hermann und die Fürsten (sollte zuerst: Hermann und Ingomar betitelt werden). Ein Bardiet für die Schaubühne. 1784.

** Hermanns Tod. Ein Bardiet für die Schaubühne. 1787.

*** Hermann. 1767. Eine der schönsten Oden Klopstocks.

Aber auch in Walhall ruht der Held nicht, für sein Volk zu sorgen und noch spät (1794) rät er den Fürsten sein Schicksal sich Warnung sein zu lassen für immer: nicht unbedachten Krieg zu wälen, sondern Verteidigung der Heimat, wenn die Fremden sich herausnähmen sie anzugreifen.*

Dieses Leben Hermans — die Werke entstanden nicht in chronologischer Reihenfolge, wie die Anmerkungen zeigen — verteilt sich auf Klopstocks ganze schöpferische Lebenszeit, wie er es in vierzig Jahren, immer wieder zu seinem Helden, der ihm neben Christus und Heinrich dem Vogler ein Ideal war, zurückkehrend, zusammenfand und zusammendichtete. Was die Datirung der Bardiete anbelangt, so erblickten die ersten beiden fast gleichzeitig das Licht der Welt. An „Hermanns Schlacht" schuf er im Winter 1766 und im Frühjahr 1767, las im September desselben Jahres bereits Stücke Resewiz vor. Noch aber war das Drama nicht vollendet; am 20. October berichtet er über lebhafte Arbeit, die man wol auf das Bardiet beziehen kann, und erst am 24. November 1767 kann er an Boie melden, dass es fertig gestellt, er auch bereits mit dem neuen Bardiet „Hermann und Ingomar" beschäftigt sei. Einen Monat später, am 17. December, kündigt er seine Hermanns Schlacht Gleim an, als ein Stück, „das sehr vaterländisch sei, und dass es ihm mit diesem Vaterländischen sehr von Herzen gegangen." Auch hier vergisst er die Zwillingsschwester nicht zu erwähnen, welche, als „Hermann und die Fürsten", indess erst am 5. Mai 1769, wie er an Ebert von Kopenhagen aus schreibt, „bis auf das letzte Drittel fertig" genannt werden konnte. 1784 erschien das Werk im Druck, wie drei Jahre später: „Hermanns Tod", über dessen Entstehung Briefangaben fehlen.**

Die Stücke erregten, trotzdem sie bei vielen über Klopstocks Befähigung zum dramatischen Dichter wol Kopfschütteln veranlassen mochten, doch Begeisterung, wenngleich sich diese wol auf einen kleinen Kreis von Verehrern beschränkt haben

* Hermann aus Walhalla. 1794.

** Lappenberg, p. 170. 173. 182. 186. 218. Klamer-Schmidt II, p. 197. — Aus einer Briefstelle (Lappenberg, p. 278) vom 24. October 1785 möchte man folgern, dass das dritte Bardiet bereits geplant, vielleicht auch schon begonnen war.

wird.* Der Dichter selbst, dem es mit seinen Bardieten und mit seinem Patriotismus todesernste Sache war, setzte selbst grosse Hoffnung auf sie. Sie sollten helfen, seine Wünsche auf Hebung der Kunst von Seiten eines deutschen Fürsten zu unterstützen. Auf Josef den Zweiten war sein Augenmerk gerichtet. Ihm wollte er die Hermansschlacht widmen. „Ich übergebe Unserm erhabnen Kaiser dies vaterländische Gedicht, das sehr warm aus meinem Herzen gekommen ist. Nur Hermann konnte seine Schlacht wärmer schlagen, Sie, gerecht, überdacht und kühn, wie jemals eine für die Freiheit, und deutscher als unsre berühmtesten, ist es, die gemacht hat, dass wir unerobert geblieben sind.“ Schon war das Gedicht gedruckt, aber noch immer zögert er es herauszugeben, bis die Einwilligung des Kaisers, die Dedication anzunehmen, angelangt sei. Unterm 25. December 1768 kann er melden, dass der Fürst dieselbe „auf die edelste Art von der Welt aufgenommen“. Seine kühnen Erwartungen sollten nicht befriedigt werden: eine Medaille mit Brillanten war alles, was der Potentat dem Dichter als Belohnung übersandte. Enttäuscht widmete Klopstock sein zweites Stück dem Markgrafen Friedrich von Baden, der die Leibeigenschaft in seinem Lande aufgehoben hatte. „Hermanns Tod“ trägt keinen Fürstennamen mehr als Empfehlung an seiner Stirn.**

An diesem Misslingen trägt der Dichter wenig, noch weniger der Patriot Schuld. Klopstocks Vaterlandsliebe konnte nur eine edle, musste aber auch wieder ein Kind seiner Zeit sein. Es war ein gelehrt-mythologischer Patriotismus, der den Poeten beseelte, aber von einem tiefen Gefühl durchdrungen. Wer dies leugnen will, betrachte einmal die Oden: „Unsre Sprache“ (1767) und die einer sehr späten Zeit (1796) angehörige Klage: „Unsre Sprache an uns“, in welchen der teutoburger Schlacht, wenn nicht eine neue Seite abgewonnen, so doch energischer betont werden, als es bisher geschehen war. Schon in der ersten aber fällt der Fehler des Klopstock'schen Vaterlands-

* Gleim (Lappenberg, p. 278) schwört: bei Hermans Tod; Cramer nannte seinen Sohn Herman.

** Lappenberg, p. 212. 215. 224. Klamer-Schmidt, unterm 4. October 1768.

schwärmens auf, das haltlose Schweben desselben ohne realen Boden. Grund gewann es niemals. Dieses Ideal bildete sich übrigens erst allmählich aus. In der ersten Fassung der Ode „Heinrich der Vogler" (1749 oder früher), welche, beiläufig gesagt, auch die erste ist, die er in nationaler Form, dem Balladenversmass ohne Reim, dichtete, blickt er noch, wie die Zeitgenossen, auf Friedrich den Grossen hin, als auf den, der ein Vaterland zu schaffen einzig im Stande war;* in der Ode „Wir und Sie" rühmt er sich noch eines Händel als Landsmann; aber schon in der ersten ist bemerkenswert, wie ihr durchaus ein bestimmtes Ereigniss fehlt, auf dem sie sich aufbaut, und in der zweiten weist der Dichter bereits den deutschen Fürsten und Sängern verschiedene Wege für die Zukunft an; grollend wandte er sich endlich auch von Josef dem Zweiten ab. Für diesen Verlust musste Ersatz gesucht werden. Mittelst Tacitus, Dio Cassius und einigen verschwommenen Erinnerungen von deutschem Altertum** träumte er sich aus germanischen, keltischen und antiken Elementen ein Vaterland zurecht, in welchem von nun an seine Helden lebten und webten. So tief die Sehnsucht rührt, die nach einer realeren Heimat durchblickt, muss es doch als ein Glück betrachtet werden, dass Männer wie Gleim und Ramler ihm dahin nicht folgten.

* Diese überraschende Tatsache (Cramer, Klopstock II, 343—346), obwol von Klopstock später in Abrede gestellt, ist neuerdings durch Strauss (Kleine Schriften. Neue Folge 1866, p. 132—135) gesichert. Beweisend sind die Strophen 2, 3, 4, 10 und die zwischen 4 und 5 später ausgeschiedene 4a. Vgl. auch in der Gelehrtenrep. die Abschnitte „Lissa" p. 252 und „Rossbach" p. 295.

** Es wäre lohnend zu untersuchen, woher Klopstock sich diese Einzelheiten holte. Nicht genug beachtet und neben Bodmers und Christs altdeutschen Versuchen wol der Aufmerksamkeit wert, ist die Tatsache, dass unser Dichter beabsichtigte, den altsächsischen Heliand herauszugeben. (Klamer-Schmidt II, 216—18. Lappenberg, an vielen Orten. Vgl. ferner die Ode: Kaiser Heinrich, Str. 13—16.) — Noch eins, ebenfalls das Klopstock'sche Altertum betreffend, und meines Wissens noch nicht berührt, möge hier seine Stelle finden. Klopstock protestirte gegen den Reim, sich dabei auf die Antike stützend. Aber, unbewusst in ihm, war ein andres Element dabei tätig; er machte der erdrückenden Macht, die der Endreim gewonnen, gegenüber das Recht des Rhythmischen wieder geltend, kehrte das althochdeutsche Princip wieder hervor und, so wunderlich es klingen mag, er führte somit eine althochdeutsche Reaction herbei. Ueberraschend sind die Resultate, die man gewinnt, wenn man die unantiken, reimlosen Gedichte einmal auf die unbewussten Stabreime hin untersucht. Vgl. die Oden: Heinrich der Vogler, Hermann und Thusnelda, Vaterlandslied u. a.

Gehen wir vom Patrioten auf den Dramatiker über und fragen wir, wie letzterer seine Aufgabe gelöst. Dass Klopstock kein solcher, vor allem kein Bühnendichter war, bedarf wol nicht erst des Beweises;* aber um seinen Stücken gerecht zu werden, muss man beachten, dass er schwerlich im Sinne hatte, Dramen in modernem Stile zu schreiben. Er definirt seine „Bardiete“** selbst als „eine Art der Gedichte, deren Inhalt aus den Zeiten der Barden sein, und deren Bildung so scheinen muss. Ohne mich auf die Theorie dieser Gedichte einzulassen, merke ich nur noch an, dass der Bardiet die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unsrer Vorfahren nimmt,*** dass seine seltneren Erdichtungen† sich sehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit beziehen, und dass er nie ganz ohne Gesang ist.“ Demgemäss ist auch in seinen hieherbezüglichen Schauspielen von dramatischem Aufbau, von energischem Fortschritt der Handlung keine Rede; so bald es ihm beliebt, lässt Klopstock das Hauptthema fallen, wobei ihm namentlich die vielfach eingestreuten Bardenchöre sehr am Herzen liegen. So ist „Hermanns Schlacht“ ein Kultusact während des hinter der Scene vor sich gehenden Treffens; die ohne irgend welche tiefere Motivirung auftretenden Personen sollen nur den Liedern und Gesprächen neuen Stoff zuführen. In dem Bardiet: „Hermanns Tod“ war der Gedanke, der Klopstock vorschwebte, der: Herman sucht sich die Oberherrschaft über sämtliche deutsche Stämme anzueignen, um Rom in Italien anzugreifen; dem widerstrebt der Ehrgeiz der Einzelfürsten; sie nehmen ihn gefangen, klagen ihn des Verrats an und ermorden ihn. Nicht untragisch und Stoff genug für ein Trauerspiel. Aber man täuscht sich, wenn man dies auf der Scene selbst dargestellt glaubt; gut die Hälfte der Auftritte wird dazu verwandt, um die Rückkehr der gefangenen

* Gelehrtenrep. p. 320: „Zwischen der epischen und der dramatischen Handlung ist kein wesentlicher Unterschied. Die letzte wird nur dadurch eingeschränkt, dass sie darstellbar sein muss.“

** Hermanns Schlacht. 1769. p. 138.

*** Der Dichter handelt sehr genau nach dieser Vorschrift; die Stücke strotzen von gelehrten Reminiscenzen.

† Lappenberg, p. 187, betont Klopstock, „dass er der Geschichte weit genauer folge, als sonst von Dichtern gefordert wird.“

Thusnelda nach Deutschland, den Jubel der Bevölkerung darob vorzuführen. Erst in der zweiten Hälfte des Bardiets wird die Hauptsache notdürftig zu Ende gebracht. Die Charakteristik ist ungemein schwach; die Stimmungsphasen, die seelischen Wandlungen ganz willkürlich. Dazu kommt, dass die Helden des Dichters stets im patriotischen Harnisch stecken. Das ist unwahr, und wir sehnen uns, ihre natürlich-menschliche Gestalt und Geberde zu sehen. Die Vaterlandsliebe entwertet sich, wenn man sie zur alltäglichen Scheidemünze macht; das aber tut Klopstock.

Dass die Stücke sonst an mannigfachen Schönheiten reich sind, kann kein Einsichtiger leugnen. Die einzelnen Gesänge, wie der Anruf an Wodan (Hermanns Schlacht, p. 19 ff.) athmen oft Grösse und Erhabenheit; der Opfertod des Knaben in demselben Bardiet ist gewiss so rührend, wie erhebend; als das Todeslos über Flavius geworfen werden soll, wird einen Augenblick die Handlung sogar dramatisch belebt; und zu dem Vorzüglichsten der ganzen Klopstock'schen Hermanspoesie rechne ich jenen in seinem Lakonismus einzig ergreifenden Moment, in dem Thusnelda (Hermanns Tod, Scene 13) die gealterte, aus der Gefangenschaft zurückkehrend, ihrem gleichfalls ergrauten Gatten entgegentritt, den sie nie gehofft hatte wiederzusehen. Aber wenn solche Dinge für das erste Stück, das 1769 erschien, noch ausreichen mochten, die beiden letzten, die 1784 und 1787 vor das Publikum traten, konnten auf ein solches nur noch in geringem Masse rechnen, da bereits dramatische Meisterwerke, wie Lessings Bühnenstücke und wie Goethes und Schillers Jugenddramen die Menschen mit ganz anderen Forderungen ins Schauspielhaus lockten. Dass dies dem Wert der Klopstock'schen Bardiete und Vaterlandsoden keinen Abbruch tun soll, ist so gewiss, wie dasselbe bei ihrer Bedeutung für unsre ganze Literatur überhaupt nicht geschehen kann.

Auch einen der sogenannten „Barden“, Nachfolger Klopstocks im Gebiet des Vaterländischen, Kretschmann, begeisterten Leben und Tod Armins zu Gesängen, die sich im lyrisch-epischen Fahrwasser bewegen. „Der Gesang Rhingulphs des Barden. Als Varus geschlagen ward. Leipzig

1769" und „*Die Klage Rhingulphs des Barden.* Leipzig 1771" betiteln sich beide Gedichte. Freilich spürt man in diesen, in freien Rhythmen geschrieben, die sich bisweilen zu gereimten, festeren Strophen ermannen, wenig von des Meisters Energie und seinem, alles mit sich fortreissenden idealischen Schwunge. Auch ist es eigentlich weniger Klopstock selbst, in dessen Fussstapfen Kretschmann trat, als vielmehr Ossian, dessen schattenhafte, elegische Klagen, mit einem guten Teil eigner Süsslichkeit und Sinnlichkeit versetzt, der Dichter der beiden Werke neu verarbeitete.

Der Stil ist leicht, flüssig, aber ohne besondern Gehalt, häufig trivial; Sentimentalität macht sich breit; das Ergreifende wird durch das Grausige, oder besser gesagt, das Gruselerregende ersetzt, auf das der Poet mit Macht hinarbeitet. Das Zarte fehlt ganz und wird zum Marklosen, so dass es bei der Erscheinung Irmgards, der Geliebten des Barden, heisst:

„So zschirpt die zarte Sommergrille:
So rieselt der Forellenbach."

Der poetische Apparat, der Bilderschmuck ist weder reich, noch neu und tief. Es fehlt nicht an Stellen, die von echtem Feuer zeugen, aber sie werden ins Breite gezogen und zum Bombastischen aufgebauscht.

Was nun die Verarbeitung des Stoffes selbst anbelangt, so tritt an Stelle des Wunderlichen, wie es bei Klopstock vorherrscht, das Verzärtelt-Seraphische. Das alte Deutschtum wird ins Paradiesische erhoben, dem gegenüber das Römertum nicht schwarz genug angestrichen werden kann. Ich sage absichtlich: angestrichen, denn vom Pinsel eines Künstlers ist wenig mehr zu spüren. Nicht Deutschtum vertritt der Dichter, sondern Deutschtümelei, die keine ausländische Bezeichnung mehr leiden mag, und welcher statt der fremden Speise des Namens Flavius ein Gilbrich vorgesetzt werden muss. (Gesang Rhingulphs p. 35.) Auch Kretschmann wäre das Ansinnen des Turnvaters Jahn sicher nicht unlieb gewesen, Deutschland von Frankreich durch einen wüsten Streifen Landes zu trennen. Bei diesem Turnerpatriotismus wird das alte deutsche Heldenleben zur Spielerei, man möchte sagen (Gesang R. p. 18 u. 19) zum Balletreigen gemacht.

„Da lauscht ich oft bey Mondenglanz
Auf den geheimnissvollen Tanz
Der Göttergleichen Mädchenschaar,
Die ihr, der Schönen (Fräa) heilig war.“

Da kann im Jahre nur der „Rosenmond“ gefallen (Gesang p. 21), in dem man sich im „Mondschein“ ergeht, und in welchem das Gras „seiden“ wächst (ebds. p. 21). Das naiv Heldenhafte, wie es zu uns aus der Unterredung Armins und Flavius redet, ein Stück altgermanischen Heldenlebens, gross wie ein Eddalied, ist bardenmässig angekränkelt; an Stelle der Kampflust ist das wahnsinnige Toben getreten, wie es eben einer überhitzten, ungesunden Fantasie entspringt. Auf alle Personen Kretschmanns kann man schliesslich die Worte anwenden, die er selbst (Klage p. 76) gelegentlich ausspricht:

„So stürzen sich Verrückte
Hinunter, vom Felsen hinunter
In die treulose Fluth.“

Das Unnatürliche dieser ganzen Bardenpoesie liegt in dem dithyrambischen Jubel (und es ist charakteristisch, dass Kretschmann sich vorwiegend im Festeston bewegt) über eine Schlacht, die beinah achtzehn Jahrhunderte früher geschah, und zwar so, als ob sie eben erst geschlagen wäre. Lieder von Körner und Schenkendorf aber dürfen nicht siebzig Jahre nach den Befreiungskriegen gedichtet werden. Sonst verfallen sie dem Fluche aller gegenstandslosen Poesie: der Unnatur.

Der Gedankengang der beiden Kretschmann'schen Gedichte ist folgender: Rhingulph ist im Hain der Fräa (Freia), in der Freundschaft Godschalkens und der Liebe Irmgards, einer Dienerin der Göttin, aufgezogen:

„Da strömte durch den Säulengang
Der Eichen, fröhliger Gesang:
Dann gab der Wiederhall zurück
Der Hertha Lust, der Fräa Glück.“ (p. 11.)

Da aber erhöht sich sein Beruf; Herman traf die Legionen, und

„Held Herman fülle den Gesang;
Ihn fülle Varus Untergang.“ (p. 12.)

Auch er, der Barde, nahm teil an der Schlacht, dicht hinter Herman fechtend. Damit glaubt er auch das Recht erworben zu haben, das Vaterland besingen zu dürfen. Er kommt diesem inneren Drange nach, indem er zuerst die Zeit beschreibt, in der Deutschland sich selbst überlassen war, als eine Aera der Seligkeit und Unschuld. Aber diese wird ihm durch die Eroberungslust der Römer genommen; da schwören die Deutschen beim Becher, sich zu befreien, und Velleda, die Seherin, verheisst ihnen Sieg. Noch ehe diese Prophezeiung sich erfüllt, soll das Unrecht Roms an zwei Beispielen, die Rhingulph selbst nahe angehen, noch einmal klar gelegt werden: sein Freund Godschalk hat sich, verführt vom Glanze des römischen Wesens, dem Feind in die Arme geworfen, und ein Tribun hat, glücklicherweise vergebens, seine Freundin Irmgard zu verführen versucht. Dafür tötet er letzteren in der Schlacht, in welcher Siegmar, der Hermansvater, im Vorkampf fällt. Auch der Ueberläufer erleidet den Tod von Rhingulphs Hand; aber seinem Ueberwinder wird noch das Glück beschert, den Verführten seinen Verrat innig bereuen zu sehen. Nachdem die Schlacht gewonnen, Varus getötet, beherrscht Siegesjubel das Lager der Deutschen wie das Lied des Barden. (Gesang Rhingulphs des Barden.) Aber dieser soll nicht ewig währen. Schwere Not folgt auf die Freude des Volkes und des Einzelnen. Irmgard, die Geliebte, stirbt vom Biss einer Natter, und auch Herman, der abgöttisch verehrte Held, muss dem Verhängniss zum Opfer fallen. Als er nämlich einmal zur Nachtzeit einen Freund aufgesucht, benutzt Segest die Abwesenheit seines Schwiegersohnes, um seine Tochter, die schwangere Thusnelda, zu rauben. Vergebens ruft der Gatte die Fürsten zur Genugtuung auf; sie weisen seine Zumutung zurück. Da beschliesst Herman sich selbst Recht zu verschaffen; man will es hindern; im Zweikampf fällt Adgandester, ein zweiter Segest, von Armins Hand. Jetzt vereinigen sich die Fürsten, um sich des übermächtigen Siegers von Teutoburg zu entledigen; zur Nachtzeit brechen sie in seine Wohnung ein und der Held muss erliegen. (Klage Rhingulphs des Barden.)

Aus den Reihen der Stürmer und Dränger ist nichts bekannt, das auf ein näheres Verhältniss zu Armin schliessen

liesse; die Dichter dieser Schule hatten zu viel mit den Schatten Shakespeares und Fausts zu ringen, um seiner gedenken zu können; auch floss ihnen ein guter Tropfen weltbürgerlichen Blutes in den Adern. Rechnet man die wenigen gedankenvollen und schönen Strophen Herders* ab, der doch mit ihnen in gewissem Sinne Fühlung hatte, so ist nichts derartiges vorhanden, man müsste denn den kraftgenialischen Ausruf des Räuber Moor (I, 2) hieher rechnen: „Ah! dass der Geist Hermanns noch in der Asche glimmte!“ der auch im Armin ein Ideal der Sehnsucht jener Regellosen zu bezeugen scheint.

Ehe wir an die letzten grossen Erscheinungen der Hermansschlacht in unsrer Literatur herantreten, müssen wir noch einen Blick auf die wissenschaftliche Erforschung unsrer Materie und auf die Fragen, die sie hervorrief, werfen.

Wir haben bereits gesehen, wie man in Betreff des Ortes der teutoburger Schlacht bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts im Dunklen tappte, jedoch schon dadurch ein Resultat gewonnen zu haben glaubte, dass man vom Lechfelde und einigen noch unmöglicheren Kampffeldern definitiv absah. Es kann

* Herders Lebensbild III, 1. p. 1—6.

An den Genius von Deutschland.
1770.

Sei vor mir, Vaterlands-, du Deutschlands-Genius!
Zwar niemals trat dein stolzer Fuss
auf Altar, und dein Angesicht,
von Gold und Edelsteine Licht,
hat's nie geglänzt, wie Roma! schwebtest
lebendig deinen Söhnen vor,
Hermannen vor, und lebtest
Triumphton in ihr Ohr, u. s. f. —

Von Interesse ist, dass man am Hofe Friedrichs des Grossen, ich möchte sagen, auf Armin aufmerksam ward. Abgesehen von dem weiter unten zu erwähnenden Preisausschreiben der berliner Akademie der Wissenschaften, über welche ein Brief des Obersten Guichard, des unter dem Namen Quintus Icilius bekannt gewordenen Freundes des grossen Königs, vom 20. Februar 1768 (Historisches Portefeuille. Zur Kenntniss der gegenwärtigen und vergangenen Zeit. Wien, Breslau, Leipzig, Berlin, Hamburg 1785. 4. Jahrg. Maiheft) berichtet, verweise ich auch auf das Werk Friedrichs des Zweiten über den siebenj. Krieg, in dem es (Werke, Berlin bei Decker 1847. V, p. 144) heisst: „Les Français, surpris par ce mouvement inattendu, se mirent en marche, et arrivèrent au pied des hauteurs de Reilkischen, si célèbres par la défaite de Varus.“ — Vgl. auch die Schrift von Herzberg, dem Minister: Abhandlung von den Ursachen der Ueberlegenheit der Teutschen über die Römer. Berlin 1780. 4°.

nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, die weiteren Forschungen von jenem Zeitpunkte an einzeln zu betrachten, zumal sie sich, in einer Zeit, in der die deutsche Literatur das römische Idiom bereits vollständig abgestreift hatte, meist noch auf lateinischem Boden bewegten; ich verweise nur auf das gelehrte Werk von Ferdinand von Fürstenberg, Monumenta Paderb. ed. quarta. Lemgo 1714 (p. 20 ff.), in dem man alle diese Autoren verzeichnet und besprochen findet; im Ganzen kann man über ihre Bemühungen das Urteil fällen, dass sie in der Hauptsache selbst wenig Licht schufen. Ein tiefergehendes Interesse, indem man der Angelegenheit praktisch näher trat, bekundete man erst im achtzehnten Jahrhundert, nachdem die Dichter die Frage der Wissenschaft näher gebracht hatten. 1748 warf die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Preisfrage auf: „Wie weit der Römer Macht, nachdem sie über den Rhein und die Donau gesetzt, in Deutschland eingedrungen, was für Merkmale davon ehemals gewesen und etwa noch vorhanden seien?“ nicht ganz ohne die egoistische Erwartung, bei der Beantwortung der Frage die Befreiungsschlacht für das neuaufstrebende Preussen in Anspruch genommen zu sehen. Die Arbeiten, von denen die des Pastors Fein zu Hameln mit dem Preise bedacht wurde, erschienen 1750 gedruckt.* Sie sind sämtlich nur wegen des Interesses bemerkbar, denn, wie die Einleitungsschrift von Elsner (noch die besonnenste) bekennt, in den Abhandlungen selbst waren „verschiedene Dinge dunkel und unausgemacht geblieben“. Die Ergebnisse wurden durch Clostermaier 1822 zum alten Eisen geworfen.** Bei ihm kann man auch die ferneren Versuche, das Schlachtfeld zu fixiren, nachlesen; für uns hat hier nur Wichtigkeit, dass seine Angaben bis heute Norm geblieben sind. Seine Studien fussen auf genauer Kenntniss des fraglichen Terrains; er war ein Sohn jener Landschaft. Nach ihm stellt sich als wahrscheinlich heraus,***

* Sammlung der Preiss- und einiger anderen Schrifften, über die von der Academie vorgelegte Frage: Wie weit die alten Römer in Deutschland eingedrungen? Berlin 1750. — Die Arbeit Feins steht p. 31—70 und ist p 105—150 französisch wiederholt. Auch lateinische Beantwortungen gingen ein.

** Wo Hermann den Varus schlug. Lemgo 1822.

*** p. 87—110.



dass Varus von der Weser (alle bisherigen Interpreten hatten die umgekehrte Direction angenommen) in der Richtung von Minden nach Herford zu, gegen den Rhein zog, das Heer nach dem ersten Schlachttage, noch wenig decimirt, etwa zwischen der Stadt Salzufeln und der Bauerschaft Wüsten, am Zusammenfluss der Werra, Bega und Salza, lagern liess, am zweiten Tage, wol dem in die Augen springenden Teutoburg, der heutigen Grotenburg, zueilend, im Tal der Berlebeke marschirte, wahrscheinlich auf dem Winfeld, einem freien Berge auf der Strasse von Detmold nach Lippspringe, zum zweiten Male nächtigte, (bisher war das Winfeld gleich Siegesfeld als eigentliche Walstatt betrachtet worden) und endlich am dritten Tage, nur eine Meile von dem ersehnten Castell Aliso, das er erreichen wollte, zwischen Schlangen, Oesterholz und Haustenbeck, vollständig vernichtet wurde. Die Frage ist nach Clostermaier noch öfter berührt worden, z. B. von Immermann in seinem „Münchhausen“ II, 2.

Nach dieser Abschweifung gehen wir direct zur Kleistschen Hermannsschlacht über, der bedeutendsten patriotischen Kundgebung der Befreiungskriege, welche Zeit einen Rückblick auf den Cherusker nicht wol umgehen konnte.

Die brieflichen Andeutungen über das Entstehen dieses Werkes sind karg; nach einer Notiz vom 17. December 1807* sollte man meinen, der Dichter habe das Stück bereits fertig liegen gehabt. Jedenfalls ward es noch vor Ablauf des Jahres 1808 vollendet,** und am 1. Januar 1809 sandte es Kleist an Collin,*** welcher mit dem Wiener Burgtheater in enger Verbindung stand, um dasselbe zur Annahme zu unterbreiten. Wien war damals noch die einzige deutsche Bühne, auf der man wagen durfte, einen solchen Protest gegen die Fremdherrschaft durch eine Darstellung zu sanctioniren; aber auch hier musste man die Dichtung wol für zu verwegen halten, denn eine Aufführung kam nicht zu Stande. An Publication durch

* Koberstein, Kleists Briefe an seine Schwester Ulrike. Berlin 1860. Nr. 44. „Ich bin im Besitze dreier völlig fertigen Manuscripte,“ wovon eins die Penthesilea.

** Wilbrandt, Heinrich von Kleist. p. 346.

*** Hoffmann von Fallersleben, Findlinge. I, 320.

den Druck war noch weniger zu denken, und so blieb dem von allen Mächten der Oeffentlichkeit verlassenen Dichter keine andre Genugtuung übrig, als zu sehen, wie sein Drama, (es trägt einen schmerzlichen Ausruf als Motto an seiner Stirn) als Handschrift von Freund zu Freund wandernd, auf die Zeitgenossen seiner nächsten Umgebung wirkte,* so dass, wenn es auch erst 1821 durch Tieck aus der Taufe gehoben, d. h. zum Druck befördert wurde, ihm sein Anteil an dem Aufschwung der Nation in den Vorjahren von 1813 nicht verkürzt werden darf.

Um dies bewirken zu können, musste das Werk Tendenzdichtung sein, aber Tendenzdichtung im besten und edelsten Sinne des Wortes. Kleist ging nicht von dem heroischen Ereigniss der Vorzeit aus, um dasselbe selbstständig künstlerisch zu gestalten, sondern er suchte nach einer Form, die all den Jammer der vergangenen Jahre, alle Schmach des geknechteten Volkes fassen konnte, aber auch alle Begeisterung der Erhebung, allen Fanatismus, den der Rachedurst erzeugt hatte. Als solche Form fand er die Geschichte von der Befreiung der Germanen vom Römerjoche vor. Demgemäss würde man enttäuscht sein, in dem Werk eine Tragödie mit genauer Benutzung der überlieferten Tatsachen, mit dramatischer Gegenüberstellung der im Jahre 9 waltenden Contraste vorzufinden: die bisher für die notwendigsten Ingredienzien einer Hermansschlacht gehaltenen Persönlichkeiten (Segest, Siegmar, Flavius) und Situationen (Thusneldens Gefangennehmung, Varus Selbstmord) wirft er beiseite, um keinen Vers, keine Scene seinem Hauptgedanken zu entziehen, welcher ein Aufruf an das Volk zur Befreiung von der napoleonischen Despotie sein sollte. Mit vollem Bewusstsein nimmt er alle Mängel an, die eine solche Behandlung mit sich führen musste, aber er weiss auch reichlich dafür zu entschädigen.

Infolge dessen ist Kleist alles, was an die Vorzeit erinnert, nur Apparat; seine Helden schwören zwar bei Wodan, bei den „fuchsharigen Alraunen“, der „sanften Freia“; zwar werden heilige Eichen erwähnt und auf die Sitte der Katten (IV, 1)

* Laun, Memoiren II, 162.

Bezug genommen, einen eisernen Ring so lange am Arm zu tragen, bis sie durch einen getöteten Feind sich von diesem Zeichen der Unmündigkeit losgekauft, aber schon die willkürlich erfundenen Namen Iphikon, Pfiffikon zeigen, dass dem Dramatiker das kulturhistorische Element Nebensache war. Von Ungeschichtlichkeiten wimmelt es förmlich, wie in dem gänzlich veränderten Verhältniss des Marbod zu Armin, welcher erstere aus dem Halbdunkel einer zweideutigen Neutralität in das helle Licht eines aufrichtigen Bündnisses mit dem Cherusker tritt. Wenn Herman ferner Teil an der Schlacht des Ariovist nimmt, so ist das eine chronologische Unmöglichkeit.

Diesem gegenüber spielt das Moderne unverfroren in das Schauspiel hinein. Abgesehen von Kleinigkeiten (Armin wird mit einem Derwisch verglichen) stellt sich die Hauptsache, die Feindschaft zwischen Germanen und Römern, als ein Krieg zwischen Deutschen und Franzosen heraus, so dass Varus das Porträt eines napoleonischen Marschalls genannt werden kann. Die „Missvergnügten“, von denen es (IV, 3) heisst:

„Die Schwätzer, die! ich bitte dich;
Die schreiben, Deutschland zu befreien
Mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich um Zwielicht, — essen, trinken,
Und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen.
Es braucht der Tat, nicht der Verschwörungen —

diese Missvergnügten sollen die Mitglieder des Tugendbundes sein, denen Kleist, ein Mann, der sich mit dem Gedanken trug, Napoleon zu ermorden, von jeher gram war. Und die Verbündeten der Römer sind die Rheinbündler jener Tage: versetzt man die Buchstaben des Namens einer jener Fürsten, Gueltar, so erhält man den Namen: Dalberg.*

Es ist leicht, aus diesen Einzelheiten die Consequenzen ziehend, die Schwächen des Stücks aufzuzälen; ich will hier nur andeutend verfahren, da von andrer Seite des Guten hierin schon zu viel getan ist. Das Undramatische des Stoffes, die

* Mündliche Mitteilung des Herrn Dr. Ludwig Geiger in Berlin. — Ein Geltar wird schon bei Klopstock (Hermanns Schlacht, Scene 11) erwähnt.

nur durch Erzählung veranschaulichten Gewalttaten der Römer, die zudem meist persönlicher Natur sind, das Verlegen des Hauptmomentes, der Schlacht, hinter die Scene, die Leichtgläubigkeit der Römer, die das Interesse für sie als welterobernde Macht wesentlich abschwächt, während das hinterlistige Vorgehen der Deutschen* wieder Mitleid, wenn auch kein tragisches, für sie aufkommen lässt, endlich die vielbesprochene Bärenscene, die ich nicht zu verteidigen wage — alles dies sind Mängel, die nicht wegzuleugnen; allein versetzt man sich in das Jahr 1808 hinein, nimmt man die Ereignisse von 1806 und 1807 als Vorgeschichte des Stückes an, so erhält das Geschehende das richtige Gleichgewicht wieder. Es mag dies, ästhetisch betrachtet, ein Mangel sein, den die zu starke Subjectivität des Dichters verschuldete; aber ich glaube, er hat auf anderer Seite genug getan, die Ungleichheiten vergessen zu machen. Kleists Hermansschlacht ist die bedeutendste dichterische Verarbeitung des Arminstoffes.**

Die Fabel legt sich der Dramatiker so zurecht: Bereits sind grosse Teile Germaniens, die Gebiete der Cimbern, Nervier, Ubier, Sicambrer, Friesen in den Händen der Eroberer; die der Cherusker und Sueven noch nicht. Die Römer, auch diese unter ihre Botmässigkeit zu bringen und getreu ihrer Taktik, die Feinde durch Entzweiung zu schwächen, haben Marbod, den Suevenkönig, unterstützt, da sie wissen, dass beide, er wie Herman, nach der Oberherrschaft in Deutschland streben: da der Sueve jedoch wenig Willfährigkeit für ihre Pläne verrät, ziehen sie ihre Hand von ihm zurück und bieten Armin, neben der Krone Germaniens als Köder, den Quintilius Varus mit den drei Legionen gegen seinen Nebenbuhler als Hülfe an, natürlich nur in der Absicht, das Land als ein erobertes zu betrachten. Herman willigt scheinbar ein, schickt jedoch heimlich an Marbod Botschaft, in welcher er die Ab-

* An einer Stelle (IV, 1) scheint der Dichter diesen Vorwurf gefühlt zu haben; er lässt ihn einen „Fuchs" nennen, um dem vorzubeugen. — Soll übrigens eine bedeutende Individualität nicht über seine Umgebung herausragen dürfen? Zudem war Armin in Rom erzogen.

** Neue Schwächen lassen sich leicht auffinden; so gewinnt eigentlich nicht Herman, sondern Marbod direct die Schlacht, was auch V, 20. v. 25 gradezu gesagt wird.

sicht der Römer blosslegt, grossmütig seinem Rivalen die Krone überträgt, wenn er vorrücken und ihm, Herman, der den Nachtrab der Römer zu bilden berufen, den Angriff vom Rücken aus überlassen wolle. Marbod sagt zu. Inzwischen haben die Cheruska durchziehenden Feinde durch Greueltaten die Erbitterung der Deutschen bis aufs höchste getrieben; die Legionen, im teutoburger Walde angelangt, geraten, zu spät die List der Germanen einsehend, wie zwischen zwei Feuer und werden, zumal noch durch die elementaren Mächte des Himmels, Gewitter und Regen in ihrer Verteidigung gehemmt, vernichtet; Varus fällt. Herman und Marbod reichen sich versöhnt die Hand und ersterem wird als Befreier die Krone angeboten, die er auch, in der Hoffnung auf gänzliche Vernichtung des römischen Reiches annimmt.*

Diese Ereignisse sind alle mit gewaltigem Feuer dargestellt, die Plastik und Kraft der Persönlichkeiten ist bewundernswürdig, der oft barocke Humor, der vom Helden ausstralt, unterstellt das Ganze einer prächtigen Beleuchtung: Kleist berührt sich hier mit Wolfram von Eschenbach, mit dem er auch sonst, wie in der Ungelenkigkeit grosser Gedanken, manches Gemeinsame hat. Der Vers, dem infolge der hastigen Arbeit die letzte Feile abgeht, obwol eckig und rauh, ist doch kernig und dramatisch.** Ob und in wie weit Kleist seine Vorgänger gekannt hat, ist fraglich. Die Barden steckten von Klopstock und seinen Nachfolgern her wol noch in der Erinnerung aller Gebildeten, als notwendiger Bestandteil des germanischen Altertums; doch zeigt sein berühmter Bardenchor (IV, 14) „Wir litten menschlich seit dem Tage“ einige Verwandtschaft mit dem Klopstockschen (Hermanns Schlacht, Scene 2):

---

* Das Oertliche seiner Schlacht, um auch dies zu erwähnen, denkt sich Kleist so, dass östlich von der Weser die Sueven, östlich von der Lippe die Cherusker wohnen; zwischen beiden Landschaften dehnt sich der teutoburger Wald aus. Varus zieht durch Cheruska; Marbod kommt ihm, über die Weser setzend, in dem Walde entgegen, in welchem er dann von Herman, der den Nachtrab bildet, im Rücken, von Marbod in der Front gepackt wird.

** Ich verweise hier auf die vortreffliche Charakteristik, die G. Freytag in seiner „Technik des Dramas“ (zweite Auflage, Leipzig 1872, p. 280. 281) von dem Shakespeare-Kleistschen Verse gibt.

„Wodan! unbeleidigt von uns
Fielen sie bei deinen Altären uns an!
Wodan! unbeleidigt von uns
Erhoben sie ihr Beil gegen dein freies Volk"

wenngleich die Gedankenähnlichkeit sich leicht von selbst ergeben konnte. Kleist stellte Klopstock auf die ihm gebührende Stufe; in dem Prosastück: Was gilt es in diesem Kriege?* führt er ihn neben Hutten, Josef und Friedrich als Heilige des deutschen Volkes an. Auch die „sanfte Freia", bei der Thusnelda schwört, könnte eine Klopstock'sche Reminiscenz sein. Jedoch lege ich auf diese Uebereinstimmungen keinen Wert, da Kleist, als vollständig frei schaffender Künstler keinen Vorgänger brauchen konnte. Was galten ihm Klopstocks Wunderlichkeiten und Ayrenhoffs Trivialitäten.**

In innigem Zusammenhange mit seiner Hermannsschlacht und von ihr, als Ableger des gewaltigen Inhalts, der den Dichter bewegte, nicht zu trennen, sind vier politisch-patriotische Dokumente, welche Köpke neuerdings veröffentlicht hat. Sie entstanden sämtlich nach dem Drama, aber als die Schlacht bei Aspern alle Deutschgesinnten mit neuem Mute erfüllt hatte. Kleist befand sich zur Zeit in Prag, also in unmittelbarer Nähe der grossen Ereignisse und im ersten Feuer der Begeisterung beschloss er, unterstützt von Freunden, eine Zeitschrift „Germania" zu gründen. „Diese Zeitschrift, heisst es in der Einleitung,*** soll der erste Athemzug der deutschen Freiheit sein. Sie soll alles aussprechen, was während der drei letzten, unter dem Druck der Franzosen verseufzten, Jahre in den Brüsten wackerer Deutschen hat verschwiegen bleiben müssen: alle Be-

* R. Köpke, Heinrich von Kleists politische Schriften. Berlin 1862. p. 99.

** Der Vollständigkeit halber führe ich noch zwei Stellen an, die mir bei der Lectüre aufgestossen sind und die an Klopstock erinnern. In der Einleitung zur Zeitschrift Germania (Köpke p. 95) heisst es von ihr: „Hoch, auf dem Gipfel der Felsen soll sie sich stellen und den Schlachtgesang herabdonnern ins Thal." Liegt hier eine unbewusste Reminiscenz an die Situation in Klopstocks Bardiet vor? Ebendaselbst heisst es von den Jungfrauen nach der Schlacht, sie sollen sich „über die so gesunken sind, niederbeugen und ihnen das Blut aus der Wunde saugen", eine in den drei Bardieten sehr häufig vorkommende Phrase. Vgl. hierzu Kleists Hermansschlacht V, 22, 50.

*** Köpke p. 94.

sorgniss, alle Hoffnung, alles Elend und alles Glück." Im Hause des Grafen Kollowrat wurden diese Schriftstücke vorgelesen, fanden lebhaften Anklang,* als mit einem Mal die Niederlage von Wagram alle Hoffnungen der Patrioten in Stücke schlug. Die Zeitschrift unterblieb.

Die Dokumente, vier an Zal,** sind folgende: Die Einleitung für die Germania, ein Aufruf für dieselbe, ein Artikel: „Was gilt es in diesem Kriege?" und der „Katechismus der Deutschen, abgefasst nach dem Spanischen" (zu ergänzen: Beispiel). Gemeinsam allen ist der furchtbare Rachefanatismus, der in der Hermansdichtung so mächtig und in dem Gedicht: „Germania an ihre Kinder" wol am dämonischsten sich offenbart:

„Dämmt den Rhein mit ihren Leichen,
Lasst, gestäuft von ihrem Bein,
Schäumend um die Pfalz ihn weichen,
Und ihn dann die Grenze sein!"

Erstens fragt sich der Dichter, was es in diesem, dem grossen Kriege gelte. Nicht den Ruhm eines jungen, unternehmenden Fürsten, nicht die Genugtuung einer empfindlichen Favorite, keinen Erbfolgestreit, der die Kämpfer wie Figuren in einem Schachspiel behandelt, keinen Beutezug — sondern eine Gemeinschaft, wie die deutsche, die tausend Jahre bestanden habe, denen alle Völker der Erde Dienstleistungen schuldig, weil sie solche von ihr empfangen, eine Gemeinschaft, der Leibniz, Gutenberg, Keppler, Hutten, Friedrich und Klopstock angehört haben. Wer möchte in dieser Ausführung die „grosse Sache Deutschlands" verkennen, der es um „der Germania heilgen Grund" zu tun ist, und die Herman auf seine Fahnen geschrieben hat. Und wenn es in der Hermansschlacht (I, 3) heisst:

„Wenn sich der Barden Lied erfüllt,
Und unter einem Königsscepter

---

* Koberstein Nr. 52.

** In der „Gegenwart" 1876, Nr. 45 wurden noch einige hierherbezügliche Bruchstücke nachgeliefert. Zu diesen sind auch heranzuziehen die beiden Gedichte: „Kriegslied der Deutschen" und „Germania an ihre Kinder", als neue Variationen des Hermansthemas.

Jemals die ganze Menschheit sich vereint,
So lässt, dass es ein Deutscher führt, sich denken,
Doch nimmer jener Latier —
Der keine andre Volksnatur
Verstehen kann und ehren, als nur seine" —

so führt der Publicist Kleist aus, (Köpke p. 99) eine Gemeinschaft gilt es, „die herumgeflattert ist unermüdlich, einer Biene gleich, Alles, was sie Vortreffliches fand, in sich aufzunehmen, gleich als ob nichts von Ursprung herein Schönes in ihr selber wäre."

Diese Rettung praktisch zu verwirklichen, soll an die Spitze der ganzen Nation Franz der Erste, der alte Kaiser der Deutschen, treten.* Man sieht, der Brandenburger und Preusse untergibt sich, dem Ganzen zu Liebe, trotz alles schönen Localpatriotismus, willig einer andern Macht. So treten auch Herman und Marbod zusammen zum edlen Wettkampfe miteinander um die Entsagung von der Oberherrschaft, sobald es das Wol des Ganzen gilt.

Das Schonungslose des Kampfes, nachdem die Notwendigkeit des Krieges bewiesen, führt der „Katechismus der Deutschen" in knapper und prägnanter Weise aus. Wenn alles unterginge in diesem Kriege, so wäre derselbe doch zu billigen, denn wie das Gesprächbüchlein schliesst: „Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen ihrer Freiheit wegen sterben." „„Was aber ist ihm ein Greuel?"" „Wenn Sclaven leben!" — Jetzt begreifen wir, warum Herman verächtlich die Vorschläge der Tugendbündler, ihres eigenen Landes doch lieber schonen zu wollen, zurückwies, warum er diejenigen Römer, die ihm Gutes getan, verflucht, ja warum er selbst heimlich die Untaten der Gegner begünstigt und sie zu steigern bestrebt war.**

* Es ist interessant zu verfolgen, wie Kleist überhaupt für Oestreich als Führer der Bewegung eingenommen war. Nur einige Beispiele: Köpke p. 83. 84 90. 91. 92. 94. Hempel V (wo Ergänzungen der politischen Schriften beigebracht sind), p. 80 81. Man ziehe hierzu Köpke p. 91 den bitteren Seitenblick auf die zurückhaltende preussische Politik heran.

** Es wäre interessant nachzuweisen, was hier nicht geschehen kann, in wie weit sich die eben vorgetragenen Kleist'schen Ideen der vier Dokumente zu den Reden Fichtes an die deutsche Nation, die 1808 erschienen, verhalten.

Aber all dieses, so grossartig es auch gedacht und gewollt ist, hätte nicht hingereicht, Kleists Hermannsschlacht bis in unsre Tage zu retten. Dass sie erst siebzig Jahre, nachdem sie gedichtet, recht eigentlich zu wirken begann, ist ein Compliment für dieselbe als Kunstwerk. Durch Recitationen,* Aufführungen ist das Werk, bisher neben den übrigen Dramen des Dichters unverdientermassen zurückgesetzt, plötzlich zu weitester Bekanntschaft und Achtung gediehen. Freilich arbeitete ihm das Jahr 1870 vor, wie andrerseits der eiserne Schritt dieser Tragödie über die weltbedeutenden Bretter mahnend an das Ohr der erwachten Nation schlug.

Kleist war nicht der Einzige, der in den Tagen der Erhebung den alten Cherusker an das Licht beschwor,** um durch seine Erscheinung die Gemüter zu trösten und zu stärken. Bereits 1807 war eine Zeitschrift „Thusnelda" mit germanistischen Beiträgen erschienen, 1814 arbeitete man in einer andern, „Hermann"*** getauft, der neuen Erhebung vor. Ebenso im „Hannöverschen Magazin" desselben Jahres, in dem es heisst:† „Wo in unseren Tagen irgend in teutschen Landen Vaterlandsliebe und Ergreifen der Waffen erweckt und befeuert wird, um die dem verdrängten Feinde abgewonnenen Vortheile und die Freiheit des Vaterlandes zu behaupten, und ihm einen sichern Frieden abzuzwingen; da wird auch Hermanns Name in Ermunterungs-Gesängen und Aufrufen genannt." Und: „Hätten wir keine historischen Zeugnisse von dieser Befreiung unsers Vaterlandes, so könnten wir aus der Fortdauer unserer Originalsprache mit ihren Eigentümlichkeiten schon schliessen, dass die Römer Teutschland sich nie unterworfen und beherrscht haben." Im ferneren wird stolz betont, dass Armin ein Hannovraner gewesen und seine Geschichte mitgeteilt, auch auf die eigne Zeit häufig Bezug genommen.

Auch Ernst Moriz Arndt liess seine Stimme er-

* Durch Rudolf Genee in Wien, der auch die Zurichtung für die Bühne besorgte.

** Siehe Nachtrag p. 329.

*** Nr. 1 und 3.

† Februarheft Nr. 12 und 13. p. 177. 191.

tönen,* und zwar in einer warmen und herzlichen Wiedergabe der von den römischen Historikern überlieferten Tatsachen, aber durchströmt von jenem tüchtigen, gottvertrauenden Geiste, der auch die winzigste Kundgebung des Mannes beseelt. Auch ihm ist, wie seinem Zeitgenossen Kleist, der Römer eine Vorausnahme des welterobernden Franzosen, und der Befreiungskampf ein durch Recht, Gewissen und Mannheit gebotener heiliger Krieg. Bedeutsam ist, was uns im Laufe unsrer Betrachtung schon häufiger aufgestossen, die Hervorhebung des gekränkten Rechtsgefühles der Germanen, dem römischen Prätor und den fremden Juristen gegenüber: eine feine Wahrnehmung, die, wie wir sehen werden, in Grabbes Armintragödie ein bedeutsames Motiv werden sollte.

Auch in der Folgezeit, als nach Abschüttelung des ausländischen Jochs alle Kräfte der Nation sich doppelt regten und einen goldnen Frühling in Aussicht stellten, arbeiteten gleiche Zeitschriften für das Wol des Volkes.** Es ist natürlich, dass man jetzt das Schwert des Zornes beiseite legte, um mit dem Pfluge der Wissenschaft den zerstörten Boden des Vaterlandes wieder bebauen zu können. Daher findet sich meist Historisches, Sprache und Kultur Betreffendes vor, namentlich germanistische Altertumskunde, welche in jenen Tagen ihre Flügel zum ersten Male kräftiger zu regen begann; Sagenhaftes, über Rübezahl; Antiquarisches, über einen bei Marburg gefundenen steinernen Streithammer; Bezügliches auf die Zeit und schliesslich Nachrichten von Armin. Abgesehen von einer Biographie Hermanns, die besprochen wird,*** ist ein

* Historisches Taschenbuch für das Jahr 1814; wieder abgedruckt in: Ansichten und Aussichten der teutschen Geschichte. Leipzig 1814. I, 44 ff.

** Thusnelda, Unterhaltungsblatt für Deutsche. Herausgegeben von Karl Wilhelm Grote und Friedrich Rassmann 1816. — Thusnelda, eine Zeitschrift für Deutsche, der Unterhaltung, im besseren Sinne des Wortes gewidmet. Herausgegeben von C. W. Grote und Fr. Rassmann. 1817.

*** Hermann: der erste Befreier der Teutschen, historisch dargestellt von L. Steckling, Dr. phil. Prenzlau 1816. In Nr. 102: Eine recht leicht vorgetragene Erzählung der ersten Römerkämpfe mit unseren Vorfahren, von der Erscheinung der Kimbern und Teutonen an bis auf Hermanns Tod, nach den römischen Quellen, mit Einstreuung einiger Reden, wie sie gehalten worden sein können; auf die Art, wie Livius und andre Geschichtsschreiber Schlachtreden einweben. In den Anmerkungen sind recht viele gründliche und geistreiche Erörterungen über deutsches Altertum.



Gedicht zu nennen in Hexametern, betitelt: „Des Knaben Kampf mit dem Römer. Bruchstück aus dem zweiten Gesange des Hermann, einer nächstens erscheinenden grössern Dichtung von Braun.“* Das Fragment behandelt eine Episode vor der Schlacht; nachdem Hermann zum Führer gewählt ist, teilt er seine Befehle aus; dann lässt er einen Römer herbeischaffen, durch dessen Kampf mit einem Eingebornen der Ausgang des Treffens erforscht werden soll:**

„Sprachs und ging, doch die Fürsten erwogen im Herzen die Rede,
Richtend den Blick dorthin, von wannen er wieder erschiene.
Wenig nicht stauneten sie, da er kam und ein stattlicher Mann ihm
Wandelt zur Seit, in Eisen gehüllt — ihm klappte der Harnisch
Auf der Brust, und der eherne Schild durch die Dämmrung des Waldes
Sendete Leuchtung umher; in der Mitte der bauchigen Wölbung
Zuckte ein Blitz, gebildet aus Gold, und ein Adler trug ihn,
Silbern; dem obersten Haupt entragt die Kuppel des Helmes,
Und es nickte der Busch auf gepanzerte Schultern hernieder.
Mächtig schritt er einher, und blickt auf der Fürsten Versammlung;
Gleich als wär er selber ein Fürst; das dunkle Auge
Rollt er in Kreisen, und schön, so nannt ihn die ganze Versammlung.
Hermann sprach, hier hast du dein Schwert und die eigne Lanze;
Gebt auch der Unsrigen einem die Waffen dės Landes, dass beide
Kämpfen und Vorbedeutung des Werks uns gebe der Ausgang.
Sprachs und der Priester erhub sich, durchs Los aus Hermanns Genossen
Einen zum Kampf zu erlesen; indess erzälte den Fürsten,
Die ihn befragten, der Held, wie er dort bei Aliso's Kastelle
Diesen fing, mit Gewalt auf der lustigen Jagd ihn entraffend.***

Der Kämpfer auf deutscher Seite ist Hermanns jüngerer Bruder, Krafto: man mahnt ihn, als „noch nicht mit der Jünglingswaffe bewehret“, einen andern für sich streiten zu lassen; der aber weist es zurück und besiegt, wie der Knabe David,

* 1816. Nr. 98. 100. Ob die Zusage erfüllt ist, ward mir nicht bekannt.

** Tacitus, Germ. c 10. — Sollte hier die ähnliche Scene aus Klopstocks: „Hermann und die Fursten“ Vorlage gewesen sein? Der Charakter der Dichtung, soweit das obige Bruchstück ihn kennzeichnet, schliesst eine Nachahmung nicht aus, da z. E. das ganze Colorit der Sprache der homerischen nachgebildet ist.

*** p. 248 f., 268 f.

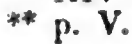
den römischen Goliath. So ward zum ersten Male Armin in deutschen Hexametern gefeiert.

Aus dieser Stimmung, der Freude über das abgeworfene Franzosenjoch und der Hoffnung für die Zukunft, welche noch nicht, wie es bald geschehen sollte, bitter getäuscht war, ist auch das grosse Werk Fouqué's herausgedichtet: „Hermann, ein Heldenspiel in vier Abentheuern. Nürnberg 1818."*

Das Sammelwerk, dessen ersten Band der „Hermann" füllt, nennt sich: „Altsächsischer Bildersaal." Der Plan desselben entstand, unter Mitrat eines Geschichtsforschers, der nicht genannt sein wollte, während der Wetter des Jahres 1812; eine historisch-poetische Bildergalerie sollte das Unternehmen sein, kein eigentlich poetisches Werk; waren doch ursprünglich selbst die Verse verpönt; welches dem jungen Geschlecht, das, so hoffte man damals, einst den Befreiungskampf zu unternehmen hätte, die Vergangenheit zu erhalten bestimmt war, um es durch dieselbe zu der grossen Aufgabe vorzubereiten. Noch zweierlei ward besonders beabsichtigt: vornehmlich die Geschichte der Altsachsen (der Deutschen zwischen Ostsee und Rhein) würde zu berücksichtigen sein, und das zu Bietende müsste durchaus allen Klassen des Volks verständlich gemacht werden. Die Arbeit wollte man sich teilen; der Geschichtsforscher hatte das Material zu liefern, das Fouqué verarbeitete.

Dieser war vierzig Jahre alt, als er an den altsächsischen Bildersal herantrat; er begeisterte ihn dermassen, dass er in ihm von nun an die Hauptarbeit seines Lebens erblickte. Aus dieser Schaffensfreude heraus schrieb er das Heldenspiel, dessen Vorrede mit den schönen Worten beginnt:**

„Auf unser deutsches Vaterland drückten Tage, die noch gar nicht lange vorüber sind, die aber vor dem gewaltigen Gange der durch Gott verhängten Weltbegebenheiten nachgrade in den Hintergrund zu treten beginnen: Tage der Schmach und der Noth, wie sie in solchem pressenden, ja vernichtend scheinenden Masse seit den frühesten Zeiten unsrer Geschichtskunde noch nun und nimmermehr dagewesen sind. — Und so etwas



* XIV und 412 Seiten.
** p. V.



soll und darf nicht in den Hintergrund zurücktreten, denn theils möge es uns ein warnendes Denkmal des ernsten, göttlichen Zornes bleiben, theils ein tröstliches, dankerweckendes Denkmal errettender göttlicher Huld. Nieder in den Staub davor, ihr menschlichen Geschlechter, und zittert und betet an, und jubelt und betet an! Denn der Herr hat auch wohl noch entsetzlichere Pfeile in seinem Köcher, und noch lieblicheren Balsam in seinen Gefässen."

Das Buch selbst hat folgenden Inhalt:

Der sechste Jahrestag der Winfeldschlacht (denn die Legionen des Varus sind bereits vernichtet) wird festlich begangen; Freudenfeuer werden abgebrannt, Barden singen Lieder; man spielt, trinkt. Selbst Segest,* obwol wegen seiner Römerfreundschaft gemieden, findet sich in den fröhlichen Reihen ein. An ihn setzt die Handlung an, indem er heimlich mit einem Abgesandten des Marbod, Ruthar, wegen Agitation gegen den sonst allgemein verehrten Herman verhandelt. Die Achtung vor Armin zeigt sich gleich darauf, (und hier tritt der Held zuerst in die Action ein) dass er einen Streit, der nach altgermanischer Gewohnheit bei dem Fest ausbricht, (ein Knabe wird durch die Unvorsichtigkeit eines andern beim Schwertertanze verletzt) durch seine Dazwischenkunft schlichtet. So schliesst das nationale Fest versöhnlich ab. (Vorspiel.) Aber Unheilvolleres naht. Segest hält die Zeit zur Ausführung seiner hochverräterischen Pläne für gekommen, da geheimnissvolle Priesteraussprüche auf eine Aenderung in den Verhältnissen hinzudeuten scheinen, und, da Germanicus linksrheinisch lagert, glaubt er sich unterstützt genug, und beginnt mit Thusneldens Raub den Krieg. Er täuscht sich auch in seiner Rechnung auf römische Hülfe nicht; denn als der durch die Entführung seiner

---

* Er motivirt seine Opposition hier so (p. 97):

„Du denkst wol gar, mir sei mein Volk verhasst?
Das eben nicht . . . .
Klug werden soll's, hervor soll's aus den Wäldern,
In Freud und Herrlichkeit gut römisch seyn.
Dann hätt' ich's gern beherrscht, dies Sassenvolk,
Als Romas Freund die wilden Sweven bänd'gend,
Und so zuletzt, ein deutscher Imperator,
Neben Tiberius, Römersprach' und Weisheit
Durch all' die froh erstaunte Welt versandt."

Gattin ergrimmte Armin, dessen Unglück alle Stämme zu einigem Handeln bewegt, ihn in seiner Burg, wohin er seine Tochter geschafft, belagert, entsetzt ihn Germanicus, führt jedoch, der Sicherheit halber, ihn nebst Thusnelden als Gefangene mit sich fort. Herman, der zu weichen gezwungen war, sammelt racherufend neue Scharen; an der Werra treten ihm die römischen Legionen, die zuvor ihre im teutoburger Walde gefallenen Brüder bestattet haben, entgegen, werden jedoch geschlagen und müssen sich an den Rhein zurückziehen. Aussichten auf neue Kämpfe eröffnen sich. (Erstes Abentheuer: Hermann und Thusnelda.) Herman, um den Krieg gegen die Römer nachhaltiger führen zu können, fordert Marbod, den Markomannenherrscher, zum Bündniss auf, was dieser, eine selbstbewusste Natur, die Niemandem verpflichtet sein will, jedoch ablehnt. So muss denn aufgeboten werden, was die Waffen tragen kann und an der Weser trifft Armin mit Germanicus, der vom Meer aus diesmal Germanien heimsucht, zusammen. Nachdem er sein berühmtes Zwiegespräch mit seinem Bruder gehalten, beginnt die Schlacht; Germanicus, die Stimmung der Krieger zu erforschen, hat vorher unerkannt mit Flavius die Zelte belauscht. Infolge der Eigenmächtigkeit des Hermans-Oheims Ingomar geht das Treffen verloren; Herman entkommt, verwundet. Aber der Römer, nachdem er an dem Flusse durch Errichtung eines Siegesdenkmals seinem Ehrgeiz Genüge getan, hält es doch für geraten, auf demselben Wege, auf dem er gekommen, den Rückzug nach Gallien anzutreten. (Zweites Abentheuer: Hermann und Germanicus.) Nachdem so das Römertum zurückgeschlagen, macht sich das mächtige Markmannenreich immer drohender den Sassen gegenüber geltend; ein Zusammenstoss, da ohnedies sein Beherrscher die Mitkämpferschaft gegen Rom abgelehnt hat, muss erfolgen. Vermittler dieses Kampfes sind die von dem herrischen Marbod abfallenden Stämme der Semnonen und Longobarden, die Herman zu ihrem Herzog wälen. Zwar tritt auch auf sassischer Seite ein Abfall ein, indem Ingomar, gekränkt über die Superiorität seines Neffen, zum Gegner übergeht; aber an der Elster bleibt Armin vollständig Sieger, so dass Marbod gezwungen wird, nach Böhmen zu retiriren. — Wie schon früher, spielen, im Gegensatz zu dem

Charakter der nordischen, im sonnigen Ravenna idyllische Scenen mit Thusnelda, ihrem in der Gefangenschaft geborenen Sohne Thumelicus, und Italus, dem Hermans-Neffen, in die heroische Handlung hinein. Thumelicus und Italus wachsen, ohne sich zu kennen, bei einander auf, fühlen sich aber unwillkürlich zu einander hingezogen. (Drittes Abentheuer: Hermann und Marbod.) Nachdem Marbod besiegt und auf römisches Gebiet geflüchtet, steht Herman als Alleinherrscher in Deutschland da; er will nun auch dem Namen nach König sein, (Caesar Germanicus) indem er dann leichter die gesamten Germanen zur Heeresfolge berufen und nach Italien zur Unterdrückung Roms und zur Befreiung seiner Lieben führen kann. Der mächtigste Fürst nächst Armin, Ingomar, (er hat sich mit seinem Neffen wieder versöhnt) ist diesem Plane nicht abgeneigt; da tritt der alte Unruhstifter Segest, der seiner römischen Haft entflohen, wieder unheildrohend dazwischen. Von ihm überredet, will Ingomar Armin von seinem Beginnen abbringen; man bestimmt zum Ort der Zwiesprach, denn auch Herman hofft seinerseits den störrigen Oheim zu bekehren, die Trümmer des Tanfanatempels, wo die letzte, die Schlussscene sich abspielt. Hier ereignet sich nun etwas für die Armingeschichte ganz neues; eine allerdings originale, aber auch sehr gewagte Beleuchtung erhält sie durch das Aufgehen der Sonne des Christentums.

Schon durch das ganze Gedicht hat sich, von einem keltischen Priester Agrys ausgehend, ein finstrer Prädestinationsglaube (der das Heidentum repräsentiren soll) breit gemacht, eine Schicksalstyrannei, die über Herman drohend hängt, ihm nur halb deutlich ein böses Ende prophezeit, dessen Macht der Held empfindet, sich aber, trotz seiner sonst optimistischen Weltanschauung, nicht hat entziehen können. Dieser Religion der Beängstigung gegenüber tritt nun die der versöhnenden Liebe, das Christentum, welches ein germanischer Priester, der nach Judäa verschleppt ist, nach Deutschland zurückbringt. Schon sind Thusnelda, Thumelicus und Flavius von der neuen Lehre ergriffen und haben sich sterbend, in Ravenna, zu ihr bekannt; auch Herman, der bei der Unterredung durch die Hinterlist des Segest fällt, gibt sein altes Walhall auf und

tauscht dafür das Himmelreich ein; der Abschiedsgruss der sterbenden Thusnelda, der durch ein Wunder zu seinem Ohr herübertönt, hat ihn fähig gemacht, dem zu entsagen. So reichen sich hier, geraume Zeit vor dem historischen Factum, Germanentum und Christentum, die beide, von Norden und Osten aus, das Römertum stürzen sollten, die Hände, um in die eine Macht zu verschmelzen, die Trägerin des Kulturprincips und der Weltherrschaft werden sollte: das christliche Germanentum. (Viertes Abentheuer: Hermanns Tod.) So kann denn auch Herman sterbend flüstern:

„O trautes Sassenland, der Seegensstrahl,
Der ahnend jetzt um meine Seele zieht,
Wie wird er funkeln einst auf deinen Gauen! —
Seht ihr's? die Erde wird zum Himmel schon. —
O könnt ich sagen, was im Ostland, — still!
Thusnelda und Thumelico, ihr wissts."

Die Dichtung Fouqués aber schliesst mit folgender (Nibelungen-)Strophe:

„Und als die Heldenblume sank in ihr rotes Blut,
Da blühte sie so fröhlich, als kaum nur Blume thut,
Die sich, ein junger Erstling, erschliesst der Maienluft.
Viel blüh'n der Heldenblumen einst aus der lieben Hermannsgruft!"

Wie man aus dieser Inhaltsangabe ersieht, haben wir es hier mit keinem ganz ungewöhnlichen Werk zu tun, wenn auch die Eigenheiten seines Autors ihm reichlich anhaften. Im Ganzen genommen ist die Dichtung das Erzeugniss eines talentvollen Eklekticismus ohne ausgeprägten Kunstcharakter. Shakespeare, Klopstock und Kleist waren die leitenden Sterne. Die Nachahmung des ersten zeigt sich in der zerklüfteten Handlung, (denn das Gedicht hat dramatische Form) in den vielfachen Reminiscenzen an Macbeth, Lear, in der dramatisirten Historienbehandlung, in der Nachahmung des Genial-Barocken, das aber im Hohlen und Kindischen verpufft. Klopstockisch ist das Vordrängen des Kulturhistorischen,* das Pochen auf

* Z. B. im Vorspiel folgender Auftritt:

Wehrmund (ein Wehrmann).

Was schenkst du denn nicht ein, mein blühend Kind?



Deutschtum, die unverdaute Wiedergabe germanischen Altertums mit ihren Flüchen: Dass Thor und Donner! und ähnlichem. Mit Kleist* stand Fouqué in freundschaftlichem Verkehr; es konnte bei des Letzteren Aufnahmefähigkeit nicht fehlen, dass des Freundes realistische Sprechweise, die den Gedanken stets da zu packen wusste, wo er am drastischsten zum Ausdruck gelangte, ihm oft in die Feder kam, wie p. 88:

Germanicus.
Aus freudiger Seele
Fass ich beim Stirnhaar die Gelegenheit —

und Seite 172, wo Ingomar ausruft:

Hildeswith (seine Tochter, Schenkin).
Darf nicht mehr Schenkinn seyn, du edler Vater.

Wehrmund.
Warum nicht?

Hildeswith.
Tritt abseit, da sag' ich's dir.
(Sie gehen etwas seitwärts.)

Hildeswith (nach Hildegast winkend).
Der dreiste Jüngling dort hat mir die Hand,
Als ich den Trank ihm reichte, mitgefasst.

Wehrmund.
Wol unversehn's?

Hildeswith (zögernd).
Er hat sie mir gedrückt.

Wehrmund.
Sehr frech! das soll er büssen.

Hildeswith.
Vater, nein.
Lass mich nur still zurück in meine Kammer.
Ihm aber — ihm thu nichts. Du sprachst ja selbst,
Vor Eppius hab' er als ein Held gestanden.

Wehrmund.
Das hülf' ihm nicht so ganz. Nun aber wiss':
Er warb bereits um dich, und ich schlug ein:
Willst nun uns wieder schenken?

Hildeswith.
Ja, recht gern.
(Sie treten wieder zu den Andern.)

* Ed. v. Bülow, Heinrich von Kleists Leben und Briefe. Berlin 1848. p. 245.

„Potz deutsche Freiheit! Wo man jetzt auch hinhört,
Klingt einem deutsche Freiheit in das Ohr.
Der Hermann, glaub ich, hat das Wort erfunden;
Als er den Varus schlug.“ *

Dann wieder umweht uns die Luft des durch Arnims und Brentanos Wunderhorn neu zu Ehren gebrachten Volkslieds, wenn (p. 318) zwei Waidmänner sich also begegnen:

Erster.

Ho, ho, mein lieber Waidmann, hast du nicht vernommen,
Wo meine hochlautenden Hunde sind hingekommen?

Zweiter.

Ich sah sie dort unten im tiefen Thal.
Sie jagten einen Hirsch nach eig'ner Wal. —

Ueberhaupt liegen die neu erwachten Bemühungen um deutsches Altertum — und dies ist eine sehr beachtenswerte Seite — Fouqué sehr am Herzen; Stabreim führt er ein; die wiedereroberte Nibelungenstrophe verwendet er, wenn auch etwas unorganisch, zu Liedern und Reflexionen, wie in dem Festlied der Winfeldfeier, welches zugleich als Beleg für die vielen schönen Partien des Gedichts dienen möge:

„Was liegt auf grüner Haide? Was schimmert *w*eiss im *W*ald?
Das sind die Varusrotten, so bleich und starr und kalt.
Wer singet *L*eide, *L*eide? Wer ist so trüb zu schau'n?
In lauter heissen Thränen? Das sind die stolzen Römerfrau'n.

„Wer jauchzt auf grüner Haide? Wer zecht im grünen Wald?
Das sind die deutschen *R*ecken, so *r*eich an Siegsgewalt.
Wer geht nach schönen Blumen hellsingend durch die Au'n?
Wer flicht so bunte Kränze? Das sind die lieben deutschen Frau'n!

„Nun sind fünf Jahr vergangen, seit's keinen Varus giebt,
Doch wird man von ihm sprechen, so lang' es Deutsche giebt,
Und käm' solch *D*ing 'mal wieder, und spielt in *D*eutschland Richter,
Käm's gleichermass zu Falle, sammt seinem Raubgelichter.

„Und so was soll man feiern, so oft der Jahrestag
Rückkehrt im Lauf der Zeiten, wo unser Feind erlag,

---

* Vgl. noch p. 158. „Und ich ein Fechter etc.“



Mit Flammen auf den Bergen, mit Festen frisch im Thal.
Brennt, Flammen! Jubelt, Brüder! denn heut ist solch ein Ehrenmahl!"*

So klingt, was man zur Zeit der Hohenstaufen versäumt, gleichsam auch aus dem dreizehnten Jahrhundert ein Lob Armins und seiner Taten zu uns herüber.

Das Originale und zugleich Ergreifende und auch das eigentlich Bleibende und Wertvolle an Fouqué's Werk — das Festlied lässt es ahnen — liegt in der Wiedergabe jener Stimmung, die — ich möchte sie als Festesstimmung bezeichnen — auf die Trauer der verflossenen Jahre folgte, und die — denn leider sollte sie nicht lange währen — der Dichter in seinem Werk festgehalten hat. Die Hermans*schlacht* hatte in Zeiten der Not Kleist geschlagen; Fouqué fühlte sich zum Dichter des *Sieges* berufen. Wenn er die „Wehrmänner des Cheruskabundes" den Jahrestag der Schlacht feiern lässt unter dem Anzünden von Freudenfeuern auf den Bergen, wer denkt da noch an die Schlacht im teutoburger Walde? die Völkerschlacht bei Leipzig war es, die Freudenfeuer und Dankgottesdienste vom 18. Oktober, die der Dichter verherrlichte und welche er in ein vorgeschichtliches Faktum versteckte. Die Wonne der ersiegten Freiheit zieht durch das ganze Werk und findet ihren Ausdruck in ergreifenden Worten, die, seltsamer Weise ganz kleistisch klingend, wie eine Stimme aus dem Grabe des toten Sängers emporsteigen (p. 68. Thusnelda):

„Schau' um dich her mit offnem Heldenblick,
Wie vormals, und dann freu dich.
Der Frühling strahlt ob unserm deutschen Land
Im Morgenroth herrlich ersiegter Freiheit. —
An die Gewitter denkst du,
Die schwefelblau um unsre Gränzen ziehn?
O lass nur! —
Die fruchten segnend. Trifft ihr Flammengruss
Auch manch ein edles Haupt vielleicht zum Tod, —
Doch blüht die ganze Flur in seel'ger Frische
Und froh sitzt, wer da fiel, an Wodans Tische!"

* Vgl. noch p. 152.

Freilich muss man diese Schönheiten aus einem wahren Wust von Wunderlichkeiten und Verfehltheiten herausklauben. Momente, voll Kraft, wie jene, in denen die gefangene Thusnelda hoheitsvoll dem Germanicus entgegentritt, als wäre sie die Siegerin, (p. 95 ff.) und Herman alsdann racherufend durch ganz Deutschland jagt, wechseln mit solchen von unglaublicher Geschmacklosigkeit ab, fratzenhaft, wie die Scenen, in denen die Priester ihr nächtlich-unheimliches Wesen treiben, unzureichend in der Behandlung wie jene, in denen Segest, gefangen, um sich zu zerstreuen, ein Wachsbild Hermans verfertigt, um es dann im Feuer verbrennen zu lassen, wodurch er nach altem Glauben seinen Feind verderben kann (p. 149 f.); Stellen von ungemeiner Lieblichkeit (ich verweise auf das Wiegenlied Thumelico's) stehen kränklich-sentimentalen gegenüber, die ein fremdes, schwächliches Element in das deutsche Altertum hineintragen. Ganze Verhältnisse, wie die Uneinigkeit unter den Stämmen, die Kurzsichtigkeit der Germanen in politischen Dingen bei aller Kraft sind vorzüglich durchgeführt; manche Scenen setzen vortrefflich an, so (p. 311—318) jene, in der, durch die halb furchtsamen, halb spöttischen Reden der Volkshaufen in Ravenna über die Varusschlacht angestachelt, sich im kleinen Thumelicus der Sohn des Armin regt, bis er, da der Tumult wächst, der Knabe, inmitten der drohenden Menge, ganz als ein Held dasteht, er der Gefangene Sieger, sie die Besiegten; aber hier bricht das Genie plötzlich ab; was folgt, ist ungenügend; hier fehlte der grosse Dichter und Dramatiker, um aus diesem Keim eine wirkliche Scene zu gestalten; es bleibt bei dem Contrast der Gegner, dem Ansatze dazu.

So kommt es auch, dass dem Dichter Charaktere, vorzüglich durchgeführte, angehören, wie der wilde, aber gutherzige Ingomar und der, wenn auch etwas an Shakespeare gemahnende, wahnsinnige Aulus, ein Gefangener und Nachkomme der berühmten Fabier, in dessen Kopfe die Reminiscenzen an sein altes Geschlecht und die Betrachtungen über seine jetzige Stellung (er ist Kuhhirt) seltsam durcheinanderspuken; und wieder Gestalten, hohl wie Segest, fast kindisch, wie jene Priester; Reflexionen der trivialsten Natur und dem gegenüber die feinsten seelischen Beobachtungen, die bündigsten und treffendsten

Aussprüche:* so präsentirt sich uns der Dichter und sein Werk, und es muss leider hinzugefügt werden, dass die besseren Stellen nicht immer die zalreicheren sind.

Eine ganz andere Luft strömt das letzte Werk aus, das, dem Kreise der Hermanspoesie angehörig, noch zur Literatur unsrer Epoche gerechnet werden kann, da der Wirkungskreis seines Schöpfers bereits abgeschlossen hinter uns liegt, die Meinung über seine Bedeutung und den Wert der Schöpfung sich längst zu einem festen Urteil gestaltet hat. Es ist Grabbe's „Hermannsschlacht. Ein Drama". 1834.

Schon die Zeit, in der es entstand, war eine ganz andre, als die der ersten zwei Decennien des Jahrhunderts. Politische Unfreiheit gestattete ein zwangloses Entfalten des Geistes fast ausschliesslich im Reiche der schönen Wissenschaft; und in diesem konnte das Grosse sich nur noch als Reaction gegen das Süssliche, Sinnliche, Entnervte, Gemeine** bewähren. Grund genug dafür, dass ein reines, fröhliches, von Verbitterung unberührtes Kunstwerk zu schaffen da schier unmöglich war. Und trotzdem ward unter solch einer Constellation ein wirklicher Dichter, der unglückliche Christian Dietrich Grabbe in die Welt gesetzt und zur Fahne der Schönheit und Wahrheit berufen. Man sieht, die Waffen waren bereits ungleich, als er gegen die obengenannten Mächte den Kampf begann.

Halten wir sein Hermansdrama — wol die zweitbedeutendste Leistung auf dem Gebiet unsres Stoffes — gegen das seines Vorgängers Kleist, so stossen wir, was Absicht, Plan, Ausführung, Genie anbelangt, überall auf Gegensätze. Grabbe leitete nicht die Begeisterung eines sich erhebenden Geschlechts auf Armin hin — die glomm bei seinen Zeitgenossen nur noch wie ein Funken, heimlich, unter der Asche; was ihn, den Westfalen, den früh gealterten Dichter, zu dem Ereigniss der Vor-

* p. 141.

Burgwart.

'S ist ein nachdenklich Ding um unser Deutschland.
Der Boden und der Himmel und die Ströme,
Wann frech ein Feind einbricht, sind mannigfach
Mit uns im Bund. 'S will gar nichts Knecht hier werden.

** Hermann und Thusnelda, Oper von Kotzebue.

zeit hinführte, war, wie er selbst bekannte, „das Rauschen seiner heimatlichen Wälder“.* Er zog sich auf dieses sein letztes Stück (erst 1838 nach seinem Tode ward es gedruckt) wie von der Welt zurück, von der ihn die Erbärmlichkeit der öffentlichen Zustände, sein eignes, unglückliches Naturell trennte.** Nicht an die Bühne, als höchstes Kriterium für den Wert eines Dramas, dachte er; von dieser, durch eigne und fremde Schuld, hatte er sich längst losgesagt; und so kam eine Dichtung zu Stande, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können, über die, als eine traurige Verirrung, wir aber deshalb mehr Mitleid empfinden als abfällig urteilen müssen, weil ein wirklich hochbegabter Dramatiker in ihr seinen Untergang documentirte.

Gleich die erste, oberflächlichste Betrachtung des Grabbeschen Werkes (und ich kann diese Bemerkung auch auf alle seine Dichtungen ausdehnen) übt eine total verschiedene Wirkung aus von der eines Kleist'schen Stückes. Bei Kleist ist der Reiz der ersten Bekanntschaft nicht so gross, wie bei Grabbe, dessen Dramen mehr berauschen; aber während sich bei diesen in der Folge der Eindruck kaum verstärkt, fesseln die jenes Dichters mehr und mehr, bis sie den Zuschauer vollständig erobert haben; ich möchte sagen, bei Kleist lernt man die Vorzüge, bei Grabbe die Fehler allmählich kennen.

Diese Fehler — und es ist traurig genug, dass man sich bei Besprechung Grabbe's meist auf solche einlassen muss — mehren sich bei den späteren Werken des Dichters in entsetzlicher Weise, je mehr er sich in sich selbst grollend zurückzog, so dass wir in der Hermansschlacht die äusserste Grenze der Gewagtheiten, zu denen ein Dramatiker sich verirren kann, bereits längst überschritten haben. Respectirte der Schauspieldichter im „Napoleon“ und „Hannibal“ — Werke, die im Charakter dem unsrigen schon nahe genug stehen — wenigstens

* Vielleicht war dabei auch der Einfluss seines Schwiegervaters Clostermaier massgebend, dessen Studien über die Schlacht wir schon berührt haben. Grabbe folgt diesen in seiner Dichtung Schritt für Schritt.

** Er selbst schrieb: „Die Studien zu diesem Nationaldrama haben mich fürchterlich erschüttert, ihretwegen ward ich so krank, mochts aber nicht sagen“ und „der Hermannsschlacht unterlieg ich fast. Wer kann das Ungeheure, jeden Nerv Aufregende vollenden, ohne zu sterben?“

noch die alleräusserlichste dramatische Form — hier wirft er sie ganz ab. Es ist in der Tat kein Drama mehr, das der Dramatiker dichtet, es ist aber auch kein Epos, kein rechter Roman;* es sind eine Reihe grossartiger, historischer al fresco gemalter Bilder, oder besser gesagt: Cartons, Entwürfe. Denn von Farbe, Fleisch, Lyrik, ist keine Spur mehr vorhanden. Nicht Handlung, nicht Situation ist dem Poeten mehr im Gedächtniss, nur charakterisiren will er, seine Personen zwingen, sich charakteristisch zu äussern. Aber auch nichts mehr als das. Diese Charakterisirungswut, dieses Virtuosentum des ängstlich auf jedes Wörtchen achtenden Psychologen, der am liebsten die Sätze ohne Zeitwort baut, die Nomina der Artikel beraubt, ist dermassen auf die Spitze getrieben, dass der Genuss der Dichtung von dem geistig gesunden Leser nicht ohne Nervenzucken erkauft werden kann. Hier ist der Ausdruck nicht mehr knapp, wie Grabbe's neuster Herausgeber Blumenthal ganz richtig bemerkt, sondern geizig. Und in diesen notdürftigen Kohlenstiftstrichen hingeworfen, führt uns nun der Dichter siebzehn grosse Gemälde von dem Moment an vor, in welchem Varus, erobernd gegen die Weser marschirend, sich Herman anvertraut, bis zu dem Augenblick, in dem er, von diesem verlassen, von allen Seiten angegriffen, sich zurückziehend, in dreitägigem Morden erliegen muss, worauf sich uns noch ein Schlussbild eröffnet: der an der Untergangsnachricht der Legionen in Rom sterbende Cäsar Augustus, mit den gewaltigen Perspectiven, die das welterobernde Germanentum im Norden und die Geburt des Welterlösers im Osten bieten. Es würde unnütz sein, den Inhalt des Cyclus näher angeben zu wollen; man würde damit dem Dichter nur Unrecht tun; das Eigentümliche liegt eben in der Ausführung, die Fehler wie die Vorzüge. Bilder wie der Hünenring an der Grotenburg mit dem Haushalt Hermans und Thusneldens, wie die Gerichtssitzung im Bruch zu Detmold, bei der die Germanen statt Recht nach ihrer Ansicht nur Unrecht erhalten, Verhältnisse, wie der Gegensatz zwischen römischem und deutschem Wesen;

* Das Ganze wird, ausser in „Eingang“ und „Schluss“ in drei „Tage“ und drei „Nächte“ eingeteilt.

die Perspectiven des Ganzen — all dies kann nicht prachtvoller vorgeführt werden. Und hier ist ein Vorzug vor der Kleistschen Behandlung zu verzeichnen. Bei letzterem waren es persönliche Einzelheiten, wir wollen sagen: Kleinlichkeiten, welche die Deutschen erbitterten. Aber wer gesehen, wie das römische Recht bei Grabbe die Gemüter der Germanen erregte, wer hörte, wie der Ehebruch — nach Tacitus das schwerste Verbrechen, das die alten Deutschen kannten — von den Römern noch frivol beschützt, der Kläger wegen seines Hörnertragens obendrein verhöhnt wurde, der begreift die furchtbare Rache, welche die Sieger an den fremden Schreibern und Juristen nahmen.

Aber das, was wir dem Dichter doch am schwersten anrechnen müssen, liegt noch auf andrer Seite. Es ist eine Art Auswuchs der genannten Schwächen. Sein Realismus ist oft prachtvoll — ich verweise auf die Gestalten der Germanen, echt westfälische Bauern, wie sie Grabbe selbst täglich zu beobachten Gelegenheit hatte: zäh, ohne Weitblick, aber ehrlich und fest — doch dieser Realismus, anstatt sich künstlerisch zu klären, wird vielmehr zu einer vollständigen Abwesenheit jeglichen Idealismus. Dieser Todeskeim lag schon in Grabbe's Jugenddramen versteckt; aber zu einem wahrhaft vernichtenden Materialismus bildeten ihn erst die entsetzlichen Erfahrungen der späteren Jahre aus. Ich will es mir gefallen lassen, dass er die Thusnelda zu einer derben, wenn auch etwas massigen Hausfrau machte, die ihren Hausstand mit dem berühmten: „Schweinejunge bete!" regiert; aber wenn Kleist uns am Schlusse seines Dramas mit dem erhebenden Ausblick verabschiedet, dass die Deutschen — sei es in der angedeuteten, oder in einer anderen Weise — endlich doch einmal die alten Erbfeinde niederwerfen werden — Grabbe stösst mit vernichtendem Hohn sein ganzes Werk, wie ein unwilliges Kind das ebengebaute Kartenhaus, wieder zusammen. Er ähnelt hierin Heine, dessen frivole Witzelei sich ebenfalls an Armin rieb;* nur dass er anstatt zum Spott zum Hohne griff; zu ersterem war ihm die Sache doch zu todesernst. Es ist mehr ein

* Deutschland, ein Wintermärchen. c. XI.

Lachen der Verzweiflung, das dem Dichter bei dem letzten Federstrich entfährt. Wie eine Parodie klingt es, wenn der Poet, nach den drei gewaltigen Schlachtentagen, auf den Leichen der drei Legionen und ihres Feldherrn, seine Germanen zu nichts mehr einig und schlüssig sein lässt, als um einen Festschmaus zu begehen. Hier, wo die alltägliche Wirklichkeit vielleicht aufhörte, hatte der Dichter nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht, sein Reich der Fantasie anzuknüpfen, denn der Zweck der Dichtung ist nicht trostlose Unterdrückung des Grossen, sondern Erhebung.

Das Endresultat bei Betrachtung der Grabbe'schen Hermansschlacht, wie überhaupt der ganzen Persönlichkeit, läuft auf ein tiefes Bedauern für ihn sowol wie für uns hinaus, für uns, dass uns ein solches Genie, man kann es wol aussprechen, fast vollständig verloren gehen musste. Wir Deutsche haben überhaupt eigentümliches Missgeschick mit unsern Dramatikern; man denke, ausser an Kleist und Grabbe, nur an Gryphius und Hebbel. Immer sind es widerwärtige persönliche Verhältnisse, ungünstige Zeitmomente, die statt des Grossen ein Zerrbild desselben zeitigen. Die freie Entwicklung, wie sie einst in England und Spanien Gewaltiges schuf, hat nicht an der Wiege unsrer Dramatiker glückwünschend und segenspendend gestanden.

Mit der Beurteilung der Grabbe'schen Dichtung schliesse ich die fünfte Periode der „Hermansschlacht in der deutschen Literatur“ ab, weil die Publicationen, welche die letzten vier Jahrzehnte uns gebracht haben, einer noch nicht abgeschlossenen Literaturepoche, vielleicht auch nur der Vorperiode einer solchen angehören, und verweise die neusten Erscheinungen in den Nachtrag. Am Beginne unsrer Wanderung durch beinahe zwei Jahrtausende begrüssten uns die Spuren von Arminliedern, im Deutsch des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung gesungen; mögen daher auch Verse des ältesten Deutsch, das uns erhalten, des gotischen, uns den Abschiedsgruss geben, Stabreime, die Massmann* für das im Jahre 1875 endlich der Vollendung übergebene Hermansdenkmal bestimmte:

* Massmann, Armin Fürst der Cherusker. Lemgo 1839.

„Armin ik agis
 Aram fijande
Vepnam jah vaurdam
 Vaih ik faur freihals,
Reiki Rumone
 Du reiran krotonds:
Sinteino saggvim
 Siggvada thiudo.“ *

Nachtrag.

Zunächst habe ich einen Aufsatz von Wilhelm Creizenach zu erwähnen, der in den Preussischen Jahrbüchern (Bd. 36, p. 332 bis 340) erschienen ist, und, unter dem Titel Armin in Poesie und Literaturgeschichte, das gleiche Thema wie meine Monographie behandelt. Der Gedanke, dass im Mittelalter eine Sympathie mit Armin nicht zu erwarten war, ist auch bei Creizenach vertreten, doch weicht er in der Auffassung des Interesses der Humanisten mit dem grossen Ereigniss der Vergangenheit gänzlich von der meinigen ab. Die Hypothese, dass eine Verbindung zwischen alter und neuer Zeit, was die Erinnerung an die Hermansschlacht anbelangt, durch die Tradition des Volkes hergestellt sei, wird von Creizenach nicht berührt, weil er von vornherein an eine solche nicht denkt. Auf Seite 334 des Creizenach'schen Aufsatzes ist zu berichtigen, dass nicht Aventin der erste ist, der die Substituirung des Namens Herman für Armin bezeugt, sondern Johannes Cario, der ein Jahr vor Turnmeir, 1532, sein Armindokument verfasste. Schliesslich muss ich bemerken, dass ich dem Aufsatz die Kenntniss eines Holzschnitts verdanke, welcher Armin und die Deutschen in Landsknechtstracht auf die Römer einstürmend darstellt, während ein deutscher Krieger einem römischen Sachwalter die Zunge herausschneidet, welcher als Titelblatt der Ausgabe des Vellejus Paterculus von Beatus Rhenanus (1520) vorgesetzt ist, und dass auch einer der Stolberge in einer Ode Der Harz Herman erwähnt.

---

* „Armin ich, der Schrecken den Adlern der Feinde, mit Waffen und Worten focht ich für die Freiheit, das Reich der Römer bis zum Wanken erschütternd: immerdar in Liedern deutscher Völker werde ich besungen.“

Gleichfalls dem Aufsatze von Creizenach verdanke ich die Kenntniss eines Dokuments des sechszehnten Jahrhunderts, das ebenfalls einen Hermannus aufzuweisen hat und in folgendem Werk zu finden ist: Operum poeticorum Nicodemi Frischlini poetae, oratoris et philosophi comoediae sex, tragoediae duae. Cum privilegio Caesario excudebat Bernhardus Jobin Anno 1589, und zwar von Seite 256 bis 349. Es ist der Julius Redivivus, sein Autor der berühmte lateinschreibende Dramatiker Nicodemus Frischlin. Jakob Ayrer bearbeitete die Komödie später deutsch. In ihm tritt eine Persönlichkeit Hermannus auf, als Führer zweier durch Deutschland reisenden Römer, der Schatten des Cicero und Caesar, und zeigt den Fremden den Wolstand und die Herrlichkeit Germaniens; namentlich rühmend verbreitet er sich über die deutsche Kriegskunst. Auf die Frage der Reisenden, ob er nicht der Arminius sei, der Varus geschlagen, antwortet der Cicerone: „Nein, doch einer seiner Nachkommen.“ Dennoch haben wir hier die Armingestalt vor uns, freilich typisch erweitert zu einem Wahrer deutschen Geistes, wie ihn uns das Volkslied (p. 42), wie ihn uns Rist (p. 243) und Moscherosch (p. 246) vorführt. Auch verteidigt er die Schlacht im teutoburger Walde, die nicht durch Hinterlist, wie Cicero behauptet, sondern durch männliche Tapferkeit und mit männlichem Recht erfochten sei.

Im neunzehnten Jahrhundert ist folgendes nachzutragen:*

Johann Wilhelm Christian Gustav Casparson, Theutomal, Hermanns und Thusneldens Sohn. Trauerspiel in 3 Aufzügen. Kassel 1771.

Franz Maria von Babo, Die Römer in Deutschland. Ein dramatisches Heldengedicht in 5 Akten. München 1779. 1780. Frankenthal 1780. Coblenz 1783.

Johann Christian Ludwig Fresenius, Hermann. Vater-

---

* Vgl. Joseph Kehrein, Deutsche Geschichte aus dem Munde deutscher Dramatiker. Soest 1872. — Kehrein reiht p. 5 ein: „J. A. Scheibe, Thusnelde. Ein Singspiel. Leipzig und Kopenhagen 1749.“ Sollte dies, infolge eines Irrtums Kehreins nicht identisch sein mit dem von mir p. 265 erwähnten Singspiel: „Thusnelde, in vier Aufzügen, in Recitativversen von Johann Adolf Scheiten, k. dän. Kapellmeister. Leipzig 1749“?

ländisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Frankfurt 1784. Glogau 1796.

Karl Christian Wolfart, Herman, Fürst der Cherusker. Schauspiel in 5 Akten mit lyrischem Vor-, Zwischen- und Nachspiel. Leipzig 1810.

(Lommar?), Hermann der Cherusker oder Die Waldschlachten der Teutschen. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen mit Chören. (In: Deutsche Schaubühne. Augsburg 1810—1818. Bd. 23.)

Friedrich Eberhard Rambach, Hermann. Erster Theil: Die Teutoburger Schlacht. Riga 1813.

Aloys Wilhelm Schreiber, Marbod und Herrmann, oder Der erste deutsche Bund. Schauspiel in einem Akt. Heidelberg 1814.

Georg Ernst Adolf Wahlert, Herrmann oder Die Befreiung Deutschlands. Schauspiel in 5 Aufzügen. Dortmund 1816.

Bernhard Werner, Herrmann und Thusnelda. Originalschauspiel in 4 Akten. Darmstadt 1816.

Johanna Franul von Weissenthurn, Hermann der Cherusker. Ein geschichtliches Schauspiel in 5 Aufzügen. Wien 1817.

Martin Span, Herrmann der Cherusker. Ein Trauerspiel in 5 Akten nach dem Plane des Grafen Hippolytus Pindomonte bearbeitet. Wien 1819.

Man sieht, wie die in der Abhandlung p. 302 ausgesprochene Behauptung, wie sehr die Zeit des Erwachens deutschen Geistes unter dem Druck der Fremdherrschaft, die Zeit des Abwerfens dieses Joches und der Lust über das Gelingen des Unternehmens nach dem gewaltigen Stoff der Arminschlacht drängte.

Mätzner, Hermann. Greifswalde 1822.

Wilhelm Freiherr von Blomberg, Hermanns Tod. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Hamm 1824.

G. Schütz, Armin, genannt Herrmann der Cherusker. Trauerspiel in 5 Akten. Hamburg 1830.

Ludwig Thebesius, Hermann der Cheruskerfürst. Tragödie in 5 Akten. Berlin 1839.

* * * Hermann der Cherusker. Ein dramatisches Bild aus der Urgeschichte Teutschlands in 5 Akten. Lemgo 1839.

Siegfried Schmid, Varus. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. (Dramat. Werke. Leipzig 1842—43.)

C. Heusinger, Das Hermanns-Fest im Teutoburger Walde. Dramatisches Fragment. Arnstadt 1844.

H. W. A. Kotzenberg, Armin oder Die teutoburger Schlacht. Dramatisches Gedicht in 5 Akten. Bremen 1850.

Herrmann Grimm, Armin. Drama in 5 Aufzügen. Leipzig 1851.

Friedrich Halm, Der Fechter von Ravenna. Trauerspiel in 5 Akten. Wien 1854. — Behandelt, in effectvoller aber peinlicher Darstellung, nicht die Geschichte Armins selbst, sondern den Untergang seines Weibes Thusnelda und seines Sohnes Thumelikus in Ravenna.

August Schmitz, Hermann der Cherusker. Historisches Drama in 2 Theilen. 1. Theil. Hermann und Varus. Historisches Drama in 5 Akten. Musik von K. Magnus. Dessau 1855.

Franz Bacherl, Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in 2 Abtheilungen. Nördlingen 1856. — Bacherl behauptete, Halm habe den Stoff zu seinem Fechter von Ravenna ihm entwandt.

Friedrich Pudor, Hermann und Thusnelda. Tragödie in 5 Aufzügen. Dresden 1859.

Gottfried Flammberg, Hermann. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. Erlangen 1861.

Hans Köster, Hermann der Cherusker. Dramatisches Gedicht in 2 Theilen. Berlin 1861.

Eduard Rüffer, In der Hermannsschlacht. Drama in 5 Aufzügen. Gotha 1862.

Alexis Lomnitz, Hermann. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. Berlin 1863.

Rudolf Brockhausen, Die Varusschlacht. Vaterländisches Schauspiel in 5 Handlungen. Hannover 1864.

Bis hieher, bis zum Jahre 1864, wäre nunmehr die Armin-

literatur vollständig zusammengestellt. Von den Armindokumenten der letzten sechszehn Jahre wurden mir, teilweise infolge einer Aufforderung in der „Allgemeinen literarischen Correspondenz“ folgende bekannt:

1) Felix Dahn, Siegesgesang der Deutschen nach der Hermannsschlacht. (In: Gedichte, Zweite Sammlung. 2. Aufl. Stuttgart 1872. p. 157.)

2) Karl Kösting, Hermann der Befreier. Schauspiel in 3 Aufzügen. Bühnenmanuscript. Wiesbaden 1873. — Als Festspiel zur Einweihung des Arminiusdenkmals auf der Grotenburg gedichtet und aufgeführt. Wie mir der Herr Verfasser schrieb, beabsichtigt er den Stoff nochmals als Tragödie zu behandeln. Das Stück ist wol das bedeutendste, das seit Grabbe Armin behandelt.

Die Enthüllung des Denkmals am 16. August 1875 brachte nunmehr die Arminbegeisterung von neuem in Fluss. Es erschienen:

3) Hermann Rahn, Hermann, der Fürst der Cherusker. Schauspiel. Zur nationalen Jubelfeier der Enthüllung des Hermanns-Denkmals auf der Grotenburg 1875.

4) Gustav Wacht, Hermann der Cherusker. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1874. — Neu an dieser Dichtung ist das Eingreifen der germanischen Götterwelt in die Ereignisse der Schlacht.

5) Eduard Mätzner, Hermann und Thusnelda. Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Zweite Auflage. Berlin 1874.

6) Ferdinand K., Armin und Varus. Nationaldrama, geschichtstreu zur Mitfeier der Enthüllung des Standbildes Hermann's des Cheruskers auf der Grotenburg bei Detmold am 16. August 1875 nach Caj. Corn. Tacitus' einschlägigen Berichten entworfen. Frankfurt a. M. 1875.

7) Paul Höfer, Armin. Ein nationales Drama. Leipzig 1875.

8) Oscar Reichardt, Hermann. Drama in 5 Akten. Herford 1877.

9) Felix Dahn, Armin. Heroische Oper in 5 Aufzügen. Textbuch. Musik von Heinrich Hofmann. Berlin 1878.

10) Gustav Schwetschke, In Arminii monumentum Bandelianum. Auf das Hermanns-Denkmal Ernst von Bandels. (In: Gustav Schwetschke's neue ausgewählte Schriften. Halle 1878. p. 126—128.)

11) Alexander Nowack, Hermann der Cherusker. Drama in 5 Akten. Königsberg i. Pr. 1878.

12) Felix Dahn, Sühne. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1879. — Armin ist nur Episodenfigur.

13) F. H. Weddigen, Bei der Einweihung des Hermanns-Denkmals. Lyrische Dichtung. (In: Schwerdtlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzuge von 1870/71.)

In Manuscript wurde mir zugesandt:

Kurt von Rohrscheidt, Ein Königspaar der Germanen. Tragödie in 5 Akten.

Wie der Stoff immer und immer wieder seine Bearbeiter findet, beweist der zugleich klägliche wie komische Umstand, dass dem Verfasser dieser Abhandlung einmal von einem Berliner Antiquar ein Manuscript, „Die Hermannsschlacht" für den Preis von fünfzehn Silbergroschen angeboten wurde; dass die Ereignisse der Arminschlacht auch über die nationale Grenze hinaus sich immer von neuem Verehrer erwerben, die Anzeige (Illustr. Zeitung vom 2. August 1879. Nr. 1883) einer italienischen Bearbeitung:

Prof. Calvi, Arminio 1879. In Rom, im Coreatheater, mit einem Achtungserfolge aufgeführt.

Der Verfasser der Fameuse comédienne?

Von

Dr. Mahrenholtz.

Die früher soviel umstrittene Frage über Urheberschaft, Tendenz und historischen Werth jener anonymen Schrift, die unter dem Titel: La Fameuse Comédienne ou histoire de la Guérin etc. zuerst 1688 (?) auftauchte, ist durch Bonnassies' Verdienste ihrer Entscheidung bedeutend näher geführt.* Während früher alles Ernstes jenes Machwerk dem Racine oder Lafontaine zugeschrieben wurde, oder andere ganz unbegründete Vermuthungen über den Verfasser ausgesprochen waren, während man über die Richtigkeit der Einzelangaben kaum zu einem bestimmten Urtheil gelangt war, hat Bonnassies alle jene Hypothesen als irrig oder unbeweisbar erwiesen und Irrthümer von mehr oder weniger Bedeutung in der Schrift aufgefunden. Wenn der Herausgeber aber sich der Ansicht zuzuneigen scheint (XXVIII), dass die Schauspielerin Guyot die vermuthliche Verfasserin jener Schmähschrift sei, so hat er doch selbst in den weiteren Ausführungen mehr gegen als für diese Annahme vorgebracht.**

Die Frage nach der Urheberschaft jener Schrift kann nie genügend beantwortet werden, ohne vorher andere Punkte eingehend zu erörtern. Zunächst ist die Tendenz des Libells doch

* Siehe dessen Edition, Paris 1870, I bis XXVIII.

** Siehe XXV, XXVI. Livet, Les Intrigues de Molière, 2. éd., nimmt an, dass die Ausgabe ohne Datum älter sei als die von 1688. Préface XIV.

nicht so auf der Hand liegend, wie das gewöhnlich angenommen wird. In der Vorrede, in welcher angeblich der Verleger den Leser über den Ursprung des Buches aufzuklären sucht, heisst es ausdrücklich, der Verfasser jener Geschichte habe die Hauptbegebenheiten aus dem Leben jener „coquetten Schauspielerin“ darlegen wollen, indem er dabei eine unzählige Menge kleiner Abenteuer (infinité d'autres aventures) übergangen habe. Er habe dem Publicum dieses „Geschenk“ nicht vorenthalten wollen, weil die Molière sowohl als Coquette, wie als Gattin des verstorbenen Dichters berühmt genug sei. Ich meine, eine doppelte Tendenz ist hiermit schon angedeutet. Einmal will man die Gemahlin des gefeierten Molière öffentlich an den Pranger stellen, indem man noch Schlimmeres durchblicken lässt, als man erzählt, und indem man im Tone der Geschichtserzählung wohlberechnete und geschickt formulirte Beschuldigungen als zweifellose Thatsachen hinstellt, andererseits will man in Molière auch den Menschen und Gatten zu fleckenloser Reinheit erheben. Und dieser Absicht entspricht die Ausführung. Zwar die allgemein bekannte Thatsache, dass auch Molière den Regungen der Liebe leicht zugänglich war, dass er zu gleicher Zeit einer M. Béjart und de Brie huldigte und die jüngere Béjart zu seiner Gattin erheben wollte, vermag die Schrift natürlich nicht in Abrede zu stellen, aber das Odium der Sachlage wird von Molière ab und auf die intrigante M. Béjart geschoben. Diese, so wird Seite 8 u. 9 mit der Ausführlichkeit einer Romanschilderung dargelegt, habe aus Hass gegen ihre Nebenbuhlerin de Brie die jugendliche Tochter dem gereifteren Manne verkuppelt, dabei abgefeimte Reden über die Vorzüge der jungfräulichen Unschuld haltend, die eher auf einen unerfahrenen Jüngling, als auf den bereits mannigfach geprüften Molière hätten Eindruck machen können.

Aus dem späteren Leben Molière's wird nun ein Verhältniss mit Stillschweigen übergangen, das gerade das Bild des Dichters in ein anderes Licht gerückt hätte. Ich meine die Beziehungen, welche Molière in jener Zeit, wo er sich von der treulosen oder treulos geglaubten Gattin auf längere Zeit trennte, mit der de Brie unterhielt. Dass dieses Verhältniss so ganz von allen sinnlichen Regungen frei war, wie das einzelne Dar-

steller uns glauben lassen,* kann ich nach dem, was Grimarest über diese de Brie bemerkt, nicht annehmen. Letzerer bezeichnet sie ausdrücklich als ein „Skelett von entsetzlicher Dummheit“, das zu derselben Zeit, wo sie Molière's Freundin heisse, noch in einem la Barre und Florimond ihre Liebhaber suche.** Dass aber Grimarest, der seine Verehrung für Molière auch auf die dem Dichter nahestehenden Damen zu übertragen pflegt und z. B. Molière's eigene Gemahlin in mildester Weise beurtheilt, gerade diese Details reproducirt hätte, wenn sie nicht einige Wahrscheinlichkeit hatten, ist doch schwer glaublich. Es liegt mir recht fern, zu den zahlreichen Gerüchten, die sich an den vielbeneideten Dichter im Leben und nach dem Tode anhingen, neuen Zündstoff herbeizutragen; aber der Gedanke, dass eine so geschilderte Person lediglich eine uneigennützige, tröstende Freundin gewesen sei, ist in einem grundverderbten Zeitalter, wie es das Siècle de Louis XIV war, doppelt unfassbar. Für die Frage nach der Urheberschaft des Libells ist aber die Uebergehung dieses Verhältnisses nicht ohne Bedeutung, wie ich später darzulegen hoffe.

Ueberhaupt ist das Verhältniss Molière's zu seiner Gattin auch vor der entscheidenden Katastrophe hier schwerlich so reproducirt, wie es in Wirklichkeit lag. Molière würde nach der Darstellung dieses Libells (S. 13 u. f.) ungefähr dieselbe Rolle spielen, wie der gute Ménélas in Offenbach's Helena, und er würde mit Recht den Beinamen des „Guten“ verdienen, den ihm jüngst Herr Brunnemann in seiner sogenannten Molière-Ausgabe (Einleitung zum Misanthrope, S. XV) verliehen hat. Molière, der die Menschen gekannt und geschildert wie kein Anderer, der trügerische Coquetten, gefoppte Ehemänner mit vollendeter Meisterschaft uns vorführt, wäre selbst ein so gutmüthiges Spielzeug in den Händen einer noch wenig geübten Coquette gewesen! Auch der sentimental entsagende Zug, den diese Darstellung in das ganze Verhältniss hineinträgt, und der in der Unterredung mit Chapelle (S. 17 u. f.) seinen sprechendsten

* In romanhafter Weise sucht z. B. H. Lapomeraye: Les amours de Molière, S. 38 u. 39, das Verhältniss zu idealisiren.

** Augsb. Uebers. 1711, S. 153. Auch Loiseleur, les points obscurs de la vie de Molière, hat das aufgenommen.

Ausdruck findet, liegt doch wohl dem Realisten Molière ziemlich fern.*

Wie nun Molière als Gatte und Mensch allzusehr idealisirt wird, freilich auf Kosten seiner geistigen Bedeutung, so wird in dem Charakter und Lebensverhältnissen der A. Béjart Alles übersehen, was sie irgendwie in ein milderes Licht setzen könnte. Das Missverhältniss zwischen der siebzehnjährigen (?) Gattin und dem vierzigjährigen Gemahl, das schlechte Beispiel, das Molière's galante Beziehungen der Gemahlin geben mussten, die sehr begreifliche Eifersucht auf die de Brie, der verführerische Einfluss des Hofes und des Theaterlebens, Alles das wird zwar angedeutet, ohne jedoch daraus die naheliegenden Entschuldigungsgründe herzuleiten. Nicht einmal die schauspielerische Begabung der Molière wird gewürdigt, von ihrem epochemachenden Auftreten als Princesse d'Elide heisst es nur S. 10: „elle y parut avec tant d'éclat."** Es ist der Kritik neuerer Zeit nicht eben gelungen, das zu entkräften, was die Fameuse comédienne von den Beziehungen der Molière zu Richelieu, Guiche, Lauzun und Anderen erzählt,*** aber die gefärbte Darstellung all dieser Thatsachen wird immer ein charakteristisches Merkmal für die Tendenz der Schrift bleiben. Der giftige Hass gegen A. Béjart überträgt sich auf die Mutter, welche S. 6 kurzweg als „Landkomödiantin und Freudenmädchen für zahlreiche junge Leute aus Languedoc" bezeichnet wird. In der gemeinen Schadenfreude, welche die Fameuse comédienne über die tyrannische Behandlung der Molière von Seiten ihres zweiten Gemahls äussert, und in dem boshaften Epigramm am Schluss gipfelt dieser ganze aus Neid und Eifersucht gemischte Hass.

Wer war nun unter den Zeitgenossen Molière's derjenige, der dem Dichter so grosse Sympathie und ein so geringes Verständniss, der Familie Béjart aber einen so unauslöschlichen

* Grimarest's Aeusserung a. a. O. 92, Chapelle sei mit Molière keineswegs in dem Grade vertraut gewesen, genügt freilich nicht, um diese Erzählung der Fameuse comédienne ins Reich des Mythus zu weisen.

** Ja, ebendaselbst ist von einem „merite prétendue" die Rede, „qui l'a depuis rendue si fière et si hautaine."

*** Siehe Anhang.

Hass entgegenbrachte? War es ein von A. Béjart verschmähter Liebhaber oder eine durch sie beeinträchtigte Liebhaberin des Dichters? Dass die Schrift das Machwerk einer Frau sei, ist zuerst von Bayle vermuthet worden, der freilich eine endgültige Redaction von männlicher Hand annimmt, und auch Bonnassies, wenn er für die Guyot als Verfasserin plädirt, scheint dieser Annahme beizustimmen. Es spricht ebenso viel dagegen, wie dafür. Die Neigung für Klatschgeschichten, für Toilettensachen, überhaupt für Aeusserlichkeiten, die detaillirte Seelenmalerei würde freilich eher einen weiblichen als einen männlichen Verfasser vermuthen lassen, aber der einfache, streng logische Sinn, den namentlich im Anfange (5 u. 6) die Reflexionen über Molière und seine Gemahlin zeigen, spricht wieder dagegen. Eins aber würde entscheidend sein, um hier der Annahme Bayle's beizupflichten. Unter den Freundinnen Molière's würde es eine geben, die zugleich Ursache hatte, Madeleine Béjart wie A. Béjart zu hassen und Molière's Andenken bis über den Tod hinaus zu bewahren, und die doch nicht Geist genug besass, um den grossen Mann auch nur in seinem Verhältniss als Gatte richtig zu erfassen. Es ist die in der Schrift selbst mehrfach erwähnte de Brie. Freilich das Renommé, dessen sich diese Künstlerin gewöhnlich in der Molière-Kritik erfreut, würde mit einer solchen Annahme unvereinbar sein. Indessen, wenn wir nach den Thatsachen forschen, die aus dem Leben dieser Bühnenheldin bekannt sind, so wissen wir nur, dass sie Molière's Geliebte war, dass sie, wenn wir Grimarest's Andeutungen Glauben schenken, nicht eben prüde in Liebessachen war, dass sie in ihrer theatralischen Wirksamkeit besonders für naive Rollen sich eignete und z. B. die Agnès der École des Femmes vortrefflich spielte. Wenn freilich Moland behauptet (II, XXIV), dass ihr Charakter „doux, conciliant, paisible“ gewesen sei, so ist der hierfür beigebrachte Beweis schlechter als keiner. Er schliesst nämlich aus den von der de Brie gespielten Rollen ohne Weiteres auf Identität zwischen dem Charakter der Darstellerin und der dargestellten Personen.* Nun lehrt doch die Beobachtung

* Aehnlich macht es H. Lapomeraye in seinem höchst flachen Schriftchen: Les amours de Molière, S. 18.

des Bühnenlebens, dass der Charakter des Künstlers häufig mit dem von ihm geübten Berufe wenig harmonirt. Ein Molière, der auf der Bühne vor Allem in komischen Rollen excellirte, war im Leben ein ernster, schweigsamer, still beobachtender Mann, überhaupt sind bedeutende Darsteller komischer und humoristischer Rollen im Leben Hypochonder oder Rigoristen. Will man Moland's Schluss für richtig erklären, so muss man auch consequenterweise der ehemaligen Kaiserin Eugénie, die gerade wie Mademoiselle de Brie einst die Agnès spielte, einen sanften und versöhnlichen Charakter zuschreiben. Eine ganz andere Vorstellung erhält man von der de Brie, wenn man die überlieferten Thatsachen ihres Lebens mit Grimarest's unzarter Bemerkung combinirt, sie sei „entsetzlich dumm" gewesen. Und dass eine solche Nachrede bei einer Künstlerin aufkommen konnte, die besonders geweckt und idealstrebend gewesen, ist doch nicht denkbar. Alle diese Bemerkungen geben uns die Vorstellung einer von dem höheren Geistesstreben abgewandten, nur auf den Genuss des alltäglichen Lebens gerichteten Person, die recht wohl zu dem Charakter der Schmähschrift passt. Nur fragt es sich, kann die Fameuse comédienne das Werk einer Komödiantin sein, und sind die mannigfachen Irrthümer und Ungenauigkeiten im Einzelnen mit der Autorschaft der über Dinge und Personen wohlunterrichteten de Brie vereinbar? Bonnassies hat gegen die erstere Annahme geltend gemacht (CXXIV), dass die Bemerkung in dem Vorworte, es gäbe keine Komödiantin, deren Leben nicht hinreichenden Stoff für derartige Historien liefere, doch kaum aus der Feder einer Komödiantin geflossen sei. Warum nicht? Besondere Schonung und Rücksicht für die rivalisirenden Colleginnen ist in Theaterkreisen gewiss nicht herkömmlich, besonders wenn die Anonymität so vorsichtig gewahrt ist. Die Verfasserin würde damit freilich das eigene Sündenbekenntniss ablegen, aber gilt nicht in der Anschauung der Bühnenheldinnen manches für rühmlich, was vom sittlichen Standpunkt verwerflich wäre?

Und trotz dieser Bemerkung vermuthet Bonnassies S. XXVIII in der Guyot die Verfasserin, so vieles sich auch dagegen vorbringen lässt. Denn Bonnassies selbst muss darauf hinweisen, dass diese Künstlerin in dem Buche keineswegs immer im

besten Lichte erscheint (XXV) und weiss dies nur durch die Annahme zu erklären, dass die Guyot durch derartige Bemerkungen den Verdacht der Urheberschaft von sich habe ablenken wollen. Ich meine, in diesem Falle hätte die weibliche Eitelkeit stärker gewirkt, als weibliche Klugheit. Und vollends ist es unmöglich, dass — ein so boshaftes Epigramm, wie das am Schlusse der Ausgabe von 1688 stehende (s. Bonnassies, S. 62), aus der Feder der Guyot oder einer ihr nahestehenden Person geflossen sei. Allerdings hatte die Guyot sich an der Molière, die den Geliebten abspenstig gemacht, zu rächen, aber dass sie diesen Racheplan erst nach elf Jahren ausgeführt, findet auch Bonnassies (XXVI) unwahrscheinlich. Wenn nun die Verfasserin der Schrift detaillirte Angaben über die Guyot hat, so ist das bei dem täglichen Verkehr zwischen dieser und der de Brie etwas sehr Begreifliches.

Was Bonnassies ferner der Schrift an Irrthümern nachweist, betrifft doch nur sehr geringfügige Dinge (XIV—XXIII), bezieht sich auch zum grossen Theil auf Verhältnisse zu Lebzeiten des Dichters und könnte also aus der Zwischenzeit von fünfzehn Jahren leicht erklärt werden, auch wenn man nicht die Annahme einer absichtlichen Ungenauigkeit, um den Verdacht der Urheberschaft von einer dem Molière nahestehenden Person abzulenken, wagen wollte. Doch die Schrift zeigt noch andere Entstellungen, die Bonnassies anzuführen vergass. So ist die Darstellung der ersten Beziehungen Molière's zur A. Béjart und die der M. Béjart zugewiesene Kupplerrolle schwerlich der Wirklichkeit entsprechend. Grimarest (a. a. O., S. 39) berichtet, dass die Mutter gegen die Ehe mit der Tochter gewesen, letztere sei aber gewaltsam in Molière's Zimmer gedrungen. Ohne diese Angabe mit allen Details für glaubwürdig halten zu wollen, muss ich doch das von Grimarest angenommene Verfahren der M. Béjart für wahrscheinlicher und natürlicher halten, als die ihr in der Fameuse comédienne zugedachte Rolle. Ist es aber nicht wohl begreiflich, dass die de Brie, als Rivalin der Mutter, hier auch wider besseres Wissen entstellt habe? Ebenso stimmt es wenig zu dem Charakter der Sünderin M. Béjart, dass sie aus Kummer über das Lasterleben der Tochter vor der Zeit gestorben sei, aber ist es nicht ebenso begreiflich, dass die vom

Hass geführte Darstellung der Rivalin hier der A. Béjart auch das Verbrechen eines Muttermordes insinuirt?* Nicht minder lassen einige von Bonnassies angedeutete Entstellungen in der Schrift, die Autorschaft einer Komödiantin, im Speciellen der de Brie, sehr glaublich erscheinen. So ist es doch fast selbstverständlich, dass die de Brie, wo sie über Baron in der ungezogensten Weise sich ausspricht,** Alles das übergeht, was Molière selbst in einem weniger günstigen Lichte zeigen könnte, vor Allem jenen von Grimarest (S. 66) angedeuteten Punkt, der ohnehin nur Erfindung einer schmutzigen Phantasie zu sein scheint. Ferner wenn die Fameuse comédienne aus der geringen Anzahl der Rollen, welche die Molière nach dem Tode ihres Gatten spielt, auf ein Versiegen ihres schauspielerischen Talents schliesst, kann das bei einer Concurrentin, welche durch die überlegene Erscheinung der Molière in den Schatten gedrängt wurde, auffällig sein?

Sicherlich ist es doch kein Zufall, dass die Schrift über die Jugend Molière's und der A. Béjart kurz hinweggeht und erst von der Zeit an ausführlich wird, wo die de Brie in Beziehung zu Molière trat, dass ferner gerade diese Künstlerin eine untadelhafte Rolle spielt. Besonders eingehend ist die Schrift über Perioden, in denen die de Brie dem Molière besonders nahe stand; so über seine unglückliche Heirath und über den Aufenthalt zu Anteuil. Fast selbverrätherisch ist es sogar, wenn die Verfasserin der Fameuse comédienne S. 16 die „liaisons particulières“ zwischen Molière und der de Brie als Entschuldigungsgrund für die treulose Gattin anführt, ohne natürlich die Thatsächlichkeit dieses Grundes einzugestehen. Nie in der ganzen Schrift ist von der de Brie in einem wegwerfenden Tone gesprochen, und wenn auch der Ausdruck S. 9: „Il (Molière) avait reçu des gages de son amour“, recht zweideutig ist, so zeigt doch der Zusatz: „qui le mettaient dans la nécessité d'avoir ces sortes d'esgards“, dass hierbei nicht an das Schlimmste zu denken ist. Endlich, wer hätte auf die

* Dass M. Béjart sich kurz vor ihrem Tode mit dem Molière'schen Ehepaare versöhnt habe (Bonnassies XVIII, 5), würde noch nicht gegen die Auffassung der Fameuse comédienne zeugen.

** Livet 23 ff.

alternde de Brie ein Gedicht machen sollen, in welchem es ausdrücklich heisst: „Kaum kommt der Jugend Reiz der sterbenden Schönheit gleich“ (Fam. com. S. 61), wer hätte die Schönheit dieses „Skelettes“ so preisen sollen, wenn nicht ein ihr besonders nahestehender Literat?

Unerörtert muss es bleiben, warum die de Brie erst 1688, in einem Alter, das sonst der Eifersucht weniger zugänglich ist, ihren Racheplan ausgeführt, ob und von wem die „entsetzlich Dumme“ in der Ausarbeitung des Libells unterstützt worden ist. Ueberhaupt möchte ich für meine Annahme nicht das Recht einer wohlbewiesenen Behauptung, sondern nur einer auf unabweisbaren Wahrnehmungen ruhenden Vermuthung beanspruchen, da bei dem Mangel äusserer Zeugnisse die Autorschaft der Fameuse comédienne schwerlich je klargestellt werden wird.

Anhang.

Livet's Kritik der Fameuse comédienne.

Während Bonnassies in seiner Kritik der gedachten Schmähschrift sich mit einer Zusammenstellung der augenfälligen Irrthümer derselben begnügt, hat Livet in den beiden Ausgaben der Fameuse comédienne der Schrift überhaupt den Werth einer geschichtlichen Aufzeichnung abzusprechen versucht. Uns scheint es freilich nach wiederholter Prüfung beider Ausgaben, als ob Livet mehr zu beweisen sucht, als er beweist, und als ob er namentlich in dem, worin er von Bonnassies abweicht, oder über dessen Kritik hinausgeht, das Ziel eher verfehlt als erreicht.

Schon der erste Punkt, in dem Livet's Auffassung von der der früheren Kritiker sich unterscheidet, ist doch sehr fraglicher Art. Während Bonnassies und vor ihm Lacroix die Ausgabe von 1688 als die älteste betrachten, hält Livet eine ohne Orts- und Datumangabe erschienene Ausgabe für die ursprüngliche. Als Grund führt er (Préf. XIV, 2. éd.) an, dass gerade diese Ausgabe einen kürzeren Text habe und vor Allem jene peinliche Auseinandersetzung über Baron's Verhältniss zu Molière und dem Duc de Bellegarde nicht enthalte. Nun ist die Mög-

lichkeit, dass gerade diese Stelle, die doch mit unzweideutigen Worten eine schlimme Beschuldigung gegen Molière selbst* enthält, später im Interesse des guten Anstandes und der Wahrheit, wie aus Rücksicht auf die zahlreichen Verehrer des Dichters ausgeschieden ist, ebenso wenig zu verwerfen, wie die andere Möglichkeit, dass zur Verunglimpfung Baron's später eine solche Erfindung hineingetragen wurde. Ebenfalls ist eine Kürzung des Textes so gut anzunehmen wie eine Erweiterung. Wir können uns also nicht überzeugen, dass Livet für seine Ansicht irgendwie triftige Gründe vorgebracht hat, und halten namentlich die von Bonnassies (S. IX ff.) zu Gunsten der Priorität der Ausgabe von 1688 angeführten Argumente keineswegs für entkräftet. Mit der Annahme, dass die Fameuse comédienne ein Werk der de Brie sei, ist Livet's Ansicht freilich eher zu vereinen, als die Bonnassies'. Unmöglich kann jener schmutzige Passus, der das Andenken des Dichters lange nach seinem Tode besudelte, aus der Feder einer ehemaligen Geliebten geflossen sein, unmöglich konnte man den Ausschreitungen der tödtlich gehassten Feindin eine so triftige Entschuldigung leihen wollen, wie hier geschehen. So ganz aus der Luft gegriffen und so völlig unwahrscheinlich, wie Livet (S. 168) die Sache auffasst, ist die Erzählung freilich nicht. Berichtet doch auch ein Verehrer des Dichters und ein Freund jenes Baron,** dass Molière seine Gemahlin wegen ihres ungezogenen Benehmens gegen den 16jährigen Baron zur Rede gestellt, diese aber Entgegnungen vorgebracht habe, auf welche Molière für gut fand, gar nicht zu antworten. Es wäre fast gleich unwürdig, dergleichen Gerüchte zu widerlegen, wie sie aufzubringen; wir erkennen in ihnen die geheimen Spuren jenes böswilligen Hasses und Neides, die den Dichter noch im Grabe verfolgten und die selbst von den Verehrern und Vertheidigern des grossen Mannes nicht unbeachtet gelassen wurden. Wie wäre es aber, von dieser schmutzigen Beimischung abgesehen, irgendwie unwahrscheinlich, dass die sinnlich angelegte A. Béjart den heranblühenden Jüngling geliebt, dass dieser letztere auch nebenbei noch Mai-

* Siehe Bonnassies a. a. O. 23.
** Grimarest a. a. O. 66.

tressen gehabt hätte? Der Kern der Erzählung, wie ihn die nach Livet älteste Ausgabe der Fameuse comédienne wiedergiebt, bliebe dann bestehen, die schmutzige Hülle allein fiele hinweg.

Wie Livet's Kritik in dem angeführten Falle über das Ziel hinausgeht, so sucht er auch die Angaben der Schrift als willkürliche und unwahrscheinliche Erdichtungen hinzustellen und besonders den Charakter der Molière von allen Flecken zu reinigen, welche der Hass der Gegnerin ihm anheftet. Wer wollte es unternehmen, die Einzelangaben der Schrift, jene vertraulichen Unterredungen der zweideutigsten Art, jenen intimen Brief an den Comte de Guiche, jenen Verkehr der Molière mit der Chateauneuf als gewisse Thatsachen hinzustellen, wer überhaupt auf die Anklagen der Gegnerin das Urtheil über die Gattin Molière's sprechen? Aber zwischen einem übertreibenden, ausschmückenden und böswillig verzerrenden Pamphlete und einem frei erfundenen Romane ist doch ein Unterschied, den eine exacte Kritik nicht verkennen darf.

Und welches sind denn die Hauptgründe, die Livet für die sittliche Makellosigkeit der Molière vorzubringen weiss. Zunächst, dass die Anklage gegen sie zuerst von dem Verfasser der Vengeance des marquis, einem gehässigen Feinde Molière's, erhoben wurde, und dann das Zeugniss Grimarest's. Gewiss, die Anklage eines Feindes ist immer verdächtig, ist sie aber, öffentlich in so unzweideutiger Weise erhoben, ohne Weiteres abzulehnen? Und ist es nicht sehr bedenkenerregend, dass schon 1663, im zweiten Jahre der Ehe Molière's, solche Gerüchte auftauchen? Das Stillschweigen der anderen Feinde Molière's erklärt sich doch zur Genüge daraus, dass solche Insinuationen stets sehr misslich und gefährlich sind, dass eine naheliegende Rücksicht auch im gefallenen Weibe noch das Weib ehrt, und dass eine so persönliche Anschuldigung vollends gefährlich wurde, als der König selbst Molière's erstes Kind aus der Taufe gehoben und so sich in deutlicher Weise gegen die Ankläger des Dichters und seiner Gattin ausgesprochen hatte. Grimarest andererseits, der übrigens nur nach dem urtheilte, was Baron und andere Zeitgenossen Molière's ihm berichteten, stellt Armande's Ausschreitungen als unvorsichtige

Tändeleien hin und macht den Dichter selbst in jener Unterredung mit Rohault zum Vertreter dieser Auffassung. Doch wer will dabei übersehen, dass eine sehr begreifliche Rücksicht gegen den „weltberühmten Komödianten“ hier den sonst so frivolen Grimarest die mildesten Farben wählen liess, wer will für die Authentität jener Unterredung, deren Form doch sicher dem Biographen, nicht Molière selbst, angehört, einstehen? Und zwischen den Zeilen gelesen, machte jene angebliche Aeusserung Molière's doch einen sehr peinlichen Eindruck, genau so, wie der Discurs über Molière's häusliche Stellung im Elomire Hypochondre, den Livet gleichfalls als Entlastungsmoment vorführt. Und nun vollends aus der Verurtheilung des Präsidenten Lescot, der die Molière öffentlich beschimpft, und Guichard's, der sie in einem schmutzigen Pamphlet angegriffen, auf die sittliche Reinheit einer Frau zu schliessen, ist mehr als gewagt. Ebensowenig will es besagen, dass Guérin der Molière, in einem Alter, wo sie der Verführung weniger ausgesetzt war, seine Hand anbot, selbst wenn wir von den zweifelhaften Antecedentien des Gatten absehen.

Wie die Entlastungsmomente, welche Livet vorbringt, von keiner erheblichen Bedeutung sind, so vermag der Kritiker auch die Belastungsmomente in der Fameuse comédienne keineswegs ganz zu entkräften. Es ist nach Livet's und Anderer Ausführungen wohl anzunehmen, dass in dem, was die Fameuse comédienne von dem Verhältniss der Molière zu Richelieu, Guiche, Lauzun sagt, die Chronologie und die Nebenumstände ebenso verworren und ungenau sind, wie in anderen Punkten der Schrift; folgt daraus aber, dass diese Verhältnisse selbst Erfindungen einer raffinirten Phantasie seien? Spricht nicht das Renommé eines verschwenderischen Theaterhabitué, in dem Richelieu stand, gerade sehr für die Möglichkeit einer solchen formellen Liaison? Die Zeit, in welche die Fameuse comédienne diese Liaison verlegt, ist allerdings schlecht gewählt (s. Livet, S. 146), viel wahrscheinlicher ist es, dass A. Béjart's Liebeleien in die erste Zeit der Ehe, wo die Siebzehnjährige (?) an der Seite des vierzigjährigen kränkelnden Mannes sich besonders unbehaglich fühlen musste, und in die Periode zwischen der Aufführung der Princesse d'Elide und der Dichtung des



Misanthrope, der Blüthezeit von A. Béjart's künstlerischer Wirksamkeit, fallen. Doch hätte man derartige Erzählungen, wenn sie auf blosser Phantasie ruhten, an bestimmte Namen anzuknüpfen gewagt, hätte man namentlich nach einer Zeit von etwa zwanzig Jahren nicht die bestimmteste Widerlegung fürchten müssen? Gern gebe ich zu, dass der „Gardelieutenant und die vielen anderen Leute“, die A. Béjart für den Verlust ihres Geliebten zu trösten suchten, in das Reich des Mythus gehören, und gewiss ist hier Bonnassies' Frage: „combien de tems serait-ce pour chacun?“ (72) sehr berechtigt, aber der Bericht über Richelieu, Guiche und Lauzun ist sicher ausschmückend und entstellend, doch nicht völlig erfunden.

Ebensowenig lässt sich die längere Unterredung mit Chapelle, in der Molière die Untreue der Gemahlin offen eingesteht, als blosser Roman hinstellen. Wenn Grimarest auch bemerkt, dass Chapelle niemals in dem Grade Molière's Vertrauter gewesen sei, wie es hier scheine, so widerspricht das eigentlich dem Verhältniss beider. Und die Unterredung zwischen Rohault und Molière, die Grimarest an deren Stelle setzt, beweist doch nimmer, dass eine verwandte Unterhaltung mit Chapelle nicht habe stattfinden können.* Wie man auch über diese Hauptpunkte der Livet'schen Kritik denken möge, gegen die obige Annahme, dass die Fameuse comédienne das Werk der de Brie sei, würden sie nicht sprechen. Und gewiss hat diese Vermuthung mehr für sich als Livet's Conjectur (Préf. XV ff.), dass der Schauspieler Rosimont Urheber der Schmähschrift sei. Denn in dem fingirten Namen des Verlegers der Fameuse comédienne „Rottenberg“ ein Anagramm von Rosimont erblicken zu wollen und aus der Verwandtschaft des Satzbaues der Fameuse comédienne und einer anderen Schrift Rosimont's auf seine Urheberschaft zu schliessen, ist gewiss wenig überzeugend.

* Was Livet S. 163 gegen die Einzelheiten der Unterredung anführt, trifft nicht zu. Molière spricht zwar von der Liebe seiner Gattin zum Comte de Guiche, sagt aber über die Zeit, in der jenes Verhältniss stattfand, nichts Bestimmtes. Ja, es scheint sogar, als ob er dasselbe in die erste Zeit seiner Ehe setzt, wo also Guiche noch nicht in Polen war. Da ferner die Fameuse comédienne nur die früheste Jugenderziehung der A. Béjart ausserhalb ihres mütterlichen Hauses stattfinden lässt, so kann Molière in der Zeit von circa 1653—1662 recht wohl auf ihre Bildung und Erziehung eingewirkt haben, zumal sein Wanderleben 1658 abschloss.



Wie verschieden ist doch diese Schmähschrift in dem Laufe von zwei Jahrhunderten beurtheilt worden, in welchem Kreislaufe hat sich die Kritik gedreht! Der älteste* Biograph Molière's lehnte die ihm unbequeme Schrift vornehm ab, die Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts standen vor ihr wie vor einem unlösbaren Siegel, oder suchten es durch phantastische Einfälle zu brechen. Erst in neuester Zeit verfuhr Moland mit einer Kritik, die stark mit willkürlicher Scepsis versetzt war, unternahm es P. Lindau, die Biographie des Dichters, zum Theil wenigstens, auf dieses unsichere Gerüst zu gründen, und suchte endlich Bonnassies das Richtige von dem Falschen, das Sichere von dem Ungewissen zu sondern. Livet scheint denn an dem Punkte des Kreises wieder angelangt zu sein, an welchem bereits Grimarest sich befand. Gewiss ist es die erwünschteste Art der Kritik, über eine Darstellung den Stab zu brechen, in der Lüge und Wahrheit so dicht an einander grenzen. Die Rücksicht auf das Andenken des Dichters und einer der Verleumdung preisgegebenen Frau legen sie dem echt menschlichen Bewusstsein so nahe, aber ist es nicht auch Pflicht der vorurtheilsfreien Forschung, selbst durch Irrthum, Lüge und Verleumdung zu sicherer Gewissheit vorzudringen?

---

* Den Notizen Baillet's und Perrault's (in Malassis, Molière jugé par es contemporains) wird man den Namen einer Biographie nicht zugestehen.

Zur Etymologie hauptsächlich westfälischer Fluss- und Gebirgsnamen.

I.

Die Ableitungen einiger, besonders westfälischer Fluss- und Gebirgsnamen, die ich nachstehend gebe, habe ich sonst noch nirgendwo gefunden; deshalb dürfte ihre Mittheilung von Interesse sein. Falls einige Etymologien schon von andern veröffentlicht sein sollten, so wäre mir der betreffende Nachweis sehr erwünscht; desgleichen würden mich sonstige Mittheilungen zu lebhaftem Danke verpflichten. Wo ich selbst auf die Ableitungen anderer Bezug nehme, habe ich es jedesmal ausdrücklich bemerkt.

Woher hat der Kahle Astenberg, der zweithöchste Punkt in dem rheinisch-westfälischen Berglande, seinen Namen? Vielfach ist daran herumgedeutelt. Man hat z. B. ohne Berücksichtigung der Laute an Asenberg = Götterberg gedacht, doch das Gute und Richtige liegt auch hier sehr nahe. Asten, die nd. Form, würde nhd. Aastein lauten. Die Silbe „Aa", ahd. â und aha, bedeutet aber bekanntlich „fliessendes Quellwasser, Fluss" und kommt noch in zahlreichen Fluss- und Ortsnamen vor, z. B. in Fulda, ahd. noch Fuldaha, Nidda, ahd. noch Nidaha, Salzach ahd. Salzaha. Gemäss der Lautverschiebung entspricht bekanntlich aha dem lat. aqua. Die zweite Silbe -sten ist nhd. Stein. Stein bedeutet überaus häufig „Fels"; ich erinnere nur an die in der Nähe des oberen Ruhrlaufes aufragenden Bruchhauser Steine, bekanntlich thurmhohe Porphyrfelsen, und die Benennungen der Einzelfelsen dieses Naturphänomens, den

Rabenstein, Bornstein, Goldstein, Feldstein. Demnach bedeutet Asten, Aastein *Quellwasser-*, *Flussfels*; Asten ist also fast ganz dasselbe wie Bornstein. Bornstein oder Quellfels heisst der eine Felsen aber deshalb, weil sich oben auf diesem massiven Porphyrkoloss eine Quelle befindet. Die ursprüngliche Aussprache des nd. Asten ist demnach Aastên; weil man das Wort nicht mehr verstand, hat man die Vokale beider Silben kurz ausgesprochen. — Wie treffend haben unsere Vorfahren den Berg, an dessen Halde ganz oben, 2221 Fuss hoch — der Astenberg selbst ist 2682 Fuss hoch — die Lennequellen an verschiedenen Stellen aus dem Gestein* hervorbrechen und vereinigt in einem rauschenden Silberfaden zuthal springen, den Aastein, den Flussfels genannt. Also von den Quellen der Lenne hat der westfälische St. Gotthard — so dürfen wir den Astenberg mit dem sich daranschliessenden gewaltigen Plateau von Winterberg als Basis der süderländischen Gebirge und als Quelle verschiedener Flüsse mit Recht nennen — seinen Namen, nicht etwa von den Quellen der Ruhr; denn diese entspringt — genau genommen — nicht am Astenberge, sondern auf dem Plateau von Winterberg am Ruhrkopfe, dem Zwillingsbruder des Astenbergs.

Woher hat nun aber dieses im buchstäblichen Sinne hochgeborne Gebirgskind, die Lenne, den Namen? Auch hier haben die alten Sachsen in den Namen eine sehr treffende Charakteristik gelegt, denn Lenne bedeutet Bergfluss, wie in Folgendem gezeigt werden soll.

Die erste Silbe ist abzuleiten von dem Worte, welches wir noch in Lehne haben, das unter anderm auch „Berghang“ bedeutet.

Lehne hiess ahd. linâ und lënâ, aber auch noch hlinâ; im Gothischen heisst das verwandte hláins Hügel. Ein ursprüngliches h im Anlaut ist bekanntlich schon häufig im Ahd. fortgefallen; z. B. die Wörter Lauf, laut, Loos, neigen, Rabe, rein u. s. w. haben alle ursprünglich ein h im Anlaut gehabt. Die Wurzel von hlinâ hängt zusammen mit lat. clinare (inclinare) = neigen, gr. *κλίνειν*. Wir sehen daraus, dass die Bedeutung von g. hláins = Hügel aus der Vorstellung „geneigte Fläche“ sich ergiebt. Das lat. cli-vus, das gr. *κλιτύς* = Hügel stammen von derselben Wurzel cli-, erweitert clin, ebenso wie das noch gebräuchliche, wenn auch nicht mehr allen bekannte Wort Lei-te *Berghang*. Die erste Silbe in Lenne, zu der

* Der Verf. hat die Lennequelle selbst gesehen.

etymologisch auch das zweite n gehört, bedeutet demnach Berg. Die zweite Silbe ist scheinbar eine bedeutungslose Ableitungssilbe, aber ursprünglich ein selbständiges, bedeutungsvolles Wort. Es ist ja bekannt, dass die Ableitungssilbe e aus allen Vokalen abgeschwächt wird. In dem Worte Lenne, dessen Bedeutung man nicht mehr verstand, sank auch die zweite Silbe, welche ursprünglich a lautete, zum bedeutungslosen e herab. Die Silbe a aber ist das schon oben erwähnte Aa = Fluss. *Linaha* (*Hlinaha*) ist also die ursprüngliche Wortgestalt; daraus entwickelten sich die Formen Lina und Lena. Fr. II, 912[1] gibt nicht die ahd. Form des Flussnamens, sondern nur den Ortsnamen Leno; es ist dies das Kirchdorf Lenne an der Lenne im Kreise Olpe (S. Liebrecht, topographisch-statistische Beschreibung des Regbz. Arnsberg, S. 210). Die Form Lena aber, die ich bloss durch Schlüsse als die ursprüngliche gefunden, begegnet wirklich[2] noch in alten lateinischen Urkunden und zwar in der Schreibung Lehna, wie ja auch das historisch richtige Lene später — schon bei Luther — Lehne geschrieben wurde. Nachträglich fand ich bei Fr. (II, 923), dass das Dorf Leina in Thüringen an der Leine (bez. Hörsel von hier ab) ahd. *Linaha* heisst; demnach lautet die Grundform der thüringischen Leine ebenfalls Linaha. Leine und Lenne sind also nur verschiedene Umgestaltungen derselben Grundform Linaha, beide „Bergfluss" bedeutend. Auch für die Leine passt diese Bedeutung vortrefflich, denn dieselbe entspringt ja im Thüringer Walde bei Finsterbergen. Ob die Lenne, welche unweit Bodenwerder rechts in die Weser mündet, auch „Bergfluss" bedeutet, wage ich nicht zu entscheiden, da die ahd. Formen sehr schwanken; Fr. hat für diesen Fluss die Formen Linderinus (II, 927), Lume (II, 956) und Hlunia (II, 1631); doch ist es bezüglich der letzten beiden Formen nur Vermuthung, dass sie die Lenne bezeichnen. Die Form Hlunia könnte Entstellung aus Hlinaha sein. Geographisch würde auch für diesen Nbfl. der Weser die Bedeutung „Bergfluss" sehr passend sein, denn derselbe entspringt auf dem Holzberge, südw. vom Hils, wie ich dem methodischen Handatlas von Sydow entnehme. Desgleichen fand ich erst nach Abschluss der Auseinandersetzung über Lenne bei Fr. (II, 923) zu den Ortsnamen

---

[1] d. h. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 2. Band, Seite 912. Herr Archivrath Jacobs in Wernigerode hatte die Güte, mir dies ganz vortreffliche Werk aus der gräflichen Bibliothek für längere Zeit zuzusenden. — [2] Von Herrn Pastor Heidsieck in Elsey habe ich dies nachträglich erfahren.

Lina (Linne, südw. von Osnabrück), Linaha (Leina) und Linberge [3] folgende Bemerkung: „Gehören die drei letzten Namen etwa zu ahd. hlinjan und ist dabei an Berglehnen zu denken?“ — Die Leine (Aller), ahd. Lagina (Fr. II, 888), hat eine ganz andere Bedeutung, die ich später einmal zu entwickeln versuchen werde, denn Fr.'s Erklärung a. a. O. erscheint mir nicht richtig.

Ich komme schliesslich noch einmal auf die Lenne (Ruhr)* zurück, um eine nach meiner Ansicht falsche Vorstellung abzuweisen. Die Lenne heisst nicht deshalb „Bergfluss“, weil sie von ihrer Quelle bis fast zur Mündung von Bergen nicht bloss begleitet, ja — abgesehen von dem in gerader Linie ungefähr $1^1/_2$ Meilen betragenden Unterlaufe von Hohenlimburg ab — geradezu bis auf wenige Thalausbuchtungen von Bergen eingeschlossen wird, sondern davon, dass sie an der „Lehne“, also am Berge, hoch oben an der Halde des Astenberges entspringt.

II.

Die Else, ein linker Nebenfluss der Lenne, welcher bekanntlich auf der Nordseite des Ebbegebirges entspringt und in der Nähe des Plettenberger Bahnhofes mündet, hat seinen Namen von den Elsen d. h. den Erlen, welche noch jetzt im Elsethal ziemlich viel wachsen, wie mir mitgetheilt. Else ist bekanntlich eine Nebenform von Erle, welche ja auch Eller heisst. [4] Die Form Else (= Erle) geht zurück auf das Thema alsa, alisa, alesa (s. F. III, 27), [5] ebenso wie die Formen Erle und Eller ursprünglich arila und alira gelautet haben (vgl. lat. alnus für alsnus, F. II, 25). Der Fluss hat also ursprünglich Al(i)saha, Al(e)saha oder Alsa geheissen. Else bedeutet demnach Erlenfluss. Die Erle liebt aber bekanntlich feuchten Boden und wächst deshalb viel an Flüssen; darum findet sich der Flussname Else öfter, ebenso wie eine grosse Menge von Bächen den Namen Erlenbach haben. Z. B. heisst ein Nebenfluss der in die Weser bei Rehme mündenden Werre Else; ferner hat ein in der Nähe von Grevenbrück mündender rechter Nebenfluss der Lenne den Namen Els-pe (pe aus epe, urspr. apa = Fluss; darüber vgl. unten); hierher gehört auch der Flussname Els-off (über off = affa = Fluss, s. unten). Das

[3] Unbekannt. — * d. h. Nebenfluss der Ruhr. — [4] S. Weigand, Deutsches Wörterbuch unter Else. — [5] d. h. Fick, vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen. 3. Band, Seite 27. Dieses vorzügliche Werk hat mir die wesentlichsten Dienste geleistet.

Dorf Els-ey bei Limburg a. d. Lenne — jetzt Hohenlimburg — heisst demnach Erlenau. Die Silbe -ey haben wir ja noch in Ei-land = Wasserland, Insel; Norderney = Nordinsel. Angelsächsisch heisst Eiland eáland, êg-, îgland. Das -oog in Spieker-oog, Wanger-oog ist bekanntlich dasselbe wie êg-, ei-, Insel bedeutend. Hierzu stelle ich auch die zu Limburg an der Lenne gehörenden Stadttheile Oege und Neuöge, ebenso wie die zum Dorfe Eilpe (Kreis Hagen) gehörige Kolonie Oege. Die Formen oge, öge, êg-, ei- sind verwandt mit mhd. ouwe, hd. Au.[6] Somit bedeutet Oege Au, Elsey Erlenau, eine für das hart an der Lenne und an einem Bache, Namens Else, liegende Dorf mit seinen feuchten Wiesenflächen, dem Lieblingsboden der Erle, sehr passende Benennung.[7] Auch die vom Brocken kommende Ilse bedeutet Erlenfluss (ahd. Ilsa, s. Fr. II, 830, = Ilsaha). Ilse statt Else ist nicht auffällig, man vgl. Irle, wie die Erle noch jetzt im Wetterauischen heisst (s. Weigand a. a. O. unter Erle); die Ameise heisst Emse und Imse (s. Weigand unter Ameise und Emse). Es giebt auch noch eine Ilse (Bega, Werre, Weser),* sowie einen unmittelbaren Nebenfluss der Weser, Namens Ilse. Man vgl. ferner bei Fr. II, 831, der die mit Alis und Ils gebildeten Namen für dunkel erklärt, den Ortsnamen Ilsindorf, eine Form aus dem 10. Jahrh. für Elsendorf südw. von Regensburg und Elsendorf südw. von Bamberg. Ebenso bringe ich den vielbesprochenen Kastellnamen Alĭso mit dem Thema Alis, Ales, Als zusammen und nehme zugleich an, dass das heutige Elsen bei Paderborn seinen Namen davon hat. Aliso hat also seinen Namen von den Erlen, die an den Ufern der Lippe besonders noch zur Römerzeit ihren sumpfigen Lieblingsboden hatten. Wie sich nun aus Alsaha, Alsa der Flussname Else gebildet, gerade so musste sich aus Aliso Elsen bilden. Die Form des Namens spricht demnach für die Annahme, dass das heutige Elsen als das alte Aliso zu betrachten und dass der Fluss, an dessen Mündung in die Lippe nach Cassius Dio[8] Aliso verlegt werden muss, die Alme sei. Aus Eliso(n)

---

[6] Weigand a. a. O. unter Aue: „Die ahd. Form muss wohl zuerst ouwia, ouwja gewesen sein, wie auch die dafür stehende ahd-mlat. Form augia deutlich zeigt.“ — [7] Erlen wachsen jetzt allerdings bei Elsey selten, aber vor einem halben Jahrtausend und früher können auch da, wo jetzt Elsey liegt, Erlen in Menge gestanden haben. — * Vgl. S. 353, Anm. * — [8] LIV, 33 *ὥστε τὸν Δροῦσον — ἐκεῖ τε ᾗ ὅ τε Λουπίας καὶ ὁ Ἐλίσων συμμίγνυνται φρούριόν τί σφισιν ἐπιτειχίσαι,* vgl. Nipperd. zu Tac. Ann. I, 56 und besonders zu II, 7.

kann sich allerdings der Name Alme nicht entwickeln, denn dieser muss später Almina (bez. Almana) gelautet haben, s. darüber weiter unten. Deshalb bin ich der Ansicht, dass der eigentliche germanische Name der Alme uns von Dio nicht überliefert ist, sondern dass dieser den Namen des Ortes auf den in die Lippe mündenden Fluss übertragen hat. Möglich, jedoch nicht wahrscheinlich, ist es auch, dass der ursprüngliche Name der Alme Alisa gewesen, dass derselbe in den ersten Jahrhunderten nach Chr. verloren gegangen und später durch Almana ersetzt sei. Es giebt noch einen rechten Zufluss der Lippe, Namens Liesenbach oder Liese, welcher in die unterhalb Lippstadt in die Lippe mündende Glenne fliesst. Dieser Name Liese könnte durch Volksetymologie, weil man die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr verstand, aus Else entstanden sein, der Bach Liese zur Römerzeit Eliso(n) gelautet und Aliso an der Liese gelegen haben, wie auch von einigen angenommen wird. Da würde sich aber das Bedenken erheben, dass der Liesenbach nicht unmittelbar in die Lippe, sondern erst in die Glenne fliesst, ein Umstand, der zu den Worten des Dio nicht stimmte, während Elsen ganz in der Nähe der Einmündung der Alme in die Lippe liegt. Mag nun auch die Lage von Aliso erst durch Nachgrabungen festgestellt werden können, so erscheint es mir doch nicht zweifelhaft, dass der Ort von den Erlen seinen Namen bekommen.

Nach der Else will ich zunächst einen andern Nebenfluss der Lenne behandeln, nämlich den bei Altena in die Lenne mündenden Bach, N e t t e genannt. Dieser Name kommt sehr häufig als Flussname vor. Auf der recht brauchbaren t o p o g r a p h i s c h e n K a r t e d e r R h e i n p r o v i n z u n d d e r P r o v i n z W e s t f a l e n v o n L i e b e n o w (Berlin, Schropp), in dem grossen Massstabe von 1 : 80000 gezeichnet, von der ich die Westfalen betreffenden sowie einige benachbarte Sektionen der Rheinprovinz gebraucht, habe ich folgende Bäche dieses Namens gefunden ausser der Nette (Lenne): Nette (Wipper[9]), Nette (Alme[10]), Nette (Haase[11]). Dazu stelle ich die Nette (Rhein, bei Neuwied) und die Nette (Innerste, Leine, Aller),* ferner die Nethe (Weser, oberhalb Höxter), sowie die Nethe (Rupel, Schelde). Die genannten Flüsse befinden sich sämmtlich im nd. Sprachgebiete mit

[9] Unterhalb Wippertürth. — [10] Unweit der Almequellen mündend. — [11] Unterhalb Osnabrück. — * d. h. die Nette, ein Nbfl. der Innerste, eines Nbfl. der Leine, welche in die Aller mündet. Obige Bezeichnung werde ich der Kürze halber anwenden.

Ausnahme der rheinischen Nette, welche zum mittelfränkischen Sprachgebiete gehört, das bekanntlich eine Uebergangsstufe von den hd. Mundarten zu den nd. bildet. Bezüglich der ad. Form der aufgeführten Flüsse findet sich bei Fr. (II, 1078 u. 1082) nur Nitissa[12] als Name der rheinischen Nette; ausserdem begegnet der Gauname Nitachgowe, den Nethegau oberhalb Höxter bezeichnend. Aus der Form Nitach ist aber nicht zu schliessen, dass der Fluss Nitach = Nitaha geheissen, denn wie Fr. II, 22 bemerkt, ist „bei den Gaunamen der Ausgang -ahagawi ein so beliebter geworden, dass selbst von solchen Flüssen, die nicht in einer Form auf aha gebräuchlich sind, der abgeleitete Gauname diese Gestalt annimmt, z. B. Moinahgowe, Sarahgowe, Nitahgowe.“ Die Nethe hat also ad. *Nita* geheissen, wie auch die Nidda (Main) ahd. Nita genannt wurde.[13] Nitachgowe heisst aber auch der Gau der Nied (Saar), die demnach ebenfalls ad. Nita gelautet hat. Wir können folglich nach Analogie von Nita = Nethe (Weser) wohl auch für die übrigen Bäche des Namens Nette die alte Form Nita voraussetzen. Diesen Flussnamen Nette führe ich nun auf die Wurzel *nad* strömen zurück, sskr. *ned* überschäumen, *nada* Fluss, womit die gr. Flussnamen *Νέδα*, *Νέδων* zusammenhängen (s. F. I, 125). Diese Wurzel erscheint in goth. natjan = hd. netzen, ferner in nd. nat, hd. nass, da aus urverwandtem d im Goth. t wird. Da nun das Nd. im allgemeinen auf goth. Lautstufe steht, so ist für alle Flüsse des Namens Nette auf nd. Sprachgebiete die Zurückführung auf die Wurzel *nad* wohl unzweifelhaft. Nita bedeutet dann, wie aha, apa, ara, ambra einfach Fluss,[14] aus welcher Bedeutung sich das häufige Vorkommen dieses Flussnamens erklärt. Wenn man genaue Specialkarten der einzelnen Landschaften Deutschlands zu Rathe zöge, so würde man ausser den oben aufgeführten sicherlich noch verschiedene Flüsse dieses Namens finden. — — Bei der Nita = Nidda (Main) fällt auf, dass dieser hochdeutsche Flussname nicht die Lautverschiebung durchgemacht hat, denn nach dieser müsste man Niza oder Niȝa erwarten. Doch ist bei Eigennamen das Stocken der Lautverschiebung erklärlich, und möchte ich deshalb die Nidda und erst recht die mittelfränkische Nied (Saar) ebenfalls auf die Wurzel nad zurückführen.

---

[12] -issa ist Ableitungssilbe. — [13] s. Fr. II, 1078. — [14] Ueber apa, ara, ambra s. unten.

Ausser der Nette mündet noch die Rahmede in Altena in die Lenne, die ihren Namen von dem gleichnamigen Thale erhalten; denn Rahmede bedeutet Wildmatte, Wildwiese, eine Benennung, die besonders auf das obere Rahmedethal mit seinen Grashalden gut passt. As. heisst roh, wild *hrâ*, mhd. *râ*, *rô*. Der zweite Bestandtheil -mede ist aus Matte entstanden, welches nnld. mat, afris. mede lautet. Wildewiese heisst z. B. auch ein zum Amte Allendorf, Kreis Arnsberg, gehöriges Dorf. Auch der Name Letmathe (Kr. Iserlohn) gehört hierher. Der Letten ist bekanntlich soviel wie Thonerde; die Lettmatte ist also ein Grasland, welches einen thonigen Untergrund hat, daher die bedeutenden Ziegeleien zwischen Letmathe und Oestrich. So heisst z. B. ein zum Amte Pelkum, Kr. Hamm, gehöriges adliges Gut Lettenbruch = thonige Sumpfwiese (der, das Bruch = Sumpfwiese). Der Name Letmathe kommt in alten Urkunden unter andern in den Formen Letmode und Letmede vor; die letztere ist zugleich ein Beweis, dass das -mede in Rahmede soviel wie Matte ist.

Das nächste Nebenflüsschen der Lenne auf der linken Seite ist die Brachtenbeck. Braak bedeutet im Nd. „allerlei wild und wirr durcheinander wachsendes Gesträuch und Unterholz“, ebenso Braken „die dicksten Aeste der Bäume“, das Schlagholz (s. Berghaus, Sprachschatz der Sassen s. v.). Die Stützstangen der Erbsen heissen z. B. Arft-, Erftbraken; sehr häufig ist die Verbindung „Busch und Braken“ = Wald und Busch. Das Wort ist ohne Zweifel mit brechen, goth. brikan, nd. breken verwandt und bezeichnet ursprünglich wohl das abzubrechende d. i. abzuhauende Unterholz. Von diesem Worte ist mittels des ableitenden t (= ahd. t aus ad, goth. aþ) Bracht = Gehölz abzuleiten. Ueber ein Dutzend Mal wird allein im Regbz. Arnsberg Brake (Bracke) mit den Neben- und Ableitungsformen Bräcke, Bräucken, Brakel (Brackel), Brackelsberg zur Bezeichnung von Wohnplätzen angewandt.[15] Das Wort Bracht allein für sich als Wohnplatzbezeichnung kommt verschiedene Male im Regbz. Arnsberg vor; ausserdem erscheint das Wort auch in Verbindungen, wie z. B. in Brachtpe,[16] Brachthausen, Brachtstrasse, Halberbracht u. s. w. Die Silbe -beck bedeutet Bach, welches bekanntlich nd. bêke, bieke, aber auch bék, bek lautet. Brachtenbeck heisst demnach Holzbach. Der Name passt sehr gut für den Bach, welcher das nach ihm be-

[15] S. Liebrecht a. a. O. — [16] vgl. über Brachtpe sowie Brachtbach unten.

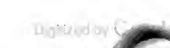
nannte Waldthal durchfliesst. Holzbach heisst z. B. ein Nebenfluss der Wied, die bei Neuwied in den Rhein mündet; ferner erinnere ich an die in der Nähe des Brockens entspringende und die Steinerne Renne bildende Holzemme,[17] sowie an die in die Reuss mündende Holtemme, welche auch Kleine Emme genannt wird.

Gleich bei dem nächsten in die Lenne mündenden Bache haben wir wieder die Zusammensetzung mit -beck, ich meine die Helbecke, wonach das gleichnamige Rittergut genannt ist. Helbecke heisst heller Bach; es ist dieselbe Bezeichnung wie in den Flussnamen Lauterbach, Lauter, Lutter.[18]

Die Helbecke entspringt in der Nähe des Brehloh. Dieser Berg — über 1500 Fuss hoch — wird fälschlich auch Brelow geschrieben, z. B. auf der erwähnten Liebenow'schen Karte. Brehloh bedeutet leuchtender Busch, Wald; mhd. brehen heisst bekanntlich leuchten, glänzen. Der und das Loh — wohl zu unterscheiden von die Lohe = aufwallende Glut und von die Lohe, welche zum Gerben dient[19] — bezeichnet niedriges Holz, Busch, Wald und steht recht häufig für sich allein zur Bezeichnung von Ortschaften. Der Name ist recht passend für den Brehloh, dessen noch jetzt mit niedrigem Holz bestandener und die Nachbarberge überragender Gipfel weithin leuchtet, weithin sichtbar ist. Ich erinnere an das Bergschloss Leuchtenburg bei Kahla a. d. Saale, an Leuchtenberg, an den Namen Hellwald und führe ferner an die zur Gemeinde Meinerzhagen (Kr. Altena) gehörigen Wohnplätze Sundhellen = Südhellen, sowie die südlich von Meinerzhagen gelegenen Wohnplätze, Hellberg genannt, schliesslich an den höchsten Gipfel des Ebbegebirges, die Nordhelle. Breeloh heisst auch noch eine im Amt Breckerfeld, Kr. Hagen, belegene Kolonie; Brelon ist ferner der Name eines im Amte Hemer, Kr. Iserlohn, befindlichen Etablissements. Lon (auch Lohn geschrieben) bedeutet dasselbe wie Lohe; wir haben z. B. ein Lohne im Kr. Soest, ferner Stadtlohn, Iserlohn, Löhne (bei Herford). Mit Brehloh, Breeloh, Brelon bringe ich auch Brilon zusammen, das — wie ich dem „Methodischen Handatlas" von Sydow entnehme — 1650 Fuss über dem Meere liegt. Nehmen wir an, dass die Stelle, wo jetzt die Stadt Brilon liegt, früher bewaldet

---

[17] Ueber -emme = Fluss s. unten. — [18] vgl. unten Heller, Helme, Helbe. — [19] s. Weigand a. a. O.



war — einige benachbarte Berge sind es nach der Karte noch jetzt — so würde der Name leuchtendes Buschholz oder „Hellwald" recht gut passen.

III.

Der Regierungsbezirk Arnsberg ist besonders reich an Flussnamen, welche mit dem uralten Worte *apa* Wasser zusammengesetzt sind. Dieses apa ist aber nicht eine der drei Formen, wie Fr. (II, 18) unter Aha meint, in welche sich „das gemein indogermanische Wort für Wasser, sskr. ap, lat. aqua, goth. ahva u. s. w. zerspalten", sondern grundverschieden von aqua.[20] Ahva kommt her von der Wurzel *ah*, *ang* schwellen, biegen (s. F. III, 10), während apa, sskr. ap Wasser, apreuss. ape Fluss, apus Quelle, lit. upis Fluss, Bach, von der Wurzel *ap* erreichen, treffen gebildet, das Wasser als das Thätige, Wirkende bezeichnet, vgl. sskr. apas Werk, lat. opus, ahd. uoba, nhd. üben u. F. I, 16, 270, 489; II, 301 u. 710. Dem urverwandten p kann im Gothischen, das ja bekanntlich im allgemeinen auf derselben Stufe der Lautverschiebung steht, wie das Nd., im Inlaut f und b entsprechen, im Ahd. v, f, b und p. Da demnach die Lautverschiebung des urverwandten p im Inlaut schon im Gothischen nicht regelmässig ist, so liegt nichts Auffallendes darin, dass in der nd. Form ape unregelmässig das urverwandte p erscheint.[21] Es herrscht aber insofern eine gewisse Regelmässigkeit der Lautverhältnisse bei diesem Worte, als im hochdeutschen Sprachgebiete dasselbe nur mit f erscheint (aff, off aus ahd. affa), während im nd. Bereiche nur mit p.

Mit diesem apa nun bringe ich den Namen Ebbegebirge zusammen, welches bekanntlich zwischen den linken Nebenflüssen der Lenne,

---

[20] Herrn Prof. Fick in Göttingen hatte ich diese Arbeit zur Beurtheilung zugesandt. Derselbe hat sich zu meiner Freude recht anerkennend über dieselbe ausgesprochen. Er bemerkt zu dieser Stelle: „Eine Nöthigung ahd. affa von goth. ahva zu trennen, existirt nicht; lat. qu kann germanisch hv und f werden. Reiche Belege zu dieser Vertretung finden Sie in einer Arbeit von Bezzenberger und mir im neuesten Hefte der Bezzenberger'schen Beiträge. Sie brauchen dann gar nicht auf sskr. ap âp u. s. w., das nach meiner Meinung nicht im Germanischen vorkommt, zu greifen; vertreten lässt sich freilich auch ahd. afa = sskr. ap." — [21] Ich kenne übrigens nur einen modernen Flussnamen, in welchem sich das uralte Wort *apa* vollständig erhalten hat, nämlich die Holzape (Diemel, Weser) = Holzbach; in den übrigen ist ape zu einem Torso geworden und erscheint als pe oder ap, vereinzelt auch epe.

der Bigge und Else, sich von Osten nach Westen erstreckt und in der Nordhelle eine Höhe von über 2100 Fuss erreicht. Zunächst steht dieser Ableitung sprachlich nichts im Wege, denn apa kann goth. afa und aba lauten. Ebbe ist also eine nd. Sprachform; das Ebbegebirge liegt ja auch auf nd. Sprachgebiete. Die Verdoppelung bb findet sich sehr oft im Nd., z. B. goth. haban, nd. häbben, tubben = Zuber, spinwibben = Spinngewebe (s. Jellinghaus, Westfälische Grammatik, S. 48). Das Ebbegebirge hat nach meiner Ansicht nicht Ebbe allein, sondern immer Ebbeberg oder Ebbegebirge gelautet. Es bedeutet demnach Quellgebirge. Es ist dieselbe Vorstellung, vermöge deren Homer den Ida πολυπῖδαξ (quellenreich) nennt; es ist dieselbe Vorstellung, aus welcher der Name Asten(berg) = Flussfels hervorgegangen, sowie Bornstein (s. oben). Ebenso heisst ein Berg im Lippeschen Berglande (zwischen den Städten Lemgo und Vlotho) Bornstapel. Sachlich passt diese Ableitung recht gut, denn auch das Ebbegebirge ist πολυπῖδαξ. Am Ebbegebirge entspringt die Volme (Ruhr), ferner die Verse und Else (Nbfl. der Lenne), sowie die Aah (Else, Lenne), sodann die Ihne (Bigge, Lenne) und der Liesterbach (Bigge), schliesslich der Ebbebach (Else, Lenne). Wollte man annehmen, dass zuerst der Theil des Gebirges, wo der Ebbebach entspringt, nach diesem seinen Namen bekommen, so wäre das an und für sich nicht abzuweisen. So hat offenbar das Isergebirge von dem Flusse Iser [22] (Elbe), der Idarwald den Namen von dem Flusse Idar (Nahe) erhalten, wie das aha in der ahd. Form für den Idarbach, nämlich Hiedraha, beweist. Hiergegen spricht aber gewichtig der Umstand, dass es meines Wissens keinen Flussnamen in Deutschland giebt, welcher bloss apa (Epe) hiesse, apa wird immer nur in Zusammensetzungen gebraucht. Auch die Ableitung von Eber, so dass Ebbegebirge Ebergebirge bedeutete, ist wohl nicht angänglich. Zwar kommen Umformungen von Eber vor, wie Ebo, Ebbeke (Deminutiv), Eppelein, Eppen, Ebbe, Eppink (s. Andresen, die altdeutschen Personennamen S. 37 [2. Ausg.] und Fr. I, 358); doch begegnen diese nur in Personen-, nicht in Ortsnamen; in ersteren sind derartige Abschleifungen und Umgestaltungen sehr häufig, in letzteren sind sie mir in dieser Weise nicht bekannt. Deshalb dürften die von Fr. mitgetheilten Ortsnamen (II, 451—454),

[22] Iser = Isar (Donau); über diesen Flussnamen werde ich einmal später sprechen.

die dieser unter der Wurzel Eb[23] vereinigt, wie er auch — abweichend von Andresen — die Personennamen Ebo, Ebbe u. s. w. unter einer besonderen Wurzel Eb, nicht unter dem Stamme Ebar aufführt — deshalb dürften diese Ortsnamen wie Ebinga (Ebingen, Eppingen), Eppinberg, Eppilinwilare u. s. w. wohl nicht mit Eber zusammenhängen, sondern sind vielleicht zum Theil auch Bildungen mit apa.[24] Ebingen,[25] im würtembergischen Schwarzwaldkreis, liegt an der Schmiech und Eppingen, im badischen Kreis Heidelberg, an der Elsenz. Es würde demnach die Benennung davon, dass die beiden Orte am Wasser (apa) liegen, ganz passend erscheinen. So stellt F. (II, 46) den griechischen Städtenamen Ὀποῦς (Ὀπόεις) unter das Thema opovent saftreich (sskr. apa-vant wasserreich); so wird Messapia, das Land der Μεσσάπιοι in Unteritalien, als Zwischenstromland erklärt, so γῆ Ἀπία, der alte Name des Peloponnes, als „Wasserland"; ferner gehört hieher Ap-ulia und der Name der alten Volskerstadt Apiola (s. Curtius, Grundzüge der griech. Etym. S. 412 der 2. Aufl.).

Im Anschluss hieran lasse ich die nach meiner Ansicht mit apa zusammengesetzten Flussnamen folgen, soweit sie bei Fr. nicht aufgeführt sind.

Aus dem Namen Lennep (Linepe [11. Jahrh.] bei Fr. II, 927) schloss ich, dass diese Stadt an einem Bache gleiches Namens liegen müsse. Eine Anfrage in Lennep bestätigte meine Vermuthung.[26] — Oben glaube ich bewiesen zu haben, dass Lenne Bergfluss bedeutet; von demselben hlinâ, linâ, lĕnâ leite ich den Namen Lennepe ab, der demnach soviel wie „Bergwasser" ist. Diese Erklärung passt auch geographisch, denn die Lennepe — in die Wupper mündend — entspringt in der Stadt Lennep, welche 320 m hoch über dem Meere liegt und zwar so — wie mir mitgetheilt —, dass das Terrain, auf welchem sich Lennep erhebt, bergartig über der Umgebung hervorragt. — — Es giebt ferner zwei Bäche des Namens Linnepe: eine L. (Volme, Ruhr), eine andere (Röhr, Ruhr). Beide bedeuten dasselbe,

---

[23] Die als dunkel bezeichnet wird (I, 357). — [24] Sprachlich steht nichts im Wege, da, wie oben bemerkt, im Ahd. statt des urverwandten p im Inlaut f, b und p stehen kann. — [25] Herr Prof. Fick bemerkt zu dieser Stelle: „Namen wie Ebingen, Eppilinwilari möchte ich doch von den Männernamen Ebbo = Eberhard, Eppilin nicht trennen; die Ortsnamen auf -ingen sind immer Gentilnamen, wie Sigmar-ingen." — [26] Der Bach heisst Lennepe

wie Lenne und Lennepe; auch bei ihnen passt diese Bedeutung in geographischer Beziehung.

Auch die Ennepe (Volme, Ruhr) ist mit apa zusammengesetzt; über die Silbe Enn- habe ich jedoch vorläufig nur Vermuthungen; die ahd. Form ist meines Wissens nicht überliefert.

Die Gelpe (Leppe, Agger, Sieg) heisst „gelbes Wasser"; denn nd. heisst gelb geel (gial, giäl).[27] Aehnlich heisst ein Bach südl. von Springe in Hannover der „Gelbe Bach", westl. von Springe der „Gehlenbach"; ferner ein in die Weser unterhalb Petershagen mündender Bach die Gehle. Dass die Flüsse aber sehr häufig von ihrer Farbe benannt werden, ist bekannt.

Die Brachtpe (Bigge, Lenne, Ruhr) heisst Holzbach, vgl. oben Brachtenbeck und den Flussnamen Brachtbach (Brahtaha [zehntes Jahrh.] bei Fr. II, 282). Fr. führt a. a. O. Weigand (oberhessische Ortsnamen) an, dessen Deutung dieses Flussnamens als „tosender Fluss" von ahd. *braht* crepitus, fremitus er „nicht eben für wahrscheinlich" erklärt. Die Erklärung „tosender Bach" dürfte wohl gegenüber den obigen Ausführungen über die Bracht als nicht haltbar erscheinen.

Die Holpe (Aue, Leine) = Holzbach, vgl. Holtrup, ursprünglich Holzdorpf, Holland = Holtland, Holstein aus Holtsatin (s. darüber Fr. II, 796 u. 797).

Der Hasperbach (Ennepe, Volme, Ruhr), ursprünglich einfach Haspe, wie der Name des an diesem Bache gelegenen Ortes Haspe zeigt, heisst Hasenbach; Häspe (Sorpe, Röhr, Ruhr) bedeutet dasselbe.

Die Elspe ist schon oben als Erlenfluss erklärt. Gleich südlich vom Astenberge zieht die Sprachgrenze zwischen sächsischem und fränkischem Gebiet; deshalb heisst der Nebenfluss der Lenne nördl. vom Astenberge Elspe, während der Nbfl. der Eder südl. vom Astenberge Elsoff heisst, wie der der Donau Erlaf. Alle drei bedeuten also Erlenfluss. Die Erlaf heisst ahd. Arlape; diesen Flussnamen erklärt schon Fr. II, 98 als Erlenfluss.

Reepe (Lenne) = Rehbach. — Kerspe (Wupper, Rhein), Kierspe (Volme, Ruhr) erkläre ich als Kirschbach. Die Kirsche heisst ahd. kirsâ, mhd. kerse, kirse, ebenso in manchen nd. Dialekten

---

[27] s. Berghaus a. a. O.



noch kirse. So sind die Flüsse häufig nach den Bäumen genannt, die hauptsächlich an ihrem Ufer stehen, vgl. Asc-affa Eschenfluss, Wjda = Wied (Rhein) = Weidenbach, ferner Lindbach, Nbfl. der Reichen Ebrach (Regnitz), sowie den ahd. Ortsnamen Bohbach, sechs Orte bei Fr. II, 260 bezeichnend und offenbar von einem gleichnamigen Bache genannt, sodann die ungemein zahlreichen Bäche, die von der Erle (Else) ihren Namen haben, schliesslich den ahd. Flussnamen Eichibach (Fr. II, 27) = Eichenbach.

Mit apa zusammengesetzt betrachte ich auch die Flussnamen Olpe (Lenne), Eilpe (Volme, Ruhr), Elpe (Ruhr). Fr. (II, 36) hat einen Flussnamen Alapa (die Wölpe unterhalb Nienburg, wie er erklärt); diese Form betrachte ich als die ursprüngliche von Olpe und werde zu zeigen versuchen, dass auch das Eil- und El- in Eilpe und Elpe auf die ursprünglich *al* lautende Wurzel zurückzuführen ist, ebenso wie das Il- in Ilm, ahd. Ilmina, Ilma,[28] ferner das Ill- in Ill-a und Ill-ara. Sodann gehört hierher der Flussname Alme (Lippe), ahd. Almina (worüber unten), desgleichen die Al-meke (Lenne); diese beiden bilden mit Olpe, dessen o nd. Trübung des a ist, eine Gruppe.

Die eben erwähnte Wurzel al nun bedeutet ursprünglich „treiben"; sie erscheint in gr. *ἐλάω*, lat. ala-cer, goth. al-jana, mhd. ellen Eifer, as. il-jan, ahd. îl-lan, nhd. eilen[29] (s. F. I, 500 und II, 307). Es liegt demnach hier eine ähnliche Vorstellung zu Grunde, wie bei dem oben behandelten Worte *api* Wasser, welches das Wasser als das Thätige, in Bewegung befindliche bezeichnet. So erkläre ich denn Ill-a als das „eilende Wasser", indem ich a = aha fasse, ebenso Ill-ara; denn ara heisst ebenfalls „Flusswasser". Der Name Ara als Flussbezeichnung kommt so häufig auch in Gegenden vor, die in historischen Zeiten nur von Germanen bewohnt wurden, dass derselbe nicht als ausschliesslich keltisch betrachtet werden kann, falls sich nur die Verwendung dieses Wortes als Bezeichnung von Flüssen auch für das Germanische als etymologisch berechtigt nachweisen lässt. Dies ist aber der Fall. Ich leite das Wort nämlich ab von dem Thema *arva* behende, schnell, welches F. I, 21 und III, 21 mit seinen Verzweigungen vorführt. Ags. heisst *earu* schnell, as. *aru* fertig,

[28] = Ilm (Saale) und Ilm (Donau); ebenso wird auch unzweifelhaft die Ilme (Leine) ahd. Ilmina gelautet haben; über mina (aus mana) = Fluss s. unten. — [29] Das im goth. al-jana noch vorhandene a ist erklärend für das a in Al-me, Ol-pe (= Alpe, Al-apa).

bereit, an. *órr* rasch, lebendig. Ara bezeichnet also ebenfalls das Flusswasser als das nicht stillstehende, als das in unermüdlicher Bewegung Befindliche.[30] Es ist dieselbe Vorstellung, welche in Goethe's Gedichte „An den Mond" durch die Worte ausgedrückt wird: „Rausche, Fluss, das Thal entlang, Ohne Rast und Ruh." Ebenso wie nun bei apa Wasser die ursprüngliche Bedeutung des Thätigen, in Bewegung Befindlichen allmählich verblasste und zuletzt ganz verschwand, so dass man mit apa nur die Vorstellung „fliessendes Wasser" (nicht etwa stagnirendes) verband, wie ferner bei aqua, ahva, aha der Begriff des Schwellens — s. oben — sich dem Denken entzog und nur die Vorstellung „Flusswasser" übrig blieb, so verlor sich auch bei ara allmählich der Begriff des Schnellen, und man dachte bei dem Worte gleichfalls nur an „fliessendes Wasser". Weil ara aber auch in unzweifelhaft keltischen Flussnamen oft begegnet, z. B. in Isara = Isère (Rhone) und = Oise (Seine), ferner in Arar (Saone), so ist ara als Flussbezeichnung für ein den Kelten und Germanen gemeinsamer Ausdruck für „Fluss" zu erklären, ähnlich wie ambra.[31]

Auf diese Weise verschwindet aus der Bezeichnung Ill-ara das Tautologische, indem Illara nicht bedeutet die eilende Schnelle, sondern das eilende Flusswasser, die eilende Ara. Ob der Flussname Al-ara (Aller) auch hierher gehört, erscheint zweifelhaft; die Bedeutung „eilender Fluss" würde nur für den Quelllauf passen,[32] von dessen Natur allerdings die Flüsse nicht selten den Namen bekommen haben, vgl. oben Lenne, Lennepe, Linnepe, die thür. Leine. Eine Ableitung von dem oben behandelten Thema alsa Erle (an. ölr, ags. alor, ahd. elira und erila [Erle und Eller]) hat seine grossen Bedenken wegen des zweiten a in Alara. Der Name „Erlenfluss" würde an und für sich für den oft zwischen niedrigen und sumpfigen Ufern, dem Lieblingsboden der Erlen, dahin fliessenden Fluss sich gewiss eignen. Ich betrachte jedoch die erstere Erklärung als viel wahrscheinlicher.

---

[30] Fr. bemerkt II, 88 unter Ara: „Ich finde nirgend auch nur einen Versuch, die folgenden Flussnamen aus irgend einem Sprachstamme zu deuten, und weiss ebenso wenig selbst einen passenden Vorschlag zu machen; selbst das Sskr. zeigt mir kein möglicherweise hierher zu ziehendes Wort, wenn man nicht etwa an ara schnell denken will." Er scheint demnach die eben angeführten germanischen Bildungen dieses Stammes übersehen zu haben. — [31] s. hierüber unten. — [32] Die Aller entspringt am Butterberge 477 Fuss hoch, wie ich Daniels „Deutschland" I, S. 448 der 3. Aufl. entnehme.

Um nun wieder auf die zuletzt aufgeführte Gruppe der mit apa zusammengesetzten Flussnamen zurückzukommen, so bedeuten also auch die Flussnamen Ol-pe, El-pe, Eil-pe „eilendes Wasser", eine für diese im westfälischen Berglande fliessenden Bäche recht passende Bezeichnung. Auch bei den übrigen hierher gehörigen Flussnamen steht dieser Erklärung die natürliche Beschaffenheit des Laufes zur Seite. Die Iller ist bis Immenstadt ein rasch fliessender Alpenfluss, ebenso hat bekanntlich die elsässische Ill (Ill-a) (bis Kolmar) einen raschen Lauf, desgleichen die Vorarlberger Ill. Auch für letztere nehme ich als ursprüngliche Form Ill-a an, obwohl die ahd. Form nicht überliefert ist.

Anhangsweise möchte ich noch erstens bemerken, dass auch die Helbe (Unstrut) hierher gehören kann, entstanden aus Helapa* = glänzendes (klares) Wasser; vgl. oben Helbecke. Denn hell, um das an dieser Stelle noch hinzuzufügen, hat schon im Altdeutschen ausser der ursprünglichen Bedeutung „tönend" auch die von „glänzend", vgl. z. B. Schade, Altdeutsches Wörterbuch. — Ob auch die Grosse und Kleine Helpe (Sambre) hierher gehören, wage ich nicht zu entscheiden, neige aber zu dieser Annahme, da sich in dieser Gegend viele offenbar ursprünglich germanische Namen finden, z. B. noch eine gute Strecke südlicher, ebenfalls im nordöstl. Frankreich, die Wiseppe, welche bei Stenay in die Maas fliesst; Wiseppe ist wohl ohne Zweifel germanischer Abkunft und bedeutet „Wiesenfluss". Von der Wiese haben manche Flüsse den Namen, z. B. die Wieseck (Lahn),[33] ferner Wisebahc[34] (Kyll, Mosel) und die Wisgoz = Weschnitz (Rhein).[35]

Sodann möchte ich am Schluss dieser Auseinandersetzung über die Flussnamen, die mit apa zusammengesetzt sind, bemerken, dass gerade so wie im nd. Sprachgebiete aus apa oft -pe geworden, so im hd. aus affa phe, ja bloss f. So heisst die Perf (Lahn) ahd. Pernaffa = Bärenbach, wie schon Fr. II, 201 erklärt, so heisst die Dautphe (Lahn) offenbar ahd. Dudaffa, denn Fr. II, 451 hat „Dudafhero marca die Grafschaft Dautphe". So wird die Rosphe[36] (Wetschaft, Lahn)

* Diese Form ist jedoch nur Vermuthung. — [33] ahd. Wisaha, s. darüber Weigand a. a. O. unter „die a oder ach". — [34] s. Fr. II, 1557. — [35] Fr. II, 1558. — [36] Auf der Liebenow'schen Karte standen nur die Ortsnamen Ober- und Niederrosphe an einem kleinen Bache, dessen Name nicht angegeben war. Meine Vermuthung, dass der Bach auch Rosphe hiesse, wurde mir auf eine briefliche Anfrage von einem Lehrer in Oberrosphe bestätigt.

ursprünglich Rosaffa[37] geheissen haben (also Rossbach), ebenso wie die Röspe (Eder, Fulda) auf der Grenze des hd. und nd. Sprachgebietes sicherlich Rosapa ursprünglich gelautet hat. Die Erklärung der Flussnamen Dautphe, sowie der bei Fr. nicht aufgeführten Asphe (Treisbach, Wetschaft, Lahn), Laasphe (Lahn), Benfe (Eder, Fulda) behalte ich einer späteren Untersuchung vor.

IV.

Schon mehrfach sind im Vorstehenden Flussnamen behandelt, die von der Klarheit oder Farbe des Wassers ihren Namen hatten, z. B. die Helbecke, Helbe, Gelpe. Dieselbe Vorstellung ist nach meiner Ansicht in dem Flussnamen Eder ausgedrückt, den Fr. nicht einmal versucht zu erklären. Tacitus überliefert uns die Form Adrana, in den mittelalterlichen Schriftwerken (s. Fr. II, 8) begegnen die Formen Adrina, Adarna, Ederna u. s. w. Ich bringe den ersten Theil dieses Wortes — als solchen betrachte ich Adr- und -an als Ableitungssilbe — mit den Wörtern zusammen, die F. I, 28 unter der Wurzel idh und der davon abgeleiteten Form îdhara hell, klar giebt, nämlich mit dem gr. *αἴθω*, lat. aes-tus, irisch aodh ignis, ags. âd, ahd. eit Brand, ferner *ἴθαρος* hell, klar (*αἴθριος*, *αἴθρη*) as. îdal, ahd. îtal; von letzterem kommt bekanntlich unser eitel, eig. glänzend. Man ist berechtigt anzunehmen, dass das erste A in Adrana eine römische Umformung des Diphthongen ai ist, der ja noch in ahd. eit erscheint; das ags. â in âd entspricht goth. ái. Das r, aus ar entstanden, bezeichnet eine schon in den urverwandten Sprachen vorhandene Weiterbildung des Stammes idh. Diese Form aidar wird nun vermittelst der häufigen Ableitungssilbe -an an a = aha angeknüpft. Demnach bedeutet Adrana heller, klarer Fluss, dasselbe also, was Hlutraha oder Lutaraha,[38] ein Name, der bekanntlich ungemein häufig als Flussname vorkommt in den jetzigen Formen Lauter, Lutter, Lüder. Daniel a. a. O. (I, 371) hebt die grüne Farbe der Eder hervor; ein Fluss aber, der grünfarbig ist, zeichnet sich auch durch Klarheit aus.

---

[37] Fr. (II, 1190) hat nur einen Ort Rosaffa bei Schmalkalden, der offenbar auch von einem gleichnamigen Bache seinen Namen hat. — [38] Uebrigens ist in Hlutraha derselbe Ausfall des a (in ar), wie bei Ad(a)rana; lauter heisst ahd. hlûtar von dem Thema *hlut* spülen (s. F. III, 90).

Fr. bemerkt nun unter dem Stamme Aid (II, 29): „Mir ist jetzt das Vorhandensein eines besonderen Aid unzweifelhaft, seine Etymologie freilich nichts weniger als klar; ags. âd, ahd. eit ignis passt am besten der Form nach, aber ungewiss ist, durch welche Ideen die Anwendung dieses Wortes in Namen vermittelt wurde.“ Daran, dass Adrana, welches er schon II, 8 ohne jegliche Erklärung aufführt, auch hierher gehören könne, scheint er nicht einmal zu denken. Nach den eben angeführten Worten folgt bei Fr. der Name Aitenbach, ein Ort westl. von Passau. Die Zusammensetzung mit -bach zeigt, dass der Ort von einem gleichnamigen Bache genannt ist. Ait- ist mittelst der Ableitungssilbe *an* (*en*) an -bach geknüpft; ait- schliesst sich unmittelbar an ahd. eit an; es bedeutet demnach, ähnlich wie Adrana, heller Bach, nd. Helbecke (s. oben). Auf denselben Stamm führe ich die verschiedenen Flüsse zurück, welche Eiter-aha (Eitrach, Aiterach, Eiterach) und Eitarpah (Aiterbach, Aitterbach) heissen; auch bei den letzten beiden giebt Fr. keine Ableitung, sagt nur unter dem Stamme Aitar (II, 31): „Vielleicht gelingt es, diesen Stamm für Flussnamen als einen deutschen zu retten“, ohne jedoch das Wie zu zeigen.

Dasselbe bezeichnet auch der Flussname Glana, der in den jetzigen Formen Glane, Glan u. s. w. erscheint (Fr. II, 583). Glück, dem Fr. a. a. O. folgt, hält diesen Namen für keltisch. Derselbe findet sich aber auch in solchen Gegenden, die in historischen Zeiten unzweifelhaft von Germanen bewohnt wurden, z. B. fliesst eine Glane in die Bever (Ems), eine Glan in die Ems selbst. Weshalb aber soll man aber dann an eine keltische Abkunft des Namens denken, wenn er sich aus dem Germanischen erklären lässt? Dabei darf aber nicht ausser Acht gelassen werden, dass dasselbe Wort sowohl keltisch als germanisch sein kann, und dies ist, gerade so wie bei Ara, bei dem Flussnamen Glana der Fall.

Das Wort Glanz, ferner das mhd. Adjectiv *glander* glänzend sind, wie Weigand im Wörterbuche unter Glanz annimmt, auf ein gothisches Wurzelverb glinan zurückzuführen. Das a des Präteritums zeigt sich im an. *glan* Hellsein, Glanz. In dem zweiten a sehe ich aha (ahd. Fuldaha und Fulda). Dieses Wort aha lässt sich aber meines Wissens im Keltischen nicht nachweisen; aus diesem Grunde bin ich für die Herleitung des Flussnamens Glana aus dem Germanischen.

Eine ähnliche, jedoch entgegengesetzte Vorstellung kommt nach

meiner Ansicht in dem Flussnamen Diemel, ahd. Timella (im elften Jahrh. Dimila) zum Ausdruck (s. Fr. II, 1402 die Namensformen; es wird jedoch keine Erklärung versucht). In dem Tim- erblicke ich den Stamm *tam* dunkel sein (s. F. II, 100 u. 367), sskr. tamas = Dunkel, lat. temere (eig. blindlings), ferner tenebrae (statt temesrae), ksl. tima Dunkel, ags. thimm dunkel, ahd. demar = nhd. Dämmer. Die Diemel fliesst auf as. Gebiete, müsste demnach as. Thimella lauten; das D in Dimila zeigt die correcte Lautverschiebung. Von den Silben -ella betrachte ich el als Ableitungssilbe, wie sie (bez. al) besonders bei Flussnamen so häufig vorkommt, z. B. in Hursilla[39] (die Hörsel), Mosella, Tussala (Düssel), Isela (Yssel), Iscala (Ischl), Rotala, Raotula (die Rötel), Ursela, Ursella (die Ursel); man vgl. ferner die modernen Flussnamen Berkel und Hamel.[40] Das a in Timella fasse ich als aha; das Wort bedeutet also „dunkler Fluss". Diese Bezeichnung ist auch der Natur des Flusses in seinem Oberlaufe angemessen, denn die Diemel durchfliesst zuerst ein enges, gewundenes Thal. In engen, mit Bäumen eingefassten Thälern nimmt aber das Wasser eine düstere Farbe an, wie man an der Schwarza (ahd. Swarzaha), welche oberhalb Rudolstadt in die Saale mündet, sehen kann, die von ihrem wegen der Umgebung düsteren Wasser, wie eine Menge anderer Flüsse und Bäche, den Namen „schwarzer Fluss" bekommen hat.

V.

Dieselbe Vorstellung, die in Adrana, Glana, Eiteraha u. s. w. erscheint, kehrt nach meiner Ansicht auch in Helmana = Helme (Un-

---

[39] Nebenbei bemerkt, hängt Hursilla, über dessen Herleitung Fr. II, 808 nichts giebt, nach meiner Ansicht unzweifelhaft mit as. hros, hors, ags. hors, engl. horse Ross zusammen, wozu auch gehört an. horska rasch, as. horsk schnell, weise, ahd. horsc schnell, weise, womit ferner verwandt ist lat. curro, coruscus (s. F. III, 66). Hursilla würde demnach Rossbach heissen; das -a fasse ich nämlich als aha. Es ist aber auch möglich, dass zu der Zeit, als dieser Fluss seinen Namen erhielt, die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel *har*, gr.-ital. *cor* (s. F. II, 67) noch lebendig war, so dass es der „rasche Fluss" bedeutet, eine Bedeutung, die für den im Thüringer Berglande fliessenden und deshalb wohl sicherlich rasch dahin strömenden Fluss gut passen würde. — [40] Für Berkel nehme ich — nebenbei bemerkt — nach Analogie der eben angeführten Flussnamen die ahd. Form Birkilla (Birkala; Berkala durch Brechung des i) = Birkenfluss: die Birke heisst nd. ausser Barke auch Berke (s. Berghaus, Sprachschatz der Sassen); für Hamel als ahd. Form Hamala = Wiesenfluss. Hameln a/W. heisst ahd. Hamalon und Hamala; Hamm bedeutet nd. Wiese (vgl. Berghaus a. a. O. und Jellinghaus a. a. O. im Wortregister).

strut) wieder. Ich behandele diesen Flussnamen erst jetzt, weil ich über den zweiten Bestandtheil dieses Wortes, als welchen ich *mana* betrachte, ausführlicher sprechen muss. Fr. stellt ihn anscheinend unter Helm; ich halte diese Etymologie bei einem Flussnamen fast an und für sich für unmöglich.

Ich lasse nun zunächst bloss die Flussnamen ohne Erklärung folgen, die nach meiner Ansicht mit mana (mena, mina) zusammengesetzt sind.

Bei Fr. findet sich nicht der ahd. Name für den Fluss Alme (Lippe), aber wohl für den Ort an der Quelle der Alme, nämlich Almen,[41] in der Form Almina. Daraus schliesse ich, dass der Flussname gerade so gelautet hat. — Ferner gehört hierher Ou-mena, welches Fr. II, 1121 giebt; es ist ein Nebenfluss der Lahn bei Aumenau unterhalb Weilburg in Nassau. — Ebenso stelle ich Sal-mana hierher, welches Fr. zwar nur als Ort im Kreise Daun, nördl. von Trier, angiebt, welches aber auch den Fluss, der jetzt Salm heisst und unterhalb Trier in die Mosel fliesst, bezeichnet haben muss. — Wohl nicht hierher gehört die Sualmanaha (Schwalm, Nbfl. der Eder, nicht der Fulda, wie Fr. II, 1345 meint). Die Zusammensetzung mit aha zeigt, dass es mit swalm = Schwalm componirt ist, wiewohl im Ahd., aus welcher Zeit der Name Sualmanaha stammt, noch kein appellatives *swalm* nachweisbar ist, welches erst, gerade so wie *swal*, im 15. Jahrh. vorkommt (s. Weigand a. a. O. unter Schwalm). Fr. spricht demnach ungenau von ahd. swalm und ahd. swal. — Weil ferner Sulmana = Sulm (Neckar) nach meiner Ansicht dasselbe ist, wie Sualmanaha, stelle ich auch Sulmana nicht unter die mit mana zusammengesetzten Wörter. Aber wohl rechne ich zu dieser Klasse die Wirmina, die Würm, welche aus dem Würm- oder Starnberger See fliesst. Letzterer hiess noch im Ahd. Winidowa (s. Fr. 1544) und hat offenbar den Namen Würmsee von dem Flusse erhalten, welcher aus ihm abfliesst. — Sodann ziehe ich hierher die Wermana, die Fr. (II, 1554) als einen Nbfl. der Emmer (Weser) zwischen Lügde und Schwalenberg bezeichnet, ohne jedoch den jetzigen Namen des Flusses, nämlich Wörmke, zu nennen. An die Ableitung von Wurm (goth. vaurm-is, as. u. ahd. wurm) denkt auch Fr. weder bei der Würm noch bei der

---

[41] So bei Fr.; der Name der beiden Dörfer heisst jedoch Alme (Ober- und Niederalme).

Wörmke. — Auch möchte ich in diese Klasse bringen die Wiemena oder Wemma = Wümme (Weser). Fr. bemerkt nämlich (I, 1291) unter dem Stamme Wig: „Mit Wig gerathen in Berührung und Vermischung die Stämme 1) Wid in den Fällen, wo Wig oder Wid den ersten Theil der Komposition bildet und der zweite Theil mit einem Konsonanten beginnt, wo dann das auslautende d oder g leicht verloren geht und bei beiden Stämmen nur ein Wi- übrig bleibt." Ich betrachte demnach Wiemena als aus Widmena hervorgegangen. — Ohne Bedenken füge ich ferner an die Ilm (ahd. Ilmina [aus dem 8. **Jahrh.**]), Ilmena, Ilma, welches ich nicht als Ulmenfluss erklären möchte. Denn erst mhd. begegnet ilme; ahd. heisst die Ulme ëlm. Es würde demnach wohl zu erwarten sein, dass sich aus der ahd. Zeit die Form Elmena fände, was jedoch nicht der Fall ist.

Ich komme jetzt zu einem Worte, welches mich zuerst veranlasst, ein selbständiges Wort mana (mene, mina) für Fluss anzunehmen.

Holzminden a. d. Weser nämlich liegt an einem Bache, Namens Holzminde; südlich von Holminden, oberhalb Höxter, mündet ein Bach in die Weser, der Rothe Minde heisst. Als ich letzteren Namen fand, stand es für mich fest, dass der Ort Holzminden den Namen von dem gleichnamigen Bache erhalten und nicht umgekehrt. Ich fand darauf bei Fr., dass Holzminden ahd. Holtisminni lautet, sowie dass Grimm (s. Fr. II, 1032) den Namen als monile silvae erkläre, ebenso wie Throtmanni (Dortmund) als monile gutturis. Letztere Erklärung erscheint deshalb als nicht statthaft, weil der älteste Name der Stadt, wie er auf Münzen erscheint, welche in Dortmund unter den Ottonen geprägt wurden, Therotmanni lautet, das ich mit man = vir für zusammengesetzt halte, wenngleich mir der erste Theil der Zusammensetzung noch dunkel ist. Grimm hat wohl nicht gewusst, ebenso wenig wie Fr., dass bei Holzminden ein kleiner gleichnamiger Fluss in die Weser mündet, beide haben auch wohl nicht den Bachnamen „die Rothe Minde" gekannt, sonst hätten sie diese Namen sicherlich bei der Erklärung nicht unberücksichtigt gelassen. — Zunächst schliesse ich nun aus dem Ortsnamen Holtisminni, dass der Name des Flusses *Holtismina* gelautet habe; ich bin zu dem weiteren Schlusse berechtigt, dass „Minde" in Rothe Minde ebenso mina geheissen. Wir haben hier demnach zwei Flussnamen, welche unzweifelhaft mit mina zusammengesetzt sind, bei denen nicht die Ableitungssilbe ina angefügt sein kann, so dass m zum ersten Worttheile

gehörte. Bei diesen Kombinationen fielen mir die beiden Flussnamen Main und Möhne (Ruhr) ein. Der Main heisst bekanntlich bei den Schriftstellern des Mittelalters (s. Fr.) meist Moin, sehr selten Moine oder Moina, so dass an eine Zusammensetzung mit a = aha nicht zu denken ist; bei dem Geographen Franck und im Würzburgischen bei dem Volke noch heute Mön. Von Möhne giebt Fr. keine ad. Form. Grimm (s. Fr. II, 1036) ist der Meinung, dass der Diphthong in „Main" aus zwei Silben zusammengeronnen, dass demnach ein Konsonant ausgefallen sei. Unzweifelhaft ist es zunächst nach dem Obigen, dass Moin nicht zusammengesetzt ist.

Nimmt man nun auf Grund aller dieser Momente die Existenz eines Wortes mana (mena, mina) mit der Bedeutung „Fluss" an, so fragt es sich, auf welchen Stamm sich dieses zurückführen lässt. Ich habe dafür eine Möglichkeit, die ich als nicht unwahrscheinlich bezeichnen möchte.

Der Stamm mad, mand (s. F. I, 170, 390, 710; II, 183, 430) bedeutet ursprünglich wallen und zwar vom Wasser, sodann in übertragener Bedeutung „sich berauschen, froh sein u. s. w.": sskr. mad wallen, *μαδός* triefend, madere triefen, manare strömen aus madnare, as. mendian, ahd. mendjan, mendôn froh sein. Ich nehme nun an, dass es ein Wort *madina* gegeben — die Ableitungssilbe in(a) ist bei Flussnamen sehr gebräuchlich — und daraus durch Ausfall des d, gerade wie im Lat. manare aus madnare, sich die Form maina (bez. moina durch eine Trübung des a) gebildet. Die Silbe -de in Minde ist, wie -minni in Holtisminni zeigt, nur eine spätere Weiterbildung, wie sie nicht selten vorkommt. Dass sich aus diesem Stamm *mad* leicht, wie besonders manare strömen zeigt, ein Substantivum mit der Bedeutung Fluss entwickeln konnte, liegt auf der Hand. — Die Hypothese von *mana* Fluss würde nun aber noch an Wahrscheinlichkeit gewinnen, wenn es gelänge, die oben aufgeführten Flussnamen, die wir als mit mana zusammengesetzt bezeichneten, passend zu erklären.

Die Namen Main, Möhne würden zunächst nichts weiter als „Fluss" bedeuten, wie aha, ara, ambra, apa.[42] Al-mina ferner hiesse der „eilende Fluss",[43] ein Name, der für den im Berglande von

[42] Dass Holtismina = Holzfluss und Rothe Minde s. v. a. Rothmoune (8. Jahrh.) = Rother Fluss ist, erscheint als selbstverständlich. Die Form Rothmoune = Rother Main s. bei Fr. II, 1037. — [43] s. oben.

Brilon entspringenden und dem westfälischen Tieflandsbusen zueilenden Fluss sehr gut passt. Ebenso bedeutet danach Il-mina eilender Fluss, eine für den vom Thüringer Walde herabeilenden Fluss recht geeignete Bedeutung. Leicht erklärt sich ferner Ou-mena als Auenfluss; ou mhd. = ouwe = ahd. ouwa = nhd. Au. Die Form Oumena stammt aus dem 11. Jahrh.; die Zusammenziehung von ouwa in ou in einem zusammengesetzten Worte kann auch im Ahd. nichts Auffälliges haben.

Wie schon bemerkt, betrachte ich Wiemena als hervorgegangen aus Widmena, welches demnach wie Wid-a = Wied (Rhein) Weidenfluss bedeutet; auch die Ortsnamen Widaha, Widenaha (Fr. II, 1512 und 1514) und Widimbach gehören hierher, denn dieselben sind, wie -aha und -bach zeigen, von gleichnamigen Bächen genannt. Auch ein Nbfl. der Wetter[44] (Nidda, Main) heisst Kl. Weide, ein Nbfl. der Oder Weida.

Helmana heisst also passend „heller Fluss“, vgl. oben Helbecke.[45]

In Salmana (Salm) bringe ich den ersten Theil der Zusammensetzung mit dem Flussnamen Sala zusammen, der bekanntlich verschiedene Flüsse bezeichnet. Dieses Sal in Flussnamen möchte ich jedoch nicht als keltisch ansehen, da der Flussname Sala in Gegenden vorkommt, die in historischer Zeit unzweifelhaft von Germanen bewohnt wurden, vgl. z. B. die Saale (Leine), die Selke (Bode, Saale), ahd. Salica. Damit ist ja nicht ausgeschlossen, dass auch von den Kelten dasselbe Wort für Flussbezeichnungen verwandt wurde. — Die Erklärung von Sala als Salzfluss lässt sich nicht als unrichtig zurückweisen, doch möchte ich dazu bemerken, dass in den germanischen Sprachen das Thema sali (s. F. I, 227, 446, 796; II, 253; III, 321) die Fortbildung durch t erfahren hat, so dass das germanische Thema *salta* ist und in keiner germanischen Sprache dieses t fehlt. Von diesem Stamme salt- sind ja eine Menge Flussnamen gebildet, s. Fr. unter Salzaha. Ich möchte deshalb als wahrscheinlicher hinstellen, dass die

[44] Fr. weist (II, 1518) die Ableitung des Flussnamens Wetter (ahd. Wetteraha) von Wetter (tempestas) mit Recht zurück. Ich leite denselben von ahd. *witu* Holz ab, indem ich -er als Ableitungssilbe, aus ar entstanden, betrachte, sowie das erste e als Trübung des i, die veranlasst wurde durch das ursprüngliche a in der Ableitungssilbe ar. Wetteraha demnach = Holzfluss, vgl. oben Brachtenbeck u. s. w. — [45] Als „heller Fluss“ erkläre ich auch die Heller (Sieg), deren ad. Name freilich nicht überliefert zu sein scheint; das -er lässt sich aber nach Analogie von Agger (Sieg), ahd. Ackara, Eger, ahd. Agara u. s. w. als ara fassen.

ursprüngliche Bedeutung von *sar* und *sal*, nämlich gehen, eilen, strömen (F. I, 227), welche in sskr. sal gehen, sal-ila Wasser, ὁρμή Eile, Andrang, ἅλλομαι (für ἀλjομαι) springe, lat. salio hervortritt, den Germanen noch lebendig geblieben und sie deshalb unter Sala (a = aha) einen „eilenden Fluss" verstanden. Zu Flussnamen ist dieser Stamm (sar, sal) ja schon im Sskr. verwandt, vgl. die Flussnamen sarasvati und saraiva, welche F. I, 446 mittheilt. Dieser Name würde z. B. auf den Quelllauf der thüringischen Saale, die, wie ich Daniel a. a. O. (I, 402) entnehme, 2240 Fuss hoch am Fichtelgebirge entspringt, recht gut passen, desgleichen für die salzburgische Saal (Salzach, Inn), ebenso wie auch für die fränkische Saale, die von den Hassbergen herabkommt. — So würde auch Salmana der strömende, eilende Fluss bedeuten, ein für die aus der Eifel herabfliessende Salm recht passender Name. An eine Zusammensetzung mit Salm (Fisch) wird wohl keiner im Ernst denken, ebenso wenig wie an eine Weiterbildung von sal durch m. Es wäre dies gerade so unbegründet, als die Annahme, in Al-mina sei Alm der erste Theil der Zusammensetzung; denn Alm ist eine specifisch süddeutsche Bezeichnung für Alpe, die auf Namen im westfälischen Berglande keine Anwendung finden kann.

Sehr schwierig ist die Erklärung von Wirmina und Wermana.

Was den ersten Theil der Zusammensetzung (wir, wer) betrifft, so kann derselbe wohl nicht von *war*, welches in dem Flussnamen Warina erscheint, getrennt werden. Warinna bezeichnet sowohl die Wern (Donau) als die bei Rehme in die Weser mündende Werra. Letztere heisst auch Waharna und einmal Wachna (Fr. II, 1457); jedoch halte ich wegen des jetzigen Namens Werre und des Flussnamens Warinza = Wernitz (Donau) in Verbindung mit Warinna = Wern die Form Waharna für eine Zerdehnung aus Warna,[46] welches aus Warinna entstanden ist. — Der jetzige Name „Werre" (Werra) fällt ganz zusammen mit dem Quellfluss der Weser, der Werra. Es ist ja nun bekannt, dass die Namen Werre und Weser nur verschiedene Spielarten einer gemeinschaftlichen Grundform sind (Fr. II, 1500): die Form Wirraha (Werraha, Werra) ist entstanden aus der älteren Wisuraha (Wisaraha). Die Werre (Warinna) ist aber nach meiner Ansicht verschiedenen Stammes von Werra (Weser). Ob

---

[46] Aus Warna erklärt sich dann die offenbar falsche Form „Wachna".

Wisuraha von ahd. wisa, mhd. wise = Wiese abzuleiten oder mit Fr. II, 1499 von der Wurzel *vas* sich aufhalten, sskr. vas zur Nacht einkehren (Sonne), woraus sich West = Abendgegend entwickelt, ist zwar nicht sicher auszumachen, jedoch gebe ich der ersteren Erklärung den Vorzug.

Es lässt sich nun wohl nicht als sehr wahrscheinlich annehmen, dass Warinna — vermöge des bekannten Ueberganges des s in r — aus Wasinna entstanden, von *waso* feuchte Erdmasse, Wasen (= Rasen) abzuleiten sei und etwa Wiesenfluss bedeute. Allerdings ist dies durchaus nicht unmöglich, weil das germanische Thema *vasa* Feuchtigkeit, welches F. III, 301 aufstellt, sich wohl nicht gut von dem Thema *vara* Meer trennen lässt (F. III, 292), wozu gehören an. ver = varja Meer, ags. vär Meer, an. úr Feuchtigkeit, womit zu vgl. lat. urina Flüssigkeit, sskr. var Wasser. F. stellt sodann (III, 306) ahd. wisâ Wiese, lat. virus, gr. *ἰός Saft* zu dem Thema visna verwesend, wozu auch an. veisa = palus putrida zu stellen ist. Jedoch nun anzunehmen, dass das Wir- in Wirmina aus wis (= wisâ) entstanden, demnach Wirmina Wiesenfluss bedeute, erscheint mir ebenso als nicht wahrscheinlich, wie dass Warinna aus Wasinna geworden sei. Da ferner bei einem Flussnamen an das Thema vara aufmerksam (vgl. vereor, *ὁράω* u. s. w.) sowie an die Weiterbildung desselben *varja* wehren (s. F. III, 291) oder an *vâra* wahr nicht zu denken ist, so bleibt nur übrig die genannten Flussnamen auf die Wurzel *vars* zurückzuführen, deren ursprüngliche Bedeutung, wie homerisch *ἀπόϜερσε* noch zeigt, reissen, raffen ist (*Ϝέρρειν* sich fortmachen). Diese Bedeutung würde für die bei Rehme mündende Werre recht gut passen, da dieselbe in ihrem Oberlaufe sehr rasch fliesst. Die Wern (Warinna), welche östlich an der Dreieckspitze rechts in den Main mündet und aus dem dem Main vorgelagerten Berglande herabkommt, wird ebenfalls einen raschen Lauf haben. Dasselbe wird der Fall sein bei der Wörmke (Wermana), welche im Weserberglande der Emmer zufliesst. Warinna und Wermana würden demnach, um mich so auszudrücken, treibender oder rasch fliessender Fluss bedeuten.

Ob auch die Wirmina (Würm), der Abfluss des Starnberger Sees, einen raschen Lauf hat, ist mir nicht bekannt, jedenfalls darf Wirmina von Wermana nicht getrennt werden. Die Amana = Ohm (Lahn) stelle ich jedoch nicht zu den Zusammensetzungen mit -mana, sondern

bringe Am- zusammen mit den Flussnamen Eem in Holland (ahd. Ema),[47] mit -emme in Holzemme, mit Amisia = Ems,[48] sowie mit dem Namen des durch seine warme Quellen bekannten Ems. In *am* erblicke ich denselben Stamm, der in Ameise (auch Emse, Imse) erscheint, welche Weigand a. a. O. (unter Ameise) von einem vorauszusetzenden gothischen Wurzelverbum *iman* (am, êmum, umans) = thätig sein ableitet; er vergleicht noch an. ami Anstrengung, Mühe. Von der Vorstellung aus, die ich oben mit den Worten des Goethe'schen Gedichts bezeichnet, von der unaufhörlichen Fortbewegung hat man das fliessende Wasser auch in diesem Falle benannt; demnach entwickelt sich der Begriff „fliessendes Wasser" völlig gleich aus der Wurzel ap und am. Von diesem in Amisia, Amana, Ema erscheinenden Stamme am ist wohl zu unterscheiden das bereits ig. Wort für Wasser, nämlich sskr. ambu, gr. ὄμβρος, lat. imber, amnis aus ab-nis, wozu Ambris als gallische Flussbezeichnung und Ambra als germanischer Flussname gehört; Ambra[49] ist sowohl Ammer (Isar) als Emmer (Weser). Ob aber zu Ambra der Flussname Embiscara[50] gehört, möchte ich sehr bezweifeln und zwar erstens wegen des fehlenden r, sodann wegen des zweiten Theiles der Zusammensetzung, welcher nicht mit dem Thema skeran = scheeren (s. F. III, 332) zusammenhängen kann. Denn selbst wenn man an die Bedeutung von an. skor = Einschnitt dächte und Emb- auf ambra zurückführte, so bekäme man die Bedeutung „Wasserspalte", welche zwar an und für sich einen Sinn, aber einen sehr wenig passenden gäbe. Fr. bemerkt einmal in seinem altdeutschen Namenbuche, dass in den Flussnamen oft die ältesten Formen zu Tage treten, sowie dass in denselben Wortstämme bewahrt sein können, die sonst verloren gegangen sind. Aehnliches möchte ich auch bei Embiscara annehmen, indem ich Embisc-ara trenne, -isc als Ableitungssilbe fasse und Emb- mit sskr. ambh = tönen, gr. ὀμφή zusammenbringe.[51] Dann hiesse Embiscara tönender oder rauschender Fluss.

Dass zu den Zusammensetzungen mit -mana auch der Fluss Delme (Zufluss der Weser) gehört, finde ich sehr wahrscheinlich.

---

[47] Die Holländer nennen die Ems „Eems". — [48] Die Ems ist auch ein Nbfl. der Lahn. — [49] Ueber Ambra = Wasser s. Fr. II, 62 u. F. I, 18; II, 19 u. 20; über Amisia u. s. w. giebt Fr. jedoch nichts. — [50] = Emscher (Rhein); Fr. versucht nicht Embiscara abzuleiten. — [51] F. stellt II, 303 auch ahd. imbi Bienenschwarm, nhd. Imme dazu.

Leider scheint der alte Name nicht überliefert zu sein; aber nach Analogie von Alme, Helme, Ilme wird -me aus mana entstanden sein. Das Del- ist wohl dasselbe Wort, welches in Dill (Lahn), sowie in Dyle (Schelde), ferner in dem Flussnamen Diel-fe (Weis, Sieg) erscheint. Mit dem nd. Delle (Diminutiv von Daal = Thal), ferner mit Delling, welches ein niedrig gelegenes Weideland bezeichnet,[52] möchte ich auch das in Flussnamen erscheinende Del (Dil) zusammenbringen, so dass also die bezeichneten Flüsse „Thalfluss" bedeuten würden, d. h. sowohl einen im niedrig gelegenen Weidelande[53] als auch einen durch ein wirkliches Thal[54] strömenden Fluss. Doch betrachte ich diese Erklärung durchaus noch nicht als sicher.

Ob hierher gehört die Ruhme (Leine), ferner die Olm (Lahn), vermag ich zwar nicht zu entscheiden, da mir die alten Formen nicht bekannt sind, möchte es aber als recht wahrscheinlich bezeichnen. Ruh-me würde Wildbach bedeuten (ahd. rô, râo, rou, mnd. rô, nhd. roh),[55] Olm (= Alme mit nd. Trübung des a in o) eilender Fluss.

Zum Schluss dieser Auseinandersetzung über die mit -mana komponirten Flussnamen möchte ich noch bemerken, dass ich in einer späteren Untersuchung zu zeigen versuchen werde, dass das in fast zahllosen westfälischen Orts- und Flussnamen erscheinende und überall da,[56] wo ein Bach oder eine Quellrinne sich befindet, auftretende -mecke ein mit der Verkleinerungssilbe -ke gebildetes Wort ist, welches durch Abschleifung seine vollere Form eingebüsst hat. Dieses -ke tritt recht häufig in Flussnamen auf und ist, um mich so auszudrücken, eine gemüthlich-scherzhafte Weiterbildung des ursprünglichen Namens, wie man das so recht deutlich an dem uns in der ahd. Form Wermana überlieferten Flussnamen Wörmke sehen kann; man vgl. ferner Hoppeke (Diemel), Logrötke (Volme, Ruhr), Gelbke (Ruhr), Selbkebach (Eilpe, Volme, Ruhr). Dass dieses -mecke (micke) wirklich „Fluss" bedeutet haben muss, wird schon aus folgenden Bachnamen klar: Gis-mecke (Nbfl. der Ruhr zwischen Arnsberg und Meschede) = Giessbach, Metmecke (Linnepe, Röhr, Ruhr) = Mattenbach,[57] Bermecke (Heve, Möhne, Ruhr) = Bärenbach, Almeke (Lenne), offenbar das Deminutiv von Alme,

[52] s. Berghaus a. a. O. — [53] Wie die Delme und Dyle. — [54] Wie die Dill und Dielfe. — [55] Vgl. oben Rahmede. — [56] Soweit ich es habe verfolgen können. — [57] Vgl. Medebach und oben Rahmede, Letmathe.

Rumecke (Ruhr), sicherlich das Deminutiv von Ruhme, Romecke (Möhne), gewiss dasselbe wie Rumecke.

Ich nannte oben die Zusammensetzungen mit -mecke in westfälischen Orts- bez. Flussnamen „fast zahllos". Dieser Ausdruck enthält keine Uebertreibung, wie jeder sich überzeugen kann, der das Ortschaftsverzeichniss der topographisch-statistischen Beschreibung des Regbz. Arnsberg von Liebrecht durchblättert. Mit Hülfe dieses Werkes und der oben erwähnten Liebenow'schen Karte lässt sich feststellen, dass hauptsächlich das südliche wasserreiche Gebirgsland von Westfalen das Verbreitungsgebiet dieser Zusammensetzungen mit -mecke ist. Die Zahl der bei Liebrecht aufgeführten Ortsnamen auf -mecke beläuft sich auf mehr als 60; dabei sind diejenigen auf -mecke nicht mitgezählt, wo das m wahrscheinlich zu dem vorhergehenden Worte gehört. Von diesen Ortsnamen will ich noch einige leicht zu erklärende — mit der wahrscheinlichen Bedeutung in Klammern — hier anfügen.

Apol-micke[58] (Apfelbach), Els-mecke (Erlenbach), vgl. oben Elspe, Elsoff, Else; Heid-mecke (Heidebach), Hill-mecke, Hill-micke (heller Bach), vgl. oben Helbecke[59] u. s. w., Holl-mecke (Holzbach), s. oben Holpe; Lett-mecke (Lettenbach, also ein durch lettigen Boden fliessender Bach), s. oben Letmathe; Olmeke, welches sich zu dem obenerwähnten Almeke verhält, wie Olm zu Alme; besonders ist auch die Bedeutung des Namens Schwart-mecke als Schwarzbach recht einfach und klar, vgl. oben die Bemerkungen über die Schwarza. Wermecke würde ich mit den oben behandelten Flussnamen Wirmina, Wermana, Warinna zusammenbringen und als reissender Fluss erklären, schliesslich Wildmecke als Wildbach.

Die übrigen Zusammensetzungen mit -mecke, desgleichen die vermuthliche, ursprüngliche Form desselben, sowie die Namen einiger andern Flüsse habe ich vor, einmal in einer späteren Untersuchung zu betrachten.

---

[58] Vgl. Apol-derbach bei Fr., das -der heisst Baum, wie auch in Massholder, Hollunder u. s. w., engl. tree, gr. δόϱυ. — [59] Vgl. den Ortsnamen Hilbeck bei Liebrecht a. a. O.

Nachtrag.

I.

Erst nachdem ich die vorstehende Abhandlung bereits der Redaktion eingesandt, erhielt ich die zweite Auflage der „Ortsnamen" von Förstemann, die den zweiten Band des Altdeutschen Namenbuches bilden, habe aber keine der hier gegebenen Etymologien in derselben gefunden. Ich füge jedoch folgende Aenderungen der zweiten Auflage hier noch an.

Das oben aus Fr. angeführte Linepe bezeichnet nicht Lennep, sondern „Haus Linnep", südl. von Mühlheim a. d. Ruhr, südöstl. von Duisburg. — Sodann wird unter Linderinus bemerkt, dass wohl *Linde rivus* zu lesen sei. — Ils wird als eine jüngere Form von Alis hingestellt, letzteres zwar nicht erklärt, jedoch für keltisch ausgegeben unter Abweisung der Annahme in den „Nordalbingischen Studien", in denen Aliso und Alisni als deutsch betrachtet werden. — Unter Ilm wird bemerkt, dass Roth diesen Stamm zu ahd. elm Ulme setze. — Es wird ferner ein besonderer Stamm Alman angenommen und gesagt: „Ein erweiterter Stamm für Flussnamen, der vielleicht noch eine grössere Verwandtschaft hat. Denn einerseits wird man an die oben schon angeführte Alcmona* erinnert, andererseits an die weiter unten zu behandelnden Flussnamen Elmanau und Ilmina." Hier anknüpfend möchte ich bemerken, dass ich Elmanau = Ilmenau (Elbe) — diesen Flussnamen hatte ich oben nicht mit aufgeführt — gleichfalls als eine Zusammensetzung mit mana betrachte und annehme, dass -manau aus dem ursprünglichen mana entstellt ist. Die Ilmenau entspringt bekanntlich in der Lüneburger Heide; deshalb wird die Bedeutung „Ulmenfluss" wohl nicht möglich sein, da in der Lüneburger Heide zwar ausgedehnte Buchen- und Birkenwaldungen an einigen Stellen, sowie Eichengehölze sich finden, ferner Kiefernwälder auf der südlichen Abdachung, jedoch meines Wissens keine Ulmen in bemerkenswerther Menge. Dieser Landrücken fällt bekanntlich nach Norden

* Auch Alcmana = Altmühl; das -mana betrachte ich als das oben besprochene mana Fluss; das Alc- ist mir noch dunkel, jedoch würde die Zusammenstellung mit an. elgr Elch, Elen, ags. eolh, ahd. elaho, gallisch-lat. alces nicht unpassend sein; das Elen, zu Cäsars Zeit in Deutschland recht häufig, liebt bekanntlich die Nähe des Wassers. Elenfluss wäre dann ein weiteres Beispiel für die zahlreichen mit Thiernamen gebildeten Flussnamen, wie Biber-, Bären-, Walfischfluss, Rossbach, Eberbach u. s. w. Bei Fr. findet sich keine Erklärung.

steiler ab als nach Süden; von Norden her erscheint derselbe „als blauer Gebirgsstreif am Horizont, von welchem die Flüsse in tief eingeschnittenen Thälern herunterkommen“ (Meyer, Conv.-Lex., dritte Aufl. X, 995). Die Ilmenau aber fliesst von diesem Nordabhange herunter, so dass der Ausdruck „eilender Fluss“ wohl passen würde. — Unter Holzminden wird bemerkt, dass der kleine Fluss jetzt Holzmünde* heisse, Ress ihn aber nur die Holz oder Holtsche nenne. Dass der Name Holz oder Holtsche nur der durch Abschleifung entstandene Torso einer volleren Form ist, sieht jeder, der sich mit der Etymologie der Flussnamen beschäftigt, sofort.** — Es wird ferner in der zweiten Auflage ein besonderer Stamm Auman für Flussnamen angenommen — der jedoch nicht erklärt wird — und zu demselben Oumena gestellt, sowie unter Amana bemerkt, dass das erste a in Ámana in Erwägung der Formen Oumena, Aumenza als aus au entstanden betrachtet werden könne. — Alapa wird nicht mehr als Wölpe, sondern als Alpe bestimmt. — Es werden unter -mike die Namen Brismike und Walemiche, sowie Welmiche angeführt, die aber nicht erklärt werden. Sicherlich ist dieses -mike dasselbe Wort mit dem von mir oben besprochenen -mecke (micke). — Bei Adrana wird der Ἄτερνος in Italien, sowie der Ἀτάρνης in Thracien erwähnt, ferner auf den Stamm aitar hingewiesen, letzterer jedoch nicht erklärt, sondern nur gesagt: „Vielleicht gelingt es diesen Stamm für Flussnamen als einen deutschen zu retten, vgl. an. eitri *nom. sinus maris*, eitra *nom. amnis parvuli.*“

Wie man sieht, berühren diese Veränderungen der zweiten Auflage durchaus nicht die hier versuchten Etymologien, die ich in allen Punkten aufrecht erhalte; nur zu den mit Hel (Helle) zusammengesetzten Fluss- und Bergnamen möchte ich Folgendes bemerken.

Hellen heisst im Nd. wie noch jetzt im Holl. sich neigen. Von demselben Stamme ist mit der Ableitungssilbe -de Halde gebildet; derselbe erscheint auch noch in den Wörtern Hellgen oder Helling = Schiffsbauwerfte und die geneigte Fläche des Balkengerüstes, welches aus dem Wasser ans Ufer gelegt ist (= Stapel); Hellgen heisst auch überhaupt geneigte Fläche; hierher gehört auch Helde = Stapel (von Helden lopen = vom Stapel laufen, s.

* Holzminde steht auf der Liebenow'schen Karte, und diese Form habe ich auch sonst noch gefunden. — ** Bei Wermana (Wörmke) wird sodann der heutige Name in der Form Wormke gegeben.

Berghaus a. a. O.). Man vgl. ferner an. hallr, höll, halt = geneigt, hallr Abhang (F. III, 71). Dieses hal entspricht dem gräkoital. Thema *kal* schlagen, brechen, biegen in gr. *κλάω*, lat. percellere; der Begriff „geneigt" entwickelte sich aus der Bedeutung „biegen". Danach ist es erlaubt ein Substantiv Helle = Abhang, Halde anzunehmen. Nordhelle hiesse dann Nordhang, nämlich des Ebbegebirges, Sundhellen Südhang; Hellweg, welches auch Berghaus a. a. O. von hellen *sich neigen*, ableitet, würde der Weg an der Abdachung, nämlich des Haarstrangs sein — ein Theil der uralten Verbindungsstrasse vom Osning zum Niederrhein. Dann bedeutet Helbeke *Haldenfluss*, welches vortrefflich auf diesen Bach, der von einem recht steilen Berghange herabkommt, passen würde, desgleichen für die Helme, Heller, Helbe, sowie für die Gr. und Kl. Helpe, soweit ich dies nach der Liebenow'schen und Sydow'schen Karte beurtheilen kann. Ich möchte dieser Erklärung vor der oben mitgetheilten den Vorzug geben. Auch hier hätte die Natur des Quelllaufs eine ganz ähnliche Namengebung veranlasst, wie bei den Flüssen Lenne u. s. w.

II.

Ich habe erst nach dem Druck des ersten Nachtrags bemerkt, dass Fr. doch einiges über die Ableitung von Embiscara mittheilt, aber nicht unter diesem Worte, sondern unter den Stämmen Scar und Car. Er sagt unter Scar: „Die Flussnamen Hisscar und Embiscara enthalten wohl ein anderes Wort (nämlich als ahd. *scara* portio); es mag für sie nochmals an skr. xar fliessen erinnert werden, wie es schon unter Sar geschah." Sodann heisst es unter Car: „Gehört Embiscara hierher (näml. zu -scara), so könnte der erste Theil gleich Amisia Ems sein; die Embscher und die Ems fliessen in derselben Gegend." — Wenn -scara in Embiscara „Fluss" bedeuten soll, so kann der erste Theil wohl nicht derselbe Stamm sein, wie in Amisia. Durch die obigen Auseinandersetzungen über Amisia u. s. w. möchte es doch wahrscheinlich gemacht sein, dass Amisia u. s. w. einfach Fluss heisst. Wir hätten dann eine Tautologie, welche bei einem so alten Namen nicht zugelassen werden darf. Zwar kommen solche Tautologien vor, z. B. wird bei Herford die in die Werre fliessende Aa vielfach Aabieke genannt, aber dieser Name ist erst entstanden, als man die Bedeutung von Aa nicht mehr verstand. Also auch bei der

Annahme eines scara = Fluss, bezüglich deren ich zur Zeit mein Urtheil zurückhalte, ist die oben gegebene Erklärung des ersten Bestandtheils von Embiscara eine durchaus annehmbare.

Ueber das oben betrachtete -mecke, micke wird zwar nicht im altdeutschen Namenbuche von Förstemann, aber in den „deutschen Ortsnamen" von demselben Verfasser folgende Bemerkung gemacht (S. 34): „Sollten auch die westfälischen Namen auf -mecke, micke, wie Pettmecke, Hauemicke u. a. aus becke, bicke entartet sein? In der That heisst ein westfälischer Bach die Larmecke." — Dem gegenüber möchte ich hier vorläufig bemerken, dass der heutige Name des oben besprochenen, ahd. Flussnamens Wermana, nämlich Wörmke, zunächst zeigt, dass -ke Ableitungssilbe ist, sodann in Verbindung mit der Thatsache, dass Almke neben Almecke, Bulmke neben Bulmecke u. s. w. erscheint, zu dem weiteren Schlusse führt, dass das -me in mecke gerade so aus mana entstanden, wie da -me in Helme, Alme aus mana (mina) in Helmana, Almina, das -m in Würm, Ilm aus Wirmina, Ilmina. Neben der Ilm haben wir auch die Ilme. Wir können also die Gleichung aufstellen: Almecke : Almke = Ilme : Ilm. Man vgl. noch die oben mitgetheilten Formen Ruhmecke und Ruhme, Olmecke und Olm. Die Verkleinerungssilbe -ke ist hinzugefügt, weil immer nur recht kleine Bäche mit -mecke bezeichnet werden.* Ich möchte noch bemerken, dass ich, belehrt durch eine Stelle in Förstemann's deutschen Ortsnamen, das -ke in den Flussnamen Gelbke und Selbke nicht mehr als Verkleinerungssilbe betrachte, sondern annehme, dass Gelbke aus Gel-beke, Selbke aus Sel-beke entstanden ist.

* Vgl. hierüber noch oben.

Altena i. W. Dr. Lohmeyer.

Die Alliteration in den Schillerschen Dichtungen.

In einem unlängst in der „Europa“ (1880, Nr. 1 u. 2) abgedruckten Aufsatz* habe ich auf die für manchen Leser gewiss überraschende Fülle von Alliterationen hingewiesen, welche unsere Sprache und Literatur, zumal die poetische, seit den ältesten Zeiten bis hinein in unsere Tage bietet. Dort, wo ich die ganze deutsche Literatur, wenn auch natürlich nur in ihren Haupterscheinungen, berücksichtigte, konnte selbstredend der Einzelne, wenn er überhaupt Erwähnung fand, nur ganz flüchtig berührt werden. In den nachstehenden Zeilen will ich versuchen, auf die Alliteration bei einem einzelnen unserer Dichter und zwar einem der grössten und zugleich wol dem bekanntesten und beliebtesten, bei Schiller, etwas näher einzugehen. Vielleicht erscheint dieses Unternehmen Manchem zunächst als eine müssige, obendrein gar schulmeisterlich-pedantische Spielerei, die mit der Würde unseres grossen Dichters kaum sich verträgt. Allein ich hoffe, jeder unbefangen und vorurtheilslos Denkende wird bei etwas genauerer Betrachtung zugeben müssen, dass mein Versuch diesen Vorwurf nicht so ohne weiteres verdient. In der That lohnt es sich wol, die interessante Erscheinung der Alliteration, die nichts weniger ist als etwas bloss Aeusserliches, Zufälliges, Bedeutungsloses, wie vielleicht Mancher zunächst anzunehmen geneigt sein mag, bei einem unserer grössten Dichter etwas genauer ins Auge zu fassen. Die grossartigen Schönheiten in seinen Werken werden wir hierbei nicht nur nicht übersehen, vielmehr in einem neuen Lichte, besser als zuvor vielleicht, erkennen.

* Die Alliteration in der deutschen Sprache und Poesie. — Auf das dort über die Alliteration im allgemeinen und speciell in unserm Sinne Gesagte sei hier zur Vermeidung von Wiederholungen kurz hingewiesen.

Es lohnte sich, meine ich, selbst wenn wir weiter nichts erreichten, als einmal zu zeigen, welch' überraschend wichtige Rolle die Alliteration bei unserem Dichter spielt, ihm selbst ganz gewiss, zunächst wenigstens, oft unbewusst und von uns, den Hörern, in ihrer wolthuenden Wirkung wol empfunden, aber nur in den seltensten Fällen ohne weiteres erkannt als das, was sie wirklich ist, eine Hauptquelle des die Gedichte auszeichnenden Wollautes, ihres so angenehm ins Ohr fallenden, so kräftig wirkenden Klanges.

Dass ich grade Schiller wähle, während mir jeder andere unserer Dichter ebenfalls mehr oder weniger Stoff geboten hätte, hat seinen guten Grund. Einmal ist Schiller mehr als irgend ein anderer unserer Dichter des Volkes ausgesprochener Liebling; der Stoff, mit dem ich hier zu thun habe, sonach jedermann bekannt oder doch zugänglich. Sodann scheint mir das Vorkommen der Alliteration (und ich bemerke gleich hier, dass sie unendlich häufig erscheint) grade bei ihm von besonderer Bedeutung, da in seinen Dichtungen ganz besonders ihr idealer, philosophischer Inhalt, die tiefen, sittlichen Ideen wirken, und in der Sprache, die zwar schwungvoll, aber im ganzen vorwiegend pathetisch-rhetorisch ist, das Musikalische, Melodiöse mehr zurücktritt. Es ist nicht zufällig, vielmehr hängt es mit dem Inhalt der soeben gemachten, übrigens keineswegs neuen Bemerkung aufs engste zusammen, dass von der grossen Zahl der Schillerschen Gedichte nur sehr wenige musikalisch verwerthet sind. Lieder im engeren Sinne hat Schiller so gut wie gar keine aufzuweisen. Wenn wir absehen von dem frischen Reiterlied aus Wallensteins Lager („Wolauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“) und dem gefälligen Jägerliedchen des Walther Tell („Mit dem Pfeil, dem Bogen“) sowie allenfalls noch dem Räuberliede („Ein freies Leben führen wir“), so wird kaum ein einziges der Schillerschen Gedichte gesungen. Wol zu merken, vom Volke gesungen, wie etwa ein Goethesches Haideröslein, oder ein guter Kamerad von Uhland, eine Lurlei von Heine, oder Geibels Der Mai ist gekommen u. a. Wenn die Glocke „aufgeführt“, wenn von einem wolgeschulten Sängerchor unter der Leitung eines tüchtigen Dirigenten das Lied an die Freude oder der gewaltige Festgesang an die Künstler vorgetragen wird, so ist das eine ganz andere Sache, die meine obige Behauptung nicht umstösst. — Um so bedeutungsvoller ist, wie gesagt, bei dieser Thatsache das häufige Auftreten der Alliteration in Schillers Dichtungen. Es giebt uns einen schlagenden Beweis für die Wahrheit

der Behauptung, dass der deutsche Dichter, falls er anders wirklich ein solcher im höheren Sinne ist, schlechterdings alliteriren **muss**, weil die Sprache, zumal die poetische Sprache dies verlangt; dass die Alliteration, dieser eigenste, charakteristische Schmuck grade unserer Sprache vor allen, sich ihm einstellt, schier ohne dass er's weiss und will, nie aber auf der anderen Seite, ohne die Wirkung der betreffenden Worte bedeutend zu steigern. Noch etwas kommt dazu, was die Alliteration grade bei Schiller so besonders bedeutungsvoll macht. Wenn die Gedichte eines Goethe oder weiter eines Heine, Geibel u. s. w. voll sind von Alliteration, so kann uns dies weit weniger überraschen: bei diesen Dichtern haben wir, was bei dem pathetischen Schiller in der Weise gar nicht der Fall ist, eine bewusste oder unbewusste Anlehnung an die Sprache unseres Volkes und ganz besonders an den Ton des deutschen Volksliedes. Dasselbe gilt von Uhland, bei welchem ausserdem noch seine gelehrte Beschäftigung mit der älteren deutschen Sprache und Literatur, in der die Alliteration bekanntlich eine so grosse Rolle spielt, und seine genaue Kenntniss derselben hinzukommt, dessen Sprache daran und dadurch nachweislich geschult und gebildet worden. Bei Schiller dagegen ist der ganzen Natur seines Wesens und seiner Begabung nach weder eine Anlehnung an das Volkslied vorhanden, noch kann bei ihm die Rede sein von einem ähnlichen Einfluss wie bei Uhland: in jener Zeit, als durch die Brüder Grimm und ihre Mitarbeiter die Schätze unserer älteren Sprache und Literatur wieder aufgedeckt wurden und reges, frisches Leben auf diesen Gebieten begann, war Schiller bereits begraben.

Wenn ich nun eine auch nur annähernd vollständige Aufzählung der Alliterationen bei Schiller geben wollte, so würde, muss ich fürchten, selbst des langmüthigsten Lesers Geduld lange vor meiner Aufzählung zu Ende sein. Auf Vollständigkeit aber kommt es zum Glück in unserer Sache zunächst ja auch nicht an, ganz abgesehen davon, dass solche streng genommen unmöglich ist, da über manche Fälle die Meinungen wol getheilt sein würden. Ich werde mich darauf beschränken, aus der überreichen Fülle vor allen Dingen solche Beispiele zu geben, in denen auch der Ungläubigste wirksame Alliteration anerkennen muss. Selbst hier aber werde ich manches bei Seite lassen müssen, um nicht allzu breit zu werden. Auch werde ich Gelegenheit nehmen, die trockene Aufzählung gegebenen Falls durch eingestreute Bemerkungen möglichst zu beleben. Die angeführten Alliterationsbei-

spiele selbst theile ich ihrer Natur nach in verschiedene, freilich im einzelnen Falle nicht immer ganz streng auseinander zu haltende Gruppen.

Beginnen will ich mit einer Anzahl von Alliterationen, die nicht von unserm Dichter geschaffen, vielmehr formelhaft sind, die Schiller aus dem Sprachschatze einfach aufnahm, die aber, wenn auch nicht an der betreffenden Stelle und für dieselbe erfunden, doch wirksam sind.

Da begegnen wir zunächst der aus dem täglichen Leben uns ganz geläufigen Verbindung *R*oss und *R*eiter. So oder mit Umstellung der beiden Wörter hat sie Schiller mehrfach. Die *H*immels*h*öhe bez. des *H*immels *H*öhe und zu *h*immlischen *H*öh'n sind ebenfalls hier zu nennen. Weiter gehören hierher *Bl*att und *Bl*ume, *Sch*utz und *Sch*irm, ein *R*itter hoch zu *R*oss, *H*irt und *H*eerde, *h*eil'ge *H*andlung, und auch wol *w*ilde *W*inde (welches unsern Dichtern wenigstens ganz geläufig ist), *W*etter*w*olke und *W*asser*w*oge.

An diese erste Gruppe schliesse ich einige alliterirende Wortzusammensetzungen und Wortverbindungen, in denen die Alliteration als „rein zufällig" bezeichnet werden kann, in denen der Dichter nicht, wie bei den weiter unten folgenden, unter mehreren möglichen Ausdrücken den alliterirenden wählte, unter mehreren vorhandenen Wendungen die alliterirende vorzog, wo vielmehr ganz von selbst der Ausdruck, wie er in der betreffenden Zusammensetzung oder Verbindung der Wörter sich ergiebt, Alliteration zeigt. So ist es der Fall mit „des *F*eindes *F*ahnen" (in der Schlacht), mit „*m*eine *M*inna" (An Minna), mit den „*F*esseln des *F*eindes" (Deutsche Treue); so endlich mit dem im Siegesfest vorkommenden „*L*ebens*l*oos". Vielleicht könnte auch noch manche der unten folgenden Stellen hier genannt werden.

Wichtiger, aber auch weit zahlreicher als die bisher angeführten sind die Beispiele der folgenden Gruppen. Diese enthalten lauter Fälle, in denen der Dichter zwischen verschiedenen Ausdrücken, welche die reiche Sprache ihm bot, die Wahl hatte und eine Wendung mit Alliteration vorzog, natürlich keineswegs immer bewusst, vielmehr in den weitaus meisten Fällen sicher vermöge seines Genies eben als Dichter instinctiv, unwillkürlich das Schönere, Wirksamere treffend. Ich bemerke hier noch, dass begreiflicherweise die Alliteration vor allem da ganz besonders kräftig wirkt, wo sie im Verein mit der Assonanz auftritt, d. h. wo auch der (betonte) Vokal in den alliterirenden Silben derselbe ist, wie z. B. in den Worten der Kassandra: „*W*o ich *wa*ndre, *w*o ich *wa*lle", oder wo nicht blosse Alliteration, sondern eine Art Wort-

spiel erscheint, wie im Schlussverse der Glocke in den beiden Wörtern Freude und Friede. Dass aber keineswegs bloss in diesen besonderen Fällen die Alliteration von grosser Wirkung ist, werden die zahlreichen folgenden Beispiele zeigen.

Zunächst wollen wir nun auf Schillers Gedichte etwas näher eingehen. Im ganzen folge ich dabei der Anordnung derselben in den gewöhnlichen Ausgaben. Die Glocke lasse ich vorläufig unberücksichtigt, weil von dieser weiter unten etwas ausführlicher die Rede sein soll. Dass die Aufzählung stellenweise etwas trocken sein wird, lässt sich der Natur der Sache nach nicht vermeiden und der freundliche Leser wird es daher entschuldigen. Ich beginne nun mit solchen Stellen, in denen die Alliteration jedesmal in mehreren dem Sinne nach mit einander eng verbundenen Wörtern zu Tage tritt.

In Hektors Abschied finden wir den „*h*eil'gen *H*eerd“ der Götter. Eine reiche Ausbeute bietet das grossartige Gedicht Die Künstler. Da begegnen uns folgende Verbindungen: Die *S*onnenbahn der *S*ittlichkeit, *w*underwirkende Gesetze, *w*eise *W*ahl, des *L*ebens *l*eichter Hauch, ge*tr*äumte *Th*rone, die *Sch*öpfung *sch*änden, am reifen *Z*iel der *Z*eiten, so *s*üss, so *s*elig und endlich ein *w*eiser *W*eltenplan. Ferner finden sich in den Gedichten: die *L*iebe mit dem süssen *L*ohne (Die Ideale), der süssen *L*iebe verschwundene *L*ust (Des Mädchens Klage), der *H*irten *h*armlos Geschlecht und *w*irken und *w*eben (Die vier Weltalter), *str*eng und *str*aff und der *W*ald mit *W*ild (Nadowessiers Todtenlied), reich beladen mit dem *R*aub (Siegesfest), von ihrem *R*eiz gerührt und das *gl*eiche *Gl*eis, wo auch Assonanz sich zur Alliteration gesellt (Klage der Ceres), *H*ermes der Be*h*ende, die *M*acht der *M*elodie und der *M*ensch in ihrer *M*itte (Eleusisches Fest), der *G*ötter *G*unst und des *H*immels *H*uld (Ring des Polykrates), des *Fr*evels *Fr*ucht (Kraniche des Ibykus), rüstig im Geräusch der Jagd und der *w*eite *W*asserschlund (Hero und Leander), die *r*aubende *R*otte, *r*ieselndes *R*auschen und des *H*auses redlicher *H*üter (Bürgschaft), zu *t*auchen in diese *T*iefe und *w*ilde Ge*w*alt (Taucher), die *L*ast des *l*angen *L*eibes (Kampf mit dem Drachen), des *H*immels *H*armonie (Theilung der Erde), *S*innenglück und *S*eelenfrieden sowie des *S*ieges *h*ohe *S*icher*h*eit (Das Ideal und das Leben), und aus den in antikem Versmass, dem elegischen Distichon, abgefassten Gedichten das *V*olk der Ge*f*ilde, *h*och von des Berges *H*aupt, die *F*esseln der *F*urcht und *m*enschliche *M*ühen (Spaziergang), dem *L*echzenden *L*abung (Die Johanniter) und endlich (aus der Würde

der Frauen) das *H*aupt der *H*yder und ein *G*eist, ein *G*ott (aus Pegasus im Joche). Meine, gewiss nicht allzu dürftige Aufzählung liesse sich übrigens, wie ich hier ausdrücklich noch einmal hervorhebe, leicht noch durch manches Beispiel bereichern, welches ich hier bei Seite lasse, um nicht zu breit zu werden.

Nicht minder wirksam als die bis jetzt genannten, ja häufig noch wirksamer als sie, sind die Fälle, in denen die Alliteration sich nicht, wie dort, auf einige Wörter und Wortverbindungen beschränkt, vielmehr durch einen oder mehrere Verse, nicht selten als doppelte Alliteration, sich hindurchzieht. Zu merken ist dabei, dass die alliterirenden Wörter hier zwar keineswegs unmittelbar neben einander stehen, dass aber entweder sie durch den Sinn mit einander verbunden sind (z. B. als Subjekt und Prädikat, Prädikat und Objekt u. s. w.), oder die alliterirenden Silben durch ihre Stellung im Verse (etwa an den Haupttonstellen oder als erste und letzte Tonsilbe des Verses u. s. w.) ausgezeichnet sind. Nicht selten treffen diese beiden Fälle in ein und demselben Beispiel zusammen.

Wenn, um nun mit den Proben zu beginnen, in Hektors Abschied die *L*iebe in dem *L*ethe stirbt, so sind hier die beiden alliterirenden Silben freilich durch eine nicht alliterirende Tonsilbe (in) getrennt, sie werden aber, vom Sinne ganz abgesehen, in Folge ihrer Stellung an den Haupttonstellen im Verse an sich schon vor den andern ausgezeichnet und die Alliteration wirkt daher ganz entschieden. Ebenso ist es in der Schlusszeile desselben Gedichtes „Hektors *L*iebe stirbt im *L*ethe nicht“. Ein Beispiel derselben Art bietet Die Schlacht in dem *w*ilden, eisernen *W*ürfelspiel. In der Stelle „*D*umpf brüllt der *D*onner schon *d*ort“ wird die Alliteration in *D*onner und *d*ort noch in ihrer Wirkung gesteigert durch das d im Anlaut des Wortes *d*umpf, welches Wort freilich nicht im strengen Sinne alliterirt, weil es mit sogenannter schwebender Betonung steht, nicht den Versaccent, wohl aber den logischen Ton hat. Wenn ich weiter die Anfangszeile des Gedichtes an Minna: „*Tr*äum' ich? ist mein Auge *tr*über?“ als Beipiel der Alliteration anführe, so könnte dies Manchem vielleicht kühn erscheinen, weil die beiden Wörter mit gleichem Anlaut in der Tonsilbe ziemlich weit von einander stehen. Trotzdem aber ist auch hier meinem (und ich denke sicher nicht bloss meinem) Gefühl nach die Alliteration wirksam, weil der gleiche Anlaut sich an der ersten und letzten Tonstelle des Verses findet. Wer übrigens trotzdem von der Alliteration

hier nicht überzeugt sein sollte, wird sie doch gewiss unbedingt zugeben müssen, wenn Minna „mit dem *F*ächer *f*icht", wo die Alliteration durch den Anklang der beiden alliterirenden Silben ganz besonders wirksam gemacht wird. Wunderschön ist die Stelle im Triumph der Liebe, wo es heisst, dass des Orpheus Lieder *h*immlisch in der *H*ölle klangen. Wenn hier der logische Gegensatz der alliterirenden Wörter die Alliteration besonders wirksam macht, so bewirkt etwas Aehnliches die Stellung der Wörter, die noch dazu als Subjekt und Prädikat aufs engste mit einander verbunden sind und in denen die Assonanz mit der Alliteration vereint auftritt, am Anfang zweier auf einander folgender Verse, wenn es weiter heisst: „*M*inos, Thränen im Gesichte, *M*ildete die Qualgerichte." Aus demselben Gedichte führe ich noch an: „*L*eiser hin am Ufer rauschten *L*ethe und Kocytus, *l*auschten Deinen *L*iedern, Thracier. *L*iebe sangst Du, Thracier." Wer wollte leugnen, dass hier die Alliteration wesentlich dazu beiträgt, die einschmeichelnde Weichheit, die Anmuth der Stelle zu heben? — Alliteration ist nicht zu verkennen in den Stellen aus dem Lied an die Freude: „*W*em der grosse *W*urf gelungen" und „*W*er ein holdes *W*eib errungen". Noch stärker als hier ist ihre Wirkung in der Stelle aus demselben Gedicht: „*W*ollust *w*ard dem *W*urm gegeben", wo die Wirkung des echt Schillerschen, fast zu kühnen Ausdrucks entschieden durch den gleichen Anlaut der drei Tonsilben nicht wenig gesteigert wird. — Einige der schönsten Stellen aus den Göttern Griechenlands verdanken, wie wol jeder Unbefangene zugeben wird, zum guten Theil ihren Wollaut dem Reichtum an alliterirenden Wendungen. Ich führe einige der schlagendsten Stellen an: *D*a der *D*ichtung zauberische Blüthe Sich noch lieblich um die *W*ahrheit *w*and (hier übrigens auch wieder Assonanz), Eure Tempel *l*achten gleich Pa*l*ästen, Euch ver*h*errlichte das *H*eldenspiel, und: des *W*irthes braune *W*angen *l*aden *L*ustig zu dem Becher ein. Wie wunderbar weich und lind, ganz dem Gedanken entsprechend, klingt die Alliteration in der Stelle: Ein Kuss Nahm das *l*etzte *L*eben von der *L*ippe, *S*eine Fackel *s*enkt' der Genius; wie wirkungsvoll, auch hier wieder ganz zu der Stimmung der Stelle passend, klingt es weiter: Ach, nur in dem Feen*l*and der *L*ieder *L*ebt die fabelhafte Spur, und Durch die *W*älder ruf' ich, durch die *W*ogen, Ach! sie *w*iederhallen leer! — „Ver*schl*ossen in dem schauervollen *Schl*und" und „so *w*eit sie *w*andernd kreiste" bietet die Klage der Ceres. Manches schöne Beispiel finden wir auch hier wieder in dem Gedicht „Die Künstler".

Da ist die Rede von den „Glückseligen“, durch deren *M*und die *M*ächtige gebeut und die Siegesthaten *l*ebten in dem *L*iede. Da heisst es weiter, dass der Sänger der alten Zeit aus seinen *H*örern *H*elden machte, und da zieht der unentdeckte Mord das *L*oos des Todes aus dem *L*ied; da empfängt der Mensch das Geschoss mit freundlich darge*b*ot'nem *B*usen Vom sanften *B*ogen der Nothwendigkeit, und weiter heisst es, dass der entjochte Mensch die Fessel *l*iebet, die ihn *l*enkt, da wird endlich dem *L*echzenden die *L*ebensquelle gereicht. — Hierher gehört, wenn (in den Idealen) allzuschnell nach kurzem *L*enze Entfloh die kurze *L*iebeszeit, und die Freundschaft des *L*ebens Bürde *l*iebend theilt; hierher des Mädchens Klage — die *W*elt ist leer Und *w*eiter giebt sie dem *W*unsche nichts mehr, sowie das wehmüthige Ich habe ge*l*ebt und ge*l*iebet, welche letzte Wendung ganz ähnlich wiederkehrt in Thekla, eine Geisterstimme. Hierher gehört die Frage des Jünglings am Bach: Was soll mir die *F*reude *f*rommen, und sein Ausruf: *H*orch im *H*ain erschallen Lieder; hierher aus den vier Weltaltern der *p*urpurne Wein, der im Glase *p*erlt und die Stelle: Drauf *k*am die Arbeit, der *K*ampf begann, sowie der Anfang des Punschliedes Vier Elemente — *B*ilden das Leben, *B*auen die Welt; hierher weiter aus dem Siegesfeste die Stelle: Ist der *L*eib in Staub zerfallen, *L*ebt der grosse *N*ame *n*och. Im Eleusischen Fest heisst es von Ceres, dass sie in feste Hütten *W*andelte das be*w*egliche Zelt. In demselben Gedichte heisst es: *W*eh dem Fremdling, den die *W*ogen *W*arfen an den Unglücksstrand, und die Barbaren, überwältigt von der Gottheit Majestät, *w*erfen von sich die blutige *W*ehre. Im Ring des Polykrates streuen die *G*ötter ihre *G*aben und es tritt ein *F*ischer *v*or den *F*ürsten hin, während in den Kranichen des Ibykus „von Menschen *w*immelnd *w*ächst der Bau“. Es *l*öscht das *L*icht der Sterne, während Hero des Leander harrt, und heiter *l*ächelt *L*uft und See, nachdem der Sturm ausgetobt hat. In den Worten der Kassandra „Alles um mich *l*ebt und *l*iebt In der Jugend *L*ustgefühlen“ und „*W*o ich *w*andre, *w*o ich *w*alle“ wirkt die Alliteration ebenso gut wie in den Stellen aus der Bürgschaft: Die *S*onne versendet glühenden Brand, und später: sie *m*alt auf den glänzenden *M*atten den Schatten der Bäume. Im Verein mit dem Vokalismus das Unheimliche der Worte hebend begegnet uns die Alliteration in dem „*h*ohler und *h*ohler *h*ört man's *h*eulen“ im Taucher. Zu *w*agen den ge*w*alt'gen Strauss, zieht der Ritter zum Drachenkampfe, damit frei dem *W*anderer der *W*eg sei. Die *schw*arze Seele *schw*oll in

Schadenfreude dem Verleumder Robert (im Gang nach dem Eisenhammer) und verächtlich höhnend spricht der Graf zu ihm von der *W*eibertugend, be*w*eglich *w*ie die *W*ell'. Dem Grafen von Habsburg *s*ingt der *S*änger von der Minne *S*old, und alle Herzen *w*urden *w*eit, sobald das Mädchen aus der Fremde nahte. — Aus dem Spaziergang, welcher wie die übrigen in Distichen abgefassten Gedichte trotz dieser antiken Form nicht selten Alliteration zeigt, nenne ich folgende Stellen. Den Blick *l*abt das energische *L*icht. Vom Städter heisst es in demselben Gedichte (ein Beispiel schöner Doppelalliteration): *R*eger er*w*acht, es um*w*älzt *r*ascher sich in ihm die *W*elt. Da ist weiter die Rede von dem, was Afrikas *B*oden ge*b*iert, und der Mensch ringt von der Natur „*l*üstern sich *l*os". Hinter *W*olken verlöschen des *W*agens beharrliche Sterne, es *l*ügt selbst auf der *L*ippe der Schwur, und der in hoher Luft ruhig schwebende Adler knüpft an die Ge*w*ölke die *W*elt. Und gegen das Ende des Gedichtes begegnet uns das tiefsinnige Wort: „Ewig *w*echselt der *W*ille den Zweck und die Regel, in ewig *W*iederholter Gestalt *w*älzen die Thaten sich um." — Ein schönes Beispiel von doppelter Alliteration (jedesmal an der ersten und der letzten Tonstelle im Verse) bietet Die Macht des Gesanges in der Stelle: Er *t*aucht es in das Reich der *T*odten Und *h*ebt es staunend *h*immelwärts. *W*iegt es schonend, ihr *W*inde, fleht der Dichter für des Kaufmanns Schiff, und selig preist er den, *w*elchen als Kind *V*enus im Arme ge*w*iegt. Ferner sagt er von diesem Glücklichen: Ihm zu Füssen *l*egt sich der *L*eu, und weiter heisst es: Alles *M*enschliche *m*uss erst *w*erden und *w*achsen und reifen. In dem bekannten Distichon auf Kant und seine Ausleger haben die *K*ärr'ner zu thun, wenn die *K*önige bau'n, und das satirische Gedicht Shakespeares Schatten, in dem auch von dem Schicksal die Rede ist, „*w*elches den *M*enschen erhebt, *w*enn es den *M*enschen zer*m*almt", schliesst damit, dass, nachdem das Laster übersatt ist, sich die *T*ugend zu *T*ische setzt. Die *R*ace, *s*agen *s*ie, sei *r*ar, heisst es vom Pegasus im Joche, und in des Sängers Abschied wollen nicht *l*änger diese *L*ieder *l*eben, als bis sie ein fühlend Herz erfreut haben, und das schöne Gedicht schliesst mit dem schönen Worte: Die Blume schiesst in Samen, und *k*eine bleibt von allen, welche *k*amen!

Zeigt schon diese Zusammenstellung eine für Manchen gewiss höchst überraschende Fülle von Alliterationen, so wird ein etwas näheres Betrachten der Glocke uns zeigen, wie dieses schönste Lied unseres

unsterblichen Sängers auch in Bezug auf die Alliteration vor den andern sich auszeichnet. Ehe ich eine möglichst knappe Uebersicht über die hauptsächlichsten hier zu nennenden Stellen gebe, mache ich auf eine Thatsache aufmerksam, die nicht zu übersehen ist. In den Worten des Meisters nämlich begegnen uns auffallend selten alliterirende Wendungen. Ich glaube den Grund zu dieser Erscheinung in der Natur dieser Worte selbst zu finden. Sie sind mehr prosaischer Natur, ich möchte sagen handwerksmässig, und es tritt in ihnen der Wollaut, das Melodiöse mehr zurück hinter einer gewissen bündigen, streng gemessenen Knappheit, ja Trockenheit. Wo in des Meisters Worten Alliteration sich findet, da ist sie allemal, glaube ich, auch von ganz besonderer Bedeutung. So in dem kurz befehlenden „*K*ocht des *K*upfers Brei“, so in dem fast wie ein Sprichwort klingenden „*M*eister *m*uss sich immer plagen“, so in den Schlussworten des Gedichtes „*Fr*eude dieser Stadt bedeute, *Fr*iede sei ihr erst Geläute“, wo der Meister, den höheren Ton anschlagend, die neue Glocke segnend weiht. Diese Stellen aber sind, wie gesagt, nicht zahlreich. In den übrigen Theilen des Gedichtes, überall zumal da, wo der Dichter so recht mit voller Begeisterung, mit ganzem Nachdruck, wo er poetisch in höherem Sinne spricht — mag er uns nun das holde Bild des traulichen Familienglückes und des sicheren Friedens malen, oder die Schrecken des Brandes und des blutigen Aufruhrs, da stellt sich sofort mit all' den übrigen, ihm als Dichter zu Gebote stehenden, den Wollaut hervorbringenden und hebenden Elementen auch die Alliteration ein, ganz von selbst, sicher ungekünstelt und ungesucht, sie kommt, um mit des Dichters eignen Worten zu reden, wie „die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt“.

Gleich zu Anfang der Glocke finden wir Alliteration, wenn zum *W*erke *w*ohl ein ernstes *W*ort sich ziemt, und nicht weit von dieser Stelle, wo der Mensch im *H*erzen spüret, Was er erschafft mit seiner *H*and. In diesen beiden Fällen sind die auch sonst geläufigen Verbindungen *W*ort und *W*erk, *H*erz und *H*and schön verwerthet. Der Jüngling durchmisst die *W*elt am *W*anderstabe, und kehrt als Fremder *h*eim ins Vater*h*aus. Wie weich klingt uns das „zarte *S*ehnsucht, *s*üsses Hoffen“ entgegen, und wie wundervoll wirkt die (hier chiastisch [kreuzförmig] stehende) Alliteration in den Worten „Das Auge *s*ieht den *H*immel offen, es schwelgt das *H*erz in *S*eligkeit“, wie reizend ferner in der herrlichen Stelle: *L*ieblich in der Bräute *L*ocken Spielt der jungfräuliche Kranz, Wenn die hellen Kirchen*gl*ocken *L*aden zu des

Festes *Gl*anz. Wie wirksam hebt die Alliteration den Gegensatz in: Die *L*eidenschaft flieht, die *L*iebe muss bleiben. Der Mann muss *w*etten und *w*agen, während die Mütter *h*errschet weise im *h*äuslichen Kreise. Ganz besonders reich an prächtigen Alliterationen ist die grossartige Schilderung der Feuersbrunst, dieses in seiner Art einzigen Meisterstückes. Da glauben wir das Wehen und Heulen der Flammen und des Sturmes zu hören, wenn es heisst: *W*ehe, *w*enn sie *l*osge-*l*assen, *W*achsend ohne *W*iderstand, Durch die volkbelebten Gassen *W*älzt den ungeheuren Brand. Nicht minder wirkt die Alliteration in der Stelle: Denn die Elemente *h*assen Das Gebild der Menschen*h*and; Aus der *W*olke ohne *W*ahl Zuckt der Strahl, und wenn das Feuer *w*ächst mit *W*indeseile und Alles *r*ennet, *r*ettet, flüchtet. Man könnte fast die ganze Partie des Gedichtes hierher setzen! Noch genannt sei ferner der *S*aame aus den *S*ärgen und der *W*andrer auf dem letzten *W*ege, sowie die ergreifende Schilderung des Hauses, aus dem der Tod die Mutter geraubt: „Es fehlt ihr treues *W*alten, Ihre Sorge *w*acht nicht mehr; An ver*w*aister Stätte schalten *W*ird die Fremde, *l*iebe*l*eer.“ Da sehen wir ferner den *W*andrer *f*ern im *w*ilden *F*orst munter seine Schritte *f*ördern, nach der lieben *H*eimat*h*ütte. *Schw*er herein *schw*ankt der Wagen beim Erntefeste, und gepriesen wird die Zeit, darin die *h*eil'ge Ordnung waltet, die segensreiche *H*immelstochter, die den Menschen zu *s*anften *S*itten gewöhnt, im Gegensatz zu den Schreckenstagen, wo das Volk im Aufruhr wider Gesetz und Obrigkeit sich erhebt, und *W*eiber *w*erden zu Hyänen. So geht Alliteration hindurch durch das ganze grossartig-schöne Lied von der Glocke, und aus klingt dasselbe mit dem schon mehrfach erwähnten schönen Segenswunsche, in dem *Fr*eude und *Fr*iede vereint erscheinen!

Nach dem bis jetzt Gesagten, darf ich wol annehmen, wird der Leser, sofern er nicht etwa längst das Blatt unwillig und ermüdet bei Seite gelegt hat, meiner Behauptung von vorneherein Glauben schenken, dass auch die Dramen Schillers nicht selten Alliteration zeigen, wenn auch begreiflicherweise nicht in dem Masse, wie seine Gedichte. In den Dramen tritt die Alliteration zumal in solchen Partien auf, die, wie der Monolog, zuweilen auch der Dialog, an die Lyrik streifen, oder da, wo die Sprache sich bis zu einem gewissen Grade der volksmässigen nähert. Ersteres ist am häufigsten wol der Fall in der Jungfrau von Orleans, aber auch in den übrigen Dramen, Letzteres ganz besonders im Tell und noch mehr im Wallenstein, zumal im Lager. Der Leser befürchte

nicht, dass ich ihn mit langen Aufzählungen ermüden werde, wie dies vielleicht schon nur zu sehr geschehen ist. Es sei mir nur gestattet, einige wenige Belege zu dem soeben Gesagten zu bringen. Man wird finden, dass auch hier, sicher nicht zufällig, häufig grade die bekanntesten, geläufigsten Stellen, darunter manche gradezu zum „geflügelten Wort" gewordene, mit zu nennen sind.

Gleich zu Anfang des gleichnamigen Stückes spricht Don Carlos zu Posa von der *S*eelen zartem *S*aitenspiel, und das oft citirte „In des *W*orts ver*w*egenster Bedeutung" ist auch hier zu nennen. Aus Wallensteins Lager führe ich ausser den formelhaften, aus der Sprache des Volkes einfach aufgenommenen Ausdrücken: *l*eben und *l*eben *l*assen, *Sch*irm und *Sch*utz, auf *W*ort und *W*ink, *K*ind und Kindes*k*ind, den Brotkorb *h*öher *h*ängen u. a. folgende an. Der erste Jäger lobt das lustige Leben unter Tilly's Fahnen, wo im Gegensatz zu der strengen Zucht in Gustav Adolfs Heer alles *l*ustiger, *l*oser ging, wo es neben „Soff und Spiel" auch *M*ädels die *M*enge gab. Der erste Scharfschütz alliterirt, wenn er vom *l*eichten Sinn und *l*ustigen Muth spricht; es alliterirt der erste Jäger, wo er so recht ins Feuer geräth, in der lebendigen Stelle „*F*ührt mich ins *F*euer frisch hinein Ueber den *r*eissenden, tiefen *R*hein", es alliterirt der erste Kürassier, wenn er sagt „kann ihn nicht *s*achte bei *S*eite tragen". In dem *l*ustigen *L*oos des Soldaten, von dem das frische Reiterlied singt, ist die Alliteration nicht minder wirksam, als in dem schönen, wahren Wort von der *b*ösen That, die fortzeugend *B*öses muss ge*b*ären. Sie wirkt ferner, wenn Max Piccolomini von dem schönen Tage spricht, wo der Soldat endlich nach geschlossenem Frieden heimkehrt, wenn mit grünen Maien alle *H*üte sich und *H*elme schmücken. Sie wirkt in den Worten aus Wallensteins Monolog: Des unverführten *W*illens mir be*w*usst, Gab ich der *L*aune Raum, der *L*eidenschaft, sie wirkt in dem bittern Ausspruch: Denn aus Ge*m*einem ist der *M*ensch ge*m*acht, und ebenso in dem Satze, dass jede Unthat die böse *H*offnung mit in ihrem *H*erzen trägt, sowie in dem bekannten Wort: Eng ist die *W*elt und das Gehirn ist *w*eit. Aus Wallensteins Erzählung von jener Nacht, die der Lützener Schlacht vorausging, ist hier u. a. zu nennen der *R*unden *R*uf, und gleich in der Anfangszeile ist die Rede von Augenblicken, wo der Mensch eine *Fr*age *fr*ei hat an das Schicksal. Und als der Geliebte, den im Kampfgewühl der *H*elmbusch und das lange *H*aar kenntlich gemacht, gefallen ist, da bricht Thekla in die ergreifende Klage aus: Was ist das *L*eben ohne *L*iebesglanz?

Aus Maria Stuart erinnere ich an Paulets Wort: Da kommt sie selbst, den Christus in der *H*and, Die *H*offart und die Weltlust in dem *H*erzen. Alliteration haben wir, wenn Kennedy den *L*eichtsinn als Marias einziges *L*aster bezeichnet und wenn Elisabeth von einem Schlage spricht, der ihr *H*erz zu treffen droht und ihr eignes *H*aus; Alliteration ferner im *f*instern Ge*f*ängniss so gut wie auf des *H*ochlands *H*aiden. — In der Jungfrau von Orleans warnt der alte Thibaut seine Tochter vor der Einsamkeit, „Denn in der Wüste trat der *S*atansengel *s*elbst zum *H*errn des *H*immels.“ Von den *W*iesen, die sie *w*ässerte, ruft es Johanna zu dem blut'gen *F*elde der Ge*f*ahr; der König spricht sehnsuchtsvoll von jener schönen Zeit, wo noch die Liebe grosse *H*elden*h*erzen *h*ob, und als die Jungfrau ihn unter all' den Andern sofort herauserkennt, fragt er staunend: Von *w*annen kommt Dir diese *W*issenschaft? Im Monolog zu Anfang des vierten Aktes spricht Johanna von des *M*itleids Stimme und der *M*enschlichkeit, und von der *h*ohen *H*immelskönigin. Von Grauen ergriffen über sich selbst ruft sie aus: „Konnt' ich dieses *H*erz ver*h*ärten, Das der *H*immel fühlend schuf!“, und der ergreifende Monolog schliesst mit dem schmerzlichen „Ach, es *w*ar nicht meine *W*ahl“!

In der Braut von Messina sind es besonders die Chorstellen, die hier zu nennen sind. Ausser dem auch sonst geläufigen „Des *L*ebens *L*icht“ führe ich die Stelle an: Etwas fürchten und hoffen und sorgen *M*uss der *M*ensch für den kommenden *M*orgen. Wundervoll wirkende Alliteration enthält die liebliche Stelle vom Frieden: „ein *l*ieblicher Knabe *L*iegt er ge*l*agert am blumigen Bach. Und die hüpfenden *L*ämmer grasen *L*ustig um ihn.“ Und wie sie hier die Anmuth der Stelle, ihren weichen Wollaut entschieden hebt, so verstärkt sie das Kräftige, Wilde in den bald darauf folgenden Stellen, wo die Rede ist von dem ewigen *Schw*anken und *Schw*ingen und *Schw*eben, und wo es heisst, dass der *K*rieg die *K*raft erscheinen lässt. Da heisst es ferner: *Bl*eibe die *Bl*ume dem *bl*ühenden Lenze, *Sch*eine das *Sch*öne! und Auf der Erde *w*anket das Glück und *w*ill nicht *w*eilen. Zu nennen ist weiter Beatrices Wort „*W*eh mir, *w*eh mir, *w*o er *w*eilet“ und das Cajetans: „Hinab, hinab in der Erde *R*itzen *R*innet, *r*innet, *r*innet dein Blut!“; zu nennen endlich die ernste Mahnung: „Nicht an die Güter *h*änge dein *H*erz, Die das *L*eben vergänglich zieren! *W*er besitzt, der *l*erne ver*l*ieren, *W*er im Glück ist, der *l*erne den Schmerz!“

In den Liedern, welche die Introduction zu Tell bilden, *l*ächelt

der See und *l*adet zum Bade; der Hirt nimmt Abschied von der Alm mit dem schönen „Ihr Matten, lebt *w*ol, Ihr *s*onnigen *W*eiden, Der *S*enne muss scheiden, Der *S*ommer ist hin!“ und der kühne Jäger erblickt durch den Riss der *W*olken die *W*elt, Tief unter den *W*assern Das grünende Feld! Da sehen wir an dem sturmgepeitschten See, *w*ie es *w*ogt und *W*irbel zieht Und alle *W*asser aufrührt in der Tiefe. Von formelhaften Verbindungen begegnen uns viele, und wir finden alliterirende Sentenzen, wie Früh übt sich, *w*as ein Meister *w*erden *w*ill, oder Es kann der *Fr*ömmste nicht im *Fr*ieden bleiben. Gessler preist den als rechten Schützen, dem's *H*erz nicht in die *H*and tritt, und der sterbende Attinghausen spricht prophetisch von der neuen Zeit: Die edle Bern er*h*ebt ihr *h*errschend *H*aupt, Die rege *Z*ürich waffnet ihre *Z*ünfte; er spricht von dem *h*armlosen Volk der *H*irten, und mahnt: „Kein Ort der *F*reiheit sei dem andern *f*remd.“ Im Monolog Tells wird des Kindes *H*aupt dem *H*erzen des Feindes entgegengesetzt, und Tell muss das treue *W*eib vor des Landvogts *W*uth beschützen. Da schliesst er auch, während er mit Mordgedanken am *w*ilden *W*ege sitzt, seine Betrachtungen über die Menschen, die dahingehen, der eine zu diesem, der andre zu jenem Geschäft: und *m*eines ist der *M*ord; ist's doch des Feindes *L*eben, worauf er *l*auert. Und als nach der Vertreibung der Tyrannen das grosse Fest der Freiheit im Lande gefeiert wird, da *r*eicht Bertha ihre *R*echte freudig dem Jüngling, der in der Stunde der Gefahr und Entscheidung sein Volk und damit sich selbst wiedergefunden!

Zum Beweise endlich, dass auch in den in ungebundener Rede abgefassten Schillerschen Stücken die Alliteration, auch abgesehen von volksthümlichen alliterirenden Formeln, nicht fehlt, sei nur das kräftige „*D*onner und *D*oria“ aus Fiesco angeführt, welches sicher weniger seinem Inhalt als seiner durch die Alliteration im Verein mit Assonanz und Rhythmus hervorgebrachten Kraft und Klangfülle seine grosse Popularität verdankt.

Das letztgenannte Wort giebt uns noch Anlass zu einer Schlussbemerkung. Die Verbindung der beiden Wörter hat an sich keinen rechten Sinn, wie freilich mancher Fluch, manches Kraftwort. Der kräftige Klang des Wortes, den zum guten Theil eben die Alliteration hervorbringt, hat meiner Ansicht nach unzweifelhaft seine Entstehung grade in dieser Form veranlasst; wenn auch unbewusst, stand der Dichter, als er dieses Wort schuf, unter dem geheimen Einfluss der

Alliteration. Und dasselbe glaube ich, zuweilen wol noch deutlicher als hier, auch an mehreren andern Stellen zu bemerken. In Hektors Abschied ist die Rede von der Unterwelt, als dem traurigen Orte, wo „der Kocytus durch die *W*üsten *w*einet“. Jeder wird zugeben, dass der „weinende“ Kocytus, wie überhaupt ein „weinender“ Fluss, ein selbst im Gedichte sehr kühner Ausdruck ist. Gewiss hat hier zunächst die Bedeutung des Namens Kocytus (= Heulen, Wehklagen, Weinen) dem Dichter vorgeschwebt und ihn veranlasst zu dem eigenthümlichen Ausdruck; dass er aber statt irgend eines andern, dem Sinne nach gleich viel oder gleich wenig berechtigten Wortes grade das Weinen wählte, hat gewiss seinen Grund darin, dass so eine wirksame Alliteration mit dem unmittelbar daneben stehenden „Wüsten“ sich ergiebt. Noch einmal betone ich, ein absichtliches, bewusstes Alliteriren ist hier und in den ähnlichen Stellen nicht anzunehmen, wol aber sehen wir hier unsern Dichter eben als solchen instinctiv die dem Ohre angenehmere, die wirkungsvollere Wendung wählen, wir sehen ihn schaffen unter dem entschiedenen Einfluss der Alliteration. — Aus dem gleichen Grunde, glaube ich, erklärt sich auch „durch lachende *Fl*uren ein *fl*ötender Bach“ (im Elysium), wo der noch auffallendere Ausdruck „flötend“ unter dem Einfluss des vorausgehenden „Fluren“ sich eingestellt. Was könnte sonst dieses mehr als eigenthümliche Beiwort erklären? — Wenn ferner (in der unüberwindlichen Flotte) unter der stolzen Armada „das *W*eltmeer *w*immert“, so scheint mir von dem Wimmern hier dasselbe zu sagen, wie oben von dem Weinen des Kocytus. In dem französischen Text, den Schiller in diesem Gedichte bearbeitet hat, heisst es, dass die Flotte „fait *mugir* les flots“. Wie dort, so hat auch hier, glaub’ ich, der Dichter unter dem wenn auch unbewussten Einfluss der Alliteration von den verschiedenen dem Sinne nach möglichen Ausdrücken grade den gewählt, welchen uns sein Text giebt. — Im Eleusischen Feste heisst es von dem aus der Ceres Samenkorn schnell emporwachsenden Saatfeld, da „*w*ogt es *w*ie ein gold’ner *W*ald“. Es klingt dies wunderschön, das wird niemand leugnen. Ebenso wenig aber auch, dass wir bei einem Walde streng genommen schwerlich von Wogen sprechen können. Wogen können allenfalls die Wipfel, die Kronen der Bäume, mit der Vorstellung des Waldes schlechthin aber können wir nach meinem Gefühl, und ich denke nicht nur nach dem meinigen, die des Wogens schwerlich verbinden. — Wenn endlich in Wallensteins Lager der erste Jäger von den eben

abgegangenen Arkebusieren verächtlich sagt: „das denkt wie ein *S*eifen*s*ieder“, so scheint mir auch hier die wenn auch unbewusste Vorliebe für die wirksame Alliteration den Dichter dazu veranlasst zu haben, grade diesen Stand, der an sich doch gewiss nicht weniger werth ist als jeder andere, in dem wenig schmeichelhaften Sinne und Zusammenhang gewählt zu haben. Und wir, die wir das Wort zum „geflügelten“ erhoben, haben dies ebenfalls gethan unter dem ganz entschiedenen Einfluss der Wirkung der Alliteration in ihm.

Damit schliesse ich meine Arbeit. Und wenn ich nun am Ende derselben noch einmal behaupte, dass, obwol man es, wie in der Einleitung bemerkt, zunächst grade bei ihm nicht erwarten sollte, in den Schillerschen Dichtungen die Alliteration eine sehr grosse, wichtige Rolle spielt, dass sie nicht unwesentlich dazu beiträgt, dieselben dem deutschen Volke so lieb und geläufig zu machen, so darf ich wol die Hoffnung hegen, dass schwerlich Einer, der meine freilich geduldige Leser voraussetzende Arbeit zu lesen sich herbeigelassen, dieser meiner Behauptung die Wahrheit absprechen wird!

Schleiz. H. Schults.

Zur französischen Schulgrammatik.

Hinweisendes Fürwort.

1) Ce im Sinne von: jener (bekannte) bei Anspielung auf eine als bekannt vorausgesetzte Geschichte. Faiblesse de nos sens et de l'entendement humain! on juge d'une nation, d'une génération, de tous les hommes par ceux avec qui l'on déjeune; et ce voyageur qui disait, apercevant l'hôtesse: Les femmes ici sont rousses.» (P.-L. Courier.) J'ai parcouru le recueil, je l'ai fait lire à un homme de goût, à un bon juge, car je n'ai pas la prétention de m'y connaître. Moi, mon ami, j'achète la gloire toute faite comme cet Anglais achetait l'amour. (H. de Balzac.) Ce castor qui, dans l'enceinte de sa cage, poursuivait son architecture inutile n'était pas un sot, non! (O. Feuillet.) Mais si la qualité maitresse avait fait défaut, je veux dire le don d'animer des abstractions et de faire marcher sur la scène, l'œuvre, avec tous ses mérites d'esprit et de style, n'eût pas même vécu un jour. Elle eût rappelé cette fameuse jument qui n'avait qu'un défaut, celui d'être morte. (Fr. Sarcey.) — Der von uns erwartete Zusatz von là scheint nicht üblich, da das Demonstrativ hier nur den Artikel vertritt (vergl. unter 19), welcher sich gleichfalls findet. Mais fourrer des clowneries dans une pièce à tiroirs, ce n'est point du tout créer un genre ... et puis, cela tient la place de quelque chose qui serait meilleur: ce n'est pas que ça soit sale, s'écriait l'Auvergnat, en retirant le soulier qui nageait dans sa soupe! (Fr. Sarcey.)

2) Demonstrativ vor dem Superlativ. Vor den aus dem Lateinischen übernommenen Formen steht ce so gut wie jede

andere Bestimmung: cet extrême déplaisir, ce suprême bonheur, ce dernier rejeton de sa race u. a. Der Gebrauch des Demonstrativs dagegen vor einem wirklich französischen Superlativ gehört zu den Fehlern, in welche besonders Deutsche leicht verfallen. Und doch finden sich vereinzelte Beispiele auch bei französischen Schriftstellern. Wenn der Superlativ hinter dem Substantiv seine Stelle findet, so lässt sich ihm allenfalls der Charakter einer Apposition oder des verkürzten Relativsatzes zuweisen: Alors Saint-Pierre leur apparut, cet édifice le plus grand que les hommes aient jamais élevé; car les pyramides d'Égypte elles-mêmes lui sont inférieures en hauteur. (Mme de Staël, Corinne, l. IV, ch. III, al. 4.) Aber auch unmittelbar vor dem Superlativ findet sich ce: J'aimerais ... à parcourir du pied, de l'œil et du cœur, toutes ces terres inconnues, toutes ces races d'hommes si diverses de la mienne; à contempler l'humanité, ce plus bel ouvrage de Dieu sous toutes ses formes. (Lamartine, Voyage en Orient, im ersten Alinea des Avant-propos zu Récit du séjour de Fatalla Sayeghir etc.) Diese Stelle findet sich in der angeführten Fassung in den Œuvres compl. de L., Tournai s. a. p. 226, in den Œuvres compl. de L., Paris, Ch. Gosselin etc. 1849, t. VIII, p. 278, in den Souvenirs, impressions etc. par A. de L., Francfort 1835, t. IV, p. 47; dagegen mit Auslassung des ce in den Œuvres compl. de L., Paris, Hachette & Cie. 1856, t. VIII, p. 288. — Damit lässt sich das gleichfalls seltene Demonstrativ vor anderen Gradationsadverbien zusammenstellen: Ce si joli conte que vous venez de terminer et que vous m'avez promis de lire: *Ce qui plaît aux dames* ... laissez-le-moi, je vous en prie. (Scribe et Legouvé, les Contes de la Reine de Navarre, III, 7.)

3) Gegenüberstellung von celui-ci und celui-là. Nach der bekannten Regel geht celui-là auf den entfernteren (oder bereits genannten) Gegenstand, celui-ci auf den näher stehenden (oder noch zu nennenden) Gegenstand. Die Beachtung dieser Regel ist unumgänglich geboten, weil anders das Verständniss erschwert würde. Dennoch kommen Verstösse gegen dieselbe vor, wenn durch den Sinn eine falsche Beziehung ausgeschlossen ist. Le commencement de la brouille entre Barradas et le roi vint de ce que celui-ci était amoureux d'une dame de la reine nommée la belle Cressios, et la voulait épouser; le roi refusa son consentement. (A. Dumas.) Malherbe

et Balzac sont dignes d'admiration, pour avoir formé la foule, et l'avoir comme préparée, celui-ci, aux sublimes beautés de Corneille, celui-là, à des écrits en prose plus substantiels et plus décisifs que les siens, par exemple ceux de Descartes. (Nisard.)

Neben dem etwas schwerfälligen und schülerhaft aussehenden celui-ci ... celui-là ist eine Reihe anderer Wendungen im Gebrauch. L'un ... l'autre. L'un* n'a connu d'hommes libres que les conquérants; l'autre n'a vu la liberté que dans la plénitude de la propriété foncière; tel autre a soutenu que la société était dès lors divisée en trois ordres investis de droits inégaux, mais réguliers. (Guizot.) Il ÿ avait déjà longtemps qu'on pouvait regarder l'Europe chrétienne (à la Russie près) comme une espèce de grande république partagée en plusieurs États, les uns monarchiques, les autres mixtes; ceux-ci aristocratiques, ceux-là populaires, mais tous correspondant les uns avec les autres. (Voltaire.) — Qui ... qui. Si l'on veut bien s'imaginer une assemblée d'héritiers au jour de l'ouverture d'un testament, qui, prenant un air indifférent et se mordant les lèvres pour en cacher le tremblement; qui, la bouche ouverte et les yeux hors de la tête; qui, le regard quêteur et trépignant des pieds, des mains, des doigts, du nez; qui, la mine défaite; qui, s'appuyant sur un meuble tant ses jambes tremblent sous lui, on aura une idée de la tenue de cette assemblée. (Fr. Soulié.) — Tel ... tel. Maintenant tout était compliqué, divers, en proie à la force et au hasard: tel homme libre était devenu propriétaire, tel autre vivait encore à la table de son chef; celui-là habitait un manoir dont l'usufruit seul lui était accordé, celui-ci engageait sa personne à quelque service qui le plaçait sur la voie de la servitude. (Guizot.) — Celui-ci ... un autre. De ces listes moins curieuses par l'orthographe même que par les nombreux termes, maintenant perdus, qu'on y trouve avec leur explication, nous croyons devoir extraire les mots les plus intéressants à divers points de vue: ceux-ci pour montrer la nouveauté, d'autres pour la justesse ou pour le caractère tout particulier de la méthode appliquée. (Ch.-L. Livet.) — Le premier ... le second. Comme ceux qui cultivent ces sciences** ne veulent pas voir où elles manquent,

* de ces historiens.
** celle de la pensée et celle de la sensation.



les premiers arrivent à nier l'existence réelle des objets extérieurs; les seconds se trouveraient amenés à nier l'existence de l'âme. (Barante.) Le français, comme le latin, et le grec éolien, n'a que deux nombres, le singulier et le pluriel, — celui-ci distingué du premier par l'adjonction d'un s. (Brachet.) *L'Homme à bonnes fortunes*, de Baron, et celui de Regnard, et *le Chevalier à la mode*, de d'Ancourt, sont, en effet, celui-ci, et celui-là, et le troisième, trois chevaliers d'industrie qui se vendent à la journée, et qui n'ont pas d'autre métier que de tirer un certain profit de leurs vénales amours. (Janin.) Wie einzelne dieser Beispiele zeigen, werden gern verschiedene Ausdrucksweisen gemischt, um Eintönigkeit zu vermeiden und grössere Durchsichtigkeit der Periode zu erzielen. Wie wenig die Häufung von celui-ci, celui-là zur Klarheit beiträgt, beweist folgender Satz. De ces deux hommes, celui-ci qui parle, à tout coup, de celui-là, celui-ci qui fait le bruit, la fumée et l'écume autour de celui-là, celui-ci qui ne dort ni jour ni nuit afin d'être prêt à toute heure à la calomnie, au venin, à l'intrigue, celui-ci bruyant, passionné, furieux, pendant que celui-là reste calme et paisible à ses travaux accoutumés, sourd au bruit, insensible aux piqûres, c'est celui-là de ces deux hommes qui se venge le mieux et qui hait le plus. (Janin.) — Wenn nur eines der beiden Demonstrative steht und die Deutlichkeit es gestattet, kann ci, là wegfallen. David lut, comme savent lire les poètes, l'idylle d'André de Chénier intitulée *Néère*, puis celle du *Jeune Malade*, puis l'élégie sur le suicide, celle dans le goût ancien, et les deux derniers ïambes. (H. de Balzac.)

4) Celui-là mit Relativ. Dass celui-ci, celui-là nicht unmittelbar vor dem Relativ stehen sollen, ist eine von Vaugelas aufgestellte Regel, die ihren Grund darin hat, dass celui durch qui hinreichend bestimmt ist. Hieraus ergibt sich, dass der Zusatz von ci, là möglich ist, wo qui zur Bestimmung nicht ausreicht, z. B. wenn Gegenüberstellung der beiden Demonstrative nöthig wird (vergl. das zweite Beispiel von Janin unter 3), oder wenn vor eines der beiden Demonstrative c'est gesetzt wird. Letzteres ist ein Zusatz, welchen Ménage zu der obigen Regel gemacht hat. — Ferner ist celui-là immer zulässig, wenn es dem Relativ qui folgt, oder ein diesem voranstehendes celui wieder aufnimmt. Celui qui viole les mœurs publiques, qui attaque ce que tout le monde respecte, peut bien être puni

avec l'approbation universelle; mais celui qui énonce des opinions généralement répandues, ou du moins vers lesquelles chacun commence à pencher, celui-là trouve de toutes partes des appuis qui le défendent. (Barante.)

Unerwähnt geblieben ist, dass celui-là im verächtlichen Sinn stets vor dem Relativ stehen kann. De telles ambitions n'ont rien que d'avouable assurément et sont de nature, ce semble, à tranquilliser ceux-là qui s'en enquièrent avec tant d'anxiété. (Aroux.) Régina! ... ceux-là qui sont vils et lâches doivent partager la honteuse fortune du licencieux Édouard IV. Nous, nous devons, quoi qu'il advienne, nous faire les courtisans du malheur. (Th. Barrière.)

Sobald Determinativ und Relativ durch ein Verb getrennt sind, muss celui-là (nicht celui-ci) stehen. Fehler gegen diese Regel finden sich wohl kaum; Littré (Suppl. celui) führt indessen ein altes Beispiel für Auslassung von là an und bemerkt: c'est une bonne tournure. Durch veränderte Stellung kann man dem là entgehen: Nous vivons tous au bénéfice de ce droit commun, et le nombre est assurément bien petit de ceux qui auraient envie d'y renoncer. (Le Temps, 20 octobre 1879.) — Auch vor Einschiebungen, die kein Verb enthalten, ist der Zusatz von là möglich und besonders vor même beliebt. Ses contemporains, ceux-là même qui eurent assez de goût pour voir les vices de sa manière, ne lui* refusèrent pas leur estime. (Geruzez.) Ceux-là mêmes qui ne prirent aucune part aux conspirations et aux troubles de cette époque,** portent haut le sentiment de l'indépendance personnelle. (Paul Albert.) Aussi ceux-là même qui comptaient le surprendre, furent-ils surpris. (Paganel.) Doch: Le vulgaire se glorifiait de savoir admirer; et le culte du génie était desservi par ceux mêmes qui ne pouvaient point aspirer à ses couronnes. (Mme de Staël.) — Les poètes, soit envie, soit courtoisie envers les dames si maltraitées par Jean de Meun; les prédicateurs, ceux-là surtout qui se voyaient trahis par Faux-Semblant, lancèrent contre ce poème, les uns, des défis chevaleresques, les autres, des anathèmes. (Nisard.) An dem letzten Beispiel zeigt sich, wie der Gedanke zur Nichtbeachtung der Regel hindrängt; ceux qui würde partitiven Sinn

* à du Bartas. ** la Fronde.

haben, während ceux-là qui, dem Sinne des Verfassers gemäss, explicativ ist.

5) Celui in Verbindung mit Adjectiv oder Particip. Das Adjectiv, bei welchem ein vorhergenanntes Substantiv zu ergänzen ist, begnügt sich wie im Deutschen mit dem Artikel. L'empereur, effrayé et jaloux de cette diplomatie qui le cernait presque de toutes parts, eût bien voulu pouvoir se passer des secours de la France et de ses confédérés; mais le danger le plus pressant l'emporta sur le plus éloigné. (Henri Martin.) Sobald aber eine weitere Bestimmung zu dem Adjectiv tritt, reicht der Artikel nicht aus und wird durch das substantivische Demonstrativ ersetzt. Grammatisch ist gegen dieses Verfahren offenbar nichts einzuwenden; aus stilistischen Rücksichten wird es aber von der Mehrzahl der französischen Grammatiker durchaus verworfen. Nur einzelne, so die Grammaire nationale und nach ihr der Courrier de Vaugelas (II, 33 ff.), erkennen die Berechtigung dieser Ausdrucksweise an. Zu den meist angeführten Beispielen aus Racine, Montesquieu und Voltaire lassen sich viele andere stellen. Mais savez-vous qui sont ceux déjà partis? C'est le Duc de Lesdiguières, le Marquis de Cauvres, Dangeau, la Fare; oui, la Fare, le Prince d'Elbeuf, M. de Marsan, le petit de Villarceaux: enfin, *tutti quanti*. (Mme de Sévigné.) C'est au moyen de ces dépêches, et avec celles inédites du ministère des affaires étrangères, que nous pourrons raconter, dans ses moindres détails, la fin du patriarche. (Topin.) A cette proposition, le roi fit un mouvement involontaire, et se récria sur l'impossibilité d'ajouter une personne de plus à celles désignées pour la* suivre. (Mme S. Gay.) Afin donc que l'on continue à m'écrire de la sorte, pour mon trés grand profit, je réponds à ces lettres par celle-ci imprimée, n'ayant d'autre moyen de la faire parvenir à mes correspondants. (P.-L. Courier.) Vous y verrez des généraux, des officiers qui passent leur vie à signer, parapher, couverts d'encre et de poussière, accuser réception, apostiller en marge les lettres à répondre et celles répondues. (Ders.) Couché au kan, à trois heures de Beyruth; même route que celle déjà décrite pour aller chez lady Stanhope. (Lamartine.) Il se pratiquait alors sur la rente des spéculations analogues à celles relatives aux billets

* La future reine d'Espagne.

de l'épargne. (Henri Martin.) En ce moment la lune se lève et vient éclairer les groupes des pêcheurs et celui formé près de la fenêtre par Édouard assis à côté de sa mère ... et par Régina agenouillée à leurs pieds. (Th. Barrière.) La passion des éventails va peut-être remplacer, pour le roi, celle beaucoup plus coûteuse des petits chiens et des oiseaux. (Ders.) — Man mag diese Construction unschön nennen; jedenfalls ist sie durch ihre Knappheit sehr bequem und findet deshalb in der Tagespresse eine ausgedehnte Verwendung. Hier nur einige Beispiele. Le but de cette exposition et des conférences et excursions qui vont la suivre est de vulgariser la science des cryptogames, de faire connaître les espèces bonnes et celles dangereuses, les parasites et les charbons. (Le Figaro, 24 octobre 1876.) Le texte officiel du traité de Berlin vient d'être publié à Londres. Ce texte concorde en substance avec celui déjà paru. (La France, 18 juillet 1878.) Ils* sont identiques à ceux livrés antérieurement au gouvernement italien par le même constructeur. (Ib. 21 juillet 1879.) M. Haëntjens dit que ce plan et celui imaginé en 1855 par M. Haussmann. (Le Temps, 15 décembre 1879.) Dans les quartiers éloignés du centre, et principalement ceux élevés, ... les principaux approvisionneurs ... descendent encore aux Halles avec de simples voitures à bras. (Ib. 14 décembre 1879.) C'est un nouveau résultat à ajouter à ceux déjà si remarquables obtenus par les procédés de synthèse. (Le XIX[e] Siècle, 7 janvier 1880.) Ses** observations ne s'arrêtent pas à la langue un peu mêlée des hommes, elles descendent jusqu'à celle plus intime des femmes. (Le Courrier de Vaugelas I, 14.)

Auch von Littré werden derartige Ausdrucksweisen verworfen, und er bedient sich derselben nicht, wie aus dem beim Besitzanzeigenden Fürwort (p. 340, Z. 7 v. o.) angeführten Beispiel erhellt. Während er aber (celui, Rem. 1) diese Verwerfung ausspricht, macht er (ebenda, Rem. 2) die wichtige Ausnahme für Fälle, in denen ein Relativ folgt und demnach das Adjectiv oder Particip den Charakter eines verkürzten eingeschobenen Satzes annimmt. Folgende Beispiele sind also auch stilistisch correct. Tout rappelait le temps qu'on avait déjà passé dans cette demeure, et celui plus long encore qu'on se proposait d'y

* les canons. ** celles du grammairien Geofroy Tory.

rester. (Mme de Staël.) Ce texte ... présente quelques différences d'orthographe dans les noms propres avec celle plus régulière que nous avons suivie dans le cours de notre récit. (Parieu.) Ces motifs qu'il disait tout haut, et celui bien plus puissant qu'il ne disait pas, ne purent tenir contre les provocations insultantes de M. d'Assimbret. (Fr. Soulié.) Ce fait isolé aurait peu de signification; rapproché de ceux, si nombreux, où l'*s* de la deuxième et de la troisième déclinaison latines s'est conservée dans la langue d'oïl et dans la langue d'oc, et perdue dans l'italien, on y reconnaît une condition générale. (Littré.) Cette réforme sera le complément de celle prescrite pendant les vacances par une circulaire dont on se souvient et qui avait trait aux compositions de prix dans les lycées. (Le Temps, 10 octobre 1879.) — Wollte man dieses Zugeständniss Littré's zurückweisen, so fiele damit zugleich die Freiheit, in ceux même(s) qui je nach dem Sinne *s* anzuhängen oder wegzulassen; même müsste unter allen Umständen als Adverb behandelt werden.

Keinerlei Schwierigkeiten kann natürlich das Demonstrativ in Verbindung mit Particip bei der absoluten Participialconstruction unterliegen. C'est une race* vaillante au combat, parce qu'elle a de fortes affections et de fortes haines; mais l'épée ne lui tient pas aux mains plus longtemps que la passion au cœur. Celle-ci satisfaite ou apaisée, les habitudes champêtres reprennent bien vite le dessus. (É. Souvestre.)

Wenn man diese Verwendung des Demonstrativs in ihrem Ganzen überblickt, so ergibt sich Folgendes. Celui tritt vor ein Adjectiv, bei welchem ein vorausgehendes Substantiv zu suppliren ist, 1) wenn eine weitere Bestimmung folgt, 2) wenn eine Präposition hinzutritt, 3) wenn der Gegensatz schärfer hervortreten soll, 4) wenn der blosse Artikel zu einem Doppelsinn Veranlassung gäbe, etwa weil man in dem Adjectiv ein wirkliches Substantiv vermuthen könnte. Weiter ergibt sich, dass Littré's Scheidung willkürlich und grammatisch unhaltbar ist, denn der Charakter des verkürzten Satzes kommt dem Adjectiv in beiden Fällen zu. Je nach den stilistischen Forderungen aber, die man stellt, kann man das Ganze oder einen Theil annehmen oder verwerfen.

---

* les Bretons.

6) Celui-ci (-là) emphatisch. In dem Relativsatze kann das Demonstrativ in seiner substantivischen Form eingeschoben werden, um das Beziehungswort nachdrücklicher hervorzuheben. Ce cabinet que, celui-là, M. Waddington eût pu, sans objection, présider, n'eût peut-être pas duré plus longtemps que le cabinet en dislocation, mais il n'eût rien compromis, rien compliqué. (É. de Girardin.)

7) Das neutrale ce. Ausser vor den Verben être, pouvoir, devoir und venir* hat sich dieses ce nur in den Verbindungen à ce que, de ce que, parce que und par ce que, en ce que, sur ce que erhalten. Hier, mon banquier ... reçut devant moi deux lettres de M. de Serbellane pour madame d'Albémar, et les lui adressa dans l'instant même, en faisant une plaisanterie sur ce qu'elle avait envoyé plusieurs fois demander si ces lettres étaient arrivées. (Mme de Staël.) Sur ce que ist verhältnissmässig selten, alle übrigen kommen so häufig vor, dass es sich nicht lohnt, Beispiele beizubringen; nur für en ce que mögen einige hier ihre Stelle finden, da diese häufige Verbindung weder von der Akademie noch von Littré erwähnt wird. Il** diffère encore de l'écureuil, en ce que celui-ci s'apprivoise, et que l'autre demeure toujours sauvage. (Buffon; gerade ihm ist diese Verbindung sehr geläufig.) Les escaliers sont remarquables en ce que deux marches sont ordinairement taillées dans la même pierre. (Prosper Mérimée.) Les associations religieuses diffèrent de toutes les autres, en ce que les membres qui les composent sont liés par des vœux, soumis à un supérieur, et assujettis à une règle. (Jules Simon.) Cette scène est curieuse en ce qu'on y sent l'incisive ironie du serf qui a souvent éprouvé l'inutilité du droit contre les puissants. (É. Souvestre.)

Sonst kommt ce noch hin und wieder in einer Reihe von Redensarten archaistischen oder geschäftlichen Charakters vor, die übrigens, besonders in scherzhafter Rede, noch Eigenthum der gemeinüblichen Sprache sind. „Pardieu, sire comte, vous partirez ou serez pendu. — Pardieu, sire roi, je ne partirai ni ne serai pendu.“ Sur ce, les deux comtes se retirèrent avec leur suite, et le roi, n'osant les faire arrêter,

* Bei letzterem jedoch nur in Nachahmung der Volkssprache. Quand ce vinrent les nouvelles de la retraite de Russie, il fut bien étonné, mais resta tranquille. (Léo, Légendes corréziennes, Paris 1870, p. 9.)

** le loir.

donna leurs charges à d'autres, et se disposa à partir sans eux. (Guizot.) Le pauvre homme, étant à labourer un jour, reçut un long papier, signé *Jacquinot-Pampelune,* dans lequel on l'accusait ... d'avoir en même temps offensé la personne du roi, et, de ce non content, provoqué à offenser ladite personne. (P.-L. Courier.) Für et ce statt et cela vergl. unter 13. En matière contentieuse ou disciplinaire, les affaires sont inscrites au secrétariat du Conseil supérieur, d'après l'ordre de leur arrivée, sur un registre à ce destiné. (Eugène Rendu.) Adieu! baron ... ou plutôt au revoir! ... car si vous devez rester ici jusqu'à capture faite ... vous voilà chez moi en semestre ... ce dont je me félicite de tout mon cœur. (Scribe.) Ce que je redoute, ce à quoi je m'opposerai de toutes mes forces, c'est qu'envahissant à l'excès un domaine où on leur a jusqu'ici parcimonieusement mesuré la place, elles* ne prennent sur l'enseignement des lettres une revanche funeste. (Paul Bert.) Balthazar, en sa qualité d'ancien directeur du théâtre de Sainte-Menehould, n'a pas précisément horreur des comédiens: il ne professe pas à l'endroit des acteurs les préjugés gothiques et bourgeois, mais il leur veut du talent, ce en quoi il a raison. (Th. Gautier.) Il faut distinguer entre ces déclarations:** il en est qui concernent plus spécialement M. le ministre des finances, et je vais distinguer ce qui n'est pas de mon ressort, ce sur quoi je donnerai cependant des éclaircissements, et ce qui est de mon ressort. (Dufaure, séance du Sénat, 9 février 1878.)

Manchmal findet sich ce (ohne nachfolgendes que) zur Hervorhebung des Subjects. Quand ils rentrent au couvent, ce ne sont qu'entretiens au parloir entre eux et de jeunes femmes. Que ce soit Dieu le sujet de ces conversations ... tout le monde ne le croit pas. (É. Souvestre.) Quant à V. P., il a été impossible jusqu'à cette heure, de le trouver; rien n'indique toutefois, étant donné (sic) les mœurs de M. M., que ce soit lui l'assassin. (Le Temps, 12 novembre 1879.)

8) C'est und il est. C'est für il est bei syntaktischer Verbindung mit dem Nachfolgenden war in der Sprache des täglichen Lebens immer üblich, beginnt aber auch in die Literatur einzudringen. Vous ne le voyez pas? Est-ce possible, voisin, que vous ne le voyiez pas? (A. Musset.) Quel temps! encore un éclair ... il me

---

* les sciences. ** de la cour des comptes.

semble que l'orage approche. Est-ce que c'est vrai, dame Brigitte, qu'on voit toujours les éclairs, même quand les volets sont fermés? (O. Feuillet.) Est-ce ennuyeux d'avoir, pour rendre la justice, des magistrats qui ont oublié de ressembler à de Brosses! (Fr. Sarcey.) — Folgende Beispiele werden von dem Courrier de Vaugelas ohne nähere Quellenangabe als unrichtig aufgeführt. On voit que la situation faite au commerce en Europe n'est pas des plus favorables à son développement, et c'est à craindre qu'on ne soit pas au bout. (V, 5.) Maintenant, appliquez ces énormités que l'on n'ose pas croire à toutes les branches de l'administration turque, et dites-moi si c'est possible de maintenir cette gangrène, comme le veut la Russie? (VIII, 165.) Bei O. Schulze, Grammatisches und Lexicalisches (Zeitschr. f. nfrz. Spr. u. Lit. I, 226 f.) ist eine lange Reihe ähnlicher Fälle aus der modernen Literatur angeführt. Unter den Adjectiven sind heureux, beau, triste, charmant, plaisant, inconcevable, étonnant, singulier vorwiegend vertreten. Man muss annehmen, dass die Sprache c'est bevorzugt, sobald der Charakter des Ausrufs ausgeprägt erscheint. Hierauf deutet auch Mätzner (Syntax der nfrz. Spr. II, 18) hin, wenn er sagt, dass ce grösseren Nachdruck verleiht als das tonlose il. — Folgende Stelle bietet keine Unregelmässigkeit, da die Stelle mit c'est eingeschoben ist; sie zeigt aber, wie nahe es bei dem Ausrufe liegt, mit der Regel zu brechen: Il est certain, en effet, et c'est vraiment étrange, que, soit dans la polémique, soit dans les luttes religieuses, vous êtes d'autant plus impitoyables et vifs que vos adversaires sont moins éloignés de vous. (Topin.)

In vulgärer Sprache findet sich bei der Frage neben il ein überflüssiges ce. Ah çà, à propos, qu'est-ce qu'on m'a dit ce matin sur le Carreau? que notre roi était mal dans ses affaires ... qu'il manquait d'argent, qu'il avait des dettes ... C'est-il vrai, ça? (Th. Barrière.) Monnier, en se promenant, s'arrête devant la vitrine d'un photographe, sur laquelle on lit: „Portraits après décès.“ Il entre, l'air consterné et d'une voix que l'émotion semble briser: C'est-il bien vrai, dit-il, que vous seriez capable de faire le portrait de mon oncle défunt? — Certainement. — Ça coûterait-il cher? — Cent francs. — Et il serait ressemblant? — Parfaitement. Du reste vous pourrez en juger par vous-même. — Par moi-même? oh non, ça serait difficile, vu que je ne l'ai jamais vu. C'est même pour ça que je voudrais avoir sa portraiture. — Vous ne l'avez jamais vu? — Non, j'étais

tout petit quand il est mort, tué au passage de la Bérésina! (Le Voltaire.)

Il est vrai steht für sich allein. Dass in dieser Redensart il est sich auf etwas Vorhergehendes bezieht, ist Rest einer der älteren Sprache auch sonst geläufigen Ausdrucksweise. (Littré, il 6°.) Dass dieses il est vrai bei fehlendem mais „allerdings“ bedeutet, ist bei Bertram (Beiträge S. 105) schon bemerkt. Il en est résulté des rapports bienveillants entre le gouvernement prussien et l'empereur Napoléon qui aimait mieux alors avoir des traités avec nous qu'avec d'autres, mais qui ne pensait pas, il est vrai, que la guerre de 1866 pût prendre la tournure qu'elle prit en réalité. (La France, 23 février 1879, aus einer Rede des Fürsten Bismarck.) — Auch als Antwort. Vous, qui m'avez conduite à ma ruine ... car c'est bien vous, monsieur. — Il est vrai. (A part.) Je conviendrai de tout ce qu'elle voudra. (Casimir Delavigne.) — Ebenso am Satzanfang, obwohl die syntaktische Verbindung mit dem Folgenden fehlt: Il est vrai, je ne devais pas me servir d'expressions blessantes, en refusant de la voir; tant de circonstances cependant s'étaient réunies pour m'irriter. (Mme de Staël.) — Doch findet sich auch c'est vrai eingeschoben in gleicher Bedeutung wie il est vrai. C'est un malin petit vieillard qui n'est l'ennemi de personne, c'est vrai, mais il n'a d'ami que lui. (Scribe.) Vous n'avez pas servi, c'est vrai, mais vous avez eu un remplaçant tué. (H. Monnier.) Il* avait introduit dans le conseil deux évêques, c'est vrai, mais c'était des évêques gallicans. (Jules Ferry, séance du Sénat, 30 janvier 1880.) Auch hier muss c'est vrai, dem gewöhnlicheren il est vrai gegenüber, als ein Ausruf bezeichnet werden, und es genügt, beide einmal in dem Munde eines Redners verglichen zu haben, um hierin den Unterschied zu sehen.

Il est steht vor Substantiven, die fast zu Adjectiven geworden sind: il est besoin, wofür alt il est *de* besoin (Littré, besoin 4°), il est force (Littré, force 9°), das alte c'est force wurde schon von Chifflet verworfen; jetzt ist übrigens der überwiegende Gebrauch für Auslassung des Pronomens: Le mal s'aggrava, et force fut de le renvoyer à ses parents. (Fr. Sarcey.) Dasselbe bei besoin in den Wendungen point n'est besoin und si besoin est: Au

---

* Napoléon Ier.

reste, il n'est pas nécessaire que la commission soit établie au chef-lieu; elle peut, si besoin est, et même doit choisir un point central. (Eugène Rendu.) — Für c'est dommage fand sich früher auch il est dommage. Littré (dommage, Rem. 2) bemerkt dazu: cependant ce tour est correct, et, quoique un peu archaïque, pourrait être employé en bonne place. So sagt er denn auch bei douloir: Il est dommage que ce verbe si commode et si expressif soit tombé en désuétude; und in seiner Histoire de la langue française: Il est bien dommage qu'une tournure si vive et si preste* tombe en désuétude, und ebenso in leicht veränderter Fassung in seinem Wörterbuch (qui 16°). Auch in dieser Formel hat augenscheinlich ce dem scharf hervortretenden Charakter des Ausrufs seinen Sieg zu verdanken.

9) Expletives ce. Ce im zweiten Satzgliede nach vorausgehendem ce qui u. s. w. ist gewöhnlich facultativ. Es ist nöthig bei folgendem Substantiv im Plural oder persönlichem Fürwort. Es gilt für unrichtig bei folgendem Adjectiv oder Particip. Doch: Mais le soin de mon bonheur la corrigera de ce défaut; car ce qu'elle est avant tout, c'est bonne et secourable. (Mme de Staël.) — Vor dem Demonstrativ: Ce portrait que vous regardez un peu de travers, mon cher peintre, c'est celui du duc de Vendôme, célèbre par ses victoires à la guerre et à l'amour. (A. Houssaye.)

Die Wiederholung einer vorausgehenden Präposition nach dem expletiven ce ist unstatthaft. Folgender Satz aus dem XIX[e] Siècle (21 janvier 1873) wird von dem Courrier de Vaugelas (IV, 61. 69) als falsch angemerkt: Une chose à laquelle M. Halanzier fera bien de prendre garde, c'est aux intempérances de la claque. Dafür: ce sont les intempérances. Jedenfalls sind Fehler dieser Art nicht selten; auch Francisque Sarcey sagt: Ce dont j'ai horreur en art, c'est des faiseurs, c'est des gens qui battent monnaie avec la littérature.

10) Dedublirung von cela. Die Beispiele, in welchen das Relativ sich auf cela bezieht, sind selten. Ce n'est point cela que nous avions rêvé. (Fr. Sarcey.) Meist wird diese von der Grammatik verworfene Ausdrucksweise durch Dedublirung des cela umgangen.

* qui pour si l'on.

Beaucoup de conseils municipaux ... se sont bornés à imposer à l'instituteur l'obligation de recevoir gratuitement un nombre déterminé d'enfants ... Ce n'est pas là ce que veut la loi. (Eugène Rendu.) Dasselbe findet vor tout, rien, quelque chose statt, wenn man sich nicht mit dem einfachen ce begnügt oder cela durch ce wieder aufnimmt. Elle* a bien voulu, par pitié, admettre dans sa maison, à sa table, ce vil M. Tartufe, son mari l'ordonne! mais c'est là tout; à peine daigne-t-elle s'inquiéter de ce misérable, dont son instinct de femme lui fait deviner à l'avance toutes les sales perfidies. (Janin.)

Auch vor dem Substantiv muss là eintreten, da der Latinismus Celle-là est poésie dont la fin est vérité (Christine de Pisan) sich nicht erhielt. Das Zusammentreffen von là mit dem weiblichen Artikel wird dabei nicht als Missklang empfunden. C'est là la morale de Descartes. (Nisard.) C'est là la progression qu'ils ont cru reconnaître dans les vicissitudes de ce genre de propriété. (Guizot.) Je suis donc en prison? Est-ce là la foi que vous me devez? sont-ce là vos serments? Répondez. (Ders.) Eh bien! si c'est là la logique que l'on enseignait à nos diplomates, je ne suis plus surpris du renom qu'ils ont, sous l'empire, conquis dans toute l'Europe. (Fr. Sarcey.) — Oder cela wird durch ce wieder aufgenommen: Ta femme est entrée dans ce que j'appelle en mon particulier la crise des honnêtes femmes. — Qu'est cela? — Cela, c'est une maladie morale qui attend les meilleures des femmes au seuil de la maturité, un écueil qui en fait échouer plus d'une à la vue du port. (O. Feuillet.)

11) Cela durch la chose vertreten. Wenn ein Adjectiv folgt und demnach cela möglich ist, wird es doch öfter durch la (une) chose ersetzt (neben voilà oder voici qui): Quelle qu'en soit la cause, une chose est certaine: le théâtre de Diderot est pis que médiocre, il est insupportable. (Edmond Scherer.) Il ne savait pas tout, la chose est sûre, mais il savait un peu de tout, et ce peu, il le savait bien. (E. About.) Que des gens de la force du professeur Bensa ... se cramponnent aux commentateurs ... qu'ils fassent rage pour ne pas se reconnaître dupés, la chose est toute naturelle. (Aroux.) A ces mots, lui, ses officiers ... se récrièrent et me dirent que la chose était impossible. (Lamartine.) Statt *y*: Un jeune

* Elmire.

homme que je ne connais point ... s'est enamouré des cheveux d'or de ma nièce. ... Il me l'a demandée par lettre en légitime mariage; ma nièce semblait se prêter à la chose. (Th. Barrière.)

12) Cela von Personen. Die Verwendung von cela, ça zur Bezeichnung von Personen ist bekannt. Ebenso tout cela bei einer Zusammenfassung. J'ai fait vos compliments à Madame de la Fayette, et à M. de la Rochefoucauld et à Langlade; tout cela vous aime, vous estime, et vous sert en toute occasion. (Mme de Sévigné.) Faites mention dans vos lettres de ma tante, de la Troche, de la Vauvinette et de la d'Escars; tout cela ne parle que de vous. (Dies.) — Auch ce que. Je voyagerai l'esprit en repos sur ce que j'ai de plus cher dans la vie. (Lamartine.) Il est moins cruel de descendre dans ce religieux tombeau de toutes les pensées de la terre, que de vivre encore en ne voyant plus ce qu'on aime. (Mme de Staël.) Puisque tout ce que j'aimais m'a abandonnée, pourquoi tiendrais-je à un reste de vie auquel personne ne s'intéresse? (A. de Musset.) So von einer bestimmten Person. Elle se croit, et a raison de se croire innocente: elle a épousé ce qu'elle aime, et l'opinion la tourmente! quelle faiblesse. (Mme de Staël.)

Umgekehrt celui von Sachen. Voltaire a dit dans un de ses contes que: „Celui qui console, c'est le temps"; il aurait dû dire: Celui qui console, c'est le travail. (A. Houssaye.)

13) Et cela steigernd. Im Sinne von: und das, und zwar, und dazu. Je ne le nie pas, j'ai la naïveté d'écrire chaque soir, presque toujours en quelques lignes, quelquefois plus au long, le récit de ma journée; et cela depuis vingt ans. (George Sand.) Bientôt on le* verra, ressaisi par les souvenirs de son enfance, rompre avec l'art *profane*, avec l'hellénisme, avec l'amour et la gloire, pour aller se rejeter sous le joug austère des ses premiers maîtres, et cela vers l'époque où une révolution beaucoup moins complète, mais analogue sous quelques rapports, s'opérera dans les mœurs du monarque qui est son idéal. (Henri Martin.) Les forteresses tombaient en ruine, la Hollande avait vingt-cinq mille mauvais soldats, et cela lorsque la frontière française s'avançait et touchait presque la leur. (Michelet.)

---

* Racine.



Familiär auch et ce. Sept ans après, le chemin de fer dont la longueur totale n'était pas moindre de 2,800 kilomètres, était achevé, et ce, en dépit d'obstacles de tout genre. (La France, 26 juillet 1879.) — Oder et encore. Usité seulement à l'infinitif et encore rarement. (Littré, douloir.) — Oder Wiederholung des Verbs. On les* voit au clair de la lune jouer ensemble, sauter et courir les uns après les autres: mais le moindre mouvement, le bruit d'une feuille qui tombe suffit pour les troubler; ils fuient, et fuient chacun d'un côté différent. (Buffon.) — Auch et allein genügt. Ce qui frappe et dès le premier coup d'œil,** c'est une fatuité fondamentale qui tantôt se déclare et s'impose en un aphorisme péremptoire, tantôt raffine sur elle-même, se dérobe et s'insinue avec un air d'indifférence et de désinvolture qui est la quintessence de l'amour-propre. (Albert Sorel.) — Fast regelmässig steht et allein in der Wendung et pour cause. Sa charge de procureur général lui*** assurait le privilège de ne pouvoir être jugé que par le parlement, toutes les chambres assemblées: le roi ne se fiait point, et pour cause, à la justice du parlement; Fouquet fut amené adroitement à vendre sa charge. (Henri Martin.) Doch auch: Quoi! vous pourriez supposer ... — Je suppose toujours, avec les jeunes veuves comme ... et cela pour cause. (Scribe.)

14) Ceci, cela statt eines Nomens. Ils ont été éblouis de cette somme: ils sont avares; mais en même temps on leur a donné la plus folle, la plus dissipatrice, la plus ceci, la plus cela, qu'il est possible d'imaginer. (Mme de Sévigné.) — Ceci tuera cela. Le livre tuera l'édifice. Ein Satz aus V. Hugo's Notre-Dame de Paris, dem der Verfasser selbst die beiden Deutungen unterlegt: La presse tuera l'Église, und L'imprimerie tuera l'architecture. In Frankreich ist dieser Ausspruch geflügeltes Wort: Décidément vous n'avez pas assez d'enthousiasme. Ceci a tué cela, comme dit le poète. (A. Houssaye.) — Ceci ... cela für une chose ... une autre. Ah! dit-il, vous êtes jeune et vous cherchez des consolations dans l'analogie; il n'y a pas d'analogie, et jamais on n'a vu ceci ressembler à cela. (Janin.)

* les lièvres. ** dans les mémoires du prince de Metternich. *** à Fouquet.

15) Trait d'union vor ci, là. Bei là 8⁰ sagt Littré: „Là s'unit par un tiret au pronom ou au nom; mais on ne met pas de tiret quand le mot auquel se rapporte là en est séparé par quelque apposition. Ce marchand de vin là est très bien assorti. Ces preuves de bonté là sont rares.“ Aber bei seinen Beispielen steht ce monseigneur du lion-là, ce M. Turgot-là, wo offenbar auch das trait d'union wegfallen müsste. Bei ci sagt er nichts.

Wie verhält es sich bei anderen Wortarten? dem Zahlwort z. B. In Bertram's Beiträgen (Nachträge, 7) steht ces quatre-là. Dagegen schreibt Francisque Sarcey: Dans cette aimable revue, je n'ai guère à regretter que deux ou trois scènes manquées. Par malheur, la scène du divorce est parmi ces deux ou trois là. Allerdings bezieht sich hier là auf beide Zahlwörter.

Die von Littré (là, Rem. 3) gerügte Inconsequenz der Akademie ist in der neuesten Auflage ihres Wörterbuchs verschwunden; allerdings ist die Aenderung nicht nach dem Sinne Littré's, welcher das trait d'union überall getilgt haben wollte. Die Akademie schreibt jetzt (bei patrouillis): quel patrouillis est-ce-là?

16) Voici, voilà. Voici ses vers, et voici les miens. (Lamartine.) Voici wiederholt, weil beide Proben folgen. Ebenso ceci wiederholt bei fortgesetzter Hindeutung: Il vendait comme s'il eût été au confessionnal, disant: Ceci est bon, ceci médiocre, ceci mauvais. (É. Souvestre.) — Voilà, obwohl direct hindeutend: Je vous fais passer, dit Corinne à ceux qui l'accompagnaient, sur les bords du lac d'Averne, près du Phlégéton, et voilà devant vous le temple de la Sibylle de Cumes. (Mme de Staël.) Ebenso: La grande et mystérieuse scène de l'Évangile se passe presque tout entière sur ce lac et au bord de ce lac et sur les montagnes qui entourent et qui voient ce lac. Voilà Emmaüs où il choisit au hasard ses disciples parmi les derniers des hommes, pour témoigner que la force de sa doctrine est dans sa doctrine même, et non dans ses impuissants organes. Voilà Tibériade où il apparaît à saint Pierre, et fonde en trois paroles l'éternelle hiérarchie de son Église. Voilà Capharnaüm; voilà la montagne où il fait le beau sermon de la montagne; voilà celle où il prononce les nouvelles béatitudes selon Dieu; voilà celle où il s'écrie: *Misereor super turbam!* et multiplie les pains et les poissons, comme sa parole enfante et multiplie la vie de l'âme; voilà le golfe

de la pêche miraculeuse; voilà tout l'Évangile enfin, avec ses paraboles touchantes et ses images tendres et délicieuses qui nous apparaissent telles qu'elles apparaissaient aux auditeurs du divin maitre, quand il leur montrait du doigt l'agneau, le bercail, le bon pasteur, le lis de la vallée; voilà enfin le pays que le Christ a préféré sur cette terre, celui qu'il a choisi pour en faire l'avant-scène de son drame mystérieux; celui où, pendant sa vie obscure de trente ans, il avait ses parents et ses amis selon la chair; celui où cette nature dont il avait la clef lui apparaissait avec le plus de charmes; voilà ces montagnes où il regardait comme nous s'élever et se coucher le soleil qui mesurait si rapidement ses jours mortels: c'était là qu'il venait se reposer, méditer, prier et aimer les hommes et Dieu. (Lamartine.)

Voilà am Schlusse einer Aufzählung: Chevaux engagés: Mustapha, Méhémet-Pacha, Ali-Baba, Bou-Maza, Coucaratcha, Parasolina, et voilà! Moi, je parie pour Parasolina, et toi? ... — Moi, pour: Et voilà! (L. Gozlan.)

17) Même. Nach der gewöhnlichen Regel soll même nach einem einzelnen Substantiv im Plural immer veränderlich sein. Besser richtet man sich nach Littré, welcher (même, Rem. 4) sagt, dass *s* antritt, wenn même nicht dem Sinne nach auch vor dem Substantiv stehen könnte. Charles-Quint n'avait garde d'employer une partie de ses troupes contre un prince luthérien, qui se rendait exécrable aux luthériens même. (Ch. Lacretelle.) A ces foudres parties du Vatican littéraire de Poitiers, la littérature du XIXe siècle a vaillamment résisté; elle a prouvé par ses œuvres même qu'elle n'était pas la complice des excès du théâtre étranger, pas plus qu'elle n'était la suite et la conséquence de la vieille tragédie à l'usage des lieutenants et des duchesses de l'Empire. (Janin.) — — — que des propriétaires même, faisant de l'agriculture en plates-bandes, obtiennent, avec six francs d'engrais, une betterave de la grosseur d'une citrouille, ce sont là d'innocents plaisirs que l'on peut laisser à d'honnêtes gens, électeurs, gardes nationaux et bien pensants. (É. Souvestre.) Après quelque séjour à Paris, où il cacha si bien sa retraite que ses amis même ne l'y découvrirent qu'au bout de deux ans, il* se fixa en Hollande. (Nisard.) Les hommes même qui continuaient le métier de brigands ne portaient

*) Descartes.

plus leurs courses en tous sens ni au loin, et avaient, pour ainsi dire, fixé leur repaire. (Guizot.) Comme on le voit, la fonction de *même*, après un seul substantif, dépend des vues de l'esprit de celui qui parle; mais, comme le dit Lemare, la nuance est quelquefois si délicate, qu'elle peut échapper aux plus habiles même. (Soulice et Sardou.) — Bei weitem seltener ist der Plural von même am Schluss einer Reihe von Substantiven. La plupart de ces placites se réunirent à l'occasion de quelque événement considérable, de quelque nécessité publique; les évêques, les ducs, les comtes, les grands bénéficiers, les chefs mêmes des nations lointaines incorporées à la monarchie franque, ne manquèrent pas de s'y rendre. (Guizot.)

Auch bei ceux même(s) qui richtet sich der Gebrauch nach dem Sinne, welchen même haben soll. Adverbial: C'était une faute grave, et elle lui fut rudement reprochée par ceux même qui l'accusaient la veille de vouloir le maintien de la paix à tout prix. (É. de Bonnechose.) Cependant Charles IX tremblait que son affreux secret ne fût découvert par ceux même qui avaient le plus grand intérêt à seconder ses desseins. (Ch. Lacretelle.) Ceux même qui ne se défiaient pas encore de la cour, craignaient le peuple. (Ders.) On eût dit que deux ou trois cents gentilshommes avaient résolu de tenir lieu d'une armée à la France. Ceux même qui venaient d'échapper au désastre de Térouane, tels que Martigues et Dampierre, coururent s'enfermer dans Hesdin. (Ders.) Ce dévouement excita une noble émulation parmi ceux même que les fêtes et la faveur du roi avaient encore retenus dans une cour voluptueuse. (Ders.) Le même parti, les mêmes hommes qui, depuis un demi-siècle, se dévouaient avec une admirable constance pour la cause de la liberté religieuse, et qui faisaient de cette liberté la base de la société chrétienne, ceux-là même, devenus souverains, exclurent absolument de toute liberté trois grandes classes de personnes, les catholiques, les épiscopaux et les libres penseurs. (Guizot.) Les événements sont plus grands que ne le savent les hommes, et ceux-là même qui semblent l'ouvrage d'un accident, d'un individu, d'intérêts particuliers ou de quelque circonstance extérieure, ont des sources bien plus profondes et une bien autre portée. (Ders.) — Pronominal. Ne m'a-t-on pas envoyé au siège de la Rochelle, pour m'exposer aux coups de ceux mêmes qui croyaient me défendre? (Ch. Lacretelle.) Plus d'une fois la marée du matin apporta les cadavres des parents ou des amis de

ceux-là mêmes qui avaient allumé la veille le feu fatal. (É. Souvestre.) Tel est le caractère commun des chroniqueurs, à quelques lumières près qui ont apparu aux mieux doués. Mais ceux-là mêmes ressemblent à des enfants auxquels il échappe de dire au hasard des choses au-dessus de leur âge. (Nisard.) Deux* seulement, la propriété et le *wehrgeld* ou l'estimation légale de la valeur des hommes, ont pu être invoqués avec quelque apparence de raison. On va voir, en les considérant de près, que ceux-là mêmes sont insuffisants, et que l'état des personnes n'en saurait être déduit. (Guizot.) Peut-on s'étonner qu'un tel système** ait encouru, de la part des peuples, plus de haine que ceux-là mêmes qui les ont réduits à une servitude plus monotone et plus durable? (Ders.) Le wittenagemot n'est plus que l'assemblée générale des *thanes* royaux ou des grands propriétaires. Enfin ceux-ci mêmes négligent souvent de s'y rendre, s'isolent dans leurs domaines, comptent sur leur propre force, refusent de la soumettre à une force publique, et exercent presque tous les droits de la souveraineté. (Ders.) Près de six cents vassaux immédiats lui*** jurèrent foi et hommage; et pour prévenir l'indépendance de ceux mêmes qu'il enrichit le plus, il eut soin de disperser leurs domaines dans des comtés différents. (Ders.) — Offenbar muss même nach ceux sich ganz in derselben Weise verhalten, wie es sich bei dem Substantiv verhalten müsste, das in jedem einzelnen Falle dem ceux zu substituiren ist. Wenn man aber die vorstehenden Beispiele und die unter 4 schon verzeichneten überblickt, wird man schwerlich überall mit der von dem Autor getroffenen Entscheidung sich einverstanden erklären und sich auch hier mit Lemare's Trost begnügen müssen. Dabei ist von den Willkürlichkeiten, die sich Setzer und Corrector etwa haben zu Schulden kommen lassen, abgesehen; denn dieser unberechenbare Factor kann hier kaum in Rechnung gezogen werden, wo Beispiele aus demselben Autor sich in grösserer Zahl gegenüberstehen.

Von Beispielen für die veraltete Voranstellung von même (im Sinne von „selbst“) ist mir aus der neueren Literatur nur folgendes bekannt. Ah! les merveilles qui sont contenues dans ce livre,† on voudrait tout citer, il n'y a rien à choisir. C'est la vérité même, la même simplicité, la même grâce; un charme, un repos après les

* faits. ** la féodalité. *** à Guillaume le Conquérant. † les Feuilles d'automne.

grandes compositions de l'Orient. (Janin.) Dass die beiden letzten même anderen Sinn haben sollten als das erste, ist unwahrscheinlich.

Unser „ein und derselbe" wird französisch mit un seul et même gegeben. Elles* se distinguent encore en cela des conjugaisons types qui ne souffrent aucune diversité dans leur régime intérieur, et dont chacune n'a qu'une seule et même règle qu'elle applique uniformément à tous les verbes qui la composent. (C. Chabaneau.) En les** groupant, j'ai montré que les noms qui avaient les deux cas non marqués par l'*s*, et ceux qui les avaient marqués par l'*s*, dépendaient d'une seule et même condition, c'est-à-dire d'un certain état du latin dont la langue d'oïl et la langue d'oc nous reproduisaient l'empreinte. (Littré.) Derselbe Sinn etwas abgeschwächt in un même (derselbe, ein gleicher). Elle*** rendit à tout un peuple un même intérêt, un même sentiment, un même dessein. (Guizot.) Il se demandait . . . si c'était à force de tout sentir, ou parce qu'elle oubliait tout successivement, qu'elle passait ainsi, presque dans un même instant, de la mélancolie à la gaieté, de la profondeur à la grâce, de la conversation le plus étonnante, et par les connaissances et par les idées, à la coquetterie d'une femme qui cherche à plaire et veut captiver. (Mme de Staël.) Un même muss eintreten, wenn das folgende Substantiv ein Adjectiv vor sich hat. On ne s'étonnera pas de ces *variantes*, quand on saura que le même chant passe de bouche en bouche, tour à tour modifié, refait, mêlé à d'autres chants, et se retrouve souvent dans nos paroisses, sous dix formes différentes, qui appartiennent pourtant évidemment à une même et primitive inspiration. (É. Souvestre.)

Ni même dient zur Anknüpfung von etwas Geringerem als das Vorausgehende (deutsch: oder auch nur), kann aber auch die entgegengesetzte Function haben (deutsch: oder etwa gar). Nous n'avons pas appris qu'au Brésil, où l'ardeur du climat favorise la propagation, ces deux espèces† se soient mêlées, ni qu'elles aient même produit des mulets ou des individus féconds. (Buffon.)

Bei Buffon findet sich auch neben le même *que* das alte le même *de*, dessen Verschwinden Littré (même 8⁰) bedauert. Il paraît,

* les conjugaisons archaïques. ** les faits. *** l'oppression étrangère.
† le cochon de Guinée et le cochon d'Europe.

par le caractère de la poche sous le ventre et de la queue prenante, que le cuscus ou cusos des Indes orientales est en effet un animal du même genre que les philanders d'Amérique: mais cela ne prouve pas qu'ils soient de la même espèce *d*'aucun de ceux du nouveau continent.

Das zur Verbindung von Sätzen dienende de même que muss im zweiten Satzglied von de même begleitet sein. Die Weglassung dieses de même findet sich wohl, gilt aber als Fehler. Auch ainsi kann eintreten. De même que, dans les choses qui servent à l'usage de la vie commune, nous estimons celles qui sont commodes et d'une utilité quelconque, et nous méprisons celles qui ne sont d'aucune utilité, ainsi nous devons faire à l'égard des lois. (Guizot.)

Das präpositionale à même kommt noch öfter vor. Antonio eut la desserte de la table, puis on but l'eau à même (unmittelbar aus) la cruche. (A. Karr.) Et tranquillement, riant d'un rire de bravade, affectant de ne pas se presser, d'en prendre à son aise, il lavait en effet ses mains souillées de terre à même (mitten in) *d*'un seau d'eau. (Léon Allard.) Un canot qui se hâtait au retour, déchirait de son sillage cette peinture du ciel renversé, et les palettes des avirons creusaient à même les nuages des tournoiements de remous. (Ders.)

18) Ne ... pas même. Wenn même mit einer Negation zusammentrifft, so steht es vor dem zweiten Theil derselben. Lorsque j'en* parle ainsi, ce n'est pas que je le connaisse plus que vous, ni peut-être autant, ne l'ayant même jamais vu. (P.-L. Courier.) Lorsque la fantaisie me prit d'examiner et de décrire la Bretagne, je ne connaissais aucun des ouvrages auxquels elle a servi de prétexte (je n'ose dire de sujet); plusieurs d'entre eux n'avaient même point encore paru. (É. Souvestre.)

Ausnahme machen meines Wissens nur plus und pas. Oh! ces femmes qui ont l'habitude de trahir, de quelle boue glacée sont-elles faites? Mon Dieu, je n'ai plus le droit, je n'ai plus même le droit de les mépriser! (O. Feuillet.) Bei pas gilt die Voranstellung des zweiten Theils der Negation als Regel. Die Sprache des täglichen Lebens macht diese Ausnahmen nicht, und auch in der Literatur ist ne ... même pas sehr häufig. Je ne doute même pas qu'il** n'ait

* du duc d'Orléans. ** le chœur.

été commencé dès la fin du dixième siècle. (Prosper Mérimée.) Cette dernière chaîne,* qui se termine aux deux grandes extrémités de la plaine de l'Europe, ne ferme même pas le chemin qui conduit par le nord dans la vallée du Rhin, ni celui qui conduit par l'est dans la vallée du Danube. (Mignet.) Je ne sais même pas si la vraisemblance, là où la vérité manque, est d'un rang inférieur à celle-ci, et un motif de jugement moins certain. (Nisard.) Pour moi-même, je ne fais plus de vœu, je ne demande même pas cela: ma solitude ne sera ni si belle ni si douce. (Lamartine.) Malgré des préventions trop bien fondées, le roi voulut d'abord suivre l'avis du cardinal: il ne se contenta même pas de laisser à Fouquet la surintendance; il l'appela, comme on l'a vu, au conseil secret où n'entrèrent que trois des ministres. (Henri Martin.) Im modernen Drama lassen sich natürlich Stellen in Menge finden, hier kam es nur darauf an, ne ... même pas in Schriften ernsten Inhalts nachzuweisen.

Dasselbe gilt für das gleichbedeutende ne ... seulement pas, welches gleichfalls familiärer ist als ne ... pas seulement. Kléber, trop insouciant pour s'assurer par lui-même de la véritable situation des choses, ne songeant seulement pas à examiner si les états qu'il envoyait étaient d'accord avec ses propres assertions, Kléber ne croyait pas mentir. (Thiers.) Le prince de Galles offrit de se porter médiateur entre le Roi et le peuple, et Fairfax transmit aux Chambres sa lettre ... On ne lui répondit seulement pas. (Guizot.)

In einem Falle aber muss même hinter pas treten, nämlich wenn mit dem Verb auch der erste Theil der Negation weggefallen ist. Mais posséder un beau nom! une fortune princière! et oublier tout cela pour aimer, tête levée, l'idole qu'on s'est choisie, et que l'on ne trahit pour rien! pas même pour l'opinion ... ah! voilà une vraie félicité! (Th. Barrière.) Le plus difficile à surmonter ne sera pas l'Espagne elle-même; ce ne sera pas l'empereur; pas même la jalouse Angleterre, qui s'agite sous le sceptre énervant du Stuart restauré: ce sera l'ancienne alliée de la France, cette Hollande dont la richesse et la puissance dépassent si démesurément le territoire exigu et la faible population. (Henri Martin.) — Auch wenn die Negation vor dem Infinitiv vereinigt wird. Ne pas même savoir réellement si c'est lui! (V. Hugo.) Andere Stellung wäre hier nicht ausge-

* les montagnes Hercinio-Carpathiennes.

schlossen (vergl. Persönl. Fürwort 6), aber ein Beispiel ist mir nicht bekannt.

Pas kann auch in dieser Verbindung bei den bekannten Verben wegfallen. Je ne sais même si elle peut à elle seule aujourd'hui effacer entièrement le mal que ses ennemis viennent de lui faire. (Mme de Staël.) Et on ne peut même, pour conjecturer d'où il* fut, argumenter du dialecte dont il s'est servi. (Littré.)

19) Demonstrativ statt des Artikels. Une santé faible et languissante contribuait encore à rendre plus triste l'existence de ce grand comique.** (Biogr. universelle.) Diese zurückdeutende Verwendung des Demonstrativs, wo uns der Artikel genügt, ist bekannt genug. Ebenso häufig vorwärtsdeutend. Rien n'est si périlleux que de prendre un système de gouvernement pour ainsi dire à l'essai, et avec cette arrière-pensée qu'on en pourra toujours changer. (Guizot.) Le théâtre Cluny a donné, sous ce titre: le Supplice d'une mère, un drame nouveau en quatre actes, de M. Alphonse Delaunay. (Fr. Sarcey.) Le roman, je ne l'ignore pas, repose ou du moins il doit reposer sur l'observation, mais il y a cette différence entre l'observation et l'expérience que la première étudie les hommes tels qu'ils se produisent d'eux-mêmes dans la vie sociale, tandis que l'expérience se fait dans un laboratoire et sur des créatures passives. (Edm. Scherer.) Et ce qui rend ces manifestations plus odieuses, c'est qu'elles ne pouvaient pas même s'excuser sous ce prétexte que les victimes avaient, par leur mauvais caractère ou par quelque vilaine action, mérité l'animadversion de leurs camarades. (Fr. Sarcey.) La ville de Rome avait ce privilège que les droits politiques ne pouvaient être exercés que dans ses murs. (Guizot.)

Hiermit hängt ein proleptischer Gebrauch des Demonstrativs zusammen; der eine nähere Hindeutung enthaltende Zusatz wird nach dem Substantiv weggelassen und ihm das Demonstrativ zugesellt. Il faut donc, ajouta-t-elle, il faut absolument que vous lui parliez de la nécessité d'accomplir ses devoirs de religion. Je vous en conjure, ayez ce courage. (Mme de Staël.) Eh bien, moi, sitôt que cette maison fut vide, je la vendis! ... j'eus ce cœur-là. (O. Feuillet.) Avouez que je vous gêne, et que vous regrettez de ne pas m'avoir laissé partir;

* l'auteur de la légende de Grégoire. ** Molière.

ayez cette franchise, madame, et joignez-y la bonté de me faire mettre à terre avant que vous soyons trop loin de Paris. (Ders.) Il faut rendre cette justice aux parties éclairées de la nation qu'elles restèrent en dehors d'un mouvement qui supposait une prodigieuse ignorance du monde et un complet aveuglement. (E. Renan.) Mit Artikel: Comme grammairien, s'il n'a pas trouvé la meilleure méthode pour enseigner les langues, il* a mis sur la voie ceux qui sont venus après lui; c'est une justice que lui rend D. Lancelot, dans la préface de la *Méthode grecque*, de Port-Royal. (Le Courrier de Vaugelas.)

In folgenden Ausdrücken, welche eine hinter dem Augenblick, in welchem der Redende sich befindet, unmittelbar zurückliegende Zeit bezeichnen, fehlt im Deutschen sogar öfters der Artikel: ces temps-ci, ces derniers temps (jours), en (dans) ces derniers temps. Seltener von einem weiter zurückliegenden Zeitpunkt. Besançon, ville libre et impériale, n'avait jamais subi la suzeraineté des comtes de Bourgogne; elle avait gardé jusqu'à ces derniers temps, d'une part, des institutions municipales très démocratiques, de l'autre part, une pleine indépendance envers les gouverneurs et le parlement de Dôle. (Henri Martin.)

20) Demonstrativ für Possessiv. Wie schon bei dem Besitzanzeigenden Fürwort (7) erwähnt wurde, steht ce oft für notre. Il suffirait le plus souvent d'en** habiller l'orthographe à la moderne pour que tout lecteur de ce temps-ci lût Joinville couramment. Encore à cette heure, son français est le fonds de la langue qui se parle au pays où il est né. (Nisard.) C'est la liberté! dit-on; soit! ... mais c'est la liberté d'un aveugle. — Oui, le crime de ce temps-ci est d'avoir compromis jusqu'à ce nom sacré! (O. Feuillet.) — Für votre: Ah! ... maître Guillot, le boulanger ... et cette santé, maître Guillot? (Th. Barrière.) — Für leur: L'université d'Alcala, fondée par le cardinal Ximenès, jetait un vif éclat. Sur ses places maintenant désertes, où croît l'herbe des champs, se pressaient plus de dix mille écoliers, accourus de toutes les contrées de la Péninsule. Juan Diaz fut de ce nombre. (Jules Bonnet.)

21) Demonstrativ vermisst. Abweichend von dem in 19 und 20 besprochenen Gebrauch findet sich manchmal der Artikel an

---

* Pierre Ramus. ** de la langue de Joinville.

Stelle des Demonstrativs. Mathieu Pâris prétend que Jean, qui l'avait bien traité d'abord, fut alarmé des menaces et de l'obstination du jeune Breton: „Arthur disparut, dit-il, et Dieu veuille qu'il en ait été autrement que ne le rapporte la malveillante renommée.“ Philippe se porta pour vengeur et pour juge du crime. (Michelet.) Quelques gouvernements protègent les oiseaux utiles par des lois et des règlements; la Suisse est dans le nombre. (Le Temps, 7 octobre 1879.)

Das Demonstrativ fehlt in den conjunctivischen Gebilden de manière, de façon, de sorte que. Dabei kann jedoch tel eintreten; nach der allgemeinen Regel folgt Indicatif oder Subjonctif, je nachdem consecutiver oder finaler Sinn vorliegt. Il y avait plus d'unité dans la population de la Grande-Bretagne que dans celle de la Gaule; l'ancien peuple, les Bretons, avait été sinon complètement expulsé ou détruit, du moins réduit de telle sorte qu'il était presque sans importance. (Guizot.) Calvin avait subordonné l'État à l'Église; de telle sorte que l'Église fût la loi, et l'État la puissance matérielle chargée de la faire exécuter. (Nisard.) — In dem adverbialen Ausdruck de la sorte wird das Demonstrativ regelmässig durch den Artikel ersetzt; que kann hierauf natürlich nicht folgen; ausserdem steht de la sorte nur bei dem Verb; nach dem Substantiv, wie in der von Voltaire bei Corneille angemerkten Stelle (Dieux! verrons-nous toujours des malheurs de la sorte?), wäre es unfranzösisch. — Seltener dans le cas für dans ce cas. (Littré, Suppl. cas.)

Ce oder cela wird unterdrückt, wenn an die wörtliche Wiedergabe der Worte einer anderen Person eine Reflexion angeknüpft wird. Je ne puis m'empêcher de croire, parfois, que vous vous ennuyez. — Que je m'ennuie est charmant! (O. Feuillet.) Je te laisse: bonsoir. Je n'ajoute pas: bonne chance, tu conçois? — Tu me laisses! tu me laisses! est fort bien. (Ders.) Encore ce curé! — „Encore ce curé!“ est charmant. (Ders.)

Es ist bekanntlich ein Kennzeichen des französisch sprechenden Deutschen, dass er vielfach cela gebraucht, wo nur le, en, y am Platze ist. In einzelnen Fällen aber bedingt der Gebrauch von le und cela einen Unterschied. Das so häufige à qui le dites-vous? heisst: das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen, das weiss ich selbst, das habe ich zu meinem Schaden erfahren; à qui dites-vous cela? dagegen: wie kommen Sie dazu, das von mir zu denken? Je vais mettre le doigt sur votre plaie, mon enfant; ne criez point. Vous vous

ennuyez. — Je m'ennuie, moi? Ah! Seigneur! à qui dites-vous cela? Savez-vous que je défie l'ennui de trouver la moindre issue par où il se puisse faufiler dans ma vie? (O. Feuillet.)

Wie das neutrale Object le, so kann auch cela fehlen. Ah! si j'avais su! wenn ich das gewusst hätte! Besonders in Fragen. Si vous achevez, je dirai tout à Roussillon ... mon coiffeur! ... Souvenez-vous! ... — Que veut dire? ... achevez! (Léon Gozlan.) Restez, il faut que je vous parle. — Que signifie? (Th. Barrière.) Hein? Que signifie? ... — Cela signifie, mon oncle, qu'en bon neveu, je veillais sur vos intérêts, malgré d'importantes affaires. (Ders.)

Celui fehlend. Surrey et Buren perdirent six semaines au siège de Hesdin, qu'ils ne purent reprendre, et ... ils furent contraints de se retirer, l'un sur la Flandre, l'autre vers Calais, sans autre succès que d'avoir désolé le plat pays. (Henri Martin.) Les églises circulaires, ou dont le plan est un polygone inscrit dans un cercle, sont fort rares en France. (Prosper Mérimée.) On doit remarquer cependant que Voltaire, étant devenu plus qu'un poète, voulut donner à ses tragédies un but plus élevé que de plaire et d'émouvoir. (Barante.) Ses* dernières années furent d'un chrétien, presque d'un théologien. (Nisard.) Avant le siècle que j'appelle de Louis XIV, et qui commence à peu près à l'établissement de l'Académie française, les Italiens appelaient tous les ultramontains du nom de barbares. (Voltaire.) Cependant deux électeurs, Mayence et Trèves, prennent séance au-dessous des légats. (Ders.)

In dem letzteren Beispiel ist es fraglich, ob ein Demonstrativ zu ergänzen ist. Wahrscheinlicher ist es, dass der Name des Landes für den Fürsten gebraucht ist. Voltaire sagt auch: L'empereur et le pape Innocent XI, persuadés que c'était presque la même chose, de laisser Furstemberg sur ce trône électoral et d'y mettre Louis XIV, s'unirent pour donner cette principauté au jeune Bavière, frère du dernier mort. Dieser auch dem Deutschen nicht fremde Gebrauch war früher häufiger, vgl. les fils, les enfants de France (Kinder des regierenden Königs), wo France nicht als wirklicher Ländername betrachtet werden kann, da man auch sagte le petit-fils de France. — In ähnlicher Weise noch familiär la Justice für le ministre de la justice. (Le Courrier de Vaugelas III, 61, 69.)

* de J.-L. Guez de Balzac.



Früher ging man mit der Ellipse des Demonstrativs noch weiter. Dieu vous donne une bonne et heureuse année, ma très chère, et à moi la parfaite joie de vous revoir en meilleure santé que vous n'êtes présentement. (Mme de Sévigné.) Sogar das Demonstrativ, welches zur Fortsetzung eines Possessivs dient, konnte wegfallen: En votre absence et de madame votre mère, wobei Vaugelas übrigens die Ausdrucksweise mit wie die ohne en celle verwarf.

Gebweiler. Ph. Plattner.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

I.

Herr W. Hahn spricht über Simrock's Edda-Uebersetzung. Bei der Uebersetzung der Edda in unsere jetzige Sprache bieten sich vielfache Schwierigkeiten dar, welche namentlich in der Abweichung der beiden Sprachen von einander ihren Grund haben. Die Sprache der Edda sei arm und unentwickelt; manche Formen haben mehrere Bedeutungen; Interjectionen habe sie gar nicht. Die Simrock'sche Uebersetzung vom Jahre 1846 sei gegen die Grimm'sche (1815) ein Rückschritt. Simrock habe alles Charakteristische verwischt, auch viele Fehler gegen Grammatik und Lexikon gemacht. Redner weist dies an einigen Strophen der Hâvamâl nach. — Herr Zupitza macht darauf aufmerksam, dass Simrock seiner Uebersetzung die Kopenhagener lateinische Ausgabe der Edda zu Grunde gelegt habe. — Herr Buchholz spricht sodann über die deutsche Silbenmessung in Versen. Eine so strenge Durchführung und Beobachtung von Position und Länge wie in der lateinischen Sprache sei bisher im Deutschen nicht möglich gewesen. Für die Positionslänge möchte es sich empfehlen, gelinde Gesetze zu geben, diese aber strenge durchzuführen. Redner schlägt vor, beispielsweise die Silbe *be* in bereiten, betreiben und bestreiten stets als kurz, dagegen die Silbe *ver* vor einem Consonanten (verderben u. ä.) immer als lang anzusehen. Zum Schluss liest er einige von ihm gemachte metrische Uebersetzungen ungarischer Gedichte vor.

II.

Herr Michaelis sprach über die officielle Anerkennung der Heyse'schen Regel in Oesterreich. Am 2. August 1879 hat der Cultusminister des genannten Staates eine Verfügung erlassen, wonach die Halbheit der Gottsched-Adelung'schen Orthographie verschwunden ist.

Das ist ein bedeutungsvoller Schritt; denn dadurch wird das phonetische Princip über das historische gestellt; es tritt nach kurzen Vocalen Verdoppelung, nach langen ß ein und es ist richtig geschieden ß von dem alveolaren ſ. Auf Durchführung dieser Forderungen hat der Vortragende stets in seinen Schriften hingewiesen. Die Presse muss der Regierung in Oesterreich helfen, Preussen, Baiern u. s. w. werden derselben hoffentlich hierin bald folgen.

Herr Wagner sprach über die Beziehungen Lessing's zu den „Kritischen Nachrichten", die in zwei Jahrgängen (1750 u. 1751) zu Berlin im Haude-Spener'schen Verlage erschienen. Von unseren Literarhistorikern wurde bis jetzt nur der erste Jahrgang berücksichtigt, dessen Herausgeber Sulzer war, während Ramler die wichtigsten Artikel schrieb. Man wusste bisher nur, dass Sulzer und Ramler sich an der Fortsetzung der Zeitschrift nicht betheiligten. Der Vortragende wies aus mehreren Artikeln des zweiten Jahrganges nach, dass die Herausgeber mit dem Mylius-Lessing'schen Kreise in naher Verbindung standen. Der eigentliche Redacteur war Mylius, der bekannte Freund Lessing's, wie aus einem Briefe des Polyhistor Oelrichs an Gottsched und aus der von Kästner verfassten Biographie des Mylius hervorgeht. Eine Reihe von Artikeln des zweiten Jahrganges trägt entschieden Lessing'sches Gepräge. Ein positiver Beweis dafür, dass Lessing als Mitarbeiter thätig war, liegt in der Recension über Walch's Leben der Katharine von Bora, die sich im 10. Stück der „Krit. Nachrichten" (vom 5. März 1751) befindet, und die von Lessing später in seine Werke aufgenommen ist. Ein weiteres Zeugniss gewährt der Stettiner Hofprediger J. de Pérard, der in einem Kataloge von 1756 ausdrücklich Lessing als einen der Verfasser der „Krit. Nachrichten" bezeichnet. Der Vortragende sprach die Vermuthung aus, dass die meisten Recensionen der französischen und deutschen schönwissenschaftlichen Literatur von Lessing herrührten, und theilte als Probe eine witzige Kritik der Ode Klopstock's „An Gott" mit.

III.

Herr Biltz besprach die Urtheile unserer neuhochdeutschen Classiker über ihre mittelhochdeutschen Collegen. Zunächst führte er die Aeusserungen Herder's in seinen „Zerstreuten Blättern" und in der Vorrede zu seinen „Stimmen der Völker" über den mittelhochdeutschen Minnegesang und die höfischen Epen dieser Zeit, sodann eine Briefstelle Lessing's, sowie Stellen aus Goethe's „Tag- und Jahresheften" und der Recension des letzteren über des „Knaben Wunderhorn" an, endlich Schiller's bekannte schroffe Auslassung über die Minnesänger gelegentlich der auszugsweisen Bearbeitung derselben durch Ludwig Tieck vom Jahre 1803. Es ergiebt sich daraus, dass die genannten Heroen unserer Dichtkunst, neben manchem Anerkennenden, doch in keiner Weise dem begeisterten Lobe beistimmen, welches unsere mittel-

alterliche Dichtung von Seiten der Fachmänner später erfahren hat. Namentlich sind die Genannten einstimmig in der Hervorhebung der Einförmigkeit und Oberflächlichkeit eines grossen Theils der Minnesänger. Der Vortragende erblickte in diesem Urtheile eine Mahnung, dass wir uns in der That vor einer übermässigen Werthschätzung jener Dichtungen, unbeschadet sonstiger Anerkennung ihrer trefflichen Seiten, hüten sollten. Er wies darauf hin, dass diese eingeschränkte Art der Anerkennung auch mehr und mehr in den neuesten deutschen Literaturgeschichten Platz greife. Den Reigen habe in dieser Beziehung schon Gervinus in der fünften Auflage der beiden ersten Bände seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" angeführt. Was die von unseren neueren Classikern in ihren oben angeführten Aeusserungen allgemein gerügte Eintönigkeit des höfischen Minnegesangs betreffe, so suchte der Vortragende schliesslich auszuführen, dass in der That eine grössere Vertiefung, überhaupt die Leidenschaft, in unsere lyrische deutsche Dichtung erst im 14. und 15. Jahrhundert gekommen sei, nachdem durch die langen vorhergehenden Nöthe und Drangsale das deutsche Gemüth sich mehr vertieft habe. Die Zeugnisse für diese gemüthliche Vertiefung fänden sich zunächst in den Schriften der Mystiker, sodann in den geistlichen und weltlichen Volksliedern jener Periode.

Herr Vatke zeigte dann an die Briefe von Dickens, Leipzig 1880. Herausgegeben von seiner Schwägerin Miss Hogars und seiner ältesten Tochter, umfassen sie die Zeit von 1833 bis 1870. Den einzelnen Abschnitten gehen Ueberblicke über den zu behandelnden Abschnitt voraus, wie sie aus Forster's Leben von Dickens bekannt waren. Die Briefe sind lebendig geschrieben und zeigen uns von den Charaktereigenthümlichkeiten des Verfassers seine Eitelkeit, seinen geringen Sinn für Kunst und das allgemein Menschliche und vor Allem sein Streben, möglichst viel Geld und Ruhm zu sammeln. In dem letzten Punkt entschuldigt ihn Herr Boyle damit, dass ihn seine Familienverhältnisse dazu gezwungen hätten.

Herr Marelle berichtet über seine Reise nach Paris, bei welcher er den Zweck hatte, seine französische Uebersetzung von Heinrich Heine vorzulesen und für dieselbe einen Verleger zu finden. Heine hat auf die französische Lyrik einen gewissen Einfluss rücksichtlich der Form ausgeübt, besonders auf Th. Gautier, wie dessen Emaux et Camées zeigen. Und wie Herrn Marelle's Poésies enfantines in Frankreich gefallen haben, so sei es ihm mit seiner Uebersetzung von Heine, die er in der Salle des Conférences auf dem Boulevard des Capucines vorgelesen, bis zu einem gewissen Punkte gelungen.

IV.

Herr Boyle sprach über Tennyson's neues Theaterstück „The Falcon". Nachdem er Tennyson's Behandlung von Boccaccio's Stoff mit der Originalnovelle im Decameron verglichen hatte, schloss er mit

der Bemerkung, dass ungeachtet des Erfolges dieses Stückes in Saint James's Theatre, London, die meisten englischen Kritiker dieses Werk als einen neuen Beweis dafür betrachten, dass Tennyson kein rechtes dramatisches Talent besitzt und dass seine Stärke in der lyrischen Poesie liegt.

Herr Kutschéra zeigte an: Baumgarten, à travers la France nouvelle. Kassel 1879. Der Verfasser hat Stücke von 112 Autoren zusammengetragen und die etwa bei der Auswahl entstehenden Lücken selbst und zwar französisch ausgefüllt. Der Stoff ist eingetheilt in vier Abtheilungen: 1) Literatur, Theater, 2) Paris, 3) Provinz, 4) Gesellschaft, eine Eintheilung, die zum wenigsten sonderbar erscheinen muss. Wenn auch manches gut getroffen ist und Belehrung bietet, so bleibt, wie Herr Burtin hervorhob, die Auswahl doch in sehr vielen Punkten in diesem Werke wie in der von Baumgarten früher herausgegebenen La France comique der Art, dass sie nur geeignet ist, ein schiefes Bild von dem Leben und Denken der heutigen Franzosen zu geben. Der Stil des Verfassers zeigt manche Germanismen.

Herr Michaelis trug vor über die ältesten deutschen Fremdwörterbücher. Das älteste rührt her von Simon Roth aus Oetting und ist erschienen in Augsburg 1571. Darin sind die Stichwörter in Antiqua, das Uebrige ist in Fractur gedruckt. Die Etymologien mancher deutschen Wörter sind höchst wunderbar, z. B. Graf von gravis, Herr von ἥρως u. a. Der Verfasser hat sich selbst Fremdwörter gebildet, z. B. calamal (calamus) war sonst pennal. Im Anhang zu diesem Dictionarius findet sich Bauernlatein. Das zweite Fremdwörterbuch lieferte Bernhard Heupold. Basel 1620. Ueber den Verfasser wusste der Vortragende ebenso wenig etwas wie über Simon Roth. Jener hat von diesem vieles wörtlich übernommen, während unter den Erklärungen von Eigennamen schon manche richtig sind, z. B. Leonhard = löwenstark.

V.

Herr Michaelis spricht über das ß in den romanischen Sprachen. In einem früheren Vortrage habe er nachgewiesen, dass bereits Oudin im Jahre 1599 das Zeichen ß neben dem Doppel-*s* angewandt habe. Damals sei es ihm nicht gelungen, das Princip zu entdecken, nach welchem Oudin und Andere nach ihm in Frankreich verfahren seien. Um dies zu finden, müsse man bis auf die Anfänge der Buchdruckerkunst zurückgehen. Aldus Manutius in Venedig habe zuerst neben der Antiqua die Cursivschrift eingeführt, und zwar letztere nach dem Vorbilde von Petrarca's Handschrift. In der 1501 erschienenen Virgil-Ausgabe seien die beiden *s* noch stets neben einander gedruckt worden; dagegen in der 1522 erschienenen Decameron-Ausgabe finde sich zum ersten Male das Zeichen ß am Ende der Wörter, während im Innern stets *ss* vorkomme. Diese auch in deutschen Drucken seit

1466 bestehende Praxis sei bald fallen gelassen worden; denn schon im Jahre 1531 findet sich in der zweiten Auflage von Alciatus „Emblemata“ das Zeichen ß auch im Innern der Wörter, aber nie vor einem andern Vocal als *i*. In französischen Drucken jener Zeit habe man dasselbe auch vor *é* angewandt, dagegen nicht vor der Infinitiv-Endung *er*. In Spanien, wo man auf orthographische und kalligraphische Genauigkeit stets mehr Gewicht gelegt habe, als anderswo, sei das Zeichen ß im Innern der Wörter nur vor accentuirtem *o* gebraucht worden. Grimm habe dies Zeichen nicht erfunden, denn es finde sich bereits in einer 1667 erschienenen Uebersetzung des Boëthius, allerdings nur als Schlusszeichen.

Herr Rauch bespricht sodann den realistischen Roman in Frankreich seit 1870. Unter den französischen Romanschriftstellern der Gegenwart lasse sich ein äusserster linker Flügel constatiren, dessen Werke, obgleich sie nur unbedeutende Charaktere behandeln, sich eines stets wachsenden Beifalls erfreuen. Man könne Emile Zola als das Haupt dieser realistischen Schule bezeichnen. Nachdem er zuerst am „Figaro“ als Kritiker mitgearbeitet, habe er eine Reihe von Romanen zu veröffentlichen begonnen, von denen „L'assommoir“ und „Nana“ als die schlimmsten ihrer Art angesehen werden müssten. In denselben werden die Hefe des Volkes, das Leben der Proletarier, die trivialsten und alltäglichsten Ereignisse geschildert; von psychologischen Problemen sei in denselben keine Rede. Der Grund für die ausserordentliche Beliebtheit derartiger Producte sei wohl darin zu finden, dass Zola die einzelnen Situationen so meisterhaft zu schildern verstehe. Einen ferneren Grund findet der Vortragende darin, dass die französische Literatur seit circa hundert Jahren den idealen Boden immer mehr verlassen und dem crassesten Realismus sich zugeneigt habe. — An der Discussion betheiligen sich die Herren Püttmann und Goldbeck.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Herr Professor von Raumer und die Deutſche Rechtſchreibung. Ein Beitrag zur Herſtellung einer orthographiſchen Einigung von Paul Eiſen. Braunſchweig, Verlag von Friedrich Wreden. 1880. 229 S.

Der Verfasser diſer dem früheren preußiſchen Kultusminister Dr. Falk gewidineten Schrift tritt uns als ein gewandter Schriftſteller, der einen großen Teil der Fachlitteratur kennt, entgegen; er ſagt uns ſelbst dass er ſich ſeit nahe 40 Jaren mit dem Studium der deutſchen Grammatik beſchäftigt habe. Ein ſpezielles Eingehen auf Raumers orthographiſche Beſtrebungen enthält das Werk freilich nicht. Der Verf. erklärt ſich im allgemeinen gegen Raumer und die orthographiſche Konferenz, welche das phonetiſche Prinzip anerkannt haben, für das historiſche Prinzip. Allerdings, meint er, ſeien Philipp Wackernagel und Weinhold in der Anwendung des historiſchen Prinzips zu weit gegangen, und es gelten ihm als Muster in der Auffassung desſelben K. A. J. Hoffmann, bis zu ſeiner Bekerung in der Schreibung der S-Laute, K. Andreſen, H. A. Bezzenberger, wie auch Weigand, dessen ſtärkste Seite freilich nicht gerade die orthographiſche ist; merfach ist auch auf des Referenten Abhandlungen über Jakob Grimms Rechtſchreibung Rückſicht genommen.

Zunächst ist indes zu bemerken dass Raumer und die orthographiſche Konferenz keineswegs ausſchließlich auf dem phonetiſchen Standpunkte ſtanden, ſondern nur in gewissen ſtreitigen und ſchwankenden Fällen danach entſchiden, wie namentlich in der Schreibung der S-Laute, wo ſie der phonetiſch genaueren Heyſeſchen Schreibung den Vorzug vor der Gottſched-Adelungſchen gaben.

Die gegen das phonetiſche Prinzip vorgebrachten Gründe ſcheinen mir im ganzen nicht durchſchlagend zu ſein. Eiſen ſagt über diſes Prinzip S. 107: „Wir müssen bezweifeln, ob unſerer deutſchen Rechtſchreibung gegenüber von einem phonetiſchen Prinzip als ſolchem überhaupt die Rede ſein kann, weil eben diſe unſere Rechtſchreibung ſich von vorn herein und ganz von ſelbst phonetiſch entwickelt hat und eben zum großen Teile in Folge der Umſtände, unter denen ſie ſich phonetiſch entwickelt hat, allerhand Schwankungen und missbräuchliches in ſich aufgenommen hat.“ Danach erkennt der Verfasser ſelbst an, dass der Hauptgrund zu den Schwankungen und Mängeln nicht eigentlich in dem phonetiſchen Prinzipe ligt, ſondern in gewissen Nebenumſtänden, und es wäre ſeine Aufgabe geweſen, diſe näher zu erörtern, namentlich die Unzulänglichkeit des römiſchen Alphabetes für eine genaue Darſtellung unſerer Sprache, welche notwendig

Ergänzungen forderte. Darauf lässt er sich aber nicht ein. Der Ausgangspunkt kann bei jeder alphabetischen Schrift immer nur das phonetische Prinzip sein. Dass bei dem Streben nach Beseitigung der eingetretenen Schwankungen und Missbräuche das phonetische Prinzip in dem engen Zuschnitte wie er es auffasst, nicht ausreicht und dass darüber hinausgehende Erwägungen eintreten müssen, geben wir gern zu; aber dabei bleibt es doch immer die Hauptgrundlage für unsere Schreibung.

„Das etymologische Prinzip, sagt der Verf., in eine Regel zusammengefasst lautet: Schreib der Abstammung gemäß. Indem man in orthographisch ungewissen und streitigen Fällen diser Regel folgt, bequemt man sich einem Prozesse an, der sich in unserer wie in jeder anderen Orthographie naturgemäß und von selbst vollzieht, denn es ist ein unverbrüchliches orthographisches Gesetz, dass abgeleitete Formen und Stammformen gleichartig sind.“ Gleichartigkeit ist aber noch nicht Gleichheit, und es haben sich viele, indem sie der Regel einseitig folgten, zu falschen Folgerungen verleiten lassen, indem sie die Lautgeschichte nicht genügend kannten, wie z. B. Held, welcher aus schlagen folgerte dass man statt Schlacht: Schlagt schreiben müsse, aus mögen, dass man nicht möchte, sondern mögte schreiben müsse u. dergl.

Der Verfasser siht selbst ein und weist nach dass man in vilen Fällen mit disem etymologischen Prinzip nicht durchkommt. „In allen disen Fällen, sagt er, hilft das historische Prinzip leicht und sicher aus. Das historische Prinzip, in eine Regel gefasst, lautet: Schreib der geschichtlichen Entwicklung gemäß, d. h. schreib wie sich das eine oder das andere Wort dem Organismus der Sprache gemäß entwickelt haben muss... Wie sich das Nhd. geschichtlich entwickelt haben muss, steht ja seit Grimm so unerschütterlich fest, dass ein Zweifel darüber gar nicht aufkommen kann.“ — Aber gerade in der Hauptfrage, in der über die Schreibung der S-Laute, war Grimm (von 1822—32) in einen unhaltbaren Irrweg geraten, und Weinhold, der den Grundsatz so formulirt hat, wie ihn der Verfasser gibt, ist durch denselben in seiner Abhandlung von 1852 vilfach zu Konsequenzen gefürt worden, welche der heutigen Sprache nicht entsprechen und die auch Eisen verwirft.

Füren wir die geschichtliche Entwicklung wie sie nicht bloß theoretisch stattfinden sollte, sondern wirklich stattgefunden hat, bis zur heutigen Sprache fort, so geht damit das historische Prinzip im großen ganzen wider in das phonetische über, von welchem es ausgegangen ist.

Gegen jene Abwege bin ich bereits 1854 in meinen Vereinfachungen der Deutschen Rechtschreibung aufgetreten und Raumer hat dann schon in seiner ersten die deutsche Rechtschreibung behandelnden Abhandlung vom Jan. 1855 (mit Ausname der Trennung von *i* und *ie*) im wesentlichen denselben Weg eingeschlagen, der darauf in einer größeren Reihe von Abhandlungen und Kritiken weiter entwickelt ist. Auch sagt der Verfasser selbst: „Es versteht sich von selbst dass beide Prinzipien (das etymologische und das historische) nur da Anwendung finden, wo irgend eine Änderung notwendig geworden ist, besonders bei schwankendem Schreibgebrauch.“

Derjenige Abschnitt, bei welchem der Gegensatz der beiden sich entgegenstehenden Hauptprinzipien am schärfsten in den Vordergrund tritt, ist der die Schreibung der S-Laute behandelnde, und so ist es natürlich dass diser Abschnitt auch in der vorligenden Schrift den größten Raum, mer als 40 Seiten, einnimmt.

Der Verfasser verteidigt, änlich wie dis Manuel Raschke seiner Zeit getan hat, das sogenannte historische ß, d. h. die Schreibung von ß überall da, wo auf nd. Stufe t oder tt steht, mag heute dentales (marginales) ß oder alveolares s gesprochen werden. Er beklagt es tief, dass Grimm selbst, der zuerst das althistorische Prinzip für die Schreibung der S-Laute aufgestellt hat, nachdem er es etwa 10 Jare (1822—32) durchgefürt hat,

wider von ihm zurückgetreten ist. „Ein folcher Umfchlag, fagt er S. 168, ist nur erklärlich, wenn man annimmt dass der über alles brave, aber bang gemachte Mann damit ein Zugeftändnis gemacht habe an den allmächtigen *ufus*.“ Gegen dife Deutung des Umfchlages fpricht aber der ganze Charakter Grimms, fowie feine eigenen Auslassungen, namentlich der von unferm Verfasser merfach erwänte Brief Grimms an die Weidmannfche Buchhandlung.

„Der zweite Abtrünnige, färt Eifen fort, ist des großen Meisters eifrigster und man kann wol fagen eingeweihtester Jünger Karl Aug. Jul. Hoffmann. . . Auch der treffliche Hoffmann hat, wiewol zögernd und nicht one fich an den Rockzipfel der historifchen Schreibweife festzuhalten, in dem Gebrauche der S-Laute fein Knie gebeugt vor dem Tyrannen *ufus*.“ Aber, abgefehen davon dass Hoffmann felbst, wenn er noch lebte, das ihm beigelegte Epitheton des eingeweihtesten Jüngers Grimms gewiss befcheiden ablenen würde, ist die Deutung feiner Bekerung ebenfalls nicht richtig. Die in Hanover im September 1854 abgehaltene orthographifche Konferenz hatte das fogenannte historifche ß angenommen; als man difes nun aber in die Schulen, zunächst in die Gymnafien, einfüren wollte, kam man zum Bewusstfein des Felgriffs, den man dort gemacht hatte; man überzeugte fich dass difes ß der ganzen Entwicklung unferer Sprache feit der Mitte des 13. Jarh. geradezu widerfpreche und gab fchon in der Bearbeitung für die Realfchulen den gefassten Befchluss wider auf; auch Hoffmann konnte fich difer Einficht nicht länger entziehen.

Über den Fortfchritt, der in der fogenannten Heyfefchen Schreibung gemacht ist, heißt es S. 149: „Nachdem Heyfe in den ersten drei Ausgaben feiner deutfchen Grammatik noch dem Gottfched-Adelungfchen Systeme gehuldigt hatte, begann er in der vierten Ausgabe die wunderliche Fuldafche Schreibweife wider unter dem Schutt hervorzuziehen, die denn auch bei der weiten Verbreitung der Heyfifchen Grammatik geraume Zeit befonders vom Magdeburger Domgymnafium aus, ja felbst in namhaften Schriften, wie den Zerennerfchen, grassirt hat, und noch heutzutage von ehemaligen Zöglingen jenes Gymnafiums befolgt wird.“ Namhaft macht er keinen derfelben, vermutet aber einen folchen in dem jetzigen Redaktör der Berliner Volkszeitung. Zu denen, welche in der Provinz Sachsen die Heyfefche Regel nach der älteren Weife angenommen haben, gehörte H. A. Pröhle, Pastor zu Hornhaufen, wie verfchidene Predigten desfelben von 1813 und 1844 zeigen.

Eifen färt dann fort: „Aber fchon in der 8. Ausgabe hat Heyfe dife Schreibart widerum befeitigt, um zu der Radloffchen (ſs) überzugehen, die fich denn auch in allen folgenden Ausgaben feiner Grammatik bis auf den heutigen Tag behauptet und fogar die Ere gehabt hat, von der orthographifchen Konferenz mit der kleinen Abänderung dass ſs für ſſ nicht bloß im Auslaute fondern auch vor Konfonanten angewendet werde, als normale Schreibung adoptirt zu werden.“

Die Differenz zwifchen der älteren und neueren Heyfefchen Schreibung ist eine an fich fer unwichtige, rein äußerliche, doch hat die neuere immerhin einen wefentlichen Vorzug vor der älteren.

Der erste Germanist, welcher die Heyfefche Schreibweife annam, war Maßmann, der 1819 Lerer am Gymnafium in Magdeburg gewefen war und 1824 in feinen Erläuterungen zu dem Wessobrunner Gebet die Heyfefche Regel, die er wol in Magdeburg kennen gelernt hatte, anwandte. Doch hat er fie in fpätern Schriften nicht überall festgehalten.

In Bezug auf feine eigene Stellung zu der Schreibung der S-Laute fpricht Eifen fich S. 171 in folgender Weife aus: „Der Verfasser difer Schrift halt fich durch eigene langjärige Praxis für berechtigt fein Urteil über den Gebrauch der S-Laute vorzugsweife mit in die Wagefchale zu legen. Er hat fich beinah 40 Jare mit deutfcher Grammatik und insbefon-

dere mit deutſcher Orthographie beſchäftigt, mit lezterer, weil er ſah, wie ſie im argen lag. Eingehende Studien überzeugten ihn dass hier abſcheuliche Missbräuche ſich eingeſchlichen hatten. Aber nirgends fand er die Schreibung troſtloſer als wo es ſich um die S-Laute handelt. Alles ſchwebte hier nach ſeinem Dafürhalten in der Luft; dabei lagen die verſchidensten Schreibweiſen ſchon damals bunt durcheinander; beſonders waren in jener Zeit die Ungetüme daſſ, Faſſ, Haſſ u. ſ. w. von Magdeburg her im Schwange. Das Verlangen aus diſer bodenloſen Verwirrung herauszukommen trib den Verfasser mit warer Gir zu greifen nach der nhd. Grammatik von Hoffmann, die eben (1839) erſchinen war. Und Gott ſei Dank hier fand er was er ſuchte: eine einfache klare Regel, die auf feſtem wiſſenſchaftlichen Grunde ruht. Nun ward auch die Grimmſche Grammatik hergenommen, die Hoffmanns Regel beſtätigte. 37 Jare ſind vergangen, ſeit der Verfasser diſer Schrift die S-Laute nach dem hiſtoriſchen Prinzipe ſchreibt. Er hat in diſer Schreibung nie gewankt; nie ist die Verſuchung auch nur einen Augenblick an ihn herangetreten zu dem hergebrachten Wirrwarr zurückzukeren, am wenigsten ſeit Herr v. Raumer mit den „Pseudohistorikern", wie er ſie zu nennen pflegt, eine ſpitze Lanze nach der andern gebrochen hat. Im Gegenteil fült er ſich bei diſem hiſtoriſchen Gebrauche der S-Laute ſo wol und ſo geborgen, dass es ihm ungefär zumute ist wie einem Schiffer, der nach langen Irrfarten endlich den ſichern Hafen gefunden hat."

Dem Referenten ist es anders gegangen. Ich habe die Heyſeſche Regel ſchon, wenn ich nicht irre, i. J. 1824 von einem der Söne Heyſes, meinem damaligen Mitſchüler, kennen und ſchätzen gelernt; es ist dis eine meiner frühen Jugenderinnerungen, und ich habe es ſtets bedauert dass der Fortſchritt, der ſich hauptſächlich an Heyſes Namen knüpft, der erste Eck- und Fundamentalſtein für eine bessere Geſtaltung unſerer Schreibung, bei den Schulbehörden der Provinz Sachsen, bzw. meiner Vaterſtadt Magdeburg, nicht hinreichenden Schutz gefunden hat gegen allerhand Gegenbeſtrebungen ſolcher, die ſich nicht zu einem Verſtändnis diſes Fortſchrittes durchgearbeitet haben.

In den Magdeburger Schulen hat die Heyſeſche Regel vilfach Widerſtand gefunden; villeicht nirgends ſo wie dort haben ſich ſelbst Lerer derſelben Anſtalt auf diſem Gebiete bekämpft. Neben Hoffmanns Vorgehen hat namentlich auf einen Teil der Lererwelt verwirrend eingewirkt, dass der einflussreiche Wilhelm Wackernagel in ſeinen in Fraktur gedruckten Büchern über Pompeji (1849), Sevilla (1854), deutſche Glasmalerei (1855) auf die äußerst mangelhafte vorgottſchedſche Schreibung der S-Laute zurückgegangen ist. So lagen, abgeſehen von zuerst durch Wolke angeregten Beſtrebungen, die ſpäter Rumpelt weiter entwickelte, fünf Schreibweiſen: die vorgottſchedſche, die Gottſched-Adelungſche, die altheyſeſche, die neuheyſeſche und die Grimms aus der Periode von 1822 bis 1832, fortwärend in Hader, und in vilen Familien hat der Streit lange eine eingreifende Rolle geſpilt, indem die Kinder je nach der Schule, die ſie beſuchten, oder der Klasse, in der ſie gerade ſaßen, immer wider eine andere Schreibung der S-Laute annemen ſollten.

So freudig wir die Erhaltung des ß nach der ſogenanten Heyſeſchen Regel, d. i. nach betontem langem Vokal oder Diphthongen, begrüßen, ſo wenig können wir der Aufrechterhaltung des ß in den übrigen Fällen, wo der Laut des dentalen (marginalen) ß bereits ſeit ca. 500 Jaren in den des alveolaren s übergegangen ist, zuſtimmen, und wir glauben nicht dass hier die Rekonſtrukzion des ß durchfürbar ist. Die Aufname der Heyſeſchen Regel wurde ſeit 1849 ein weſentlicher Fortſchritt der Stolzeſchen Stenographie.

Der Grund weshalb die ſog. Heyſeſche Regel ſo vilfachen Widerſpruch gefunden hat, ligt zum großen Teil wol darin, dass Heyſe ſelbst eine ſtreng wiſſenſchaftliche Erklärung für dieſelbe noch nicht zu geben vermochte.

Ich habe mich bemüht in meiner Abhandlung über die Phyfiologie der S-Laute 1862 (Herrigs Archiv Bd. 32) zum ersten Male eine folche zu geben.

Unfer ß ist nahe gleich H. Sweets *outer s* (A Handbook of Phonetics § 112) = fpan. c und z in parecer, ciudad, razon.

Dass Eifen von den drei Bezeichnungen des Dentallautes: ß, fs und sz dem ersteren den Vorzug gibt, müssen wir in jeder Beziehung billigen, und fo hoffen wir dass auch dife Schrift, trotz ires oppofizionellen Inhaltes, dazu beitragen werde, dass uns das ß erhalten bleibe und dass in der fchwirigen Aufgabe einer fprachrichtigen Bezeichnung der S-Laute die richtige Einficht werde gewonnen werden und dass das richtige den Sig erringen werde.

In Bezug auf die Entftehung des Zeichens ß muss ich hier noch eine Bemerkung machen. Der Verfasser meint gegen Raumer, der es aus ſ und ʒ ableitet, dass es direkt aus ʒ entftanden fei. Das war Schmellers Anficht; auch ich habe fie eine Zeit lang geteilt; allein ein näheres Eingehen auf die Sache hat mir gezeigt, dass dife Anficht nicht haltbar ist. Es ist hierbei namentlich zu beachten, dass das Fraktur-ß und das lat. ß verfchidenen graphifchen Urfprung haben: das erstere ist aus ſʒ, das leztere aus fs entftanden. Es bedeutete aber ß von vorn herein nicht eine lautliche Zufammenfetzung von ſ und ʒ, fondern es war nur ein Hilfsmittel, um einen neuen Laut, der weder ein f noch ein z war und für den das lat. Alphabet kein Zeichen bot, convenzionell zu bezeichnen.

Dife Entftehung des Zeichens ß hat felbst Wilh. Wackernagel, der noch am Schlusse feines Lebens den Laut des mhd. ʒ für unwiderfindbar erklärt hat, in feinen: Sechs Bruchftücken einer Nibelungenhandfchrift, richtig ausgefprochen. Wie fchade dass er den Laut nicht zu finden vermocht hat!

Mit difem ß wurde dann fpäter für den Druck in lat. Lettern ß wegen der Aenlichkeit der Form identifizirt (Vgl. meine Ergebnisse der orthogr. Konferenz). So lange man difen verfchidenen Urfprung von ß und ß nicht beachtete, war es unmöglich fich eine richtige Vorftellung von dem Entwicklungsgange unferer Bezeichnung der S-Laute zu machen.

Eifen ist der Anficht dass unfere heutige Gottfched-Adelungfche Schreibung der S-Laute füglicher die Schottelfche genannt werde. Dem kann ich nicht zuftimmen. Die Unterfcheidung von ß und ss im Inlaut zwifchen Vokalen: große, aber possen, fo natürlich fie auch ist, war im 15. Jarh. fchon fast vollftändig abhanden gekommen. Nur fer wenige Drucker verftanden fie noch gegen Ende des 15. Jarh. Von den Druckern Luthers hatte kein einziger mer eine Anung von dem Unterfchide der einfachen dentalen Spirans ß und der verdoppelten alveolaren Spirans ss. Wärend des 16. Jarh. ging dife Kentnis immer weiter verloren, bis zuerst, fo vil wir wissen, Philipp von Zefen wider ausfprach, dass zwifchen Wörtern wie große und possen zu unterfcheiden fei, one es freilich in feinen zalreichen Schriften festgehalten zu haben. Schottel fchrib nun zwar ab und zu einmal große, aber unmittelbar daneben groffe, und dass er fich von dem Prinzipe der Unterfcheidung irgend eine Vorftellung gemacht habe, davon finden wir bei ihm auch nicht die leifeste Spur einer Andeutung. Im Gegenteil er bezeichnet ß ausdrücklich als verdoppeltes s. S. 216 feiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutfchen Haubtfprache" heißt es:

S, ſ, s, ß.

1. Am Ende des Wortes ſol allemahl das kleine s gebrauchet werden, als Haus, los und nicht Hauſ, loſ, ꝛc.

2. Wann das Stammwort ſein endſtehendes, s, verdoppelt als wird es alſo, ß, geſchrieben, als groß, ſtoß, bloß ꝛc. hier muß ein doppeltes ß ſtehen, weil man

sagt großes, stoßes, erblaßen, und nicht groses, stosen, erblasen, und gehört allen solchen Wörtern der doppelte, ß, zu den Stammlettern.

Schottel hat danach offenbar absolut keine Anung von dem eigentlichen Prinzipe gehabt, welches der Gottsched-Adelungschen Schreibweise zugrunde ligt, und es kann daher durchaus nicht daran gedacht werden, dise nach ihm zu benennen.

Nach diser ausfürlichen Besprechung der Schreibung der S-Laute, um welche sich im wesentlichen die ganze Eisensche Schrift dreht, wollen wir, um nicht allzulang zu sein, nur noch einige kurze Bemerkungen hinzufügen.

Die auch von der Berliner Gymnasialorthographie und von der orthographischen Konferenz beschlossene und von dem amtlichen baierischen Lerbüchlein angenommene Schreibung allmählich hat eine neue Sankzion dadurch erhalten, dass sie uns im Reichsanzeiger in der Thronrede, mit welcher Kaiser Wilhelm am 28. Oct. 1879 den Landtag eröffnet hat, entgegentritt. Auch die Vossische Zeitung schreibt jezt schon meist: allmählich.

Die Schreibung eichen, Eichamt, welche schon zur Zeit des norddeutschen Bundes von dem Direktor der Eichämter, Prof. Förster, angenommen wurde, ist die einzig richtige. Das Wort geht eben nicht auf ahd. eichôn, sondern auf ikôn zurück, vgl. Lexer.

Für die sogen. historische Trennung von i und ie, die auch wir dem jetzigen Zustande gegenüber als einen Fortschritt ansehen, da sie mit den Grundverhältnissen unserer Sprache im innigsten Zusammenhange steht, macht Eisen geltend: 1) wird dadurch reinere Aussprache des organischen ie in dienen, lieben, gießen u. s. w. gewonnen (Grimm Wörterb. I, Sp. LVIII), und 2) tritt das organische *ie* nun wider in seiner sprachlichen Bedeutung hervor, die durch seine vierhundertjärige Vermengung mit den Wörtern, in denen *e* bloß die Denung anzeigt, völlig verwischt wird.

In dem angehängten Wörterverzeichnis ist danach das *ie* auf die Wörter mit altem *iu*, *io*, *ia*, *ie* beschränkt, änlich wie in meinem Wörterbuche von 1855, und in dem Anhange in Schleichers: Die deutsche Sprache, 1863. Störend ist es dass der Verf. ein parmal Wörter wie frieren, zieren, verlieren mit Wörtern mit der Fremdendung *iren* (*ieren*) zusammenstellt.

Jedesfalls sollte auf eine möglichste Beschränkung der nicht sprachlich begründeten *ie* hingearbeitet werden, und vor allem ist zu wünschen dass uns für die Formen gib, gibt, gibst, welche in der Aussprache schwanken, die Schreibung mit einfachem *i* erhalten werde und dass inen auch ergibig, nachgibig sich anschließen.

Der Ersetzung des franz. j = ž durch sch, z. B. pasche für page, kann unmöglich zugestimmt werden. Hier besteht noch eine empfindliche Lücke in unserm Alphabet, auf deren Ausfüllung hinzuarbeiten keine Gelegenheit verpasst werden sollte.

S. 13 werden zwei ältere Fremdwörterbücher von 1571 und 1620 erwänt. Die Namen irer Verfasser sind in Simon Roth und Bernhard Heupold zu berichtigen. Davon an anderer Stelle.

Berlin, im Dec. 1879. G. Michaelis.

Die Metaphern. Studien über den Geist der modernen Sprachen, von Dr. Friedrich Brinkmann, Oberlehrer. I. Bd. Die Thierbilder der Sprache. Bonn, Marcus.

Im Jahre 1870 erschien das erste Kapitel dieses Werkes in diesem „Archiv“ und seitdem hat diese Zeitschrift in grösseren und kleineren Zwischenräumen die übrigen Kapitel gebracht bis zum zehnten, welches sich in dem zweiten Hefte des LVIII. Bandes (Jahrg. 1877) befindet.

Wenn der Verfasser darnach auch voraussetzen durfte, dass die Kreise der Fachgenossen, für welche zunächst die vorliegende Schrift bestimmt ist, mit der Tendenz derselben im Allgemeinen bekannt und vertraut sind, so hat er es um so mehr für zweckmässig gehalten, der systematischen Darstellung eine Einleitung voranzuschicken, um den Plan des gesammten Werkes im Einzelnen darzulegen. Er hat zugleich, um die Abschätzung und Beurtheilung dieses Gesammtplans zu erleichtern, in den Rahmen dieser allgemeinen Uebersicht die Special-Ausführung einzelner Abschnitte als praktische Beispiele eingefügt. So die Charakteristik des Landmanns in die Metaphernbilder der modernen Sprachen und des spanischen Volkstypus in die spanischen Sprüchwörter und Metaphern.

Dem entsprechend beabsichtigt der Verfasser den gesammten Bilderstoff der modernen Sprachen, d. h. der deutschen, englischen, französischen, italienischen und spanischen Sprache nach der folgenden Classification zur Darstellung zu bringen.

I. Metaphern, die sich auf den Menschen und das menschliche Leben beziehen.

In dem Spiegel derselben erscheinen Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst, die politische und Culturgeschichte, das sociale und Privatleben mit seinen Sitten und Gebräuchen, der Mensch mit seinem eigenthümlichen Charakter als Glied eines bestimmten Volkes und Staates, d. h. der Volkscharakter, und der Mensch als solcher, d. h. die Anthropologie.

Es werden hier folgende Themata zur Behandlung gelangen:

1. Das Bild des Menschen als geistig-sinnlichen Naturwesens oder die in der Sprache liegende Anthropologie.

2. Der Mensch als Glied einer Familie; a) das Haus, b) Ehe und Familie, c) Speise und Trank, d) Kleidung, e) Geräthe, f) geselliges Leben, Vergnügungen und Spiele.

3. Der Mensch als Mitglied einer Standes- und Berufsgenossenschaft; a) der Ackerbau, Bauer und Adel, b) Kaufleute und Industrielle, c) Handwerker, d) Künstler und Gelehrte, e) Beamte.

4. Der Mensch als Mitglied des Staates; a) Erinnerungen an das Lehns- und Ritterwesen, b) das Kriegswesen, c) das Rechtswesen, d) Verwaltung: Münzwesen, Post, Finanzen, Steuer, Zoll, Strassen u. s. w.

5. Der Mensch als Mitglied einer religiösen Genossenschaft.

Es werden hier die Metaphern in Betreff der Kirche, der kirchlichen Zustände in Handlungen des Glaubens und Aberglaubens zur Besprechung kommen.

Die Hauptfragen, welche hier zur Erledigung vorliegen, sind die folgenden:

Wie spricht sich in den Metaphern der Sprache die Natur des Menschen und das ganze so mannigfach gegliederte Leben des Menschen aus?

Wie zeichnet sich in den Metaphern der Volkscharakter?

Wie der Charakter des Schriftstellers in den ihm eigenthümlich und individuell angehörigen Metaphern?

Um nun zu zeigen, in welcher Weise die Ausführung dieses Abschnittes sich zu gestalten hat, giebt er die folgenden Beispiele, nämlich:

1. Eine Uebersicht der Metaphern, welche die verschiedenen Theile des menschlichen Körpers betreffen, also das Bild des leiblichen Menschen in den Metaphern der modernen Sprache enthalten. S. 180.

2. Das Charakterbild der spanischen Nation aus den Metaphern der spanischen Sprache. S. 130 und endlich

3. Eine übersichtliche Skizze über die Art und Weise, in welcher Calderon, Shakespeare und Byron die classischen und romantischen französischen Dichter, sowie Jean Paul und Goethe die Metaphern gebrauchen, um ihre dichterischen Intentionen zu verwirklichen. S. 121.

4. Ein Bild des Bauern, wie es sich in den Metaphern der erwähnten modernen Sprachen darstellt. S. 130.

II. Metaphern, welche sich auf die Aussenwelt beziehen.

1. Die Thierwelt.

2. Die Pflanzenwelt.

3. Die unorganische Natur: a) Metalle, Gesteine, Erde; b) Berg, Thal, Ebene; c) Wasser, Meer, Seen, Flüsse, Bäche, Quellen — Luft, Nebel, Wolken, Regen.

4. Naturerscheinungen: Wärme, Licht, Feuer (Sonne, Gestirne u. s. w.).

Es wird hier die Frage beantwortet werden: unter welchen Charakteren erscheinen die verschiedenen Theile der Aussenwelt in der Sprache? Die systematische Darstellung der Metaphern hat der Autor mit den Thierbildern der Sprache begonnen. In dem jetzt vorliegenden Band sind zunächst die Hausthiere behandelt. Derselbe giebt die sprachliche Charakteristik des Hundes, Pferdes, Esels, Maulthiers — des Rindes, Schafes, Schweines, der Ziege und Katze — des Hahns und Huhns, der Gans, Ente, Taube und Biene, des Truthahns, Pfaus und Schwans.

Den Schluss der systematischen Darstellung wird

IV. eine Phraseologie der Metaphern ausmachen. Dieselbe hat zur Aufgabe, die eigenthümlichen Redensarten des Griechischen, Lateinischen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen und Deutschen, nach dem deutschen Ausdruck alphabetisch zusammenzustellen.

Diese Phraseologie bietet einen beträchtlichen Theil des systematisch gegebenen Stoffes, zusammengeordnet mit den wichtigeren metaphorischen Redensarten (geflügelten Worten), welche dort keinen Platz gefunden haben.

Neben der praktischen Bestimmung als Register, dient dieselbe vorzugsweise dazu, die Verschiedenheit und Aehnlichkeit der Bilder, welche die verschiedenen Sprachen zum Ausdruck eines und desselben Gedankens gebrauchen, hervorzuheben und nach ästhetischen, psychologischen und culturhistorischen Gesichtspunkten zu beleuchten.

Während in der systematischen Darstellung das einzelne, jedes Mal vorliegende Bild analysirt wird, um die Verbindungskette zwischen ihm und der Metapher aufzufinden, soll die „Phraseologie" die dort behandelten Bilder der einzelnen Sprachen für denselben Gedanken zusammenstellen, — die eine Metapher mit der anderen vergleichen und nach dem Massstab der anderen beurtheilen.

Auf diese Weise ist das Gesammtgebiet der Metapher in zwiefacher Richtung durchforscht; nämlich von der Wurzel des sinnlichen Ausdrucks bis hinauf zu dem in die Metapher gehüllten geistigen Inhalt und sodann das gegenseitige Verhältniss, in welchem die nebeneinander vorhandenen Metaphern mit- oder gegeneinander stehen.

Ein besonderes Interesse und eine Bereicherung des betreffenden Gebietes der Sprachwissenschaft gewährt die Reihe der Untersuchungen, welche der Autor über das Wesen und die sprachliche Verbreitung der Metaphern angestellt hat.

Um das Wesen der Metapher zu erläutern, knüpft derselbe an die schon zu den Zeiten Cicero's und Quintilian's festgestellte und seitdem nur variirte Definition „des abgekürzten Gleichnisses" an; er geht sodann dazu über, die Stellung der Metapher auf dem Gesammtgebiete der bildlichen Ausdrücke (Gleichniss oder Vergleich — Metapher — Allegorie) näher zu präcisiren.

Die allmälige Entwicklung und der Fortschritt der Sprache von der Bezeichnung sinnlicher Gegenstände zum Ausdruck des Uebersinnlichen und Geistigen wiederholt sich noch heute täglich in der Stufenfolge, in welcher die Kinder die schon fertige Sprache sich aneignen. Es sind dieselben Gesetze, welche die ursprüngliche Entstehung und Fortbildung der Sprache

sowie die Erlernung derselben durch die heranwachsenden Geschlechter regeln.

Von der Wahrnehmung und der Namengebung der sinnlichen Gegenstände der Erscheinungswelt, welche den ersten und Grundbestandtheil der Sprache bilden, geht, wie die Gesammtheit des Volkes, so auch der Einzelne aus. Erst bei fortschreitender Entwicklung eröffnet sich beiden das Gebiet des geistigen Lebens, und sie gelangen dazu, in sich gehend und sich zu ihrem eigenen Ich zurückwendend, die intellectuellen Erscheinungen mehr oder weniger deutlich zu erfassen.

Die Ausdehnung und Erweiterung des geistigen Lebens geschieht in und mit der Sprache zugleich, und zwar in so prägnanter Weise, dass die Armuth und der Reichthum an Worten wie für die Völker so für den Einzelnen den Massstab ihres Bildungsgrades bekundet.

In welchem Masse dies der Fall ist, darüber geben die von M. Müller in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache gemachten Angaben eine anschauliche Auskunft.

Nach denselben haben die Tagelöhner eines Kirchensprengels in England nicht mehr als 300 Wörter in ihrem Wörterbuch, während ein wohlerzogener Engländer, der die Universität besucht hat, seine Bibel, den Shakespeare und die „Times“ liest, im Gespräch 3000 bis 4000 Wörter anwendet. Wer als strenger Denker, sorgfältiger Stylist oder beredter Redner in der Wahl seiner Ausdrücke mit besonderer Umsicht zu Werke geht, wird über einen Schatz von 10,000 Wörtern gebieten. Shakespeare, welcher wahrscheinlich eine grössere Mannigfaltigkeit von Wörtern als irgend ein anderer Schriftsteller entfaltet, hat alle seine Dramen mit nicht mehr als 15,000 Worten verfasst.

Die Vermehrung des Wortvorraths hält jedoch mit der Steigerung des geistigen Lebens der Völker nicht gleichen Schritt. Nicht für jeden neuen Gedanken bildet die Sprache ein neues Wort; sie erhebt vielmehr die schon vorhandenen Worte aus dem niederen Gebiet des sinnlichen in das höhere des geistigen Lebens, und verfährt hierbei nach dem Gesetze der inneren Aehnlichkeit oder Verwandtschaft zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und der geistigen Anschauung. So entsteht der bildliche Charakter der Sprache.

Um den neuen Phänomenen seiner Erkenntniss und seiner Seele Ausdruck zu geben, führt die Analogie den menschlichen Geist dazu, die Zeichen, welche er schon besitzt, mit den Zeichen, welche er sucht, in Verbindung zu bringen. In diesem, stets sich von neuem reproducirenden Sprachprocess der Vergleichung bezeichnen die vorgenannten drei typischen Ausdrücke ebenso viele verschiedene Stationen, auf welchen der bildliche Ausdruck und der darunter vorgestellte Begriff jedesmal eine verschiedene Stellung zu einander haben.

Während die Vergleichung die verglichenen Gegenstände ausdrücklich nebeneinander stellt und in der Regel mit der vergleichenden Copula „so“ „wie“ oder „gleich“ verbindet, tritt bei der Metapher der sinnliche, für die Einbildungskraft anschaulichere Begriff für den minder anschaulicheren unmittelbar ein. Sie charakterisirt sich daher als eine abgekürzte, unmittelbare, concentrirte und zusammengezogene Vergleichung, eine auf Grund der Aehnlichkeit zweier Begriffe gemachte Uebertragung des Namens des einen auf den anderen. So Lorber für Ruhm, Scepter für Herrscher.

Die Metapher ist von dem Gleichniss dadurch unterschieden, dass ein Begriff nicht blos mit dem anderen verglichen, sondern geradezu nach ihm benannt und so durch ihn vertreten wird. Der metaphorische Ausdruck eines Gedankens ist daher nur zum Theil Bild, zum anderen Theil eigentlicher Ausdruck; er hat eine Doppelnatur und enthält die Verbindung eines geistigen und eines sinnlichen Elements — also ein Bild durch sich selbst.

Die Allegorie endlich unterscheidet sich von der Metapher dadurch,

dass dieselbe ein aus einem oder mehreren Sätzen bestehender, aber in allen seinen Theilen durchaus bildlicher Ausdruck ist. Ein Gedanke wird durch einen ähnlichen Gedanken als Bild ausgedrückt, ohne dass sich dieser durch seinen Ausdruck als Bild zu erkennen giebt. Die Worte sagen von Anfang an bis zu Ende etwas Anderes aus, als sie meinen.

Die Allegorie ist daher eine durch verschiedene Momente durchgeführte Metapher, welche in der Art versteckt ist, dass sie den verglichenen Gegenstand verschweigt und räthselartig errathen lässt.

Während also bei dem Gleichniss Bild und Gedanke nebeneinander gestellt, bei der Metapher beide Elemente zu einem Doppelausdruck in sich verbunden werden, unterdrückt das Bilderräthsel der Allegorie den Gedanken ganz und lässt ihn nur errathen.

Die Metapher ist deshalb die vollkommenste Gestalt der bildlichen Sprachformen.

In welcher Weise der metaphorische Ausdruck in der Sprache zur Anwendung gelangt, darüber giebt der Verfasser eine ebenso vollständige als durch Reihe von Beispielen veranschaulichte Auskunft. Nach der Natur und Beschaffenheit des Bildes und des darunter vorgestellten Begriffs theilt er die metaphorischen Ausdrücke in vier Hauptgruppen, indem beide materiell oder immateriell sein können. Es ergeben sich hieraus eine Reihe verschiedener Combinationen oder Arten, welche in dem nachfolgenden Schema präcisirt sind.

I. Beide — Begriff und Bild — gehören der Sinnenwelt an und zwar wird gesetzt a) Lebloses für Lebloses. (Er lässt der Flotte die Zügel schiessen.) b) Belebtes für Lebloses. Das Gerüst zum Aufziehen schwerer Güter wird nach der Aehnlichkeit mit dem Kranich mit dem Namen Krahn bezeichnet. c) Belebtes für Belebtes und d) Unbelebtes für Belebtes. So nennt Calderon den Garten ein Meer von Blumen, den Vogel eine befiederte Blume, den Fisch einen Kahn mit Schuppen, den Bach eine silberne Schlange.

II. Das Bild ist sinnlich, das darunter Vorgestellte unsinnlicher Natur; die versinnlichende Metapher a) abstrakte Begriffe (des Lebens Mai — für „Jugend“ — blüht einmal). b) Personen (Komm', du Blume der Ritterschaft).

III. Das Bild ist unsinnlich, das dadurch Vertretene sinnlicher Natur. Die vergeistigende Metapher, welche einem materiellen Gegenstand menschlicher Gedanken Empfindungen, Eigenschaften oder Handlungen beilegt.

Ein tödtliches Geschoss wird unbarmherzig, ein See lächelnd, zum Bade einladend genannt.

IV. Beide sind unsinnlicher Natur. Indem hier beide Begriffe immaterieller Natur sind, steht das Bild meistentheils der Sinnenwelt näher, als der eigentliche Begriff. Die Metapher hat daher wesentlich einen versinnlichenden Charakter.

Derselbe tritt in dem folgenden Gedicht besonders klar und abgerundet hervor:

Einsamkeit des Dichters Braut,
Mutter Natur ihn so gross anschaut,
Geschichte der Ahnfrau hebt ihn hinauf
Ueber des gemeinen Lebens Lauf.

An die vorstehende Uebersicht der verschiedenen Arten der Metaphern schliesst der Autor die Erörterung der sprachlichen Formen an, in denen dieselben sowohl als Bestandtheil des einfachen als des zusammengesetzten, mehrfach gegliederten Satzes auftreten. Es ergiebt sich aus der in alle Specialitäten eingehenden und stets durch Beispiele belegten Er-

örterung, dass von der einfachsten Wortfügung an bis zur complicirtesten Architektonik des mehrfachen Satzes es keinen Redetheil und kein syntaktisches Gebilde giebt, welches nicht als Form von Metaphern Anwendung findet. Die Metapher tritt in den verschiedensten Wandlungen auf: als Substantiv, Adjectiv, Verbum, Präposition und Adverbum — in den verschiedenen grammatischen Formen des Genitiv, als Apposition und Anrede, als Subject und Object, endlich als Relativ-, Conjunctional- und Comparativ-Satz.

Aber die Gestaltungskraft der Metapher ist nicht auf die einzelnen syntaktischen Gliederungen beschränkt; über dieselben hinaus erhebt sie sich in die Region der epischen Poesie selbst und tritt als Bildnerin auf dem Gebiet derjenigen epischen Dichtungsarten auf, welche als Träger bestimmter didaktischer Gedanken entstanden sind: der Fabel, Paramythie und Parabel.

Wenn es stets als die Aufgabe aller Kunst, so auch der Poesie betrachtet ist, das Wirkliche in ein Bild zu verwandeln, so sind es gerade die Metaphern, welche in der Dichtung diese Mission erfüllen.

Ein Hauptreiz der Poesie liegt gerade in treffenden Vergleichen und glücklichen Beiwörtern, die mit wenigen hingeworfenen Pinselstrichen den ganzen Gegenstand malen und anschaulich vergegenwärtigen.

Die Fabel, Paramythie und Parabel stimmen darin überein, dass allen Dreien eine lehrhafte Absicht zu Grunde liegt; die erstere hüllt eine praktische Lebensregel in die aus der Thiersage entstandene Thiererzählung; die beiden letzteren bilden das Gewand für höhere Wahrheiten des religiösen und sittlichen Lebens.

Die Parabel entnimmt ihren Bildercyklus aus der Welt der menschlichen Thätigkeit, während in der von Herder neu geschaffenen Paramythie mythische oder Göttergestalten auftreten.

Keine lehrhafte Absicht hat endlich die dritte, oben erwähnte typische Gestaltung der Allegorie. Dieselbe malt Zustände und giebt aus bildlichen Ausdrücken bestehende Beschreibungen. Sie tritt namentlich als Personendichtung auf, indem sie nicht nur sinnlich wahrnehmbare Dinge und Naturerscheinungen, sondern auch abstracte Begriffe personificirt und redend wie handelnd einführt.

Indem wir uns vorbehalten auf Einzelheiten der von dem Autor gefundenen Resultate seiner Metapherstudien später einzugehen, schliessen wir dies Referat mit einer Uebersicht der in den Zeitungen darüber veröffentlichten Besprechungen.

Es liegen uns in dieser Beziehung die betreffenden Artikel aus der Kölnischen, Vossischen, Frankfurter und Norddeutschen Zeitung, sowie der Hamburger Reform, der Allg. lit. Correspondenz und dem Literarischen Centralblatt, der Deutschen Rundschau, der Rivista Europea und The Academy vor.

Alle diese Stimmen der Presse stimmen in der Wichtigkeit und Verdienstlichkeit des von dem Autor begonnenen sprachwissenschaftlichen Unternehmens überein und wünschen demselben einen gesicherten Fortgang, durchschlagenden Erfolg und allgemeine Verbreitung. Die Referate constatiren durch die Wärme ihrer Abfassung und die eingehende und ausführliche Darstellung des Inhalts das sachliche Interesse, welches die Referenten dem Werke zugewandt haben.

Wir gestatten uns in dieser Beziehung aus der Anzeige eines ausländischen Blattes, der „Rivista Europea“ 1878, S. 781—782, die folgende Stelle anzuführen:

„Dieses Buch, die Frucht eines umfangreichen und langen, ermüdenden Studiums, bildet den ersten Theil eines weitläufigen Werkes, welches wir gern fortgesetzt und bis zum Schluss geführt sehen würden, da es bestimmt ist, eine bedeutende Stellung in der Sprachliteratur unseres Jahrhun-

derts einzunehmen und unserer Schule einen Weg für die vergleichende Philosophie zu eröffnen. Schon seit langer Zeit klagen die Philologen, dass jener Theil, welcher von der Bedeutungslehre handelt, in unserer Grammatik und in unseren Wörterbüchern fehlt. Solche Klagen hörten wir wiederholt von Freund, Fuchs, Förstemann u. v. A. Der Professor Brinkmann nahm sich vor, solche Lücke auszufüllen, beobachtend, welch ein wichtiger Theil die Veränderungen der Bedeutungslehre sind. Er unternahm eine rationelle Darstellung der Metapher oder wie er sich anderswo ausdrückt, eine Philosophie der Metapher. Das Unternehmen ist in Wahrheit grossartig. Das Buch von Brinkmann ist nicht nur von höchster Wichtigkeit, sondern unerlässlich für jeden Philologen; auch jeder gebildete Leser, der nicht Philologe ist, wird darin Belehrung und Unterhaltung finden."

Wenn das Mass der Anerkennung und Würdigung, welches diese Zeitschrift dem vorliegenden Werke des Autors entgegenbringt, sich aus der Thatsache hinlänglich ergiebt, dass dieselbe die einzelnen Abschnitte desselben nach und nach veröffentlicht hat, so können wir uns in dieser Beziehung jeder weiteren Empfehlung enthalten. Um so mehr aber erachten wir es für unsere Pflicht die Fachblätter auf dies bahnbrechende und für die theoretische Erkenntniss wie die praktische Anwendung der modernen Sprachen gleich bedeutungsvolle Werk noch besonders aufmerksam zu machen und sie zu ersuchen, in dem gemeinsamen Interesse, dasselbe einer eingehenden Besprechung zu unterziehen und auf diesem Wege zu seiner Verbreitung und Kenntniss innerhalb der Kreise der Fachgenossen und berufenen Vertreter der modernen Philologie beizutragen. Denn nur durch eine derartige Mitwirkung wird es dem Autor möglich gemacht, das grosse Unternehmen, welchem er die Studien seines Lebens gewidmet hat, fortzuführen und zu Ende zu bringen. Aus diesem Grunde können wir auch nicht umhin, den mit der Pflege der modernen Sprachen betrauten höheren Verwaltungsbehörden gegenüber die Bitte auszusprechen, das vorliegende Werk auch Ihrerseits einer besonderen sachlichen Prüfung durch competente Autoritäten unterziehen zu lassen und nach deren Ausfall dem Verfasser die zur Vollendung desselben nöthige Förderung zu gewähren. C. Z.

Abriss der mittelhochdeutschen Laut- und Flexionslehre zum Schulgebrauche. Von E. Bernhardt, Professor am Gymnasium zu Erfurt. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1879. VI u. 30 Seiten kl. 8°.

Mit diesem Werkchen wird dem Lehrer wie dem Schüler ein Leitfaden von 49 Paragraphen in die Hand gegeben, welcher einen gedrängten Auszug aus Weinhold's mittelhochdeutscher Grammatik und aus Schleicher's Abhandlung über die deutsche Sprache enthält. Der durch seine Ulfilas-Forschungen bekannte Herausgeber (vgl. Wissenschaftl. Monatsblatt VI, p. 79) ist sich der Mängel der bereits vorhandenen ähnlichen Uebersichten wohl bewusst. Das Büchlein bietet insofern einen Fortschritt gegen seine Vorgänger, als es auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung steht und praktischer, übersichtlicher und knapper gehalten ist als Koberstein-Schade's 1878 in vierter Auflage erschienene Laut- und Flexionslehre der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Sprache. Ausser der Laut- und Flexionslehre wird von B. noch als werthvolle Beigabe im Anhange Seite 27—30 eine kurze Lehre vom mittelhochdeutschen Versbau und der Nibelungenstrophe gegeben. Kurz, der Abriss ist für praktische Schulzwecke sehr brauchbar und jedem Lehrer des Deutschen zu empfehlen. R.

Adolf Gaspary, Die sicilianische Dichterschule des dreizehnten Jahrhunderts. Berlin 1878. IV u. 232 S.

Den Stoff seiner Untersuchungen hat der Verf. in folgende vier Abschnitte getheilt: Entstehung und Charakter der ältesten italienischen Lyrik, Einfluss der provenzalischen Poesie, Befreiung vom provenzalischen Einfluss, die Sprache. Sicilianische Dichtung heisst jene alte vor Dante's Zeit entstandene italienische, wie Dante de vulg. el. I, 12 sagt, nicht anders sind seine Worte zu verstehen, und eben dieser sogenannten sicilianischen Dichtung wird von ihm purg. XXIV, 55 der stil nuovo als die seiner Zeit entgegen gesetzt. Nach dieser richtigen Umgrenzung seines Feldes, welches also keineswegs nur sicilische Dichter umfasst, zeigt der Verf. kurz, wie wenig Sicheres wir von den hierher gehörigen Verfassern wissen, um dann schon hier im ersten Abschnitte dem eigentlichen Gegenstande des zweiten, zum Theil auch dritten, sich zuzuwenden, nämlich von der grossen Abhängigkeit und Unselbständigkeit dieser Dichter den Provenzalen gegenüber und damit von ihrem geringen dichterischen Werthe zu reden. Mir sind solche Prüfungen und Zersetzungen mit fortwährender fleissigster Heranziehung von Stellen aus provenzalischen Dichtern als ein treffliches Mittel zum Verständniss der einzelnen Fälle wie der ganzen Zeit und Dichtungsart etwas äusserst Angenehmes und eine nicht unwürdige Fortsetzung von Nannucci's Betrachtungsweise, von dem wir heute noch viel zu lernen haben und über welchen geringschätzig zu reden, wo wir einmal über ihn hinausdringen, keinem wohl ansteht. Dass es aber sehr schwer ist bei einem solchen Unternehmen einer Dichtung gerecht zu werden, sie nicht ungerechter Weise als schwach und werthlos aufzufassen, das haben ähnliche Arbeiten wie z. B. auch an Vergil schon oft gezeigt, und mag ich in die hier sich findenden Tadel auf die von Anfang an greisenhafte klägliche Poesie durchaus nicht einstimmen. Dass gewisse Fälle von Uebereinstimmung durch die allgemeine damalige Bildung und Gelehrsamkeit sich erklären, ist dem Verf. selbst nicht ganz entgangen, und so bin ich gewiss, dass noch vieles als aus gemeinsamer Quelle stammend nachweisbar ist. Auch füge ich hinzu, dass, wenn ich einen solchen Beweis nicht antrete und wenn die Abhängigkeit wirklich überall richtig wäre, dann die Erbärmlichkeit des Ganzen durchaus noch nicht feststünde, da Dichtung, zumal Kunstdichtung, in wesentlichen Stücken auf Nachahmung und Studium hinauskommt und weiterdringende Forschung selbst für einen Dante immer neue Quellen entdeckt. In der guten Verwebung zum Ganzen liegt mehr als im Einzelnen der Werth einer Dichtung sowie in Handhabung der Sprach- und Satzform und des Versbaues. Auch in der Prüfung der sprachlichen Fragen ist dem Verf. treffliche Sachkenntniss, sorgfaltigste Heranziehung und Beleuchtung anderer Ansichten nachzurühmen, so dass manches bei ihm zu lernen ist. Dagegen fehlt meines Erachtens zum Theil abschliessendes Urtheil. So wird die Frage, ob wir hier sicilische oder toscanische oder gemachte Literarsprache haben, nicht deutlich gelöst, welche, denke ich, zu Gunsten Dante's zu entscheiden war. Der Grund, würde ich sagen, ist die sicilische, süditalische Sprache; sieht manches wie toscanisch aus, so kommt dies daher, dass die Dichter zur Veredelung derselben das Latein als Richtschnur anlegten und so Toscanisches herstellten. Daher, meine ich, die Seltenheit von cchiù, ciumi, daher die Zurückdrängung der auslautenden i und u, da namentlich letzteres im classischen Latein selten ist. Für die Schätzung der schwierigen Formen und Reime wiederum, sieht man noch zu wenig, wird durch Heranziehung des Classischen nicht immer viel geleistet. So ist die Frage nach Länge und Kürze der Silben oft von zweifelhaftem Werthe, wie die Abweichungen in alterthümlichen und mittelalterlichen Versen zeigen. Unerwartetes Diphthongiren mit i wie in aigua mei tei (= me te) ist, wie ich öfter gezeigt, mit denselben Erscheinungen des Alterthums zusammenzubrin-

gen als Saeturnus für Saturnus, coiro coero für curo, oino oenus für unus, mehe oder mehi für me. Perfecta auf vi hält der Verf. mit Recht für sicilisch, will nur Dante's audivi inf. XXVI, 78 für Latinismus erklären, was aber gewiss auch auf Sicilien und Unteritalien zurückzuführen ist, so gut wie este für è lat. est bei ihm sicilisch oder vielleicht toscanisch ist. War der Verf. zu geneigt im Gedanken Abhängigkeit der Dichter von den Provenzalen anzunehmen, so ist ihm auf sprachlichem Gebiete dieser Vorwurf nicht zu machen. Mit Recht trägt er Bedenken, ob manto für molto französisch-provenzalischer Herkunft sei, wie Diez sagt (Et. Wb. II, 366), theils weil Guittone mehrfach tamanto für tanto und Ristoro d'Arezzo auch camanto für quanto hat, theils weil manto auch neutral und adverbial steht. Dass Nannucci mit seinem Haupterklärungsmittel von den Uebergängen der Verba in andere Conjugationsclassen (essere sere sire sare) manchmal zu viel macht, glaube ich wohl, doch möchte ich deshalb nicht geringschätzig von diesem Mittel gesprochen wissen. Es war dies vielmehr ein grosser Fortschritt über frühere, zum Theil noch heutige, wunderliche Annahmen von Vocalwechsel hinaus. So mag ich auch dies Mittelchen nicht gegen unseres Verfs. Erklärung vertauschen, dass man über Imperfecta in ia statt ea wie avia hinauskomme durch Vergleichung von Dio mio mia statt lat. Deus meus mea. Denn mius 'mein' ist auch lateinisch und schon recht alt, wie in jener Scipioneninschrift mieis moribus accumulavi, und Dio hat lat. divus divinus inschriftliches dinus hinter sich. Und sollte dieser Einwurf nicht gelten, wo bleiben denn die vom Verf. übergangenen credavate sapavamcelo (s. m. Besprechung von Bozzo's Decamerone in der Jen. Litt. Z.)? Uebrigens dürfte es für die hier vom Verf. geführte Untersuchung wichtig gewesen sein, wenn er nicht immer nur von sicilianischer Mundart, sondern auch von sicilianischen Mundarten gesprochen und danach geschieden noch hätte. So ist (S. 148) zu ricevimo sic. ricivemu aber in den Chroniken des 14. Jahrh. ricivimu auf Avolio's Nachricht über die Mundart von Noto (Canti pop. di Noto p. 20) zu verweisen, nach welcher heute es heisst virìmo facìmo im Gebiete von Noto, nicht in Noto selbst, im 16. Jahrhundert aber wahrscheinlich noch in Noto selbst, da Pugliesi solche Formen hat.

H. Michaelis, Dizionario completo italiano-tedesco e tedesco-italiano, parte prima: italiano-tedesco. Vollständiges Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache, erster Theil: Italienisch-Deutsch. Leipzig 1879. X u. 640 S.

Das italienisch-deutsche Wörterbuch von H. Michaelis ist das reiche Ergebniss von einem fleissigen Zusammentragen aus vielen und trefflichen Quellen. Die besten bisher vorliegenden Wörterbücher und lexicalischen Arbeiten sind frei und selbständig benutzt und eine reiche Sammlung aus eigener Forschung in Schriften der verschiedensten Art, als unter anderen auch Reisehandbüchern, Anweisungen für Färber, Bäcker u. s. w., Zeitungen, Parlamentsverhandlungen (diese letztere durch eine besondere Beihülfe von C. Goldbeck) machen das Werk zu einem gelungenen, zu dem was es sein soll und will. Der Zweck des Buches ist nämlich nicht sowohl dem Sprachforscher hülfreich zur Hand zu gehen durch Alterthümliches, durch Etymologisches, durch Untersuchungen von Untersuchungen der Gelehrten, sondern dem dringenden Nothstande einmal ernstlich Abhülfe zu schaffen, welchen jeder empfindet, der des Italienischen viel oder wenig kundig beim Lesen von in dieser reichen unerschöpflichen im vollsten Sinne des Wortes lebenden Sprache verfassten Schriften in die Lage kommt, ein Wörterbuch, Wörterbücher, eins nach dem anderen, zu Rathe zu ziehen, um schliesslich immer wieder zu gestehen, dass man auf manches, auf vieles, bis zu günstigeren Augenblicken verzichten muss. Wer also Dante und die älteste Literatur Italiens studiren will, etwa über Dante's s'inluia, über abbento bei den

Alten Belehrung wünscht, für den ist dies Buch nicht gemacht, er würde z. B. die eben genannten Sachen hier vergebens suchen. Der eigentliche Zweck desselben ist vielmehr in der neuen und neuesten Literatur und im jetzigen Leben bei jeder Gelegenheit, wenn es möglich wäre, zu helfen, recht selten oder nie den Sucher in einem solchen Falle fortgehen zu lassen mit einem 'das Wort steht gar nicht drin'. Und dieser Zweck ist sehr schön erreicht: ich habe die Freude vieles, was ich erst seit wenigen Jahren kenne, hier zum ersten Male in einem ordentlichen Wörterbuche zu finden, manches auch, was ich noch gar nicht kannte. Den Anstrengungen, welche die Florentiner und Toscaner und die bei ihnen Lernenden in unserer Zeit gemacht haben, der Schriftsprache aus ihrer Quelle neuen Reichthum zuzuführen, ist gebührend Rechnung getragen: über die beceri und ciane u. dgl. findet man hier Aufschluss, freilich ohne Erinnerung an die Quelle oder Heimath. Gewundert habe ich mich daher, dass der hier zu Tage tretenden Emsigkeit das von mir in diesem Archiv LXI, S. 328 (1879) empfohlene Dizionario del vernacolo fiorentino von Pirro Giacchi, freilich ist es von 1878, entgangen ist, und führe zum Beweise, wie nutzbar das Büchelchen für eine zweite Auflage dieses Wörterbuches sein könnte, hier nur aus A an, dass Giacchi aggeggìo betont haben will, dass er neben accordellato ein accordellinato kennt, ferner albino und albanese für trunken, alzare für stehlen, puticchia für Aerger, fare ammiccino für sachte essen, ao für ja gewiss, appalucinato für halbschlafend, dämmernd, in dem ich Anderes, Unwichtigeres aus diesem Buchstaben und das ganze übrige Alphabet der Kürze halber übergehe. Nach den Erinnerungen meiner Reisen ferner und nach meinen Reisehandbüchern fehlt mir sehr corsa für eine bestimmte Fahrstrecke der Droschken und Omnibus; manches auch aus Fornari, Piccolo Carena, als corsello Raum zwischen Bett und Wand, coda und codino die Riemen ähnlichen Stückchen hinten an der Hose des Mannes, welche durch eine Schnalle verbunden werden. Auch G. B. Giuliani's lett. sul viv. linguaggio della Tosc. sollten benutzt sein. In Bezug auf Benutzung der in dem Buche selbst genannten Quellen ist mir als mangelhaft aufgefallen: 'sgherro Schläger Raufer Grosssprecher Eisenfresser', fertig. Ja so etwas steht auch nur bei dem trefflichen Gherardini, bei Jagemann und den kleinen, welche ich zur Hand habe. Nun lese man aber nur diese Stellen von Pellico's Prigioni: E da sorte sì gioconda balzare tra sgherri, passare di carcere in carcere (50); parliamoci a dispetto degli sgherri (62); queste chiavi — non possono d'un onesto caporale qual siete fare un malvagio sgherro (68). Wer merkt nicht, dass der Scherge, der schändliche Diener der Tyrannei gemeint ist und dass uns nur Rigutini Fanfani helfen können, welche sich ganz anders aussprechen: propr. satellite, ma oggi ha senso più ingiurioso: gli sgherri della tirannide del Duca di Modena. Auch berichten sie noch von einer anderen Verwendung desselben Wortes, auf welche ich hier nur als auch bemerkenswerth hingewiesen haben will. Macht man überhaupt mit diesem Wörterbuche in einzelnen Schriftstellern Versuche, so findet man auch noch hier und da Mängel. Ich nehme etwa Machiavelli's istorie fior., so vermisse ich pubblicare confisciren II, 10, capère insieme sich vertragen, ruhig bei einander bleiben II, 12, publica camera Staatsschatz (jetzt depositeria, tesoro) III, 10, circostanze Gegenden VI, 5, porre Halt machen, von einem Heere, VI, 37. Ja es ist eine undankbare schwere Arbeit, ein italienisches Wörterbuch zu machen; zur Vollständigkeit kommt man wohl nie. Doch vergesse ich über solchen Mängeln, wie schon gesagt, den Werth und Reichthum des Buches nicht, empfehle dasselbe vielmehr bestens und erkenne seine Trefflichkeit auch für den an, welcher gerade im älteren Italien sich umsieht, da ja das Neueste und Alte sich recht oft, viel mehr als man glaubt, berührt. Ich brauche nur an das Beiwort rubesto zu erinnern, welches in Giuliani's lettere eine Mutter ihrem kleinen wilden Jungen, Dante dem Gebirgsflusse und dem Erdbeben giebt. Die Anordnung

ist trefflich, so dass in wenigem viel gegeben wird, wozu auch noch der kleine und doch leserliche und hübsche Druck beiträgt.

Eduard Wölfflin, Lateinische und romanische Comparation. Erlangen 1879. VI u. 91 S.

Die Verbindung herzustellen zwischen der Erforschung des alten sowie des classischen Lateins und der romanischen Sprachen ist eine Hauptaufgabe unserer Zeit, und je mehr sie von vielen auf der einen und auf der anderen Seite Stehenden missgünstig und verächtlich angesehen wird, desto grösser muss die Freude über den männlichen Muth der Wenigen sein, welche hier arbeiten. Denn die Zukunft gehört eben dieser Bemühung, gerade wie auch sonst trotz aller Hochachtung vor der Beschränkung das Streben zum Ganzen etwas Hohes ist. Wie schon anderwärts in Artikeln 'über Vulgärlatein', mit welchem Ausdrucke er keinesweges nur spätes, sondern das der edlen Schriftsprache fehlende wenn auch alte meint, so wendet sich Wölfflin auch hier namentlich dem Syntaktischen zu. Der Gegenstand ist wesentlich die eigenthümliche Erscheinung, dass die neue Sprache, insonderheit das Italienische, in Verkleinerungs- und Vergrösserungsendungen stärker auftritt als das Latein, hingegen in dem hiermit doch einigermassen verwandten Compariren sehr arm ist und sich syntaktisch behilft. Die Bildung eines Elativs durch Zweimalsetzen desselben Wortes, piccolo piccolo sehr klein, bel bello ganz sachte, tutto tutto, tutti tutti, möchte der Verf. aus der Bibelsprache herleiten. Gegen diese Möglichkeit ist nichts einzuwenden, doch muss einer Sprache, welche quisquis quidquid quotquot ubiubi utut von Alters her besitzt, eine solche Steigerung und Verallgemeinerung wohl an sich möglich gewesen sein, sollte ich meinen, und scheint es mir gerathen noch auf Seitenstücke zu Commodians instr. 2, 24, 8, Largiri vis ut te quasi malum malum depurges, sowie einigem aus jüngeren Inschriften bei ihm Angeführten, zu warten. Die Fälle von steigernden und mässigenden Zusätzen als bene multum satis parum u. s. w. werden ihrer Art und ihrem Alter nach mit Sorgfalt geprüft. Der Ablativ der Vergleichung wie in me doctior gelehrter als ich wird gegen Reisig Gossrau Madvig Dräger nicht als instrumental, sondern als der des Ausganges (verglichen wird hebr. min = ex) gefasst, mit grosser Wahrscheinlichkeit, zumal so das ital. più ricco di me (von mir ab gerechnet), würde ich sagen, nicht als etwas ganz Neues erscheint. Der Verf., denke ich, tritt ohne Noth sich selbst etwas entgegen, wenn er dies nun auf die Bibelsprache zurückführen will. Gewiss mit Recht glaubt er ferner, dass sich von den Comparativ- und Superlativformen nur die erhielten, welche weniger in ihrem eigentlichen Sinne, sondern als Elative und Positive standen. Man sieht, für das Romanische ist vom Verf. etwas weniger gethan als für das Lateinische, und er selbst sucht dies einigermassen auszugleichen, indem er für bastare eine neue Etymologie, nämlich von pastus vorschlägt mit Vergleichung von sp. harto und lat. fartus und indem er frz. aller auf ambulare zurückführt. Letzteres gefällt mir sehr wohl, obgleich die Sache vielleicht etwas feiner anzufassen ist als mit dem Verf., welcher sagt: ambulare wird amblare. Erstens nämlich glaube ich nicht mit ihm, dass in dem bekannten Ego nolo Florus esse, Ambulare per tabernas, Latitare per popinas, Culices pati rutundos um des Verses willen amblare zu lesen sei, sondern entsprechend plautinischen Messungen ĭn pistrinum, ŭnde wird ăbŭlare zu lesen sein, damit der ionische Anfang dieser Verse gewahrt werde: vgl. auch Ego nolo Caesar esse, Equitare per Britannos, Scythicas pati pruinas. Doch aber konnte ambulare in einer anderen Mundart wohl amlare und allare heissen, wenn, wie ich vermuthe, das Wort nur eine weitere Ausbildung von a(d) am amb (vgl. adurere amburere und statt conurere comburere) durch Ansatz des pronominalen l und die Zeitwortsendungen ist. Man vergleiche

deutsches vor mit deutschem fördern und fordern, lat. traf trah (man setze zu lat. tran-s die umbrischen Formen) mit trahere. Ist dies richtig, so konnte die Präposition ebenso a als am amb und ambu (vgl. das nahe verwandte apu-d) heissen und das Zeitwort ebenso ambulare als amblare amlare allare. Finden wir aber auf anderem, besonders nominalen Gebiete t oder d mit s und l wechselnd, vgl. simul mit dem altlateinischen simitu (mancher vergleicht vielleicht auch lacrima mit δάκρυ, calamitas mit cadamitas u. ä.), so konnte dasselbe Wort auch amdare andare, selbst ohne das d anare (prov. anar), sowie ambudare heissen. Man darf hierbei nicht vergessen, worauf ich schon hingewiesen habe, dass ab von und a(d) zu ursprünglich eins sind, dass der Unterschied der Verwendung ein gemachter ist, welchen die Sprache später einmal wieder aufzugeben ein Recht hatte.

Alart, Études sur l'histoire de quelques mots romans, rana ran ranar randa randar. Revue des langues romanes publiée par la société pour l'étude des langues romanes, troisième série, tome deuxième, no. 7—8. Juillet et août 1879, p. 15 bis 28.

Sagte ich unter Vorigem (Wölfflin, lateinische und romanische Comparation) ein Wort zu Gunsten der Verbindung des Aeltesten und Neuen in der Behandlung grammatischer und etymologischer Fragen, so kann ich schwerlich unterlassen noch ausdrücklich auf einen glänzenden Beleg jenes Wortes aus unseren Tagen aufmerksam zu machen, einen Fall nämlich, in welchem es einem Erforscher romanischer Sprachen geglückt ist, eine Stelle eines lateinischen Denkmals aus dem Alterthume aufzuhellen, welche den Anstrengungen der Alterthumsforschung unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hatte.

Es war keine geringe Freude für die Alterthums- und Geschichtsforscher und insbesondere für die Freunde von lateinischen Inschriften, als im Frühjahre 1876 bei Aljustrel in Portugal in verfallenen alten wieder in Betrieb gesetzten Erzgruben eine grosse Erztafel mit einem ansehnlichen Stücke von einem Gesetze für jenes Bergwerk, metallum Vipascense, nach ziemlich sicherer Schätzung aus dem Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, gefunden war und im Frühjahre 1877 in der Ephemeris epigraphica III, p. 165 ff. nebst aus Portugal durch Soromenho geschickter photographischer Abbildung und mit Besprechung und Deutung Hübner's und Mommsen's sowie auch noch Bücheler's und Anderer veröffentlicht werden konnte. Der Text zum grossen Theil doppelt, nämlich auf beiden Seiten der Platte, also ziemlich gut erhalten, nur mässig lückenhaft durch Verstümmelung der einen Seite, befriedigte in hohem Grade bis auf einige wenige barbarische Ausdrücke und eine Einzelheit in der Gesetzgebung für Bäder, denn auch dieser wird gedacht, welche bei sonstigen Beschreibungen von Bädern sich nicht findet. Es heisst nämlich von dem 'Conductor balinei', er habe für reichliches Wasser zu sorgen in folgenden Worten. Aquam in [balineum (oder alveum) usque ad] summam ranam hypocausti et in labrum tan (Rückseite tam) mulieribus quam viris profluentem recte praestare debeto. Dass die reichliche Fülle mit dem ad summam ranam angedeutet werde, sieht man wohl. Aber wie? Hübner begab sich ans Rathen und schlug vor anzunehmen, es müssten steinerne oder metallene Frösche in dem Becken ziemlich hoch angebracht gewesen sein und bis zu diesen müsste nach diesem Gesetze das Wasser reichen. Flach, welcher in der Revue hist. de droit français et étranger 1878. p. 269 ff. das Denkmal auch nebst Abbildung veröffentlichte, tat jener Erklärung noch hinzu, dass diese Frösche an den Oeffnungen der Einflussröhren gewesen sein möchten. Alart nun in seinem oben genannten Aufsatze erklärt uns, dass auch dies rana zu den in dieser

lex vorkommenden barbarischen Ausdrücken als pittaciarium rutramen umbertumbis zu stellen sei und nicht einen Frosch, sondern was der Sache nach jeder gleich merkt, auch der Form nach bedeute, nämlich den Rand: usque ad summum ranam bis zum oberen Rande. Du Cange und Raynouard kennen nur rana Frosch und rana Rand Umfang fehlt auch in den catalanischen Wörterbüchern. Doch fand es der Verf. in Archiven der Ostpyrenäen häufig und ist überzeugt, dass es dem Altcatalanischen und dem südlichen Frankreich einst eigen war. Er hat nicht wenige Belege, aus denen ich nur wenige hervorhebe. Erstens als Bezeichnung des Fassens flüssiger und schüttbarer Gegenstände. 'En 1371 à Vinçà, en Conflent: I. tineam de royre de rana XXX saumatarum (testament de Guill. Clarà, prêtre: archives de l'hôp. de Vinçà); "une grosse tonne de chêne de rana de trente charges"'. Das wäre also: ein eichenes Fass von der Fassbarkeit von dreissig Lasten. Und so andere Stellen mit vas oder tina oder vixellum, ferner rane oder de rana, ferner IIII saumatarum oder X saumatarum u. s. w. Zweitens ähnlich für Flächenräume. 'En 1376 dans un marché pour la confection d'un rétable pour l'église Sainte-Marie-de-la-Réal de Perpignan: I. retaule aytal e de aytal forma e rana e obrage que es aqueyl de la glesa parroquial de sent Jacme de Perpenya (Arch. dép., notule de Jacq. Molines, 1376) "un rétable tel e de telle forme rana et oeuvre."' Also ein Altarblatt so und von solcher Form und solchem Flächeninhalt und solcher Arbeit als jenes u. s. w. Das Adverbium ferner ran, ran à ran ganz dicht, ganz voll findet sich in catalanischen Wörterbüchern. Und rain ora, vulgo bord hat Du Cange und Littré rain (rin) lisière d'un bois. Daran schliesst sich [Diez Et. Wb. 341] randar abstreichen (ein Mass), randa Rand; prov. a randa, bei Dante a randa a randa dicht daran. Endlich hat der Verf. noch ein ranar (Manuale curie XVI, Arch. dép. B. 420) oder vielmehr renar aus dem 16. Jahrh. als messen, die Ausdehnungen bestimmen.

So weit Alart. Dass dem gegenüber man in der lex metalli Vipascensis auf den Frosch verzichten und den Rand oder Umfang anerkennen muss, ist wohl zweifellos. Aber sehr schwierig dürfte es sein, die Thatsache zu begreifen. In rana Frosch glaubt man wohl den Naturlaut zu hören, wie Ant. de Trueba sagt rra rra rra cantan las ranas. Sollten wir ihn nun lieber nach seinem am Ufer sitzen, nach dem Rande benannt glauben und diese von Alart gezeigte Bedeutung für die älteste halten? Oder soll das Wort unabhängig von dem Froschnamen germanischer Herkunft sein? Unser Rand und Rain (Rand des Ackers) ist gewiss verwandt und Diez a. O. neigt hierzu. Aber hundert oder weniger Jahre nach Christus im Latein ein germanisches Wort? Keltische freilich giebt es auch früher. Sollten wir die irische Präposition rem, ren ante, das Adv. riam antea (Zeuss gr. celt.[2] 613, 641, O'Donovan ir. gr. 306, Windisch kurzgef. ir. Gr. § 242 s. unten) heranziehen und vergleichen ital. proda Ufer, lat. prora Schiffsvordertheil, beide von pro? Der Fundort ist keltischen Erinnerungen nicht fern, wie Hübner a. O. bemerkt. Auch die heutige Mundart von Verona kennt übrigens ein hierher gehöriges a rente dicht an, neben. Ich bringe diese schwierige Frage hier zur Sprache, obgleich ich der Lösung noch fern zu sein glaube.

Bartolomeo Malfatti, Degli idiomi parlati anticamente nel Trentino e dei dialetti odierni. Giornale di filologia romanza diretto da Ern. Monaci. Roma Aprile 1878. S. 119—189.



Den äusseren Anlass zu seinem Aufsatze über die Sprache Trento's nimmt Malfatti von einem Aufsatze Christ. Schneller's Deutsche und Romanen in Süd-Tirol und Venetien in Petermann's Mittheilungen XXIII, 10, 1877. In diesem hat nämlich der um die romanischen Mundarten und

Sagen Welsch-Tirols verdiente Verf. behauptet, Trient sei eine erst in neuerer Zeit dem deutschen Sprachgebiete entrissene Stadt, wogegen nun unser Verf. Malfatti, selbst ein gegenwärtig in Rom weilender Trentiner, seine ausgezeichnete Kenntniss der Sprache und treffliche tiefe Forschung in alten Denkmälern ins Feld führt. Doch treten Streit und Widerlegung in dem Aufsatze derart zurück, dass man erkennt, derselbe ist die Frucht eines längeren Studiums. Die hervortretendsten Beweismittel des Verf. für die Herrschaft romanisch-italienischer und nicht deutscher Sprache in Trient sind folgende. Im codex Wangianus (ed. Rud. Kink, Wien 1852) ist das Latein voller Italianismen: 10 Seiten unseres Aufsatzes sind mit den anziehendsten Proben und Anmerkungen zu denselben angefüllt. Ich hebe hervor asium = agio, welches Du Cange, bemerkt der Verf., nicht hat, während es heute in Trento noch heisst: far el so asi, seinen Vortheil wahrnehmen. Zu vini colati bemerkt der Verf.: colare verbo non s'incontra nel latino letterario, il quale però conosce il sostantivo colatura Il verbo s'usa tuttodì nel Trentino. Aber das Zeitwort fehlt dem Latein doch nicht, da Columella es vom trockenen Durchsieben gebraucht, colatum cribro thymum VII, 8 und ebendort von flüssigem, primo quoque tempore serum percolari. Anziehend ist von Säcken auf einem Saumthiere 'Il bulcias', jenes Dante'sche bolgia und des Lucilius obscönes bulga wiederzufinden. Für des Verf. Sache sind ferner sehr werthvoll die Orts- und Personennamen. Das Statutum Tridentinum in deutscher Sprache im Archiv für österreichische Geschichtsquellen, Wien 1861 (XXVI) wird dann ziemlich glücklich als eine schwache Uebersetzung aus dem Latein, und zwar tridentinisch-romanisch gefärbten Latein, erwiesen. In der nachdem sich anschliessenden Betrachtung der Mundart und Mundarten von Trento wird zunächst Altlateinisches und Altitalisches hervorgehoben. So agrar lat. aggerare Steine aufhäufen, ambio oder ambi vom lat. ambio 'andatura o maniera acconcia', ameda lat. amita Tante, bena (Festus benna) 'grande cesta da condursi con buoi', boghe Klötze, ambogar in Klötze (Stock) legen: Fest. boiae genus vinculorum, Papias boiae torques damnatorum, delézer scegliere lat. deligere, meda Haufen, Plin. meta foeni [vgl. sard. meda viel], stropa Korbweide (struppus) [hiervon kommt wohl auch das berlinische Strippe Bindfaden?], zegar fordern, lat. ciere. Noch manches ist schön, was ich übergehe, und nur weniges erregt Bedenken. Zu 'giom gomitolo (glomus)' musste offenbar vielmehr lat. cubitus stehen. Bei ruar terminare steht lat. ruere nicht ganz falsch, aber näher liegt doch gewiss ruga Furche, romanisch Furche und Strasse (s. Diez Et. Wb.). Zu diesen meist landwirthschaftlichen Ausdrücken giebt wie der Verf. weiter bemerkt, einen hübschen Anhang eine Durchsicht von Rönsch Itala und Vulgata mit Vergleichung aus Azzolini Vocab. pei distretti roveretano e trentino. Dass trentinisches ampò = nonostante ein uomo può sei, per quanto è nel potere d'uno und nicht vielmehr ein ampoi ad-post (wegen des m s. oben unter Wölfflin zu ambulare), scheint das ampódo piemontesischer Mundarten nicht zu beweisen, da po = poi wohl durch ein d do (vgl. e ed, ne ned) verlängert sein kann. Freude macht es auch zu erfahren, dass heute noch in Trento parlar siciliano für geziert, literarisch reden in Gebrauch ist. Höchst anziehend sind auch die Nachweise der Abweichungen des jetzigen Trentino von dem Ladinischen und wiederum der Uebereinstimmungen desselben mit dem Statuto di Riva, bestätigt im Jahre 1274, herausgegeben von Tomm. Gar, biblioteca Trentina, Trento 1861.

N. Caix, Sul perfetto debole romanzo. Giornale di filologia romanza, n. 3, Luglio 1878, p. 229—232.

Hatte sich Diez entschieden in ital. cantò 3 s. pf. aus cantao nicht cantav(it) wiederzuerkennen, sondern anzunehmen, dass dem cantà, welches

man erwarten sollte und welches wirklich vorkommt, ein o angesetzt sei, wie dies auch sonst geschehen ist als in cantano, so will Caix die erste verworfene Deutung retten, in dem o das zu u und zu o gewordene v des lat. Perfectums anerkennen. Er macht geltend, dass in spanischen Formen wie vindió partió mit Veränderung des Accentes dieselbe Erklärung passe, auch sei ja das Perfect-v lange genug erhalten, da es in süditalienischen Formen dieser Art noch jetzt fortlebe, so dass diese von ihm angenommene Verwandlung jung sein könne. Man müsse annehmen ein cantavt cantav cantau, was allerdings wohl ginge. Ich bemerke aber, dass hierbei nicht übergangen werden dürften nicht nur die alten 1. sing. pf. auf o (s. Nannucci anal. 162 und das oben besprochene Buch von Gaspary, S. 184) wie toccao perdeo udio = toccai perdei udii, welche sich dieser Erklärung fügen würden, sondern auch diese sicilischen Perfecta purtaju ripitiju finiju, welche sich nicht fügen, sondern dringend auf purtai mit vor i ausgefallenem v und zum Schluss angesetztes u hinweisen. Deshalb wird wohl Diez Recht behalten. Die italische Sprache setzte wie ein pronominales t s l, so auch ein pronominales o oder u öfter zur Vervollständigung der Formen hinten an. Was kann aber vollends deutlicher hierfür sprechen als wenn das lat. fui ich bin gewesen so vermehrt erscheint, nämlich als fuio? Imbr. c. mer. I, 235 beginnt ein Lied aus Reggio di Calabria so: Fuio amicu di tutti e veru amicu, Pi l'amici stimai la vita pocu. Sollen wir es etwa mit einem fuvi versuchen und das v hinter das i springen lassen? Da ist wohl nichts zu machen, und gerade so wird es bei amau amao sein.

Albert Stimming, Bertran de Born, sein Leben und seine Werke. Mit Anmerkungen und Glossar. Halle 1879. VII u. 370 S.

Dass ein so anziehender Gegenstand wie Bertrans de Born Leben, Biographien und Gedichte einmal mit rechter Gründlichkeit und Ausführlichkeit dargelegt wird, ist eine Freude und eine Genugthuung für die ausgezeichnetsten Kenner der Provenzalen sowie auch für die Anfänger. Ja selbst mancher dieser Sprache ganz Unkundige wird das Werk mit Eifer aufsuchen, um der vom Herausgeber als Eröffnung geschriebenen Lebensbeschreibung willen, da sie nach den provenzalischen Biographien, nach Bertrans Gedichten, nach den jene Zeit behandelnden Geschichtswerken sich richtet. Unter den neueren, welche der Verf. benutzt, ist zu nennen Lyttelton life of king Henry II, London 1767 und namentlich V. T. Laurens, le Tyrtée du moyen âge, Paris 1863, welchem letzteren er oft ohne Nachprüfung folgen muss, doch weiss er ihn auch zu berichtigen, besonders in Sachen, welche die hier herausgegebenen Texte ergeben. Vielfach mag hier freilich auch das Gras wachsen gehört werden, wo nichts Sicheres festzustellen ist; immerhin aber bleiben die dabei und dazu dargelegten Inhaltsangaben und Erklärungen der Gedichte werthvoll. Zu den hier sich findenden erklärenden Worten kommen dann noch treffliche Anmerkungen S. 229—301, ebenfalls zur Beförderung des Verständnisses und zur Aufhellung von Dunkelheiten im Wortsinne und im Zusammenhange zum Theil auch zur Einführung in die Lesung provenzalischer Dichter überhaupt. Ich begnüge mich hier wiederum auf die Vergeblichkeit des Bemühens hinzudeuten in dem Schluss-s eine bestimmte Regel nachzuweisen, wie der Verf. zu 1,6 thut, wo a drutz den Nominativ mit Präposition aufweise und er nun ein Mass in dergleichen Freiheiten zu bringen sucht und aufzählt, was man sich in dieser Hinsicht gestattet habe, als sich nennen mit Nominativ, was natürlich wäre, sich halten wofür mit Nominativ, was schwierig wäre, und dasselbe mit per oder a und Nominativ, was unsinnig wäre; auch wird wegen derselben Sache im Altfranzösischen auf Tobler zu li dis dou vrai aniel p. 26 verwiesen. Und doch wird eben hierdurch nur die Unmöglichkeit, die Form mit s schlechthin Nominativ zu nennen, ins hellste Licht ge-

setzt, ebenso wie durch solchen Nominativ bei Bertran de Born 42, 36 tal espaven (Reimwort) mi pren de vos. Der Herausgeber weiss hier nur zu sagen: 'die correcte Construction erfordert den Nominativ, also tals espavens'. Schön, Bertran hat also einen Bock geschossen. Ja, das hat er aus Reimnoth gethan, wird man sagen: ein solches Wort thut aber diesem feinen sprach- und formstrengen Dichter schweres Unrecht. Man vgl. übrigens meine Anzeige von Gisi's vier Gedichten von Guillem Anelier in diesem Arch. LX, S. 456. Das Glossar, welches alles bringt, jede Stelle nennt, wenn das betreffende Wort nicht allzu gewöhnlich ist, muss ferner als eine äusserst sorgfältige Arbeit und werthvolle Zugabe gerühmt werden. Um des oben unter Alart von mir Besprochenen willen hebe ich hier aus demselben hervor randa [vielmehr a randa] vollständig, und würde ich 18, 12 ebenso randar als 'vervollständigen' fassen und nicht auf anbringen oder befestigen rathen. Reis que gran terra demanda par que fassa gas, quan caval non trai de pas ni chausa de fer non randa: 'ein König, welcher auf ein grosses Land Anspruch erhebt, scheint leeres Geschwätz zu machen, wenn er sein Pferd nicht aus dem Schritt bringt (sich nicht eifrig zeigt)' und den Schuh desselben mit Eisen vervollständigt. Chausa nämlich, ital. calza Strumpf, ist überhaupt Fussbekleidung, also ebenso der natürliche Hornschuh des Rosses, wie ich hier glaube, als, wie der Herausgeber meint, das Hufeisen. Ausserdem, dass so dieses randa leicht und natürlich jenem adverbialen a randa 'vollständig' entspricht, haben wir so ein kraftvolles deutliches Bild, während 'das Hufeisen mit Eisen befestigt' nichts Sonderliches ist.

Der Kern der Bemühung des Herausgebers ist aber, dass er uns einen vollständigen Text mit sorgfältiger Benutzung aller handschriftlichen Hülfsmittel gegeben hat. Die Vorrede giebt hierüber Rechenschaft und über jedem einzelnen Gedichte wiederum finden sich die Quellen aufgezeichnet, eine Schätzung derselben und unter dem Texte Nachrichten im Einzelnen. Die Rechtschreibung ist in der Regel der besten Quelle entlehnt, also nicht überall gleich. Sonst ist hier und da geändert, Ch bevorzugt u. ä. Die Gruppirung der Handschriften, der Versuch sehr oft einen Stammbaum herzustellen für die Ueberlieferung eines Gedichtes, ja nicht selten einer Strophe, ist eine schöne oft gewiss lohnende Bemühung, aber nicht selten wird wohl auch zu viel zu leisten versucht sein. Auch die Lebensbeschreibungen und einzelnen Nachrichten, welche zu mehreren Gedichten Bertran's vorhanden sind, findet man mit voller Nachricht über alle Quellen, und es macht Freude dieselben mit der nur einiges kritische Material bietenden und nicht überall alle Handschriften benutzenden zweiten Auflage von A. Mahn's Biographien der Troubadours, Berlin 1878, zu vergleichen und so, da letztere Ausgabe die Schreibung der Handschriften auch in Kleinigkeiten getreu wiedergiebt, der Vorstellung von den Hs. selbst sich zu nähern.

Hermann Suchier, Aucassin und Nicolete neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar. Paderborn 1878. VIII u. 118 S.

Es ist nicht übel, wenn ein gelehrter Herausgeber eines romanischen Textes einmal auf den Gedanken kommt, welcher früher unter Philologen nicht selten war, sich mit seinem Buche, sollte es auch zum Theil ganz fein und nagelneu Ausgesonnenes enthalten, doch wesentlich an die Anfänger zu wenden. So will H. Suchier (vgl. auch das eben besprochene Buch Stimmings) mit seiner Ausgabe dem Mangel einer praktischen Einführung in das Altfranzösische abhelfen. Aucassin und Nicolete erscheint hier abgesehen von dem Bruchstücke in Bartsch Chr. de l'ancien français zum siebenten, kritisch in Wahrheit zum dritten Male, da wie der Verf. bemerkt,

nur Méon 1808 und L. Moland et C. d'Héricault (Nouvelles françoises en prose du XIIIe siècle) den Text selbständig herausgaben, welchen die übrigen wiederholten. Die nicht im Texte beibehaltenen Formen der Handschrift finden sich unter dem Texte sowie auch Angabe der Urheber der Verbesserungen. Der Herausgeber hat für gut befunden nur Unverständliches, auch im Sinne des Schreibers Falsches, zu bessern; der schwierigen Entscheidung, was Mundartliches dem Dichter und nicht dem Schreiber zuzutrauen, entzieht er sich nicht in dem die Mundart betreffenden Theile seines Buches, S. 55—74, sucht aber den Text nur wie ihn die Hs. bietet oder bieten will uns zu geben, was gewiss lobenswerth ist, da so nicht zu viel des Unhaltbaren oder Strittigen das Denkmal entstellt. Die Jugend unseres Dichters denkt sich der Herausgeber noch im zwölften Jahrh., 'da ihm die Wirkungen des 1191 abgeschafften Strandrechtes (lagan) noch geläufig sind', die Schrift aber als kein Jugend- oder Anfängerwerk. In der Mundart des Gedichtes wird besonders picardische Eigenthümlichkeit nachgewiesen. Der Schreibung der Hs. ist hinzugefügt eine Unterscheidung von c, indem das blosse Zeichen = k, mit Acutus = 'tsh', und die Verbindung sç (mit Cédille) = scharfem s sein soll: woher dies im Einzelnen komme, ist nicht immer ersichtlich genug. Auf die Wunderlichkeit der Verwandlung von einzelnen Consonanten in is habe ich schon öfter hingewiesen: man vgl. auch oben zu Gaspary Sicil. Dichterschule. Dass x immer = us zu lesen sei, ist möglich, aber wohl nicht ausgemacht, wie der Herausgeber will, da das (meist einem lat. l entsprechende) u zu v und dann, wie bekanntlich lateinisch und romanisch nicht selten, zu g oder k (also x = gs oder ks) geworden sein kann. Wechseln beide Schreibungen, wie prous und prox (z. B. 39, 18, 8), so kann auch beiderlei Aussprache üblich gewesen sein. Dass ferner feis aus fekisti zu deuten sei, ist so unwahrscheinlich als dass ital. fare aus fakere herzuleiten, da vielmehr die Anerkennung eines einfachen und eines verstärkten Stammes fa und faci, fe und feci uns über solche Fälle weghelfen muss. Das Latein giebt die Proben hierzu, aber auch gerade unser hier in Rede stehendes Picardisches und Altfranzösisches giebt, wie der Herausg. selbst lehren könnte, in Formen wie ainć solche angesetzte Consonanten oder Silben. Auch Paradigmen und Glossar sind mit genauer Angabe der Stellen versehen, das Ganze durchaus geeignet für den Anfänger sowie auch für das gründlichste und tiefste Studium.

Ernst Windisch, Kurzgefasste irische Grammatik mit Lesestücken. Leipzig 1879. X u. 149 S.

Für die Schätzung der italischen Sprache alter und neuer Zeit kann nichts leicht so erfreulich sein als das Vorrücken der keltischen Studien, und Windischens kurzgefasste irische Grammatik, welche zugleich der Förderung hierher gehöriger Fragen und der leichten Weiterverbreitung des Irischen und Keltischen dient, ist als ein Kleinod der neueren grammatischen Literatur zu preisen. Das inhaltreiche Schriftchen, welches wesentlich das Altirische betrifft, soll ein Vorläufer von des Verfs. nächstens erscheinendem Buche 'Irische Texte mit Wörterbuch' sein, und zwar enthält es einiges an Texten, was jenes nicht enthalten wird, sowie von des Verfs. irischer Grammatik, welche für die Breitkopf-Härtel'sche Grammatikenbibliothek bestimmt ist. Soll letzteres Werk, nicht aber das vorliegende, sprachvergleichend sein, so findet sich doch auch hier in der Lautlehre und sonst manche dem Lernenden willkommene Berücksichtigung der verwandten Sprachen. Ob dabei aber nicht manchmal der irisch-keltischen Sprache zu wenig, den anderen zu viel Rechnung getragen wird, erlaube ich mir zu bezweifeln. So soll cechan cecinisti für cecanas stehen, weil wir griechisch *γέγονας* haben. Kann das Keltische nicht ohne das s fertig geworden sein so gut als ohne

das t der entsprechenden lateinischen Form? Warum soll asbera dicat mit Berufung auf die lateinische Form t verloren haben, wenn es altlateinisch und altitalisch ähnliche Formen ohne Schluss-t doch auch giebt? Dass túatha nom. pl. f. ein s verloren habe, ist so wenig nothwendig, glaube ich, als bei lat. totae multae, und dasselbe gilt von fiche zwanzig fichet, welches ein as eingebüsst haben soll. So dürfte auch die Ausdrucksform schwerlich zu billigen sein, wenn es von den Infinitiven auf end und enn heisst, sie 'scheinen ihren Ausgang vom lateinischen Gerundium genommen zu haben.' Umgekehrt habe ich nämlich irgendwo schon gezeigt, dass das Gerundium der Lateiner vom Infinitiv ausgeht und ursprünglich ein solcher ist, indem man der noch nicht durch re verlängerten Infinitivform wie lege legei und legebi oder legem legen eine Weiterbildung durch di und o und schliesslich in Declinationsformen gab, weil man darauf sann diese Infinitivform auf neue Art zu verwenden, so dass die älteren Italiener, welche amando sanando credendo für amare sanare credere setzten, in ihrem Rechte sind. Will man es mit Händen greifen, dass in Formen wie legendos oder legedos das erste Infinitiv ist, so sehe man ein staturudos statt statuendos einer Inschrift, welche Garrucci im Facsimile in der Civ. catt. X, 8 qu. 680 gab, welche Form so zu sagen als ein statuerendos oder statuerundos, so dass der Infinitiv auch die Silbe re hat, zu fassen ist, wie niemand bezweifeln kann, denke ich. Ich freue mich die von niemand bisher benutzte Form hier anzuführen. Wird vom Verf bei Gelegenheit der Verba substantiva von einer Wurzel as gesprochen, wo doch nur diese Formen vorliegen, welche dieselbe nicht zeigen, sing. 1 amm, am, im, 2 at, 3 is rel. as, plur. 1 ammi, 2 adib, 3 it, at, so bedaure ich, dass mein Nachweis von der pronominalen Herkunft des Verbum substantivum im Latein und den verwandten Sprachen, von dem Nichtvorhandensein einer solchen Wurzel, dem Verf. entgangen ist. Diese meine Ansichten hindern mich aber nicht, denke ich, dem Verf. durchaus beizustimmen, wenn er altirisches biáil Beil wie ahd. pihal Beil als Lehnwort aus dem Romanischen herleitet, nämlich von ital. pialla Hobel, sard. piana und prana Hobel, Axt. Denn einmal hat das Irische in der Grammatik gewiss recht Altes und Eigenartiges, wenn es auch des Neuen genug geben mag, und dann sind ja Worte, Theile des Sprachschatzes, als unzusammenhängende Stücke der grössten Verschiedenheit unter einander fähig. Die elf Seiten mit Lesestücken bringen fast zur Hälfte bisher Ungedrucktes und das Wörterbuch S. 126—149 ist eine treffliche nie im Stiche lassende Hülfe.

Berlin. H. Buchholtz.

Altfranzösische Bibliothek, herausgegeben von Dr. Wendelin Förster, Professor der romanischen Philologie an der Universität Bonn. — Erster Band: Chardry's Josaphaz, Set Dormanz und Petit Plet. Zum ersten Mal vollständig mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von John Koch. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1879. XLVII u. 226 Seiten kl. 8⁰.

Ziemlich gleichzeitig mit Suchier's normannischer Bibliothek ist der erste Band der Altfranzösischen Bibliothek Förster's erschienen, welche John Koch mit den drei Gedichten Chardry's, Josaphat, Set Dormanz und Petit Plet eröffnet. Trotz aller vortrefflichen Eigenschaften dieses Werkes ist — wir gestehen es offen — der Preis zu unverschämt theuer, dass wir kaum glauben, diese Bibliothek werde sich bei den Studirenden einbürgern,

für die sie besonders berechnet ist. J. Koch untersucht in der Einleitung zunächst die Handschriften der drei in anglonormannischem Dialekt geschriebenen Dichtungen, welche seit Beginn des 19. Jahrh. nur unvollkommen bekannt waren, und erörtert in zuweilen schwerfälligem Deutsch das Verhältniss der Cotton Hs. zu der Hs. 29 des Jesus College zu Oxford und der des Vatikanes sowie die sprachlichen Eigenthümlichkeiten derselben; aber kaum ist er in eine Materie eingedrungen, so bricht er plötzlich wieder ab. Zweitens geht er auf die Dichtungen und ihre Quellen ein und betrachtet zunächst das Leben des heil. Josaphat, der im Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielt. Doch sind hier K.'s Untersuchungen bei weitem nicht erschöpfend und abschliessend. Vgl. übrigens Dr. Gaster, Beiträge zur vergleichenden Sagen- und Märchenkunde in Grätz's Monatsschrift für Gesch. und Wissensch. des Judenthums. 29. Jahrgang. N. F. 12. Jahrg. Krotoschin. Januar 1880. p. 37 f. Die Bezeichnung p XII „Ebert's Jahrbücher" ist neu und falsch. Die Legende von den 7 Schläfern und das Verhältniss der einzelnen Bearbeitungen ist ebenfalls nur kurz behandelt. Das dialogische Lehrgedicht Petit Plet, den Streit zwischen dem Jüngling und dem Greise, ist auch für die dramatische Literatur von nicht geringer Bedeutung. Drittens sucht K. die Heimath, die Lebenszeit und den Stand des Dichters Chardry festzustellen und widerlegt klar den Irrthum de la Rue's, als ob Chardry in Glocestershire geboren wäre. Die Autorschaft des Dichters bleibt betreffs des Petit Plet unentschieden. An vierter Stelle folgt eine skizzenhafte Behandlung grammatischer Bemerkungen; endlich wird das Versmass in Betracht gezogen und als Zeit der Abfassung der Anfang des 13. Jahrhunderts festgestellt. Hier tadelt Koch Suchier's Fixirung der Abfassungszeit in der Vie de seint Auban, wo dieser mit ungenügendem Material gearbeitet hat und meist nur zu einem annähernd sicheren Resultat gelangen konnte. Nach der Einleitung folgen Seite 1—168 die Texte, denen sich Seite 169—224 Lesarten und Anmerkungen anschliessen. Eine Schlussbemerkung belehrt uns, dass der Herausgeber den Londoner Codex selbst copirt und collationirt, auch die Vatikanische Hs. verglichen hat; für die Oxforder Hs. wäre seine Zeit zu beschränkt gewesen. Daher wird eine Collation durch einen Fachkenner nöthig sein. Ferner hätten ihn einige geehrte (besser: gelehrte) Fachgenossen, so Vollmöller, Varnhagen, Suchier durch Nachweise unterstützt und Mussafia habe auf seine Prärogative verzichtet. Seite 225—226 bildet ein knappes Glossar. Untergelaufene Fehler sind kaum zu notiren: p. VIII steht nach beiden ein Punkt statt Komma; p. XX steht Gloucestershire für Glocestershire; p. XXIX Jubenal für Jubinal. Die Schreibung zitate, zitiert ist nicht empfehlenswerth.

Der zweite Band der Altfranzösischen Bibliothek enthält: Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Ein altfranzösisches Gedicht des XI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Eduard Koschwitz. Als dritter Band ist in Vorbereitung, um 1880 im Verlag der Gebrüder Henninger zu erscheinen: Octavian. Altfranzösischer Roman nach der Handschrift Oxford Bodl. Hatton 100 mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgegeben von Karl Vollmöller.

Altfranzösische Bibliothek, herausgegeben von Wendelin Förster. II. Band. Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. Ein altfranzösisches Gedicht des XI. Jahrhunderts, herausgegeben von Eduard Koschwitz. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. 113 Seiten 8°.

Wir erhalten hier eine brauchbare Ausgabe des Werkes, über welches Koschwitz bereits zwei ausführliche Abhandlungen veröffentlicht hat, nämlich: 1. Ueberlieferung und Sprache der Chanson du voyage de Charle-



magne à Jérusalem et à Constantinople. Eine kritische Untersuchung. 2. Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichts von Karl's des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel. K. beabsichtigte nicht, eine definitive Ausgabe dieses für den Philologen wie den Culturhistoriker gleich interessanten Gedichtes zu geben. In der That bleiben noch einige Lucken unausgefüllt, die erst mit der Zeit erledigt und beseitigt werden können. In der Einleitung, welche 37 Seiten umfasst, wird hier die einzige Hs. Royal 16 E VIII des British Museum zu London, die den Charlemagne enthält, nochmals mit den anderen Bearbeitungen aufgezählt; dieselbe wurde übrigens noch mehrfach von anderen Gelehrten als Fr. Michel, so von P. Meyer in der Romania, von E. Stengel in seinen Mittheilungen u. a. zu Rathe gezogen und kurz beschrieben. Ausserdem wird das Verhältniss der Bearbeitungen und Handschriften, die Heimath der Dichtung, der Dialekt und der ursprüngliche Text, die Quellen und die Entstehungszeit erörtert, und metrische Eigenthümlichkeiten werden berührt. K.'s Ausgabe, die Ed. Mall gewidmet ist, bildet einen bedeutenden Fortschritt gegen den 1836 von Fr. Michel unternommenen ungenauen Abdruck der Hs. Schon früher ist das kleine 870 Zeilen enthaltende Gedicht dem 11. Jahrh. mit Sicherheit zugewiesen worden; einen in dieser Zeit lebenden Spielmann, dessen Werk nicht im Original, sondern nur in der Bearbeitung eines Anglonormannen (oder Normannen) erhalten ist, nimmt der Herausgeber als Verfasser an. Besonders werthvoll sind die Excurse über die Uebersetzungen und späteren Bearbeitungen; so werden die folgenden näher besprochen: 1. Die altnordische Uebersetzung in der von Unger abgedruckten Karlamagnus Saga. 2. Eine poetische altnordische Bearbeitung in den Geiplurimur. 3. Die altschwedische Prosa-Uebertragung der Reise Karl's, die von Storm herausgegeben ist. 4. Eine dänische Uebertragung in der später in das Isländische übersetzten Keyser Karlls Magnus Krönicke. 5. Die färöische Geipa-tattur. 6. Die kymrische Uebersetzung im rothen Buche des Hergest. 7. Drei franz. abweichende Bearbeitungen aus dem 15. Jahrhundert im Prosaroman Galien Restoré. 8. Italienische Bearbeitungen. 9. Moderne Bearbeitungen von La Chaussée und Chénier. 10. Dramatische nachgelassene Bearbeitung von Uhland. — Alle Schwierigkeiten im Text sind noch nicht gehoben, weshalb Förster an einzelnen Stellen hat bessernde Hand anlegen müssen, und weitere Nachträge von anderer Seite stehen bevor. Das 19 Seiten zählende Wörterbuch ist eine dankenswerthe Beigabe.

R.

Rob. Reinsch, Die Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit in der romanischen und germanischen Literatur. Mit Mittheilungen aus Pariser und Londoner Handschriften. Halle, Max Niemeyer, 1879. 138 Seiten 8°.

Diese interessante Schrift, welche eine Fülle neuen Materials bringt, soll hier weniger einer erschöpfenden Beurtheilung unterzogen als vielmehr kurz angezeigt werden, und Referent begnügt sich, zunächst eine Generalübersicht über den reichhaltigen Inhalt zu geben. Gegenstand und Mittelpunct der Untersuchung ist die Kindheit der heiligen Jungfrau Maria und Jesu in der Volkssage, ein Stoff, den der Verfasser vollkommen beherrscht. Studien in den Bibliotheken Deutschlands, Englands und Frankreichs setzen ihn in den Stand, handschriftliche Schätze weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Verfasser, welcher bereits durch eine anziehende Publication in Gröber's Zeitschrift III, 2, p. 200—231 bekannt ist (vgl. die flüchtige Beurtheilung von Ad. Mussafia im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, hrsg. von Dr. Behaghel und Dr. Neumann. Heilbronn,

Henninger. Februar 1880. Nr. 2, p. 61—63; ferner Gaston Paris in der Romania, Nr. 32, p. 625, 1879), unternimmt es hier, zum ersten Male die gesammten legendarischen Berichte von Jesu und Maria's Kindheit in ihrem gegenseitigen Verhältniss zu beleuchten. Mühsam werden einzelne Stoffe aus dem Staube der Bibliotheken hervorgeholt; neue Versionen einzelner Legenden werden zu Tage gefördert, wobei wir oft einen Einblick in die Werkstatt der Sagenbildung thun können. Strenggläubige Theologen werden sich von dem Stoffe abgestossen fühlen; aber die Wissenschaft fragt nichts danach, ob diese Erzeugnisse der Volksphantasie dem Glauben widerstreiten oder nicht: sie sind einmal vorhanden und müssen untersucht werden, zumal da die meisten dieser Legenden vom zartesten Hauche der Poesie durchweht sind. Welcher Abstand zwischen den Sagen weltlicher Helden — eines Alexander, eines Kaiser Karl — und den Sagen des geistlichen Helden Christus! Kurz wir gewinnen hier eine vollständige Uebersicht der Kindheitslegenden von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem Fortleben in den Nationalliteraturen der neueuropäischen Völker, so dass wir das weite Sagengebiet mit einem Blick überschauen können, welches bisher von keinem frz. Literarhistoriker — von den Herausgebern der Histoire littéraire de la France an bis auf Ch. Aubertin — vollständig berücksichtigt worden war. Doch gehen wir zu dem Einzelnen über.

Seite 1—14, Abtheilung I bildend, enthält eine Untersuchung über die griechischen und lateinischen Pseudo-Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit, ihren Inhalt, ihre Entstehungszeit und ihre Verfasser, wobei von den syrischen und arabischen Aufzeichnungen abgesehen wird. Zuerst kommt in Betracht das griechische Protevangelium Jacobi aus der Mitte des 2. Jahrhunderts; Inhalt, Entstehungszeit, Verfasser, Handschriften, die Verbreitung im Abendlande, das Verbot der Kirche, Guillaume Postell's lateinische Uebersetzung, endlich die Textausgaben von der Neander's bis zu der C. von Tischendorf's werden kurz vorgeführt.

Als zweites Kindheitsevangelium wird das evangelium Thomae genannt, welches in zwei griechischen und zwei lateinischen Recensionen erhalten ist. Die Handschrift des Colleg. Merton. zu Oxford wird nach Tischendorf oder nach Coxe's Katalog citirt; ebenso nach Tischendorf das Wiener Palimpsest, welches in extenso abgedruckt zu werden verdient. Drittens folgt das Evangelium des Pseudo-Matthäus, dessen Text zuerst vollständig von Tischendorf, dann nach der besseren Stuttgarter Hs. von Oscar Schade herausgegeben worden ist; denn C. Thilo scheute sich, diese ganze Märchensammlung in seinen Codex apocryphus aufzunehmen, welche sein frommer Sinn verabscheute. Weiter wird das Verhältniss der Handschriften dieses Evangeliums erörtert; auch weist der Verf. noch zwei Cambridger Hss. hiervon nach, ebenso eine Oxforder, welche die Herausgeber der Apokryphen nicht gekannt haben. Zudem wird die Entstehungszeit des Pseudo-Matthäus-Evangeliums und dessen Abhängigkeitsverhältniss vom Protevangelium Jacobi und evangelium Thomae berührt. Viertens das evangelium de nativitate Mariae, dessen Entstehungszeit mit Recht später als das Evangelium des Pseudo-Matthäus gesetzt wird. Der Inhalt beginnt mit der Erzählung von den Eltern Maria's, Joachim und Anna, und reicht bis zur Geburt Jesu. Das Verhältniss dieses im Mittelalter so beliebten Evangeliums zu den kanonischen Evangelien wie zum Protevangelium und zu Pseudo-Matthäus springt in die Augen. Die Thatsache, dass der Compilator Vincentius von Beauvais und nach ihm Jacobus a Voragine das evangelium de nativitate ausgeschrieben und fast wörtlich in das Speculum historiale und in die Legenda aurea aufgenommen, war zu bekannt, kehrt auch im zweiten Theile an gehöriger Stelle unter Frankreich und Italien wieder, hätte also füglich wegbleiben können; ebenso die zahlreichen Ausgaben und der Nachweis einer Londoner Hs., die, wie wir glauben, kein hohes Alter haben dürfte. Fünftens reihen sich Nachrichten an über Legenden von der Flucht

der heiligen Familie nach Aegypten; zwei unveröffentlichte lat. Handschriften Tischendorf's werden genannt und eine der Bibliothek zu Troyes gehörige nachgewiesen. Weiter hat Verf. drei Londoner und zwei Pariser Handschriften gefunden, welche die Theologen nicht kennen; aus der wichtigsten derselben, Ms. lat. 11867 der Nationalbibliothek zu Paris — Léop. Delisle im Inventaire setzt sie in das 13. Jahrhundert — werden aphoristische Auszüge dieses Liber de infantia Salvatoris gegeben und daraus zwölf zum Theil eigenthümliche Züge enthaltende Legenden reproducirt: man beachte besonders die Legende von Jesu Spielgenossen, der von seinem Vater in einem festen Thurme eingekerkert, aber von Jesu, mit dem er nicht verkehren sollte, befreit und durch das Fenster gezogen wird. Derselbe pater familias Namens Joseph sucht aus Zorn, dass sein einziger Sohn Jesu nachfolgt, letzteren zu züchtigen, aber dieser, welcher bis auf einen Berg verfolgt wird, rettet sich durch einen Sprung von Bogenschussweite; die Kinder, die ein Gleiches thun wollen, zerbrechen sich die Glieder; doch als bei Joseph und Maria hierüber Beschwerde geführt wird, werden alle vom Jesuskinde wieder geheilt. Der Ort, wo Jesus diesen Sprung vollführt, heisst saltus domini. Ebenda findet sich die Legende von dem Landmanne, der zwischen Jerusalem und Bethlehem nahe dem Grabe Rahel's Steine sät statt Kichererbsen; ferner die Verwandlung des Stabes Jesu in einen Baum, welcher der von Tyrus und Sydon nach Nazareth reisenden heiligen Familie Schutz vor der Sonnenhitze gewährt; weiter: Jesus steigt im Winter im Hause Joseph's auf einen durch das Fenster scheinenden Sonnenstrahl, auf welchen er sich wie auf einen festen Balken setzt; seine Spielkameraden aber fallen herab, werden jedoch von Jesu geheilt; ferner: Der dreijährige Jesus in Aegypten, wo er im Hause einer Wittwe weilt, lässt einen trockenen Fisch ins Wasser; in Folge dieses Wunders wird die heil. Familie von der Wittwe aus dem Hause gejagt; endlich: Jesus wird von Maria zur Quelle Gabriel's geschickt, wo er die zerbrochenen Krüge der Knaben heilt. Die 3., 8., 9., 10. Legende kehrt auch in anderen lateinischen Texten wieder. — Hieran schliesst sich noch die Analyse einer Hs. der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig. Sechstens werden die Kindheitslegenden genannt, die in einer Giessener Hs. stehen und von O. Schade in seinen Narrationes 1870 publicirt sind. Endlich an siebenter Stelle folgen zwei alte lateinische Drucke aus dem 15. Jahrh., von denen W. Caxton's Infantia Salvatoris am wichtigsten ist und kurz nach dem einzig vorhandenen Exemplare der Göttinger Bibliothek beschrieben wird. Ein Neudruck dieses seltenen kleinen Werkes dürfte wohl am Platze sein, da darin sonst nicht nachweisbare Züge enthalten sind.

Soviel über den theologischen Theil I, welcher das Quellenmaterial zu den mittelalterlichen Bearbeitungen in den Volkssprachen übersichtlich darstellt.

Der II. Theil der Schrift handelt Seite 15—138 von der Verbreitung der Kindheitsevangelien in der romanischen und germanischen Literatur. Der Verf. hat das Verdienst, dass er besonders für das französische Sprachgebiet eine Reihe wichtiger nur handschriftlich vorhandener Denkmäler nachweist und analysirt, welche auf den apokryphen Evangelien von Jesu und Maria's Kindheit beruhen. Eine kritische Bearbeitung und Veröffentlichung der einschlagenden Texte wird hierbei in Aussicht gestellt. In den vorläufig gegebenen Textproben sind leider einzelne Lese- und Druckfehler stehen geblieben, welche leicht hätten vermieden werden können. Doch hier möge nur eine kurze Uebersicht über die französischen poetischen Bearbeitungen der Kindheitsevangelien folgen. An erster Stelle wird das Werk des Herman von Valenciennes, geistlichem Dichter des 12. Jahrhunderts, aufgeführt, welcher sein Gedicht La vie nostre dame — die Bezeichnung Roman de Sapience, welche auf einem Lesefehler der mittelalterlichen Schreiber beruht, sollte endlich ganz verschwinden, was schon Gaston Paris

in der Romania rügt — nach dem evangelium de nativitate Mariae bearbeitete. Aus den zahlreichen Hss. folgen mehrere Textproben, welche nicht ausführlicher gegeben zu werden brauchten, zumal da Edm. Stengel unseres Wissens schon vor Jahren eine kritische Ausgabe versprochen hat. An zweiter Stelle wird Maistre Wace's Leben der heil. Jungfrau genannt, wozu die Quellen schon von Mancel und Trebutien ziemlich vollständig angegeben waren. Auch V. Luzarche's Text genügt strengeren Anforderungen nicht, so dass eine kritische Ausgabe nicht überflüssig ist. Der Beweis, ob Wace auch Verfasser des kleinen Gedichts Coment la nativité nostre dame fu trovée ist, ist nicht mit Sicherheit beigebracht; inhaltlich bietet das Gedicht wenig Interesse. Drittens folgt eine Stelle aus Robert's de Borron Roman vom heiligen Graal, in der Maria's Abkunft von Joachim und Anna berichtet wird, wo also eine deutliche Benutzung der Kindheitsüberlieferungen zu Tage tritt; vielleicht hätte ein blosser Hinweis auf Migne oder Furnivall genügt. — Viertens beginnt die Reihe der Gedichte aus dem 13. Jahrhundert, die ebenfalls auf Grundlage der Kindheitsevangelien gearbeitet sind. So die Joies nostre dame von dem Normannen Guillaume le Clerc, dem Dichter des Besant und des Bestiaire, aber auch der Treis moz, der Tobias- und Magdalenenlegende, wie Verf. behauptet. Von den altfranzösischen geistlichen Dichtungen ist dies eines der formvollendetsten Gedichte, und die Sprache ist gewandt und fliessend; nur am Schluss wird der Dichter etwas weitschweifig; aber dadurch wird der Eindruck des Ganzen nicht beeinträchtigt; in didaktisch-lyrischem Tone gehalten ist es nach verschiedenen Quellen bearbeitet. Die Textprobe ist überflüssig, da das Ganze in Gröber's Zeitschrift gedruckt vorliegt. Ob übrigens der angelsächsische Ausdruck Modreniest = Môdra nicht aus Beda entnommen ist, scheint Ref. mehr als zweifelhaft. Fünftens nennt Verf. ein Walther von Coinsy zugeschriebenes Gedicht betitelt: La nativité nostre dame. Eine ausführliche Textprobe gestattet ein Urtheil über das Ganze, welches in dem süsslich zerfliessenden Tone Walther's von Coinsy abgefasst ist. Das ganze Denken und Dichten des Dichters ist die Jungfrau Maria und die Liebe zu ihr; es mochte den Dichter der Miracles nostre dame reizen, auch die Geburt der Gottesmutter Wort für Wort in romanische Reime zu bringen; von ihr zu sprechen, ihr zu gefallen, ist sein Ziel. V. 34 nennt er die Champagne, schon eine Andeutung der Heimath dieses Denkmals. V. 73 fg. nennt die Briefe der Bischöfe Chromatius und Heliodorus an Hieronymus, die er in sein Gedicht mit verwebt. Von seiner Quelle scheint der Dichter nur in geringem Masse abzuweichen. Leider wird ausser dem Anfange nur noch der Schluss mitgetheilt, aus dem hervorgeht, dass das Gedicht mit Jesu Geburt zu Bethlehem schliesst.

Sechstens: La nativité nostre seigneur Jhesu Crist et ses enfances. Von diesem Gedicht folgt Anfang und Schluss. Diese contes dévots waren im Mittelalter das Entzücken frommer Zuhörer in und ausser den Kirchen. Sklavisch folgt der Dichter Walther von Coinsy seiner lateinischen Quelle; kaum dass seine Phantasie bei Beschreibung der Schönheit Maria's einen höheren Anflug nimmt.

Siebentes schliesst sich von demselben Dichter an die Legende vom heiligen Zahne, den Jesus in seiner Kindheit wechselte, der als Reliquie zu St. Médard bei Soissons aufbewahrt wird. Das kleine Gedicht umfasst ca. 500 Zeilen. Verfasser nennt keine Quelle. Irren wir nicht, so ist seine Autorität Leo IX.

Achtens wird ein an poetischem Gehalte weit bedeutenderes in vier Hss. vorhandenes Gedicht nach einer Pariser Hs. analysirt. Es ist im Predigttone, aber frisch und lebendig abgefasst, wie die Proben beweisen. Das Verweilen der heil. Jungfrau im Tempel, die Verkündigung, die Vermählung Maria's mit dem weissbärtigen 200 Jahre alten Joseph, das Wunder von Joseph's blühender Gerte, die Schatzung durch den König von

Bethlehem, die Reise der heil. Familie dorthin, welche vor der Stadt auf einem weissen Steine ausruht, während Joseph in der überfüllten Stadt Herberge sucht, bis er mit Maria endlich bei einem reichen Manne Aufnahme findet, dessen Tochter Anastasia bei der Geburt des Jesuskindes ihre Hände wieder gewinnt, alles wird in schöner, anschaulicher Darstellung geschildert. Höchst werthvoll ist hieraus die Mittheilung der Legende von den zwölf Räubern in der Schilderung der Flucht der heil. Familie nach Aegypten, wodurch Licht über die Quelle des deutschen Dichters Konrad von Fussesbrunn verbreitet wird, über deren Auffindung man sich lange vergeblich abgemüht hat. Also das frz. Gedicht muss in den ersten Jahren des 13. Jahrh. abgefasst sein. Auch die Schilderung, wie Joseph an dem von Dimas bewachten Stadtthor Einlass begehrt, das lebendige Wechselgespräch, die Begegnung mit dem Räuber, der die heil. Familie in sein Haus aufnimmt und zwei Tage bewirthet, die Gartenscene, wo die heil. Jungfrau das Jesuskind in einer Quelle badet, während das von diesem herabträufelnde und auf die Steine fallende Wasser sich in Rosen, Lilien und Veilchen verwandelt, während das Weib des Räubers, das sieben Jahre lang aussätzig gewesen, durch das Bad des Kindes wieder gesund wird (vgl. das altspan. Ged.), ferner wie aus diesen Blumen die Salbe bereitet wird, mit der Maria Magdalena, die Schwester des Räubers, die Füsse des Herrn salbte, wie die heil. Jungfrau das Kind des Räubers stillt, wie der Räuber Dismas seine Gäste sicher durch den Wald geleitet und die heil. Familie ihre Reise nach Aegypten weiter fortsetzt, endlich wie in der Winterszeit beim Eintritt Maria's in den Wald alle Bäume zu blühen, alle Vögel zu singen und alle wilden Thiere Jesum anzubeten beginnen, ein Wunder, welches den Sinn des Räubers ändert, alles ist in hellen Farben dargestellt. Die Seite 60 angeführte Legende vom Sämann, dem die heil. Familie auf dem Wege nach Aegypten begegnet, die Verfolgung durch die Mannen des Herodes, welche den Jesusknaben tödten wollen, erinnert deutlich an eine Scene bei Jubinal, Mystères inédits. Auch verdient noch besondere Beachtung die seltsame Erzählung von dem Räuber Yzacar, vom Schloss des Orion, wo die heil. Jungfrau bis zu Jesu siebentem Lebensjahre weilt, ferner die Legende, nach welcher die Judenkinder an einem Sabbath mit ihren Trinkgefässen zur Quelle gehen, wo Johannes seinen Becher zerbricht und von Jacobus in die Quelle gestossen wird, weiter wie der Jesusknabe zuletzt die 19 Krüge aus den Scherben wiederherstellt, endlich wie Jesus im Tempel zu Jerusalem mit den Juden disputirt und die Schrift auslegt, alles ist voll naiver Einzelnheiten. Der Einfluss dieses Werkes auf die frz. Literatur, so auf Ph. Mousket, wird S. 74—75 nachgewiesen.

Neuntens wird ein wohl irrthümlich Jean de Meun zugetheiltes Gedicht vom Leben Jesu ohne Angabe einer Hs. genannt.

Zehntens ein Gedicht betitelt „Les enfances nostre seigneur“ der Cambridger Univ.-Bibliothek, das unseres Wissens auch von Stengel in seinen Mittheilungen aufgeführt ist.

Elftens werden von dem Oxforder Gedicht „Les enfances de Jhesu Christ“ ebenfalls nur die Anfangszeilen mitgetheilt.

Zwölftens La vie de la s. Vierge Marie in Donaueschingen.

Dreizehntens La Conception Nostre Dame einer Hs. der Stadtbibliothek zu Chartres.

Vierzehntens La genealogie nostre dame.

Funfzehntens ein Gedicht einer Hs. des Lambeth Palace zu London.

Sechzehntens Le mariage Nostre Dame einer Pariser Hs. Da der Anfang dieses Gedichts schon bei P. Paris, Les mss. français steht, so konnte der Anfang wegbleiben. Eine Probe von mehr als 400 Zeilen giebt eine Vorstellung von der nicht hohen poetischen Begabung des unbekannten Dichters, dem auch Wace's Gedicht vorgelegen zu haben scheint, wie Verf. nachweist.

Soviel über die poetischen Bearbeitungen der Kindheitsevangelien in französischer Sprache. Es folgt der Nachweis, wie viel Vincentius von Beauvais in sein Speculum historiale aufgenommen hat: doch wird die Angabe über die vom Verf. benutzte Ausgabe vermisst. Hieran schliesst sich eine Musterung von französischen Prosabearbeitungen, alte Drucke und der Nachweis der Kindheitslegenden in der dramatischen frz. Literatur, der sich auf E. du Méril's, A. Jubinal's und G. Paris' Publicationen stützt, und bis in unser Jahrhundert werden Nachklänge an die Apokryphen nachgewiesen. An den Abschnitt über Frankreich reiht sich der Quellennachweis des provençalischen Gedichts von Jesu Kindheit auf Basis der Ausgabe von K. Bartsch. Die separate Stellung, die dies Werk im Verhältniss zu andern einnimmt, wird besonders hervorgehoben. Die Darstellung des Jesusknaben als Dämon, als Teufel, seine Rachsucht weist auf orientalischen Ursprung. Nach Aufführung der beiden Fragmente zu Paris und Neapel wird der Armuth der provenz. Literatur an dramatischen Erzeugnissen gedacht. Unter dem Abschnitt über Italien wird eine italienische „Infantia" oder „Fanciullezza del Salvatore" nach Fr. Zambrini, alte Drucke und Volksbücher angegeben und nach Ebert's, Palermo's, Giudici's Vorarbeiten dramatischer Stoffe gedacht. Auch in Spanien werden hochinteressante Christkindsagen nachgewiesen.

Soviel über den Theil, der die Literaturen der romanischen Völker in Betracht zieht. Es folgt die germanische Literatur. Hier können wir uns kürzer fassen, da O. Schade's Vorarbeit schon einen grossen Theil übersehen liess.

Im Heliand und in Otfried's von Weissenburg Evangelienharmonie werden die ältesten Spuren einer Kenntniss apokrypher Berichte von Jesu und Maria's Kindheit nachgewiesen. Auch das Werk der Hrodsvitha von Gandersheim, welche lateinisch schrieb, wird beiläufig eingehend untersucht und Gust. Freytag's, Barack's, Aschbach's, Thilo's, Tischendorf's Irrthum betreffs der Quelle wird berichtigt. Das in der Vorauer und Görlitzer Hs. vorhandene Gedicht vom Leben Jesu aus dem 12. Jahrh. verräth nur wenig Kenntniss der Apokryphen. Ausführlichere Benutzung zeigt sich bei Wernher, fälschlich von Tegernsee genannt, welcher im Jahre 1172 sein Marienleben schrieb und verschiedenen Quellen gefolgt ist. Nach Wernher schrieb Meister Heinrich sein liet, das verloren ist. Hieran schliesst sich das Gedicht von Jesu Kindheit von Konrad von Fussesbrunn, dessen beide Ausgaben Sprenger durch eine neue aus Pfeiffer's Nachlass ersetzen will. Die Kindheitswunder werden nach den Ausgaben von Hahn und Feifalik vorgeführt.

Es folgt das fragmentarische von Schade in einer Königsberger Hs. aufgefundene Gedicht von der Verkündigung und Geburt Maria's, sowie das von K. Bartsch die Erlösung betitelte Gedicht aus der Mitte des 13. Jahrh.; weiter das Passionale, das Marienleben des Karthäusermönchs Philipp, welches den Verfall dieser Dichtungsart einleitet, indem neue weitschweifigere lateinische Quellen von den deutschen Bearbeitern zu Grunde gelegt werden. So wird ein von A. Schönbach in der Zeitschrift für deutsches Alterthum herausgegebenes Werk, ferner Walther's von Rheinau Marienleben, endlich ein von Zingerle herausgegebenes Legendenwerk genannt. Endlich wird eine niederländische Bearbeitung des 13. Jahrh. analysirt, ein dänisches Volksbuch von 1508 nach Nyerup genannt und eine altschwedische Bearbeitung nach George Stephens sowie neuschwedische Volksbücher nach P. O. Bäckström aufgeführt.

Unter dem Abschnitt über England, der den Schluss bildet, wird die älteste Spur apokrypher Kenntniss bei Kynewulf nachgewiesen; dann werden Horstmann's Publicationen der altenglischen Versionen verglichen und Verbesserungen nebst Nachträgen zu den Quellen hinzugefügt. Hieran wird eine Analyse des nordenglischen Cursor Mundi, ferner ein handschriftlich

vorhandenes Gedicht, Lydgate's Marienleben und die Mysterienspiele, Towneley Mysteries, Coventry Mysteries und Chester Plays angeschlossen; eine kurze Notiz fasst das Resultat der Untersuchung zusammen und bildet den Schluss. Soviel über die Verbreitung der Kindheitsüberlieferungen in der germanischen Literatur. Leider hat Verf. nicht ein Werk von W. Mannhardt gekannt, das 1864 erschienen und sehr selten ist; aus diesem würde er noch einiges haben lernen können. Um so dankenswerther ist ein Versuch von Oskar Schwebel, welcher in einer kleinen anziehenden Abhandlung: „Die Kindheit Jesu in der Volkssage“ in der Magdeburgischen Zeitung vom 14., 16., 17. December 1879 genanntes Werk weiteren Kreisen näher bekannt macht; S. hat seiner Zeit die Schrift von Reinsch noch nicht gekannt, was nicht zu verwundern ist. Hat Reinsch die keltischen und altböhmischen Bearbeitungen der Kindheitsevangelien nicht berücksichtigt, so ersehen wir aus obigem Artikel, dass die Sage von Jesu und Maria's Kindheit auch in Indien, in Rumänien wie in dem Nationalepos der Finnländer Kalevala zu Hause ist. Von den rumänischen Liedern sind einzelne Züge grossartig, lieblich, ja erhaben zu nennen, gleichwie einzelne Sagen der Mohamedaner, so die Verkündigung der Geburt Isas durch Gabriel, welcher mit einem Finger den Obersaum des Gewandes Marjam's lüftet und ihren Busen anhaucht, ferner das Aufblühen der Dattelpalme zur Winterszeit, unter die sich Marjam geflüchtet und aus deren Wurzeln Wasser hervorsprudelt, tief empfunden sind und echt poetische Kraft in sich enthalten. Kurz, möge obige Schrift von R. hiermit bestens empfohlen sein und in weiteren Kreisen Anregung zur Erforschung dieses reichhaltigen Gebietes geben, gleichwie auf den genannten kurzen Artikel als eine Art Ergänzung hiermit hingewiesen sein mag. H.

Die Flexion im Cambridger Psalter. Grammatische Untersuchung von Emil Fichte, Dr. phil. Halle a. S., M. Niemeyer, 1879. 96 Seiten 8°.

Diese brauchbare Abhandlung soll hier nur kurz angezeigt werden. Dieselbe enthält nicht wenige neue und interessante Beobachtungen. Die Zusammenstellung der grammatischen Formen ist mit Fleiss und Sorgfalt angefertigt, doch in Folge von Druckversehen nicht überall zuverlässig. Die beiden Handschriften der Psalterübersetzung befinden sich, wie bekannt, in Cambridge und Paris. Nach einer Einleitung über das Alter, den Inhalt und das Verhältniss der Hss. geht der Verf. auf den anglonormannischen Dialekt des Cambridger Psalters näher ein. Ein Pendant zu Fichte's Arbeit ist Meister's Untersuchung über die Flexion im Oxforder Psalter, welche ihm als Muster vorschwebte. Die Verba theilt F. nach der lateinischen Formation ein, während er die Flexion der Substantive und Adjective nach romanischem Princip behandelt. Zuerst verzeichnet er dann die im Cambridger Psalter vorkommenden Verbalformen, giebt an zweiter Stelle Anmerkungen zu den Formentabellen und handelt drittens über die Declination im Cambridger Psalter. Der Schluss endlich enthält Beobachtungen über das Declinationszeichen *s*.

•

On the Language of the Proverbs of Alfred. — Dissertatio inauguralis, quam ad summos in philosophia honores ab amplissimo philosophorum ordine universitatis Halensis cum Wittenbergensi consociatae rite impetrandos scripsit auspi-

ciis et auctoritate illius ordinis Ernestus Gropp, Saxo-Borussus. Halis Saxonum, typis Ploetzianis MDCCCXXIX. 61 Seiten mit Titel und Dedication. 8°.

Obige Doctordissertation ist in Wirklichkeit jüngeren Datums als sie sich ausgiebt. Aber dass auf dem Titel des Buches ein Fehler statt MDCCCLXXIX stehen geblieben ist, erregt nicht gerade das Vertrauen des Lesers. Doch soll uns dies nicht abhalten, diese Arbeit näher anzusehen. Dieselbe ist unter der Anregung Zupitza's abgefasst, welchem sie auch gewidmet ist. Das Ganze zerfällt in 6 Abschnitte: der erste bildet die Einleitung und handelt von den Handschriften der Sprüche Alfreds in ihrem gegenseitigen Verhältniss, ihrem Verfasser und deren metrischen Besonderheiten; hieran schliesst sich eine Laut- und Flexionslehre, endlich Bemerkungen über fremde Worte und über den Text der Handschriften. Der Verfasser kennt die Arbeiten von Wülcker, Morris, Kemble, Warton, ten Brink, Pauli, Stratmann, Diez, Mätzner, Koch, Zupitza, scheint aber von dem Vorhandensein der Zeitschrift Anglia noch keine Ahnung zu haben. Die wörtlichen Citate aus Spelman, Vita Aelfredi waren überflüssig, sind auch nicht ganz correct; so steht p. 8 für *ψευδεπιγράφας ψευδεπίγραφας*; p. 12: usurpatat fur usurpabat; p. 55 steht für renders reuders etc. Diese Fehler jedoch sollen uns nicht abhalten, diese Dissertation, weil sie eine Förderung der Wissenschaft enthält, als eine brauchbare Arbeit zu bezeichnen und den Interessenten zu empfehlen.

Traité de la langue du poète écossais William Dunbar, précédé d'une esquisse de sa vie et de ses poèmes et d'un choix de ses poésies. Par Johannes Kaufmann, docteur en philosophie, à Elberfeld. Bonn, Weber, 1873. VI u. 107 p. in-8°.

Da es nicht immer möglich ist, alle neuen Publicationen aus dem Bereiche der neueren Sprachen bald nach dem Erscheinen einer Beurtheilung zu unterziehen und zur Kenntniss der Leser des Archives zu bringen, so beschränken wir uns darauf, über alle wichtigeren neuen Werke, falls die Verleger wie häufig eine rechtzeitige Zusendung ihrer Verlagsartikel nicht verabsäumen, stets möglichst bald kürzer gehaltene, lobende oder tadelnde Urtheile zu fällen und orientirende Nachrichten zu geben. So verdient obiges Werk, nachdem dasselbe schon vor Jahren erschienen, nähere Beachtung. In seiner ganzen Anlage ist es von den meisten Arbeiten dieser Art nicht sehr verschieden. Die Einleitung unterrichtet über die Lebens- und Blüthezeit des William Dunbar, welcher, obwohl er ohne erheblichen Einfluss auf die schottische Literatur gewesen, nach der voreingenommenen Meinung des Verfassers seinem Landsmanne Robert Burns nicht nachstehe; aus den Anspielungen auf seine Lebensverhältnisse in seinen Gedichten ergiebt sich, dass Dunbar um 1457 geboren ist; nach seiner Studienzeit in St. Andrews scheint er ein Wanderleben geführt zu haben, bis er an den Hof gezogen und zu diplomatischen Sendungen gebraucht ward; sein Todesjahr (zwischen 1513—1530?) ist ebenfalls nicht ganz sicher festzustellen. K. hat die betreffenden Stellen der Gedichte in seine Abhandlung eingeflochten, was bei der Seltenheit der Laing'schen Ausgabe des Dunbar nicht ganz überflüssig ist. Da es an einer historischen schottischen Grammatik fehlt, welche die Sprache von Barbour bis Burns darstellen müsste, so sucht K. deren Principien kurz darzulegen. Weiterhin giebt der Verf. eine ausführliche Textgeschichte und stellt den reichhaltigen Stoff der Dichtungen Dunbar's übersichtlich zusammen. Hieran schliesst sich eine Auswahl aus

den Gedichten, nämlich 1. The Thrissil and the Rois. 2. The Goldyn Targe. 3. The Dance of the Sevin Deidly Synnis. 4. The Tod and the Lamb. 5. Lament for the Makaris. Den Rest der Abhandlung bildet eine Laut- und Flexionslehre. Einige Versehen sind mit untergelaufen: so S. VI Scotch statt Scottish; S. 1: non seulement statt non-s.; S. 107 actuell für actuel; S. 83 dissylabe statt dissyllabe; S. 65 serviyss statt servyiss u. a. Kurz, trotz einiger Mängel bildet diese Arbeit eine befriedigende Leistung.

The Frisian Language and Literature: A Historical Study. By W. T. Hewett. Ithaca, N. Y., Finch & Apgar, 1879. 60 p. 8°.

Der Verfasser dieser Schrift zeigt eingehende Sachkenntniss, indem er die Arbeiten von Heyne, Grimm, Müllenhoff, Eichhorn, Richthofen, Pertz, Volckmar. Falck, die Zeitschrift für deutsche Philologie, Wiarda, Rask, Wilda, Gaupp, Müller, Merkel, Gengler, Schmidt, Zöpfl, Bendsen u. a. benutzt hat, während auf die Untersuchung von Prof. Langhans, Ueber den Ursprung der Nordfriesen (Wien, Gerold, 1879) noch nicht Rücksicht genommen ist. Derselbe handelt zuerst über die alte Ausdehnung Frieslands und bringt Belegstellen aus Tacitus, Plinius und Ptolemaeus wie aus epischen Dichtungen des Mittelalters, so aus Beowulf, Gudrun, ferner aus Melis Stoke's Reimchronik und aus Maerlant bei, wo der Friesen Erwähnung geschieht, ohne jedoch die Sammlung zu erschöpfen. Der zweite Theil untersucht die Literaturdenkmäler des Friesischen, das zwar älter, aber zuerst in den Fuldaer Annalen von 882 als Frisica lingua nachgewiesen wird, während die ältesten friesischen Worte in der lat. lex Frisionum begegnen. Von den Gesetzen kommen diejenigen in Betracht, welche allgemein in Friesland und andererseits in einzelnen Gauen Geltung hatten. Zur Illustration sind in die Abhandlung Textproben eingeflochten. Möge dies Schriftchen in Deutschland weitere Verbreitung finden!

Ueber Sprache und Quellen des mittelenglischen Heldengedichts vom Sowdan of Babylon. Von Emil Hausknecht. Berlin 1879.

Das me. Gedicht vom Sowdan of Babylon bildet eine Nachahmung der Chanson de geste des Fierabras, welche in den Vulgärsprachen weit verbreitet und auch in England und Schottland nicht unbeliebt war. Es gab in England drei verschiedene Bearbeitungen des Fierabras, den Syr Ferumbras, die Destruction de Rome und den Sowdan of Babylon. Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, die Sprache und die Quellen dieser letzten Dichtung auf Grund des 1854 für den Roxburghe Club nach der einzigen Hs. veröffentlichten Textabdruckes mit Rücksichtnahme auf die beiden anderen Redactionen zu untersuchen. Eine neue Ausgabe des Sowdan of Babylon, seit längerer Zeit ein Desideratum, ist von Herrn Hausknecht für die Early English Text Society veranstaltet.

Der erste Theil der Abhandlung untersucht Dialekt und Sprache dieser Dichtung, welche dem östlichen Mittellande zugewiesen wird, ferner die Reinheit der Reime und den Strophenbau sowie die Entstehungszeit und die Autorschaft des Gedichtes. Aus der Untersuchung ergiebt sich als Abfassungszeit der Anfang des 15. Jahrhunderts, während über den Namen und Stand des Autors der Nachwelt keine Kunde erhalten geblieben ist.

Der zweite Theil enthält die Untersuchung über die Quellen des Sow-

dan und das Verhältniss der einzelnen Versionen, und es ergiebt sich das Resultat, dass der Dichter des Sowdan sowohl die Destruction de Rome als auch die Chanson de geste von Fierabras oder eine dieser ähnliche Fassung frei als Quelle benutzt hat, während Syr Ferumbras eine blosse Uebersetzung des französischen Fierabras ist, und die Destruction zur cyklischen Verbindung dienen sollte, nicht um den verloren gegangenen ersten Theil des Fierabras zu ersetzen.

Dieser ausführlichen klaren Darlegung, die bis Seite 29 reicht, schliesst sich Seite 30—40 der erste Excurs an über das Verhältniss des englischen Syr Ferumbras zum französischen Fierabras, deren Verhältniss durch vergleichende Analyse erörtert wird; und zwar wird eingehend beleuchtet, wie der englische Nachdichter dem Gedankengange wie dem Wortlaute nach sich möglichst eng an seine französische Vorlage hält, wiewohl sich auch unbedeutende Abweichungen vorfinden. Der zweite Excurs Seite 41 bis zum Schluss behandelt das Verhältniss der Destruction de Rome zum Fierabras und wendet sich gegen Gröber's Behauptung, dass die Destruction de Rome der verloren gegangene erste Theil des Fierabras oder eine Bearbeitung desselben sei. Aber dieser Ansicht steht entgegen, dass die Destruction de Rome von einem anderen Verfasser und in anglonormannischem Dialekt geschrieben ist, welchen ihr Herausgeber nicht erkannt hat, obschon er von Anglicismen im Gedicht spricht.

Zu der Voruntersuchung Gröber's werden hier eingehende Nachträge geliefert, welche diesem Excurse einen erhöhten Werth verleihen. Aber Seite 45 findet sich die falsche Angabe, Gaston Paris habe in seinen conférences vorgetragen, signe sei das griechische *σινδον* und gleichbedeutend mit suaire. Vielmehr lautet das Wort *σινδών*, im Vulgärlatein syndon (fem.) und in altfranzösischen Texten sindone, sydoine oder sindoine, das sich u. a. in Robert's de Borron Roman vom heil. Graal mehrfach vorfindet; vgl. Diez, Altroman. Glossare p. 32.

Von wenigen typographischen Ungenauigkeiten und unbedeutenden orthographischen Inconsequenzen abgesehen — Seite 46, Zeile 14 steht pue statt que, Zeile 15 douziéme statt douzième; bald ist ö, bald oe, ue etc. geschrieben — lässt Ausstattung und Druck des Werkchens nichts zu wünschen übrig. Kurz, wir haben es hier mit einer recht interessanten und gründlichen Erstlingsarbeit zu thun, deren Verfasser zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Ein spanisches Steinbuch. Mit Einleitung und Anmerkungen zum ersten Mal herausgegeben von Karl Vollmöller. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1880. VI u. 34 Seiten kl. 8°.

Der Abdruck dieses Prosa-Lapidärs erfolgt hier nach der einzig bekannten Hs. des 15. Jahrh., Addit. Ms. 21245 des British Museum zu London, welche von Gayangos beschrieben ist. Der Herausgeber behält sich weitere Mittheilungen aus dieser Hs. vor. Derselbe druckt nach Gallardo Auszüge aus einem anderen spanischen Lapidär unter dem Texte ab und nennt noch andere handschriftlich vorhandene spanische Steinbücher, ohne den Gegenstand zu erschöpfen. Die von Prof. Lemming in London besorgte Abschrift scheint überall sorgfältig angefertigt zu sein; Seite 15, Anmerkung 3 ist keine Lücke im eigentlichen Sinne, sondern in der Hs. ist nur ein leerer Raum gelassen. Die Quellen des unbekannten Uebersetzers, der aus Isidor und Marbod schöpfte, werden in den Anmerkungen besonders nach Migne's Patrologia und nach Beaugendre nachgewiesen; Beckmann's Ausgabe des Marbod, Göttingen 1799, hat der Herausgeber nicht benutzt, ist auch nicht näher auf die französischen und deutschen Steinbücher (vgl. Hans Lambel, Das Steinbuch. Ein altdeutsches Gedicht von Volmar. Heil-

bronn, Henninger, 1877) eingegangen. Zur Vergleichung möge hier eine Tabelle folgen, in welcher die Steine des altdeutschen Gedichts, des altspanischen und des ältesten französischen Lapidärs der Reihenfolge nach aufgezählt werden sollen.

A. Volmar's Gedicht: 1. Almendîn. 2. Topazius. 3. Smâragdus. 4. Karfunkelstein. 5. Saphfrus. 6. Jâchant. 7. Cristal. 8. Achât. 9. Amatiste. 10. Crisolîte. 11. Onichînus. 12. Jaspis. 13. Diamant. 14. Kappenstein. 15. Cornîol. 16. Coral. 17. Etite. 18. Swalwenstein. 19. Ciriôn. 20. Elitrôpîe. 21. Krotenstein. 22. Geracîte. 23. Calcofôn. 24. Berle. 25. Victres. 26. Optaljas. 27. Turkois. 28. Orites. 29. Calcedôn. 30. Sardius. 31. Flammât. 32. Magnât. 33. Kâmahû. 34. Rubin. 35. Balas. 36. Crisopras. 37. Grânât — rôter Jâchant. 38. Diacodâ.

Reihenfolge der Steine im spanischen Steinbuch Vollmöller's:

1. Diamante. 2. Achates. 3. Eletria. 4. Jaspe. 5. Çafir. 6. Calçedon. 7. Esmeralda. 8. Sardonice. 9. Oniz. 10. Sarda. 11. Crisolito. 12. Ueril. 13. Topaza. 14. Crisopasso. 15. Jaçinto. 16. Matista. 17. Çelidonia. 18. Gaçio. 19. Magnete. 20. Coral. 21. Alabanlina. 22. Cornerina. 23. Carbunculo. 24. Scandasiro. 25. Ligirio. 26. Echite. 27. Lingite. 28. Silenite. 29. Enites. 30. Astrion. 31. Gagatromeo. 32. Çeraunio. 33. Hismari. 34. Eliotropia. 35. Gerachite. 36. Dracontide. 37. Asterite. 38. Epistiçe. 39. Ematite. 40. Abeston. 41. Peanite. 42. Enfite.

Bei Philippe de Thaün finden sich nur folgende Steine: 1. Turrobolen. 2. Adamas. 3. Jaspe. 4. Saphire. 5. Castedoine. 6. Smaragde. 7. Sardonix. 8. Sardius. 9. Crisolite. 10. Beril. 11. Topacius. 12. Crisopassus. 13. Jacinctus. 14. Amatistus. 15. Union.

Bibliotheca Normannica. Denkmäler normannischer Literatur und Sprache herausgegeben von Hermann Suchier. I. Reimpredigt. Halle, M. Niemeyer, 1879. LVI u. 110 Seiten 8°. II. Der Judenknabe. 5 griechische, 14 lateinische und 8 französische Texte herausgegeben von Eugen Wolter. Halle, M. Niemeyer, 1879. 128 Seiten 8°.

Von dieser vortrefflichen Sammlung normannischer Denkmäler liegen bis jetzt zwei Bände vor; von diesen ist der erste von Suchier selbst, der zweite von dessen Schüler Wolter herausgegeben. Der erste Band ist vom Herausgeber seinem Lehrer ten Brink, der zweite Suchier gewidmet. Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die ältesten Sprachdenkmäler, welche in der Normandie, „der Wiege der französischen Literatur“, entstanden sind, in einer Sammlung wie die Bibliotheca Normannica ist, zu vereinigen. Dabei hat es Suchier der Einleitung zu Folge zunächst auf die ältesten und wichtigsten Texte abgesehen, die vor 1160 entstanden und meist in normannischem Dialekt erhalten sind; so soll bald das einer deutschen Kaiserin gewidmete Sibyllengedicht und Samson's von Nanteuil Commentar der Proverbia Salomonis nach der Londoner Hs. veröffentlicht werden. Die Reimpredigt, welche beginnt: Grant mal fist Adam, ist hier nach den von einander unabhängigen drei Handschriften veröffentlicht; sowohl die Pariser als auch die Cambridger und Oxforder Hs. ist in England geschrieben; doch ist die Hs. A, Ms. fr. 19525 zu Paris, auf der der kritische Text basirt, am meisten frei von anglo-normannischen Formen; aber das Gedicht selbst ist in Frankreich verfasst. Das Verfahren des Herausgebers bei Herstellung des Textes war, in möglichst conservativer Weise die ältesten Formen zu reconstruiren. Bei der Kritik der Sprachformen waren Gaston Paris' epochemachende Arbeit über das Gedicht vom heiligen Alexius und Mall's Ausgabe des Computus massgebende Muster, von Meister's und Fichte's Unter-

suchungen ganz abgesehen, wiewohl Suchier seine Aufgabe anders fasst als seine Vorgänger: nämlich die ursprünglichen Sprachformen herzustellen. Doch gilt ihm dies Ziel als nicht vollständig erreichbar. Deshalb construirt er den Text von A so, „wie ein Copist nach der Mitte des 12. Jahrhunderts in der Normandie die Originalhandschrift abgeschrieben haben würde." Betreffs der Entstehungszeit und der Heimath der Reimpredigt kommt Suchier zu dem Resultat, dass der Dichter dem Continente angehört und vor Wace und dem Verfasser des Aeneas, also etwa im Anfange des 12. Jahrhunderts geschrieben haben muss. Die Strophe der Predigt, welche das älteste Denkmal mit vollem consonantischen Reime ist, besteht aus sechs Fünfsilblern mit dem Reime aabccb, seltener aabaab. Die Untersuchung über diese Versart und ihre Beliebtheit ist interessant, aber die Herleitung ihres Ursprungs dürfte Widerspruch finden. Dass diese Predigt, welche drei Abschnitte: Sündenfall, Erlösung und jüngstes Gericht enthält, von der Kanzel herab dem Volke vorgetragen wurde, geht aus mehreren Stellen des Gedichts selbst hervor. Suchier's Ausgabe nach dem gesammten vorhandenen Handschriftenmaterial ist um so freudiger zu begrüssen, als Achille Jubinal's fehlerhafter Abdruck der unvollständigen Pariser Hs. so gut wie nicht vorhanden war, weil dies Buch nur in beschränkter Anzahl gedruckt ist. Die 129 Strophen veröffentlicht Suchier so, dass dem kritischen Text auf der linken Seite gegenüber der Wortlaut der Handschriften B und C zum Abdruck kommt; zuletzt folgen Seite 66—80 Anmerkungen.

Als Anhang folgt Seite 81—110 der Text der Reimpredigt Deu le omnipotent, in anglo-normannischem Dialekt, welche 122 Strophen enthält und nur in einer Londoner Hs. Arundel 292 vorhanden ist. Der Dichter dieser jüngeren Predigt beruft sich Strophe 13, 48 auf St. Bernhard, der Strophe 57 nochmals mit le seint gemeint ist, während Strophe 59 den Propheten Jeremias nennt. Nicht alle Citate vermochte Suchier nachzuweisen. Derselbe verdankt Förderung seiner Studien dem früheren Cultusminister Dr. Falk, wie ihn die Prof. Jacobi und Hering in Halle mit ihrem Rathe unterstützten. Die Copie des Gedichts ist von Aug. Reinbrecht angefertigt, aber vom Herausgeber selbst mit der Hs. collationirt worden.

Falsche Lesarten sind folgende zu bemerken: Strophe 15, 1: Suchier: greinur, Hs.: greniur. 15, 3: eisil, Hs.: esil. Str. 22, 5 hat S. richtig greniur. 25, 2 enseine, Hs. ensenie. 27, 6 fert, Hs. feri; das Tempus ergiebt sich schon aus salgist, reprist, dist. 28, 4 stimmt seniur zu obigem greniur. 35, 1 ist der Strich über gupiz ausgekratzt. 78, 6 besser: sa fiance[e] aveit. 83, 4 ist erst roth durchstrichen, dann ausgeschrieben. 93, 6 li, Hs. si. Zuletzt folgen noch Seite 106—109 Anmerkungen und Seite 110 ein Verzeichniss der in beiden Reimpredigten vorkommenden Eigennamen.

Im II. Bande der Bibliotheca Normannica behandelt E. Wolter die bekannte Legende vom Judenknaben, der mit seinen christlichen Kameraden zur Communion geht, von seinem Vater mit dem Feuertode bestraft, aber von der heiligen Jungfrau Maria aus den Flammen gerettet wird. Der im Corrigiren noch ungeübte Herausgeber kennt hiervon 33 Fassungen in griechischer, lateinischer, französischer, spanischer, deutscher, arabischer und äthiopischer Sprache, die er einzeln durchgeht. Dabei zeigt er eine ausgedehnte Belesenheit in den verschiedenen Literaturen und giebt eine bequeme übersichtliche Zusammenstellung von 5 griechischen, 14 lateinischen und 8 französischen Bearbeitungen dieser Legende. Unterstützt wurde er bei seinen Recherchen durch Suchier, Monaci, Reinsch, Haupt, Neubauer, Stengel, Lucae, Meyer, Schipper, Zotenberg, Zacher, welche ihm einzelne seltene Stücke zugänglich machten. Gegenüber den französischen Texten erscheinen die griechischen und lateinischen Bearbeitungen zu ausführlich behandelt; von den griechischen diese Legende mit enthaltenden Schriftwerken wird genannt:

1. Euagrius scholasticus. 2. Das Leben des heiligen Menas, Erzbischofs

von Constantinopel 536—552. 3. Nicephorus Callistus (14. Jahrh.). 4. Agapios oder Athanasios Landos, Mönch auf dem Berge Athos (Mitte des 17. Jahrh.). 5. Text nach einer Wiener Hs.

Lateinische Bearbeitungen: 1. Gregor von Tours. 2. Sigibert von Gembloux. 3. Honorius von Autun. 4. Botho Prunveningensis. 5. Liber miraculorum Mariae nach einer Londoner Hs. 6. Text nach einer Hs. der Bibl. Alessandrina in Rom. 7. Vincenz von Beauvais. 8. Jacobus a Voragine. 9. Text nach einer Pariser Hs. 10—11 ebenfalls nach einer Pariser Hs. 12. Gedicht nach einer Pariser Hs. des 15. Jahrh. 13. Johannes Herold. 14. Petrus Rossetus, Gedicht.

Französische Texte: 1. Adgar Willame, leider nur 29 Zeilen. 2. Walther von Coincy, 142 Zeilen. 3. Vie des anciens peres, nach 15 Handschriften. 4 Le dit du petit Juitel. 5. Anglonormannisches Gedicht nach der Londoner Hs. royal 20 B 14. 6. Jean le Conte, Prosa. 7. Prosatext. 8. De Fleury (18. Jahrhundert).

Den französischen Texten Seite 77—125 schliessen sich jedesmal Lesarten anderer Handschriften und Anmerkungen an, welche Sachkenntniss zeigen, während Seite 126—128 Nachträge und Berichtigungen beigebracht werden. Dieses Début berechtigt zu der Hoffnung, dass sich der Herausgeber noch an schwierigere Aufgaben wagt und auf dem betretenen Wege weiter fortschreitet.

Histoire et théorie de la conjugaison française par Camille Chabaneau. Nouvelle édition revue et augmentée. Paris, F. Vieweg, 1878. II u. 133 Seiten 8⁰.

Die erste Ausgabe dieses Werkes ist im Jahre 1868 erschienen und in Frankreich wie in Deutschland hinreichend bekannt und verbreitet. Deshalb wird es genügen, auf den Unterschied der beiden Auflagen hinzuweisen. Bekanntlich hat der thätige Chabaneau (in Montpellier) für dies Werk von der Académie des inscriptions et belles lettres einen Preis erhalten. Der Verfasser hat durch die neue Auflage das Werk der ihm zu Theil gewordenen wohlwollenden Aufnahme würdiger machen wollen. Die Seitenzahl beider Auflagen ist dieselbe; aber die ersten vier Seiten der ersten Auflage sind weggeblieben; einzelne stilistische Ungenauigkeiten sind beseitigt; weitschweifige Partien sind gekürzt oder geändert und einzelne Anmerkungen neu hinzugefügt worden. Auf die bedeutenden Fortschritte der Forschung seit 1868 ist billig Rücksicht genommen, und der Verfasser kennt die Grammatiker des 16. Jahrhunderts ebenso gut wie bei ihm die Leistungen von Diez, G. Paris, Littré, Brachet, Darmesteter, Ayer, Burguy, Heyse, Tobler etc. Anerkennung finden. Besonders der letzte Theil von Seite 71 an ist mehrfach umgearbeitet worden, und an Stelle des Anhangs über die 3. Person des pluriel in den patois sind in der neuen Auflage p. 129—133 Zusätze getreten. Möge auch die neue Auflage, welche der Verfasser seinem Freunde A. Boucherie gewidmet hat, neue Anerkennung finden und weitere Anregungen geben.

L'art poétique de Boileau dans celui de Gottsched. Eine literarhistorische Studie von Dr. O. Wichmann, ord. Lehrer am Wilhelms-Gymnasium zu Eberswalde. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1879. 30 Seiten inclusive Titelseite, 8⁰.

Diese französisch geschriebene Abhandlung, deren doppelzüngiger halb französischer und halb deutscher Titel sich höchst sonderbar ausnimmt,

untersucht auf 28 Seiten das Verhältniss von Boileau's Art poétique zu Gottsched's „Versuch einer kritischen Dichtkunst", bietet aber durchaus nichts Neues dar. Ueberhaupt hätte das ganze Opus, welches den Eindruck einer erst deutsch aufgezeichneten Jugendarbeit macht, besser ungedruckt bleiben oder sich auf wenige Seiten reduciren lassen können; denn es war vollständig überflüssig, die Proben aus Boileau wörtlich abzudrucken, wo ein blosser Hinweis auf die betreffende Stelle des jedem Fachmanne zugänglichen Art poétique genügte. Herr W. will nicht die Bedeutung Gottsched's für die deutsche Literatur und den Einfluss seiner Dichtkunst untersuchen, sondern das Verhaltniss, in wie weit sich der Dictator der deutschen Sprache die Lehren des Art poétique Boileau's zu eigen gemacht. Die Einleitung, welche W. giebt, holt zu weit aus, ehe der Leser in medias res versetzt wird. Dann, nachdem angegeben ist, in welcher Form die beiden Autoren ihre Gedanken ausgedrückt, geht es los mit Premièrement nous voulons considérer etc. und es werden die Lehren in Betracht gezogen, welche Boileau und Gottsched aufstellen, um das Ziel wahrer Poesie zu erreichen. Aber hier zeigt Herr W. nur zu deutlich, dass er nicht im Stande ist, einen Quellennachweis zu führen. Der ganze Ton der Arbeit ist nur analysirend und ästhetisirend, nicht kritisirend; rechnet man die wörtlich angeführten Stellen aus Boileau ab, so bleibt als Zuthat W.'s nur die Reproduction bereits bekannter Thatsachen, welche in französisches Gewand gehüllt sind und mehrfach deutschen Ursprung verrathen. Ueberhaupt ist der Grund nicht recht einzusehen, warum ein Deutscher, der noch nicht in die Feinheiten der fremden Ausdrucksweise eingedrungen ist, statt seiner lieben Muttersprache ein fremdes Idiom gebraucht, um sich dahin auszusprechen, dass — dies ist das ganze Endergebniss der weitschweifig ausgeführten Abhandlung — Gottsched sich das zu eigen gemacht, was Boileau gebilligt oder missbilligt hat, und dass man in dem französischen Muster keine Lehre fände, die sich nicht in der deutschen Nachbildung wiederfände. Aber diese oberflächliche Angabe ist zu apodictisch als dass wir ein genaues Urtheil über das Verhaltniss Gottsched's zum Dictator des französischen Parnasses gewännen. Kurz, kein Leser wird diese Arbeit weder von der literarhistorischen noch von der sprachlichen Seite für beachtenswerth halten. Gegen das Ende hin sieht Herr W., dass die gehörige Seitenzahl herauskommt; deshalb unterlässt er es, die Stellen aus Boileau wörtlich anzuführen, und verweist einfach auf die bezüglichen Verse des betreffenden Gesanges. Endlich noch kurz einige stilistische Bemerkungen. Die pathetische Häufung des Ausdrucks ist zwecklos; z. B. Seite 3: ... parvint à germer, à prospérer, à fructifier; oder Seite 7: . . . corrigeait, traduisait, admirait, s'efforçait, louait. Nicht immer ist der richtige Ausdruck getroffen, wiewohl die Worte des Dichters meist nur in Prosa umschrieben zu werden brauchten; die beschönigende Wendung pour ainsi dire kehrt zu oft wieder, so Seite 5, 8, 12 und 18. Mit dem Ausdrucke musste mehr gewechselt werden; so steht exhorter auf S. 6 zwei Mal. Die Bemerkung über das Französische S. 4 (— une langue qui avait en elle le principe de clarté et de simplicité plus que l'allemand' —), die ihren Ursprung Voltaire verdankt, ist eine Phrase, die keine Berechtigung hat, aber immer und immer wiederholt wird. Seite 7 konnten die Worte toutefois on continua à travailler au Parnasse allemand ganz wegbleiben, da im Folgenden derselbe Gedanke correcter ausgedrückt wird. Seite 8 gehört der Ausdruck devient tel par son astre en naissant dem poetischen Stil an, musste deshalb nach heutiger Redeweise anders modulirt werden. Die Interpunction ist ebenfalls ungenau. Seite 10 fehlt in dem mit Quoi eingeleiteten Satze das Fragezeichen; Seite 14 und an zwei Stellen Seite 17 und Seite 22 fehlt vor mais das Komma. Auch fehlt in léger Seite 22 der Accent; ebenda steht sagit statt s'agit. Seite 21 lesen wir ὠδὴ, statt ᾠδή, warum nicht ode? Doch kurz: die ganze Arbeit mit ihrer Leere des Inhalts gehört zu den über-

flüssigen Producten, und ein Franzose dürfte es kaum der Mühe für werth halten, dieses Machwerk aus der Feder eines deutschen Scribenten durchzulesen. R.

Les Unités d'Aristote avant le Cid de Corneille. Etude de littérature comparée par H. Breitinger, Prof. de littératures étrangères à l'université de Zurich. Genève, Georg, 1879. 74 Seiten 12.

In dieser jüngst erschienenen, äusserst klar geschriebenen, vergleichenden Studie gelangt Prof. Breitinger, der sich schon vielfach auf dem Gebiete der neueren Sprachen ausgezeichnet hat, zu ganz neuen und überraschenden Resultaten, welche die bis jetzt allgemeine Ansicht, als hätten die Franzosen um das Jahr 1630 unter dem Einfluss von Chapelain zuerst das sogenannte aristotelische Gesetz von den drei Einheiten festgestellt und angenommen, völlig umstossen. In einer 45 Seiten langen Untersuchung verfolgt Br. Schritt für Schritt die Entwicklung dieses fälschlich dem griechischen Philosophen zugeschriebenen Gesetzes, das er treffend eine „superstition littéraire" nennt, bei den Italienern, Spaniern und Engländern und beweist so die Unrichtigkeit der bisherigen Annahme. In Italien, das schon im Jahre 1529 eine Art „ars poetica" aufzuweisen hat in: La Poetica, Divisions quattro" von Trissino, finden wir dass bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Folge der Nachahmung des antiken Dramas die Dichter an das Gesetz der Einheiten sich hielten, wobei jedoch das von der Einheit des Ortes, dessen bei Aristoteles gar nicht Erwähnung geschieht, das jüngste ist. Zu den Spaniern übergehend beweist uns der Verfasser, dass auch dort der Streit der klassischen mit der romantischen Schule, der zwischen 1590 und 1624 sich abwickelte, damit endete, dass schliesslich die Einheiten, auch die des Ortes, als Gesetz anerkannt wurden. Hier ist zuerst von der Einheit des Ortes als von einem Gesetz bestimmt die Rede in den „Cigarrales de Toledo", einer Novellen- und Komödiensammlung des berühmten Tirso de Molina aus dem Jahre 1624, wo es heisst: „die dem Lustspiele von seinen ersten Erfindern gezogenen heilsamen Grenzen sind eine Handlung, deren Anfang, Mitte und Ende in höchstens 24 Stunden verlaufe ohne Verlassen eines Ortes" (una accion, cuyo principio, medio y fin acaezca a lo mas largo en veinte y quatro horas sin movernos de un lugar). Am frühesten aber und zugleich am schärfsten wird das Gesetz von den drei Einheiten ausgesprochen in England, wo fast 100 Jahre vor Boileau's Art poétique der bekannte Dichter Philip Sidney in seinem um 1581 bis 1585 abgefassten und 1595 erschienenen Buche: „An Apology for Poetry" sich folgendermassen auslässt über die Tragödie Gorboduck oder Ferrex und Porrex, welche 1562 vor der Königin Elisabeth aufgeführt wurde, und die er den vielen schlechten gegenüber lobt: „in den Einzelheiten aber ist sie sehr mangelhaft, und das bedaure ich, da sie nicht als mustergültig dasteht; denn sie ist fehlerhaft in Bezug auf Ort und Zeit, diese beiden nothwendigen Begleiter aller wirklichen Handlungen. — die Bühne sollte stets nur einen Ort darstellen. —" (yet it is very defectious in the circumstances; which grieves me, because it might not remain as an exact model of all tragedies. For it is faulty both in place and time, the two necessary companions of all corporal actions. — the stage should always represent but one place —).

In einem vierten Capitel beschäftigt sich der Verfasser mit den Arbeiten von Sainte-Beuve, Ebert und Demogeot und schliesst dann mit einer präcisen Zusammenstellung der gewonnenen Resultate. Die von Seite 47—71

gegebenen wörtlichen Citate mit den angehängten kurzen Notizen zu dem Streit über die Einheiten machen das ohnehin sehr belehrende Büchlein doppelt anziehend, und so möchte ich denn dessen Lectüre jedem Fachcollegen angelegentlichst empfehlen.

Französisches Lesebuch. Anfangs- und Mittelstufe. Von Alb. Benecke und Fr. d'Hargues. Potsdam, Stein, 1878.

Dies ist der Titel einer Sammlung von leichten Prosastücken und Gedichten, auf die ich die Herren Collegen aufmerksam machen möchte. Sämmtliche Stücke sind mit grosser Umsicht ausgewählt und geordnet; sie sind für den Anfang so kurz, dass sie leicht in einer oder höchstens zwei Lectürestunden genau durchgenommen werden können, während wir am Ende der II. Abtheilung einige längere Erzählungen finden. Rücksichtlich des Inhalts liessen sich die Verfasser offenbar von dem Gedanken leiten, vorzüglich Solches zu bieten, das den eigentlichen Zweck der Lectüre zu erfüllen vermöge: durch Reichthum der Sprache und der Ideen des Schülers Anschauungskreis zu erweitern, seine Phantasie zu wecken und zu veredeln, kurz Geist und Herz zu bilden; deshalb wurden unter Ausschluss von Anekdotenhaftem hauptsächlich Fabeln, sittlich anregende Erzählungen und Bilder aus dem Naturleben gewählt. Ein grosser Theil der Prosastücke wie auch der Gedichte finden sich zum ersten Mal in einem Lesebuch; bei den Letzteren wurde vor Allem darauf gesehen, dass sie ebenso gut zum Declamiren wie zum Lesen sich eignen. Die Anmerkungen beschränken sich auf das richtige Mass und sind besonders deshalb gut, weil sie den Schüler stets zu selbständigem Denken und Vergleichen anhalten, indem sie die grammatischen Erklärungen nur mittelbar geben. Noch ein Wort über die Angabe der Vocabeln; hierin zeigt sich allen mir bekannten franz. Lesebüchern gegenüber eine Neuerung und ein wesentlicher Fortschritt. Sie sind am Ende des Buches nicht in alphabetischer Reihenfolge, sondern für jedes Stück einzeln zusammengestellt, was meiner Ansicht nach für diese erste Stufe des Unterrichts das einzig Richtige ist; denn nur so kann dem Anfänger die Präparation erspart werden, die für ihn ja doch nur ein mechanisches Wörtersuchen sein kann und zum Mindesten als reiner Zeitverlust anzusehen ist. Manchem Lehrer dürften vielleicht auch die praktischen Winke, welche in der Einleitung über den Betrieb des Unterrichts gegeben sind, willkommen sein. Ich schliesse mit dem Wunsche, das Buch, das ich selbst im Unterricht erprobt und für gut befunden habe, möge vielseitige Würdigung erfahren.

Augsburg. Wolpert.

Systematische Grammatik der englischen Sprache nebst zahlreichen Uebungs- und Lesestücken von Dr. W. Bischoff, Professor der englischen und französischen Sprache an der Universität Bonn. Berlin 1879, Wiegandt, Hempel & Parey.

Di unter disem titel erschinene englische grammatik unterscheidet sich dadurch von der merzal der englischen schulgrammatiken, dass si systematisch ist. Der erste teil gibt auf 25 seiten das wichtigste und notwendigste über di aussprache. Dass in den allgemeinen bemerkungen über di aussprache der consonanten (p. 2) nur regeln und keine wörter sich finden, möchte wol nicht zu billigen sein. Zu den regeln über di aussprache der

vocale finden sich zalreiche wörter, jedoch vile seltene, und möchte es sich empfelen bei einer neuen auflage nur solche wörter als belege zu den wörtern zu setzen, di in den ersten lectionen, oder im pensum des ersten jares, auch wirklich vorkommen. Seltene wörter wie: mar, garb, mall (p. 4), stack, glebe (p. 5), verge, pert, curb, spirt (p. 6), gill, din (p. 7), lore, score, frock (p. 8), clog, shove, hoot, roost, loop (p. 9), glume, rooth, husk (p. 10) u. s. w. sind jedenfalls zu streichen. Was di deutschen wörter betrifft di ungefär di englischen laute darstellen sollen, so wird mancher villeicht anderer ansicht sein, der di angegebenen deutschen wörter anders auszusprechen gewont ist wi der verfasser. Dass di aussprache des h vor w, z. b. in where, eine gezwungene sei (p. 19), möchte wol nicht zuzugeben sein, da di besten englischen aussprachewörterbücher es so verlangen. Ein dem buche angehängtes, ser sorgfältig gearbeitetes wörterverzeichnis gibt über di aussprache der in den andern teilen der grammatik vorkommenden wörter auskunft; im texte selbst ist diselbe gänzlich unberücksichtigt gebliben. Der unterzeichnete hält es pädagogisch nicht für gut, di wörter zur bezeichnung der aussprache vollständig noch einmal zu drucken, wi es in dem anhang zur vorligenden grammatik geschehen ist, da dis leicht bewirkt, dass der schüler, der mer auf das zweite als auf das erste wortbild sit, sich ein verkertes wortbild einprägt. Einige einfache zeichen im texte, über oder unter den wörtern selbst, wi es in den englischen grammatiken von Kade, Gesenius, Im. Schmidt, Deutschbein und andern geschehen ist, scheinen im den vorzug zu verdinen.

Der zweite teil, di eigentliche grammatik, umfasst c. 250 seiten. In den ersten 20 lectionen ist auf c. 30 seiten das hülfsverb to be, to have und das wichtigste über di declination erledigt. Di beispile sind ser leicht, und so gewält, dass der anfänger ser bald über eine anzal leichter redensarten verfügt. In den lectionen, di von der pluralbildung handeln, ist der verfasser zu ser ins detail gegangen und gibt lange listen von wörtern, di für schulzwecke überflüssig sind (z. b. p. 38, 39 di vilen italienischen wörter, ferner fife, strife, safe, coif; di wörter auf ff; p. 40 brief, fief etc.; p. 43 der unterschid zwischen indexes und indices; p. 44—45 di aufzälung der fischnamen di im plural ein s annemen oder nicht annemen; di dreierlei zangen p. 46; di zalreichen wörter auf ics [p. 47]; di zalreichen wörter, di nur im plural vorkommen [p. 49]; di lange liste von wörtern [p. 50], von denen der grösste teil überflüssig ist, so wi der listen p. 57—61). Das meiste hirvon möchte wi l. 19, vom plural der fremdwörter, in den anhang zu verweisen sein.

Es folgen dann, l. 21—34, di pronomina, adjectiva, adverbia und zalwörter. p. 69 sind di anmerkungen über lesser und worser zu streichen; von den verbindungen mit most würden einige wenige genügen.

Zu l. 28 (zalwörter) sind einige beispile zu wünschen, in denen das verhältnis der englischen münzen und masse zu den deutschen klar gemacht würde; so wi einige beispile über di procentrechnung, eine englische „Multiplication Table“.

Es folgen, von l. 34 an, das verbum, di pronomina und hülfsverba. Auch hir gibt der verfasser, nach der ansicht des unterzeichneten, in einzelheiten zu vil; so p. 89 di formen hoe|ing, singe|ing, springe|ing, swinge|ing; oder di formen parallel|ing, traffick|ing. Di anmerkung p. 112 it is me, statt it is I, ist durchaus zu streichen; es darf den schülern das, was anerkannter massen falsch ist, auch nicht einmal als durch den usus gerechtfertigt hingestellt werden. In englischen elementarbüchern (z. b. in Victoria spelling-book p. 119) wird besonders davor gewarnt. p. 137 ist di regel über di übersetzung von musste durchaus anders zu fassen. p. 139 gehört das, was über will als selbständiges verbum gesagt ist, nicht in eine schulgrammatik. Abgesehen von disen ausstellungen gehört der abschnitt über di verba, besonders di hülfsverba, wo der verfasser vile idiomatische redens-

arten angibt, mit zu den besten des ganzen buches, und findet der lerer des englischen manches dankenswerte, das er in ausfürlicheren grammatiken vergebens sucht.

Bei den unregelmässigen verbis wäre zu wünschen, dass der unterschid zwischen beheld und beholden, zwischen worked und wrought, zwischen awaked und awoke auseinandergesetzt würde, so wi dass eine anzal jetzt nur regelmässiger verba (wi light, spell, smell, crow u. s. w.) oder seltener (wi quit, shred, heave, freight, rive, smite, stride, writhe, wax u. s. w.) gestrichen würde; dass zu make und do einige redensarten angegeben würden, in denen „do“ und „make“ unterschidlich vom deutschen „tun“ und „machen“ gebraucht werden; ebenso zu sagen: say und tell; I am said, I am told; bringen: bring, take; tragen: carry, bear, wear; treffen: hit, meet; schlagen: beat, strike, fight; erschlagen slay u. s. w.

In das alphabetische verzeichnis könnten ja alle unregelmässigen verba, auch di seltneren, aufgenommen werden. Es folgen di abschnitte über das adverbium, die präpositionen und conjunctionen.

Aus den langen listen bei der präposition from p. 212—214, of p. 221 bis 222, on p. 225—226, with p. 229—232 würden nur einige wenige, oft vorkommende verbindungen hervorzuheben und di listen selbst in den anhang zu verweisen sein. Dagegen felen einige oft vorkommende verba, nach denen „at“ auf di frage wohin? stet; es felt di präposition to (einige verba, nach denen immer to stet, finden sich in l. 39).

Als anhang zu den präpositionen ist eine zusammenstellung zu wünschen, änlich der in Plötz französischer schulgrammatik l. 37—39, di vom deutschen ausginge und einige wichtige fälle zusammenstellte, in denen di englische sprache ganz verschiden von der deutschen ausdrückt, und di verschidenen präpositionen, di zur übersetzung gebraucht werden, unterschiden würden; z. b. deutsch

von: of, by, from,
nach: after, at, for,
über: over, across, above, at, on, of,
unter: under, below, between, of, among u. s. w.

Es folgt dann ein abschnitt, überschriben „syntax“, der auf etwa 30 seiten di wichtigsten syntactischen regeln, so weit si für di schulzwecke nötig sind, zusammenstellt. Der verfasser hat sich in disem abschnitte so kurz fassen können, weil er auf ser geschickte weise das wesentlichste aus der syntax mit der formenlere verbunden und in di andern teile der grammatik hineinverwoben hat. Der dritte teil umfasst ein lesebuch und eine anzal von gedichten, auf etwa 50 seiten.

Da one zweifel an den anstalten, an denen di Bischoff'sche grammatik eingefürt wird, von ober III, jedenfalls von unter II an, ein eigenes lesebuch, sei es chrestomathie, oder ein einzelnes werk eines autors gelesen werden wird, so würden statt No. 12, 13, 14, 15, 17 villeicht besser leichte historische abschnitte aufzunemen sein. Bei den gedichten würde es sich empfelen di namen der dichter darunter zu setzen und an stelle einiger (wi: daffodils, loss of George, wish, solitude of A Selkirk, the green linnet, ode to duty, stanzas written in dejection, to the cuckoo) leichtere und interessantere gedichte zu setzen.

Den schluss bildet ein alphabetisches register zur grammatik, eine ser dankenswerte zugabe, di man leider in vilen andern grammatiken vermisst.

Der verfasser sagt in der vorrede, das buch sei für den englischen unterricht in III und II höherer leranstalten bestimmt. Man könnte also annemen, dass di Bischoff'sche grammatik nicht für alle classen ausreichend, und dass von I an noch eine ausfürlichere grammatik durchzunemen sei.

Der unterzeichnete glaubt, dass di vorligende grammatik für jede unterrichtsanstalt, auch für di realschule I. O., grammatischen stoff genug bitet, wenn bei einer zweiten auflage zu manchen capiteln, namentlich zu dem ab-

schnitt syntax (l. 80—86) noch einige zusätze hinzukämen, und als anhang noch eine anzal zusammenhängender übersetzungsstücke zum übersetzen aus dem deutschen ins englische hinzugefügt würde. Namentlich für solche leranstalten, di nur 3—4 jare auf den englischen unterricht verwenden können, oder weniger englische stunden haben als di realschule I. O., dürfte di vorligende grammatik vor vilen andern wegen der beschränkung in bezug auf den grammatischen stoff den vorzug verdinen.

Cöln. K. Hottenrott, Oberl.

Englische Studien. Organ für englische Philologie unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts auf höheren Schulen. Herausgegeben von Dr. Eugen Kölbing, Docenten an der Universität Breslau. III. Band, 2. Heft. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1880.

Es regt sich gewaltig in Deutschland auf dem Gebiete der modernen Philologie, besonders auf dem der englischen Disciplin. Schon vor der „Anglia“ nämlich, irre ich nicht, erschien das erste Heft dieser Studien und wurde mit allgemeinem Beifall in Deutschland und England begrüsst. Durch eine unangenehme Zufälligkeit kommt unsere Anzeige dieser Zeitschrift so verspätet. Ihre Gediegenheit wird ihr jedoch wahrscheinlich im Kreise unserer Leser Bahn gebrochen haben. Wie das Archiv bringt auch sie ausser grösseren wissenschaftlichen Abhandlungen Besprechungen streng wissenschaftlicher so wie mehr elementarer Lehrbücher und Miscellen, worunter eine Zeitschriftenschau sich befindet, die sich auf die germanistischen überhaupt erstreckt, nicht speciell auf die englischen. Das neueste, hier angezeigte Heft enthält: Chaucer's „House of Fame“ in seinem Verhältniss zu Dante's „Divina Commedia“ von A. Rambeau; Verbesserungen zu altengl. Schriftstellern von F. H. Stratmann; Ueber die bestimmte (schwache) Form der Adjectiva im Altenglischen von demselben; Altengl. -ere (-ære, -are) von demselben; kleine Beiträge zur Erklärung und Textkritik engl. Dichter, II. von E. Kölbing; zur engl. Balladenpoesie von Felix Liebrecht und Ueber die Wahl des Lehrstoffes im engl. Unterricht auf der Realschule erster Ordnung von Hugo Ottmann; dann unter „Literatur“ eine Reihe von längeren und kürzeren Bücherbesprechungen; ferner Berichte über engl. Gesellschaft-Publicationen, I. die Publ. der Shakspere Society von O. S. Seemann, Literarische Notizen und Miscellen, darunter ein Nekrolog des leider zu früh heimgegangenen verdienstvollen Wilhelm Hertzberg von W. Sattler, Vorlesungen über engl. Philologie an den Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz im Wintersemester 1879—1880 u. s. w. Möchte sich diese Zeitschrift der Unterstützung, geistigen und pekuniären, erfreuen, die sie und deren wackerer Redacteur so reichlich verdient.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Karl Bartsch herausgegeben von Dr. Otto Behaghel, Docenten der germanischen Philologie, und Dr. Fritz Neumann, Docenten der romanischen und engl. Philologie an der Universität Heidelberg. Verlag von Gebr. Henninger in Heilbronn. Erscheint monatlich. Preis halbjährlich Mk. 5. Nr. 1—3. Januar—März 1880.

Seit Anfang dieses Jahres ins Leben getreten, liegen uns nun die ersten drei Nummern dieses neuen Unternehmens der auf sprachlichem Gebiete so

rührigen Verlagshandlung vor und begrüssen wir es mit um so mehr Genugthuung, als bei den in nur längeren Zwischenräumen erscheinenden Vorgängern und Zeitgenossen dieses Literaturblattes. als da sind das „Archiv“ selbst, „Englische Studien“ von E. Kölbing und „Anglia“ von Wülcker und Trautmann etc, den Bücherbesprechungen weniger Raum vergönnt ist und hier oft nur erst lange nach dem Erscheinen der betr. Werke ans Licht treten. Den nächsten Vergleich mit dem Literaturblatt bietet jedoch eigentlich nur das „Archiv“, da auch dieses der germanischen und romanischen Philologie zugleich gewidmet ist, während die anderen genannten Zeitschriften ausschliesslich die englische und andere hier nicht genannte entweder nur die germanische oder nur die romanische in sich fassen. Mit Recht sagen die Herausgeber im Vorwort, es sei ausserordentlich wichtig und wünschenswerth, dass ein enger Zusammenhalt bestehen bleibe zwischen den beiden Disciplinen, die ja fort und fort Berührungspunkte bieten und in der Erforschung der englischen Sprache, wie in dem Studium der mittelalterlichen Literaturen sich vereinigen müssen. Als Hauptbestandtheil des Blattes werden nun angegeben: Besprechungen der neueren literarischen Erscheinungen auf beiden Gebieten, und zwar nicht nur selbständiger Bücher, sondern auch grösserer Abhandlungen in Zeitschriften, und nicht blos rein wissenschaftliche Werke. sondern auch Schulbücher sollen dabei berücksichtigt werden. Den Kritiken schliessen sich — denn wir können bereits das Präsens statt des Futuri anwenden, da das Versprechen in den vorliegenden Nummern gehalten ist — Verzeichnisse von neu erschienenen Büchern und Recensionen, ferner Inhaltsangabe der Zeitschriften, Nachrichten über Werke, die in Vorbereitung begriffen sind, sowie Mittheilungen über germanistische und romanistische Vorlesungen an deutschen und ausserdeutschen Hochschulen an Endlich sollen die Spalten des Literaturbl. auch für Anfragen aller Art stets offen gehalten werden. Nr. 1 bringt ein Verzeichniss der Mitarbeiter, welches durch Zahl und Bedeutung eine genügende Gewährleistung für die erfolgreiche Fortsetzung des Unternehmens ist. Eine solche Gewährleistung bieten aber auch schon die Namen der Herausgeber und die Verlagshandlung, die denn auch wirklich in den bereits erschienenen Nummern sich bemüht haben, die erstere, die Leser über alles Bedeutendere auf den beiden Gebieten auf dem Laufenden zu erhalten, und die letztere, für gute Ausstattung und Correctheit des Druckes zu sorgen. Dass die Mitwirkung von Prof. Dr. Karl Bartsch noch eine ganz besondere Garantie für Gediegenheit des Blattes gewährt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Somit empfehlen wir das Literaturblatt den Lesern des Archivs aufs beste.

Leipzig. Dr. David Asher.

Erwiederung auf Herrn Dr. Sonnenburg's Vorwort zum Englischen Uebungsbuche.

Obschon es mein fester Vorsatz war nicht auf die in dem Archiv veröffentlichte Entgegnung gegen meine Kritik der Grammatik von Dr. Sonnenburg weiter einzugehen, sehe ich mich doch in Folge der in dem Vorworte zu dem Uebungsbuche des Herrn Dr. S. Besprechung meiner Kritik gedrungen, diese Entgegnung zu beleuchten und nicht unbeantwortet zu lassen. Herr Dr. S. sagt in dem erwähnten Vorworte: „Es ist wohl selten vorgekommen, dass Jemand mit solchen Irrthümern in solcher Weise hervorgetreten ist, wie es der Angreifer im Archiv gethan hat.“

Ich überlasse die Entscheidung über diese Irrthümer dem unbefangenen Urtheile derer, die sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die 8 Seiten

lange Kritik mit Aufmerksamkeit durchzugehen. Ich meinestheils erkläre, dass ich alles darin Gesagte aufrecht erhalte und ganz erstaunt bin, dass Herr Dr. S. in seinen beiden Entgegnungen keinen von diesen gewaltigen vermeintlichen Irrthümern aufführt, sondern einige unwesentliche, geringfügige Punkte, in denen ich anderer Ansicht bin, bespricht. So lange mir diese groben Irrthümer nicht evident nachgewiesen werden, kann ich von dem Gesagten kein Jota zurücknehmen. Die Entgegnung des Vorwortes, welche im Wesentlichen dasselbe enthält, wie die im Archiv, werde ich, um nicht den Vorwurf zu verdienen, mit allgemeinen Phrasen ohne Begründung meinen Gegner abzufertigen, Punkt für Punkt hier besprechen.

1) Herr Dr. S. sagt: „Die Aussprache des Englischen beruht auf denselben Grundsätzen wie die des Deutschen.“ Meine Widerlegung dieses Satzes besteht darin, dass es im Deutschen weder stumme Consonanten noch stumme Vokale giebt und dass die Vokale im Englischen ganz verschieden ausgesprochen werden. — Dass ich unter stummen Buchstaben beispielsweise k vor n, l vor d, k, f, m; g in sign, night u. s. w., w vor h, und in sword, answer, b vor t (doubt), b nach m (lamb), das stumme e am Ende, wo es auch nicht Dehnungszeichen ist, die verschiedene Aussprache der einfachen sowohl, wie der Doppelvokale (ous, ea, ie) u. s. w. meine, ist selbstverständlich. Herr Dr. S. rechtfertigt seine Ansicht, indem er als analoge Beispiele im Deutschen Doppelconsonanten und blosse Dehnungszeichen wie h, e nach i aufführt und folgende Wörter als Beleg für seine Behauptung angiebt: „todt, mehr, kann, Herrscher, miethen.“ Auf welcher Seite ist hier der Irrthum?

2) Ob die Wörter auf o oder die auf oe die Mehrzahl sind, ist sehr unwesentlich; um jedoch in diesem unbedeutenden Punkte, der von mir nur der Vollständigkeit wegen aufgefuhrt, auch recht zu haben, führt Herr Dr. S. eine Reihe von Wörtern auf wie moe, poe etc., die gar nicht mehr gebräuchlich sind. Hätte Herr Dr. S. unter den vielen von mir besprochenen Fehlern wichtigeres zurückweisen können, so würde er dies gewiss vorgezogen haben.

3) In meiner Kritik habe ich getadelt, dass die Lehre von dem Demonstrativ mit yonder beginnt Dass yonder, welches sogar mehr als Adverb (dort) gebraucht wird, als Demonstrativ nicht sehr gebräuchlich ist, wird wohl nicht bezweifelt werden. Dass das selbst von dem Herrn Verfasser als gewöhnlichere, wenn auch vulgäre yon gar nicht erwähnt ist, habe ich nur in Parenthese bemerkt.

4) Cattle und riches. Bei cattle heisst es in der Grammatik: „Cattle ist Plural.“ „Riches Reichthum ist eigentlich Singular, wird aber als ein Plural angesehen.“ Ich tadelte beide Erklärungen, indem cattle eigentlich Singular (capital) ist, als Collectiv aber mit dem Plural gebraucht wird. Ob riches eigentlich Singular ist, ist unentschieden, obschon der ältere Sprachgebrauch dafür zu sprechen scheint; jedenfalls ist es aber jetzt ein Plurale tantum. Für die Behauptung, dass es Plural ist, spricht die Form richness, welches allerdings in einer nüancirten Bedeutung gebraucht wird. Uebrigens räume ich gerne in diesem Falle ein, dass Herr Verfasser der Grammatik das Richtigere getroffen hat.

5) Der Unterschied zwischen Formenlehre und Grammatik! ist, wie leicht ersichtlich, ein blosser Lapsus entweder in dem Manuscripte oder in dem Drucke meiner Kritik. Zur Erläuterung diene Folgendes:

In der Grammatik des Herrn Dr. S. beginnt die Syntax § 48: „der unbestimmte Artikel hat zwei „Formen a und an.“ Indem ich in meiner Kritik bemerke, dass dieses nicht in die Syntax, sondern in die Formenlehre gehört, heisst es: „Soll eine Trennung zwischen Formenlehre und Grammatik (soll heissen: Syntax in der Grammatik) sein, so ist u. s. w. Ob a oder an gesetzt wird, gehört nicht in die Syntax, sondern in die Formenlehre.“

Dass dem Verfasser der Grammatik dieser so auffällige Lapsus entgehen konnte, geht aus dem widersprechenden Urtheile seiner beiden Entgegnungen hervor. In der Entgegnung im Archiv folgert er aus diesem Satze, dass mein Verständniss der Grammatik so beschaffen sei, dass ich einen Unterschied mache zwischen Formenlehre und Grammatik, in seinem Vorwort aber, dass ich ihm einen solchen Unterschied andichte, dass ich überhaupt sein Buch nicht genau angesehen, was jedenfalls meiner eingehenden Kritik gegenüber eine kühne Behauptung ist. Dabei spricht der Herr Verfasser der Grammatik von meinen falschen Behauptungen, Entstellungen und Verdrehungen, indessen ohne ein einziges Beispiel ausser den hier besprochenen Punkten aufzuführen. Auch von Dingen, die ich als fehlend in der Grammatik angegeben, die aber seiner Behauptung nach nicht fehlten, macht er keins namhaft.

6) Dass die Schüler, welche englisch erlernen, etwa so viel französisch wissen, dass sie die Wörter heure, honneur kennen, ist wohl selbst auf der Elementarstufe vorauszusetzen, und daher scheint es uns keine so grosse Zumuthung an den Schüler, dass er z. B. wisse, dass hand, house germanische und hour, honour romanische Wörter sind. Der Herr Verfasser sagt darüber: „Der Kritiker hat offenbar kein Verständniss dafür, wie eine Elementargrammatik beschaffen sein muss, „„h in romanischen Wörtern gewöhnlich stumm““ (so heisst es in meiner Kritik), was soll ein Anfänger mit solchen Regeln machen?“

7) Dass the good, die Guten, als ein Pluralis Masculinum bezeichnet, ist dasselbe, wie wenn ich im Deutschen die Guten, die Armen, die Reichen als Masculina bezeichnen wollte, wo wir doch im Allgemeinen ohne Geschlechtsunterschied sprechen und wo nicht, wie der Verfasser in dem Vorwort zur Rechtfertigung seiner Behauptung boni in Klammer setzt, durch die Endung das Geschlecht gekennzeichnet ist. Auch ist ja dieses im Englischen alleinstehende Adjektiv, welches die ganze Gattung umfasst, immer so aufzufassen, dass ein Substantiv, etwa people oder Aehnliches zu ergänzen ist. So ist z. B. the fair (die Schönen) bekanntlich immer in Beziehung auf das weibliche Geschlecht gesagt.

Wir glauben hiermit alle die Punkte erschöpft zu haben, die Herr Dr. S. in dem Vorworte zu seinem in diesem Jahre erschienenen Englischen Uebungsbuche gegen mich vorbringt.

Da eine Entgegnung in dem Vorworte eines Buches eine weitere Verbreitung hat, als diejenige in einer Zeitschrift, welche nur von Fachmännern gelesen wird, so konnte ich nicht umhin wider meinen anfänglichen Vorsatz nochmals auf den Gegenstand zurückzukommen und hoffe hiermit, dass dies das letzte Wort in dieser Angelegenheit ist.

Frankfurt a. M., Mai 1880. Dr. Bernhard Lehmann.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. H. Sayce, Introduction to the science of language. 2 vols. (London, C. Keyan Paul.) 25 s.

A. Steger, Gehört Geschichte der deutschen Literatur in die mehrklassige Bürgerschule? (Vortrag.) (Halle, Hendel.) 75 Pf.

Cobham Brewer, The reader's handbook of allusions, references, plots, and stories. (London, Chatto & Windus.) 12 s. 6 d.

G. H. v. Meyer, Unsere Sprachwerkzeuge u. ihre Verwendung zur Bildung der Sprachlaute. (Leipzig, Brockhaus.) 6 M.

Wernecke, Ueber den Unterricht im Englischen. (Berlin, Mode.) 60 Pf.

Th. Möbius, Verzeichniss der auf dem Gebiete der altnordischen Sprache und Literatur von 1855 bis 1879 erschienenen Schriften. (Leipzig, Engelmann.) 3 M. 50 Pf.

Grammatik.

H. v. Wolzogen, Geschichte und Gesetze der deutschen Rechtschreibung. (Leipzig, Schlömp.) 1 M.

E. v. Hagen, Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. (Hannover, Schüssler.) 1 M.

C. W. M. Grein, Kurzgefasste angelsächs. Grammatik. (Kassel, Wigand.) 2 M.

A. Salisbury, Phonology and Orthoepy: Elementary treatise of Pronunciation. (Wisconsin, Madison.) 3 s.

A. Hagemann, Ist es ratsam die sogenannte deutsche schrift und die groszen anfangsbuchstaben der nomina appellativa aus unsern schulen allmählich zu entfernen? II. Die majuskeltheorie der grammatiker. Zwei abhandlungen. (Berlin, Mode.) 1 M. 60 Pf.

A. Bieling, Das Princip der deutschen Interpunktion, nebst einer übersichtl. Darstellung ihrer Geschichte. (Berlin, Weidmann.) 1 M. 60 Pf.

K. Kärger, Die orthographische Frage. (Berlin, Hermann.) 50 Pf.

C. Nostitz, Anleitung zur schnellen und sicheren Erlernung der neuen deutschen Rechtschreibung. (Siegen, Montanus.) 20 Pf.

K. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 5 M.

A. Maresch, Etude comparative de l'emploi du subjonctif en français et en allemand. (Neuhaus in Böhmen, Holtsche.) 75 Pf.

E. Le Héricher, Histoire de deux préfixes à travers le vieux français et les patois. (Paris, Maisonneuve.) 2 fr.
A. Löffler, Untersuchungen über den Article partitif. (Berlin, Mode.) 60 Pf.

Lexicographie.

A. de Cihac, Dictionnaire d'étymologie daco-romaine. (Frankfurt a. M., St. Goar.) 20 M.
J. und W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. VI. Bd., 5. Lfrg., bearbeitet von M. Heyne. (Leipzig, Hirzel.) 2 M.
K. Schiller und A. Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. 28. Heft. (Bremen, Kuhtmann.) 2 M. 50 Pf.
H. Berghaus, Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. 9. Heft. (Brandenburg, Müller.) 1 M. 50 Pf.
D. Sanders, Ergänzungswörterbuch der deutschen Sprache. 3. u. 4. Lfrg. (Stuttgart, Abenheim.) à 1 M. 25 Pf.
J. Kelle, Glossar zu Otfried's Evangelienbuch. 2. u. 3. Heft. (Regensburg, Manz.) à 2 M. 80 Pf.
F. Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française de tous ses dialectes du IX[e] au XV[e] siècle. Tome I, fasc. I. (Paris, Vieweg.) 5 fr.
Sachs, Encyclopädisches Wörterbuch der französ. und deutschen Sprache. II. Bd., Schlusslieferung. (Berlin, Langenscheidt.) 1 M. 20 Pf.
J F. Minssen, Dictionnaire des sciences militaires (allemand-français). (Paris, Dumaine.) 7 fr. 50 c.
The student's Engl. Dictionary by J. Ogilvie. (London, Blackie.) 7 s. 6 d.
K. Klöpper, Englische Synonymik. 2. Lfrg. (Rostock, Werther.) 2 M.
W. Skeat, An etymological Dictionary of the English language, arranged on an historical basis. (London, Macmillan.) 10 s. 6 d.
R. S. Charnock, Glossary of the Essex Dialect. (London, Trübner.) 3 s. 6 d.

Literatur.

K. Domanig, Parzival-Studien. II. Heft. Der Gral des Perzival. Paderborn, Schöningh.) 1 M. 50 Pf.
Joh. Kottenkamp, Zur Kritik und Erklärung des Tristan Gottfried's von Strassburg. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 M.
R. Werner, Drei Farcen des 15. Jahrhunderts. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) 1 M. 10 Pf.
R. Rischka, Verhältnis der polnischen Sage von Walgierz Wdaly zu der deutschen Sage von Walther von Aquitanien. (Brody, Rosenheim.) 1 M.
R. v. Muth, Heinrich v. Veldeke und die Genesis der romantischen und heroischen Epik um 1190. (Wien, Gerold.) 1 M.
R. Nötel, Ueber Lessing's Minna v. Barnhelm. (Kottbus, Differt.) 35 Pf.
C. Humbert, Ein verschollenes Werk von Carl Fr. Becker: Die Dichtkunst aus dem Gesichtspunkte des Historikers betrachtet. (Berlin, Mode.) 60 Pf.
L. Salomon, Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. 3. u. 4. Lfrg. (Stuttgart, Levy & Müller.) à 1 M.
W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. 1. Lfrg. (Berlin, Weidmann.) 1 M.
M. Koch, Das Quellenverhältniss zu Wieland's Oberon. (Marburg, Elwert.) 1 M. 20 Pf.

P. Döring, Der nordische Dichterkreis und die Schleswiger Literaturbriefe. (Sonderburg, La Motte.) 75 Pf.
G. Bötticher, Die Wolfram-Literatur mit kritischen Anmerkungen. (Berlin, Weber.) 1 M. 60 Pf.
H. Düntzer, Goethe's Leben. (Leipzig, Fues.) 8 M.
A. v. Oettinger, Goethe's Faust 1. u. 2. Theil. Text und Erläuterungen in Vorlesungen. 2 Thle. (Erlangen, Deichert.) 6 M.
B. Taylor, Studies in German Literature. (London, Low.) 10 s. 6 d.
C. H. Schneider, Biographie des écrivains français. Un abrégé de la littérature franç. du 16e siècle jusqu'à nos jours. (Edinburgh, Thin.) 3 s.
Mahn, Die Werke der Troubadours. III. Bd., 2. Lfrg. (Berlin, Dümmler.) 1 M. 50 Pf.
E. Dönges, Die Baligantepisode im Rolandsliede. (Heilbronn, Henninger.) 1 M. 50 Pf.
F. Godefroy, Histoire de la littérature française depuis le XVIe siècle jusqu'à nos jours. 2e éd. I. Prosateurs. (Paris, Gaume.) 5 fr. 50 ct.
N. Quellien: Annaïk, Poésies bretonnes (texte breton-français en regard). (Paris, Fischbacher.) 2 fr.
A. Tobler, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. (Leipzig, Hirzel.) 2 M. 40 Pf.
F. Brunetière, Etudes critiques sur l'histoire de la littérature française. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
Ch. Formentin, Essai sur les origines du drame moderne en France. (Paris, Pedone Lauriel.) 3 fr. 50 c.
F. Mistral, Mireille, poème provençal; traduit en vers français par E. Rigaud. (Paris, Hachette.) 5 fr.
E. Scherer, Diderot; étude. (Paris, Levy.) 3 fr. 50 c.
H. Ligier, La politique de Rabelais. (Paris, Fischbacher.) 3 fr.
J. H. Glimore, The English language and its early literature. (New-York.) 3 s.
L. Botkine, La chanson des runes. Texte anglo-saxon. Traduction et notes. (Le Hâvre, Baer.) 3 fr.
A. C. Swinburne, A study of Shakespeare. (London, Chatto & Windus.) 8 s.
A. H. Elliot, The witty and humorous side of the English poets. (London, Low.) 10 s. 6 d.
J. Hadley, A brief history of the English language. (London, Bell & Sons.) 1 s.
T. Higginson, Short studies of American authors. (Boston.) 4 s.
Tennyson's Harald, deutsch von Albr. Graf Wickenburg. (Hamburg, Grüning.) 2 M.
F. Winkel Horn, Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens. 5. u. 6. (Schluss-) Lfrg. (Leipzig, Schlicke.) à 1 M. 80 Pf.
P. Stapfer, Shakespeare et l'antiquité. (Paris, Fischbacher.) 2 vols. 8 fr.
Shakespeare, Hamlet, prince de Danemark, tragédie, traduite en prose et en vers avec un commentaire critique et explicatif par Th. Reinach. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
Bunyan, by J. A. Froude (English Men of letters). (London, Macmillan.) 2 s. 6 d.
Chaucer, by Prof. A. W. Ward. (Ibidem.) 2 s. 6 d.
H. Taine, Geschichte der englischen Literatur. Deutsch bearbeitet von G. Gerth. Schluss-Lfrg. 19—21. à 1 M. 50 Pf.
Ugo Foscolo's Gedicht von den Gräbern, übers. von P. Heyse. (Leipzig, Friedrich.) 1 M.
E. Hallberg, Histoire des littératures étrangères. II. Littératures anglaise, slave. (Paris, Lemerre.) 6 fr.
Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen von

L. Katscher. 1.—3. Bd. (Goldsmith, Defoe, Thackeray.) (Leipzig, Wartig.) à 3 M.

H. Normann, Classische Dichterwerke aus allen Literaturen, auf Grund der vorzüglichsten Commentare erläutert. 2 Bde. (Stuttgart, Levy & Müller.) 5 M. 40 Pf.

Hilfsbücher.

Regeln der deutschen Rechtschreibung, hrsgg. vom Verein „Mittelschule". (Wien, Hölder.) 50 Pf.

K. Schiller, Deutsche Unterrichtsbriefe. 1. u. 2. Lfrg. (Wien, Hartleben.) à 50 Pf.

D. Sanders, Kurzgefasstes Hilfsbuch der Rechtschreibung. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) 50 Pf.

W. Wackernagel, Kleines altdeutsches Lesebuch. 2. Auflage. (Basel, Schweighauser.) 6 M.

C. Nachtigall, Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in den oberen Classen. (Remscheid, Schmidt.) 1 M.

J. A. Griesmann, Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. (Leipzig, Weber.) 1 M. 50 Pf.

F. Verstraeten et E. Doms, Cours complet de langue flamande. Ie Partie. (Köln, Du Mont-Schauberg.) 1 M. 60 Pf.

J. Baranowski, Vade-mecum de la langue française, rédigé d'après les dictionnaires classiques, avec les exemples de bonnes locutions que donne l'Académie française. (Londres; Paris, Leroux.) 3 fr.

M. Mass, La prononciation française. Die Kunst elegant und richtig französisch zu sprechen. (Berlin, Horrwitz.) 1 M. 80 Pf.

G. Lücking, Französ. Schulgrammatik. (Berlin, Weidmann.) 3 M. 60 Pf.

Lucrèce, tragédie en 5 actes, erklärt von H. Rehrmann. (Berlin, Weidmann.) 1 M. 20 Pf.

L. Herrig, Premières lectures françaises. Franz. Lesebuch für mittlere Classen. 17. umgearb. Aufl. (Braunschweig, Westermann.) 1 M. 80 Pf.

Elementarbuch der französ. Sprache. 1. u. 2. Thl. (Stuttgart, Metzler.) 1 M.

E. Gerlach, Elementarbuch d. franz. Sprache. (Leipzig, Veit.) 1 M. 20 Pf.

R. Degenhardt, Lectures choisies. (Bremen, Kühtmann.) 4 M.

Auswahl deutscher Bühnenstücke zum Uebers. in das Französische: Doctor Wespe von Benedix, bearb. von Peschier. (Dresden, Ehlermann.) 80 Pf.

E. Tellering, A new french grammar, or, the study of the french language made popular colloquially. (Frankfurt a. M., Jügel.) 2 M. 70 Pf.

R. Rosenthal, Das Meisterschafts-System zur praktischen und naturgemässen Erlernung der französischen und englischen Geschäfts- und Umgangs-Sprache. (Leipzig, Rosenthal.) 1 M. 50 Pf.

H. Röttsches, Schulgrammatik der englischen Sprache. II. Thl. (Rostock, Werther.) 2 M. 25 Pf.

Macaulay's ausgewählte Reden mit Anmerkungen von Dr. Bendan. (Berlin, Mode.) 1 M.

A. Walter, Handbuch der Gespräche, der Sprachlehre und des Briefstils ungarisch, englisch, französisch u. italienisch. (Budapest, Grimm.) 8 Hefte à 60 Pf.

R. Wilcke, Materialien z. Uebers. aus dem Deutschen ins Englische. (Berlin, Weidmann.) 2 M.

H. Keller, Vocabular und Conversationsbuch der italienischen Sprache. (Leipzig, Teubner.) 1 M. 50 Pf.

G. Lardelli, Letture scelte ad uso degli studiosi della lingua italiana. (Zürich, Orell & Füssli.) 3 M.

F. Werder, Lehrbuch der italienischen Sprache. 2. Auflage. (Leipzig, Weber.) 2 M.

T. D. Hall, Manual of English composition. (London, Murray.) 3 s. 6 d.

T. M. Maguire, Test Questions on selected portions of English literature and history. (London, Rivingtons.) 2 s. 6 d.

Wershoven und Becker, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. (Köthen, Schulze.) 2 M.

E. Lorenzen, German declensions with exercises, after Dr. Hoffmann's Neuhochd. Elementargrammatik. (Hamburg, Boyson.) 1 M. 20 Pf.

W. Keller, Russisches Sprachbuch. Ein Versuch in genetischer Methode. (Riga, Kymmel.) 2 M. 40 Pf.

Biola, A graduated Russian Reader, with a vocabulary. (London, Trübner.) 10 s. 6 d.

J. Gall, Kurzgefasste praktische Grammatik der kroatischen Sprache. (Agram, Senftleben.) 1 M. 20 Pf.

Verzeichniss der Vorlesungen

an der Berliner Akademie für moderne Philologie.

Sommersemester 1880.

Ueber die Celtischen Sprachen, Charakteristik und verwandtschaftliches Verhältniss derselben, sowie über deren Einfluss auf die deutsche, englische, französische und die übrigen romanischen Sprachen. Dienstag von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Grammatik des Altfranzösischen, mit Erklärung des Rolands-Epos. Dienstag und Freitag von 5—6 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Celto-irische Grammatik. Grammatik mit Erklärung von altirischen Texten (nach Windisch, irische Grammatik mit Lesestücken. 1879.) Mittwoch von 7—8 Uhr. Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische Grammatik wird Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr vortragen Prof. Dr. Mahn.

Provenzalische lyrische und epische Gedichte wird Freitag von 7 bis 8 Uhr erklären Prof. Dr. Mahn.

Rumänische Grammatik. Mittwoch von 5—6 Uhr. Prof. Demeter Boghean.

Ausgewählte Stücke aus der rumänischen Literatur erläutert Sonnabend von 5—6 Uhr Prof. D. Boghean.

Uebungen in der Interpretation des Rabelais. Montag von 3—4 Uhr. Prof. Dr. Herrig.

Geschichte der französischen Literatur seit Corneille. Donnerstag und Sonnabend von 6—7 Uhr. Dr. Chr. Rauch.

Exercices de style français. Mittwoch und Sonnabend von 4—5 Uhr. Prof. Pariselle.

Uebungen in freien französ. Vorträgen. Donnerstag von 5—6 Uhr. Dr. Burtin.

Praktische Uebungen in der französischen Aussprache, nebst Lehre des franz. Versbaues. Dienstag von 6—7 Uhr. Dir. Dr. Benecke.

Angelsächsische Uebungen mit Zugrundelegung von Zupitza's Lesebuch. Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr. Dr. Zernial.

Ausgewählte Abschnitte aus den Canterbury Tales von G. Chaucer wird am Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr erklären Dr. Vatke.

Ch. Dickens' Cricket on the Hearth (unter Zugrundelegung seiner Ausgabe) wird Montag und Donnerstag von 5—6 Uhr erklären Prof. Dr. A. Hoppe.

Uebungen im Text-Emendiren des Shakespeare. Dienstag und Freitag in zu verabredenden Stunden. Prof. Dr. Leo.

Die Syntax der englischen Sprache wird Mittwoch und Sonnabend von 3—4 Uhr vortragen Prof. Dr. I. Schmidt.

English Literature under Queen Anne. Montag und Donnerstag von 7—8 Uhr. Prof. G. Boyle.

Exercises in English style. Montag von 2—3 Uhr. Mr. W. Wright.

Uebungen in freien englischen Vorträgen. Mittwoch von 5—6 Uhr. Mr. W. Wright.

Erklärung von Ariosto's Orlando Furioso. Dienstag von 5—6 Uhr. Dr. Buchholtz.

Calderon, el principe constante, mit kurzer literarischer Einleitung, verbunden mit praktischen Uebungen. Freitag von 5—7 Uhr. Dr. P. Förster.

Schwedische Grammatik. Montag und Donnerstag von 2—3 Uhr. Prof. Dr. Leo.




Princeton University Library
32101 063601445

